DEUTSCHER VEREIN
GLASGOW.

STIRLING UNIVERSITY LIBRARY
BOOK NUMBER VOL COPY
943961-41

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Erster Theil.

(Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1849.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

OF THE
German Club,
-1923-
GLASGOW

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction.

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

BIBLIOTHEK DES DEUTSCHEN VEREINS IN GLASGOW

Neunter Band.

Frankfurt a/M. 1849.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

Seite

III. Italiänische und spanische Geschichte in der ersten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts 284
1. Einleitung 284
2. Neapel, Sicilien und Mittelitalien 285
3. Veränderungen im oberen Italien 310
4. Spanische Geschichte von Johann I. von Castilien an bis auf dessen Enkel Johann II. 325
5. Spanische Geschichte von Johann II. von Castilien an bis auf den zweiten neapolitanischen Zug Alphons des Fünften von Aragonien 337
6. Italien von der Rückkehr Alphons des Fünften nach Aragonien an bis zum Tode desselben 349

IV. Bildung und Literatur der letzten Hälfte des vierzehnten und der ersten des fünfzehnten Jahrhunderts . 399
A. Griechen in Beziehung auf die Blüthe der Wissenschaft und Kunst in Italien 399
1. Personen 399
2. Methode und Frucht des griechischen Unterrichts . . 408
B. Deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert . . . 411
1. Ursprünglich deutsches Element derselben, welches mit dem Wiederaufleben der alten klassischen Literatur nicht zusammenhängt 411
2. Erste Schritte der Deutschen auf dem von den Italiänern betretenen Wege zu einer neuen nationalen Literatur und Bildung 429
a) Neue Lehranstalten 429
b) Herolde der bei den Italiänern herrschenden Bildung in Deutschland 430
C. Bildung und Literatur Italiens von Dante's Tod an bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts 437
1. Übergang vom vierzehnten zum fünfzehnten Jahrhundert 437
2. Mediceische Periode oder Blüthezeit der Künste und der Literatur im fünfzehnten Jahrhundert 446
a) Verhältniß der italiänischen Regierungen zu der literarischen Bildung und ihren Fortschritten . . . 446
b) Einzelne Italiäner, welche den Kern der antiken Bildung für die neuere Zeit zugänglich gemacht und nicht blos für die Bibliotheken, sondern für das Leben in eine neue Form gebracht haben] 455
c) Erneuerung der antiken Beredsamkeit und Geschichtschreibung im klassischen oder Ciceronischen Latein . 462

Druckfehler.

Band I.

S. 45. Z. 8. v. u. l. „Familien“ st. „Familie“.
„ 274. „ 7. streiche das „I.“ bei dem Worte „Agis“.
„ 460. „ 10. l. „Tragödien“ st. „Komödien“.

Band II.

S. 382. Z. 1. l. „Acesines“ st. „Acesims“.
„ 422. „ 1. v. u. l. „einem gewissen Neleus von Skepsis“ st. „einem gewissen Skepsis“.

Band III.

S. 14. Z. 5. v. u. l. „Mithridates VI.“ st. „Mithridates IV.“
„ 272. „ 14. v. u. l. „bürgerlichen“ st. „gebürrlichen“.
„ 278. „ 19. l. „sein College“ st. „seine Collegen“.
„ 305. „ 1. v. u. l. „Theron“ st. „Hiero. I.“

Band IV.

S. 206. Z. 13. v. u. l. „welche an der campanischen Küste von Puteoli nach Bajä führte“ st. „welche von der campanischen Küste nach der Insel Bajä führte“.
„ 383. „ 11. l. „Julianus“ st. „Julius“.
„ 513. „ 18. l. „Jovinus“ st. „Jovius“.

Band V.

S. 249. Z. 6. l. „Boëthius“ st. „Böthius“.

Band VII.

S. 490. Z. 8. l. „Pabst“ st. „Past“.

Band VIII.

S. 272. Z. 18. streiche das Semikolon.

Band IX.

S. 14. Z. 14. l. „Fulko" st. „Falko".
„ 32. „ 12. v. u. l. „Akindschi" st. „Akiudschi".
„ 36. „ 15. l. „streifenden" st. „streichenden".
„ 99. „ 15. v. u. setze vor und nach dem Worte „Demetrius" ein Komma.
„ 125. „ 1. l. „Deutsche Geschichte bis zur Mitte des Jahrhunderts" st. „Deutsche und italiänische Geschichten".
„ 128. „ 9. v u. l. „die beiden Burggrafen Friedrich und Johann von Nürnberg" st. „den Burggrafen Johann".
„ 133. „ 13. l. „dann" st. „denn".
„ 139. „ 17. v. u. l. „Pelzel" st. „Petzel".
„ 168. „ 11. l. „Johanna" st. „Johanns".
„ 188. „ 7. v. u. setze „sollten" nach „werden".
„ 191. „ 10. v. u. l. „1420" st. „1419".
„ 370. „ 14. v. u. l. „Bruder" st. „Sohn".

Geschichte der neueren Zeit.

I. Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß der Literatur.

PROPERTY
OF THE
German Club,
GLASGOW

Einleitung und Uebersicht der Verhältnisse des Ostens vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir sollten die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts eigentlich mit der italiänischen Geschichte beginnen, weil in Italien damals die ganze neuere Wissenschaft, die schönen und die nützlichen Künste, die Gewerbe, der Handel und die Schifffahrt, wie jetzt in England, blühten; oder auch mit Deutschland, weil die Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel die Reformation vorbereiteten und der Hussiten-Krieg ein Vorspiel der Religions-Kriege des sechzehnten Jahrhunderts war. Wir ziehen aber aus Gründen, welche weiter unten angegeben werden sollen, vor, zuerst von den Gefahren zu reden, die dem Christenthum und der Civilisation von Osten her drohten. Wir gehen von den Zügen der Türken und der tatarischen Horden aus, handeln dann von Italien und Deutschland, Frankreich, England und Belgien, und zuletzt von Spanien, Aragonien und Neapel. Die Geschichte der skandinavischen Staaten und Rußlands werden wir, soweit es zum Verständniß des allgemeinen Zusammenhangs der Begebenheiten nöthig ist, mit der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts verbinden, welche wir mit den nordischen Völkern zu beginnen gedenken. Da wir auf den Zusammenhang der literarischen Bildung mit der fortschreitenden bürgerlichen und politischen Entwickelung der einzelnen Nationen und auch auf unsere Sammlungen über das Verhältniß Beider zu einander vorzugsweise Bedeutung legen, so werden wir dem Abschnitt über Literatur einen größeren Raum

widmen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Man gibt in der Regel nur das Allgemeine an, wir werden dagegen so viel Einzelnes und Specielles aufnehmen, als sich nur immer allgemein verständlich vortragen läßt, da dieses Werk die Fortsetzung einer für gebildete, aber nicht gerade gelehrte Leser bestimmten Geschichte ist.

Aus dieser Ursache dürfen wir auch die asiatischen und türkischen Geschichten, sowie die griechischen und die der Donau-Provinzen nur leise berühren, weil wir nur der Geschichte der fortschreitenden Civilisation der europäischen Völker Schritt vor Schritt folgen, nicht barbarische oder ritterliche Kriegsgeschichten erzählen wollen. Es scheint uns daher auch, daß schon aus dieser Ursache die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dem fernen Osten begonnen werden muß; denn durch die Kriege der Türken und Tataren wurde das Fortschreiten der Civilisation in Italien gefördert, in Deutschland dagegen gehemmt. Die Eroberungen der Türken und die Verwüstungen der Tataren veranlaßten nämlich einerseits griechische Gelehrte und Künstler aus allen Gegenden des Ostens nach Italien zu flüchten, und hatten andererseits die nachtheilige Folge, daß die deutschen Kaiser, weil sie zu den Türkenkriegen der Päbste bedurften, in den kirchlichen Angelegenheiten das Bestreben der deutschen Nation, sich von römischem Druck und mönchischer Unwissenheit zu befreien, nicht kräftig unterstützen konnten.

Ehe wie zur Geschichte der Osmanen und der lateinischen und griechischen Christen des oströmischen oder byzantinischen Reiches übergehen, müssen wir noch einmal auf die Züge der Tataren und Mongolen einen Blick werfen. Wir wollen nicht auf das Einzelne der früher erzählten asiatischen Geschichten zurückkommen, sondern nur die Hauptpunkte zu einer allgemeinen Übersicht vereinigen, um zu erklären, warum die Türken ein neues mohammedanisches, in sich einiges und starkes Reich in Europa und Asien errichten konnten, während Mongolen und Tataren bloß als raubende Horden furchtbar waren. Die Osmanen waren nur ein Stamm, an den sich andere Stämme anschlossen, sie wurden durch Religion und Organisation ein militärischer Staat; die zahllosen Horden von Tataren und Mongolen dagegen kehrten zu ihrer alten Sitte und Vereinzelung zurück, sobald der Führer, der sie zusammen getrieben und gehalten hatte, gestorben war.

Wir setzen als bekannt voraus, daß der Name Türken und Tataren Völkerschaften von kaukasischer Abkunft und Natur bezeichnet, welche äußerlich den germanischen Stämmen gleichen, daß dagegen die Mongolen der Abkunft und der äußeren Gestalt nach von den Letzteren wesentlich verschieden sind. Wir nehmen ferner als bekannt an, daß in den Zeiten, als Dschingiskhan und seine Nachfolger ihre Mongolen in Bewegung setzten, und als nachher Timur seine Kriege führte, die Horden der Tataren von den Mongolen mit fortgerissen und so theils tatarische, theils mongolische Reiche durch die mongolischen Züge begründet wurden. Wenn wir von Türken reden, so werden entweder Stämme verstanden, welche das Reich der Seldschukken gebildet hatten, oder wilde und rohe, aber auch kräftige und tapfere Turkmannen. Im siebenten Bande ist ausführlich berichtet worden, wie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Temudschin, der Fürst einer mongolischen Horde am Altai-Gebirge in Oberasien, alle die Nomaden, welche südlich vom Baikal-See umherzogen, unter seiner Herrschaft vereinigte und als ihr Kaiser den Titel Dschingiskhan annahm. Er unterwarf auch die Tataren und den nördlichen Theil von China bis an den gelben Fluß, ehe er den reißenden Strom seiner Mongolen nach Nordwesten und nach Südwesten richtete, und dort auf türkisch-tatarische Stämme traf. Die Letzteren nennt Dschingiskhan's Geschichtschreiber Turkmannen, welches in persischer Sprache Leute bezeichnet, die den Türken ähnlich sind. Diese Stämme wurden von den Mongolen mit fortgerissen. Dschingiskhan wandte sich hierauf mehr nordwärts, und vertrieb die türkischen Stämme der Kankali oder Kankli, welche östlich vom Jaïk wohnten (s. Th. VII. S. 216), aus ihren Sitzen. Die im Westen am kaspischen Meer wohnenden Türken des Kaptschack hatten bald nachher dasselbe Schicksal. In Persien bestand damals das Reich der Chowaresmier, dessen Beherrscher wegen ihrer großmüthigen Unterstützung der Literatur und Kunst und wegen des Antheils, den sie selbst an Poesie, Wissenschaft und Bildung nahmen, auch in Europa berühmt sind (s. Th. VII. S. 212 ff.). Sie waren nach Außen hin nur durch die türkischen Heere in ihren Diensten furchtbar, der Krieg der Mongolen mit den Kankali-Türken führte die Ersteren auch in das Land Mohammed's III., des Schah von Chowares-

mien. Takasch, der Vater Mohammed's, war nämlich mit der Tochter des Khan's eines Zweiges der Kankali-Türken verheirathet, welche unter dem Namen Turkan-Khatune in den persischen Annalen als Amazone und geniale Herrscherin über Gemahl und Sohn berühmt ist, und diese hatte Stämme der oghusischen Türken, denen die Osmanen angehören, sowie Horden von Turkmannen, und Kankali nach Persien gezogen, mit deren Hülfe Mohammed das berühmte Reich der Chowaresmier gründete. Diese Stämme waren roh und wild, sie bedrängten nicht blos den Khalifen in Bagdad, sondern sie waren auch dem Sultan selbst gefährlich; deshalb gab Mohammed seiner Mutter Turkan-Khatune, in welcher die Türken das Blut ihrer Herrscher ehrten, einen sonst im Orient nicht gewöhnlichen Einfluß auf die Regierung. Er eroberte kein Land, ohne ihr eine Provinz desselben anzuweisen; sie hatte ein Ministerium von sieben Männern von ausgezeichnetem Verdienste, und ihr Tougra oder Monogramm, welches sie mit eigener Hand auf alle Verordnungen schrieb, bestand aus den Worten: „Beschützerin der Welt und des Glaubens, Fürstin der Türken, Königin der Weiber des Weltalls." Ihr Wahlspruch war: „Gottes Gnade ist meine Zuflucht." Sie nannte sich Gebieterin der Welt (Khudavend-Dschihan). Ihr Schicksal und das ihres Sohnes ist an einem anderen Orte (Th. VII. S. 221 ff.) erzählt worden. Wir fügen nur noch hinzu, daß die türkischen Stämme vernichtet oder mit den Mongolen fortgerissen wurden, welche Central-Asien unterjochten, das Land jenseit des Orus (Dschihun), sowie Khorasan und ganz Persien verwüsteten. Noch bei Dschingiskhan's Leben erreichten die Mongolen im Südosten den Sind, im Westen den Euphrat, drangen nördlich am schwarzen Meer nach Georgien, überschwemmten die Krimm, verwüsteten einen Theil von Rußland und befehdeten die Bulgaren an der oberen Wolga.

An der oben angeführten Stelle des siebenten Theils ist im Einzelnen berichtet, wie der Mongolen-Fürst nach seinem Zuge gegen den Westen sich wieder gegen China wandte und, als er starb, schon die westlichen Provinzen dieses Reiches unterworfen hatte. An demselben Orte ist ferner nachgewiesen, auf welche Weise unter den ersten Nachfolgern Dschingiskhan's die Mongolen

sich nördlich vom kaspischen Meer, vom Kaukasus und vom schwarzen Meer festsetzten, und Rußland verwüsteten. Später (unter Timur) wurden diese Angriffe erneut, und die Tataren gründeten im Kaptschack und in Kasan dauernde Reiche. Auch Polen und Ungarn wurden von den Mongolen verheert, sowie andererseits die Länder am Euphrat und Tigris, Armenien, Georgien und Kleinasien unterworfen, nachdem Bagdad, der Sitz der Khalifen, vernichtet war. Endlich eroberten sie auch China ganz, und besetzten Tübet und den Theil von Indien, welcher jenseit des Ganges liegt. Auf diese Weise waren ein halbes Jahrhundert nach Dschingiskhan's Tode seine Nachkommen Beherrscher des größten Theils von Asien. Sie zerfielen in vier Dynastieen, und eine derselben, welche in der jetzt Peking genannten Stadt ihren Sitz hatte, führte dem Namen nach die Herrschaft über die anderen: diese mußten ihr Reich von dem Oberkaiser in Peking zu Lehen nehmen (s. Th. VII. S. 229 f. und 238 ff.). Dschingiskhan's berühmte Reichs-Statuten setzten fest, daß in keiner der vier von ihm stammenden Dynastieen das Erstgeburtsrecht gelten solle, sondern daß, wenn einer der vier Regenten sterbe, jedes Mal alle Prinzen des Hauses sich versammeln und aus ihrer Mitte einen neuen wählen sollten. Diese Einrichtung, welche in kleineren Staaten, selbst im Abendland, unausführbar sein würde, ward die Veranlassung ewiger Kriege. Der Prinzen waren mit der Zeit unzählig viele, alle hatten ein ansehnliches Gebiet und gemiethete Heere in ihrem Dienst oder kriegerische Nomaden der Wüste zu Verbündeten; der Tod eines Regenten rief daher gewöhnlich einen allgemeinen Krieg hervor. Die einzelnen Fürsten griffen zu den Waffen und führten Krieg unter einander oder auch mit den obersten Regenten. Die Geschichte der Nachkommen von Dschingiskhan's beiden ältesten Söhnen, Tschagataï und Tschutschi, erzählt von nichts Anderem, als von den blutigen Kriegen der Thron-Prätendenten. Die eine dieser Dynastieen wurde daher schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die andere am Ende des fünfzehnten vernichtet. Anarchische Verwirrung führte auch in Persien gegen das Jahr 1336 den Untergang der Herrschaft von Dschingiskhan's Nachkommen herbei. In China wurden sie um 1370 vertrieben, und den Nachkommen des mongolischen Eroberers

blieb zuletzt nur die Herrschaft über die Nomadenstämme und Horden von Mittelasien übrig.

Schon lange vor dem Untergang der von Dschingiskhan und seinen Söhnen gegründeten Reiche schüttelten die Stämme kaukasischen Ursprungs und kaukasischer Bildung, welche wir in den früheren Bänden als Tataren und als Türken bezeichnet haben, das Joch der mehr wilden Thieren als Menschen ähnlichen mongolischen Horden ab. Die seldschukkischen und osmanischen Türken und andere Stämme befehdeten die Christen in Kleinasien; die sogenannten Mamlukken, d. h. gekaufte und als Soldaten gebrauchte Türken, Tataren und andere Kaukasier herrschten in Egypten und breiteten sich nach Syrien aus (s. Th. VII. S. 246), wo sie nachher mit den osmanischen Türken zusammentrafen. Dieser Türken haben wir vorher bei Gelegenheit von Tschingiskhan's Unternehmungen gegen Persien unter dem Namen der Oghusen oder Oighuren gedacht. Eine etwa fünfzigtausend Seelen starke Horde der Letzteren hatte in Hoch-Armenien Zuflucht gesucht. Sie wurde auch dorthin verfolgt, ihr Führer Soliman ertrank in einem Flusse, und seine vier Söhne suchten nach türkischer Art jeder einen Sitz, wo sie mit ihrem Säbel sich und dem Islam nützlich sein könnten; nur einer derselben aber, Ertoghrul, hat als Gründer des osmanischen Reiches welthistorische Bedeutung erhalten. Ertoghrul unterstützte nämlich mit der an Zahl geringen Schaar Türken, welche ihm gefolgt war, den seldschukkischen Sultan Alaeddin, einen der vielen kleinen türkischen Fürsten, welche damals in Kleinasien die Griechen oder auch sich selbst untereinander unaufhörlich befehdeten. Er erhielt zur Belohnung dafür ein Lehen im Gebiet von Angora, machte sich aber bald unabhängig, breitete seine Herrschaft nach Norden hin aus, und schuf eine Reiterei, welche nachher von seinem Sohne Osman und seinem Enkel Urchan vermehrt wurde, und durch Disciplin und Fanatismus furchtbar war. Unter Osman strömten alle kühnen türkischen Räuber nach der von Ertoghrul eroberten Feste Karahissar, dem Sitze seiner Herrschaft. Die neue Macht der Osmanen war den Griechen durch Talent und Muth der Führer, den zahlreichen kleinen türkischen Fürsten des Landes durch Disciplin und Einigkeit um so viel mehr überlegen, als jene Kleinasien vernachlässigten und diese keine eigentliche Organisation

hatten. Die Letzteren waren getheilt und uneinig, ihre Heere glichen Räuberbanden; die Osmanen dagegen organisirten sich nach und nach förmlich als Feudalritterschaft, und ihr Sultan Osman vertheilte ihnen die Eroberungen fast unter denselben Bedingungen, unter welchen Wilhelm der Eroberer den normannischen Rittern England vertheilt hatte (s. Th. VII. S. 21 ff.). Erleichtert wurden den Osmanen ihre Eroberungen im nördlichen Kleinasien dadurch, daß gleichzeitig mit ihnen andere türkische Stämme den Süden und die Westküste dieses Landes verheerten, und daß die griechischen Kaiser die Vertheidigung von Bithynien vernachlässigten. Seit Michael Paläologus die Lateiner aus Constantinopel vertrieben, und den Sitz des Reiches von Nicäa wieder dahin verlegt hatte (s. Th. VII. S. 187 ff.), wurden alle Streitkräfte des byzantinischen Reiches durch Kriege in Macedonien, in Thracien und im eigentlichen Griechenland aufgerieben. Dies benutzten die Führer der türkischen Banden in Kleinasien. Herr von Hammer, welcher seine Geschichte der Osmanen aus den sehr reichen türkischen Quellen schöpft und diese oft wörtlich wiedergibt, hat aus denselben eine bedeutende Zahl kleiner türkischer Fürsten genannt, die zu Osman's Zeit im südwestlichen Theile von Kleinasien den Griechen Städte und Provinzen entrissen. Die byzantinischen Geschichtschreiber sagen uns, daß Kenchreä, Tripolis am Mäander, Sardes und Ephesus damals entweder erobert oder ganz verwüstet wurden. Während andere Türken die Küste des ägäischen Meeres besetzten, die Inseln verheerten und plünderten, richteten die Osmanen ihre Züge gegen Bithynien, und landeten von Zeit zu Zeit an den Küsten von Thracien. Nur drei Städte Bithyniens, Prusa, Nicäa und Nikomedien, vertheidigten sich über ein Vierteljahrhundert gegen die Angriffe der Osmanen, Smyrna allein bis auf Timur's Zeit, Philadelphia fiel früher. Erst kurz vor Osman's Tode (1326) ergab sich das ganz enge eingeschlossene Prusa, die Hauptstadt Bithyniens, welche von diesem Augenblicke an Hauptstadt des neuen osmanischen Reiches ward. Urchan, der in seines Vaters Spuren trat, eroberte nachher noch Nicäa und Nikomedien, besetzte ganz Bithynien und Paphlagonien, und faßte endlich auch in Europa festen Fuß. Seine Raubschaaren besetzten nämlich im Jahre 1357 den thracischen Chersonesus und das diesem nahe liegende

Küstenland östlich bis nach Rodosto hin, westlich an der Maritza hinauf bis nach Ipsala, und nördlich bis an das Gebiet von Tschorli und Hieraboli. Soliman, Urchan's ältester Sohn, begab sich als Stellvertreter seines Vaters, welcher nie nach Europa kam, in den neueroberten Landstrich, und nahm seine Residenz in Kallipolis oder Gallipoli, welches damals noch eine der bedeutendsten Städte des sinkenden byzantinischen Reiches und der glänzendste Handelsplatz der Seeküste war. Soliman starb vor seinem Vater, und Urchan's zweiter Sohn, Murad I., folgte dem Vater in der Regierung. Von Murad und von seinem Nachfolger ist zwar schon an einer anderen Stelle dieser Weltgeschichte (Th. VIII. S. 554—557) die Rede gewesen; wir müssen aber hier auf seine Geschichte zurückkommen, weil wir dort nur des Verhältnisses der Türken zu den Ungarn und zur Geschichte des Königs Siegmund gedacht haben, hier dagegen ihrer Unternehmungen in Beziehung auf das christliche Reich zu Constantinopel gedenken müssen.

I. Türkische und byzantinische Geschichten bis auf die Eroberung von Constantinopel.

1. Das byzantinische Reich bis auf die Besetzung von Gallipoli durch die Osmanen.

Obgleich in Constantinopel und im ganzen byzantinischen Reich der griechische Charakter entartet, die griechische Wissenschaft und Kunst erloschen war, so behielt doch immer noch die alte Civilisation und ganz besonders die alte Literatur einen mächtigen Einfluß in der alten Hauptstadt des griechischen Reiches, selbst während der militärischen Herrschaft der Lateiner. Kunst und Wissenschaft blühten wieder auf, als Michael Paläologus Constantinopel aufs neue zum Sitz des Reiches machte. Die Venetianer und Genuesen, welche in den Vorstädten von Constantinopel einen unabhängigen Staat bildeten, viele Niederlassungen im griechischen Lande hatten und ihren Handel in der Krimm, am ganzen östlichen Ufer des schwarzen Meeres und von dort aus, wie Marco Polo's Reisen beweisen, bis nach China und nach Indien hin trieben, verbreiteten byzantinische Kunst und griechische Gelehrsamkeit im Westen. Wir dürfen daher die höchst unerfreuliche Geschichte der Nachfolger des Kaisers Michael Paläologus nicht ganz übergehen. Michael (s. Th. VII. S. 186 ff.) hatte in Europa noch zwei griechische Regenten neben sich, welche in Aetolien, Epirus und Thessalien als Fürsten regierten; diese erkannten seinen kaiserlichen Titel an und nannten sich nur gebietende Herren (despotae). In Asien war zu Trapezunt ein Kaiserhaus, welches Michael und die Seinigen nicht als legitim erkannte. Mit den Resten der lateini-

schen Herrscher im griechischen Lande war Michael fortdauernd im Kriege. Er unterhielt deshalb ganze Schaaren gemietheter Slaven, Bulgaren und Türken, welche den Krieg als Handwerk trieben. Fallmerayer in seiner Geschichte von Morea ist der Meinung, daß Michael trotz der großen Anzahl schwer zugänglicher Ritterburgen, welche die Franken in der Morea errichtet hatten, sie von dort gänzlich vertrieben haben würde, wenn er sich nicht zugleich mit den Despoten von Arta und mit den über Neu-Patras, über Athen, über den Euripus herrschenden Baronen in Krieg eingelassen und die Inseln des ägäischen Meeres zu erobern gesucht hätte. Von Chios, Lesbos, Rhodus und einigen anderen Inseln vertrieb er in der That die Lateiner. Die Pisaner und Genuesen und ihr Handel wurden von ihm sehr begünstigt, die Venetianer und der Pabst begünstigten daher den Sprößling des Hauses Anjou, der sich stellte, als wenn er sich der Rechte des vertriebenen lateinischen Kaisers Balduin annehmen wolle (s. Th. VII. S. 327). Michael suchte den Sturm eines gegen ihn zu richtenden Kreuzzuges dadurch abzuwenden, daß er den Pabst gewann. Er nahm den Schein an, als wenn er den lateinischen Gottesdienst im griechischen Reich einführen wolle. So betrachteten wenigstens sowohl die Griechen als der Pabst anfangs das Anerbieten, welches Michael auf einer Kirchenversammlung der abendländischen Geistlichen den Letzteren machen ließ, daß er nämlich das oberste Ansehen des Pabstes auch im Orient anerkennen lassen wolle. Die Griechen widersetzten sich nicht sehr heftig, so lange nur davon die Rede war, daß des Pabstes Namen neben dem der vier anderen Patriarchen im Kirchengesang erwähnt werden müsse, daß der römische Bischof den ersten Rang haben solle, und daß man an ihn appelliren könne. Darunter litt nur der Patriarch Joseph. Anders war es, als dem Glaubensbekenntniß vom heiligen Geist die Worte angehängt werden sollten: derselbe gehe aus vom Vater und vom Sohne; die letzten zwei Wörtchen (filioque) brachten Alles in Bewegung Der Pabst ahnte nämlich wahrscheinlich, daß Michael ihn blos abhalten wolle, die lateinische Ritterschaft zu Gunsten des Prätendenten, welcher den Anspruch des lateinischen Kaisers an sich gebracht hatte, gegen Constantinopel aufzubieten, er beruhigte sich daher auch mit dem Zugeständnisse der drei erwähnten Artikel nicht.

Auch läßt der Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras den Kaiser in der That sich so gegen seine Geistlichkeit aussprechen, daß er zu verstehen gibt, es habe mit der Unterwerfung unter den Pabst nicht viel auf sich. Als daher der Pabst Legaten schickte und andere Forderungen machte, gerieth der griechische Kaiser in große Verlegenheit. Er selbst wollte Wort halten, die Geistlichen und das Volk aber wollten ihm in Rücksicht auf Glauben und Cultus nicht gehorchen. Es entstand Streit und Verfolgung, und Michael blieb bis an seinen Tod (1282) mit seinen eigenen Unterthanen in einem noch härteren Kampf, als mit den Türken, welche sich überall festsetzten. Die griechischen unabhängigen Fürsten (despotae) in Aetolien, Epirus und Thessalien, der Beherrscher von Trapezunt, welcher den Kaisertitel wieder angenommen hatte, ja sogar die lateinischen Barone, die noch auf der Insel Negroponte, in Theben, in Athen und im Peloponnes herrschten, nahmen sich der von Michael um des Pabstes willen verfolgten Griechen an; seine eigenen Geistlichen verfluchten, seine Generale verriethen ihn; fast alle seine weiblichen Verwandten begünstigten die Partei ihrer Landsleute, welche die Unterwerfung unter den Pabst verabscheute. Michael verhängte grausame Verfolgungen über diejenigen seiner Unterthanen, welche nicht glauben oder doch wenigstens nicht in ihr Glaubensbekenntniß setzen wollten, daß der Geist vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Er gerieth dadurch in einen so heftigen Kampf, daß er zugleich von seinen Geistlichen mit dem Bannfluch belegt und vom Pabste, weil er das ihm gegebene Versprechen nicht hatte erfüllen können, ebenfalls aus seiner Kirche ausgeschlossen ward. Er starb daher von beiden Kirchen ausgestoßen. Vom griechischen Patriarchen war Michael als Ketzer so verflucht worden, daß sein Sohn und Nachfolger, der sich bisher hatte verstellen müssen, sich gleich bei seinem Tode von seinen Grundsätzen lossagte und seine Leiche nicht in Constantinopel beizusetzen wagte, sondern nach Selymbria bringen ließ.

Michael's Sohn und Nachfolger, Andronikus der Ältere, war, wie fast alle byzantinischen Kaiser der letzten Zeit, ein gründlicher Philosoph, Philolog und besonders Theolog; aber in Büchern vergraben überließ er die Geschäfte Anderen, und war für sich selbst unablässig mit den Streitigkeiten der Geistlichen,

namentlich der Erzbischöfe seiner Hauptstadt, beschäftigt. Unter seiner Regierung streiften eines Theils die Banden der Ritter, welche in den inneren Kriegen Spaniens und in den Kriegen der Engländer und Franzosen als Miethlinge (condottieri) gedient hatten, unter dem Namen Catalonier auf den Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres (s. Th. VIII. S. 111) umher, anderes Theils machten die Johanniter-Ritter, die sich nach dem Untergang der christlichen Herrschaft in Palästina auf der Insel Cypern niedergelassen hatten, Rhodus zum Bollwerk der Christen gegen die Türken; die Letzteren aber setzten sich auf den Inseln und auf den Küsten fest, und unternahmen grausame Streifzüge in das Innere. Die Insel Rhodus war, als die Johanniter sich vom Könige von Cypern trennen wollten, zwischen Griechen und Türken getheilt, der Großmeister Falko von Villaret reiste daher nach Frankreich, um ritterlichen Beistand zu erhalten, und nach Rom, damit der Pabst den Glaubenskrieg der Ritter durch Geld fördere. Der Pabst zahlte neunzigtausend Goldgulden, der griechische Kaiser sollte abgefunden und als Lehensherr anerkannt werden; davon wollte aber Andronikus nichts hören, sondern er schickte ein Heer und eine Flotte gegen die Ritter. Villaret griff die Griechen an, schlug sie und eroberte zuerst die Hauptstadt (Aug. 1310), dann die ganze Insel, welche von diesem Augenblick an Eigenthum der Johanniter blieb.

Andronikus hatte die Schwäche, stolz darauf zu sein, daß er die erste Person einer Trias von Kaisern sei; er gab nicht blos seinem Sohne Michael II., sondern auch dessen Sohne, Andronikus dem Jüngeren, den Kaisertitel. Schon vor dem Tode Michael's entzweite sich Andronikus der Ältere mit seinem Enkel, nach demselben (October 1820) schien er Anstalt zu machen, ihn ganz von der Regierung zu entfernen. Er zog einen anderen Enkel, Constantin, hervor, und ließ sogar dessen natürlichen Sohn, Michael, welchem nicht blos Johann Kantakuzenus, sondern auch Nikephorus Gregoras alle Anlagen und Fähigkeiten abspricht, als seinen künftigen Erben behandeln. Der verächtliche Beiname des Katharers, welchen Michael seiner Mutter wegen erhalten hat, scheint ihn sogar als Sohn einer argen Ketzerin zu bezeichnen. Der jüngere Andronikus war in Wollust und Zerstreuung versunken, und

hatte weder Verstand zum Regieren noch Kraft zur Empörung; es gesellten sich aber zwei Männer zu ihm, welche seinen Argwohn gegen den Großvater weckten und ihm nachher mit Rath und That beistanden. Diese beiden Männer, von welchen der eine ein gelehrt gebildeter Hofmann war, der andere über die in griechischen Diensten stehenden Slaven und Bulgaren viel vermochte, waren Johann Kantakuzenus und Syrgiannes. Von dem Ersteren besitzen wir ein dickes, gelehrt und sophistisch geschriebenes Buch über die Geschichte seiner Zeit und besonders über seine eigene. Diese Schrift hat viele Ähnlichkeit mit den Büchern, welche von den Großen der Zeit Bonaparte's, sowie von Thiers und Anderen über die Geschichte ihres Kaisers und seines Kaiserthums geschrieben sind, d. h. Johannes stellt sich und seine Partei aberall ins vortheilhafteste Licht. Ein Unterschied besteht freilich zwischen Kantakuzenus und jenen Franzosen: die Letzteren sind nämlich ungelehrt, aber unterhaltend, Johann Kantakuzenus dagegen ist grundgelehrt, aber langweilig. Syrgiannes, der sich neben ihm eindrängte, wird von dem damals lebenden Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras, welcher als Schriftsteller völlig ein Kind seiner Zeit ist, der uns ganze Seiten hindurch von Weibern und Pfaffen unterhält, und die Kabalen und Intriguen derselben der Länge nach in seine Geschichte aufnimmt, als sehr praktisch und brauchbar, aber auch als ein Mann ohne Treue und Gewissen geschildert. Des Syrgiannes Großmutter war eine Prinzessin aus griechisch-kaiserlichem Blute, sein Großvater ein Kumane; er selbst hatte sich durch einen zweimal in einer hohen Stelle geübten Verrath bei dem alten Kaiser so verhaßt gemacht, daß dieser ihn in den Kerker hatte werfen lassen und nachher nur auf flehentliche Bitten seiner Mutter wieder frei gab. Der Verräther verband die Schlauheit der Griechen, von welchen er mütterlicher Seits abstammte, mit der Rohheit und Treulosigkeit der Kumanen, denen sein Großvater angehörte. Er hatte nicht sobald vom älteren Andronikus den Auftrag erhalten, den jüngeren zu beobachten, als er diesen reizte, sich gegen seinen Großvater zu erheben. Auch Johann Kantakuzenus rieth als Freund des jüngeren Andronikus diesem, seinen Großvater zu zwingen, daß er ihm die Huldigung von den Großen leisten lasse, was bei seines Vaters Tode Andronikus der Ältere verhindert hatte. Die

beiden Männer, denen sich der jüngere Andronikus ganz überließ, vertheilten dann die Rollen: Syrgiannes blieb an der Donau zurück, um unter dem Vorwande eines von den jenseit der Donau wohnenden Barbaren drohenden Einbruchs ein Heer zu sammeln, Kantakuzenus begab sich nach Gallipoli, von wo aus er mit dem jungen Kaiser und mit Syrgiannes Briefe wechselte. Synadenus, der Protostrator oder Oberbefehlshaber der Reiterei, welcher in Adrianopel sehr mächtig war, wurde ebenfalls für eine Verschwörung gewonnen, welche vorgeblich nur den Zweck hatte, den jungen Kaiser gegen den nichtswürdigen Sohn der Kathara zu schützen. Die Verschworenen sammelten sich nachher in Constantinopel, sie gewannen auch den Kral (König) von Servien für sich. Der schlaue Kantakuzenus, der sich als einen ächten Patrioten darstellt und diese Geschichten mit großer Breite erzählt, rühmt von sich, daß er damals Syrgiannes mit großer Mühe von offener Empörung zurückgehalten habe. Der Geschichtschreiber gesteht aber, daß er und die anderen Verschwornen sich trotzig neben den jungen Kaiser gestellt hätten, sobald diesen sein Großvater zur Rechenschaft gezogen habe. Der alte Kaiser ließ sich einschüchtern, er schien seine Rache gegen seinen Enkel aufschieben zu wollen, bis er die beiden Häupter der Verschwörung aus der Residenz entfernt hätte; das warteten aber diese nicht ab, sondern sie bewogen den jüngeren Andronikus, mit ihnen nach Adrianopel zu gehen (um Ostern 1321). Von diesem Augenblicke an standen sich zwei Höfe, zwei Heere, zwei Kaiser in dem von Türken, Lateinern, Bulgaren, Kumanen und Slaven verschiedener Stämme und Zweige verheerten und geplünderten Lande in unmittelbarer Nähe feindlich gegenüber. Wer unter den beiden Kaisern der schlechtere war, ist schwer zu sagen; denn die Lobeserhebungen, welche Johann Kantakuzenus an den jüngeren verschwendet, sind sehr verdächtig, weil der Geschichtschreiber im Namen des Wüstlings regieren wollte, und Nikephorus Gregoras, der den Alten preist und den Jungen herabsetzt, ist als Schützling des Ersteren ebenfalls verdächtig. Die Geschichte der beiden Kaiser beweist, daß Beide sich wenig um die Regierung bekümmerten, und daß sie die Vertheidigung des Reiches gedungenen Barbaren überließen, vor denen sie selbst in ihrer eigenen Residenz nicht sicher waren, die aber Johann Kantakuzenus

und Syrgiannes besser zu benutzen verstanden, als die Gelehrten, welche der ältere Andronikus zu Rathe zog. Der Letztere mußte sich daher bald nach der ersten Aussöhnung mit seinem Enkel zu einer förmlichen Theilung der armseligen Reste des Reiches verstehen. Seit dieser Theilung war den Türken der Weg in das Innere des getheilten, von Slaven, Bulgaren, Kumanen geplünderten griechischen Reiches geöffnet. Constantinopel und die wenigen Inseln, welche noch zu demselben gehörten, die Städte Kleinasiens, welche, wie Philadelphia und Smyrna, ihre Freiheit noch gegen die Türken behaupteten, sowie Macedonien und das Land westlich von Macedoniens Grenzen bis nach Durazzo erhielt der ältere Kaiser; Adrianopel, das Gebiet im Süden und Osten dieser Stadt und Thracien von Philippopolis an bis zur nördlichsten Grenze des Reiches wurden dem jüngeren Kaiser zugetheilt. Diese Theilung war kaum vollzogen, als ein neuer Zwist ausbrach, weil Syrgiannes eine Kabale gegen Johann Kantakuzenus angesponnen hatte und nach Constantinopel geflohen war, von wo aus er den Kral von Servien für den älteren Andronikus gewann. Der jüngere Kaiser erschien dann mit den rohen Miethtruppen noch im Winter vor Constantinopel, ward aber durch die Kälte genöthigt, die Belagerung aufzugeben.

Im folgenden Jahr war Johann Kantakuzenus, der den Krieg zu führen hatte, glücklicher. Er eroberte zuerst viele kleinere Städte, dann auch Selymbria, und vertrieb sogar, als ihn die Bewohner von Lemnos um Hülfe baten, die Osmanen von dieser Insel. Als endlich das Heer des kaiserlichen Enkels vor Constantinopel erschien, gerieth der ältere Andronikus in die größte Verlegenheit, weil Syrgiannes, welcher aus Perinth herbeigeeilt war, nur wenige Reiter im Dienst hatte und die Türken, die einen großen Theil der Besatzung ausmachten, nicht bleiben wollten. Endlich ward zwischen Großvater und Enkel eine neue Unterhandlung eingeleitet, deren Resultat wir berichten wollen, über deren Anfang und Fortgang aber der im Dienste des alten Kaisers stehende Nikephorus Gregoras und Johann Kantakuzenus, welcher die Kriegs- und Friedensgeschäfte des jungen Kaisers leitete, ganz verschieden berichten. Der Letztere stellt uns den jüngeren Andronikus als sentimentalen Tugendhelden vor, welcher voll tiefer Rührung dem Großvater gern Alles aufopferte, er läßt

lange Reden halten und mischt auch die Weiber in seine Erzählung. Wir dürfen dabei nicht verweilen, weil uns nur das Resultat wichtig ist. Dieses bestand darin, daß Andronikus der Jüngere die Einnahmen und die Verwaltung der ihm vorher besonders überlassenen Gegenden behielt, die oberste Regierung aber dem Namen nach seinem Großvater überließ, wofür dieser ihm Krönung und Residenz in der Hauptstadt versprach. Nach der Aussöhnung machte der jüngere Andronikus einen glücklichen Kriegszug gegen die Bulgaren, kehrte als Sieger nach Constantinopel zurück und ward (Februar 1325) feierlich gekrönt. Das Opfer der Versöhnung war Syrgiannes, welcher, einer Verschwörung beschuldigt, nicht vor Gericht gestellt, sondern vor beide Kaiser gebracht und vom älteren zum ewigen Gefängniß in Ketten verurtheilt ward; in einer späteren Zeit erlangte er jedoch seine Freiheit wieder.

Das Reich zeigte an allen Enden deutliche Spuren der Auflösung. Die Bulgaren behaupteten sich im Besitz von Philippopolis; Thracien wurde von Bulgaren und Slaven, endlich sogar von den tatarischen Horden am Dniestr und Pruth verwüstet, und der jüngere Andronikus durfte sich kaum aus der festen Stadt Didymotika herauswagen. In dieser unglücklichen Zeit des getheilten Reiches eroberten die Osmanen Bithynien, und Prusa ward die Residenz ihres Sultans, der die Stadt Jahre lang eingeschlossen gehalten hatte. Von Didymotika aus trat der jüngere Andronikus mit dem Bulgaren-König Michael in nähere Verbindung; dies reizte, wie es uns scheint, den Argwohn des älteren Andronikus auf's neue gegen seinen Enkel. Der König der Bulgaren hatte den Kral von Servien dadurch tödtlich beleidigt, daß er die Vermählung mit der Schwester desselben verschmäht und Theodora Palälogа, die Schwester des jüngeren Andronikus, geheirathet hatte; dadurch wurde der Kral vom jungen Kaiser entfernt und dem älteren zugeführt, der Bulgaren-König dagegen mit Andronikus dem Jüngeren in Verbindung gebracht. Dieses Mal ward ein förmliches Proceß-Verfahren gegen den jungen Kaiser eingeleitet, er wurde nach Constantinopel vorgeladen. Er reiste auch, begleitet von Johann Kantakuzenus und von Synadenus, welche seit seinem ersten Abfall alle seine Schritte geleitet hatten, von Didymotika nach Selymbria, und hatte sich von dort schon

auf den Weg nach Constantinopel begeben, als ihm sein Großvater den Eintritt in die Stadt verbieten ließ (Oktober 1327). Bei Johann Kantakuzenus erscheint auch diesmal der Enkel ganz unschuldig und voll kindlicher Ehrfurcht; bei Nikephorus dagegen wollen sich Johann Kantakuzenus und Synadenus gern des Alten entledigen, und lassen deshalb den Bulgaren-König, den Schwager des jungen Kaisers, nach Didymotika kommen, der Großvater erfährt durch einen Ueberläufer, was in Didymotika ausgemacht sei, und daß sein Enkel überall die Kassen in Beschlag genommen habe, und läßt ihm deshalb verbieten, nach Constantinopel zu kommen. Die letztere Erzählung ist die wahrscheinlichere, die erstere dagegen ein Beweis der schändlichen Heuchelei und Gleisnerei des Johann Kantakuzenus, welcher schon damals den Thron zu erschleichen suchte. Den Charakter desselben Johann Kantakuzenus, der diese Geschichten rhetorisch beschreibt, findet man nachher in der Behandlung des alten Kaisers wieder, welcher zuerst nur ganz leise bei Seite geschoben, dann hülflos gelassen und endlich ins Kloster gesperrt und aufs Härteste behandelt wird. Dies war der Ausgang, der Verlauf war folgender.

Der alte Andronikus hatte, als sich sein Enkel gegen Constantinopel in Marsch setzte (1328), ein Heer von Miethlingen vor der Stadt aufgestellt; dieses anzugreifen, hielt der jüngere Andronikus nicht für rathsam, er zog vielmehr nach Macedonien. Hier wurde er in Thessalonich und in Edessa, dem alten Aegä, so freundlich aufgenommen, daß sogar der heilige Demetrius ein Wunder für ihn that. Die Mönche sorgten für die Verbreitung dieses Wunders, und der heilige Demetrius ward auf diese Weise ein nützlicherer Verbündeter für den jungen Kaiser, als der Kral von Servien für den alten war. Der Kral ließ sich nämlich durch Geld gewinnen und leistete dem alten Andronikus die versprochene Hülfe nicht. Das Heer, welches zum Schutze von Constantinopel aufgestellt war, schlug Synadenus am Flusse Melas, und die Hülfe, welche der wieder für den ältern Andronikus gewonnene Bulgaren-König diesem leisten wollte, vereitelte Kantakuzenus dadadurch, daß er mit seinem Freunde und Schützlinge schnell aus Macedonien nach Thracien eilte, um vor dem Bulgaren-Könige, dessen Heer ein Russe commandirte, Constantinopel zu erreichen.

Als Kantakuzenus und sein Schützling dem König der Bulgaren zuvorgekommen waren, ließ dieser sich durch Geld gewinnen und kehrte in sein Land zurück; Constantinopel aber wurde auch von der Seeseite aus bedrängt, weil die Genuesen und Venetianer mit einander in Krieg gerathen waren. Diese beiden Republiken hatten nämlich in Constantinopel und auf allen Küsten bedeutende Niederlassungen, und machten, wenn sie mit einander in Streit geriethen, ihre Sache auf Unkosten der Griechen mit den Waffen aus. Es hatten daher auch in dem Augenblick, als der jüngere Andronikus die Stadt zu Lande einschloß, die Venetianer vierzig Schiffe geschickt, die theils den Hafen von Galata blokirten, theils die Schiffe, welche Waaren und Vorräthe am Brod hatten, im Bosporus wegnahmen. Während auf diese Weise die Stadt zugleich zu Wasser und zu Land bedrängt wurde, verband sich Kantakuzenus mit Verräthern in der Stadt. Die Thore waren gut bewacht, man ward daher einig, daß der junge Andronikus in der Nacht über die Mauern in die Stadt kommen solle. Auf diese Weise gelangten Johann Kantakuzenus und sein Kaiser am 24. Mai 1328 in die Stadt; sie hatten zwar nicht mehr als hundert Mann bei sich, waren aber bald von einer großen Zahl von Verschworenen umgeben. Die Revolution, welche hierauf erfolgte, war gegen die Gewohnheit des Orients ganz unblutig; denn Johann Kantakuzenus, welcher Alles leitete, verletzte nicht leicht den äußeren Anstand und hatte auch keine Ursache dazu, weil er keinen Widerstand fand. Der alte Kaiser erwartete hülflos und verzagend seinen Enkel in dem Palaste. Dieser Palast ward mit achthundert Mann besetzt, und der Alte war, wie uns Nikephorus Gregoras berichtet, nicht wenig überrascht, als er bei dem Prinzen, der ihn vom Throne entfernte, so viele Theilnahme fand, daß dieser in Thränen zerfloß. Die sentimentalen Scenen, welche uns von den zwei gleichzeitigen Geschichtschreibern der Streitigkeiten der beiden Andronikus erzählt werden, scheinen uns romanhaft; unläugbar ist jedoch, daß gegen den Alten mit einer im Orient unerhörten Milde verfahren ward. Heuchelei und Verstellung wurden dabei aufs Äußerste getrieben; denn obgleich alle Macht und aller Einfluß dem alten Kaiser entzogen wurden, so behielt er doch alle äußeren Zeichen des ersten Ranges, alle Ehrenbezeugungen und

Titel und blieb in dem kaiserlichen Palast wohnen, während sein Enkel den seines Oheims Demetrius bezog. Die freundliche Behandlung des alten Mannes dauerte indessen nicht lange; er wurde bald in seiner Wohnung den Mishandlungen aller Art preisgegeben, welche durch Pöbel und Gesindel, durch Bediente und durch die Creaturen des zum Stadtpräfecten ernannten Synadenus, scheinbar ohne alle Veranlassung von Oben, verübt wurden. Von allem dem schweigt Johann Kantakuzenus; Nikephorus Gregoras dagegen beschreibt die Leiden des alten Kaisers mit lästiger Ausführlichkeit. Der alte Mann überlebte seine Absetzung noch um vier Jahre, und ward von Monat zu Monat tiefer herabgedrückt: die ihm ausgesetzte Summe ward immer mehr verringert und von denen, welche sie ausbezahlen oder für ihn verwenden sollten, unterschlagen, er selbst wurde während einer Krankheit seines Enkels ohne dessen Wissen und Willen so lange gequält, bis er in ein Kloster ging und einen Mönchsnamen annahm. Auch im Kloster sogar wurde er nachher noch auf unwürdige Weise gepeinigt.

Die Regierung überließ der jüngere Andronikus gänzlich seinem Freunde Johann Kantakuzenus, welchen Gibbon viel vortheilhafter beurtheilt, als wir zu thun wagen. Gestehen muß man aber, daß Kantakuzenus wenigstens die Milde und Mäßigung, deren er sich rühmte, in sehr vielen Handlungen seines Lebens auch durch die That bewiesen hat. Er lehnte den Antrag des Kaisers, ihn zum Mitregenten anzunehmen, standhaft ab, führte aber die Regierung in des Kaisers Namen bis an dessen Tod (1341). Andronikus ernannte ihn in seinem Testamente zum Regenten während der Minderjährigkeit seines Sohnes Johann Paläologus. Mit dieser Verfügung waren die Hofleute höchst unzufrieden, und das überall von Barbaren verheerte und von barbarischen Söldnern verschiedener Nationen beschützte Land litt aufs neue durch innere Unruhen. Die Kaiserin Mutter, Anna von Savoyen, war in Constantinopel von den Feinden des Regenten umgeben. Dieser suchte beim Kral von Servien Hülfe, vereinigte seine Freunde im festen Didymotika um sich, und nahm endlich im Oktober (1341) in dieser Stadt den Kaisertitel und den kaiserlichen Ornat an. Er selbst beschreibt uns die Feierlichkeit seiner Krönung mit einer Ausführlichkeit, welche beweist, wie wenig er und seine Zeit irgend

eines großen Gedankens fähig waren, da ihnen Armseligkeiten so wichtig schienen. Den Kaisermantel, sagt er, habe er sich selbst umgeworfen; von den Purpurstiefeln, welche bekanntlich das Hauptstück des kaiserlichen Ornats waren, hätten ihm seine Verwandten den am rechten Fuße, die Befehlshaber der lateinischen Truppen im griechischen Dienst den am linken angezogen; der kaiserliche Hauptschmuck sei unter das Bild der heiligen Jungfrau gelegt worden, wo er selbst ihn aufgehoben und auf sein Haupt gesetzt habe. Auch nach dieser feierlichen Übernahme der Kaiserwürde blieb Johann Kantakuzenus seiner Verstellung getreu: er setzte in der Verkündigung seiner Thronbesteigung seinen Namen dem des jungen Kaisers nach. Johann Kantakuzenus und seine Gemahlin, hieß es, sollten in allen öffentlichen Verkündigungen zuletzt, die verwittwete Kaiserin Anna und ihr Sohn Johann Paläologus zuerst genannt werden.

Von dem Augenblick an, als Anna und ihre Generale von Constantinopel aus, Johann Kantakuzenus oder seine Gemahlin zu Didymotika in des Kaisers Johann Paläologus Namen und in ihrem eigenen das Reich verwalteten, und eine Regierung die andere mit Hülfe der in Servien und jenseit der Donau wohnenden Barbaren unaufhörlich bekriegte, verliert die Geschichte der Griechen alle Bedeutung. Wenn wir daher in der Folge noch der Geschichte des sinkenden byzantinischen Reiches erwähnen, so geschieht dies nur, um die Fortschritte der steigenden Macht der Osmanen zu bezeichnen. In den Kriegen, welche Johann Kantakuzenus bald mit dem Kral von Servien, bald mit dem Könige der Bulgaren, bald mit den Stammfürsten der Tataren oder Mongolen in der Krimm, bald mit slavischen Stämmen in Macedonien oder mit Apokaukus, dem Befehlshaber des Heeres der Kaiserin, zu führen hatte, bediente er sich trotz seiner Sentimentalität der furchtbarsten Feinde seines Vaterlandes und seiner Religion, d. h. der Türken. Er wandte sich übrigens zunächst nicht an die osmanischen Türken und ihr Oberhaupt Urchan, sondern an einen anderen Stamm dieses Volkes und dessen Sultan Amurbeg, den Beherrscher von Aidin. Dieser unterstützte den neuen Kaiser während der vier ersten Jahre seiner Regierung mit seiner ganzen Macht, die Osmanen dagegen nahmen für Anna von Savoyen und deren Sohn

Partei. Wie bedeutend die Kriegsmacht der Türken gegen ein Reich war, welches fast gar keine Nationaltruppen mehr hatte, geht aus dem Berichte über die Zahl der Truppen und Schiffe hervor, welche Amurbeg gleich im ersten Jahr von Johann Kantakuzenus Regierung diesem zu Hülfe schickte (1342). Es heißt, der Sultan sei mit einer Flotte von fünfzehnhundert und achtzig Schiffen, welche achtundzwanzigtausend Mann an Bord gehabt hätten, in die Mündung der Maritza eingelaufen. Wir legen dabei, wie überall, auf die bestimmten Zahlen keine Bedeutung, sondern sehen sie nur als Bezeichnung der Vorstellung an, die man in Constantinopel und in Didymotika von der Macht der Türken hatte. Der Sultan der Osmanen, Urchan, unterstützte Anna und ihren Sohn nicht weniger kräftig; Johann Kantakuzenus ergriff daher 1346 begierig die Gelegenheit, ihn an sich zu knüpfen, als Urchan, welcher damals bereits acht und fünfzig Jahr alt war, sich in seine ganz junge Tochter Theodore verliebt hatte. Die beiden von uns oft angeführten Schriftsteller behaupten freilich, der osmanische Sultan habe sich um die Prinzessin beworben; Michael Dukas berichtet aber, Johann Kantakuzenus habe sie ihm angeboten. Uns scheint es nicht der Mühe werth, die Angaben zu prüfen. Gewiß ist es weniger auffallend und weniger unchristlich, daß Johann Kantakuzenus seine Tochter dem Türken zur Gemahlin anbietet, als daß Anna von Savoyen vorher in einem Vertrage gestattet, daß die Türken gefangene Griechen wie andere Waaren auf den Markt bringen oder auch ausführen dürften. Johann Kantakuzenus selbst als ächter Diplomat und Sophist ergötzt sich und seine Leser durch eine ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten seiner Tochter (1346).

Gleich im folgenden Jahre zeigte sich eine Gelegenheit, die Regierung ganz in eine einzige Hand zu bringen, als die Kaiserin Anna es mit dem Patriarchen zu Constantinopel verdarb und die Unzufriedenen sich an Johann Kantakuzenus wandten. Der Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras, der den Hoftheologen machte, war auf Seiten des Patriarchen, als Johann Kantakuzenus nach Selymbria kam, um in der Nähe zu sein, und als die Kaiserin ein Concilium versammelte, um den Patriarchen für einen Irrgläubigen erklären zu lassen; er ist daher von da an ziemlich übereinstimmend mit Johann Kantakuzenus. Dieser er-

schien in dem Augenblicke, als das Concilium den Patriarchen verurtheilt hatte und die Geistlichen, welche von der Kaiserin zu diesem Zwecke gebraucht worden waren, einen glänzenden Schmaus hielten, vor Constantinopel, und ward von seinen und des Patriarchen Anhängern Nachts durch das goldene Thor in die Stadt gelassen. Die verwittwete Kaiserin befestigte ihren Palast und die neben demselben liegende Burg, und rief die Genuesen der Vorstadt zu Hülfe; die Volksmasse stürmte und plünderte aber den Blachernen-Palast und ließ die Genuesen nicht in die Stadt ein; Anna mußte also capituliren. Johann Kantakuzenus blieb sich auch diesmal treu; er war nach außen voll Milde, Huld und Gerechtigkeit, im Inneren herrschsüchtig und falsch. Der Kaiser und seine Mutter behielten zwar Rang und Würde, Johann Kantakuzenus sollte aber den ersten Rang haben und die Regierung allein führen, bis der junge Kaiser, welcher damals erst fünfzehn Jahre alt war, noch zehn Jahre älter wäre; zugleich wurde dieser mit Johann Kantakuzenus' Tochter verlobt. Gleich darauf kam auch Urchan nach Constantinopel, ward dort festlich empfangen und bewirthet, und lernte damals aus eigener Anschauung den elenden Zustand des gesunkenen Reiches kennen. Nikephorus Gregoras schildert uns bei dieser Gelegenheit die mit Goldflitter bedeckte Armseligkeit sehr kläglich. Er berichtet, die kaiserliche Familie sei so arm gewesen, daß man es sogar an ihrer Kleidung und ihrem Hausrath gesehen habe. Statt der Edelsteine, sagt er, erblickte man falsche Steine und buntgefärbtes Glas, statt der Gold- und Silberstoffe und der kostbaren Teppiche bedeckte vergoldetes Leder die Wände, statt goldener und silberner Geräthe sah man nur zinnernes, kupfernes und thönernes Geschirr. Selbst die Kirchen wurden nach und nach der Heiligenbilder und alles kostbaren Schmuckes beraubt und alles, was einigen Werth hatte, aus ihnen verkauft; und dennoch entstand zwischen den Prinzen, welche sich bald der Türken gegen die Servier und Bulgaren, bald der Letzteren gegen die Ersteren bedienen mußten, neuer Zwist. Matthäus Kantakuzenus, Johann's ältester Sohn, und Johann Paläologus waren fortdauernd in Streit, und Anna von Savoyen konnte auf die Dauer den Frieden nicht erhalten, den sie mehrere Male durch ihr Zureden vermittelte. Ihr Sohn besetzte endlich Adrianopel und

gab dadurch den Osmanen Gelegenheit, sich, wie oben erzählt ist, in Europa fest anzusiedeln. Johann Paläologus hatte nämlich zwar die Stadt Adrianopel eingenommen, die Burg aber nicht erobern können, Johann Kantakuzenus war herbei geeilt, er hatte die Burg entsetzt, und die Barbaren in seinem Dienste hausten urchtbar in allen den Orten, in welchen Johann Paläologus aufgenommen worden war. Dieser wandte sich von Didymotika aus, wohin er zurückgewichen war, an die Venetianer, an den Kral von Servien und an den König der Bulgaren, welche dann an denen, die es mit Kantakuzenus und seinem Sohne und Bruder hielten, ähnliche Gewaltthätigkeiten übten, wie jener vorher an den Anhängern der Paläologen geübt hatte (1352). Endlich wandte sich Johann Kantakuzenus an die Genuesen, die in Galata, also in einer der Vorstädte von Constantinopel, einen förmlichen Staat im Staate bildeten und höchst eifersüchtig auf die Vortheile waren, welche die Venetianer durch Johann Paläologus erlangten. Zugleich bat er seinen Schwiegersohn Urchan um Hülfstruppen. Der Letztere schickte seinen Sohn Soliman, der sich dann nicht auf Streifzüge gegen die Servier und Bulgaren beschränkte, sondern sich auch einen festen Platz an der Meerenge ausersah, von wo aus er die Herrschaft seines Stammes über Thracien ausbreiten und mit dem in Bithynien bestehenden Reiche desselben in Verbindung bleiben könne (1356). Dieser Platz war die Burg Tzympe (Dschemenlik) an der Küste, anderthalb Stunden von Kallipolis oder Gallipoli. Nicht lange nachher (1357) ward auch Kallipolis besetzt. In dieser Stadt und von derselben aus wurde ein Staat der Türken in Europa gegründet. Uebrigens wird die Geschichte der Einnahme von Dschemenlik und von Kallipolis von Türken und Griechen so romanhaft erzählt, daß selbst Gibbon, der die dürren Berichte über griechische und türkische Kriege so gern durch Blumen der Rede und durch unterhaltende Anekdoten erheitert, nöthig gefunden hat, auf das Fabelhafte der gewöhnlichen Berichte aufmerksam zu machen.

2. Das byzantinische und osmanische Reich bis zur Schlacht bei Kossowa (1389).

Zu der Zeit, als Urchan durch seinen ältesten Sohn Soliman in Thracien ein türkisches Reich gründen ließ, fiel der elende Rest des griechischen ganz an Johann Paläologus, welchem Johann Kantakuzenus die Herrschaft freiwillig abtrat. Des Letzteren Sohn, Matthäus Kantakuzenus, suchte vergebens dem Paläologen die Herrschaft streitig zu machen. Johann Kantakuzenus starb als Mönch; Johann Paläologus hatte sein ganzes Leben hindurch mit den Osmanen zu kämpfen, über welche nach Urchan's Tode (1359) dessen zweiter Sohn, Murad oder Amurath I., regierte. Der neue Sultan begann seine Regierung mit Kriegen in Kleinasien, während seine Statthalter sich in Thracien ausbreiteten. Schon 1361 wurde das feste Didymotika genommen, und gleich nachher richtete Murad selbst einen Angriff auf Adrianopel, schlug die Griechen, welche es vertheidigen wollten, eroberte die Stadt und traf alle Anstalten, um seine Residenz und den Hauptsitz des türkischen Reiches dahin zu verlegen. Auch Philippopolis ward erobert, und obgleich der Hauptsitz des Reiches vorerst in Prusa blieb, so residirte doch Murad schon seit 1365 fünf Jahre zu Adrianopel und leitete von dort aus die Streifzüge seiner Osmanen in das Land der Servier und Bulgaren, in die Gebirge des Westens und nach Macedonien und Thessalien. Johann Paläologus entschloß sich endlich, die abendländischen Christen um Hülfe anzurufen; denn obgleich diese ihm nicht sehr befreundet waren, so war doch im Abendland längst ein Kreuzzug gegen die Türken gepredigt worden. Pabst Urban V., welcher in Avignon wohnte, hatte den König von Frankreich bestürmt, er hatte den französischen Herrn- und Ritterstand, der damals fast ganz unabhängig war, beschworen, seinen Heldenmuth und seine Kriegslust an den Türken zu erproben. Er hätte gar zu gern die furchtbaren Banden der Ritter und Abenteurer, welche in den englischen und französischen Kriegen gebraucht worden waren, sich in Italien den Meistbietenden verkauften und Reiche und Provinzen raubend verheerten, schon 1364 gegen die Türken geschickt; die Absicht des Pabstes war aber dem griechischen Kaiser verdächtig gewesen. Der Pabst hatte dem Kaiser

von den Zurüstungen zu einem Glaubenskriege nicht einmal Nachricht gegeben, dieser hatte sich daher auch nicht bemüht, die Ritter in sein Land zu ziehen. Murad fuhr deshalb fort, den Griechen, Bulgaren, Serviern, Albanesen feste Plätze wegzunehmen, die Einwohner fortzuschleppen und in ihren Wohnsitzen sowie an den festen Orten Türken anzusiedeln.

Die Ritter und Abenteurer, welche Urban V. an die Donau hatte schicken wollen, zogen nachher gegen Egypten, wo sie durch die sogenannten Mammlukken einen furchtbaren Verlust erlitten; nur Amadäus, Graf von Savoyen, leistete dem griechischen Kaiser einen wesentlichen Dienst. Er entriß (1367) den Türken Gallipoli, und übernahm den Auftrag, den Pabst zu bewegen, daß er einen neuen Kreuzzug zur Rettung Constantinopel's predigen lasse. Ein Zug zu Gunsten der Griechen war damals schwieriger als je, selbst wenn diese scheinbar die päbstliche Würde anerkannten oder in den Schoß der lateinischen Kirche zurückzutreten vorgaben. Seit der Zeit der ersten Paläologen, wo dies schon einmal versucht worden war, hatte sich der Haß der griechischen Geistlichkeit gegen die lateinische und der Abscheu des Volkes vor dem lateinischen Gottesdienst bis ins Unglaubliche gesteigert. Der größte Verehrer des Griechenthums, Urban's V. Freund Petrarcha, führt in seinen Briefen Urtheile der Griechen über den lateinischen Gottesdienst an, die fast noch härter sind, als diejenigen, welche von den ersten Protestanten gefällt wurden. Nichtsdestoweniger kam Johann Paläologus auf den Gedanken seines Ältervaters zurück, das byzantinische Reich durch eine Aussöhnung mit der lateinischen Kirche zu retten. König Ludwig der Große von Ungarn, der Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Bosnien, hatte um diese Zeit (1367) denselben Grund wie Johann Paläologus, einen Kreuzzug der lateinischen Christen gegen die Türken zu wünschen. Er hatte über die Bulgaren gesiegt, ihren König gefangen genommen und mehr als die Hälfte ihres Landes besetzt; die Türken, welche die festen Plätze der Bulgaren und Griechen erobert und sich überall im Gebirge eingenistet hatten, waren ihm daher gefährliche Nachbarn geworden. Er ließ sich willig finden, die Führung eines Kreuzzuges zu übernehmen, welchen Pabst Urban V. predigen lassen wollte; nur machte er die Bedingung, daß nicht blos der griechische

Kaiser, seine Familie und sein Hof, sondern auch das ganze Volk die Gebräuche der lateinischen Kirche (denn die Lehre war Nebensache) annehmen solle. Johann Paläologus war entweder so verblendet, daß er dies durchsetzen zu können glaubte, oder so einfältig, daß er wähnte, er sei im Stande, die abgefeimten Italiäner und Südfranzosen durch den Schein zu betrügen; er ging wenigstens auf die Sache ein. Er selbst unternahm die sehr gefährliche und beschwerliche Reise nach Ofen, um Ludwig, dessen Gemahlin ihn dabei kräftig unterstützte, zu gewinnen, und schickte zugleich eine glänzende Gesandtschaft von acht Personen an Urban V. Diese Gesandtschaft, welche den Grafen Amadäus von Savoyen an ihrer Spitze hatte, traf den Pabst bei dessen Rückkehr von Avignon nach Rom (s. Th. VIII. S. 339 f.) zu Viterbo. Hier hielt der lateinische Patriarch von Constantinopel eine Anrede an ihn und that im kund, was Johann Paläologus auch dem Könige von Ungarn versprochen hatte, daß nämlich der Kaiser selbst im Frühjahr nach Italien kommen und die Vereinigung der Kirchen zu Stande bringen werde. Der Pabst war voller Freude, er schrieb an alle griechischen Bischöfe und Äbte die freundlichsten Briefe; aber aus dem Kreuzzuge ward doch nichts, weil Ludwig von Ungarn bald keinen Grund mehr hatte, sich mit einem Feinde einzulassen, wie Murad war. Er hatte den vorher von ihm gefangenen König der Bulgaren wieder in Freiheit gesetzt, und ihm sein Land nebst den eroberten Festungen zurückgegeben, die Türken waren daher mit ihm nicht weiter in Berührung. Murad nahm indessen einen Ort nach dem anderen, und eroberte endlich auch Nissa, welches zwischen Constantinopel und Adrianopel gelegen ist und eine Sommer-Residenz der griechischen Kaiser war.

Als weder die Ungarn noch die Bulgaren den Griechen helfen wollten, blieb dem unglücklichen, verarmten, in seiner Hauptstadt gewissermaßen eingeschlossenen Kaiser keine andere Hoffnung mehr übrig, als daß er eine bewaffnete Hülfe von der lateinischen Ritterschaft zu erhalten suche, und sich eine Geldunterstützung vom Pabste verschaffe, welcher von der Christenheit für Kreuzzug und Türkenkrieg unaufhörlich Steuern erhob, die er nachher anders verwendete. Johann Paläologus hatte schon 1368 selbst nach Rom reisen wollen; erst im Jahr 1369 aber trieb ihn die Noth zu die-

sem verzweifelten Schritt, welchen seine eigene Familie mißbilligte, und dessen Ausführung man daher einer jungen Geliebten zuschrieb, der er sich ganz hingegeben hatte. Er eilte nach Rom, und legte dort am 18. Oktober 1369 ein Glaubensbekenntniß ab, dessen Inhalt den Lesern zeigen kann, wie unwesentlich die Punkte waren, welche einen unversöhnbaren Zwist zwischen der lateinischen und griechischen Kirche veranlaßt hatten. Johann Paläologus bekannte nämlich mit lauter Stimme: daß die dritte Person der Dreieinigkeit vom Vater und vom Sohne ausgehe, daß es erlaubt sei, das Abendmahl auch mit ungesäuertem Brote zu feiern, daß die römische Kirche den Vorrang vor allen Kirchen der Welt habe, und daß die oberste Entscheidung in Glaubenssachen dem römischen Bischofe zukomme. Der Pabst gewann durch den mit großer Pracht gefeierten Übertritt des griechischen Kaisers den Ruf, als wenn er dem Schisma ein Ende gemacht hätte, obgleich in Griechenland niemand von dem Schritte des Kaisers Notiz nahm; Johann Paläologus dagegen gewann gar nichts als den feierlichen Segen des Pabstes und Empfehlungsbriefe an alle europäischen Fürsten, besonders an die Venetianer und an König Karl V. von Frankreich. Mit diesen Briefen reiste Johann zuerst nach Venedig. Die Regierung dieses Freistaates, zu deren politischen Mitteln das Volk in Sclaverei zu halten bekanntlich Feste, Lustbarkeiten, Ausschweifungen und Pomp gehörten, überhäufte ihn anfangs mit großen Ehren, nachher aber, als er die angetretene Reise nach Frankreich nicht fortsetzen konnte, sondern ohne Geldmittel nach Venedig zurückkehrte, behandelte man ihn so, wie jeder Arme, welcher unter die Reichen geräth, von diesen behandelt wird. Die venetianischen Reichen hatten dem armen Kaiser zu seinen Reisen an die Höfe von Europa große Summen gegen Wucherzinsen geliehen, sie erschracken, als er zurück kam und nicht allein kein Geld mitbrachte, sondern auch das geliehene auf der Reise verbraucht hatte. Der Senat der wuchernden Republik sah sich genöthigt, den Kaiser den Wucherern nachzusetzen; Johann ward in Venedig festgehalten, bis er seine Schulden bezahlt habe. Er schrieb dringende Briefe an seine Söhne, daß sie ihm Geld schicken sollten. Andronikus, der älteste dieser Söhne, welcher in Abwesenheit des Vaters die Regentschaft führte, mit dem Sultan Murad's

Sohn sehr befreundet war, anwortete ganz trocken, es sei kein Geld im Schatz, er habe deshalb die Geistlichkeit aufgefordert, etwas für ihn zu thun, diese sei aber höchst erbittert darüber, daß er abtrünnig geworden; die griechische Kirche habe ihn sogar ausgestoßen und mit Bannflüchen belegt. Das war ein Vorspiel der Empörung, welche Andronikus nachher ausführte, als sein Freund, Murad's Sohn, ebenfalls von seinem Vater abfiel. Manuel, der jüngere Sohn, erfüllte dagegen die kindliche Pflicht, und trieb das Geld zur Auslösung des Vaters in Constantinopel auf. Johann begab sich von Venedig nach Rom, fand aber bei Urban V. ebenso wenig Trost, als er in Venedig gefunden hatte. Der Pabst hätte sehr gern gesehen, daß Kaiser Johann die furchtbaren Miethlinge der Ritter- und Räuberbanden, die sich bald diesem, bald jenem Herrn oder Staat vermietheten und ihm das Leben in Italien unerträglich machten, mit nach Griechenland nähme; aber Johann hatte kein Geld sie zu bezahlen, und der Pabst wollte oder konnte keines geben. Daß übrigens den Griechen mit diesen Hülfstruppen wenig geholfen gewesen wäre, geht schon daraus hervor, daß es besonders die im vorigen Theile oft erwähnte Bande des furchtbaren Hawkwood war, welche der Pabst dem Kaiser mitgeben wollte. Johann suchte auf der Rückreise auch beim Könige von Cypern vergebens um Hülfe an, ward ebenso von den Johannitern auf Rhodus abgewiesen, und fand die Venetianer und Genuesen, welche in der Hauptstadt und im ganzen Lande, selbst in der Krimm und an der Ostküste des schwarzen Meeres glänzende Factoreien hatten, wenig geneigt ihm beizustehen; er mußte also durch das Versprechen eines jährlichen Tributs den Frieden von Murad erkaufen (1370). —

Das neue Reich der Türken war, wie das alte römische, zum Kriegführen und Erobern nicht blos von Natur geeignet, sondern schon seit Osman's Zeit auch systematisch organisirt, und zwar nicht aristokratisch und ritterlich, wie das Reich, welches Wilhelm der Eroberer in England gründete (s. Th. VII. S. 19 ff.), sondern demokratisch-despotisch, wie es sich für ein asiatisches Reich paßte. Das System der Organisation war kein künstliches oder der Nation aufgezwungenes, die Verwaltung war nicht Gelehrten oder in Kanzleien gebildeten Leute überlassen; Alles war vielmehr durchaus

national und auf die unter den rohen Turkmannen, wie unter den germanischen und skandinavischen Völkern, seit undenklichen Zeiten hergebrachten kriegerischen Sitten gegründet. Dieses System ruhte aber, wie das Feudalsystem Wilhelm's des Eroberers und seiner beiden ersten Nachfolger, ganz allein auf der Persönlichkeit der Herrscher. Das türkische Reich ward daher schnell groß, weil im vierzehnten Jahrhundert weder in Europa noch in Vorderasien irgendwo ein stehendes Heer, eine geordnete Finanzeinrichtung oder Einheit der Regierung und Verwaltung bestand; es sank aber eben so schnell herab, als es hinauf gekommen war, sobald nach einer ganzen Reihe kräftiger Regenten unfähige Prinzen den Thron bestiegen. Wir unterlassen, über die Finanzeinrichtung und Provinzverwaltung, sowie über die Vertheilung des eroberten Landes und über das dabei zu Grunde gelegte System zu reden, weil wir ausführlicher werden müßten, als unser Zweck erlaubt; der Einrichtung des Heeres dagegen müssen wir gedenken, weil in derselben der Hauptgrund der schnellen Ausbreitung und des Bestehens des neuen militärischen Staates zu suchen ist.

Die Osmanen waren nicht, wie die Mongolen und Tataren, allein durch ihre Zahl und Wildheit furchtbar und verderblich, sie kamen nicht gleich einem überfluthenden Meere, das in kurzer Zeit von selbst wieder abfließt, sondern sie behielten zwar Nationalbewaffnung und allgemeine Verbindlichkeit zum Heerdienste bei, errichteten aber nach und nach zugleich einen Kern des Fußvolkes und eine Reiterei, welche Beide stets in Dienst blieben und regelmäßigen Sold empfingen. Den Kern des Fußvolkes bildeten damals in Europa überall die Schweizer, also fremde Miethlinge; im türkischen Heere bestand derselbe aus Renegaten oder aus absichtlich für den mohammedanischen Fanatismus erzogenen und gebildeten Christenkindern, welche früh den Eltern geraubt worden waren, und von denen man die gesundesten und kräftigsten ausgewählt hatte. Die Schaar (Tscheri) des neuen (Jeni) Fußvolkes ward schon zu Murad's I. Zeiten unter dem Namen Jenitscheri oder Janitscharen in Europa furchtbar. Diese Janitscharen hatten eine in Europa unerhörte militärische Übung und Einrichtung, sie waren unüberwindlich durch den Fanatismus, mit dem sie im Felde Stand hielten, sie führten in dem Augenblick, wo es in den

Schlachten Entscheidung galt, dieselben ebenso herbei, wie die Prätorianer der römischen Kaiser und die Garden Bonaparte's. In den ersten Zeiten des osmanischen Reiches ward diese heilige Miliz der Sultane jährlich durch tausend Christenkinder oder zum Islam übergetretene Ungläubige vermehrt; diese Zahl stieg aber nachher mit jeder Regierung, sie betrug unter Mohamed II. schon zwölftausend, und ward unter Mohammed IV. auf vierzigtausend erhöht. Als die Zahl der Janitscharen so sehr angewachsen war und die Raub- und Eroberungskriege aufgehört hatten, ergänzte sich dieser Theil des Heeres aus sich selbst, und wurde als erbliche Miliz mit großen Vorrechten ein Staat im Staate und eine Pest des Reiches. Erst in unserem Jahrhundert gelang es einem Sultan, durch grausames Morden die Janitscharen und das Janitscharen-Wesen auf dieselbe Weise auszurotten, wie Danton im September 1792 die alte französische Aristokratie und Priesterschaft auszurotten versuchte. — Neben diesen geregelten Soldaten, welche täglich einen Asper oder nach Verdienst und Umständen bis zu sieben Asper empfingen, behielten die Sultane auch noch die um Beute dienenden Truppen bei, welche Uebung und Waffen der Gegenden und Stämme mitbrachten, denen sie angehörten. Diese Schaaren waren also dadurch nützlich, daß sie von Kindesbeinen an zu ganz verschiedenen Diensten geübt waren, daß es also nur darauf ankam, daß geborene Feldherren, wie die ersten Sultane waren, sie zu den für sie passenden Diensten gebrauchten. Was die Reiterei angeht, so waren die ersten türkischen Reiter oder die leicht berittenen, den Kosacken oder Beduinen ähnlichen sogenannten Akindschi, welche sich wie reißende Ströme über Asien ergossen hatten und in Europa den Schrecken des türkischen Namens weit verbreiteten, dem Kampfe mit den ritterlichen und gepanzerten Heeren des Abendlandes nicht gewachsen. Es wurde daher eine besoldete Reiterei oder, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen will, eine Garde zu Pferde errichtet, welche in vier verschieden eingerichtete und verschieden zu gebrauchende Corps getheilt war. Diese vier Corps hatten verschiedene Namen, man benennt sie aber gewöhnlich alle mit dem Namen des ersten Sipahi's. Außerdem bestand noch eine Art Ritterschaft, d. h. man hatte größere und kleinere Güter oder Lehen (Timar und Siamet) unter der Bedingung vertheilt, daß die

Besitzer derselben, gleich den Rittern des Abendlandes, beim Aufgebot zum Krieg Reisige stellten und selbst als Reisige mit ins Feld zögen.

Die Unternehmungen der Türken zur Gründung eines europäischen Reiches sind schon früher (Th. VIII. S. 553 ff.) im Allgemeinen aufgezählt worden; wir müssen jedoch hier auf dieselben zurückkommen, um die allmälige Ausbreitung des in Adrianopel gegründeten mohammedanischen und die allmälige Abnahme des in Constantinopel bestehenden christlichen Reiches näher zu bezeichnen. Wir haben oben erwähnt, daß der Kaiser Johann Paläologus dem türkischen Reiche tributpflichtig ward, nachdem schon Johann Kantakuzenus seine Tochter in den Harem des alten Urchan hatte liefern müssen. Seit dieser Zeit wurden die Servier, Bosnier, Albanesen und Bulgaren fast jedes Jahr in ihren Gebieten von türkischen Schaaren beunruhigt, und als sich der Kral Lazarus von Servien mit dem Bulgaren-Fürsten Constantin verbunden hatte, machte (1371—1373) Murad I. selbst im Lande der Slaven Eroberungen. Pabst Gregor XI. bot zwar die Christenheit gegen Murad auf, er versuchte aber vergebens einen Kreuzzug gegen ihn zu Stande zu bringen; Johann Paläologus schickte den gelehrten und beredten Johann Laskaris an die Fürsten und Ritter des Abendlandes, um sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, mit welchen sie und die lateinische Kirche durch die bereits bis nach Steiermark streifenden Osmanen bedroht seien, man bewunderte seine Reden, dachte aber an keinen Kreuzzug.

Seit 1374 breitete Murad seine Eroberungen auch in den Gegenden von Thessalien und Macedonien aus, und befestigte sowohl an der Sau und Donau, als in den Gebirgen Albaniens alle die Orte, deren Bewohner er wegführte, um an ihrer Stelle Türken anzusiedeln. Sein Sohn Sandschi ergriff nachher die Waffen gegen ihn, und zwar zu eben der Zeit, als auch des griechischen Kaisers Sohn Andronikus, welcher schon bei einer früheren Gelegenheit (s. oben S. 29 f.) wenig kindliche Liebe gezeigt hatte, sich gegen seinen Vater empörte. Sandschi und Andronikus waren Freunde und Verbündete, ihre Väter schlossen einen Vertrag gegen sie, in welchem sie sich versprachen, daß jeder seinen Sohn wolle blenden lassen, sobald er desselben habhaft geworden sei. Die beiden Prinzen geriethen

bald nachher in türkische Gefangenschaft; der Sultan, dessen Milde und Güte ebenso berühmt ist, als die Härte und unmenschliche Mordlust seiner zwei nächsten Nachfolger, setzte Andronikus wieder in Freiheit. Seinen eigenen Sohn ließ er nicht blos blenden, sondern auch aus der Welt schaffen; der griechische Prinz dagegen ward nur des einen Auges beraubt und sein Sohn Joannes, welcher sein Schicksal theilte, wurde blos an den Augen beschädigt, nicht eigentlich geblendet.

Schon im Jahre 1375 nöthigte Murad den mächtigen König Lazarus von Servien einen Tribut von tausend Pfund Silber zu zahlen, und legte ihm zugleich die Verpflichtung auf, tausend Reiter zum türkischen Heere zu stellen. Auch Sisman, ein mächtiger Bulgaren-Fürst, huldigte dem kriegerischen Sultan. Johann Paläologus dagegen hatte bald mit seinem Sohne Andronikus, bald mit den Genuesen und Venetianern zu kämpfen. Andronikus war kaum aus der türkischen Haft nach Constantinopel zurückgekehrt, als er sich seines Vaters bemächtigte und ihn in sehr harter Haft hielt. Der Alte wandte sich aus seinem Gefängniß an den venetianischen Patricier Carlo Zeno, den seine Geschäfte nach Constantinopel geführt hatten, und versprach durch ihn den Venetianern die Insel Tenedos, wenn sie ihn und seine beiden Söhne, Manuel und Theodor, aus der Gefangenschaft des unnatürlichen Andronikus befreien würden. Die Venetianer schickten Carlo Zeno mit einer Flotte, um von der Insel Besitz zu nehmen, welche Andronikus unterdessen seinerseits durch eine Urkunde den Genuesen überlassen hatte. Auch diese eilten, sich mit Gewalt in Besitz zu setzen. Die Venetianer schlugen den Angriff der Genuesen zurück, behielten Tenedos, und verschafften dann durch einen bestochenen Officier des Andronikus dem Kaiser und seinen beiden jüngeren Söhnen die Freiheit. Schon vorher hatte Johann Paläologus die Insel Lesbos dem Genuesen Johann Catalusio gegeben; jetzt versprach er den Osmanen die Abtretung der Stadt Philadelphia, um sie von Andronikus abzuziehen, der sich aufs neue empört hatte und von Murad unterstützt ward. Philadelphia und Smyrna waren die einzigen großen Städte in Kleinasien, welche sich bis dahin noch der Türken erwehrt hatten. Die erstere Stadt würde es auch ferner gethan haben, wenn nicht ihr eigener Kaiser sie zuerst dem Feinde preisgegeben

und, als sie unter Murad's Nachfolger Bajesid noch immer den Türken tapferen Widerstand leistete, sogar in dessen Heer gegen sie ausgezogen wäre und sie mit erstürmt hätte. Den des einen Auges beraubten Andronikus und seinen halb geblendeten Sohn Joannes finden wir später von der Nachfolge ausgeschlossen, aber im Besitz von Selymbria, auch dann noch, als Beide in einen Thurm von Constantinopel gefangen gesetzt waren.

Die byzantinische Kaiserfamilie, welche in Trapezunt ihren Sitz hatte und deren Geschichte in dieses Werk nicht gehört, litt durch die Türken ebensosehr, als die Constantinopolitanische, und war ebenso, wie diese, auch mit den Genuesen oft im Streit. In Constantinopel hatten die Genuesen die Vorstadt Galata, wo sie ihren Handel trieben, in eine Festung umgewandelt; außerdem machten sie durch ihren Krieg mit Venedig das Meer unsicher. Sie schlugen die kaiserlichen Truppen zurück, durch welche sie in Galata angegriffen wurden, und stritten zur See mit den Venetianern um den Besitz von Tenedos. Die beiden Republiken schlossen nachher den Frieden auf Unkosten des von aller Welt verlassenen griechischen Kaisers, welcher gerade so tief herabgesunken war, als 1260 der von Michael Paläologus vertriebene lateinische Kaiser Balduin.

In eben dem Maße, als das griechische Reich herabsank, wurde das osmanische durch Murad ausgebreitet. Er eroberte zuerst (1382) Sardika oder Sophia, die bedeutendste griechische Stadt an den Grenzen der Bulgaren, dann entriß er den Serviern und Bosniern Castorea in Macedonien und Belgrad in Servien, und endlich nahm er den streitbaren Albanesen in ihrem Gebirge das feste Kroja. Thessalonich oder Salonichi sollte des Kaisers Sohn Manuel dem Reiche erhalten; dieser brach aber den von seinem Vater erbettelten und erkauften Frieden durch den Überfall der Stadt Pherä (Seres), welchen dann Murad's Feldherr durch die Einnahme von Thessalonich rächte (1386). Die Türken behaupteten jedoch diese Stadt vorerst nicht; ob es die Venetianer oder die Griechen waren, durch welche ihnen dieselbe wieder entrissen wurde, wagt selbst Herr v. Hammer, der das Einzelne scharf durchforscht, nicht mit Gewißheit zu entscheiden. Manuel flüchtete nach Lesbos, und fürchtete so sehr, Murad möge wegen des Friedensbruches an Constantinopel Rache nehmen, daß er selbst nach Adrianopel ging

und vom Sultan Vergebung erbat, welche dieser ihm auch gewährte.

Unmittelbar nachher unterwarf Murad das Innere von Kleinasien und das ehemalige Sultanat von Kogni, damals Karaman genannt. Gleich beim Anfang seiner Regierung hatte Murad die Stadt Angora und die reiche Landschaft des ehemaligen Galatiens erobert, nachher hatte er seine Besitzungen in den Provinzen, in welchen die Reste der seldschukkischen Türken wohnten, theils durch Kauf, theils auf andere Weise erweitert. Der Karamane Alaeddin, welcher damals über die Seldschukken herrschte, war durch Bande der Verwandtschaft mit Murad verbunden, gerieth aber doch in Besorgniß, als dieser so mächtig wurde. Während daher Murad mit der Bekämpfung seines empörten Sohnes beschäftigt war, rüstete Alaeddin sich zum Kriege, und vereinigte viele der in Syrien und Kleinasien streichenden türkischen Schaaren zu einem Einfall in die erst neulich mit dem osmanischen Staate vereinigten Provinzen. Er hatte jedoch einen unglücklichen Augenblick gewählt. Murad hatte gerade die Empörung gedämpft, hierauf zuerst durch seinen alten Wesier Chaireddin Pascha Thessalonich erobert und dann nach dessen Tode einen jungen Mann, der sich im Kriege auszuzeichnen wünschte, zum Wesier ernannt. Der osmanische Sultan eilte selbst aus Europa herüber, verschmähte die Friedensanträge des Karamanen, welcher seine Unvorsichtigkeit zu spät bereute, und ordnete in der Ebene von Kogni oder Ikonium, wo zwei Jahrhunderte früher Friedrich Barbarossa die Seldschukken geschlagen hatte (s. Th. VII. S. 79), ein furchtbares Treffen an, in welchem er und seine beiden Söhne Jakub und Bajesid den Oberbefehl hatten. Der Sieg blieb den Osmanen; Alaeddin's Gemahlin, eine Tochter Murad's, bewirkte aber, daß er als Vasall des osmanischen Reiches sein Gebiet behalten durfte. Auch den kleineren türkischen Fürsten und Dynasten Kleinasiens ließ der Sultan die Unabhängigkeit, weil ihn die Empörung der Servier und die Verbindung, welche ihr Kral Lazarus mit Sisman von Bulgarien geschlossen hatte (1387), nach Europa zurückrief.

Der alte Sultan hatte damals (1388) eine der Töchter des griechischen Kaisers geheirathet und zwei andere seinen beiden Söhnen in ihren Harem gegeben; er war gerade mit den Festen

und Feierlichkeiten der Hochzeiten beschäftigt, als er erfuhr, daß ein Heer von 20,000 Mann, welches er nach Servien geschickt hatte, sich in Bosnien plündernd in mehrere Abtheilungen getheilt habe und so völlig aufgerieben worden sei. Um diese Schmach zu rächen, wurde die asiatische Armee herbeigerufen, fast ein Jahr mit Rüstungen zugebracht und zunächst die Bulgarei angegriffen. Murad's junger Wesier, Ali Pascha, zwang, als er den Feldzug eröffnete, den Bulgaren-Fürsten Sisman, ihm zuerst Silistria und Nikopolis, dann auch seine Person und seine Familie zu übergeben. Der Fürst und seine Familie behielten Leben und Freiheit, die Bulgarei ward aber dem osmanischen Reiche einverleibt. Murad selbst richtete sich gegen die Ebene von Kossowa oder das Amselfeld (Kossovo polje), wo Lazarus mit einem Heere von Serviern, Bulgaren, Bosniern, Albanesen, Wlachen, Polen und Ungarn gelagert war. Diese Fläche bildet den südlichsten Winkel des Landes Bosnien, welches dort mit Albanien, der Herzegowina und Servien zusammenstößt. Es kam (1389) zu einer Schlacht, in welcher die Slaven-Stämme eine furchtbare Niederlage erlitten. Die türkischen wie die griechischen Schriftsteller und die Sagen der südslavischen Völkerstämme haben die Schlacht auf dem Amselfelde in einen Nebel von poetischer Dichtung gehüllt, der die gräßliche Scene des Mordens mit einem epischen Halbdunkel umgeben hat, in welches wir uns nicht hineinwagen. Die Erzählungen und ihre Kritik gibt von Hammer in seiner Geschichte der Osmanen ausführlich; wir bemerken nur, daß es heißt, Georg Castriota's Tapferkeit sei Ursache des Verlustes der Schlacht gewesen, weil er nicht zugegeben, daß man bei Nacht angreife, damit nicht der Sieg der Christen des hellen Tages entbehrte. Man erzählt ferner, wenn gleich auf ganz verschiedene Weise, ein riesenstarker Servier, Milosch Kobilowich, habe sein eigenes Leben geopfert, um den furchtbaren Feind seines Vaterlandes mitten im Treffen tödtlich zu verwunden; er habe unter der Maske eines Überläufers sich die Erlaubniß eines Fußfalles vor Murad verschafft und diesem dann, als er sich gebückt, den Dolch in den Leib gestoßen. Man erzählt endlich noch, Bajesid I., Murad's Sohn und Nachfolger, habe mit der wilden Tapferkeit, wegen deren den Beinamen Ildirium d. i. der Blitz, erhielt, den Sieg vollendet und aus den Köpfen der

Getödteten Hunderte von Pyramiden auf dem Schlachtfeld errichten lassen. Lazarus ward gefangen genommen und zum sterbenden Murad gebracht, der ihn vor seinen Augen niederhauen ließ. Sobald Murad das Leben ausgehaucht hatte, ließ Bajesid auch seinen Bruder Jakub aus der Welt schaffen.

3. Das byzantinische und osmanische Reich bis auf Mohammed's I. Tod (1421).

Nach dem Sieg auf dem Amselfelde schickte Bajesid raubende Schaaren seiner Türken auf der einen Seite nach Bosnien und bis nach Steiermark, auf der anderen bis nach Widdin. Er machte Servien zu einem türkischen Lehen, zog die Silberminen von Karatowa unmittelbar an sich, und siedelte in Skopi, einer Stadt des nördlichen Macedoniens, statt der Serben eine türkische Colonie an. Das übrige Servien erhielt Lazarus Sohn, Stephan, zurück, nur mußte er die Verpflichtung übernehmen, in allen Kriegen der Osmanen dem Aufgebot des Sultans zu gehorchen und mit seinen schwergepanzerten Serviern im türkischen Heere zu dienen. Außerdem überließ Stephan seine Schwester dem Sultan zur Gemahlin, und zahlte von den Silberbergwerken einen jährlichen Tribut.

Gleich nachher gab Andronikus, welcher nebst seinem Sohn Joannes noch immer zu Constantinopel in einem Thurm gefangen saß, dem jungen Sultan Gelegenheit, den Kaiser Johann Poläologus und dessen Sohn Manuel so zu demüthigen, daß Beide bald nachher als seine Vasallen mit dem türkischen Heere nach Kleinasien ziehen und beim Sturm von Philadelphia sogar die Ersten sein mußten. Andronikus hatte nämlich aus seinem Gefängniß mit Venetianern ein Verständniß angeknüpft, diese waren ihm zur Flucht behülflich gewesen, und er hatte sich zu Bajesid begeben, den er um Hülfe gegen seinen Vater und Bruder anrief. Eine der Hauptbedingungen, unter denen der Sultan ihm seine Hülfe gewährte, waren neue Privilegien, welche den schon damals in großer Zahl zu Constantinopel angesiedelten Mohammedanern in Rücksicht des Gottesdienstes, des Gerichtswesens und des besonderen Marktes gewährt wurden. Andronikus hatte nur viertausend Mann erbeten, weil er hauptsächlich auf seinen Anhang in der Stadt rechnete,

Bajesid gab ihm aber zehntausend. Im Einverständniß mit Verräthern drang Andronikus in die Stadt, überfiel unvermuthet den Kaiser und dessen Sohn Manuel, und schloß Beide in das nämliche Gefängniß ein, in welchem er selbst vor seiner Flucht in harter Haft gehalten worden war. Die wortreichen, aber oft sehr dunklen, wenn gleich sehr gelehrten griechischen Geschichtschreiber der letzten Zeiten des Reiches berichten einzelne Begebenheiten oft so sonderbar, so verworren, so widersprechend, daß man ihnen im Einzelnen nur mit großer Behutsamkeit folgen kann; wir wagen daher auch nicht mit Zuversicht zu berichten, daß, wie sie erzählen, Bajesid dem Andronikus gerathen habe, Vater und Bruder aus dem Wege zu räumen. Selbst die Zeitrechnung ist so unsicher, daß die größten Forscher über einzelne Zeitbestimmungen nicht einig sind. Ausgemacht ist, daß Andronikus sich weder Kaiser nannte, noch den Vater ermorden ließ, daß er diesen aber dagegen fortdauernd gefangen hielt, und daß er ganz so handelte und regierte, als wenn er Kaiser wäre. Wie lange die Gefangenschaft des alten Kaisers und seines Sohnes dauerte, wagen wir nicht zu bestimmen; man sagt drei Jahre, so lange war es aber schwerlich, da die angeführten Geschichten sich alle nach dem Jahre 1389 ereigneten und Johann Paläologus schon 1391 starb.

Johann und sein Sohn entkamen wie vorher Andronikus glücklich aus der Haft, sie suchten wie er Hülfe bei Bajesid, und dieser gewährte ihnen dieselbe gern, weil er auf solche Weise das griechische Reich, ehe er es ganz vernichtete, am besten für seine Zwecke benutzen und gänzlich aussaugen konnte. Johann versprach in einem eidlich beschworenen Vertrage in seinem und seines Sohnes Manuel Namen, daß er, wenn ihm Bajesid wieder zum Throne verhelfe, einen weit stärkeren jährlichen Tribut bezahlen wolle, als Andronikus bis dahin bezahlt hatte, und daß er noch dazu auf allen Kriegszügen des Sultans mit 12000 Mann in dessen Heer erscheinen und ihm gegen jeden Feind folgen wolle. Der Sultan nahm das Anerbieten an. Er ließ hierauf den Kaiser Johann und seinen Sohn Manuel durch ein Heer nach Constantinopel geleiten und eine Übereinkunft mit Andronikus vermitteln. Der Vater erhiel die Regierung wieder, welche aber bis zu dessen nicht lange nachher (1391) erfolgten Tod von seinem Sohn und Nachfolger Manuel

geführt wurde; Andronikus ward Statthalter von Thessalonich, welches, wir wissen nicht wann, den Türken wieder entrissen worden war. Im Peloponnes wurde unter Manuel's Bruder Theodor, der in Mistra, dem alten Sparta, seinen Sitz hatte, etwas glücklicher, als in anderen Provinzen, gegen die Türken gestritten; das übrige griechische Reich ward vom grausamen Bajesid bis ganz in die Nähe der Stadt Constantinopel verwüstet, der Kaiser selbst als türkischer Sklave behandelt. Schon der alte Johann wurde genöthigt, die Mauern und Befestigungswerke, zu deren Errichtung er aus Armuth das Material zweier großen, von den Kaisern Marcianus und Leo erbauten und von ihm selbst abgerissenen Kirchen gebraucht hatte, wieder zu schleifen, weil der gräßliche Sultan, bei welchem Manuel sich befand, ihm gedroht hatte, er werde diesen, wenn Johann sich weigere, mit ausgestochenen Augen nach Constantinopel zurück schicken.

Bajesid's Vater hatte nicht blos die kleinen türkischen Herren in Kleinasien und sogar den Fürsten der Karamanen im Besitz der von ihnen beherrschten Städte und Landschaften gelassen, sondern er hatte auch die Municipalfreiheit von Philadelphia nicht unterdrückt, obgleich ihm der griechische Kaiser seine Rechte an die Stadt abgetreten hatte; Bajesid verfuhr gegen jene Herrscher und gegen Philadelphia ganz anders. Er griff das Letztere nicht allein feindlich an, sondern zwang sogar den alten Kaiser Johann und dessen Sohn, mit ihm gegen die Stadt zu ziehen und unter den Stürmenden die Vordersten zu sein. Der türkische Fürst Alaeddin, welcher den südwestlichen Theil von Kleinasien als Murad's Vasall beherrscht hatte, ward, als er von Bajesid abfiel, besiegt und ein osmanischer Beglerbeg an seine Stelle gesetzt. Dann kam die Reihe an die kleineren Häupter einzelner türkischer und turkmanischer Schaaren und Horden, welche sich in Städten und Landstrichen des alten Kappadociens, Paphlagoniens und Pontus festgesetzt hatten. Sie wurden vertrieben, und fanden jenseit des Gebirges bei ihren Brüdern, den Tataren, Schutz, welche damals unter Timur Asien auf dieselbe Weise überschwemmten, wie früher die Mongolen unter Dschingiskhan. Glücklicherweise waren den Tataren wie den Mogolen die Künste des Krieges nicht bekannt, es entgingen daher Amasia, welches

damals die Hauptfestung an der Grenze ward, und Tokat, wo später nach Bajesid's Niederlage durch die Tataren sein Sohn Mohammed eine Zuflucht fand, ihrer Wuth.

Die Vereinigung der ganzen türkischen Macht unter Bajesid machte diesen so mächtig, daß er den Gedanken fassen konnte, die schon von ihm abhängigen christlichen Staaten der Griechen und Slaven gänzlich zu unterwerfen und sogar das Reich der Madscharen dem osmanischen Reiche einzuverleiben. Er hatte schon vorher (1391) den Kaiser Manuel, der sich beim Tode Johann's zu Prusa befand, festhalten und sich der Hauptstadt desselben bemächtigen wollen, und war vor Zorn außer sich gewesen, als Manuel durch die Flucht seinen Händen entrann; doch drängte und peinigte er ihn nachher auf jede Weise. Nicht nur alle Völkerschaften der Donau, Drau und Sau, von der Moldau und Wallachei an bis nach Steiermark und zum adriatischen Meere hin litten unter Bajesid durch die Streifzüge der Türken, sondern auch Ungarn war bedroht, und seit Johann's Tode ward sogar Constantinopel auf der Landseite enge eingeschlossen gehalten. Die Einschließung dauerte mehrere Jahre lang fort, obgleich Manuel sich nicht nur als Vasall Bajesid's benahm und Tribut gab, sondern auch nebst seinem Bruder sich an Bajesid's Hoflager zu Seres alle möglichen Demüthigungen gefallen ließ. Der Übermuth des furchtbaren Sultans, die dringenden Bitten des griechischen Kaisers und die Besorgniß der Madscharen, denen die Gefahr immer näher kam, riefen endlich den Kreuzzug gegen die Türken hervor, dessen bereits früher (Th. VIII. S. 555—557) gedacht worden ist.

Die Christenheit war damals durch den Streit von zwei, nachher sogar von drei Päbsten, durch Anarchie in Deutschland und durch unsägliche Verwirrnngen in Frankreich und Italien so zerrissen, daß Manuel's Gesandte ohne Trost nach Constantinopel zurückkamen, und daß König Siegmund, den der byzantinische Geschichtschreiber Dukas einen Kral der Madscharen nennt, eine Gesandtschaft nach Prusa an Bajesid schickte, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Die trotzige Antwort, welche der ungarische König erhielt, und die fortdauernde Bedrängniß von Constantinopel bewirkten endlich, daß Pabst Bonifacius IX. einen Kreuzzug predigen ließ. Die zu diesem Zweck erlassenen Bullen hatten

jedoch anfangs sehr wenig Wirkung, weil einerseits die französische Ritterschaft und ihr König des Bonifacius Gegner, Clemens IV., als Pabst anerkannten, und andererseits weder die Deutschen noch die Italiäner sich von Hause entfernen konnten oder wollten. König Sigmund wandte sich daher selbst an die französischen Ritter, nachdem er vorher den französischen Pabst bewogen hatte, ihm wenigstens in dieser Sache nicht entgegen zu sein. Siegmund kannte die Reizbarkeit des militärischen Ehrgefühls der Franzosen, welches bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben ist und sich oft auf eine wahrhaft komische Weise offenbart. Seine Gesandten und die Geistlichen, welche die Türken-Predigten hielten, mußten dem furchtbaren Sultan allerlei für die Ritterschaft kränkende Reden in den Mund legen, welche dieser schwerlich geführt hatte. Bajesid sollte den Gesandten Siegmund's aufgetragen haben, ihrem Herrn zu verkündigen: er werde zunächst gegen ihn und die Ungarn ziehen, um sie in Fesseln zu legen; dann werde er sich nach Italien wenden, dabei den Kaiser von Constantinopel nebst den vornehmsten Herren seines Hofes mit sich schleppen und zu den niedrigsten Sklavendiensten gebrauchen; in Italien werde er nach Rom ziehen, dort auf dem Kapitol alle die Kronen, die er den besiegten Königen abgenommen, zur Schau stellen und sein Pferd vom Altar der Sct. Peters-Kirche Hafer fressen lassen. Diese Erzählungen halfen; es erfolgte der schon im achten Bande beschriebene Zug, welcher mit der furchtbaren Niederlage bei Nikopolis (1396) endigte.

Dieser Sieg der Osmanen verbreitete, obgleich ihn Bajesid nicht weiter verfolgte, den Schrecken des türkischen Namens in allen Landen lateinischer Zunge, und bereicherte den Sultan und seine Schaaren mit unermeßlicher Beute. Es wurden nämlich, wie es heißt, zehntausend Gefangene, welche die Türken bei Nikopolis gemacht hatten, entweder gleich nach der Schlacht oder in den folgenden Tagen auf Bajesid's Befehl und vor seinen Augen grausam niedergehauen, die vierundzwanzig vornehmsten Herren unter ihnen aber am Leben gelassen und später gegen ein ungeheures Lösegeld freigegeben. An baarem Gelde und an kostbaren Geschenken, welche König Karl VI. von Frankreich hergab, flossen wenigstens zwei Millionen Franken nach unserem jetzigen Münzfuß in den Orient, und der Hochmuth, wie der Trotz und Frevel

der Türken erreichten den höchsten Grad. Jenseit der Donau und Sau wurden jedoch, sowie in Bosnien und in der Wallachei, vorerst keine dauernden Eroberungen gemacht; wir finden vielmehr unmittelbar nach dem Siege bei Nikopolis Bajesid theils in Kleinasien, theils in Macedonien, in Thessalien, in Griechenland und im Peloponnes beschäftigt. Kaiser Manuel und sein Bruder Theodor, der im Peloponnes rühmlich herrschte, hatten sich nämlich, gleich nach ihres Vaters Tode ebenso, wie Stephan, der Despot und Beherrscher von Servien, Twarko, der Fürst von Mysien, und Paulus Mamas, der Besitzer von Epidamnus oder Monembasia, am Hoflager des Sultans eingefunden; sie hatten aber nachher Ursache gehabt, den Absichten Bajesid's zu mistrauen, und waren seit einigen Jahren nicht mehr erschienen. Dafür ließ Bajesid den Kaiser fünf Jahre lang innerhalb der Mauern von Constantinopel eingeschlossen halten, und gleich nach dem Siege bei Nikopolis ward der Wesier Ali Pascha mit einem Heere beordert, die Stadt einzunehmen. Den Vorwand zum Angriffe nahm Bajesid theils daher, daß Manuel sich nicht, wie es vertragsmäßig seine Pflicht war, beim Heere eingefunden hatte, theils daher, daß er den Thron bestiegen habe, ohne die Rechte seines Neffen zu berücksichtigen. Dieser Neffe war seines Bruders Andronikus Sohn, Joannes, welcher, als Andronikus des einen Auges beraubt wurde, ebenfalls unvollkommen geblendet worden war und in Selymbria herrschte. Bajesid hatte daher beim Zuge gegen Constantinopel zwei Absichten: er wollte sich an Manuel rächen und von Joannes, den er in Constantinopel einzusetzen beschlossen hatte, die Abtretung der Stadt Selymbria erzwingen. Daß der allmächtige Sultan damals, was nicht schwierig gewesen sein konnte, nicht sogleich sich der Stadt bemächtigte und dem griechischen Reiche ein Ende machte, scheint auf den ersten Blick auffallend; bei näherer Betrachtung erkennt man aber deutlich, daß Bajesid nach derselben Politik verfuhr, welche die Römer und auch Bonaparte bei ihren Eroberungen, sowie die Engländer in Indien befolgten. Er hütete sich, durch einen zu auffallenden Gewaltstreich alle seine Feinde zu einer innigen Verbindung zu treiben, er machte deshalb seine Gegner zuerst blos zu Vasallen und trennte sie von ihren natürlichen Bundesgenossen, um sie nachher

im günstigen Augenblicke ganz zu vernichten. Cantemir in seiner Geschichte der Osmanen hat daher auch dem Wesier Ali Pascha eine lange Rede in den Mund gelegt, in welcher dieser dem Sultan vorstellt, das die Einnahme von Constantinopel unfehlbar die gesammte Christenheit aus dem Schlummer wecken werde. Mit dem ganz ohnmächtigen, von Geld und von Truppen unglaublich entblößten Kaiser Manuel wäre übrigens Bajesid allerdings leicht fertig geworden; allein die Genuesen und Venetianer, welche in und um Constantinopel mächtiger waren als der Kaiser, konnten in Verbindung mit den Johannitern auf Rhodus den Zusammenhang der europäischen und asiatischen Türkei jeden Augenblick abschneiden. Der Marschall Boucicault, einer der berühmtesten Helden der Franzosen (s. Th. VIII. S. 401), rüstete wirklich in dem Augenblicke, als Bajesid gegen Constantinopel zog, auf Kosten des Königs von Frankreich ein Heer und eine Flotte, um Constantinopel zu retten. Die Unternehmungen dieses Musters der abenteuernden und kampflustigen Ritter des Abendlandes haben dem halb epischen, halb historischen Froissart (s. Th. VIII. S. 219) reichlichen Stoff gegeben. Boucicault war so sehr irrender Ritter, daß er sich sogar unter Murad, mit welchem er in Asien sehr befreundet gewesen war, durch seine Faust und seinen Muth hatte berühmt machen wollen. In der That glichen auch die Türken den Rauf- und Raubrittern des Mittelalters sehr. Sie waren wie diese roh, raubsüchtig, fanatisch, feudalistisch, aber auch ebenso tapfer und kampflustig, und nach kannibalischen Ausbrüchen von Mordlust, Raubgier und Wuth bewiesen sie oft gleich den christlichen Rittern romantische Großwuth und Milde. Boucicault hatte daher ebenso viel Recht, die Waffenbrüderschaft Murad's zu suchen, als Richard Löwenherz gehabt hatte, Saladin's Waffenbruder zu werden (s. Th. VII. S. 88).

Der Marschall war übrigens als Gefangener der Türken nach der Schlacht bei Nikopolis zu den Unterhandlungen über das Lösegeld der edeln Pairs von Frankreich gebraucht worden, unter welchen sich die nächsten Anverwandten seines Königs befanden. Er begleitete später den griechischen Kaiser auf seiner Reise nach Paris. Manuel hatte, gleich nachdem die französischen Herren losgekauft worden waren (1397), seinen mütterlichen Oheim,

Theodosius Kantakuzenus, nach Paris geschickt, um die Hülfe des französischen Königs anzurufen; dieser war aber ebensowenig zu bewegen, neue Kosten aufzuwenden, als sich Boucicault überreden ließ, einen neuen Kreuzzug gegen die Osmanen zu unternehmen. Theodosius ward vom König reich beschenkt, eine Flotte oder Truppen gewährten die Franzosen jedoch diesmal nicht, obgleich Boucicault, welcher den Winter (1397) in Constantinopel zubrachte, unterstützt von venetianischen und genuesischen Gesandten, nach Theodosius Abreise den König auf andere Gedanken brachte. Auch der Pabst Bonifacius IX., an welchen Manuel den Hilarius Doria geschickt hatte, ermunterte zu einem neuen Zuge, und die Bulle, in welcher er die der Christenheit von den Osmanen drohende Gefahr recht kläglich schildert, wirkte soviel, daß Boucicault in den Stand gesetzt wurde, sechshundert Reisige und achthundert Armbrustschützen nebst einer bedeutenden Anzahl kampflustiger Ritter, die von allen Seiten herbeiströmten, einzuschiffen. Bei Tenedos ward die französische Flotte noch durch genuesische und venetianische Schiffe verstärkt. Die Vertreibung der türkischen Schiffe aus den Gewässern des Hellespont und des schwarzen Meeres und die Befreiung der Vorstädte Pera und Galata von den Belästigungen, welche sie von der See aus durch die Türken erlitten, war der Hauptgewinn der Erscheinung der von Boucicault geführten Schaaren; doch landete der Marschall auch an vielen Stellen der Küste, und verbreitete den Schrecken der lateinischen Ritterschaft bis nach Nikomedien. Als vortrefflichen Diplomaten hatte sich Boucicault schon bei den Unterhandlungen wegen der Auslösung des Grafen von Nevers gezeigt, jetzt bewirkte er auch, daß Bajesid's Plan, den unglücklichen Joannes in Selymbria gegen seinen Oheim Manuel zu gebrauchen, scheiterte. Joannes, welcher Anspruch an den Thron machte, war schon längst mit Manuel in Unterhandlung getreten, weil er wohl wußte, daß Bajesid nach Selymbria trachte und ihn wie einen Gefangenen beobachten lasse. Oheim und Neffe waren einig geworden, sie trauten einander aber doch nicht ganz; Boucicault reiste daher nach Selymbria, leistete Bürgschaft, daß Manuel Wort halten werde, bewog Joannes und seine Gemahlin, sich mit ihm einzuschiffen, entzog Beide den sie genau beobachtenden Türken,

und brachte sie nach Constantinopel, wo Joannes von Manuel als Mitregent anerkannt ward. Boucicault hatte unterdessen seine Geldmittel erschöpft, und mußte im Frühjahr (1400) wieder nach Hause zurückreisen. Er beredete den Kaiser Manuel, seinem Neffen Joannes die Regierung des auf die Hauptstadt und einige unbedeutende Ortschaften beschränkten, aller Truppen und alles Einkommens beraubten Reiches einstweilen zu überlassen, um selbst mit nach dem Westen zu reisen und die lateinischen Fürsten aufs neue um Beistand anzuflehen. Vergebens bot Manuel's Bruder in Sparta Alles auf, um den Kaiser von der schimpflichen Bettelfahrt abzuhalten, welche, wie er voraussagte, keinen besseren Erfolg haben werde, als die Reise seines Vaters Johann Paläologus. Manuel beharrte auf seinem Vorsatze, nur ließ er seine Gemahlin bei seinem Bruder zurück.

Der Pabst hatte schon im Januar (1400) Rundschreiben erlassen und besonders die Dänen, Schweden und Norweger durch Predigten und durch Ablaß-Verheißungen zum Zuge nach Constantinopel ermuntert; seine Bemühungen scheiterten aber bei diesen Völkern, als es hieß, der Zug werde ein ganzes Jahr dauern. Auch in Deutschland wurde in vielen Diöcesen Geld gesteuert, man erfuhr jedoch selten, wohin die Steuer gekommen sei. An Ehrenbezeugungen mangelte es dem griechischen Kaiser auf seiner Reise nicht, Hülfe aber fand er nirgends; denn die Fürsten und Herren hatten genug im eigenen Lande zu thun. Er reiste zuerst nach Venedig, wo ihn Boucicault verließ, um nach Paris zu eilen und ihn bei Karl VI. anzumelden. Der venetianische Senat ward durch des Kaisers Reden tief gerührt, man weinte mit ihm, war aber sehr froh, als er weiter reiste. Auch die Genuesen bedauerten ihn sehr, ohne ihm zu helfen. Johann Galeazzo Visconti in Mailand, welcher damals den Herzogstitel von unserem Kaiser Wenzel kaufte, that etwas mehr für ihn. Er half dem bettelhaften Aufzuge des Kaisers ab, umgab ihn mit ritterlicher Begleitung, und versah ihn mit dem nöthigen Gelde, damit er in Paris mit Anstand erscheinen könne. Dies ist eine Thatsache; wenn aber Johann Galeazzo hinzufügte, daß er selbst, sobald die anderen Fürsten ebenfalls wollten, mit einem Heere zum Schutze von Constantinopel ausziehen werde, so steht er gleich allen anderen

Prinzen des Hauses Visconti wegen seiner Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit in so schlechtem Ruf, daß wir seiner Versicherung keinen Glauben schenken können. Als Manuel im Juni 1400 nach Paris kam, ließ ihm auch Karl VI., welcher damals schon irre im Verstande war, ganz ungewöhnliche Ehren erweisen. Während der griechische Kaiser in Paris leeren Festen und Prunkzügen beiwohnte, verzweifelte sein Bruder an der Möglichkeit, sein Gebiet im Peloponnes auf die Dauer gegen die Osmanen zu vertheidigen, und verkaufte den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern, welchen er früher schon Korinth überlassen hatte, seine noch übrigen Besitzungen in der Halbinsel. Die Griechen wollten jedoch die Herrschaft der stolzen lateinischen Ritter nicht dulden, und der Widerstand der schon damals halb griechischen, halb slavischen Bevölkerung der Gebirge war so heftig, daß die Ritter selbst rathsam fanden, nicht auf die Vollziehung des Kaufvertrags zu dringen, obgleich sie das Geld schon bezahlt hatten. Auch Korinth ward von ihnen wieder geräumt. Der arme Bruder des griechischen Kaisers kam dabei zwischen seinen Unterthanen und den Johannitern ins Gedränge; denn die Ersteren litten nicht, daß der Kauf zu Stande kam, und das von den Letzteren bezahlte Geld hatte Theodor schon verbraucht. Die Ritter ließen sich endlich gefallen, daß die Summe, die sie bezahlt hatten, ihnen in Terminen zurückerstattet werde. Ueber Manuel's Aufenthalt zu Paris und über seine weiteren Reisen sind die Angaben ganz widersprechend und die Chronologie sehr unsicher. Daß er in England war und bei König Heinrich IV. wenig Trost fand, ist ausgemacht; an welche Orte er aber in Deutschland kam, läßt sich nicht bestimmt angeben. So viel ist gewiß, daß man ihn überall als einen vornehmen Bettler betrachtete. Wahrscheinlich entschloß er sich erst dann zur Rückreise nach Constantinopel, als er erfahren hatte, daß die Tataren unter Timur in Kleinasien eingefallen seien und das osmanische Reich bedrohten. Boucicault begleitete ihn auf der Rückreise nicht; denn er war von Karl VI. nach Genua geschickt worden, weil sich diese Republik damals auf kurze Zeit in die Hände der Franzosen gegeben hatte. Die Armuth Manuel's war so groß, daß Karl VI., um ihn persönlich gegen Mangel zu schützen, ihm einen Jahrgehalt von dreißigtausend Thalern aussetzte. Man erwartete daher den gänzlichen Untergang

des letzten Restes der römischen Herrschaft in Europa schon im ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts, als plötzlich ein furchtbarer Sturm das osmanische Reich traf und der Belagerung von Constantinopel, welche Bajesid unternommen hatte, ein Ende machte. Der englische Schriftsteller Walsingham hat sogar vielleicht nicht Unrecht, wenn er berichtet, daß Manuel besonders darum so schnell aus England in den Orient zurückgereist sei, weil er die Nachricht vom Einbruch des Tartaren Timur oder Timur-Lenk (im Abendland Tamerlan genannt) in das osmanische Reich erhalten habe.

Dschingiskhan war ein Führer der Mongolen gewesen, deren Wanderung auch Tataren aus ihren Sitzen trieb und in die entlegensten Gegenden zerstreute, Timur dagegen war ein Beherrscher von Tataren, welcher unzählbare Horden von Mongolen wie Meeresfluten über Asien und Europa wälzte, ohne daß nachher eine Spur derselben im Westen geblieben ist; nur die Tataren gründeten dort am schwarzen Meer und vom kaspischen Meer an bis tief in Rußland hinein, sowie in Persien und Indien dauernde Reiche. Dschingiskhan und seine Söhne waren mit mongolischen Horden aus der Mongolei und aus dem nördlichen China gekommen; Timur errichtete sein tatarisches Reich in der Bucharei und in der kleinen Tatarei auf den Trümmern des aus tatarischen Völkerschaften bestehenden mongolischen Reiches. Der neue Welteroberer, der auch zugleich Gesetzgeber des fernsten Ostens von Asien ward, war ein glücklicher Krieger, welcher, was in Asien selten ist, taktische und strategetische Kenntnisse mit der Gabe verband, die raubgierigen Horden an sich zu fesseln. Er erhob sich gleich den Anführern der Miethlinge des Mittelalters dadurch, daß er den Fürsten, denen er sich verkaufte, erprobte Krieger zuführte. Er leistete einem der Nachkommen von Dschingiskhan's zweitem Sohne Tschagataï, dem in Ostpersien und in der Bucharei herrschenden Husein, welcher abwechselnd zu Herat und zu Balk residirte, wesentliche Dienste, und ward dafür mit fürstlichen Lehen und Ehren beschenkt. Schon nach fünf Jahren gerieth er aber mit Husein in Streit, besiegte ihn und schlug dann seinen Sitz in Samarkand auf, herrschte seitdem über den nordöstlichen Theil von Persien und machte Kriegszüge in die Tatarei und Mongolei, nachdem er vorher auf einem

großen Kurultaï der Tataren (s. Th. VII. S. 220) als oberster Khan aller Horden ausgerufen und anerkannt worden war (1369).

Seit der Zeit war Timur unablässig auf Kriegszügen begriffen und mit Eroberungen beschäftigt, er kehrte aber öfters nach Bochara und Samarkand zurück, und gab seinem neuen Reiche Verfassung und Gesetze, welche eine Weisheit athmen, die mit den unerhörten Gräueln, Grausamkeiten und muthwilligen Zerstörungen, welche von den tatarischen Horden auf seinen ausdrücklichen Befehl verübt wurden, einen auffallenden Contrast bilden. Der Zweck dieses Werkes läßt nicht zu, daß wir Timur's Geschichte, welche von Gibbon sehr glänzend und rhetorisch poetisch behandelt worden ist, gleich den europäischen Geschichten kritisch beleuchten, noch weniger, daß wir die Gesetze und Denkwürdigkeiten, welche dem neuen Welteroberer zugeschrieben werden, beleuchten und prüfen; wir wollen uns darauf beschränken, vom Umfange seiner Eroberungen einen allgemeinen Begriff zu geben. Wir könnten, um diesen Zweck zu erreichen, dem genannten englischen Geschichtschreiber folgen und der Reihe nach aufzählen, was Timur in Persien, in Indien, in der Tatarei und im Bereiche der jetzigen asiatischen Türkei vollbracht hat; wir ziehen aber vor, dem Herrn von Hammer zu folgen. Was dieser von sieben und zwanzig Kronen, von dreimal neun besiegten Ländern sagt, ist uns zu asiatisch und prophetisch; wir nehmen die Sache ganz einfach und sagen nach Hammer's Anleitung ganz einfach: Timur's Kriegszüge erschütterten die Herrschaft von neun Herrscherlinien Asiens, welche zum Theil wieder in Nebenlinien zerfielen. Diese Linien waren nach Hammer: die der Nachkommen Tschagatai's, welche im fernen Osten Persiens und in der Bucharei herrschten, ehe Timur den letzten derselben, Husein, vom Throne stürzte; die Dynastie der Dscheten oder Geten in Turkistan und Mongolistan; die Dynastie der Herrscher von Chowaresmien; die der Herrscher von Khorasan; die Dynastie der Tataren in Tataristan Desht Kaptschack; die der Söhne Mosaffer's im persischen Irak; die der Ilkhane im arabischen Irak; die der Osmanen; die der Beherrscher von Indostan. Derselbe Geschichtschreiber der Türken fügt hinzu, das von Timur gegründete Reich habe sich erstreckt im Osten bis an die Mauer China's, im Norden bis in das Herz von Rußland, im Westen bis an die Küsten des

mittelländischen Meeres, gegen Süden bis an Egyptens Grenze. Von den achtzehn Kriegen, welche Timur führen mußte, ehe er seinem Reiche die angedeutete Ausdehnung geben konnte, gehören nur zwei in dieses Werk: der Krieg, durch welchen die Russen unter die tatarische Herrschaft gebeugt wurden, und der Krieg, der den furchtbarsten Feind des griechischen Reiches, Bajesid, niederwarf; die anderen gehören der Geschichte von Asien an, welche wir nur im Vorbeigehen berühren dürfen. Des Krieges mit den Russen werden wir weiter unten gedenken; hier verweilen wir blos bei Timur's Unternehmungen gegen die große, von Murad und Bajesid gegründete osmanische Reichsmacht.

Bajesid hatte am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ganz Kleinasien, nicht nur soweit es den Griechen gehörte, sondern auch die dortigen türkischen Länder oder die vorher unabhängigen kleineren Fürstenthümer und Kerman unterworfen. Er hatte die Bulgarei erobert, in der Moldau und Wallachei festen Fuß gefaßt, die Madscharen geschlagen, Bosnien und Servien unterworfen, in Albanien und im Gebirge Türken angesiedelt. Constantinopel war tributpflichtig, der griechische Schattenkaiser mußte den dort angesiedelten Türken vier Moscheeen gestatten und das von ihm ganz unabhängige Gericht eines türkischen Kadi in der Stadt dulden. Macedonien und Thessalien waren größtentheils türkisch. Auch im eigentlichen Griechenland hatte sich Bajesid festgesetzt; er hatte einen verheerenden Zug nach Athen gemacht und im Peloponnes einen Krieg geführt, der den Paläologen Theodor auf den Gedanken brachte, die Vertheidigung der Halbinsel den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern zu überlassen, was Bajesid und die griechische Bevölkerung hintertrieben. Einige Jahre vor dem Einfall der Tataren hatte sich Bajesid, wie es heißt, in Prusa allen Lüsten des Orients hingegeben; wir finden ihn jedoch, als Timur von Armenien aus drohte, mit der Belagerung von Constantinopel beschäftigt.

Wenn wir an Festen, Feierlichkeiten und Gastmählern soviel Gefallen hätten, als Scherefeddin und Arabschah, welche Timur's Thaten aufgezeichnet haben, so würden wir der Reisen des Welteroberers nach Samarkand, die er während der Pausen zwischen den einzelnen Kriegszügen zu unternehmen pflegte, sowie der Hochzeiten und der Volksbelustigungen, welche er dort hielt,

erwähnen müssen; wir scheuen aber alles, was den Feen-Mährchen gleicht. Uebergehen dürfen wir jedoch nicht, daß jene Orientalen berichten, Timur habe seinen vier Söhnen vier unermeßliche Reiche angewiesen gehabt, während er selbst stets auf Kriegszügen begriffen gewesen und, nur um Feste und Hochzeiten zu feiern oder Kurultaï's zu halten, in die Bucharei gereist sei. Was von Timur's Staatsweisheit, von seinen moralischen und politischen Lehren und von den Büchern, in welchen diese enthalten sind, erzählt wird, scheint uns kaum der Beachtung werth. Wir dürfen nur das, was geschah, berücksichtigen; was dagegen Gelehrte und Schmeichler unter Timur's Namen in Büchern niederlegten, können wir keiner Aufmerksamkeit würdigen, weil wir nicht Poesie und Romantik, sondern Prosa und Wahrheit in der Geschichte suchen. Er selbst ermunterte die Mordlust und Grausamkeit der von ihm geführten Horden gemischter Tataren und Mongolen, welche zu Tiegern geworden waren und oft Tausende mit dem Schwerte mordeten oder auf Timur's Befehl unter den Hufen ihrer Pferde zerstampften. Er spähete die fernsten Winkel der Erde aus, und hatte ein Spionier-System eingerichtet, bei welchem Derwische, Fakir's und Mönche, wie sie sich im Osten finden, vom Lamaiten an bis zum christlichen Anachoreten, ihm vortrefflich gedient haben sollen. Er war daher auch, als er um 1399 Streit mit Bajesid suchte, von dem Verhältniß der europäischen Griechen zu den Türken sehr gut unterrichtet, und stellte sich, als wenn er jene in seinen Schutz nehmen wollte. Die nächste Veranlassung zum Kriege zwischen Timur's Tataren und Bajesid's Türken gab das Vordringen des Ersteren von Georgien und Armenien her gegen das alte Pontus und gegen Bajesid's Bollwerk Amasia. Timur's Eroberung von Bagdad und des dortigen Ilkhans oder Herrschers Flucht, der Zug der Tataren nach Irak Arabi, Mesopotamien und Diarbekir und ihre Besetzung der Pässe des Gebirges Taurus machten einen Zusammenstoß der beiden Eroberer unvermeidlich. Der Ilchan war das erste Mal, als er aus Bagdad fliehen mußte, zu den Mamlukken in Egypten gegangen, das zweite Mal suchte er ebenso, wie der Fürst Karajussuf von Diarbekir, bei Bajesid Schutz. Die Folge war, daß noch im Laufe des Jahres 1400 das ganze Land von Aleppo an bis nach Bagdad in vollen Aufstand

gegen Timur war. Dagegen suchten die kleinen von Bajesid besiegten Fürsten von Kermian, Mentesche, Sfaruchan und Aidin bei Timur Schutz, und dieser ergriff freudig die dargebotene Gelegenheit, um eine Gesandtschaft mit trotzigen Forderungen an Bajesid zu schicken. Es heißt, wiewohl wir bei Dukas und Phranzes davon nichts erwähnt finden, auch die Griechen hätten sich an Timur um Schutz gewandt, und dieser habe ihnen denselben angedeihen lassen, obgleich er dabei die größte Verachtung gegen ihre Religion ausgesprochen habe. Wir bezweifeln jedoch die Wahrheit dieser Angabe, da Timur bei der Eroberung jeder Stadt einen so schrecklichen Fanatismus gegen das Christenthum zeigte, daß er stets Tausende von Christen mit den ausgesuchtesten Martern quälen ließ.

Bajesid, welcher damals Constantinopel sehr bedrängte, wurde durch Timur's gebieterische Botschaft, obgleich sie mit einem glänzenden Geschenk verbunden war, höchst erbittert. Er wollte anfangs die Gesandten hinrichten lassen, schalt nachher, wie Dukas sagt, den Herrn von ganz Asien und von einem Theile Europa's einen groben oder rohen Gesellen, und ließ, was im Orient der größte Schimpf ist, den Gesandten desselben, ehe er sie schimpflich zurück schickte, den Bart scheeren. Dies war das Signal eines Krieges zwischen den beiden Sultanen. Timur, der mit zahllosen Heeren vom kaspischen Meer her nach Kleinasien zog, begann den Krieg mit der Belagerung von Siwas oder Sebaste, der Hauptstadt von Kappadocien. Diese Stadt, welche nach Angaben, die wir nicht verbürgen möchten, hunderttausend Einwohner hatte und mit einer Mauer von ungeheueren Quadersteinen umgeben war, konnte sich nur achtzehn Tage lang behaupten; sobald sie eingenommen war, wurden Mauern und Thürme, trotz ihrer Festigkeit, von Grund aus zerstört und die christliche Bevölkerung nebst der armenischen Besatzung unter grausamen Qualen getödtet (Frühjahr 1400). Timur's Züge wurden gleich denen der Hunnen für Völker und Länder besonders dadurch verderblich, daß es Politik der Heerführer war, Weiber und Kinder, Männer und Jünglinge zu Tausenden quälen, schlachten und zertreten zu lassen, damit weit und breit der Schrecken vor ihnen hergehe. In den tatarischen Heeren waren Hunderttausende roher Barbaren, welche mit Vergnügen kannibalische Unmenschlichkeit übten.

Wäre damals Siwas nicht gefallen, so würde Constantinopel in Manuel's Abwesenheit von den Osmanen genommen worden sein; aber die Nachricht von dem schauderhaften Morden in Siwas, sowie gleich nachher in Malatia rief den osmanischen Sultan von der Belagerung von Constantinopel nach Asien. Er hatte Zeit, seine Macht zu sammeln, weil Timur nicht unmittelbar weiter zog, sondern sich gegen Bagdad, gegen Damaskus, gegen Syrien und gegen die Mamlukken Egyptens wendete, um Fürsten zu bekriegen, welche entweder von ihm abgefallen waren oder die Abgefallenen unterstützt hatten. Die Grausamkeiten und Gräuel der Tataren auf ihrem Zuge nach Syrien, in Bagdad und überall, wohin sie der damals bereits sechsundsechszig Jahre alte und durch sein Alter ganz unmenschlich gewordene Timur führte, hat von Hammer in seiner osmanischen Geschichte nach persischen Schriftstellern ausführlich aufgezählt; wir bemerken nur, daß Timur bis gegen die Mitte des Jahres Tausende von Menschen grausam morden, die größten und blühendsten Städte von Bagdad bis nach Aleppo und Antiochia zerstören und niederbrennen, ihre Bewohner zertreten und zermalmen ließ, und sich dann nach Samarkand begab, um Feste zu feiern und allerhand von seinen Hofgelehrten schön und mild abgefaßte Edicte bekannt machen zu lassen. Im Winter 1401 auf 1402 lagen Timur's zahllose Horden auf der Vergebene im Nordosten Kleinasiens, er selbst unterhandelte mit Bajesid. Dieser zeigte sich jedoch eben so trotzig als Timur, so daß durch den diplomatischen Verkehr beider Herrscher Timur's Erbitterung auf den höchsten Grad stieg. Der Grieche Chalkondylas erzählt uns von diesen Unterhandlungen ganz sonderbare Anekdoten, denen wir sehr wenig Glauben schenken, die uns aber den Charakter der Zeiten ihres Erfinders anschaulich machen. Bei der Stadt Siwas, welche zwei Jahre vorher so grausam verwüstet worden war, hielt nachher Timur eine große Heerschau; von da drang er ins Innere von Kleinasien gegen Angora vor. Die beiden orientalischen Geschichtschreiber Scherefeddin und Arabschah haben mit großer Ausführlichkeit die Vorbereitungen der beiden Sultane zum entscheidenden Kampf und die denselben vorhergehenden Schritte beschrieben. Diese Erzählungen sind für den Kenner des Orients und für den, welcher die Sitten der Türken und Tataren, die sich seit den

ältesten Zeiten bis auf unsere Tage sich gleich geblieben sind, studiren will, auf gleiche Weise anziehend; wir müssen sie um so mehr übergehen, als von Hammer die Berichte der Orientalen vollständig in sein Werk aufgenommen hat. Derselbe Schriftsteller berichtet uns, wie Bajesid seine Generale und Soldaten, statt sie zu gewinnen, durch Übermuth und Geiz erbitterte, und den ihm gegebenen Rath verschmähte, den siebenmalhunderttausend Mann Timur's auszuweichen, statt ihnen eine entscheidende Schlacht zu liefern. Die Stärke des Heeres, mit welchem Bajesid sich in der Ebene bei Angora den Tataren gegenüber lagerte, wird bei den verschiedenen Schriftstellern, von denen einige 120,000, andere 160,000 Mann rechnen, verschieden angegeben. Alle Zahlangaben sind bekanntlich in solchen Fällen unzuverlässig; auf jeden Fall war Timur seinem Gegner um das Sechsfache überlegen. Man ist versucht, die Verblendung Bajesid's, welcher die Tataren im Blachfelde angriff, statt sie in Berge, Thäler und Schluchten zu locken, mit Bonaparte's Vertrauen auf seine Siege und auf sein Glück zu vergleichen, das ihn nach Moskau trieb. Diese Vergleichung würde dadurch noch passender werden, daß Bonaparte die von ihm beraubten und tödtlich beleidigten Preußen und Oestreicher, Bajesid aber zehntausend Servier und achtzehntausend derjenigen Türken und Tataren, deren Fürsten sich bei Timur befanden, als Hülfstruppen mit ins Feld führte. Die gepanzerten Servier unter Bajesid's Schwager Stephanus thaten vortreffliche Dienste im Treffen und selbst noch nach demselben, dagegen gingen die Tataren und die Türken von Aidin und aus den übrigen unterjochten Fürstenthümern mitten im Treffen zum Feinde über. Wenn wirklich, wie Chalkondylas erzählt, Bajesid seine Hunde und seine Falknerei mit ins Feld schleppte, und wenn er siebentausend Falkenwächter und sechstausend Hunde hatte, so war sein Unglück ein Glück für das junge osmanische Reich, welches nur dann bestehen konnte, wenn seine Herrscher sich in den Schranken hielten, die der Gründer des Reiches und seine ersten Nachfolger sich gesetzt hatten.

Die Schlacht bei Angora ward entweder am 20. oder am 28. Juli 1402 geliefert. Der Sieg war den ganzen Tag hindurch zweifelhaft; doch erlangten ihn am Ende die Tataren, welche

ihre Gegner an Zahl bei weitem übertrafen, und deren Führer in der orientalischen Art, den Krieg zu führen, nicht weniger geschickt und erfahren waren, als die Feldherren der Osmanen. Bajesid und einer seiner Söhne wurden gefangen, das Heer der Osmanen zerstreut oder vernichtet. Den Berichten der persischen Geschichtschreiber über die Schonung, welche Timur den Seinigen anempfohlen habe, trauen wir nicht viel, obgleich wir glauben, daß er seinen Horden befohlen haben mag, sie sollten keine Sklaven machen, weil sie mit Stamm- und Glaubensgenossen gestritten hätten. Ebendieselben mehr der Phantasie als dem Verstande folgenden persischen Schriftsteller, welche in die Ächtheit der von ihnen bearbeiteten und benutzten, vorgeblich von Timur dictirten Sätze Salomonischer Regierungsweisheit und in die, wie es heißt, von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten nicht den geringsten Zweifel setzen, lassen ihn auch dieser Weisheit gemäß handeln. Gibbon findet es seinem Zwecke angemessen, Alles für lautere Wahrheit zu nehmen; wir halten dafür, daß, wenn Arabschah und Scherefeddin den Commentarien und den Institutionen Timur's folgen, dieß ebendasselbe ist, als wenn Thiers und die anderen Franzosen Bonaparte's Leben nach den Denkwürdigkeiten von St. Helena oder nach Bourienne's Memoiren schreiben, oder als wenn man das, was die Engländer in Irland und in Indien verüben, nach den im Parlament gehaltenen Reden beurtheilt.

Von dem Zustande Kleinasiens gleich nach dem Siege der Tataren, noch ehe Timur mit dem ganzen Heere an das aegäische Meer zog, macht uns Dukas eine furchtbare Beschreibung, wenn er sagt: „In den ersten acht Tagen nach dem Siege bei Angora ergoß sich das Heer der Tataren (oder, wie er sich ausdrückt, der Perser) in einzelnen Abtheilungen über Galatien, Phrygien, Bithynien, Paphlagonien, über das Küstenland, über Karien, Lycien und Pamphylien auf eine solche Weise, daß es schien, als wenn in jeder der einzelnen Provinzen das ganze tatarische Heer hause, so zahlreich waren sie." Gleich vom Schlachtfelde aus ward Mirza Mohammed, Timur's Enkel, in Eile nach Prusa geschickt; allein Bajesid's Sohn Soliman war, noch ehe das Treffen ganz geendigt gewesen, dahin geeilt, und hatte die dort befindlichen Schätze nach Europa bringen und alle Schiffe von

der Küste entfernen lassen. Timur selbst verweilte zuerst in Kotyäum, der Hauptstadt von Paphlagonien, dann zog er, wie Dukas sich ausdrückt, „zerstörend, Alles in Sklaverei werfend, alle Schätze, welche er irgendwo fand oder zu deren Angabe er die Eigenthümer durch unerhörte Qualen zwang, raubend, sengend und brennend, die Menschen aufknüpfend und lebendig begrabend, nach Prusa." Dort fand er Bajesid's Weiber, unter ihnen auch die Tochter des Lazarus. Die Städte Nicäa und Nikomedia traf dasselbe Schicksal welches Prusa getroffen hatte. Als Timur auch in Unter-Phrygien auf gleiche Weise gewüthet hatte, zog er nach Pergamum. Türken und Griechen wurden auf gleiche Weise durch angedrohte Verbrennung oder dadurch, daß man sie im Kerker dem Hunger preisgab, zur Angabe alles Eigenthums von Werth genöthigt. Von Pergamum ging der Zug nach Magnesia am Sipylus und, als auch diese Stadt ganz ausgeplündert war, nach Lydien. Aus Sardes und Philadelphia ward alles, was vom alten Reichthum noch übrig war, weggeschleppt und endlich auch Smyrna angegriffen. Diese Stadt hatte, weil sie von der See her unterstützt werden konnte, bis dahin ihre Freiheit behauptet, selbst nachdem Philadelphia mit Hülfe seines eigenen Kaisers in die Gewalt der Osmanen gefallen war; sie suchte auch den Tataren Trotz zu bieten. Sie stand durch ihren Hafen mit den Genuesen und Venetianern in Verbindung, und die feste Burg der Stadt ward von den Rhodiser-Rittern und von den Christen, welche aus Ephesus, Thyria, Nymphäa herbeigeströmt waren, vertheidigt; allein einer halben Million Tataren konnte sie auf die Dauer nicht widerstehen. Timur ließ zuerst ungeheuere Felsstücke in den Eingang des Hafens wälzen, so daß die Schiffe, um nicht eingedämmt zu werden, sich vor den Hafen legen mußten; dann ließ er die Burg stürmen, deren Gräben er mit den Leichnamen der Seinigen füllte. Burg und Stadt wurden genommen und auf dieselbe Weise behandelt wie andere Städte. Timur ließ tausend Gefangene, die man vor ihn führte, vor seinen Augen enthaupten und eine Art Thurm aus Menschenköpfen und abwechselnden Schichten großer Quadern erbauen. Auch Ephesus, wo Timur dreißig Tage verweilte, wurde nebst der ganzen Umgegend ebenso wie Smyrna verwüstet. Einem Lavastrom gleich zogen die Tataren an der einst so reichen und blühen-

den Küste Asiens herab bis nach Karien, wo sie von der ungewöhnlichen Kälte eines der Beschreibung nach mehr als russischen Winters, welcher nicht nur Pferde, sondern sogar auch das Wild und die Vögel tödtete, zu Tausenden hingerafft wurden. Wir glauben daher gern, daß Timur, als er seit seinem Aufenthalt in Bithynien Städte und Dörfer zerstörte und Alles verödete, nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Dukas weder lebende Männer, noch das Weinen eines Kindes, noch das Bellen eines Hundes, noch das Krähen eines Hahnes hinter sich gelassen habe, sondern überall nur die Stille des Todes.

Bajesid's Schicksal in der Gefangenschaft ist, gleich dem letzten Schicksale Belisar's (s. Th. V. S. 10), auf eine romanhafte Weise beschrieben und zur moralischen Belehrung und sentimentalen Rührung vielfach benutzt worden; es wird aber auch darüber, wie über die Geschichte Belisar's, kritisch gestritten. Männer wie Gibbon und von Hammer haben es der Mühe werth gehalten, ihren Werken sehr ausführliche Untersuchungen über die Angabe einzuverleiben, daß Bajesid gleich einem wilden Thiere in einen eisernen Käfig gesperrt worden sei; wir halten aber das, was Chalkondylas und Phranzes erzählen, für ebenso unwahrscheinlich, als die sentimentalen Berichte der persischen Geschichtschreiber, in denen wir überall mehr Poesie als Geschichte finden. Die angeführten Byzantiner erzählen, daß sich die beiden Sultane auf gemeine Art gezankt und geschimpft hätten, und Bajesid auf Timur's Befehl in einen gegitterten Käfig gesperrt worden sei, in welchem er sein Leben beschlossen habe. Uns scheint des Dukas Bericht der wahrscheinlichste. „Bajesid wurde, sagt er, lange sehr freundlich behandelt und in milder Haft gehalten, bis man einen Versuch machte, ihn zu entführen; seit der Zeit wurde er härter gehalten und in Fesseln gelegt." Er starb 1403 in der Gefangenschaft, und seine Leiche wurde seinem Sohne Musa übergeben, welcher zugleich mit ihm in tatarische Gefangenschaft gerathen war und nach seines Vaters Tode die Freiheit erhielt.

Das osmanische Reich zerfiel nach der Schlacht bei Angora auf einige Zeit, das christliche Reich in Constantinopel dagegen schien sich wieder zu erholen, theils durch die Verfügungen, welche Timur zu Gunsten der von Bajesid unterworfenen türkischen Fürsten-

thümer Kleinasiens traf, theils durch die Kriege, welche Bajesid's Söhne mit einander führten. Unter den Fürsten wurde zuerst Jakubbeg in Kerman wieder eingesetzt, mit dem Auftrage, auch Bajesid's Sohn Musa zu überwachen. Gleichzeitig mit Jakubbeg wurden auch die Söhne des Fürsten von Melitsche wieder eingesetzt, und Isfendiar erhielt Kastemuni und Sinope, wo sein Vater geherrscht hatte. Timur's Politik wollte sowohl das osmanische als das persische Reich zersplittern; er gab daher, ehe er in die Bucharei zog, nicht blos den türkischen Fürsten von Erfendschan und Aidin ihr Erbe zurück, sondern er that dasselbe auch in Schirwan und Diarbekir.

Von Bajesid's Söhnen war Soliman, wie wir vorher bemerkt haben, glücklich nach Prusa gelangt und mit den Schätzen seines Vaters nach Europa gegangen. Dort schloß er sich an den Kaiser Manuel an, welcher auf die Nachricht, daß Bajesid die Belagerung von Constantinopel aufgehoben habe und gegen Timur nach Asien gezogen sei, eilig zurückgekehrt war, um wieder vollen Besitz vom Reiche zu nehmen. Manuel schickte sogleich seinen Neffen Joannes, den er früher als Mitregenten hatte annehmen müssen, nach Lemnos, überließ ihm nachher Thessalien und führte fortan die Regierung allein. Den Mohammedanern entzog er alle die Privilegien, die ihnen Bajesid durch Drohungen in Constantinopel verschafft hatte: der Kadi mußte die Stadt verlassen, die Moscheeen wurden geschlossen oder gar geschleift und den mohammedanischen Handelsleuten kein eigenes Quartier mehr in der Stadt gestattet. Soliman schloß nichts desto weniger ein Freundschaftsbündniß mit Manuel, gab ihm seinen Bruder Kasem und seine Schwester Fatima als Geißeln, und heirathete die Tochter von Manuel's Bruder Theodor. Er kehrte, noch während Timur in Kleinasien verweilte, dorthin zurück, sobald der Strom der Tataren aus Bithynien nach Jonien floß, und vertheidigte sich in einer Burg, welche sein Vater an der asiatischen Küste des Bosporus erbaut hatte, suchte aber doch von hier aus Timur's Gunst. Diese wurde ihm nicht allein gewährt, sondern Timur belehnte ihn auch mit den europäischen Besitzungen, in welche seine Macht nicht reichte.

Gleich nach Bajesid's Tod geriethen dessen Söhne mit einander in einen Krieg, welcher so lange dauerte, bis es dem vierten von

ihnen, Mohammed I., gelang, das ganze Reich wieder zu vereinigen und neu zu gründen. Zwei Türken von ausgezeichneten Talenten, Bajesid Pascha und Ssofi Bajesid, nahmen sich des elfjährigen Mohammed an; alles, was diese bejahrten Männer thaten, wurde nachher von den türkischen und persischen Schriftstellern, die gern Wunder erzählen, dem Knaben zugeschrieben. Sie brachten ihn vom Schlachtfelde von Angora nach Tokat, und behaupteten diese Stadt wie das feste Amasia, welches sieben Monate lang den Tataren widerstand, für ihn, huldigten aber doch dem Eroberer in seinem Namen. Als Timur nachher seinen Vasallen zur persönlichen Huldigung an sein Hoflager rief, wußten die beiden genannten Männer der Forderung auszuweichen, bis Timur in die Bucharei gereist war, worauf dann nicht weiter daran gedacht wurde. Die anderen Söhne Bajesid's waren Soliman, Musa, Isa, Kasem und Jussuf. Von diesen wurde der Letzte Christ, der Vorletzte befand sich beim Ausbruch des Bürgerkrieges als Geißel des ältesten Bruders in Constantinopel, Musa war damals noch in tatarischer Gefangenschaft, Soliman und Isa hatten wie Mohammed jeder ein besonderes Gebiet besetzt: Mohammed residirte in Amasia, Soliman in Adrianopel, Isa in Prusa. Der Krieg brach zuerst zwischen Mohammed und Isa aus. Jener zog gegen diesen, um ihn aus Prusa zu vertreiben. Er siegte über dessen Heer und nöthigte ihn, in Constantinopel Zuflucht zu suchen. Hierauf verlangte er von Jakubbeg, welchem Musa zur Bewachung übergeben worden war, daß dieser ihm seinen Bruder ausliefere. Jakubbeg willfahrte der Forderung, und Musa war nun Gefangener Mohammed's, welcher die ihm zugleich überlieferte Leiche seines Vaters in Prusa ehrenvoll bestattete. Als nachher Isa aus Constantinopel zurückkehrte, mußte Mohammed mit diesem einen neuen Kampf beginnen. Isa wurde zum zweiten Male besiegt, suchte bei den von Timur wieder eingesetzten türkischen Fürsten von Aidin, Ssaruchan, Tekke und Mentesche Hülfe, und verwickelte dieselben in sein Schicksal. Die Letzteren verloren, als sie mit Isa gegen Mohammed zogen, eine Schlacht, und kamen theils ums Leben, theils mußten sie huldigen; auch Jakubbeg von Kerman wurde gezwungen, seine Festungen an Mohammed zu übergeben. Isa flüchtete sich und wurde seitdem nicht mehr gesehen.

Nach Isa's Verschwinden gerieth Mohammed mit einem anderen Bruder in Streit. Soliman nämlich, der dem griechischen Kaiser, um ihn für sich zu gewinnen, nicht allein Thessalonich und alle Städte bis zum Strymon, sondern auch alle Orte am schwarzen Meer von Panis an bis nach Warna zurückgegeben hatte, wollte den verwirrten Zustand benutzen, in welchen nach den Darstellungen der mohammedanischen und der christlichen Schriftsteller, die nur von Raubzügen und Empörungen türkischer Häuptlinge erzählen, Kleinasien damals verfallen war. Er erschien dort mit einem Heere, rückte bis nach Angora, und kämpfte mit seines Bruders Generalen; denn Mohammed war noch zu jung, als daß wir die Siege über Isa und Soliman ihm zuzuschreiben wagten. Das ganze Jahr 1405 hindurch kämpften Siloman und Mohammed mit wechselndem Glück, so daß bald der Eine, bald der Andere ganz verloren schien; im Jahre 1406 erhielt aber Soliman an seinem Bruder Musa einen neuen Feind. Der Fürst der Wallachei und andere Vasallen Soliman's in Europa waren nämlich mit dem rohen Wesen ihres Oberherrn unzufrieden, und Mohammed erlaubte daher seinem Bruder Musa, nach Europa überzusetzen, um mit Hülfe türkischer Schaaren Soliman zu befehden oder die Unzufriedenheit seiner Vasallen zur Verdrängung desselben zu benutzen. In dem Kriege, welchen Soliman und Musa führten, wurde der Letztere von dem Kral Stephan von Servien und von Myrtsche, dem Fürsten der Wallachei, unterstützt, während der griechische Kaiser auf Soliman's Seite war. Die beiden Brüder lieferten sich in der Nähe von Constantinopel ein Treffen, in welchem der Kral von Servien, durch Manuel gewonnen, von Musa abfiel und Soliman den Sieg errang. Der Letztere behauptete sich seitdem in seinen europäischen Besitzungen. Er überließ sich aber in Adrianopel dem Trunk und den Lüsten, während Mohammed sich der asiatischen Besitzungen bemächtigte und seinen Sitz zu Prusa nahm. Musa irrte eine Zeitlang unstet in den Gebirgen des Hämus umher; im Anfange des Jahres 1410 aber erschien er, wahrscheinlich im Einverständniß mit den Officieren und Beamten seines Bruders, denen dieser durch sein dem Koran trotzendes Trinken und durch seine Freundschaft und Verwandtschaft mit den Herrschern von Constantinopel und Servien Ärgerniß gab, an der

Spitze eines Heeres von Wlachen plötzlich vor Adrianopel. Getreue alte Diener versuchten lange vergebens, Soliman aus seiner Versunkenheit zu erwecken; als er erwachte, war es zu spät. Er zog mit seinem Heere aus, wurde aber nach und nach von seinen Leuten verlassen und endlich in einem Dorfe, welches seine rohen Turkmannen oft mishandelt hatten, von den Bauern ermordet.

Musa nahm sogleich von dem osmanischen Reiche in Europa Besitz, erfüllte jedoch das Versprechen nicht, welches er seinem Bruder Mohammed gegeben hatte, daß er ihn als oberen Herrscher anerkennen wolle. Soliman war ein gutmüthiger Schwelger und Wüstling gewesen; Musa zeigte sich, sobald er in Adrianopel eingezogen war, als einen entsetzlichen Wütherich, und ließ zunächst die Servier und Griechen dafür büßen, daß die Ersteren ihn in der Schlacht bei Constantinopel verrathen, die Anderen seinem Bruder treulich Hülfe geleistet hatten. Er unternahm einen Kriegszug nach Servien, verwüstete das ganze Land mit Feuer und Schwert, ließ die Einwohner zu Tausenden niederhauen, Knaben, Jünglinge und Jungfrauen in die Sklaverei wegführen und seine rohen Schaaren kannibalische Feste feiern, deren Beschreibung das menschliche Gefühl empört. Von Servien wandte sich Musa zuerst gegen den in Thessalonich residirenden Joannes, um den Griechen die Städte wieder zu entreißen, welche Soliman ihnen abgetreten hatte. Er eroberte Thessalonich und vereinigte alles, was Soliman dem griechischen Reiche zurückgegeben hatte, aufs neue mit den osmanischen Besitzungen. Dann richtete er seine Waffen gegen den Kaiser Manuel. Er schloß Constantinopel enge ein und schickte einen seiner tüchtigsten Diener, Ibrahim Pascha, an den Kaiser, um diesen durch Drohungen dahin zu bringen, daß er sich wieder für einen Vasallen des osmanischen Reiches erkläre und den Tribut zahle, der dem Sultan Bajesid gezahlt worden war. Der Kaiser war, den Geschichtschreibern der Griechen zufolge, nicht abgeneigt, sich den demüthigenden Bedingungen Musa's zu fügen; Ibrahim Pascha selbst aber rieth ihm davon ab. Ibrahim war nämlich mit Mohammed befreundet und darüber aufgebracht, daß Musa die Bedingungen nicht erfüllte, unter denen ihm Mohammed gegen Soliman Hülfe gewährt hatte.

Musa hatte damals zwar alle älteren Reichsbeamten, zu wel-

chen auch Ibrahim gehörte, durch seine Grausamkeit und Rohheit gegen sich aufgebracht; da aber die jungen, rüstigen Anführer wilder Turkmannen, Wlachen und Bulgaren sich seiner Tapferkeit im Felde und seiner Gefälligkeit für ihre blutdürstigen, unmenschlichen Leidenschaften freuten, so war er seinem Bruder Mohammed im Felde stets überlegen. Gegen den Kaiser Manuel war er doppelt erbittert, weil dieser, als Constantinopel durch Musa's Heer von der Landseite her enge eingeschlossen gehalten wurde, den Ibrahim Pascha nach Prusa geschickt hatte, wo derselbe dann in Mohammed's Dienste trat und zwischen seinem neuen Herrn, den Griechen und den Serviern eine Verbindung zu Stande brachte, welche freilich anfangs der Energie Musa's nicht gewachsen war. Ibrahim Pascha ward von den beiden alten Wesieren, welche seit Bajesid's Tod in Mohammed's Namen herrschten, zum Collegen aufgenommen, so daß also das Reich eigentlich von einem erfahrenen Triumvirat regiert wurde. Die drei Wesiere schlossen durch Ibrahim eine enge Freundschaft mit dem griechischen Kaiser, welche Mohammed bis an sein Ende treu bewahrt hat. Sie versprachen dem Kaiser Hülfe gegen Musa, Manuel gab die Flotte her, auf welcher Mohammed's Truppen übergeschifft wurden, und die beiden Brüder kämpften hierauf in der Gegend von Constantinopel für und wider die Griechen. Eine Zeitlang ward Musa im Kampfe mit seinem Bruder vom Schicksal begünstigt, und er würde, als dieser durch Unruhen in Kleinasien genöthigt ward, sein Heer zurückzurufen, obgesiegt haben, wenn er nicht ebenfalls wegen einer in Thessalien ausgebrochenen Empörung die Belagerung auf einige Zeit hätte aufheben müssen. Er kehrte zwar bald wieder zurück; aber seine Anstalten zur Eroberung von Constantinopel schadeten ihm selbst mehr als den Griechen. Er verwüstete nämlich ringsum die Städte und Dörfer, und vernichtete dadurch alle Vorräthe, so daß sein Heer bald Mangel litt, während die Stadt Constantinopel, in welche er die Bewohner der Umgegend zu fliehen genöthigt hatte, von der See aus versorgt wurde. Endlich faßte er den Entschluß, die Stadt auch von der Seeseite her einzuschließen; er rüstete zu diesem Zwecke eine Flotte und verschaffte dadurch den Griechen Gelegenheit, endlich einmal zu zeigen, daß es ihnen an Muth und an Talent nicht ganz fehle,

wenn gleich ihr Kaiser schlaff und unfähig sei. Ein natürlicher Bruder des Kaisers Manuel commandirte die griechische Flotte, welche der türkischen entgegen geschickt ward. Dieser erfocht einen glänzenden Sieg, der allgemeines Aufsehen erregte, zugleich aber auch den Neid des Kaisers erweckte. Der Sieger erhielt nicht blos keine Belohnung, sondern er ward vielmehr vom Commando entfernt und ins Gefängniß geworfen, so daß wir später von dem tapferen Admiral nichts weiter hören. Da Manuel seinen Landsleuten und Verwandten auf diese Weise begegnete, so mußten dieselben allerdings besorgt sein, sich nicht auszuzeichnen, und er selbst konnte aus Argwohn nur mittelmäßigen Leuten Vertrauen schenken. Er wandte sich daher in seiner Noth aufs neue an Mohammed. Zum zweiten Male ward die griechische Flotte nach Lampsakus geschickt, um die osmanischen Hülfstruppen herüber zu holen. Diese kamen, hatten aber kein Glück. Sie wurden, als sie Musa's Heer angriffen, mit solchem Verluste zurückgeschlagen und so zersprengt, daß Mohammed selbst sich auf einem griechischen Schiffe nach Kleinasien retten mußte (1410). Freilich hatte auch die Belagerung von Constantinopel keinen glänzenden Erfolg; denn obgleich Mohammed erst nach Verlauf eines ganzen Jahres der Stadt aufs neue zu Hülfe eilte, so scheint es doch nicht, als wenn Musa während dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hätte. Als endlich (1412) Mohammed aus den entferntesten Theilen seines Reiches ein sehr zahlreiches Heer an der Küste gesammelt hatte und wieder auf griechischen Schiffen nach Europa übergesetzt war, umging er das Lager seines Bruders, um die Christen der Donau und Sau, welche von Musa grausam mishandelt wurden, an sich zu ziehen. Der Kral von Servien hatte ihm den Rath gegeben, zuerst einen Angriff auf Adrianopel zu wagen und, wenn dieser misglücke, sich der Donau zu nähern. Es gelang ihm zwar, seinen Bruder zu täuschen und unangegriffen bis vor Adrianopel vorzudringen; Musa war ihm aber mit dem Kern seiner Truppen vorausgeeilt und hatte sich in jene Stadt geworfen, so daß Mohammed nicht für rathsam hielt, gegen dieselbe etwas zu unternehmen. Ob der Letztere hierauf sein Heer theilte und, wie Dukas sagt, die eine Hälfte vor Adrianopel zurück ließ und mit der anderen nach Philippopolis marschirte, oder ob er mit seinem ganzen Heer an der Maritza herauf zog,

lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß derjenige Theil seiner Truppen, bei welchem er selbst sich befand, zuerst an der Maritza herauf und nachher an der Morawa herab marschirte. Auf diesem Marsche zog Mohammed die unzufriedenen Statthalter der Nordgrenzen an sich, und als er Servien erreichte, stieß auch der Kral Stephan mit dem gepanzerten Heere der Servier zu ihm. Musa war von Adrianopel aus seinem Bruder entgegen gezogen und griff, als dieser sich wieder südlich gerichtet hatte, ihn an einem Orte an, welchen die türkischen Schriftsteller Tscharmurli nennen, und der damals für die osmanische Geschichte vorzüglich wichtig geworden ist, weil durch den dort erfochtenen Sieg Mohammed's endlich die Einheit des Reiches wiederhergestellt ward. Musa's Heer wurde völlig geschlagen, er selbst schwer verwundet gefangen und auf Mohammed's Befehl erdrosselt (1413). Mit Manuel schloß Mohammed Bund und Freundschaft, und er ehrte den Kaiser bis an seinen Tod gleich einem Vater. Manuel überließ ihm den Prinzen Kasem, den er einst von Soliman als Geißel erhalten hatte; Mohammed dagegen gab mehrere von Musa eroberte Städte am Propontis, am schwarzen Meere und in Thessalien heraus.

Das griechische Reich genoß damals einige Zeit hindurch einer solchen Ruhe, daß Manuel daran denken konnte, seinem Bruder Theodor zur Befestigung des Peloponnes behülflich zu sein und deshalb selbst dorthin zu reisen. Theodor hatte zwei Drittel des Peloponnes an sich gerissen, und weder das neue Fürstenhaus Centurione, noch Carlo Tocco, der cephalonische Palatin und Despot, noch die kleinen Herren von Nauplia und Argos, noch die drei fränkischen Dynasten, welche in Glaritza, Patras und Chalandritza ihre Sitze hatten, konnten sich auf die Dauer behaupten. Manuel kam in den Peloponnes, um die quer über den Isthmus gebaute, aber längst verfallene Mauer wiederherzustellen. Zu dieser Arbeit wurde die ganze Bevölkerung der Halbinsel aufgeboten, sie arbeitete daran unter Aufsicht ihrer Archonten; die Folge wird aber zeigen, daß der Bau sehr schlecht war. Man nennt die Landenge das Heramilon, weil sie sechs italiänische Meilen oder dreitausend achthundert Klafter breit ist. Die Mauer wurde im April 1415 vollendet, und es klingt sehr prächtig, wenn uns die Griechen erzählen, sie habe hundert und fünfzig Thürme

gehabt; dieselben Schriftsteller berichten, daß, als die Türken wenige Jahre nachher einen Streifzug oder was man jetzt eine Razzia nennt in den Peloponnes machten, die Mauer schon wieder verfallen war.

Die griechischen Geschichtschreiber behaupten, Mohammed I. sei von dem wilden Fanatismus der Türken und ihrer Stammes-Verwandten, sowie von der grausamen Unduldsamkeit seines Vaters und des Tataren Timur sehr weit entfernt gewesen. Er habe, heißt es, Manuel mehrere Male in seiner Residenz besucht und ihn zu sich eingeladen. Dukas berichtet uns, Mohammed habe sogar den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern die Versicherung ertheilt, er sei den Christen sehr gewogen und werde sie beschützen, wo sie auch immer angetroffen würden. Manuel zeigte sich in Beziehung auf Bajesid's jüngsten Sohn Jussuf, der bei ihm erzogen ward, weil er ihm als Kind übergeben worden war, ebenso frei von den christlichen Vorurtheilen seiner Zeit; doch sind wir nicht gewiß, ob dabei nicht die politische Rücksicht zu Grunde lag, daß der Prinz nicht sein Recht an den türkischen Thron verliere. Manuel gab nämlich nicht zu, daß der Prinz Christ wurde, obgleich dieser selbst es verlangte; er erlaubte ihm erst auf dem Todbette (Jussuf starb an der Pest) sich taufen zu lassen.

Übrigens war die Beschaffenheit der Dinge im europäischen und asiatischen Theile der von den Osmanen wenn auch noch nicht ganz eroberten, doch verwüsteten und unterjochten Gegenden fast ebendieselbe, wie die des westlichen und nördlichen Theiles von Europa, nur mit dem einzigen Unterschied, daß das Volk, welches sich noch immer das römische nannte, alternd, geschwächt und mit prächtigen Lappen kaum seine Blößen deckend erscheint. Außer bei den Griechen ist überall Leben und rohe Kraft, Bewegung und Eigenthümlichkeit, Nationalität und Individualität, aber freilich keine Ordnung und Ruhe, weil diese ein System, ein Aufgehen des besonderen Charakters in einen allgemeinen, ein Abschleifen der scharfen Ecken und Kanten in eine glatte, aber auch flache Außenseite nothwendig erfordern. Wir wollen einen flüchtigen Blick auf die verschiedenen Nationalitäten, kleinen und großen Herren und Republiken werfen, welche zu Mohammed's I. Zeiten im oströmischen Reich ihren Einfluß geltend machten. Es waren

dies theils aristokratische Handels-Republiken, theils die Ritter-Aristokratie der Rhodiser, theils kleine Fürstenthümer, deren Herrscher mit Recht den damals ganz unschuldigen Titel Despoten führten, theils die griechischen Kaiser, ein Schatten vergangener Zeiten, theils endlich die Osmanen, die einzige Militärmacht des Mittelalters. Blos der Sultan der Osmanen hatte Finanzen, die ihm gehörten, blos er besaß eine unumschränkte Macht und gebot über die ungeschwächten Kräfte einer Nation, welche, wie einst die Römer, Sklaven für sich arbeiten ließ; der Sultan hatte nicht allein ein stehendes Heer, wie keines in Europa war, sondern er konnte auch, wenn er wollte, das Volk aufbieten, ohne daß dadurch Landbau und Verkehr viel litten. Wir wollen der Besitzungen der Genuesen und Venetianer ebenso wenig gedenken, als der Macht der Rhodiser-Ritter im ägäischen Meer und auf dessen Ufern, obgleich die zuerst genannten Republiken auf allen Küsten Colonieen und befestigte Niederlassungen hatten, und in Galata die venetianische und die genuesische Factorei ganz unabhängig und sogar durch Befestigungen und Besatzungen geschützt waren. Im Peloponnes, im ehemaligen Hellas, in dem Küstenlande von Akarnanien und Aetolien an bis zur äußersten Grenze von Epirus, in Macedonien und in Thessalien war ein ähnlicher Zustand wie in Deutschland: Burgen und Burgherren und neben ihnen unzählige Räuber und ewige Raubfehden. Thessalien verwaltete bis 1419 für den griechischen Kaiser Demetrius Laskaris Leontarius, welcher später nach Mohammed's I. Tod in diplomatischen Sendungen für den Herrscher von Constantinopel nicht viel Ehre erwarb. Der Kral von Servien und der Woiwode der Wallachei waren Vasallen Mohammed's, zogen mit ihm in den Krieg und kamen an sein Hoflager zu Adrianopel, wo er sie, obgleich sie Christen waren, gleich seinen mohammedanischen Vasallen mit allen Ehren empfing und bewirthete. Auch der Fürst der Bulgaren und der Herzog von Joannina erschienen dort. Wir finden unter denen, welche dem Sultan Mohammed ihre Huldigung darbrachten, sogar den Despoten oder gebietenden Herrn von Mistra und den Fürsten von Achaja.

Dürften wir hier in die Geschichte der mohammedanischen Vasallen des Sultans näher eingehen, so würde sich zeigen, daß Mohammed zu ihnen fast in demselben Verhältniß stand, wie der

deutsche Kaiser zu seinen Fürsten, Grafen und Baronen. Ein einziges Beispiel mag hinreichen. Wir wählen dazu den Krieg, welchen der Beherrscher des südöstlichen Winkels von Kleinasien, wo einst das seldschukkische Sultanat Kogni oder Ikonium bestanden hatte, und Dschuneid, der Herr von Smyrna und Ephesus, mit Mohammed führten. Der Erstere, Karaman, besetzte, während Mohammed in Europa gegen seinen Bruder zu Felde lag, Kleinasien und drang bis nach Prusa vor, zog sich aber, sobald der Sultan zurückkehrte, schnell in seinen Winkel zurück, wohin ihm dieser erst später folgte, weil es ihm wichtiger schien, zuerst Dschuneid aus Smyrna zu treiben. Bei dieser Gelegenheit bot der Sultan alle seine Vasallen, auch die christlichen, auf, weil ihm die Einnahme des von Dschuneid neu befestigten Smyrna schwierig schien; denn Dschuneid war selbst nach Ephesus gegangen, um von dort aus die Belagerer zu beunruhigen. Die Vasallen, welche dem Sultan zu Hülfe eilten, waren: die Herren von Phokäa, Mitylene und Chios, die türkischen Dynasten von Kermian, Tekke und Mentesche, endlich auch sogar der Großmeister der Rhodiser-Ritter. Dschuneid capitulirte übrigens. Er trat dem Sultan Smyrna und Ephesus ab, fand sich an dessen Hoflager ein und ward begnadigt. Der Großmeister von Rhodus, welcher die von Timur zerstörte Burg wieder hergestellt hatte, mußte sich gefallen lassen, daß diese aufs neue niedergerissen wurde.

Bei der Übersicht des Zustandes, in welchem sich das griechische und das türkische Reich zu Manuel's und Mohammed's Zeiten befanden, dürfen wir den Zwist des Sultans mit den Venetianern nicht ganz übergehen. Die Venetianer bildeten, wie schon früher bemerkt worden ist, gleich den Genuesen in Galata einen Staat im griechischen Staate; sie herrschten außerdem mittelbar über die Inseln oder Städte Lesbos, Chios, Phokäa und Lampsakus, welche im Besitz venetianischer Patricier-Familien waren; sie hatten sich ferner am adriatischen Meer in Albanien ausgebreitet, und führten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts einen für ihre Finanzen sehr lästigen langen Krieg, um das ganze Küstenland zu behaupten. In diesem Kriege waren sie freilich unglücklich, doch behielten sie nach der Beendigung desselben (1408) Scutari und Dulcigno nebst den Salzwerken Albaniens. Was Venedig durch Krieg nicht er-

halten konnte, erwarb es durch Geld, und dabei ward von ihm stets mehr auf Gewinn als auf die Ehre Rücksicht genommen. Die Republik hatte z. B. an Sultan Soliman einen jährlichen Tribut gezahlt, um ihre Schutzgenossen gegen türkische Räubereien sicher zu stellen. Mohammed wollte sich nicht mit Geld abfinden lassen, sondern vielmehr der ferneren Ausbreitung des venetianischen Einflusses Schranken setzen, er bekriegte deshalb die Republik mit ihren Unterthanen und Bundesgenossen im Archipelagus, verwüstete Andros, Paros und Melos und ließ die Bewohner in die Sklaverei schleppen. Venedig mußte daher endlich Rache nehmen. Der Admiral Loredano ward mit einer Flotte in den Bosporus geschickt, und erfocht einen glänzenden Sieg, der den türkischen Sultan aufs höchste erbitterte. Mohammed rächte sich an den Venetianern und an denjenigen ihrer Unterthanen, welche in seine Hände fielen, auf eine so kanibalische Weise, daß es uns schaudert zu wiederholen, was der griechische Geschichtschreiber darüber mit dem größten Behagen berichtet. Übrigens ward dieser Krieg in den Jahren 1416 und 1417 geführt; doch ist die Zeitrechnung hier durchaus unzuverlässig.

Um die Zeit des Krieges zwischen Venedig und den Osmanen trat ein Kron-Prätendent in Asien auf, der sich für einen nach der Schlacht bei Angora vermißten Bruder Mohammed's, Mustapha, ausgab, wahrscheinlich aber nur ein Betrüger war, dessen sich Dschuneid, der frühere Herr von Ephesus und Smyrna, für seine ehrgeizigen Absichten bedienen wollte; denn der wahre Mustapha kam, wie wir sehen werden, später zum Vorschein und ward von Mohammed's Nachfolger dadurch anerkannt, daß er ihn im Familien-Begräbnisse bestatten ließ. Wir halten nicht für passend, der Geschichte jenes Pseudo-Mustapha von Anfang bis zu Ende zu folgen, wir übergehen daher seine ersten Abenteuer ganz. Es ist hinreichend zu wissen, daß er in Kleinasien keinen Glauben fand und bald nach Europa herüber kam, wo er in der Wallachei, in Bulgarien und in Romanien so viele Anhänger erhielt, daß endlich Mohammed selbst gegen ihn zu Felde zog. Mustapha war eine elende Creatur Dschuneid's und ohne Muth wie ohne Sitten, er wurde bald aus Thracien nach Macedonien und von dort nach Thessalien gedrängt, wohin ihm Mohammed mit seinem Heere

folgte. In der Nähe von Thessalonich kam es zum Treffen, das Heer der Empörer ward geschlagen, Dschuneid und Mustapha retteten sich aber nach Thessalonich, wo damals noch Demetrius Laskaris Leontarius Statthalter war. Dieser nahm den unglücklichen Mustapha mit allen Ehren auf, die einem osmanischen Prinzen gebührten. Mohammed verlangte die Auslieferung desselben als eines Betrügers; Demetrius weigerte sich aber, Mustapha zu verrathen, und verwies den Sultan an den Kaiser Manuel, welcher ebenfalls Bedenken fand, einen Schützling dem gewissen Tode preiszugeben. Mohammed ließ sich das gefallen, und verstand sich aus alter Freundschaft für den Kaiser zu einer Übereinkunft. Manuel versprach, die beiden Flüchtlinge polizeilich überwachen und also für den Sultan unschädlich machen zu lassen; Mohammed dagegen zahlte jährlich dreimalhunderttausend Asper für ihre Unterhaltung. Diese Summe ist so bedeutend, daß Mustapha's Behauptung und seine darauf gegründeten Ansprüche doch wohl einigen Grund gehabt haben müssen.

Wir lassen unentschieden, ob, wie es fast scheinen könnte, das seit Bajesid's Tod eingetretene freundliche Verhältniß zwischen dem byzantinischen und osmanischen Reich schon kurz vor Mohammed's Ende wieder aufhörte, und ob der erwähnte Statthalter von Thessalonich, Demetrius Laskaris Leontarius, abgeschickt ward, um es wieder herzustellen; der unvermuthete Tod Mohammed's änderte es auf jeden Fall völlig. Mohammed starb im Jahr 1421 zu Adrianopel. Er war bei der Verfolgung eines Ebers so heftig vom Pferde gestürzt, daß er den Sturz nur wenige Tage überlebte.

4. Das byzantinische und osmanische Reich bis auf die Eroberung von Constantinopel.

Die drei alten Wesiere Mohammed's hielten für bedenklich, seinen Tod bekannt werden zu lassen, bevor der Prinz, dem sie die Regierung bestimmten, in Prusa angekommen sei. Dieser Prinz befand sich in Tokat, und es verflossen daher vierzig Tage, ehe er als Murad II. zum Nachfolger Mohammed's ausgerufen wurde. Übrigens erzählen die türkischen Schriftsteller allerlei Anekdoten von der List, welche angewendet ward, um während der Zwischenzeit das Volk in der Meinung zu erhalten, daß Mohammed noch am Leben sei.

Nach Chalkondyla's Bericht war Mohammed auch in seinen letzten Augenblicken der kindlichen Gesinnung treu geblieben, die er gegen den alten griechischen Kaiser stets bewiesen hatte. Er hatte nämlich nicht nur dem Bajesid Pascha, welchem er als elfjähriger Knabe seine Rettung verdankte und der nachher seine Kriege führte, dringend anempfohlen, seine zwei jüngeren Söhne nach Constantinopel zu senden, sondern er hatte auch den Kaiser Manuel beschworen, Beide von ihrem Bruder Murad zu verlangen, wenn sie ihm von dem Wesier nicht zugeschickt würden. Dies veranlaßte eine neue Belagerung von Constantinopel und die Vernichtung des letzten Restes der griechischen Herrschaft in Macedonien und Thessalien. Der griechische Kaiser mußte zugleich aus Gründen der Menschlichkeit und Politik darauf bestehen, daß Murad II., welcher erst achtzehn Jahr alt war, also ganz von den blutigen Rathschlägen der drei alten Wesiere seines Vaters abhing, ihm die Kinder schicke. Als die Wesiere, besonders Bejesid Pascha und Ibrahim, sich weigerten, dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen, drohte er den von Mohammed besiegten Prätendenten Pseudo-Mustapha zu unterstützen. Dies führte er auch wirklich aus. Er ließ Mustapha nebst dem Fürsten von Smyrna, Dschuneid, dessen Creatur derselbe war, durch Demetrius Laskaris nach Gallipoli geleiten, nachdem Dschuneid ihm für den Fall, daß er und Mustapha sich behaupten würden, bedeutende Abtretungen versprochen hatte. Demetrius unterstützte Mustapha mit Truppen und Schiffen, und es sammelte sich bei Gallipoli eine nicht unbedeutende Zahl Türken um den Prätendenten. Der alte Bajesid Pascha übernahm darauf das Commando des in Murad's Namen nach Europa geschickten Heeres, welches eilig zusammen gerafft worden, aber den von Dschuneid angeführten Truppen nicht gewachsen war. Wenn Manuel's Sohn, Johann II. Paläologus, welcher schon damals statt des meist im Kloster lebenden Kaisers die Staatsgeschäfte leitete, die Umstände zu benutzen verstanden hätte, so würde das griechische Reich großen Vortheil aus dem Streit der osmanischen Prätendenten gezogen haben. Bajesid Pascha bot nämlich eine bedeutende Summe Geldes an, wenn der griechische Kaiser den Pseudo-Mustapha nicht weiter unterstütze; Manuel bestand aber auf der Forderung, daß ihm die Söhne Mohammed's ausgeliefert würden, und

dies konnten Murad's Wesiere nicht zugestehen. Mustapha's Heer belagerte Gallipoli und wurde dabei von den Griechen unterstützt, weil Dschuneid ihnen den Besitz dieser Stadt versprochen hatte, wenn er dieselbe erobern würde. Bajesid Pascha wollte die Stadt entsetzen, die sich anfangs sehr hartnäckig vertheidigte, er lieferte zu diesem Zweck den Belagerern ein Treffen, ward aber in demselben von seinen eignen Leuten verrathen; ein Theil seiner Truppen ging zum Feinde über, er selbst wurde gefangen und auf Dschuneid's Befehl hingerichtet. Gallipoli mußte capituliren, und auch Adrianopel öffnete seine Thore den Siegern, Demetrius Laskaris wollte dem Vertrage gemäß von Gallipoli Besitz nehmen, Dschuneid lachte aber seiner Einfalt und bedeutete ihm, daß der Gläubige dem Ungläubigen nicht Wort zu halten brauche. Wir werden sehen, daß später Kardinal Julian zum Verderben der Ungarn und Polen und ihres Königs Ladislaus denselben Satz als christliche Kirchenlehre geltend machte.

Mustapha überließ sich in Adrianopel der Weichlichkeit und niedrigen Lüsten; Murad aber sammelte ein Heer in Asien, und wandte sich noch einmal an den griechischen Kaiser, welcher dann wieder die günstige Gelegenheit versäumte, den furchtbarsten Feind für sich zu gewinnen. Es fehlte nämlich dem Sultan an Schiffen, um sein Heer nach Europa überzusetzen, er schickte deshalb Ibrahim Pascha, der einst das enge Band hatte knüpfen helfen, welches Mohammed und Manuel später fortdauernd zusammen hielt, nach Constantinopel, um vortheilhafte Bedingungen anzubieten; die Griechen bestanden aber auf der Auslieferung von Murad's Brüdern, auf welche Murad nicht eingehen konnte. Nun leistete ein fürstlicher Patricier aus Genua dem Sultan für Geld den Dienst, der seinem Glauben und besonders seinen griechischen Glaubensgenossen verderblich werden mußte. Johann Adorno war genuesischer Statthalter in der ehemaligen Provinz Phokäa, einem Landstrich an der Küste von Kleinasien, Mitylene gerade gegenüber. In der Nähe befanden sich bedeutende Alaun-Bergwerke, welche Adorno und Cataneo, ein anderer genuesischer Patricier, von den Türken gepachtet hatten. Die beiden Herren, welche aus den Bergwerken königliche Reichthümer gewannen, waren mit dem Hofe von Prusa stets in freundlichem Verhältniß, und ergriffen die ihnen darge-

botene Gelegenheit, sich von dem jungen Sultan die Erlassung rückständiger Summen des Pachtes zu erbetteln. Die Wesiere unterhandelten mit Adorno über die Lieferung genuesischer Schiffe und über die Herbeiziehung fränkischer Reisige und Bogenschützen, und Adorno übernahm es, Schiffe und Mannschaft zu sammeln. Als diese beisammen waren, reiste ein osmanischer Commissär nach Neu-Phokäa, und zahlte fünfzigtausend Goldstücke baar für den Dienst. Noch ehe die Schiffe im Bosporus anlangten, faßte Mustapha den kühnen Entschluß, seinem Gegner zuvorzukommen, setzte von Gallipoli nach Lampsakus über und lagerte sich in der Nähe dieser Stadt dem Heere Murad's gegenüber. Wahrscheinlich hatte Dschuneid schon damals bereits beschlossen, seine Creatur aufzuopfern, wenn man ihm Aidin, Ephesus und Smyrna zurückgebe.

Die Hauptstärke von Mustapha's Heer bildeten die leichten Reiter des stehenden osmanischen Heeres oder die sogenannten Akindschi, die seine Partei ergriffen hatten weil Mohammed I. ihren alten, geliebten Anführer in Tokat hatte gefangen setzen lassen, wo er seitdem festgehalten wurde. Diesen General ließ man jetzt aus Tokat zum Heere kommen; er zeigte sich im Felde seinen Akindschi's und rief sie zu sich, sie folgten dem Rufe und verließen Mustapha's Lager. Auch Dschuneid ließ sich von Murad gewinnen und ward zum Verräther; man versprach ihm Dinge, die man nicht halten wollte, und er begab sich hierauf in die Nähe von Aidin, welches ihm als Preis des Verrathes verheißen worden war. Mustapha mußte daher ohne Heer nach Europa zurückkehren. Murad verfolgte ihn nicht sogleich über die Meerenge hin, weil er in Lampsakus warten mußte, bis Johann Adorno mit der genuesischen Flotte eingetroffen war. Dieser erschien endlich mit sieben Schiffen. Der fürstliche Patricier zeigte damals ganz öffentlich den schmutzigen Geist einer kaufmännischen Ritterschaft, welche den Geldgewinn ihrer Pflicht und dem Interesse der christlichen Religion, sowie den Rücksichten der Dankbarkeit und Freundschaft für das Haus der Paläologen vorzog. Er schämte sich dabei sogar des Bettelns nicht; denn er warf sich während der Überfahrt von Lampsakus nach Gallipoli vor Murad auf die Kniee und bat, daß der Sultan ihm den Pacht der Alaun-Bergwerke erlassen möge. Obgleich er nur eine kleine Zahl Schiffe

geliefert hatte, so willfahrte doch Murad nicht allein seinem Gesuche, sondern er erließ ihm auch die Summe, welche noch für frühere Jahre rückständig war und zwanzigtausend Dukaten betrug. Die Landung des Heeres war kaum bewerkstelligt, als schon alle Anhänger Mustapha's davon eilten; denn Adorno und Cataneo hatten dafür gesorgt, daß fränkische Reisige und genuesische Bogenschützen, welche ebenso berühmt waren als die brittischen, den Truppen Murad's Hülfe leisteten. Mustapha selbst floh, noch ehe seine Leute zerstreut waren, von Gallipoli nach Adrianopel. Murad verweilte noch einige Tage in Gallipoli, dann brach er mit seinem ganzen Heere, in welchem sich einige tausend vortrefflich gerüstete Condottieri befanden, nach Adrianopel auf. Mustapha erwartete ihn dort nicht, sondern suchte mit allen Kostbarkeiten, welche er zusammenraffen konnte, in die Wallachei zu entfliehen. Er ward aber, noch ehe er das Gebirge erreichte, von seinen eigenen Leuten an Murad ausgeliefert, der ihn dann in einem Thurm von Adrianopel erdrosseln ließ.

Unmittelbar nach der Besiegung Mustapha's richtete Murad sein Heer gegen Johann II. Paläologus, dessen Vater Manuel damals im Kloster Peribleptos lebte und nur noch von Zeit zu Zeit an den Regierungsgeschäften Theil nahm. Der verlassene Kaiser hatte vorher umsonst eine Gesandtschaft an Murad geschickt, sie war in Verhaft genommen und mishandelt, nach anderen Berichten mit einem schnöden Bescheid heimgeschickt worden. Alle stimmen darin überein, daß der alte Kaiser, als die erste Gesandtschaft vergeblich gewesen war, noch einmal den ersten Reichsdollmetscher Korax, einen alten Mann, welcher schon bei Mohammed in Gunst gestanden und auch mit Murad befreundet war, an den Sultan schickte. Als dieser ohne Erfolg mit Murad unterhandelt hatte, beschuldigte ihn das Volk des Verrathes, und der Kaiser mußte ihn, nach Art orientalischer Despoten, der Rache des Pöbels und der Garde wüthender Kandioten preisgeben. Dieser grausame Mord erbitterte den Sultan Murad vollends. Er erschien am 10. Juni 1422 vor Constantinopel. Die Griechen sagen, Murad habe anfangs nur zehntausend Mann bei sich gehabt, diese hätten sich aber, als im August alle Anstalten fertig gewesen, bis auf vierzig- oder fünfzigtausend Mann vermehrt gehabt. Murad

ließ den heiligen Scheich Buchari, der ihn mit dem Säbel der Sultane umgürtet hatte, aus Prusa kommen, weil sein Heer glaubte, daß vor dem Gebet des Scheichs und einiger hundert Gebetshelfer die Mauern von Constantinopel ebenso fallen würden, wie einst vor Josua's Posaunen die Mauern von Jericho. Am 22. August machte der Scheich sein frommes Experiment. Umgeben von fünfhundert Derwischen schrie er Flüche und Gebete gegen die Mauern, allein diese fielen nicht, und man mußte einen profanen Sturm wagen. Auch dieser Sturm wurde glücklich abgeschlagen und die Belagerung plötzlich aufgehoben. Die griechischen Geschichtschreiber, welche wir benutzen, behaupten, die Gebete ihrer Geistlichen seien kräftiger gewesen, als die des Scheich Buchari; denn diesen habe sein Prophet im Stich gelassen, ihre Hauptstadt sei aber durch die Panagia oder die heilige Jungfrau gerettet worden. Wir erfahren jedoch von Johann Dukas, daß es mit der Rettung der Stadt ganz natürlich zuging. Der eigentliche Mustapha, Murad's II. Bruder, war als Kind dem Schicksale der Brüder osmanischer Sultane glücklich entgangen und, als Murad den Pseudo-Mustapha nach Europa verfolgte, plötzlich aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen; er hatte überall in Kleinasien Anhang gefunden und war bis Nicäa vorgedrungen, ehe Murad sich gegen ihn richten konnte. Die Nachricht, daß Mustapha Besitz von Nicäa genommen habe, bewog Murad, die Belagerung von Constantinopel am 6. September 1422 so schnell aufzuheben, daß sich die Griechen seinen plötzlichen Aufbruch nur durch ein Wunder erklären konnten. Der alte Kaiser starb im folgenden Monat; sein ältester Sohn, Johann II. Paläologus, übernahm die Regierung.

Murad fand auch gegen den ächten Mustapha Hülfe an einem Verräther, wie er sie gegen den falschen gefunden hatte: der Obermundschenk Elias spielte bei jenem die Rolle Dschuneid's. Elias hatte bis dahin den erst dreizehn Jahre alten Mustapha als Spielwerk gebraucht; er unterhandelte aber über seinen Verrath, schon ehe Murad (1422) nach Asien kam. Die Stadt Nicäa ward überfallen, wobei einer der besten Officiere Murad's blieb, und der unglückliche Knabe rettete sich in die Burg. Einer seiner Getreuen ahnete, daß Elias den Knaben in die Hände des Sultans liefern wollte, und entfloh mit ihm aus der Burg, ward aber

auf offenem Felde ereilt. Der Sultan befahl, daß man seinen Bruder sogleich erdrosseln solle; doch ließ er dessen Leiche im Familienbegräbniß zu Prusa beisetzen, was in Bezug auf Pseudo-Mustapha nicht geschehen war.

Johann II. Paläologus hatte im Jahre 1423 einige Zeit Ruhe vor den Osmanen, weil Murad dieses Jahr hindurch beschäftigt war, die Ordnung in Kleinasien überall wieder herzustellen. Als er nach Europa zurückkam, beschwor Johann den Sturm dadurch, daß er im Februar des Jahres 1424 einen demüthigenden Vertrag schloß, vermöge dessen er alle an der Propontis und am schwarzen Meer gelegenen Städte und Ortschaften, außer Selymbria und Dorkas, den Osmanen abtrat, der Herrschaft über Lysimachia (Seitun) und über andere am Strymon liegende Städte entsagte und einen jährlichen Tribut von dreißigtausend Dukaten versprach. Was den Tribut angeht, so behauptet eine venetianische Chronik, die erwähnte Summe sei nur eine Abfindungszahlung für die kaiserlichen Domänen in der Morea gewesen.

Nach diesem Frieden blieben im Osten nur noch die Venetianer und Rhodiser dem osmanischen Sultan einigermaßen furchtbar, das griechische Reich war zinspflichtig, und an der Donau wie in den Gebirgen der Nordwestküste drangen die Türken immer weiter vor. Murad selbst war viel milder und sanfter, als die alten Wesiere, welche unter seinem Namen regierten und wahrscheinlich nicht ungern gesehen hatten; daß ihr sie im Ansehen überwiegender College Bajesid Pascha im Kampfe mit Pseudo-Mustapha umgekommen war. Der slavische Kral oder Woiwode Stephan Lazarowitsch und der Woiwode der Wallachei waren bald mit den Madscharen gegen die Osmanen, bald mit diesen gegen jene verbündet. Als es daher im Jahre 1424 dem Sultan einfiel, eine Gesandtschaft nach Osten abzuordnen, um den König Siegmund von Ungarn zu begrüßen oder vielmehr, wie wir vermuthen, um die deutschen und ungarischen Angelegenheiten genau auszukundschaften, so befanden sich Abgeordnete Stephan's von Servien und Drakul's von der Wallachei in ihrem Gefolge. Jedoch hinderte der damals bestehende Frieden mit den beiden unterworfenen Fürsten durchaus nicht, daß die Raubfehden an den Grenzen fortdauerten, daß die Türken ihre Nachbarn gelegentlich ausplünderten, und daß diese Gleiches mit Gleichem

vergalten. Drakul war endlich sogar genöthigt, selbst nach Adrianopel an den Hof zu kommen und seine Söhne als Geißel zu überliefern, welche später in Tokat geblendet wurden.

Mit den Venetianern, welche in jenen Zeiten die erste Seemacht von Europa waren, bis die Portugiesen Afrika umschifften und die Spanier den Weg nach Amerika fanden, führte Murad II. viele Jahre hindurch einen Krieg zu Wasser und zu Lande. Sowohl die Osmanen als die Venetianer bereiteten ihre Herrschaft auf Unkosten der Griechen immer weiter aus, sie mußten daher nothwendig auf einander stoßen. Schon zu Mohammed's I. Zeit bestand zwischen den Osmanen und der Republik Venedig unversöhnliche Feindschaft, weil Beide einerlei Politik befolgten und gleiche Grausamkeit und Treulosigkeit gegen Freund und Feind übten; unter Murad trafen sie in den Gebirgen von Epirus oder Albanien und Dalmatien auf einander, wo Beide schon seit 1417 unmittelbare Nachbarn waren, und in den damals beginnenden unaufhörlichen Fehden, welche die zum Islam bekehrten Albanier mit den christlichen Bergbewohnern Dalmatiens führten, die Letzteren von Venedig unterstützt wurden. Die Venetianer hatten sich, nachdem schon im dreizehnten Jahrhundert Zara in ihre Gewalt gekommen war, an der dalmatischen Küste immer weiter ausgebreitet, bis endlich um 1420 der Kaiser Siegmund auch die Städte Trau und Spalatro ihnen abtreten mußte. Sie hatten ferner die Küsten von Albanien und viele griechische Inseln besetzt, und 1407 war ihnen auch die Stadt Lepanto eingeräumt worden. Jetzt trachteten sie nach anderen Inseln der griechischen Meere, sowie nach den Häfen von Akarnanien und den Küsten des Peloponnes, was die Osmanen unmöglich ruhig mit ansehen konnten. Auch Patras war nebst einer Anzahl kleiner Orte und Burgen an die Venetianer verkauft worden; diese gelangten jedoch erst nachher durch den Einfluß des Erzbischofs von Patras zum wirklichen Besitz (1420). Als Murad II. seine kriegerische Herrschaft begonnen hatte, trat die venetianische Patricier-Familie Centurione, welche in Achaja herrschte, ihr Fürstenthum ganz an die Republik ab. Auch der in Sparta residirende Paläologe Theodor war erbötig, den Venetianern, welche in Modon, Koron und anderen Seeplätzen des Peloponnes ihre Castellane hatten, alle seine Besitzungen im Inneren der Halbinsel

zu verkaufen; Venedig hatte aber Gründe, diesen Antrag vorerst abzulehnen. Fast um dieselbe Zeit erwarben die Venetianer die Stadt Thessalonich oder Salonichi, deren Besitz des Handels wegen eine ganz andere Bedeutung für sie hatte, als die Herrschaft über die Gebirge und Thäler Lakoniens und Arkadiens. Dort herrschte Andronikus, ein Bruder des obengenannten Theodor, dieser wurde von seinen Unterthanen, welche er nicht länger schützen konnte, am 10. Juli 1423 genöthigt, seine Rechte für fünfzigtausend Dukaten an die Republik abzutreten, und Salonichi ward ein Stapelplatz des venetianischen Handels.

Es ist bereits früher (S. 68) erwähnt worden, mit welcher Feindseligkeit Mohammed I., der doch den Christen im Allgemeinen so freundlich und mild und den Griechen und ihrem Kaiser so gnädig und hold war, sich an den Venetianern zu rächen suchte, und welche unerhörte Grausamkeiten er im Kriege mit ihnen an Hunderten unschuldiger Menschen verüben ließ; Murad war nicht weniger erbittert über die Ausbreitung der venetianischen Herrschaft. Er schickte daher auch im Jahre 1423, statt aufs neue gegen Constantinopel zu ziehen, seinen General Turachan mit einem starken Heere gegen die Besitzungen der Venetianer im Peloponnes. Bei der Gelegenheit sehen wir, wie unnütz die von Manuel erbaute Mauer des Heramilon (s. S. 64) war; sie vermochte den Einbruch der Osmanen nicht abzuhalten, und man berichtet ausdrücklich, sie sei damals schon verfallen gewesen. Die Venetianer hielten sich mit ihrer gewohnten Vorsicht innerhalb der Burgen, und ließen durch ein Paar Schiffe an der Küste Wache halten; sie litten daher wenig, und die ganze Wirkung der türkischen Wuth und Raublust fiel auf die Besitzungen des byzantinischen Prinzen, aus welchen Turachan sechstausend Menschen als Sklaven mit sich fortgeschleppt haben soll. Nach Turachan's Abzug fürchteten die Venetianer auf einer anderen Seite Angriffe, besonders waren sie, wie es scheint, besorgt, daß ihnen Murad den Besitz des gerade damals erkauften Thessalonich streitig machen werde; sie veranstalteten daher große Rüstungen auf den Inseln des ägäischen Meeres und an den Küsten, während Murad dem unglücklichen Johann Paläologus durch den im Februar 1424 geschlossenen Frieden die Hände band. Der Krieg zwischen den Osmanen und Venetianern brach wirklich

noch in demselben Jahre aus, und dauerte mehrere Jahre lang; die Ereignisse desselben gehören aber in dieses Werk nur in soweit als sie beweisen, daß die stolze Republik sich jede Demüthigung gefallen ließ, sobald das Interesse ihres Handels bedroht war. Gelegentlich wollen wir indessen bemerken, daß, wie aus den Berichten über die einzelnen Vorfälle dieses Krieges hervorgeht, die Venetianer sich damals schon zur See des Geschützes bedienten. Auch bei der ersten Belagerung von Constantinopel, welche mit einer so langen Zurüstung vorbereitet worden war, werden türkische Kanonen erwähnt; die Ungeschicklichkeit beim Gebrauche derselben war aber noch so groß, daß von einer Wirkung auch nicht einmal die Rede ist.

Murad wandte übrigens nicht gleich in den beiden ersten Jahren des Krieges seine ganze Macht gegen die Venetianer, er suchte sich zuerst seiner verdächtigen Vasallen zu entledigen. Zu diesen gehörte in Kleinasien besonders der Verräther des falschen Mustapha, Dschuneid. Dieser war durch das leere Versprechen der Zurückgabe seiner alten Herrschaften zum Abfall von Mustapha bewogen worden, und hatte sich nachher mit Gewalt in den Besitz von Aidin, Ephesus und Smyrna gesetzt. Murad hatte ihn gewähren lassen, bis er mit dem jüngeren Mustapha und mit Johann Paläologus fertig war; dann that er allerlei Forderungen an Dschuneid, unter welchen auch die war, daß derselbe seinen Sohn an den Hof des Sultans schicken sollte. Als Dschuneid dies verweigerte, wurden Umurbeg, der Beglerbeg von Karamanien, und Hamsabeg, der Bruder des einst auf Dschuneid's Befehl hingerichteten Bajesid Pascha, gegen ihn geschickt. Diese schlossen Dschuneid in der am Meere liegenden Burg Hypsela (Kolophon?) ein, und als darauf durch Adorno's Nachfolger, Percival Palavicini, welcher mit drei genuesischen Schiffen erschien, die Burg auch von der See aus bedrängt wurde, mußte sich Dschuneid ergeben. Man hatte ihm bei der Capitulation das Leben zugesichert; Hamsabeg achtete aber dessen nicht, sondern ließ Dschuneid nebst seinen Söhnen, seinem Bruder und Oheim enthaupten. Unter denen, welche nach Dschuneid's Untergang bei Murad erschienen, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen, waren auch die Gesandten der auf Lesbos und Chios herrschenden genuesischen Edelleute; denn

je trotziger sich damals die Venetianer gegen den Sultan bewiesen, desto eifriger huldigten ihm bei jeder Gelegenheit die Genuesen. Auch der Woiwode Dan von der Wallachei, sowie Lazarus von Servien und die Rhodiser-Ritter ließen damals den Sultan durch Gesandte begrüßen, und der Kaiser Johann Paläologus schickte zu diesem Zweck seinen ersten Minister.

Unterdessen dauerte der Krieg zwischen den Osmanen und Venetianern fort. Die Letzteren verheerten die Küsten, und nahmen sogar einmal Gallipoli, welches ihnen jedoch sogleich wieder entrissen wurde. In den Jahren 1428 und 1429 fochten sie zwar glücklich zur See; dagegen waren sie aber mit dem Verluste von Thessalonich bedroht. Murad hatte nicht allein seit dem Anfang des Krieges alle Zugänge zu dieser Stadt besetzt, sondern er unterhielt auch Einverständnisse mit den Einwohnern. Diese waren anfangs mit der venetianischen Verwaltung sehr zufrieden gewesen, da man ihnen erlaubte, durch selbstgewählte Beamten unter der Oberaufsicht zweier venetianischen Proveditoren ihre Angelegenheiten zu leiten. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Die Venetianer änderten bald alle Einrichtungen, gaben der Stadt einen Dogen, behaupteten — wir wissen nicht, mit welchem Recht —, die Bürger von Thessalonich conspirirten gegen sie, und führten daher das venetianische Spionir- und Polizei-System, bekanntlich das furchtbarste, der Sittlichkeit verderblichste, welches je bestanden hat, in Thessalonich ein. Durch dieses Verfahren brachten sie bald die ganze Stadt gegen sich auf; sie ergriffen daher ein ebenso furchtbares Mittel, als dasjenige war, durch welches sie sich in Italien der Gebieter von Städten und Orten, die sie unter ihre Herrschaft bringen wollten, entledigten. In Italien kerkerten sie die Fürsten und ihre Kinder ein, in Thessalonich fingen sie an, die Bürger aus der Stadt zu führen und auf den Inseln zu vertheilen. Der venetianische Senat ist zu bekannt durch seine unerbittliche Strenge, als daß er die Maßregel nicht durchgeführt haben würde, bis die ganze Stadt neu bevölkert gewesen wäre; Murad kam aber den Bürgern zu Hülfe. Die Venetianer hatten ihn Jahre lang vergebens zu Unterhandlungen zu bewegen gesucht, der orientalische Despot hatte aber gegen sie nicht einmal das Völkerrecht geachtet. Schon der erste Gesandte, den sie 1424 nach Adrianopel schickten, wurde verhaftet und mußte

Jahre lang im Gefängniß schmachten; der zweite, Jakob Dandolo, welcher 1429 bei Murad erschien, war gleich anfangs, als er in die Räumung von Thessalonich nicht einwilligen wollte, verhaftet worden und ward nachher erdrosselt. Der Sultan war besonders aus dem Grunde sehr aufgebracht, weil die Venetianer sich der Landenge Kassandrea bemächtigt hatten, durch welche die Vertheidigung der Stadt erleichtert wurde.

Im Anfang des Jahres 1430 machte endlich Murad ernstliche Anstalten zur Belagerung von Thessalonich. Er rechnete dabei auf die große Unzufriedenheit der Einwohner mit der venetianischen Regierung und auf den Haß der griechischen Geistlichen gegen die lateinischen; denn daß das türkische Belagerungsheer den Belagerten um das Hundertfache überlegen gewesen, scheint uns eine arge Übertreibung der griechischen Schriftsteller. Ein Angriff, welchen die venetianische Flotte unter Moncenigo während der Belagerung von Thessalonich auf den Hafen von Gallipoli machte, und der anfangs einen glücklichen Erfolg zu haben schien, erbitterte den Sultan aufs höchste; er vermehrte sein Heer mit jedem Monat und ließ wiederholt stürmen. Im März 1430 ward der Hauptsturm unternommen. Die Verkündigung, durch welche Murad seine Truppen zur größten Anstrengung ermuntern ließ, verdient angeführt zu werden, weil aus derselben ersehen werden kann, von welcher Art die Feinde waren, die nachher Deutschland zwei Jahrhunderte lang bedrohten. Der Sultan ließ, wie der türkische Geschichtschreiber Seadeddin übereinstimmend mit den Griechen berichtet, im Lager unter Trompetenschall verkündigen: „die Stadt werde der Plünderung preisgegeben, Alles, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Silber und Gold, sollte Eigenthum des Heeres sein, der Sultan behalte sich nur die Stadt selbst und die leeren Häuser vor.“ Nach der Beschreibung der Gräuelscenen zu urtheilen, welche nach der Erstürmung in der Stadt vorfielen, wurde dieses Versprechen wörtlich erfüllt und von den Truppen in jeder Hinsicht benutzt. Ueber siebentausend Menschen jedes Alters und jedes Geschlechtes wurden von den Soldaten in die Sklaverei geschleppt, alle Habe geraubt, Kirchen und Klöster vorzugsweise verwüstet und geplündert und die unglücklichen Einwohner so lange gepeinigt, bis sie anzeigten, wo sie ihr Eigenthum

verborgen oder vergraben hatten. Doch machte der Sultan nach einigen Tagen dem Unfuge ein Ende. Sein Heer mußte die Stadt räumen, er lud alle diejenigen, welche vor der Belagerung in die Umgegend geflüchtet waren, zur Rückkehr ein, kaufte die angesehenen und reichen Einwohner aus den Händen seiner eigenen Soldaten los, und suchte dem Wohlstande der Stadt wieder aufzuhelfen, nachdem er sich der ärmeren dadurch entledigt hatte, daß er sie in der Sklaverei ließ. Zwei Jahre später jedoch, als jedermann sich des wieder erlangten Besitzes ganz sicher glaubte, verfügte Murad nach türkischer Art über das Eigenthum der Stadt, der Klöster, der Kirchen und der Privatleute. Er verschaffte sich dadurch die Möglichkeit, die mohammedanischen Bewohner einer benachbarten türkischen Stadt nach Thessalonich zu versetzen und daselbst auf Kosten der Christen zu versorgen. In Bezug auf Venedig hatte Murad seinen Zweck erreicht, und auch die Venetianer fanden kein Interesse dabei, den Krieg länger als bis zum Herbst fortzusetzen. Es kam daher im September 1430 ein Frieden zu Stande, vermöge dessen der Sultan seine Eroberungen behielt, den Venetianern aber Handelsfreiheiten gewährte und ihnen die türkischen Häfen wieder öffnete.

Nach der Beendigung des venetianischen Krieges fürchtete man allgemein und der griechische Geschichtschreiber Dukas spricht die Furcht offen aus, daß jetzt Constantinopel dasselbe Schicksal erleiden werde, welches die Stadt Thessalonich getroffen hatte; Murad fand aber besser, zuerst die tapferen Bergbewohner der Westküste, sowie die Slaven und Madscharen im Norden seines nach und nach abgerundeten Reiches zu unterwerfen. Dieses Unternehmen ließ die Osmanen endlich in den Madscharen eine christliche Nation und einen christlichen König finden, die ihnen Schranken setzten, und weckte anderes Theils unter den Slaven des Gebirgs einen jungen Helden, dessen Thaten und dessen Säbel nachher in dichterischer Einkleidung gleich Roland's Horn und Schwert unter Türken und Christen gepriesen worden sind. Die Madscharen führte Johann von Hunyad zum Siege, unter den von Murad besiegten Albanesen aber erhob sich ihres Fürsten Johann Castriota vierter Sohn als christlicher Held, und ward unter dem Namen Iskender Beg oder Skanderbeg ein Schrecken der ungläubigen Türken.

Ehe wir zu den ungarischen Kriegen übergehen, müssen wir der Eroberung gedenken, welche Murad im nördlichen Theile des alten Griechenlands machte. Wir führen dieselbe besonders deshalb an, weil sie gleich der Art, wie Thessalonich zuerst aufs grausamste verwüstet, dann freundlich behandelt und erst zwei Jahre nachher mit Türken bevölkert und türkisch eingerichtet ward, den Beweis liefert, daß die Eroberungspolitik der alten Römer, der Venetianer und der Engländer den Osmanen nicht fremd war. Unmittelbar nach der Einnahme von Thessalonich gab der Tod des Carlo Tocco, welcher Zante und Cephalonia beherrscht und sich Herzog von Jannina genannt hatte, dem Sultan Gelegenheit, sich in die Familienstreitigkeiten der kleinen Herren und Stämme zu mischen, die seit der Zeit des lateinischen Kaiserthums in den Gebirgsgegenden von Akarnanien, Aetolien und Epirus durch Raub und Mord auf dieselbe Weise unabhängig geworden waren, wie in Deutschland die sogenannte unmittelbare Reichsritterschaft. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf die Familienstreitigkeiten eingehen wollten, welche den Sultan Murad veranlaßten, seinen General Sinabeg zur Beilegung derselben abzuordnen. Murad suchte im ehemaligen Epirus festen Fuß zu fassen, Sinabeg verfuhr daher mit der Familie der Tocci ebenso, wie die Engländer mit den indischen Radscha's oder mit den Häuptern der Sick's zu verfahren pflegen. Er erhielt durch eine Übereinkunft im Oktober 1431 die Stadt Jannina, und ließ dafür den Neffen des verstorbenen Fürsten Carlo Tocco, der den Namen seines Oheims trug, im Besitze von Epirus und Akarnanien. Da derselbe versprechen mußte, einen jährlichen Tribut zu bezahlen und sogar auf das Gebot des Sultans stets persönlich an dessen Hof zu erscheinen, so konnte der Sultan zu jeder anderen Zeit das Land in Besitz nehmen. Auch die Städte Athen und Theben nebst ihrem Gebiet gehörten einem Vasallen Murad's. In beiden Städten herrschte nämlich, nachdem sie früher durch Heirath an den älteren Carlo Tocco gekommen waren, einer der natürlichen Söhne desselben, Antonio, dieser hatte sich schon unter Bajesid als türkischen Vasallen bekannt, und huldigte darauf nach einander jedem der Söhne desselben, der seinen Bruder verdrängte, zuerst dem Soliman, dann dem Musa, nachher dem Mohammed und zuletzt auch dem Murad.

Was das Verhältniß des Sultans zu den Madscharen betrifft, so war Murad mit dem Fürsten der Wallachei, welcher seinen Vorgänger Dan und dessen ganze Familie aus der Welt geschafft hatte und den Namen Drakul d. i. Teufel als Eigennamen führte, in einen engen Bund getreten, Georg Brankowitsch von Serbien aber ward genöthigt, der Verbindung mit dem ungarischen König und deutschen Kaiser Siegmund zu entsagen, seine Tochter in Murad's Harem zu liefern, einen Theil seines Landes abzutreten und wie Drakul die Heeresfolge zu leisten. Mit Siegmund selbst war zwar der Frieden mehrere Male nach einander erneut worden, und noch im Jahre 1433 hatte Murad zwölf angesehene Türken abgeschickt, welche den Kaiser zu Basel, wo er des Conciliums wegen anwesend war, im Namen des Sultans freundlich begrüßten, von ihm feierlich empfangen wurden und ihm jeder einen goldenen, mit Goldmünzen gefüllten Becher überreichten; nichts desto weniger aber ward Siebenbürgen seit 1434 fast jährlich von Türken, Serviern und Wlachen verheert. Diese furchtbaren Einfälle hatten die gute Folge, daß die drei Stämme, welche das Land Siebenbürgen getrennt bewohnten, die Madscharen, Szekler und Sachsen, sich inniger mit einander verbanden. Einer der grausamsten Züge, dessen die siebenbürgischen und wlachischen Chroniken gedenken, fand im Sommer 1438 Statt, als Murad selbst mit einem Heere vom eisernen Thor her nach Hermannstadt zog. Der Sultan konnte damals freilich weder Hermannstadt noch Kronstadt erobern, er schleppte aber, als er durch den Törzburger Paß wieder davon zog, über siebenzigtausend Menschen, meistentheils Sachsen, mit sich.

In Ungarn herrschte damals Siegmund's Schwiegersohn, Albert von Östreich. Dieser ernannte, als die Türken ganz Servien besetzt hatten, den Helden Johann von Hunyad, einen natürlichen Sohn Siegmund's, zum Ban von Szröny, und Hunyad war es, welcher nachher nebst seinem Sohne Matthias Ungarn und Deutschland gegen die Raubzüge der Osmanen schützte, auch nachdem die Stadt Constantinopel gefallen war. Georg Brankowitsch von Servien war wie sein Nachbar Drakul dem Sultan aufs neue verdächtig geworden, Murad hatte die Söhne dieser beiden Vasallen ins Gefängniß geworfen, und verlangte von Georg Brankowitsch die Einräumung der Festung Semendria. Drakul

fügte sich ganz in Murad's Willen und begleitete ihn auf einem neuen Zug gegen Siebenbürgen; Georg Brankowitsch aber übergab seinem ältesten Sohne, der aus der Gefangenschaft entflohen war, die Vertheidigung der Festung Semendria, und flüchtete sich in den ersten Monaten des Jahres 1439 mit seinem jüngeren Sohne Lazarus und mit seinen Schätzen nach Ungarn. Murad zog vor Semendria, eroberte es und schickte Georg's Sohn nach Tokat ins Gefängniß. Georg Brankowitsch beschwor im April 1439 den König und die Stände der Madscharen, mit ihrer ganzen Macht nach Servien aufzubrechen, und dringende Briefe des Bans von Szröny, Johann von Hunyad, forderten ebenfalls den König und die Landherren zu einem schleunigen Zuge auf. Die ungarischen Magnaten hätten damals nur eine dictatorische Gewalt in die Hände ihres Königs legen und dem Volke neue Rechte geben sollen, um die despotisch-militärisch regierten Türken eine monarchisch zusammen gehaltene Volksmacht und einen Volkswillen entgegen setzen zu können; statt dessen vernichteten sie durch die Constitution, welche sie auf dem zu Ende Mai gehaltenen Reichstage dem König Albert aufzwangen, alle Einheit der Regierung völlig. Das Actenstück, durch welches Albert sich selbst zum Schattenkönig, den Palatinus aber, welchen er nur vorschlagen, nicht wählen durfte, nebst dem Klerus und dem Adel zu Herrschern des Volkes machte (das berüchtigte (Decretum Alberti regis), ist von der größten Wichtigkeit, wenn man die Wirkung der Feudalstände des Mittelalters nicht juristisch romantisch-poetisch, sondern prosaisch und historisch unbefangen beurtheilen lernen will. Besonders ist der Umstand merkwürdig, daß gerade auf diesem, für die Geschichte der folgenden zwei Jahrhunderte so wichtigen Reichstage die Städte, die doch zu den Feudalständen gehörten, nicht zugelassen worden waren, also auch keine Vortheile erhielten. Außerdem sind unter den vierundzwanzig Artikeln, die dem Könige vorgeschrieben werden, gerade die sechs, welche das Kriegssystem, das Banderial- oder Söldnerwesen und das Aufgebot betreffen, so durchaus unverständig, daß man leicht begreift, warum bei einer solchen Verfassung selbst ein Held wie Johann von Hunyad die Nation nur auf eine Zeitlang zu schützen, nicht dauernd vor Unterdrückung zu bewahren vermochte. Um an einem Beispiele zu zeigen, daß man bei einer

Kriegsverfassung, wie die ungarische nach diesen sechs Artikeln sein sollte, einem Volke, welches stets im Felde lag und nur aus Soldaten und Räubern bestand, und einem Sultan, der entweder Feldherr sein oder der Regierung entsagen mußte, unmöglich die Spitze bieten konnte, wollen wir nur zwei Artikel hervorheben. Der eine beweist, daß die Hauptmacht des Reiches, welche in dem sogenannten Aufgebot bestand, immer zu spät kommen mußte; der zweite zeigt, daß die rohe Kriegsmanier der Madscharen, welche jede Taktik und Strategie unmöglich machte, gesetzlich fortbestehen blieb. In dem ersten Artikel, dem zweiundzwanzigsten, wird vorgeschrieben, ein General-Aufgebot dürfe nicht eher Statt finden, als bis die Söldner des Königs und der Prälaten dem Feinde nicht mehr widerstehen könnten; im zweiten Artikel, dem vierundzwanzigsten, wird erklärt, daß ein Jeder Beute und Kriegsgefangene machen und die Letzteren als Sklaven gebrauchen oder verkaufen dürfe, und daß der König die Hauptleute und andere angesehene Krieger, welche in Gefangenschaft geriethen, loskaufen müsse. Unter diesen Umständen konnten daher auch die Türken, als Albert mit großer Mühe ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann zusammen gebracht hatte, sowohl die in Servien erlangten Vortheile behaupten, als auch Bosnien aufs neue tributpflichtig machen.

Murad ließ gegen Siebenbürgen hin Streifzüge unternehmen, seine Hauptmacht richtete er gegen Bosnien und Albanien, nachdem er vorher Novoberdo erobert hatte, mit dessen Einnahme der Besitz reicher Bergwerke verbunden war. Twarko von Bosnien mußte sich gefallen lassen, daß der jährliche Tribut, den er schon vorher entrichtet hatte, um fünftausend Dukaten erhöht wurde, und die ungarische Armee, welche Semendria hatte wieder erobern sollen, löste sich in Folge der gesetzlich gemachten Anarchie im Angesicht des türkischen Heeres auf. Sechs ungarische Bannerherrn verließen, ohne ihren König zu fragen, das Lager, und am folgenden Tage erscholl im ganzen Heere der Ruf: „der Wolf, der Wolf!", welcher bei den Madscharen dieselbe Wirkung und Bedeutung hatte, als das „Es rette sich wer da kann! (Sauve qui peut!)" bei den Franzosen. Das Heer ward von einem panischen Schrecken ergriffen, es zerstreute sich, und die verfolgenden leichten Reiter der Türken führten ganze Schaaren von Gefangenen weg, welche in

die Sklaverei verkauft wurden. Georg Brankowitsch floh zuerst nach Antivari, dann nach Ragusa, während im folgenden Jahr der Sultan an die Eroberung von Belgrad dachte. Glücklicherweise für Ungarn starb ihr König Albert im Oktober 1439, und die Nation erhielt einen Führer, der im Stande war, ihren alten Kriegsruhm wieder herzustellen.

König Albert hatte seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kaisers Siegmund, schwanger hinterlassen und in der Voraussetzung, daß sie einen Sohn gebären würde, für Östreich, Böhmen und Ungarn besondere Vormünder desselben bestellt. Unter den für Ungarn ernannten Vormündern war Johann von Hunyad der bedeutendste, nicht seines Ranges, sondern seiner kriegerischen Eigenschaften wegen. Das Testament des Königs ward nur in Ungarn anerkannt; in Östreich und in Böhmen mußte Elisabeth die vormundschaftliche Verwaltung denen überlassen, welche von den Ständen dieser Länder dazu bestellt wurden. Dagegen hatte sie in Ungarn die bedeutendsten unter den von ihrem Gemahl ernannten Vormündern gegen sich, und diese, besonders Johann von Hunyad, bewirkten, daß man, um Beistand gegen die Türken zu erhalten, dem Könige von Polen, Ladislaus III., die Krone von Ungarn anbot, wenn Ladislaus, welcher der Schilderung nach freilich auch nicht schön war, sich dazu verstehen wollte, die häßliche, alternde und schwangere Elisabeth zur Gemahlin zu nehmen. Diese Bedingung war hart, auch bedachte sich Ladislaus einige Zeit, obgleich die Ungarn ihm zusicherten, daß seine mit Albert's Wittwe erzeugten Söhne das Wahlreich Ungarn erhalten, Böhmen dagegen dem Sohne Albert's, den sie etwa gebären werde, verbleiben solle. Endlich entschloß er sich am 21. Februar 1440 in Krakau zur Annahme der ihm angebotenen Regierung von Ungarn, welche sogleich auch von der Verbindung mit Elisabeth unabhängig gemacht wurde, weil diese schon am folgenden Tage zu Komorn bei offenen Thüren einen Prinzen gebar, welcher den Namen Ladislaus erhielt und der Nachgeborene (Posthumus) oder der Sechste zubenannt wird. Elisabeth suchte jedoch, vereint mit den Grafen von Cilley und anderen Großen, durch deutsche Hülfe den König von Polen, auch noch nachdem er unbedingt zum Könige erwählt worden war, an der Besitznahme des Reiches zu hindern; eine andere mächtige

Partei dagegen erklärte sich für ihn. Es entstand also ein bürgerlicher Krieg, welcher, gerade als der Türken wegen die Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre, eine völlige Anarchie herbeiführte. Dies erkannte niemand besser, als Johann von Hunyad, der Retter Siebenbürgens. Er eilte, als Ladislaus III. der Krönung wegen von Krakau nach Ungarn kam, selbst nach Ofen, welches der polnische König mit seinen Anhängern im Juni 1440 besetzt hatte. Hunyad suchte die Ungarn zu bewegen, ihre inneren Streitigkeiten beizulegen, und lieh, als seine Überredungskunst an Leuten, wie Nikolaus von Gara und die Grafen von Cilley waren, scheiterte, dem Polen-König sogar seinen Säbel, um sie zur Ordnung zu bringen, weil er wünschte, daß Ladislaus zum Entsatz von Belgrad ausziehen könne. Diese Festung ward von Murad selbst mit seiner ganzen Macht und mit allen Belagerungswerkzeugen, welche Murad vorher gegen Constantinopel gebraucht hatte, sehr hart bedrängt, aber sieben Monate lang glücklich vertheidigt. Die im fünfzehnten Jahrhundert in Italien entstandene Kriegswissenschaft und Geschützkunst, welche auch die Venetianer in Dalmatien der rohen Tapferkeit der Bergbewohner entgegensetzten, rettete Belgrad, bei dessen Vertheidigung der Ragusaner Johann Zowan, der Bruder des Matko de Thalotz, und der Florentiner Johannes Uranus unsterblichen Ruhm erwarben. In Ungarn wüthete indessen ein bürgerlicher Krieg; doch erhielt, als sich die Belagerung von Belgrad in die Länge zog, der König von Polen endlich wenigstens so viel Ansehen, daß er der bedrängten Festung, wenn auch nicht mit Waffen, doch mit Rüstungen und Drohungen gegen Murad helfen konnte. Dieser war nämlich schon im Begriff, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, als sich das Gerücht verbreitete, der im Juli 1440 in Ofen feierlich gekrönte König sammele bei Szegedin ein Heer, um die Festung zu entsetzen; zu gleicher Zeit traf ein Gesandter des Letzteren im türkischen Lager ein. Murad zog hierauf zwar von Belgrad ab, er erwiderte aber dem Gesandten des ungarischen Königs, dem Polen Lenczicki, er werde diese Stadt doch über kurz oder lang seinem Reiche einverleiben. So erzählen die Ungarn, welche noch hinzu setzen, Murad habe während der Belagerung siebenzehntausend Mann verloren. Sowohl diese Angabe als die wortreiche Einkleidung der Antwort Murad's scheint uns ebenso,

wie tausend andere Angaben ähnlicher Art, schwer zu beweisen zu sein. In Ungarn selbst dauerte der Krieg, welchen Elisabeth und ihr Anhang mit dem König Ladislaus III. und seiner Partei führten, 1440 und 1441 ununterbrochen fort. Da er nicht mit großen Heeren geführt und keine entscheidende Schlacht geliefert wurde, so siegte oft zu gleicher Zeit hier die eine, dort die andere Partei. Unterdessen wünschten die polnischen Magnaten sehnlich, daß ihr König nach Hause zurückkehre, Ladislaus selbst war seiner Abhängigkeit längst müde, und wäre gewiß nach Polen, wo seine Gegenwart nöthig war, zurückgegangen, wenn die Ungarn ihn nicht sehr genau beobachtet hätten.

In den Jahren 1441 und 1442 gründete Johann von Hunyad seinen Ruhm als Glaubensheld gegen die Ungläubigen, und setzte den Fortschritten derselben vorerst Schranken. Dies ist gewiß; wir wagen jedoch nicht, den von ihm damals verrichteten Thaten bestimmte Monate anzuweisen. Über die Thaten selbst sind die Schriftsteller ganz einig; dagegen ist über die Art, wie dieselben auf die Jahre 1441 und 1442 vertheilt werden müssen, viel Streit. Sogar die neuesten Forscher über die Chronologie der Türken-Kriege kommen in Betreff der Zeit, welche jedem einzelnen Ereignisse anzuweisen ist, zu verschiedenen Resultaten. Wir folgen daher der Ordnung, welche wir für die wahrscheinlichste halten. Johann von Hunyad war nämlich im Jahr 1441, als Murad zugleich von Servien aus Ungarn und im Osten Siebenbürgen angreifen ließ, von Ladislaus III. zur Belohnung seiner im inneren Kriege geleisteten Dienste zum Woywoden oder Herzog von Siebenbürgen und zum Grafen von Temeswar ernannt worden, und hatte zugleich den Oberbefehl in allen südlichen Städten des Reiches erhalten. Er nahm seinen Sitz zu Belgrad, und zog alsbald einem anrückenden türkischen Heer entgegen. Ungarn und Türken fochten mit gleicher Wuth, nach einem langen zweifelhaften Kampfe aber mußten sich die Letzteren nach Semendria zurückziehen. Johann Hunyad eilte hierauf nach Siebenbürgen wo ein anderer osmanischer General bis nach Hermannstadt vorgedrungen war. Hier zog sich Hunyad zuerst durch einen unvorsichtig hitzigen Angriff bei St. Emerich eine Niederlage zu; er sammelte aber bald darauf neue Schaaren um sich, und da sich auch die Türken verstärkt hatten, so erfolgte eine zweite

blutige Schlacht. Die Türken wurden in derselben fast sämmtlich niedergehauen, wenigstens blieb keine geordnete Schaar derselben beisammen; die Gefangenen, welche sie bei St. Emerich gemacht hatten, wurden größtentheils befreit. Seit diesem Siege ward Johann von Hunyad in ganz Europa als Held des Glaubens und als Schutzengel gegen die Türken auf allen Kanzeln und in Liedern gepriesen. Eine der Folgen seines Sieges war, daß die Woiwoden der östlichen Gebirgsländer und der Moldau, welche vorher dem Sultan gehuldigt hatten, sich wieder an Ungarn anschlossen und aufs neue dem König Ladislaus Treue schworen. Um die erlittene Schmach zu rächen, ließ Murad für das folgende Jahr (1442) aus allen Gegenden Kleinasiens Heere vereinigen. Er wollte anfangs sich selbst an die Spitze des großen Hauptheeres stellen, welches in Ungarn oder vielmehr in Siebenbürgen einfallen sollte; als er aber nach Sophia gelangt war, bedachte er sich anders und überließ den Oberbefehl an Sahim Pascha. Dieser ging mit achtzigtausend Mann über die Donau, und überschwemmte das ganze flache Land von Siebenbürgen. Um die Erzählung von dem dort über die Türken erfochtenen Siege des ungarischen Nationalhelden nicht gar zu abenteuerlich zu finden, muß man annehmen, daß das türkische Heer größtentheils aus Asiaten bestand, daß ihr Befehlshaber nach dem Zeugniß der türkischen Schriftsteller keiner Achtung genoß, daß er keine Disciplin zu halten im Stande gewesen war, und daß sein Heer sich weit umher im Lande zerstreut hatte, als Johann von Hunyad mit fünfzehntausend Mann auserlesener und geübter Truppen am Passe des eisernen Thoren erschien. In der Gegend von Wasag kam es zu einer blutigen Schlacht, welche dem ganzen türkischen Heere den Untergang brachte. Fünftausend und unter diesen die Angesehensten im Heere wurden gefangen, Tausende erschlagen, der Oberfeldherr selbst rettete sich; alle Wege und Felder waren mit Leichen bedeckt, und das christliche Heer machte unermeßliche Beute.

Fast um dieselbe Zeit änderten sich die politischen Umstände in Ungarn auf eine solche Weise, daß man, was bei bürgerlichen Kriegen oft der Fall ist, die ganze Kriegsmacht, die sich im Streite der Kaiserin Elisabeth mit Ladislaus von Polen gebildet und geübt hatte, gegen den auswärtigen Feind richten konnte. Albert's Sohn

Ladislaus war gleich anfangs von den Ungarn und vom polnisch-ungarischen König als Erbe des Reiches anerkannt worden, und es wurde zwischen der Partei der Königin Elisabeth und ihren Gegnern nur darüber gestritten, ob der von den Ungarn rechtmäßig erwählte polnische König während seines Lebens die Verwaltung führen solle, oder der deutsche Kaiser Friedrich III., die Grafen von Cilley und Elisabeth. Als Elisabeth zu Ende des Jahres 1442 starb, wurde der Krieg von Friedrich III. fortgesetzt, weil dieser auf die Vormundschaft des jungen Ladislaus Anspruch machte; doch gelang es 1443 dem vom Pabst geschickten Kardinal Julian, den Streit soweit beizulegen, daß der polnische König an der Spitze der ungarischen Kriegsmacht dem Sultan entgegenziehen konnte, weil Georg von Servien Geld gab und Johann von Hunyad seinen Einfluß verwendete, damit in diesem Jahre etwas Entscheidendes gegen die Türken unternommen werde.

Das ungarische Heer, welches nicht gerade besonders zahlreich war, erreichte, wie aus den in neuerer Zeit bekannt gemachten Briefen Hunyad's hervorgeht, erst im Juli die Donau und setzte sogleich über dieselbe, um diesmal angriffsweise zu verfahren. Hunyad und Georg Brankowitsch von Servien führten die Vorschaaren, König Ladislaus III. selbst das Hauptheer, welches, weil Pabst Eugen IV. überall das Kreuz hatte predigen lassen, aus Ungarn, Polen, Servien, Wlachen, Deutschen und Freiwilligen aller christlichen Nationen bestand. Den Kern bildeten die Söldner, welche Johann von Hunyad mit den Subsidien des serbischen Königs und mit dem von ihm selbst geborgten Gelde geworben hatte. Der ungarische Held schlug zuerst den in Servien commandirenden Pascha, ließ dann das königliche Heer an der Morawa zurück, nahm Nissa und zog gegen Sophia. Zwischen diesen beiden Städten stieß er auf türkische Heerschaaren, und lieferte ihnen am 3. November ein Treffen. Drei Pascha's griffen hinter einander einzeln an und wurden einzeln geschlagen. Hierauf ward Sophia genommen und eingeäschert. Von dort nach Philippopolis betrug die Entfernung noch drei Tagereisen, nach Adrianopel noch sechs; aber man war im harten Winter, und es standen hinterwärts an der Seite mehrere türkische Heere. Gegen diese wandte sich das ungarische Heer, es bog deshalb vom Wege nach Philippopolis ab. Murad hatte

unterdessen die höchst schwierigen Pässe des Hämus-Gebirges verrammeln und besetzen lassen, und sein General Mahmud Tschelebi erhielt den Befehl, die durch Kälte und Ermüdung geschwächten Schaaren, welche Hunyad dem feindlichen Heere vorausführte, anzugreifen. Dies geschah; Hunyad schlug aber die Türken und bahnte den Truppen des Königs den Weg im steilen, fast unübersteiglichen Hämus-Gebirge, wo Schnee, Eis und Kälte, sowie der Mangel an Fütterung und Pflege für das größtentheils aus Reiterei bestehende Heer den Ungarn unüberwindliche Hindernisse bereitete. Nichts desto weniger beschloß Hunyad erst noch den Hauptpaß zu besetzen, ehe er den Rückweg antrete. Er hatte damals die Truppen des Königs mit sich vereinigt, und sein Heer war außerdem noch durch Niklas von Uslak, der mit seinen Vasallen dem Könige nachgeeilt war, mit frischen Truppen verstärkt worden. An der Spitze dieser Macht lieferte der Held der Ungarn dem bedeutenden türkischen Heere, das sich unter Murad's Schwager auf der Fläche der Berghöhe ihm entgegengestellt hatte, eine Schlacht, und krönte, noch ehe er Anstalt zum Rückzuge machte, die glänzenden Thaten dieses und der beiden vorigen Jahre bei Kunowitza durch einen Hauptsieg. Das türkische Heer ward zersprengt, der Führer desselben gefangen.

Man hat diesem Feldzug den Namen des langen Feldzuges gegeben, weil er trotz des Eises und Schnees trotz der steilen kaum zu erklimmenden Felsenhöhen und unwegsamen Pässe bis Neujahr fortgesetzt ward; man hätte ihn aber den kurzen benennen sollen, weil das von Hunyad geführte Heer, welches am 20. Juli von Ofen auszog, in fünf Monaten größere Thaten verrichtete, mehr wahren Heldenruhm erwarb und den Türken mehr Schrecken einjagte, als seit Timur's Zeit irgend eine andere feindliche Macht. Eine Hauptursache von Murad's Niederlage war, daß der Sultan auf die Albanesen und ihren Führer zu viel vertraut hatte. Dieser Führer war der nachher unter dem Namen Skanderbeg berühmt gewordene Georg Castriota. Murad hatte sowohl den Vater desselben, Johann Castriota, der in der Stadt Kroja herrschte, als auch seine Brüder tödten lassen und ihn allein, welcher damals noch ein Kind war, verschont. Georg Castriota ward bei den Türken im mohammedanischen Glauben erzogen, schon im neunzehnten Jahr seines

Lebens einem Sandschak vorgesetzt und mit dem Beinamen Iskender Beg oder Skanderbeg d. i. Fürst Alexander geehrt. In Hunyad's langem Feldzuge verließ er nebst seinem Neffen Hamsa das türkische Heer, verschaffte sich durch treulose Grausamkeit und Arglist den Besitz seiner väterlichen Residenz, und ward wieder Christ. Er traf nämlich, wie es heißt, zufällig den türkischen Effendi, der des Sultans Siegel trug, und zwang denselben mit dem Dolch auf der Brust, einen Befehl an den Commandanten von Kroja zu untersiegeln, daß er diesen Ort ihm übergeben solle. Er tödtete hierauf sowohl den Effendi als auch alle Anderen, welche um die Sache wußten, und gelangte auf diese Weise wieder zum Besitz von Kroja und von Ober-Albanien. Auch der 1443 gewählte König von Bosnien, Thomas Christich, Twartko's Nachfolger, fiel wieder von Murad ab, der größte Theil der regelmäßigen türkischen Truppen aber oder der Janitscharen und Sipahi's kam im Felde um.

Die Politik des römischen Hofes ward die Veranlassung, daß der glänzende Sieg des ungarischen Helden der Christenheit nicht die Vortheile brachte, welche man davon erwartete. Murad ward nämlich durch den Ausgang des langen Feldzuges bewogen, Frieden zu schließen. Er sendete daher zuerst dem Woiwoden der Wallachei, Drakul, und dem Fürsten von Servien, Georg Brankowitsch, ihre geblendeten Söhne zurück, und ließ dem Letzteren die servischen Festungen Schehrköi, Krussowaz und Semendria übergeben; dann schickte er einen griechischen Renegaten mit einem Gefolge von hundert Mann nach Ungarn, um Frieden zu schließen. Diese Gesandtschaft war nicht an den König, sondern an Johann von Hunyad gerichtet; denn Hunyad galt auch bei den Türken für das eigentliche Oberhaupt der Madscharen. Hunyad wies jedoch die Gesandtschaft an den in Szegedin versammelten ungarischen Reichsrath. Er selbst und der König waren verständig genug, um einzusehen, daß die Vortheile des von Murad angebotenen Friedens dem Ruhme eines neuen Feldzuges vorzuziehen seien. Allein das Interesse des Pabstes Eugen IV. erforderte damals, daß die Aufmerksamkeit der Christenheit vom Concilium zu Basel, welches die Misbräuche der Kirche abstellen wollte, auf die Türken und auf weit aussehende Plane einer allgemeinen christlichen Kircheneinheit gelenkt werde, und dies erschwerte den Frieden. Der Pabst hatte

auf dem Concil zu Florenz die schon zweimal versuchte Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche mit Hülfe des griechischen Kaisers und seiner Hofgeistlichen scheinbar zu Stande gebracht. Freilich waren, wie sich unten zeigen wird, das griechische Volk und seine Geistlichen damals ebenso wenig als früher geneigt, dem Beispiele des Kaisers und einiger Prälaten zu folgen; darauf nahm aber der Pabst keine Rücksicht. Er wollte im Trüben fischen, und suchte das Hirngespinnst einer Union der beiden Kirchen und eines neuen Kreuzzuges dem ihm gefährlichen Concil zu Basel entgegen zu setzen, während zugleich Aeneas Sylvius in seinem Auftrage die Deutschen durch ein falsches Concordat um das wahre betrog. Er schickte zu diesem Zweck den durch seine Erpressungen und durch seine schmähliche Flucht im Hussiten-Kriege berüchtigten Kardinal Julian Cesarini nach Ungarn, wo Hunyad und Georg Brankowitsch bereits große Anstalten zum Feldzuge gemacht hatten. Sein Legat sollte die Ungarn zu Gunsten einer kirchlichen Chimäre in neue Händel verwickeln, durch welche die Christenheit so beschäftigt werde, daß sie dem Unerreichbaren nachstrebend, das Erreichbare vergesse. Julian, den der mailändische Gesandte in Ungarn einen neuen Moses nannte, stellte sich zu Ofen, als träume er von Vertreibung der Türken aus Europa, von Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche, von einem Kreuzzuge zu Wasser und zu Lande; der schlaue Italiener war aber dabei ebenso wie sein Pabst völlig wach. Er legte dem ungarischen Reichs-Conseil einen Plan zur Wiederherstellung des griechischen Reiches vor, der sich in den belletristisch geschmückten Reden der Gesandten und auf dem Papier gut ausnahm, dessen Leerheit aber ein Mann wie Johann von Hunyad leicht durchschaute. Ein Kreuzzug der Polen, Ungarn und Servier sollte die in Europa eingedrungenen Türken ausrotten. Die Venetianer und Genuesen erboten sich durch eine ausdrücklich zu diesem Zwecke nach Ungarn geschickte Gesandtschaft, ihre vereinigte Flotte in den Hellespont zu legen, um den Übergang türkischer Truppen aus Asien nach Europa zu verhindern. Außerdem waren von Frankreich, England, Spanien und Aragonien, sowie von dem Herzog Philipp von Burgund, vom mailändischen Herzog und von Florenz Gesandte geschickt worden, und diese bemühten sich durch Reden, wie sie damals beim Wiedererwachen des

Studiums der alten Griechen und Römer im zierlichsten Latein gehalten zu werden pflegten, das polnische und ungarische Reichs-Conseil zu bewegen, daß es den Plan Julian's annehme. König Ladislaus berief daher auf den April 1444 einen allgemeinen Reichstag nach Ofen. Hier sollte ein entscheidender Beschluß gefaßt und sogleich ausgeführt werden; die Unruhen in Ungarn waren aber so wenig gestillt, daß man zuerst von Julian's Vorschlägen gar nichts hören wollte, nachher die Sache auf den Sommer verschob, und Alles ganz allein den geworbenen Truppen des Königs und Hunyad's, sowie den Banderien oder Söldnern einiger wenigen Prälaten überließ. Der ungarische Adel entzog sich dem General-Aufgebot, und auch die Barone und die Mehrzahl der Prälaten wollten ihre Banderien zu einem Kreuzzuge nicht hergeben.

Der Cardinal ließ sich nicht abschrecken, er versprach Hülfe von Polen, von den deutschen Rittern, von der Moldau und Wallachei und von den Epiroten, welche Skanderbeg herbeiführen werde; als sich aber Niemand einfand und nur eine päbstliche und burgundische Flotte gerüstet wurde, um sich in den Hellespont zu legen, erklärte Johann von Hunyad sich für den Frieden. Auch Ladislaus gab, obgleich er vorher für den Kreuzzug glühend begeistert gewesen war, dem kalten Verstande sein Recht, und nahm die Bedingungen an, welche Murad's Gesandter dem Reichs-Conseil vorlegte. Der Sultan wollte dem Fürsten Georg Brankowitsch Servien, Chulm und Herzegowina zurückgeben, den Ungarn die Oberherrschaft über die Wallachei zugestehen, Albanien an Skanderbeg überlassen, einen Theil Bulgariens abtreten und für den gefangenen Mahmud Tschelebi ein Lösegeld von siebenzigtausend Dukaten bezahlen; dagegen sollte der Fürst von Servien versprechen, dem Sultan die Hälfte der Einkünfte seines Landes zu entrichten, die Ungarn und Türken aber sollten sich gegenseitig verpflichten, keine Streifzüge jenseit der Donau unternehmen zu lassen. Auf diese Bedingungen ward am Ende des Monats Julius wirklich ein Frieden auf zehn Jahre geschlossen. Der Kardinal Julian ruhte indessen nicht, bis er denselben wieder gestört hatte. Er wurde bei diesem Streben vom griechischen Kaiser Johann Paläologus und von dem Kardinal Franz Condolmieri, einem Nepoten des Pabstes Eugen, welcher in der

rothen Mütze eines päbstlichen Ober-Admirals prangte, durch dringende Bitten und prahlerische Versprechungen unterstützt. Der Kaiser Johann suchte den König Ladislaus, an welchen er aus Mistra am 30. Juli schrieb, auf jede Weise zum Friedensbruch zu bewegen, und der Kardinal Condolmieri, welcher in seinem Briefe im Namen des Pabstes und der Venetianer gewaltig prahlte, versprach mit einer ansehnlichen Flotte im Hellespont zu erscheinen. Man pochte besonders auch auf den günstigen Umstand, daß damals die rohen Turkmanen sich gegen den Sultan empört hatten. Julian aber vertheidigte in Beziehung auf die Heiligkeit des von Hunyad auf das Evangelienbuch geleisteten Eides keck und offen den Grundsatz der römischen Kirche jener Zeit, daß man nicht verbunden sei, Ketzern und Ungläubigen Wort und Eid zu halten. Auch Johann von Hunyad ließ sich bereden. Der Frieden ward gebrochen, und ein Heer an die Donau geschickt; wir werden aber sehen, daß der Treubruch den Ungarn verderblich ward, und daß der Feldzug, statt, wie man glaubte, die Türken aus Europa zu treiben, das Ende des griechischen Reiches herbeiführte und die Eroberung von Constantinopel beschleunigte. Außerdem vermehrte die Erbitterung, welche der vom Pabst veranlaßte treulose Bruch eines vortheilhaften Friedens im Abendlande hervorrief, den allgemeinen Unwillen über den Zustand der Kirche in unglaublichem Grad. Unbegreiflich bleibt es, daß ein Mann wie Johann von Hunyad sich vom Pabste und von einem Kardinal Julian bereden lassen konnte, mit den zehntausend Mann, die er am 1. September an der Donau versammelte, und mit einem ganz abenteuerlichen Zuge von Troß und Gepäck, zu welchem nachher etwa fünftausend Wlachen stießen, im späten Herbst gegen die ganze türkische Macht zu Felde zu ziehen; denn daß er durch die ihm von Ladislaus und von den Magnaten gemachte Zusicherung des erst noch zu erobernden Königreiches Bulgarien zum Friedensbruch bewogen worden sein sollte, scheint uns gar zu unwahrscheinlich.

Der Sultan Murad hatte unterdessen die Rebellion in Kleinasien, welche man hatte benutzen wollen, völlig gedämpft und sich dann ganz von der Regierung zurückgezogen, um in Magnesia seinen Vergnügungen zu leben. Die Griechen berichten uns bei der Gelegenheit, Murad sei ein Mann von weichem und mildem Ge-

müthe gewesen, der Tod seines ältesten Sohnes Alaeddin habe ihn tief geschmerzt, der Verlust aber, den die Osmanen im vorigen Jahre erlitten hatten, und der demüthigende Friede, zu welchem er dadurch genöthigt worden war, habe ihn ganz mismuthig gemacht, und er habe sich deshalb in die Stille des Privatlebens zurückgezogen. Gleich nach der Beendigung des karamanischen Krieges (1444) überließ er die Regierung seinem damals erst vierzehn Jahre alten Sohn Mohammed II., welcher später als Eroberer von Constantinopel berühmt worden ist. Dieser spielte im Palaste zu Adrianopel die Rolle des Regenten (mehr erlaubte ihm sein Alter noch nicht), Murad in Magnesia die eines Privatmannes; der Letztere nahm aber die Zügel der Herrschaft sogleich wieder in die Hand, als er erfuhr, daß die Ungarn im Begriff wären, über die Donau zu setzen.

Georg Brankowitsch von Servien hatte an dem Friedensbruch, den der Pabst und sein Kardinal veranlaßten, keinen Antheil; er ließ sogar den kühnen Skanderbeg mit seinen Albanesen nicht durch sein Gebiet in Nieder-Albanien, als derselbe zu den Ungarn stoßen wollte. Diese zogen unaufhaltsam durch Bulgarien. Sie suchten, da die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war, die Pässe des Hämus zu vermeiden, und nahmen ihren Weg nach Warna, wo sie die versprochene Flotte zu finden hofften, auf der sie nach Constantinopel gebracht werden sollten. Sie hatten nach polnischer Sitte einen ungeheueren Troß und viele Wangen bei sich, dadurch ward ihr Marsch im unwegsamen Lande sehr erschwert, so daß sie erst im Anfang des November die Stadt Warna erreichten. Die Zahl der Wagen soll nach der Angabe aller Schriftsteller zweitausend betragen haben; wir möchten dies nicht gerade als gewiß annehmen, daß aber die Zahl sehr groß war, läßt sich schon deshalb glauben, weil die Polen ihre Lager stets mit einer Wagenburg umgaben. Die Ungarn hatten sicher gehofft, die päbstlich-venetianische Flotte des Kardinals mit der rothen Mütze werde den Übergang des türkischen Heeres über den Bosporus verhindern; sie waren daher nicht wenig überrascht, als sie bei Warna den Sultan Murad mit einem ihnen an Zahl doppelt überlegenen Heere gelagert sahen. Wie es möglich war, daß der geistliche Admiral, welcher zugleich venetianischer Vicekanzler war, sich in einem Augenblick entfernt

hatte, als seine Gegenwart am nöthigsten war, ist nicht zu erklären; wer aber die Schiffe hergab, auf welchen das türkische Heer von Asien nach Europa übersetzte, darüber wird gestritten. Gemeiniglich heißt es, die Genuesen (nach einer polnischen Chronik auch die Venetianer) hätten damals um Silberlinge den Glauben ebenso verkauft, wie einst Judas den Heiland. Murad, heißt es, habe durch diese kaufmännischen Edelleute vierzigtausend Mann herüberfahren lassen und für jeden Mann ein Goldstück bezahlt. Man hatte dem Führer des ungarischen Heeres den klugen Rath gegeben, den Angriff der Türken innerhalb der Wagenburg des Lagers zu erwarten; Hunyad verwarf aber denselben, eilte dem Feinde entgegen und lieferte im freien Felde ein Treffen, welches zuerst lange unentschieden blieb und dann mit einer unerhörten Niederlage der Christen endigte. Der König Ladislaus, der sich unvorsichtig ins Gedränge wagte, stürzte vom Pferd, und ein Janitschar hieb ihm den Kopf ab; diesen steckte man dann auf eine Lanze, und sein Anblick trieb auch den rüstigen Hunyad zur Flucht. Der Held der Ungarn entkam den Händen der Türken, Kardinal Julian aber wurde auf der Flucht wahrscheinlich von einem Ungarn oder Polen, welcher über ihn als den Urheber des Friedensbruches und des Todes seines Königs erbittert war, tödtlich verwundet und starb am Wege hingeworfen. Das Lager der Christen ward erstürmt und geplündert. Zum Glück für diese war die Jahreszeit zu weit vorgerückt, als daß die Osmanen, selbst wenn es Murad's Wille gewesen wäre, ihren vollständigen Sieg hätten benutzen können.

Für Polen und für das griechische Reich ward die Schlacht bei Warna und des Königs Ladislaus Tod verderblich; in Ungarn gab sie die Veranlassung, daß man endlich der herrschenden Anarchie ein Ziel setzte. Der Reichsverwalter Ungarn's, der alte Palatinus Lorenz von Hedervara, traf, sobald er die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhalten hatte, die weisesten Maßregeln. Seine erste Sorge war, den Tod des Königs verborgen zu halten. Dann nöthigte er den Fürsten der Wallachei, Drakul, durch Drohungen, den Helden Hunyad, der auf seiner Flucht von ihm festgehalten worden war, wieder frei zu geben und nach Siebenbürgen zu geleiten. Hierauf sorgte er für eine bessere Verwaltung des Reiches. Dabei ward bis Ostern 1445, wo die allgemeine Reichsversamm-

lung eine andere Einrichtung treffen sollte, das Beispiel der Böhmen befolgt. Man bestritt nämlich dem jungen Ladislaus, dem Sohne der Elisabeth, obgleich er für seinen Antheil an Östreich unter der Vormundschaft des Kaisers Friedrich III. stand und sich bei diesem aufhielt, das Recht an den Thron nicht; es wurden aber einige der vornehmsten Barone, unter welchen Johann von Hunyad den ersten Rang einnahm, mit dem Titel Kapitäne des Reiches zur Verwaltung der einzelnen Districte bestellt. Johann von Hunyad war es dann auch, der auf dem Reichstag die Furcht vor einem drohenden Einfall der Türken klug benutzte, um zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln und die Versammlung dahin zu bringen, daß sie am 7. Mai 1445 den Beschluß faßte: 1) der junge Ladislaus solle für die Dauer seines Lebens als König anerkannt werden, doch unter der Bedingung, daß Kaiser Friedrich ihn mit der Krone nach Ungarn sende; 2) wenn Friedrich diese Bedingung nicht erfülle, so solle alle Verbindlichkeit der ungarischen Stände gegen Ladislaus aufhören und ein neuer König gewählt werden, welcher im Stande sei, Ungarn gegen seine inneren und äußeren Feinde zu schützen; 3) das Reich solle in Districte getheilt und diesen Kapitäne vorgesetzt werden. Die Aufzählung der einzelnen Districte und ihrer Kapitäne gehört nicht in dieses Werk; wir bemerken daher nur, daß Johann von Hunyad und sein Mit-Woiwode oder Mit-Herzog von Siebenbürgen, Nikolaus Uslak, die Bewachung der ganzen türkischen Grenze erhielten. Hunyad hatte, außer in Siebenbürgen, das Commando auch im Lande jenseit der Theiß, Uslak hatte es im Lande diesseit der Theiß und jenseit der Donau.

Hunyad vertrieb nachher Drakul aus der Wallachei, setzte statt desselben Dan als Woiwoden ein, und wollte den Umstand, daß Murad die Regierung zum zweiten Male niedergelegt und seinen Aufenthalt wieder in Kleinasien genommen hatte, zu einem neuen Kreuzzuge benutzen, er hatte auch deshalb mit dem päbstlichen Admiral Franz Condolmieri eine Conferenz in Nikopolis; er gab aber das Unternehmen sogleich auf, als er erfuhr, daß Murad die Regierung wieder übernommen habe. Es brach nämlich 1445, während Murad aufs neue in Magnesia als Privatmann schwelgte, in Adrianopel ein furchtbarer Aufruhr aus, der den alten Sultan

nöthigte, nach Europa zurückzukehren, um durch seine Gegenwart die Gemüther zu beruhigen.

Murad's Rückkehr nach Europa ward zuerst den Paläologischen Prinzen verderblich, welche im Peloponnes und in einigen Städten außerhalb desselben herrschten. Was überhaupt das griechische Reich betrifft, so war und blieb dasselbe ohnmächtig und von Parteien zerrissen. Johann Paläologus und mehrere Prälaten seines Gefolges hatten auf dem Concilium zu Florenz die Vereinigung mit den Lateinern durch einige Zugeständnisse erkauft; dies veranlaßte schon in Italien und noch mehr auf der Rückreise nach Constantinopel einen heftigen Streit zwischen den der Union günstigen Prälaten und zwischen denen, welche ihr abgeneigt waren. Der größte Theil des griechischen Volkes und seiner Geistlichen aber betrachtete den zurückgekehrten Kaiser Johann als einen Abtrünnigen. Die Zänkereien und Zwistigkeiten waren endlos, und statt daß die Vereinigung der Kirchen, wie man erwartet hatte, das schwankende griechische Reich stützte, raubte sie ihm auch noch die Glaubenseinigkeit, die es gegen die Türken stark machte. Wie ohnmächtig das griechische Reich schon bei Johann's Rückkehr aus Italien war, sehen wir daran, daß der eigene Bruder des Kaisers ihn in seiner festen Residenz feindlich anzugreifen wagte, weil Johann eine unpolitische Heirath desselben nicht billigen wollte. Einer der Brüder des Kaisers Demetrius liebte nämlich die Tochter des Paul Asan Catalusio, des Beherrschers von Lesbos, zwei von seinen Brüdern aber, der regierende Kaiser Johann und der nachmalige letzte griechische Kaiser Constantin Dragasös oder Drogasäs, welcher damals ein Gebiet im Peloponnes besaß, wollten ebensowenig als seine Mutter die Heirath zugeben, er schloß dieselbe daher heimlich. Dies entzweite ihn mit seiner ganzen Familie, und er ergriff aus Feindschaft gegen sie die Partei der griechischen Fanatiker, welche über die von Johann auf dem Concil zu Florenz begünstigte und von Constantin gebilligte Union mit den Lateinern erbittert waren. Er ging endlich so weit, daß er im Vertrauen auf jene Partei ein kleines Heer zusammenbrachte, sich von Murad eine Anzahl Türken ausbat und mit diesen Banden gegen die Hauptstadt anrückte. Er hatte sich jedoch verrechnet, weil der Sultan, auf den er sich dabei eigentlich allein verlassen hatte, ihn aufgab, und

mußte seinen Brüdern das Feld räumen. Johann Paläologus behauptete sich nachher bis an seinen Tod in Constantinopel; seinen Bruder Constantin aber traf das Geschick, zweimal vertrieben zu werden, das erste Mal aus dem Peloponnes, das zweite Mal aus Constantinopel.

Die Herrschaft über einen großen Theil des Peloponnes hatte, wie oben erzählt worden ist, des Kaisers Bruder Theodor erhalten; als dieser starb, ward sie seinem Neffen, dem jüngeren Theodor, einem Sohne des Andronikus, verliehen. Dieser tauschte nachher mit seinem Oheim, dem so eben erwähnten Constantin, welcher bei der Theilung der väterlichen Erbschaft Selymbria und Mesembria am schwarzen Meere und an der Propontis erhalten hatte. Constantin erweiterte seine neue Herrschaft über die ganze Halbinsel mit Ausnahme der Districte, in welchen sein Bruder Thomas regierte. Sogar außerhalb des Peloponnes erhielt er Vasallen. Er verpflichtete sich nämlich nicht nur Neri Acciajuoli von Athen, welcher dem Herzog Rainer im Besitze von Attika und einem Theile von Böotien gefolgt war, zu einem jährlichen Tribut an Constantin, sondern dieser ward auch im ehemaligen Lokris und am Pindus, wo damals Wlachen wohnten, als Oberherr anerkannt. Constantin stellte die unnütze Mauer des Heramilon, von welcher früher (S. 64) die Rede gewesen ist, wieder her, erweiterte zur Zeit des von Hunyad unternommenen langen Feldzuges sein Gebiet auch auf Unkosten der Osmanen, und blieb im Besitze der gemachten Erwerbungen, während der Sultan nach der Schlacht bei Warna wieder in Magnesia schwelgte. Dies erregte die Eifersucht Turachan's, welcher zwanzig Jahre vorher trotz der Mauer des Heramilon den Peloponnes grausam geplündert hatte und jetzt als Beglerbeg von Rumilien die Fortschritte Constantin's nicht ohne Besorgniß beobachtete. Turachan machte, als Murad die Regierung in Adrianopel wieder übernommen hatte, den Sultan auf Constantin's Unternehmungen aufmerksam, und der Letztere suchte vergebens durch eine Gesandtschaft den drohenden Sturm zu beschwören. Sobald Murad den Aufstand, der ihn auf den Thron zurückrief, gedämpft hatte, brach er, unterstützt vom Herzog Neri Acciajuoli, welcher an Constantin längst zum Verräther geworden war, mitten im Winter gegen den Peloponnes

auf (1446). Die Beschreibung, welche die Griechen von diesem Zuge Murad's machen, ist sehr abenteuerlich. Sie zählen alle Maschinen, alles Geräthe und die mancherlei Werkzeuge auf, welche der Sultan mitschleppte. Sie erzählen sogar, daß er Metall zum Guß der kolossalen Kanonen mitgenommen habe, durch welche die aus Quadern festgebaute, mit eisernen Krampen zusammengehaltene und durch mehrere besondere Bollwerke oder Castelle geschützte neue Mauer beschossen werden sollte. Murad überließ, weil er den Winter scheute, seinem General Turachan, welcher vordem die alte Mauer so leicht überstiegen hatte, die Beschießung und Erstürmung der neuen. Diese widerstand ebenso wenig als die alte dem wüthenden Sturm der Türken, sie ward zerstört, der Peloponnes von rohen Schaaren aller Art überschwemmt, alle Ortschaften geplündert und Tausende von Männern, Weibern und Kindern in die Sklaverei geschleppt. Die Schriftsteller der Türken und Griechen sind unerschöpflich in Schilderung der grausigen Scenen des Mordens und Raubens auf der einen, des Jammers und Elends auf der anderen Seite; wir wenden den Blick davon weg und bemerken nur, daß das, was im Peloponnes geschah, ein bloßes Vorspiel von dem war, was bald in Constantinopel selbst geschehen sollte. Der Geschichtschreiber Phranza, welcher in dieser Zeit bei Constantin war und von ihm zu Gesandtschaften gebraucht wurde, hat sehr ausführliche Nachrichten über die damalige Lage der Dinge sowohl in Beziehung auf Turachan als auf Constantin hinterlassen. Es heißt, über sechzigtausend Menschen seien aus dem Peloponnes als Sklaven weggeführt worden. Constantin und Thomas behielten ihr Gebiet, sie wurden aber tributpflichtige Vasallen Murad's, und mußten für ihre noch übrigen christlichen Unterthanen die Kopfsteuer der Ungläubigen bezahlen, welche sie dann von jenen wieder zu erheben hatten. Der Erstere vertheilte nachher die Verwaltung seiner Besitzungen unter vier Oberbeamte, zu welchen auch Phranza gehörte, und dieser hat es der Mühe werth gehalten, der Nachwelt die Moralpredigt zu überliefern, die ihm Constantin bei seiner Einsetzung gehalten habe. Man sieht, daß sich die armen byzantinischen Prinzen gleich den deutschen Gelehrten und der französischen Nation, wenn es recht schlecht ging, mit Philosophie oder auch mit

bloßen Redensarten zu trösten verstanden. Phranza ward damals Präfect von Mistra, sowie Johann Kantakuzenus von Korinth und Alexis Laskaris von Patras.

Murad war, nachdem er seinem General und Beglerbeg Turanchan das Zerstörungsgeschäft im Peloponnes überlassen hatte, nach Adrianopel zurückgekehrt (December 1446). Er behielt diesmal die Leitung der Regierung und entsagte den Vergnügungen, um im folgenden Frühjahr an den Ungarn und besonders an Johann von Hunyad Rache zu nehmen. Dies wurde dadurch erleichtert, daß die Unruhen in Ungarn fortdauerten. Man stritt noch immer mit dem Kaiser Friedrich wegen der Auslieferung seines Mündels Ladislaus des Nachgebornen und wegen der Regentschaft. Der Palatin Lorenz von Hedervara, Johann von Hunyad und sogar dessen College, Niklas von Uslak, wollten die Vielherrschaft zu beendigen suchen, die Regentschaft in die Hände Johann's von Hunyad geben und dann die gesammte Macht der Nation gegen die Türken richten; sie suchten daher vor allen Dingen der Einmischung der Deutschen in die ungarischen Angelegenheiten ein Ende zu machen. Zuerst wurden die beiden Grafen Ulrich und Friedrich von Cilley, welche seit der Zeit der Elisabeth Ungarn an der Spitze deutscher Reisige befehdet hatten, genöthigt, sich zu einem neuen Frieden zu verstehen, und zwar unter denselben Bedingungen, unter welchen sie im Jahre 1441 Frieden geschlossen hatten; dann erst dachte man an einen neuen Türkenkrieg. Dieser wurde jedoch nicht eher begonnen, als bis endlich die Regierung des ganzen Reiches an Hunyad gebracht worden war. Man berief einen allgemeinen Reichstag, welcher auf dem Felde Rakos bei Pesth unter freiem Himmel gehalten werden mußte, weil die Zahl der Prälaten, Barone, Edelleute und Städte-Deputirten, die sich eingefunden hatten, größer als je zuvor war. In dieser Versammlung ward am 5. Juni 1446 beschlossen, daß statt der bisherigen Kapitäne, welchen nur gewisse Districte angewiesen gewesen waren, ein einziger Reichsverweser (gubernator) erwählt werden, und dieser bis zur Volljährigkeit des erwählten Königs Ladislaus in dessen Namen und an dessen Stelle das Reich verwalten solle. Diesem Beschlusse gemäß wurde am Pfingsttage desselben Jahres Johann von Hunyad zum Reichsverweser erwählt und bis auf

sehr wenige Beschränkungen mit der vollen königlichen Gewalt bekleidet. Sein Freund, Lorenz von Hedervara, blieb Palatinus, und sein Genosse, Nikolaus von Uslak, ward Woiwode von Siebenbürgen, weil Hunyad als Reichsverweser doch immer die Obergewalt in Siebenbürgen behielt.

Die Vereinigung der Kräfte der Madscharen in der Hand eines Helden war gerade im Jahre 1446 sehr nöthig, weil einerseits der deutsche Kaiser mit Feindseligkeiten drohte, und andererseits Murad den von Hunyad in der Wallachei eingesetzten Fürsten Dan vertrieben und seinen nach dem Lucifer benannten Schützling Drakul dahin zurückgeführt hatte. Johann von Hunyad, welcher mit dem Pabste wegen eines neuen Kreuzzuges in lebhaftem Verkehr stand, scheute sich nicht, im Vertrauen auf die Hülfe der Christenheit den mächtigen Sultan zuerst heftig zu reizen und, als dieser nachher mit unzähligen Schaaren gegen Servien zog, sogar alle Friedens-Anträge schnöde zurückzuweisen. Hunyad war damals von seinem Glücke berauscht, weil er nicht blos die Wallachei noch im Herbst 1446 wieder erobert, sondern auch dem deutschen Kaiser getrotzt hatte. Er hatte nämlich Drakul's Wiedereinsetzung kaum erfahren, als er über die Donau eilte, um ihn aus der Wallachei zu vertreiben. Drakul und die Türken, die ihm beigestanden, wurden besiegt, er selbst und sein Sohn gefangen, Beide in Tergowischt auf offenem Markt enthauptet, und Dan aufs neue eingesetzt. Der Woiwode Stephan von der Moldau schloß hierauf ein enges Bündniß mit dem Reichsverweser von Ungarn, und dieser würde sogleich gegen die Türken gezogen sein, wenn er nicht nach Ungarn hätte zurückkehren müssen, weil Kaiser Friedrich den Krieg erklärt hatte. Zum Glück konnte Murad diese Entfernung Hunyad's nicht benutzen, weil er in den Bergen Albaniens mit Skanderbeg Krieg führen mußte. Skanderbeg hatte seinen Landsleuten seinen kriegerischen Geist mitgetheilt, und Murad ward von dem kleinen Kroja aus unaufhörlich in Athem gehalten. Die Ungarn verdankten es der Tapferkeit Skanderbeg's und seiner Albanesen, daß Murad in den Jahren 1446, 1447 und sogar 1448 sein Heer nicht zunächst gegen sie richtete, weil er fürchtete, Skanderbeg möchte ihn von der Seite her angreifen. Er mußte erst mit diesem fertig zu werden suchen, und Johann von Hunyad konnte daher das ganze Jahr 1447 hin-

durch Zurüstungen zu seinem türkischen Feldzuge machen. Gelegentlich hatte er einen Zug in die Moldau unternommen, wo sein alter Freund Stephan ermordet und dessen Sohn vertrieben worden war. Er hatte dort den Sohn in des Vaters Fürstenthum eingesetzt und sich von ihm einen festen Platz einräumen lassen, dessen er zu bedürfen glaubte, weil er die Absicht hatte, am schwarzen Meere her auf's neue gegen Warna zu ziehen. Er hatte ferner in den ersten Juni-Tagen des Jahres 1447 mit Kaiser Friedrich einen neuen Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen, und endlich für den Mai 1448 einen großen Reichstag nach Pesth ausgeschrieben, auf welchem die Rüstungen für den drohenden Türken-Krieg beschlossen und zugleich der Frieden mit dem noch immer nicht zufrieden gestellten Kaiser eingeleitet werden sollte.

Auf diesem Reichstag wurde zwar ein Nationalkrieg gegen die Türken beschlossen; es zeigte sich aber bald, daß der Reichsverweser den zahllosen Schaaren, welche Murad aufgeboten hatte, nur die verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl der erprobten Streiter, welche ihm in allen seinen Kriegen zu folgen pflegten, werde entgegensetzen können. Es kam nämlich auf dem Reichstage kein General-Aufgebot des Adels zu Stande, und nur eine geringe Anzahl Prälaten und Barone folgten dem Reichsverweser; doch bezeugen die besten Geschichtschreiber der Ungarn, daß, ungeachtet fast alle Prälaten zu Hause blieben, vierundzwanzigtausend Mann ganz auserlesener Streiter mit ihm zogen. Dieselben Schriftsteller rühmen dieses Heer als das beste, welches die Ungarn seit einem Jahrhundert ins Feld gestellt hatten. Es war ganz disciplinirt, und enthielt zweitausend Böhmen und Deutsche mit Flinten und Geschütz; leider waren aber auch 8000 Wlachen dabei, welche nachher zu Verräthern wurden. Der ganze Sommer verging, weil der Pabst den Zug bald begünstigte, bald von demselben abmahnte, und weil sein Legat Aeneas Sylvius bei dem Türken-Kriege ebenso kabalirte, wie er beim Concordat der Deutschen mit dem Pabste kabalirt hatte. Im September brach endlich der ungarische Reichsverweser auf. Er richtete seinen Marsch zunächst gegen Servien, weil der Kral oder Woiwode dieses Landes sich von den Ungarn losgesagt und an die Türken angeschlossen hatte. Murad, welcher damals noch gegen Skanderbeg zu Felde lag, hob auf die Nach-

richt davon sogleich die Belagerung von Kroja auf, und zog mit hundertfünfzigtausend Mann nach dem Amselfeld (s. S. 37), wo Hunyad diesseit des Flüßchens Setnitza, welches die Ebene in zwei große Hälften theilt, ein festes Lager aufgeschlagen hatte. Die Türken setzten über die Setnitza über, und Hunyad wäre in seinem Lager unüberwindlich gewesen, wenn er der Ankunft Skanderbeg's, der ihm Hülfe versprochen hatte, ruhig entgegen gesehen und innerhalb seines Lagers den Angriff der Feinde erwartet hätte. Gegen seine erprobten Streiter, gegen sein Geschütz und gegen die mitgebrachten böhmischen Büchsen würde den Türken gerade ihre zu große Zahl verderblich geworden sein, im Falle sie das Lager zu stürmen versucht hätten; Hunyad vergaß aber jede militärische Vorsicht. Er erwartete die Ankunft Skanderbeg's nicht, folgte dem Sultan, als dieser über die Setnitza zurückging, wagte sich ins offene Feld, schlug sogar den von Murad noch in diesem Augenblicke angebotenen Frieden aus, und ließ sich auf der Ebene zu einem Treffen bewegen.

In der entscheidenden Schlacht, welche am 17. und 18. Oktober 1448 zwischen Hunyad und Murad II. auf dem Amselfeld geliefert ward, erlitten die Ungarn eine furchtbare Niederlage. Diese war jedoch in ihren Folgen weniger für sie verderblich, als für den Rest des griechischen Reiches in Constantinopel, dessen die Türken besonders aus Rücksicht auf Ungarn, sowie auf die abendländische Christenheit, die der Pabst beständig zu Gunsten der Ungarn aufregte, bis dahin geschont hatten. Dagegen wurden Skanderbeg und Albanien auf Unkosten der Ungarn gerettet; denn Murad hatte die Festung Kroja schon aufs äußerste gebracht, als ihn Hunyad's Einfall in Servien zum Abzug nöthigte. Beim Kampf auf dem Amselfeld waren übrigens die Deutschen und ihr Geschütz den Türken so furchtbar, daß Hunyad sie, als am 18. die Wlachen mitten in der Schlacht mit dem Feinde capitulirt hatten, den besten türkischen Truppen, den Janitscharen, entgegen stellte, um sich unter ihrem Schutze durch die Flucht zu retten. Auch noch als am 19. die Türken die Wagenburg des Lagers stürmten, vertheidigten sich die Deutschen und Böhmen mit ihrem Geschütz, bis sie der zu großen Zahl der Feinde erlagen. Die Ungarn sollen in den drei Tagen siebenzehntausend Mann verloren

haben. Ein ungarischer Schriftsteller der neueren Zeit erzählt, wir wissen nicht auf welches Zeugniß gestützt, Murad habe von den Wlachen, welche ihren Anführer verrathen hatten, sechstausend trotz der Capitulation niedergehauen und die Übrigen zu einer schimpflichen Dienstleistung zwingen lassen. Der ungarische Reichsverweser wurde auf der Flucht von Georg von Servien verhaftet und festgehalten. Dieser trat hierauf mit Murad in Unterhandlung über den Preis, um welchen er den Vertheidiger des Glaubens verkaufen wollte; aber entweder war der Türke großmüthiger, als der christliche Slave, und wollte von dem Handel nichts wissen, oder er fand, wie Andere sagen, den geforderten Preis zu hoch; genug, die Sache zerschlug sich. Georg gab aber den Gefangenen doch nicht sogleich frei. Die Geschichte der Befreiung Hunyad's erscheint in den serbischen und ragusanischen Geschichten als ein förmlicher Roman. Der ungarische Reichsrath in Szegedin droht, drei Ragusaner in Georg's Diensten, Pascal Sorgo, Damian Giorgi und Aloys Rossi, verwenden sich, und Georg Marnowich, Erbherr von Zwornik, nimmt sich des Helden thätig an, bis Georg ihn endlich aus der Gefangenschaft entläßt. Hunyad mußte übrigens seine Freiheit theuer erkaufen: er mußte versprechen, die eingezogenen Güter Georg's in Ungarn wieder herauszugeben und, was das Härteste war, seinen ältesten Sohn Matthias mit der Tochter seines Erbfeindes, Ulrich's von Cilley, zu vermählen, mit dessen ganzer Familie er Jahre lang Krieg geführt hatte. Als Geißel der Erfüllung dieses Vertrags sollte Hunyad seinen Sohn Ladislaus nach Semendria liefern. Er zeigte nachher wenig Lust, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen; die ungarischen Magnaten wollten aber vorerst von einem neuen Kriege mit Servien und folglich mit den Türken durchaus nichts wissen, sondern der Reichsrath bestand darauf, daß Hunyad Georg's Güter herausgebe, seinen Sohn als Geißel überliefere und in das Ehegelöbniß mit dem Grafen von Cilley einwillige.

Murad fand trotz der Niederlage, welche die Ungarn gegen das Ende des Jahres 1448 erlitten hatten, zweckmäßig, gleich am Anfang des folgenden Jahres mit dem Reichsverweser derselben in Unterhandlung zu treten. Er beauftragte den Fürsten Georg von Servien damit, und Hunyad ließ durch den neuen Palatinus, Ladislaus von

Gara, und seinen alten Collegen, Nikolaus von Ujlak, einen siebenjährigen Waffenstillstand abschließen. Vermöge dieses Vertrages sollten die Wallachei, Serblien und Bosnien weder von ungarischen noch von türkischen Truppen betreten werden, doch sollten die Fürsten dieser Länder dem Sultan das Schutzgeld entrichten und ihm in seinen Feldzügen mit ihren Truppen folgen. Das Schutzgeld der Wallachei und Serbliens ward auf die Hälfte herabgesetzt; dagegen opferte Georg bei den Unterhandlungen, die er leitete, seinen Nachbar, den König Thomas Christich von Bosnien, boshafter Weise auf. Der Letztere beschwert sich in einem Briefe an den Pabst bitterlich darüber, daß ihm Georg diesen Streich gespielt habe, weil er von der griechischen Kirche zur lateinischen übergegangen sei. Er sollte nämlich dem Vertrage zufolge den ganzen bisherigen Tribut auch ferner entrichten und dazu noch die Summe nachbezahlen, welche im Rückstande sei. Wenn er, hieß es, das nicht wolle, so möge er sehen, wie er mit den Türken fertig werde, die Ungarn dürften ihm nicht beistehen.

Was Epirus angeht, so haben wir schon oben (S. 91 f.) erzählt, auf welche Weise der jüngste Sohn des auf Murad's Befehl getödteten Fürsten von Albanien, Georg Castriota oder Skanderbeg, zum Besitze von Kroja, seiner väterlichen Residenz, gelangt war. Skanderbeg's Leben gleicht einem abenteuerlichen Ritterroman, es hat mehrere Biographen gefunden, welche die Abenteuer ausgemalt haben; die einzelnen Begebenheiten sind aber durch die Schriftsteller, welche die Sage von Skanderbeg uns überliefert haben, in das Dunkel der Mythen und Legenden gehüllt worden. Den größten Vortheil zogen in den Jahren 1443 bis 1448 die Venetianer von der wilden Tapferkeit dieses Mannes und der von ihm auf fast unbegreifliche Weise begeisterten Bewohner des ganzen von Christen bewohnten Gebirgs. Sie ließen daher auch Skanderbeg's Namen in das goldene Buch ihrer Patricier einschreiben, und gaben ihm den Ehrentitel eines Oberbefehlhabers der Republik in Albanien und Illyrien. Die Siege, welche er im Jahre 1447 erfocht, die Niederlage eines großen osmanischen Heeres, die Eroberung von Sfetigrad und die Befreiung der venetianischen Stadt und Festung Dagnio erbitterten endlich den Sultan Murad auf eine solche Weise, daß er für das folgende Jahr (1448) seine

ganze Reichsmacht aufbot, um gegen Kroja zu ziehen. Murad wurde aber bald durch Hunyad's Einfall in Servien genöthigt, das gegen Skanderbeg ausgerüstete türkische Heer gegen die Ungarn zu führen. Im folgenden Jahre (1449) überschwemmte der Sultan aufs neue ganz Albanien mit einem furchtbaren Heere, welches er selbst anführte. Einer der abenteuerlichen Geschichtschreiber der fast unglaublichen Thaten und Anstrengungen Skanderbeg's läßt Murad mit hundertundfünfzigtausend Mann nach Albanien ziehen, Andere bleiben bei hunderttausend Mann stehen; wir glauben aber nicht sehr zu irren, wenn wir behaupten, daß das Heer des Sultans kaum halb so stark gewesen sei. Im Mai zog Murad aus, Skanderbeg sicherte Kroja und beunruhigte dann die Türken, welche Sfetigrad belagerten. Diese Festung ward freilich erobert, aber in den beiden Sommermonaten Juni und Juli schwand das türkische Heer bis auf die Hälfte seiner anfänglichen Stärke zusammen, und der Sultan fand gerathen, schon zu Ende Juni nach Adrianopel zurückzukehren. Skanderbeg hatte den Ruhm, daß ein Heer, welches den Kampf mit den Hunderttausenden Timur's hatte wagen dürfen, vor einem Neste wie Kroja gescheitert war. Um diesen Schimpf zu tilgen, sammelte Murad im folgenden Jahre (1450) ein noch viel stärkeres Heer. Der Troß, der diesem Heere folgte, die Zahl der Soldaten selbst, die unbehülflichen Belagerungsmaschinen und das schon seiner kolossalen Größe wegen unbrauchbare Geschütz schadeten jedoch weit mehr, als sie nützten. So wie nämlich der Sultan früher, als er die aus Quadern erbaute Mauer des Heramilon niederschoß, das Metall zu den Kanonen mitschleppte und die Kanonen an Ort und Stelle gießen ließ, so geschah es auch hier. Die vor Kroja gegossenen Kanonen waren von fabelhaftem Kaliber; denn vier derselben schossen steinerne Kugeln von sechs die übrigen sechs von zwei Centnern. Skanderbeg hatte sich diesmal nicht in Kroja eingeschlossen, sondern er beunruhigte, an der Spitze der streitbaren Gebirgsbewohner des Temenistos aus den Wäldern hervorbrechend, die Türken oder lockte sie an den Ufern des Flusses Ismos in die Moräste. Das ungeheuere Heer seiner Feinde litt dadurch so sehr, daß Murad, um sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, seinem Gegner anbieten ließ, er wolle ihn gegen einen jährlichen Tribut von zehntausend oder auch nur von

fünftausend Dukaten zum Vasallen annehmen; das lehnte aber Skanderbeg trotzig ab. Murad war gezwungen, die Belagerung, von welcher die italiänischen und deutschen Jahrbücher ebenso reden, wie die Griechen von den Kriegszügen der Perser unter Darius und Xerxes, auch diesmal wieder ohne allen Erfolg aufzugeben und nach Adrianopel zurück zu kehren.

Der Sultan erhielt für den Verdruß, welchen die beiden ganz schimpflich gescheiterten Züge nach Albanien ihm machten, dadurch einigen Ersatz, daß er noch vor seinem Tode als Richter der griechischen Prinzen auftreten konnte, welche um den Besitz von Constantinopel stritten. Johann II. Paläologus war im Jahre 1449 gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und seine drei Brüder, Constantin IX., Demetrius und Thomas, machten einander die leere und lästige Ehre einer Kaiserwürde streitig, welche allen Glanz, alle Macht und sogar die Mittel, dem Regenten die ersten Bedürfnisse zu verschaffen, verloren hatte. Constantin war, was ein gelehrter Erklärer der griechischen Geschichte des Johann Dukas vergeblich zu bestreiten sucht, der ältere von den drei Brüdern; aber Demetrius, der schon früher Constantinopel mit türkischer Hülfe hatte erobern wollen (s. S. 99), behauptete, er allein sei im Purpur geboren (Porphyrogenetus) und folglich zur Nachfolge berechtigt, weil er zu der Zeit, als sein Vater schon Kaiser gewesen, auf die Welt gekommen sei, Constantin dagegen vorher. An einem Anhange fehlt es Leuten wie Demetrius niemals; er hatte jedoch nicht nur die verwittwete Kaiserin Mutter, den jüngeren Prinzen Thomas, die Geistlichkeit und den Senat, sondern auch die Soldaten und sogar das Volk gegen sich. Diese erklärten sich alle für Constantin; nichts desto weniger hielt man für klug, die Gnade des türkischen Sultans für Constantin anzuflehen, und des Letzteren Diplomat, der Geschichtschreiber Phranza, welcher sechsmal eine vergebliche Botschaft an die hohe Pforte gehabt hatte, erwirkte bei seiner siebenten Sendung eine günstige Entscheidung. Murad erklärte sich für Constantin, und erst als dies geschehen war, wurde Constantin als Kaiser aus dem Peloponnes nach Constantinopel gerufen (Februar 1450). Er war der letzte griechische Kaiser, und es ist bezeichnend, daß gerade er, der drei Jahre später durch den osmanischen Sultan vertrieben wurde, durch die Gunst der Osma-

nen die Regierung erlangte. Murad selbst wollte, nachdem er noch die Hochzeit seines Sohnes und Erben feierlich begangen hatte, sich aufs neue nach Magnesia zurückziehen, als ihn sechzehn Monate nach des Kaisers Johann Tode und einen Monat, nachdem er zum dritten Male der Regierung entsagt hatte, zu Adrianopel im neunundvierzigsten Jahr seines Alters der Schlag traf.

Murad's einundzwanzigjähriger Sohn und Nachfolger, Mohammed II., erfuhr den Tod seines Vaters zu Magnesia, wo er sich zufällig befand, im Februar 1451, und eilte sogleich nach Adrianopel, um die Regierung zu übernehmen. Hier erschienen vor ihm nicht blos die Gesandten von Chios, Lesbos, Akarnanien, Galata und Rhodus, sondern auch die des Kaisers Constantin und seiner beiden Brüder Thomas und Demetrius, denen jener bei seiner Erhebung zur Kaiserwürde seine Besitzungen im Peloponnes überlassen hatte. Mohammed benahm sich in Hinsicht der drei Paläologischen Prinzen sehr freundlich. Er verbarg sogar gleich nachher, als ihn Constantin heftig kränkte, seinen Unwillen, weil er damals durch die Empörung des Fürsten Ibrahimbeg von Karamanien zur Rückkehr nach Kleinasien genöthigt wurde. Es befand sich nämlich ein osmanischer Prinz, Urchan (wahrscheinlich ein Enkel Soliman's), in Constantinopel, für dessen Unterhalt Sultan Murad eine jährliche Summe von dreimalhunderttausend Aspern ausgesetzt hatte, welche der griechische Kaiser in den Gegenden am Strymon selbst erheben lassen durfte. Constantin wollte nun Ibrahimbeg's Aufstand, durch welchen der junge Sultan mit einem inneren Kriege bedroht ward, benutzen, um eine Erhöhung jener Summe zu ertrotzen. Er schickte daher Gesandte an Mohammed, und forderte nicht allein die Rückstände der dreimalhunderttausend Aspern, sondern er verlangte auch, daß künftig eine größere Summe für Urchan gezahlt werde. Die griechischen Gesandten begingen dabei noch die Unvorsichtigkeit, zu verstehen zu geben, daß ihr Kaiser, wenn seine Forderung nicht gewährt würde, Urchan als Kron-Prätendenten gegen Mohammed gebrauchen könne. Dieses Verfahren bereitete dem griechischen Kaiser und seinem Reiche den Untergang. Der junge Sultan, dessen Charakter von griechischen wie von türkischen Schriftstellern als der eines Tyrannen und Wütherichs geschildert wird, verbarg zuerst seinen Unwillen. Er

ertheilte freilich keinen Bescheid, ließ aber, so lange er in Klein-Asien verweilte, die Gesandten mit seinem Wesier Chalil Pascha unterhandeln, welcher große Summen von den Griechen zu beziehen pflegte, und ihnen deshalb befreundet war. Er hütete sich, irgend eine Feindseligkeit zu unternehmen oder eine Erklärung ausgeben zu lassen, bis er alle die Unruhen gedämpft hatte, welche im Orient von jedem Thronwechsel unzertrennlich sind. Es hatten nämlich nicht blos Ibrahimbeg und andere türkische Vasallen in Kleinasien versucht, das Joch abzuschütteln, sondern Mohammed fand auch in Prusa, wohin er sich nach der Unterwerfung derselben zunächst begab, die Janitscharen oder mit anderen Worten die Prätorianer der osmanischen Herrscher in vollem Aufstande. Überdies waren seine Beamten und sogar das Volk unzufrieden mit ihm, weil sie die Güte und Milde seines Vaters bei ihm vermißten. In Prusa wurde er durch den tobenden Lärm der ihm entgegen strömenden Janitscharen gezwungen, Geld unter sie austheilen zu lassen. Dies war das erste Mal, daß ein osmanischer Sultan beim Antritt seiner Regierung eine Geldaustheilung an die Janitscharen machen mußte. Das von ihm gegebene Beispiel wurde nachher Sitte und Nothwendigkeit bei jeder Thronbesteigung eines Sultans, das Geldgeschenk ward immer bedeutender, und führte dieselben Übel herbei, welche dem römischen Kaiserreiche verderblich geworden waren, nachdem dasselbe einmal von den Prätorianern hatte erkauft werden müssen.

Als Mohammed nach Europa kam, ließ er die Griechen sogleich seinen Zorn fühlen. Er befahl, aus den Gegenden am Strymon alle griechischen Einwohner zu vertreiben, und traf dann Anstalten zur Einschließung und Belagerung Constantinopel's. Er ließ schon im Winter 1451 Menschen und Materialien herbeischaffen; um im folgenden Frühjahr am europäischen Ufer des Bosporus ganz nahe bei Constantinopel, da, wo die Meerenge am schmalsten ist, eine Küstenburg zu errichten, vermittelst deren man den Bosporus beherrschen und Constantinopel von allem Zusammenhange mit dem schwarzen Meere abschneiden könne. Diese Burg, welche am 6. März 1452 begonnen wurde, führt jetzt den Namen des alten europäischen Schlosses, der Ort aber, wo sie gebaut ward, hieß Loemokopia und liegt hinter Galata. Als Bau-

materialien wurden die Trümmer einer alten Burg, Neocastrum genannt, und einer dem Erzengel Michael gewidmeten Kirche verwendet. Die dringenden Vorstellungen des unglücklichen Kaisers Constantin verschmähte der Sultan trotzig, und als nach drei Monaten die neue Burg vollendet war, begann er die Feindseligkeiten gegen Constantinopel. Die Ohnmacht der Griechen und ihres Kaisers die Stadt zu vertheidigen war so groß und ihre Vertheidigungsmittel so gering, daß wir über die ungeheueren Anstalten erstaunen, welche Mohammed zur Eroberung der hülflosen Stadt nöthig fand. Er schickte nämlich nicht nur den als Verwüster des Peloponnes bekannten Turachan (s. S. 77 u. 101) ab, damit er des Kaisers Brüder Thomas und Demetrius, welche dessen Besitzungen im eigentlichen Griechenland beherrschten, von einem Entsatze Constantinopels abhalte und dort Alles mit Feuer und Schwert verwüste, sondern es lauten auch die Berichte eines Dukas und anderer Griechen über das Belagerungsgeschütz Mohammed's so abenteuerlich, ja selbst so unglaublich und lächerlich, daß wir uns mit ihrer bloßen Anführung begnügen. Ein Stückgießer zu Constantinopel, Orban oder Urban, welcher von Geburt entweder ein Ungar oder ein Wlache war, wurde von den Türken durch große Geldsummen bestochen, und entrann aus Constantinopel, um den Feinden seines Glaubens seine Dienste zu verkaufen. Er goß, heißt es, zuerst eine kolossale Kanone für das neue Schloß und erprobte dieselbe am ersten venetianischen Schiff, welches ohne zu grüßen vorbeifuhr. Ein einziger Schuß und eine einzige Kugel, so lautet der weitere Bericht, reichten hin, um das ganze Schiff zu zerschmettern; die Mannschaft, dreißig Personen an Zahl, rettete sich ans Ufer und ward auf Mohammed's Befehl zusammen gehauen, der Kapitän gespießt. Orban goß nachher auf Befehl des Sultans eine zweite Kanone, welche alle Kanonen der Welt wenigstens im Knallen übertraf; denn da sie fünfzig Paar Ochsen zur Fortschaffung und siebenhundert Menschen zur Bedienung erforderte, so konnte sie unmöglich von wirklichem Nutzen bei der Belagerung sein. Die Kugel für diese Kanone soll noch um hundert Pfund schwerer gewesen sein, als diejenigen sind, welche aus den Kanonen der Dardanellen geschossen werden können und elfhundert Pfund wiegen. Wir wollen weder mit Voltaire über die Kanone

und ihre Kugel spotten, noch gleich dem Herrn von Hammer sie vertheidigen; nur das Einzige wollen wir bemerken, daß die Byzantiner leichtgläubig sind, und daß die Angaben über das Gewicht der Kugel zwischen drei bis vier und elf bis zwölf Centnern schwanken.

Das ganze Jahr 1452 hindurch beschäftigte sich der Sultan mit den Vorbereitungen zur Belagerung von Constantinopel. Der griechische Kaiser bot Alles auf, um die Lateiner zu Hülfeleistung zu bewegen. Auch rüsteten der Pabst, die Genuesen und die Venetianer allerdings eine Flotte, diese kam aber zu spät. Andererseits vereitelte, wie wir unten sehen werden, der blinde Fanatismus eines griechischen Pfaffen gerade in dem Augenblick, als im April 1453 die Osmanen vor der Stadt erschienen, alle Maßregeln, welche die weise Politik des Kaisers am Ende des vorhergehenden Jahres getroffen hatte. Die Zahl der Truppen, mit denen Mohammed im April 1453 die Stadt angriff, wird sehr übertrieben; denn wo waren die Armee-Listen? Man redet von drei, ja von viermalhunderttausend Mann. Wenn man übrigens von dieser Zahl auch den Troß orientalischer Heere abrechnet und außerdem noch zwei Drittel abzieht, so waren die Griechen doch unmöglich im Stande, den großen Umfang der Stadtmauern auf die Dauer zu vertheidigen, da sie, wie es heißt, nur neuntausend Griechen, Venetianer und Genuesen in den Kampf führen konnten. Diesmal hatte der Sultan auch eine Flotte von 350 oder gar 421 Schiffen jeder Art und Größe, welche aus allen türkischen Häfen zusammengepreßt war und von einem zum Islam übergetretenen bulgarischen Seemann befehligt wurde. Diese Flotte schadete den Belagerten anfangs wenig, weil der Eingang in den inneren Hafen oder in das sogenannte goldene Horn mit einer Kette gesperrt war und die Türken nicht, wie vordem die Venetianer (s. Th. VII. S. 162 f.), dergleichen Hafenketten zu sprengen verstanden; als jedoch Mohammed nachher seine Schiffe quer über die den Hafen auf der einen Seite begrenzende Landzunge bringen ließ, war die Stadt verloren. Das unbehülfliche Geschütz schreckte freilich die Stadt, weil die Riesenkanone siebenmal des Tages mit furchtbarem Knall gelöst ward; die Wirkung entsprach aber dem Lärm nicht. Dies läßt sich leichter erklären, als daß der Sturm, welchen die zahllose

Menge der Belagerer unter den Augen ihres Sultans an jedem Tage unternahm, jedes Mal abgeschlagen wurde.

Der Geschichtschreiber des Untergangs des oströmischen Reiches (Gibbon) hat aus den vielen Beschreibungen der Belagerung Constantinopel's, welche von Zeitgenossen überliefert worden sind, ein glänzendes rhetorisch-poetisches Gemälde geschaffen, das wir unseren Lesern empfehlen; wir selbst wollen dagegen nur einige Hauptpunkte prosaisch andeuten. Das Erste, was wir hervorheben müssen, ist die Ursache der Unthätigkeit der lateinischen Christen bei der ihren griechischen Brüdern drohenden Gefahr. Der Kaiser hatte Alles gethan, um die Lateiner zu gewinnen, der Fanatismus eines gelehrten Geistlichen vereitelte aber gerade im entscheidenden Augenblicke alle Bemühungen desselben. Constantin war mit seinem Bruder auf der Kirchenversammlung zu Florenz gewesen, er hatte dort wie dieser und wie die meisten griechischen Prälaten, von denen sie begleitet waren, sich für die Vereinigung der beiden Kirchen ausgesprochen, und war nachher mit dem Pabste stets in Verbindung geblieben. Die Mönche, die Gelehrten, das Volk wollten jedoch von der Union nichts wissen, und es ward weder in der Liturgie noch in der Glaubensformel etwas geändert. Dies wußte der Pabst Nikolaus V., er wollte also die Noth der Griechen benutzen, um die scheinbare Vereinigung der Kirchen in eine wahrhaftige zu verwandeln. Als im Jahre 1452, kurz vor dem Anfange der Belagerung Constantin eine Gesandtschaft an den Pabst schickte, um vermittelst desselben die lateinische Ritterschaft zu einem Kreuzzuge nach Constantinopel zu bewegen, forderte Nikolaus zuerst Bürgschaft dafür, daß es den Griechen mit der Union ernst sei. Schon Eugen IV., der Vorgänger von Nikolaus, hatte in die Aufrichtigkeit der von Johann Paläologus und seinen Hofgeistlichen in Florenz verabredeten, von Constantin und seinen Prälaten gebilligten Einigung beider Kirchen kein Vertrauen gesetzt; in der That waren die griechischen Prälaten schon in Florenz nicht einig gewesen, und bei der Rückfahrt hatte sich zwischen den Prälaten des Kaisers und den Gegnern der Einigung ein wüthender Streit entsponnnen. Später nahm sich des Kaisers Bruder Demetrius der Feinde der Einigung an. Nikolaus wollte daher erst ganz im Klaren sein, ehe er den Griechen zu Hülfe käme. Er verlangte,

daß Constantin einen Kardinal als Legaten des Pabstes in Constantinopel aufnehme, welcher alle Spuren der Verschiedenheit beider Kirchen vollends tilgen sollte. Dies konnte der Kaiser unter den obwaltenden Umständen nicht ablehnen. Er bedurfte zugleich der lateinischen Hülfe und der Einigkeit unter den Bewohnern von Constantinopel; die Sendung des Legaten veranlaßte aber zu derselben Zeit, als die Türken täglich von außen stürmten, eine Spaltung in der Stadt und eine Beleidigung der Lateiner, welche den Kaiser zur Verzweiflung brachte.

Im November 1452 erschien nämlich in Constantinopel der von Nikolaus zu seinem Legaten ernannte Erzbischof von Kiew, Kardinal Isidorus, welcher in Florenz die Vereinigung der griechischen Kirche, der er selbst angehörte, mit der lateinischen sehr eifrig betrieben und dieselbe auch in seinem eigenen Sprengel glücklich zu Stande gebracht hatte. Isidor hatte mit dem Kaiser, mit den vornehmsten Geistlichen und mit demjenigen Theile der Großen, welcher einen richtigen Begriff von der Gefahr des Augenblickes hatte, mehrere theologische Conferenzen gehabt, und Alle schienen ihm völlig überzeugt, daß die Seligkeit nur im Schoße der päbstlichen Kirche zu finden sei. Dies sollte feierlich verkündet werden. Der Kaiser veranstaltete daher zu diesem Zwecke ein glänzendes Kirchenfest. Am 12. December 1452 zog der Kaiser an der Spitze der höheren Geistlichkeit, der Beamten und Vornehmen, welche wie er sich die lateinischen Ceremonien gefallen lassen und mit dem Pabste glauben wollten, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn, nicht vom Vater allein ausgehe, in die Sophienkirche, wo zur Feier der Kirchenvereinigung eine große Messe gehalten wurde. Die Gegner der Einigung hielten darauf ein Gegenfest, bei welchem der in der Geschichte der damals in Italien wiedererweckten alten Künste und Wissenschaften unter dem Namen Gennadius berühmte Georg Scholarius eine Hauptrolle spielte. Gennadius hatte in Florenz anfangs sehr eifrig für die römische Lehre und für die Vereinigung der beiden Kirchen gestritten, später aber war er zur anderen Partei übergetreten und, wie alle die, welche in dem Falle sind, an einem Tage das Gegentheil von dem beweisen zu müssen, was sie am anderen behauptet hatten, ein fanatischer Verfechter der griechischen Kirche geworden. Er hatte

sich zu der Zeit, als das erwähnte Fest gefeiert wurde, bereits den weltlichen Geschäften entzogen, und lebte im Kloster des allmächtigen Gottes (Pankrator) als Mönch; dorthin strömte die fanatische Menge von Männern, Weibern und Kindern, welche gegen den Kaiser tobte, weil derselbe aus Furcht vor den Türken die Seligkeit ihrer Seelen an die Lateiner verkauft und deshalb sogar ein Fest in der Sophienkirche gefeiert habe. Als der wüthende Pöbel vor dem Kloster erschien und von Gennadius einen Rath verlangte, hielt sich der Mönch klüglich so lange verschlossen, bis sich die tobende Menge zerstreut hatte; dann öffnete er die Thür so weit, daß er den Arm herausstrecken und auswendig ein Pergamentblatt anheften konnte. Dieses Blatt enthielt bittere Klagen und Vorwürfe über und gegen seine Mitbürger griechischer Religion. Die Bewohner von Constantinopel, hieß es darin, setzten in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß mehr Vertrauen auf den Beistand der Lateiner, als auf den allmächtigen Arm des Herrn, und verließen die Überlieferungen ihrer Väter, um dem Hirngespinst einer von Gott verworfenen Lehre zu folgen. Diese Worte regten das Volk so sehr auf, daß es sich in der ganzen Stadt lärmend und tobend verbreitete und von keiner lateinischen Hülfe hören wollte. Alle schrieen: „Wozu bedürfen wir der Lateiner und ihrer Religion? Fern von uns sei der Gottesdienst der Azymiten (d. h. derjenigen, welche beim Abendmahl ungesäuertes Brod reichen).“ Die Gährung ward immer ärger und erreichte ihren höchsten Grad gerade zu der Zeit, als die Türken (im April 1453) die Stadt von der Landseite aus zu beschießen und Tag für Tag zu bestürmen begannen. Jeder Grieche, der nach dem Beispiel seines tapferen und edeln Kaisers die lateinischen Ceremonien übte und nach lateinischer Weise des Herrn Abendmahl beging, damit die Lateiner das letzte Bollwerk des christlichen Glaubens und der alten Civilisation im Osten vertheidigen hälfen, wurde als Abtrünniger verfolgt. Die Sophien-Kirche war seit der Unionsfeier mit Bann und Interdict belegt, es ward kein Gottesdienst in ihr gehalten, und die vornehmsten weltlichen und geistlichen Herren eiferten gegen den Kaiser und gegen alle Patrioten, welche lieber zugeben wollten, daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, als daß alle ihre

Landsleute Sklaven der Türken würden. Gennadius predigte und schrieb unaufhörlich gegen die Freunde der Kirchenvereinigung, und einer der ersten weltlichen Herren des Reiches, Lukas Notaras, sagte nach der Versicherung des Geschichtschreibers Dukas, deren Wahrheit wir jedoch bezweifeln, ganz laut, er wolle lieber den Turban des Sultans, als die Helme der Lateiner in der Stadt sehen.

Dieser Lukas Notaras, welcher den Titel Großherzog führte, war vermöge seines Ranges Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Lande, der Genuese Johann Giustiniani leistete aber bei der Vertheidigung der Stadt so wesentliche Dienste, daß der Kaiser ihm das Commando übertrug. Das ward in der Stunde der Gefahr höchst verderblich. Der Großherzog versagte im entscheidenden Augenblick dem lateinischen Befehlshaber einige Geschütze, welche unentbehrlich waren, und Giustiniani zog den Degen gegen ihn und beschuldigte ihn des Verrathes, so daß es dem Kaiser Mühe kostete, Beide durch seine Dazwischenkunft auszusöhnen. Übrigens wird Giustiniani als der Held gepriesen, welcher vom März bis Ende Mai am meisten zur Vertheidigung der Stadt beitrug; gleichwohl verließ er beim letzten Sturm, als er gefährlich verwundet wurde, plötzlich den ihm anvertrauten Platz, floh schimpflich aus der Stadt, und erleichterte dadurch den Türken das Eindringen in dieselbe. Der Kardinal Isidorus that übrigens mehr für den trefflichen Kaiser und sein Reich, als Lukas Notaras und alle orthodoxen Mönche. Der Kaiser hatte nämlich, weil alles Technische von Klostergeistlichen besorgt ward, vor langer Zeit zwei Mönchen eine bedeutende Geldsumme anvertraut, um die Mauern ausbessern zu lassen, diese hatten aber das Geld vergraben und sich um die Mauern nicht weiter bekümmert; Isidorus schaffte neue Summen herbei und ließ denjenigen Theil der Festungswerke, den man den Thurm des Anemas nannte, wiederherstellen. Dort kämpfte er auch bei der Erstürmung der Stadt an der Spitze der ihm anvertrauten Schaaren aufs tapferste. Wie tief die Griechen unter ihrem Kaiser standen, welcher Tag und Nacht thätig war und nachher kämpfend fiel, geht daraus hervor, daß von hunderttausend Griechen in Constantinopel nur sechstausend Theil am letzten Kampfe nahmen, und daß unter den Anführern, welche die zwölf Haupt-

posten vertheidigten, nur zwei Griechen waren. Unter den Griechen werden uns neben Notaras und dem Kaiser nur noch Demetrius Kantakuzenus, Nikephorus und Theophilus, die Paläologen, sowie Theodorus Karystius genannt; dagegen glänzten unter den drei bis viertausend Italiänern, Spaniern, Franzosen und Deutschen, welche zur Vertheidigung der Stadt herbeigeeilt waren, neben Isidorus und Giustiniani Contarino Contarini, Gabriel Trevisano, Giovanni Loredano und Battista Gritti. Der venetianische Bailo, d. h. der General-Consul und Oberherr der in Galata wohnenden Venetianer, versah an der Spitze von siebenhundert Mann die Polizei in der Stadt, während die übrige Militärmacht die Mauern vertheidigte.

Wenn man auch geneigt ist, mit Dukas den tapferen Johann Giustiniani von den Beschuldigungen freizusprechen, welche des Kaisers Freund und Diplomat, der Geschichtschreiber Phranza, auf ihn gehäuft hat, so kann man doch nicht läugnen, daß die Genuesen in Galata sich sehr zweideutig benahmen. Dies scheint uns aus mehreren Umständen hervorzugehen, besonders daraus, daß sie, um das Schicksal ihres Handels besorgt, mit kaufmännischer Politik oft bei Tage den Griechen, bei Nacht den Türken Hülfe leisteten; vorzüglich ist aber ihr Betragen bei einer Unternehmung Mohammed's verdächtig, welche am meisten zur Einnahme der Stadt beitrug. Der innere Hafen von Constantinopel oder das sogenannte goldene Horn war nämlich, wie bereits bemerkt worden ist, zwischen der Akropolis oder dem jetzigen Serail und der Stadt Galata durch eine Kette gesperrt, welche die Türken nicht zu sprengen verstanden, obgleich sie 1204 von den Kreuzfahrern gesprengt worden war; Mohammed kam daher auf den Gedanken, seine Schiffe auf Rollen zu setzen und so über Land in den Hafen zu bringen. Dies konnte nur da geschehen, wo das goldene Horn, welches Constantinopel von Galata trennt, seine Spitze hat. Der Weg, auf welchem die Schiffe fortgeschafft werden mußten, ging also rund um Galata herum und nahe am nördlichen Ende dieser Stadt vorbei in den Hafen; wie war es möglich, daß die Genuesen in Galata den Transport, den Lärm, die nöthigen Zurüstungen nicht hätten wahrnehmen sollen? Warum thaten die Griechen nichts, als gegenüber der Kirche und dem Kloster des heiligen Kosmas die

Schiffe ins Wasser gelassen wurden? Wie konnten alle Schiffe in einer Nacht anderthalb Stunden Wegs weit über Land geschafft werden? Diese und viele andere Fragen lassen sich nicht beantworten. Übrigens lauten die Berichte über den Transport der Schiffe ebenso abenteuerlich, als die in Betreff des Geschützwesens und anderer Dinge überlieferten Angaben, welche durchaus ungereimt und dennoch der Hauptsache nach wahr sind.

Die Landseite von Constantinopel wie von Galata war mit einer doppelten Mauer und zwei Gräben eingefaßt, am Hafen aber, von woher auch die Kreuzfahrer die Stadt erstürmt hatten, war der Zugang leichter; Mohammed ließ daher sogleich von Galata nach Constantinopel herüber Schiff an Schiff legen, um einen allgemeinen Sturm von der See- und Landseite her zu unternehmen. Sieben Wochen lang (seit Anfang April 1453) war die Belagerung ohne Erfolg und mit großem Verlust an Menschen betrieben worden. Endlich vereinigte Mohammed die unzähligen Barbaren, die er zusammengebracht hatte, zu einem letzten Sturm, nachdem er am 24. Mai den Kaiser noch einmal vergebens zur Capitulation aufgefordert hatte. Am 28. Mai war das ganze türkische Heer bei Sonnenuntergang gerüstet und vorbereitet, am 29. vor Tagesanbruch begann der Sturm. Der Sultan hatte den Seinigen die eroberte Stadt sammt den Bewohnern und aller ihrer Habe im Voraus preisgegeben, nur die Gebäude hatte er sich selbst vorbehalten und jede Zerstörung durch Feuer verboten. Der Kampf war furchtbar; wir haben aber schon bemerkt, daß von hunderttausend Griechen nur sechstausend die Stadt vertheidigen halfen, nnd daß zehn von den zwölf Posten auf den Mauern fremden Führern anvertraut waren. Es stand nämlich am Thore des heiligen Romanus der Kaiser selbst, neben ihm aber Giustiniani mit dreihundert auserlesenen Genuesen und Don Francesco von Toledo. Das Thor, welches jetzt das von Adrianopel benannt wird, vertheidigten Genuesen unter den Brüdern Paulus und Antonius Troilus Bochiardi. An dem Thore, welches jetzt Egrikapu genannt wird, commandirte Theodorus aus Karystos eine Compagnie Armbrustschützen und ein deutscher Feldzeugmeister die Artillerie. An diesen Posten reihten sich die Slaven, Servier und Bulgaren, an deren Spitze der Kardinal Isidorus kämpfte.

Weiterhin stritt eine auserwählte Schaar Italiäner, geführt von dem venetianischen Bailo Hieronymus Mainotto und von den Brüdern Hieronymus und Leonardo de Langosko. Die Hafenseite vertheidigte mit sehr zweifelhafter Treue der Großherzog und Großadmiral Lukas Notaras. Der Venetianer Gabriel Trevisano mit vierhundert seiner Landsleute stand bei der Akropolis, der Venetianer Contarino am goldenen Thor, der Genuese Moritz Cataneo am Thor von Selymbria, und der spanische Consul Pedro Giuliani kämpfte an der Spitze wackerer Catalonier auf derselben Seite der Stadt.

Der Sturm hatte zwei Stunden lang gedauert, als Giustiniani verwundet ward und sich durch keine Vorstellungen und Bitten des Kaisers auf seinem Posten zurückhalten ließ, sondern nach Galata entfloh und die unter seiner Führung stehenden Schaaren mit sich fortriß. Die Türken drangen hierauf in die Stadt ein, und waren bald Herren derselben. Die Häuser wurden geplündert, viele tausende Einwohner jedes Alters und Geschlechtes zu Sklaven gemacht, aber nur wenige Tausende getödtet. Unter den Letzteren befand sich auch der Kaiser, welcher unerkannt im Getümmel erschlagen wurde. Giustiniani starb in Galata an seinen Wunden, Lukas Notaras und der Kardinal Isidorus geriethen in Gefangenschaft. Der Erstere hatte mit dem osmanischen Prinzen Urchan, auch nachdem die Stadt bereits genommen war, einen Thurm vertheidigt und erst dann sich ergeben, als Urchan gefallen war. Er suchte nachher den Sultan durch Überlieferung seiner unermeßlichen Schätze zu gewinnen, dieser soll ihm aber sehr verächtlich begegnet sein, während er sich dagegen im Laufe der Belagerung mehrere Male einen General wie Giustiniani gewünscht habe. Notaras ward eine Zeit lang verschont, nachher aber nebst seinen Söhnen auf Mohammed's Befehl enthauptet. Der Kardinal Isidorus wurde in der Gefangenschaft nicht erkannt, weil er sich seines rothen Hutes und der Kardinals-Tracht glücklich entledigt hatte; man verkaufte ihn als Sklaven, er fand aber bald Gelegenheit, sich auszulösen und nach Rom zurückzugelangen. Die genuesische Vorstadt Galata wurde von den Türken verschont, die Genuesen trieben dort ihren Handel nach wie vor, und genossen, wie die Venetianer, mancher Privilegien; man beschuldigte sie daher, daß ihre Ritter zwar

als Krieger tapfer gefochten hätten, daß aber ihre Diplomaten mit den Türken im Einverständnisse gewesen seien.

Die Eroberung von Constantinopel, die Verlegung der Residenz des Sultans in die Akropolis oder Burg von Constantinopel, die Umwandlung der von Justinian erbauten Hauptkirche der St. Sophia oder göttlichen Weisheit in die Haupt-Moschee des neuen mohammedanischen Kaiserthums verbreitete einen allgemeinen Schrecken in ganz Europa; denn aus Constantinopel wurden die Christen vertrieben, um einer türkischen Bevölkerung Platz zu machen, und man mußte voraussehen, daß nach und nach alle vom Raube lebenden Horden Asiens nach Europa würden gezogen werden. Ungarn und Deutschland waren zunächst bedroht; die Donau-Länder und die Besitzungen der Christen im eigentlichen Griechenland, ja sogar die Inseln des Archipelagus konnten sich auf die Dauer unmöglich der Herrschaft der türkischen Kaiser erwehren, die damals eine Flotte erhielten und ihre griechischen Sklaven zu allen den Künsten und Verrichtungen gebrauchten, welche geistige Bildung und industrielle Übung erfordern. Ein despotisch regiertes Militärreich mit einem stehenden Heere von einigen hunderttausend Mann ward also zu einer Zeit, wo kein europäischer Fürst eine souveraine Macht oder ein stehendes Heer hatte, plötzlich diesseit des Bosporus dauerhaft eingerichtet, und kam durch die Besitznahme der Hauptstadt des oströmischen Reiches zu den christlichen Völkern in ein ganz anderes Verhältniß, als das frühere gewesen war.

Die Civilisation und Literatur der fränkischen, celtischen und slavischen Staaten Europa's gewannen übrigens durch die Auswanderung griechischer Gelehrten aller Fächer und durch das Auftreten gebildeter Männer aus den ersten griechischen Familien in italiänischen Städten und an fremden Lehranstalten so viel, daß man die Eroberung von Constantinopel ebenso wie die Entdeckung von Amerika als Anfangspunkt des neueren Staatslebens und der neueren Literatur zu bezeichnen pflegt. Die Einnahme von Constantinopel fiel gerade in die Zeit, als die seit einem Jahrhundert erwachte Bewunderung und Nachahmung des klassischen Alterthums durch die Bemühungen Petrarcha's, des Kaisers Karl IV. und vieler anderer Männer, deren wir später gedenken werden, einen solchen Grad erreicht hatte, daß Geistliche und Weltliche, Fürsten

und Städte den höchsten Ruhm darin suchten, Sammlungen von Handschriften griechischer Schriftsteller oder gelehrte Erklärer der griechischen Schriften an sich zu ziehen. Die Büchersammlungen des Abendlandes, besonders italiänische und französische, haben in dieser Zeit die Überbleibsel der von den Türken vernichteten öffentlichen und Privat-Bibliotheken der Griechen theuer an sich gekauft und so der Nachwelt erhalten. Übrigens bewiesen die Türken den griechischen Geistlichen und Gelehrten sehr viele Duldung. Lukas Notaras ward freilich mit seiner ganzen Familie vernichtet, dagegen aber Georg Scholarius oder Gennadius zum Patriarchen gemacht, was allerdings auf ihn und seine fanatisch kirchliche Partei einen Schatten wirft. Der Sultan fand rathsam, sich die Bestätigung des griechischen Patriarchen sogleich vorzubehalten, und dies gab nachher den türkischen Ministern manchen Vorwand zu Erpressungen.

Der Kreuzzug, welchen die abendländischen Christen zur Rettung Constantinopel's beabsichtigt hatten, kam nicht zu Stande, die zu diesem Zweck ausgerüstete Flotte lief zu spät aus und ward vernichtet; nur Skanderbeg in Albanien trotzte der kolossalen Macht Mohammed's. Im Jahre 1454 ließ ihm der Sultan gegen einen mäßigen jährlichen Tribut den Frieden anbieten, Skanderbeg ging aber auf nichts ein, befestigte Kroja besser als vorher und schlug zweimal hinter einander ein türkisches Heer, das die Stadt belagern sollte. In den nächsten Jahren erlaubten andere Fehden dem Sultan nicht, seine ganze Macht gegen Albanien zu richten. Dies geschah erst im Jahre 1465. Mohammed zog damals mit einem Heere, welches, wahrscheinlich sehr übertrieben, zu zweimal hunderttausend Mann angegeben wird, nach Albanien, und eroberte Sfetigrad und Albanisch-Belgrad. Die Türken vertheilten sich hierauf im Lande, nahmen ihre Winterquartiere an verschiedenen Plätzen und schlossen Kroja enge ein, während der Sultan nach Philippopolis ging, Skanderbeg aber nach Rom reiste, um beim Pabst Paul II. Hülfe zu suchen. Paul war zu geizig, als daß er seine Schätze zur Werbung von Kriegsvölkern hätte verwenden mögen, Skanderbeg kehrte daher unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Er vertheidigte Kroja, welches 1466 aufs neue von den Türken heftig angegriffen wurde, bis an seinen Tod (14. Januar 1467). Als der Held Albaniens gestorben war, konnte

auch die von ihm so viele Jahre hindurch vertheidigte Stadt sich nicht lange mehr halten. Skanderbeg hatte vor seinem Tode sein Land und seinen Sohn Johann dem Schutze der Venetianer empfohlen, welche 1464 den Türken den Krieg erklärt und Lemnos erobert hatten, weil Mohammed nicht allein den Beherrscher der Insel Lesbos, Catalusio, vertrieben, sondern auch Argos besetzt hatte und im Begriff war, den ganzen Peloponnes zu erobern. Skanderbeg hatte übrigens während der vierundzwanzig Jahre seiner Regierung sowohl dem furchtbaren Murad II. als dem Eroberer von Constantinopel getrotzt, er hatte in zweiundzwanzig Schlachten gestritten, und war nur einmal verwundet worden. Er ward ebensosehr von den Türken bewundert, als von den Christen, welche ihm gern verziehen, daß er mehr auf türkische als auf christliche Weise lebte und die Ceremonien der Kirche besser beobachtete, als die christlichen Moralgesetze. Die Janitscharen machten einen Heiligen aus ihm; das bewiesen sie, als vier Jahre nach seinem Tode seine Leiche aus Alessio, wo dieselbe beigesetzt war, nach Skutari gebracht werden sollte. Sie suchten nicht blos ehrbietig seine Hand zu berühren, um dadurch ihren Arm zu stählen, sondern sie verschafften sich später auch Stückchen von seinen Gebeinen, um sie als Talismane zu tragen.

Der tapfere Führer der Ungarn allein war dem türkischen Eroberer überlegen, und erfocht noch in seinem letzten Lebensjahre (1456) den glänzendsten Sieg über das ganze türkische Heer, den er je errungen hat. Die Servier dagegen wurden besiegt, ihre Hauptfestung Novigrad erobert, die beiden ältesten Söhne ihres Königs Georg nach Constantinopel geschickt, der dritte als tributpflichtiger Vasall der Türken eingesetzt, nach seinem Tode (1459) aber das Land in eine unmittelbare Provinz des türkischen Reiches verwandelt. Die Genuesen verloren nicht blos Galata, sondern auch Amastris in Kleinasien, welches nach der Eroberung von Constantinopel die Hauptniederlage ihres Handels geworden war. Die Paläologen Demetrius und Thomas hatte Mohammed aus Politik im Besitze des Peloponnes gelassen, er schickte ihnen sogar bei einem Aufstande der dortigen Arnauten Hülfe, und übernahm bei ihren gegenseitigen Fehden zweimal die Vermittelung; als aber Demetrius seinen Bruder des diesem gehörenden Antheils am Lande

beraubte, bemächtigte sich der Sultan der Halbinsel. Thomas entfloh nach Rom, Demetrius ward (1460) vom Sultan abgesetzt. Auch die Wallachei und beide Bosnien wurden den Türken tributpflichtig. Die Venetianer bekriegte Mohammed mehrere Jahre lang mit wechselndem Glück; von diesem Kriege kann aber erst später die Rede sein, wenn der Bemühungen gedacht wird, welche der Pabst anwendete, um die Christenheit des Abendlandes zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen.

Auch in Asien erweiterte Mohammed sein Gebiet, indem er die noch unabhängigen Fürstenthümer dem türkischen Reiche einverleibte. Sinope ward besetzt und David Komnenus, der sich Kaiser von Trapezunt nannte, zuerst durch Tausch um sein Kaiserthum gebracht und gleich darauf mit seinen Angehörigen grausam gemordet (1462). Die Familie der Komnenen, welche früher in Constantinopel geherrscht hatte, erlosch auf diese Weise; im achtzehnten Jahrhundert hat aber ein französischer Officier und im neunzehnten die berüchtigte Herzogin von Abrantes nachzuweisen gesucht, daß sie Sprößlinge dieses Hauses seien.

II. Deutsche und italiänische Geschichten.

1. Einleitung.

In Deutschland stritten am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zwei Kaiser um die weltliche Herrschaft, in Italien zuerst zwei, dann sogar drei Päbste um den Stuhl Petri (siehe das Ende des achten Bandes). Das Concilium zu Pisa hatte in der Erwartung, daß die Päbste Gregor XII. und Bonifacius IX. abdanken würden, einen dritten Pabst, Alexander V., gewählt. Dem neuen Pabste war dabei freilich die Bedingung gestellt worden, daß er mit Hülfe des Conciliums der Kirchenspaltung ein Ende mache; dies konnte aber nur dann geschehen, wenn auch er erforderlichen Falles gleich den beiden anderen Päbsten seine Würde wieder niederlegte, und dazu hatte er vorerst noch keine Lust. Alexander vertagte daher das Concilium, versprach aber in drei Jahren ein neues zu berufen und von diesem die Beendigung des Zwistes betreiben zu lassen; einstweilen ging er nach Rom und ernannte Kardinäle, welche dann, als er schon 1410 starb, den Kardinal Balthasar Cossa (s. Th. VIII. S. 577) oder, wie er als Pabst hieß, Johann XXIII. zu seinem Nachfolger erwählten. Während Alexander V. und Johann XXIII. von Rom aus Deutschland brandschatzten, machte Benedict XIII (IX.) sein Ansehen in Spanien und England geltend. Dieser Pabst, der sich zuerst in Perpignan und dann in Aragonien aufhielt, entbehrte und duldete lieber Alles, als daß er seinem Rechte an das Pabstthum entsagte.

Der dritte Pabst, Gregor XII., war anfangs auf venetianischem Gebiete, dann bei Ladislaus im Neapolitanischen aufgenommen worden; als er sich auch dort nicht mehr sicher sah, behauptete er sein Recht unter dem Schutze des Herrn von Rimini. Der im Jahre 1410 erfolgte Tod des Gegenkaisers Ruprecht von der Pfalz schien um so mehr eine Gelegenheit zur Beilegung des Kirchenstreites zu bieten, als einerseits drei von den sieben Kurfürsten, nämlich Böhmen, Sachsen und Brandenburg, Ruprecht und dessen Pabst nie anerkannt hatten, und andererseits Kaiser Wenzel, welcher in Böhmen genug zu thun hatte, erbötig war, die Kaiserwürde einem rüstigeren Fürsten zu überlassen, der sich der Kirchensache annehmen könne. Wenzel hatte längst erklärt, daß er, wenn man einen Prinzen seines Hauses wähle, mit Beibehaltung des Kaisertitels die Kaiserwürde gern niederlegen werde.

2. Deutschland unter Siegmund bis zur Berufung des Conciliums von Constanz.

Als Ruprecht im Mai 1410 gestorben war und der Kurfürst von Mainz ohne Rücksicht auf Wenzel eine im September zu haltende Wahlversammlung nach Frankfurt ausschrieb, waren zwei Prinzen aus Karl's IV. Familie berechtigt, sich auf Wenzel's Versprechen zu berufen und um das Kaiserthum zu bewerben, Karl's IV. Brudersohn, der Markgraf Jodokus oder Jobst von Mähren, und Wenzel's Bruder, Siegmund. Da der Letztere ebenso, wie die Kurfürsten von Pfalz und Trier, dem Pabst Gregor XII. anhing, so mußten Mainz und Köln sich nothwendig für Jodokus erklären, welcher wie sie zu dem Pisaner Concilium und dessen Pabst Johann XXIII. hielt. Die Kurstimme von Brandenburg nahmen beide Prätendenten für sich in Anspruch, weil Siegmund zwar der eigentliche Besitzer der Mark Brandenburg war, dieselbe aber an den Markgrafen von Mähren verpfändet hatte. Übrigens sollte Wenzel den Kaisertitel behalten und neben ihm nur, wie schon oft geschehen war, ein römischer König, der zugleich sein Nachfolger wäre, gewählt werden. Er selbst ward jedoch wieder schwankend, und erklärte, gerade als der Kurfürst Friedrich von Köln in Rense eine Vorberathung veranstaltet hatte, daß es einer neuen Königswahl nicht bedürfe. Er fand freilich kein Gehör, weil die Mehr-

zahl der Fürsten, d. h. sowohl diejenigen, welche nachher Jodokus, als diejenigen, welche Siegmund wählten, von Wenzel nichts wissen wollten. Außer dieser weltlichen Rücksicht hatten die zwei geistlichen Kurfürsten bei der bevorstehenden Wahl auch noch ein geistliches Interesse, weil Werner von Trier für Gregor, die Erzbischöfe von Mainz und Köln dagegen wie Wenzel für den Pisanischen Pabst waren. Übrigens hatten die beiden Letzteren den Herzog von Berg, den Herzog Stephan von Baiern, den Markgrafen von Meißen und den Landgrafen von Thüringen für ihre auf Jodokus gerichteten Absichten gewonnen; für die Sache des alten Werner von Trier dagegen, der sich selbst leidend verhielt, arbeiteten mit großer Anstrengung der Sohn des Kaisers Ruprecht, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, und dessen Freund, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern. Der Letztere erwarb sich durch seine Thätigkeit bei der Wahlangelegenheit so viele Verdienste, und mußte für den verschuldeten Siegmund so viel Geld aufwenden, daß er dafür später die Mark Brandenburg zuerst als Unterpfand und dann als Eigenthum erhielt und auf diese Weise der Gründer einer neuen kurfürstlichen Linie in Brandenburg wurde. Er selbst reiste zu Siegmund, der sich als König von Ungarn in Ofen aufhielt, um ihn zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, unter welchen Pfalz und Trier ihm ihre Stimme geben wollten. Beide Kurfürsten drangen besonders darauf, daß Siegmund als römischer König die Kircheneinheit wieder herstellen und zu diesem Zwecke nöthigenfalls auch den Pabst Gregor XII. aufgeben wolle, dem er sich ebenso wie sie vorerst angeschlossen hatte. Siegmund versprach dies dem Burggrafen Friedrich, und bekräftigte seine Zusage am 5. August durch ein an die beiden Kurfürsten gerichtetes Schreiben.

Am 1. September kamen die rheinischen Kurfürsten nach Frankfurt. Ludwig von der Pfalz wollte mit dreihundert Reisigen in die Stadt einziehen, da aber die goldene Bulle jedem Kurfürsten nur zweihundert mitzubringen gestattete, so wurde seinem Begehren nicht willfahrt; dagegen verstärkte Burggraf Friedrich für den Fall, daß es zum Kampf käme, die Pfalz-Trier'sche Partei durch zweihundert Reisige, welche er mitbrachte. Er wollte als Bevollmächtigter des Kurfürsten von Brandenburg einziehen; da aber der von

den rheinischen Kurfürsten begünstigte Jodokus dem Letzteren die brandenburgische Kurstimme streitig machte, so gab die Stadt auch dies nicht zu. Friedrich wurde blos als Gesandter des ungarischen Königs, seine Reisige aber nicht als die einem Kurfürsten gebührende Umgebung, sondern nur im Allgemeinen als seine Begleitung und Bedeckung zugelassen. Nichtsdestoweniger erschien Friedrich als Bevollmächtigter Siegsmund's, welcher schon früher als Kurfürst von Brandenburg gegolten hatte, am 20. September 1410 vor dem Dom der Stadt, um mit den Kurfürsten von der Pfalz und von Trier eine Kaiserwahl zu halten. Da der Erzbischof von Mainz die Kirche nicht öffnen ließ, so nahmen die drei Herren das Wahlgeschäft auf dem hinter dem Chor des Doms befindlichen Friedhofe vor, und ernannten Siegmund zum Kaiser. Mainz und Köln protestirten dagegen, und bereiteten eine Gegenwahl vor. Sie zogen Wenzel in ihr Interesse, damit er die böhmische Kurstimme für Jodokus abgebe, erkannten diesen als Kurfürsten von Brandenburg an, und behaupteten, daß Rudolf von Sachsen, der Bruder und Vorgänger Albert's III., des letzten Kurfürsten der Anhaltinischen Linie, zu Gunsten des Markgrafen Jodokus eine Vollmacht eingeschickt habe. Dann wählten sie am 1. Oktober innerhalb des Domes Jodokus zum römischen König. Sie hatten dabei den Vortheil für sich, daß dieser von fünf Kurfürsten an der gesetzlichen Stelle gewählt worden war.

Weder Jodokus noch Siegmund zeigten sich sehr eifrig, von der ihnen übertragenen Würde Besitz zu nehmen; der Letztere wartete sogar ganze drei Monate, bis er in einem Schreiben die Annahme der Wahl erklärte (11. Januar 1411). Seine Angelegenheiten in Deutschland wurden unterdessen durch seine Wähler unter den Kurfürsten, sowie durch den Burggrafen Johann und durch Eberhard von Würtemberg besorgt. Zu einem Kriege kam es jedoch nicht, obgleich Jodokus ein Heer gerüstet hatte; denn dieser starb schon im Januar 1411. Er endete so plötzlich, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb und nach dem barbarischen Kriminal-Verfahren jener Zeit einen Unschuldigen dafür büßen ließ. Es ward nämlich ein Mann, den man in Verdacht hatte, so lange gefoltert, bis er aussagte, was man von ihm hören wollte, dann ließ man ihn nach dem Urtheilsspruche böhmischer Burg-

grafen und Stände-Mitglieder in Böhmisch-Brod viertheilen. Nach Jodokus Tod knüpfte der Burggraf Friedrich, welcher sogleich zu Siegmund nach Ofen gereist war, mit Wenzel und mit dem Haupte der Gegenpartei, dem Erzbischof von Mainz, Unterhandlungen an. Es gelang ihm zuerst, den alten Kaiser zu gewinnen. Am 9. Juli kam eine Versöhnung zwischen Wenzel und Siegmund zu Stande; der Letztere gab seinen Pabst auf, und versprach, seinem Bruder die Würde eines römischen Kaisers vom Pabste zu verschaffen, wogegen Wenzel einwilligte, daß Siegmund zum König erwählt werde. Durch Wenzel erlangte der Letztere hierauf die Kurstimme von Sachsen, und durch den Burggrafen Friedrich ward er auch mit Köln und Mainz fertig. Dagegen machten seine seitherigen Anhänger, die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, Schwierigkeiten, weil sie an seiner ersten Wahl, die er selbst als ungültig ansehen lassen wollte, mit Hartnäckigkeit festhielten. Sie protestirten sogar noch, als die Kurfürsten am 17. Juli im Dom von Frankfurt zu einer neuen Wahl zusammen gekommen waren, gegen diese, und die Versammlung ging, zum großen Ärgerniß des Volkes, unverrichteter Sache auseinander. Erst am 24. willigten sie nach langem Sträuben ein, und Siegmund wurde endlich zum zweiten Male als römischer König ausgerufen. Es dauerte nachher noch mehrere Jahre, ehe der neue König, welcher stets ohne Geld und stets auf Reisen war, nach Deutschland kam, obgleich er schon im August von seiner Wahl Nachricht erhalten und das Versprechen gegeben hatte, sich im Herbst zu Aachen krönen zu lassen. Man muß sich daher doppelt wundern, daß er die Krone unter den lästigen Bedingungen annahm, welche der Burggraf Friedrich dem Erzbischof Johann von Mainz zugestanden hatte. Es wurden nämlich diesem Kurfürsten alle seine gesetzlichen oder ungesetzlichen Rechte, namentlich in Betreff der Münze, des Geleits und der Zölle, sowie die Privilegien oder vielmehr die Usurpationen seiner Geistlichkeit bestätigt. Ferner gelobte Siegmund, sich wegen seiner Bestätigung nur an Pabst Johann XXIII. zu wenden, das Mainzer Erzstift ganz besonders zu schützen, die weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs zu erhalten und keine neuen Zölle zu dessen Nachtheil zu errichten. Er verpflichtete sich außerdem, ohne Einwilligung des Erzbischofs keinen Vicar zu ernennen, und gewährte endlich noch

den im Vertrag namentlich angeführten Freunden desselben die nämliche Bestätigung ihrer zum Nachtheil der Reichsbürger erlangten Privilegien, welche ihm selbst zugestanden worden waren.

Bei den Unterhandlungen für Siegmund hatte der Burggraf Friedrich so bedeutende Auslagen gemacht, daß jener, wie schon gesagt, ihm dafür sechs Monate nach Jodokus Tode die Mark Brandenburg verpfändete. Dies war für die unglücklichen Bewohner von Brandenburg ein Glück; denn seit dem Aussterben ihrer alten Kurlinie und seit der Besitznahme des Landes durch Kaiser Karl IV. war dort ein Zustand gleich dem des heutigen Kurdistan eingetreten. Die Ritter und Herren in Brandenburg waren Räuber und Tyrannen, befehdeten die Bürger der Städte, und zwangen die Bauern, sich ihrer sogenannten Patrimonialherrschaft zu unterwerfen. Sie waren sehr froh, als sie durch den Tod ihres seitherigen Markgrafen Jodokus wieder den König Siegmund zum Landesherrn erhielten, weil dieser in Ungarn genug zu thun hatte und sich um die Mark nicht bekümmern konnte. Sie huldigten ihm feierlich und ließen ihn durch Gesandte bitten, nach Berlin zu kommen, in der sicheren Erwartung, daß dies nicht geschehen werde. Siegmund ernannte Kaspar Gans, Edlen von Puttlitz, zum Statthalter von Brandenburg; dieser hatte aber kein Ansehen. Niemand verlor also, als Siegmund 1411 dem Lande in der Person des Burggrafen Friedrich einen neuen Fürsten gab. Durch eine am 8. Juli dieses Jahres ausgestellte Urkunde erhielt der Burggraf die Mark Brandenburg mit allen Rechten und Einkünften, wie sie Siegmund gehabt hatte, als rechter Obrist, gemeiner Verweser und Hauptmann auf so lange, bis ihm oder seinen Erben die hunderttausend Gulden, die er an Siegmund zu fordern hatte, zurückgezahlt wären. Dies ward am 15. December durch Wenzel bestätigt. Siegmund hatte sich bei der Einsetzung Friedrich's nichts als die Kurwürde vorbehalten, diese trat er aber 1417 ebenfalls ab.

Die Ungarn, deren Beherrscher Siegmund durch seine erste Gemahlin geworden war, fanden sich geehrt, daß ihr König zum römischen Kaiser bestimmt sei, und machten am 1. Oktober auf einem Reichstage das Gesetz, daß, wenn er keine männlichen Erben hinterlasse, ihm seine Tochter Elisabeth auf dem ungarischen Throne nachfolgen solle. Diese Begünstigung benutzte Siegmund, um die

den Ungarn benachbarten Fürsten von Östreich auf eine etwa sonderbare Weise an sein Haus zu knüpfen. Die Besitzungen der Habsburger waren damals unter drei Prinzen vertheilt. Tyrol und die helvetischen und schwäbischen Güter besaß Friedrich, welchem später der Beinamen „mit der leeren Tasche" gegeben ward; in Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien, Triest und Portenau herrschte dessen Bruder Ernst der Eiserne; Östreich endlich gehörte dem minderjährigen Sohne eines anderen Bruders, Albrecht IV. Der Letztere mußte sich die Vormundschaft seiner beiden Oheime gefallen lassen, welche seine Schätze plünderten und theilten und sein Land drückten, bis endlich Siegmund zwischen ihnen und den Landständen vermittelte, worauf dieser mit ihnen auch eine Erbverbrüderung in Beziehung auf Böhmen abschloß. Ernst und Friedrich geriethen jedoch gleich nachher aufs neue mit den östreichischen Landständen in Streit. Die beiden Oheime des jungen Herzogs wollten nämlich die Vormundschaft behalten, bis derselbe sechszehn Jahre alt sei; die Ritterschaft erhob aber die Waffen gegen Beide, weil sie fürchtete, die Vormünder möchten bis dahin Land und Leute ganz zu Grunde richten. Das Land ward verwüstet und Wien litt unsäglich, so daß man nach der Angabe gleichzeitiger Geschichtschreiber den Schaden auf sechsmalhunderttausend Dukaten anschlug. Am 14. September 1411 gelang es endlich dem Könige von Ungarn, den man aufs neue gerufen hatte, den Zwist beizulegen. Bei dieser Gelegenheit ward der junge Albrecht von Siegmund, welcher damals schon römischer König war, nicht nur für volljährig erklärt, sondern auch mit seiner erst zwei Jahre alten Tochter Elisabeth verlobt. Übrigens waren die beiden älteren Herzöge, besonders der eiserne fehde- und raubsüchtige Ernst mit dem schiedsrichterlichen Spruche Siegmund's schlecht zufrieden. Eben denselben Ausgang hatte ein anderer Vermittelungsversuch desselben. König Ladislaus von Polen nahm ihn nämlich in seinem Kriege mit dem deutschen Orden in Preußen ebenfalls zum Schiedsrichter an und kam zu diesem Zwecke selbst nach Ofen. Siegmund schlichtete den Zwist, aber Ladislaus und der deutsche Orden mit seinem Heermeister waren einer wie der andere mit seiner Entscheidung unzufrieden.

Es war dem neuen Könige der Deutschen auch im Jahre 1412 unmöglich, nach Deutschland zu kommen, obgleich er damals wie

derholt versprochen hatte, daß er sich in Aachen krönen lassen wolle. Er hatte weder Geld zur Reise, noch sah er irgend eine Möglichkeit, sich seiner vielen Feinde daheim zu erwehren. Der deutsche Orden und die Polen waren mit ihm unzufrieden, die Türken bedrohten ihn von der Donau und Sau her, er mußte mit den Bosniern und Dalmaten Krieg führen, und auch die Venetianer, welche Ernst der Eiserne in seine Sache gezogen hatte, bekriegten den König von Ungarn in den Jahren 1412 und 1413. Zugleich ward Siegmund von schwerem Hauskreuz gedrückt. Er hatte nämlich nach dem Tode der Maria, deren Hand ihm das Königreich Ungarn verschafft hatte, die böse Barbara von Cilley geheirathet, welche nicht blos ihm selbst das Leben recht sauer machte, sondern auch nach seinem Tode Ungarn verwirrte und die Deutschen von der einen Seite in das Land führte, während dasselbe von der anderen her durch die Türken verheert wurde. Die Ereignisse des zweijährigen Krieges mit Venedig sind für die allgemeine Geschichte blos in der einen Rücksicht von Bedeutung, daß Siegmund durch dieselben abgehalten ward, sich in Deutschland auch nur sehen zu lassen. Er trieb sich bald hie bald da an den südlichen Grenzen seines Reiches umher. Auch als er endlich einen Waffenstillstand auf fünf Jahre mit den Venetianern geschlossen hatte (April 1413), suchte er neue Abenteuer in Tyrol, in der Schweiz und in Oberitalien, statt daran zu denken, wie er die deutschen oder auch nur die ungarischen Angelegenheiten ordnen könne. Bei seinem ritterlichen Treiben in den genannten Ländern wetteiferte er ebenso, wie bei Festen und Mahlzeiten, durch Verschwendung mit dem östreichischen Friedrich, dessen Beinamen „der Herzog mit der leeren Tasche" auch für Siegmund sehr passend gewesen wäre. Beide erlaubten sich ritterliche Rohheiten, wie sie noch heutiges Tages von der jungen Noblesse auf Universitäten und von der englischen Aristokratie als Adelsvorrecht geübt werden, und jeder suchte dann die Schuld auf den Anderen zu schieben. Bloßer Zufall war es, daß Siegmund, als er sich 1413 bald an diesem bald an jenem Orte Tyrol's, Graubünden's, der Schweiz und der lombardischen Grenze umhertrieb, den deutschen Erzbischöfen beweisen konnte, daß es ihm mit dem Versprechen, die Einheit der Kirchenregierung herzustellen, wirklich ernst sei. Der Pabst Johann XXIII. hatte nämlich zwar

den König Ladislaus von Neapel, welcher Gregor's XII. Anhänger gewesen war, im Juli 1412 dahin gebracht, daß derselbe ihn als Pabst anerkannte; schon nach zehn Monaten aber (Mai 1413) suchte Ladislaus den Kirchenstaat seinem Reiche einzuverleiben. Er schickte zu diesem Zwecke Truppen gegen Ancona und besetzte Rom, so daß Johann XXIII. mit seinen Kardinälen in aller Eile nach Siena fliehen mußte. Diese Flucht fiel in die Zeit, als Siegmund in die Lombardei gekommen war, um die Rechte des Reiches, welche Wenzel an das Haus Visconti verkauft hatte (s. Th. VIII. S. 551 f.), gegen den Herzog Philipp Maria Visconti wieder geltend zu machen und sich dadurch den deutschen Fürsten zu empfehlen, ehe er in ihrer Mitte erscheine. Er fand bald, daß er es mit Philipp Maria nicht aufnehmen dürfe, und kam denn auf den Einfall, die Verlegenheit des vertriebenen Pabstes zu benutzen, um das versprochene Concilium zu Stande zu bringen. Er begab sich nach Lodi, welches damals Johann von Vignate als seinen Herrn anerkannte, um mit drei vom Pabst gesendeten Kardinälen über den Ort, an welchem das Concilium gehalten werden sollte, zu unterhandeln. Die päbstlichen Gesandten, unter welchen sich einer der berühmtesten Gelehrten jener Zeit, der besonders durch seinen ganz altrömischen Styl ausgezeichnete Leonardus Aretinus oder Leonardo von Arezzo, befand, waren ihrem Pabste selbst wenig gewogen, und setzten ihm so lange zu, bis er die ihnen ertheilte Instruction, nach welcher sie darauf bestehen sollten, daß das Concilium in einer italiänischen Stadt gehalten werde, zerriß und es ihnen überließ, hierüber ein Übereinkommen mit Siegmund zu treffen. Man vereinigte sich für Constanz, und der Pabst, wiewohl er höchst unzufrieden mit dieser Bestimmung war, ratifizirte das, was seine Legaten ausgemacht hatten; er begab sich sogar (Ende November 1413) zu Siegmund nach Lodi, um die nöthigen Vorbereitungen zum Concilium mit ihm zu verabreden. Nachdem dies geschehen war, reisten der Pabst und der Kaiser zusammen nach Piacenza und Cremona, und erließen, ehe sie sich trennten, die nöthigen Edicte und Bullen, durch welche ein allgemeines Concilium auf den 1. November 1414 nach Constanz berufen ward. Hierauf begab sich der Pabst nach Bologna, der Kaiser aber nach Como, wo er mit dem Herzog Philipp Maria eine Zusammenkunft hatte.

3. Die hussitischen Streitigkeiten in Böhmen und das Constanzer Concilium bis zum Tode des Hieronymus.

Als Johann XXIII. mit dem deutschen Könige einig ward, ein Concilium zu berufen, hoffte er durchzusetzen, daß dieses in Constanz zu haltende Concilium nur als Fortsetzung des Pisanischen betrachtet werden und folglich er selbst als der ächte Pabst gelten würde. So dachten aber weder Siegmund noch die Prälaten, am wenigsten ein Gerson und ein Peter von Ailly (s. Th. VIII. S. 559.), welche zwar die Erhaltung der alten Lehre, aber auch eine Reform der Kirchen-Disciplin schon lange mit Nachdruck gefordert hatten. Sie hielten an dem alten Satze fest, daß das Concilium über dem Pabste stehe, sie wollten alle drei Päbste zur Abdankung nöthigen, und forderten daher auch Gregor XII. und Benedict XIII. auf, nach Constanz zu kommen. Diese beiden Päbste wollten sich freilich anfangs aus einem sehr begreiflichen Grunde auf nichts einlassen; denn die Sache war mit ihrem Gegner Johann ausgemacht worden, dessen Sitten und Wandel nichts weniger als exemplarisch waren und deshalb nicht blos alle frommen Seelen, sondern sogar den König Siegmund ärgerten. In dieser Hinsicht erzählt uns Leonardus Aretinus von der Zusammenkunft Johann's und Siegmund's in Lodi Folgendes. Der Pabst, der sich ebenso wie der König im Glanz und Prunk gefiel, saß einst auf einem prächtigen Throne, mit allen Insignien seiner Pabstwürde umkleidet, Siegmund stand ganz demüthig im Anzuge eines Diakonus, was er nach einem bekannten Vorrecht der deutschen Kaiser war (s. Th. VIII. S. 318 f.), neben Johann, gab demselben aber nichtsdestoweniger ganz laut eine derbe Lection. Er sagte dem Pabste, der schon als Kardinal ein Muster der Entartung der Geistlichkeit gewesen war, er beschwöre ihn ernstlich, seinem ärgerlichen Lebenswandel zu entsagen. Diese derbe Ermahnung klingt in der deutschen Sprache des guten Eberhard von Windeck (s. Th. XIII. S. 216.), welcher gegenwärtig war, und dessen Styl selbst für jene Zeit sehr hart und rauh ist, bei weitem besser, als in dem klassischen Latein des Leonardus Aretinus.

Siegmund zeigte übrigens ebensowenig Eifer, in Deutschland als römischer König zu erscheinen, als die deutschen Fürsten sich

nachher bei seiner Ankunft am Rhein bemühten, ihn auf gebührende Weise zu empfangen. Beide hatten denselben Grund für ihr Benehmen. Dem Könige fehlte es an Geld, um in Deutschland mit Glanz auftreten zu können, und die deutschen Fürsten wußten, daß bei ihm nichts zu holen sei. Ende Februar 1414 verließ Siegmund, der sich damals schon anderthalb Jahre lang, wie wenn zu Hause gar nichts für ihn zu thun wäre, auf gut Glück in der Welt umhergetrieben hatte, die Stadt Piacenza, besuchte Genua, Saluzzo, Piemont und Savoyen, und reiste, vom Markgrafen Theobald von Montferrat begleitet, mit achthundert Pferden über Freiburg nach Bern, wo er in den ersten Tagen des Juli ankam. Hier verbat er sich den Gebrauch des städtischen Silbergeschirrs, und trank statt dessen aus Gläsern, weil, wie er sagte, in seinem Gefolge gar viele Czechen (Böhmen) wären, die das Stehlen nicht lassen könnten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bern begab sich Siegmund nach Basel, um von da den Rhein hinab nach Aachen zur Krönung zu reisen. Nie war dem Reiche ein kräftiger Regent nöthiger gewesen, als bei Siegmund's Ankunft in Deutschland. Die Bischöfe allein hatten noch ein einigermaßen ausgedehntes Gebiet, wiewohl auch über dieses eigentlich nicht der jedesmalige Bischof herrschte, sondern der Adel, der denselben aus seiner Mitte erwählte; alle weltlichen Fürstenthümer dagegen waren so zertheilt, daß nicht wenige Glieder der Ritterschaft größere Macht besaßen, als die Fürsten. In Brandenburg regierte eine noch ganz neue Linie, und der Stifter derselben hatte Jahre lang mit den Raubrittern der Altmark und der Priegnitzer Mark zu kämpfen; auch herrschte er ja bis 1417 scheinbar nur als Stellvertreter. Östreich war unter drei Herren getheilt. Baiern hatte in seinen beiden Hälften (Ober- und Niederbaiern) nicht etwa je einen, sondern mehrere Herzöge. Sogar in der Pfalz, wo doch erst im Jahre 1395 die Untheilbarkeit des Landes durch ein Gesetz ausgesprochen worden war, beherrschte der Kurfürst Ludwig das Erbe seines Vaters, des Kaisers Ruprecht, nicht für sich allein, sondern jeder seiner Brüder besaß ein eigenes Gebiet.

Als Siegmund nach Deutschland kam, war er nicht nur mit seinem Bruder Wenzel wieder ganz zerfallen, sondern auch die meisten Fürsten zeigten sich ihm feindlich. Wenzel hatte, ohne auf

die Aussöhnung mit ihm Rücksicht zu nehmen, fortwährend den Kaiser gespielt, oder mit anderen Worten, er hatte fortgefahren, allerlei Bescheide, Urtheilssprüche Privilegien und dergleichen mehr ausfertigen zu lassen; er nannte Siegmund zuletzt nicht einmal mehr einen römischen König. Von den Fürsten hatten sich zwar der Burggraf Friedrich und die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz mit Wenzel nicht eingelassen, wohl aber Rudolph von Sachsen, die Herzöge von Brabant und Lothringen, der eiserne Ernst von Kärnthen und Krain und Stephan von Baiern. Auch der Kurfürst Johann von Mainz war, obgleich er sich mit Wenzel tödtlich entzweit hatte, ein heftiger Gegener Siegmund's. Je weiter der Letztere, überall, wo man ihn gastlich aufnahm, in Saus und Braus verweilend, den Rhein herabkam, desto unzufriedener war er mit den Deutschen und diese mit ihm, weil er Geld brauchte und ihnen daher die Bestätigung alter sowie die Ertheilung neuer Privilegien und Siegelbriefe aller Art so theuer als möglich verkaufen ließ, sie aber mit ihm accordirten und endlich gar zu wenig mehr geben wollten. Bei seiner Aufunft in Mainz war Kurfürst Johann so unartig, sich nicht einzufinden. In Koblenz, wo Siegmund am 12. August ankam, wartete er vier Wochen lang vergebens auf das Eintreffen anderer Fürsten, als derjenigen, welche schon vorher bei ihm gewesen waren. Hier ging ihm daher die Geduld endlich aus. Er setzte seine Reise nach Aachen nicht weiter fort, sondern kehrte um, und war, wie es schien, entschlossen, ungekrönt nach Ungarn zurückzugehen. Er eilte jedoch auf dieser Reise nicht, sondern ließ es sich in allen den Städten, in welchen man ihn freundlich aufnahm und nach altem Reichsbrauche für ihn und sein Gefolge sorgte, im lustigen Leben wohl sein. Erst am 23. September kam er nach Nürnberg. Hier fanden sich alle fränkischen Fürsten und Herren nebst vielen anderen weltlichen und geistlichen Ständen bei ihm ein, und sein getreuer Freund, der Burggraf Friedrich, machte die Letzteren darauf aufmerksam, daß, wenn sie Siegmund abreisen ließen, auch das Concilium nicht werde gehalten werden, welches doch allein der Verwirrung in ihren geistlichen und weltlichen Angelegenheiten abhelfen konnte. Sie ließen sich daher bewegen, bei Siegmund's Krönung zu erscheinen, und nachdem auch Johann von Mainz

sich endlich mit dem König ausgesöhnt hatte, reiste dieser an den Rhein zurück. Unterwegs wurden überall die Juden arg gebrandschatzt und die Städte belästigt. Nach und nach fand sich eine ansehnliche Zahl deutscher Fürsten bei Siegmund ein, um der Krönung beizuwohnen. Auch Johann von Mainz erschien diesmal in Koblenz bei ihm; doch begleitete ihn derselbe nicht nach Aachen, wo endlich am 8. November 1414 Siegmund sich und seine Gemahlin, die böse Barbara, krönen ließ. Diese Handlung ward von dem neu eingesetzten, noch nicht einmal zum Bischof geweihten Kurfürsten Dietrich von Köln vollzogen; es waren dabei sieben Bischöfe anwesend, sowie alle größeren Reichsfürsten mit Ausnahme der baierischen Herzöge, des böhmischen Königs und Kurfürsten Wenzel und des Erzbischofs Johann von Mainz.

Mit dem Concilium ward es jetzt wirklich ernst, da sogar Pabst Johann XXIII. den deutschen König durch dringende Briefe aufforderte, schnell von Aachen nach Constanz zu kommen. Zu derselben Zeit, als Siegmund sich in Aachen krönen ließ, wurde die Kirchenversammlung eröffnet. Sie begann ihre Thätigkeit mit den Verhandlungen über die von Johann Huß in Böhmen gestiftete christliche Gemeinde. Der neueste Geschichtschreiber von Böhmen, Palacky, hat den Ursprung der hussitischen Streitigkeiten, deren schon früher (Th. VIII. S. 580 f.) erwähnt worden ist, mit Recht auf den Widerwillen der regulirten Mönchsorden und der Weltgeistlichen gegen die Bettelorden, welche sich des Unterrichts und der Wissenschaften bemächtigt hatten, zurückgeführt. Diese Bettelmönche oder die Dominikaner und Franziskaner waren seit 1218 dasjenige geworden, was in unseren Zeiten die Jesuiten waren, nämlich Stützen und unbedingte Vertheidiger der Päbste und derjenigen kirchlichen Lehre, welche alle Usurpationen der römischen Bischöfe in Schutz nahm; je ärger daher die Misbräuche der römischen Kirche wurden, je mehr die Päbste alle Rücksicht auf die öffentliche Meinung hintansetzten, desto heftiger entbrannte der Streit mit den Bettelorden, und desto zahlreicher wurden die Bekämpfer ihres kirchlichen Systems. Unter den Männern, welche schon vor Huß in Böhmen gegen die Bettelmönche und die von ihnen vorgetragene Kirchenlehre eiferten, hat Konrad Waldhauser oder, wie er auch genannt wird, Konrad von Steckna den größten

Ruhm erlangt. Es ist jedoch ein Irrthum, wenn man ihn einen Vorläufer von Huß nennt; denn er war kein Böhme, sondern ein Östreicher, und predigte nur den Deutschen in Prag, in deren Sprache er seine Bußpredigten hielt. In den Jahren 1360—1370 mußte er des ungeheueren Zudrangs wegen häufig auf offenem Markte predigen. Er eiferte gegen das Mönchthum, gegen die Mönche und gegen die Art von Christenthum, welche sie lehrten; dabei war er im eigentlichen Sinne des Wortes ein Bußprediger. Was Konrad Waldhauser für die Deutschen in Prag leistete, das leistete zu derselben Zeit der Czeche Milic von Kremsier für die eigentlichen Böhmen in ihrer Muttersprache. Milic's Predigten enthielten schon jene Beimischung von Mysticismus, von prophetischer und apokalyptischer Dunkelheit, welche im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in den Predigten und Schriften der wildesten hussitischen Schwärmer gefunden wird. Er ward vielfach verfolgt, fand aber nicht blos bei Karl IV. Schutz, sondern auch sogar bei den Kardinälen, als er nach Avignon gegangen war, um sich gegen die ihm in einer päbstlichen Bulle gemachte Beschuldigung von zwölf Ketzereien zu rechtfertigen. Bekannter, als Milic, ist der eigentliche Vorläufer von Johann Huß, Mathias von Janow, des Ritters Wenzel von Janow Sohn, welcher wissenschaftliche Bildung mit nationaler Beredsamkeit und mit dem Eifer für eine vom Pfaffenthum und Mönchswesen gereinigte christliche Lehre verband. Er hatte auf der neuen, von Karl IV. gestifteten Universität studirt und Milic's Unterricht bis zu dessen Tode genossen. Nachher hatte er sich noch sechs Jahre zu Paris aufgehalten. Hierauf ward er im Oktober 1381 Domherr und Beichtvater an der Prager Domkirche, starb aber schon um 1394. Dieser Mann, dessen Hauptschrift über den wahren und den verfälschten Sinn des alten und neuen Testaments in Böhmen sehr selten geworden ist, wirkte, ohne auf der Kanzel zu eifern, ebenso durch wissenschaftliche Lehre und durch Bücher, wie Milic durch populären Vortrag gewirkt hatte. In seinem Hauptwerk, welches nie vollständig gedruckt worden ist, soll er nach der Versicherung Palacky's, der dasselbe gesehen hat, die Gebrechen des kirchlichen Zustandes seiner Zeit mit Scharfsinn und Kühnheit enthüllt haben, ohne jedoch den Traditionen der Kirche und ihrer

Hierarchie alles Ansehn nehmen zu wollen. Er hatte dabei überspannte Begriffe von dem Nutzen eines häufigen Genusses des Abendmahls, und rieth wie Milic den Laien, dasselbe täglich zu genießen. Wegen dieser Lehre ward er von der Geistlichkeit verfolgt, welche die Laien nur höchstens einmal in jedem Monat zum Abendmahl zulassen wollte. Doch durfte er jene Lehre verbreiten; dagegen mußte er das, was er gegen den Dienst der Heiligen und gegen das Gebet um ihre Fürbitte gelehrt hatte, öffentlich widerrufen. Es verflossen zwanzig Jahr, ehe man in Prag die Frucht von Milic's Predigten und von Janow's Schriften erntete, obgleich uns eine Anzahl Männer genannt wird, die sich nach dem Beispiele Beider gegen die Misbräuche der Kirche erhoben.

Die Universität Prag, deren juristische Facultät sich von den übrigen ganz abgetrennt hatte und gewissermaßen eine eigene Universität bildete, wetteiferte damals mit Paris, Köln und Heidelberg; denn die Zahl der auf ihr Lehrenden und Studirenden war gegen den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis ins Unglaubliche gestiegen. Diese Zahl wird so groß angegeben, daß wir sie nur aus dem Grunde berichten, weil sie uns so überliefert wird, nicht aber weil wir die Angabe für ganz zuverlässig halten. Es waren, sagen die gleichzeitigen Schriftsteller bei Petzel und bei Palacky, um das Jahr 1408 dreißigtausend Studirende und zweihundert Doctoren Mitglieder der Prager Universität. Diese Lehranstalt bildete eine Art Republik, deren Bürger nach ihrer Herkunft in vier Körperschaften, die böhmische, die baierische, die sächsische und die polnische, abgesondert waren. Übrigens geht aus den in böhmischer Sprache geschriebenen Schriften jener Zeit, welche zum Theil, wie die des Thomas von Stirny, ganz in Vergessenheit gerathen waren, von böhmischen Gelehrten unserer Tage aber wieder ans Licht gezogen wurden, deutlich hervor, daß auch für die czechische oder böhmische Volkssprache und Volksbildung schon vor dem Hussiten-Kriege fast besser gesorgt war, als in Deutschland für die deutsche.

Auf der Prager Universität durfte Jeder, der einen Grad hatte, frei lehren; jüngeren Docenten war nicht blos gestattet, die Hefte der bekannten Lehrer von Prag, Paris und Oxford vorzutragen, sondern einer gewissen Klasse derselben, den Baccalauren, war

dies sogar vorgeschrieben. Wenn man hierzu dasjenige nimmt, was wir oben von Milic und Janow gesagt haben, so wird man leicht begreifen, daß des englischen Reformators Wicliffe Schriften am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ebenso zu Prag, wie in England, Aufsehen erregten. Unter den böhmischen Gelehrten, welche sich schon im vierzehnten Jahrhundert mit dem Inhalte jener Schriften beschäftigten, nennt man außer Thomas von Stirny noch Niklas von Leitomysl und Stanislaus von Znaym. Zwei andere mit Huß befreundete Männer dagegen, Christian von Prachatic, welcher später nur durch sein Ansehen als Astronom aus den Händen der in Constanz versammelten Hierarchen gerettet ward, und Stephan von Palec, beschäftigten sich nicht, wie Huß und Hieronymus, ganz ausdrücklich mit Wicliffe's Schriften und Lehren. Sie waren älter als Huß und Hieronymus, erlebten aber zum Theil noch, daß die Schüler dieser beiden Gelehrten grausam verfolgt wurden. Johann Huß selbst trat bereits im Jahre 1398 als öffentlicher Lehrer an der Universität Prag auf, und schon im folgenden Jahre vertheidigte er in einer öffentlichen Disputation Lehren, die er aus Wicliffe's Schriften herleitete. Er ward nichts desto weniger schon im Jahre 1401 als Decan der philosophischen Facultät zum Pfarrer und Prediger an der Bethlehem-Kirche (s. Th. VIII. S. 541) ernannt und 1402 als solcher bestätigt. Im folgenden Jahre (1403) war er Rector der Universität. Von Jugend auf war Huß mit dem etwas jüngeren Hieronymus von Prag bekannt, den man wegen einer misverstandenen Stelle des Aeneas Sylvius oft mit Nikolaus Faulfisch, einer ganz verschiedenen Person, verwechselt hat. Hieronymus hatte große Reisen gemacht, während dagegen Huß bis zuletzt sein Heimathland nie verließ. Er war als Student nach Oxford gegangen, und hatte von dort mehrere in Böhmen bisher unbekannte Schriften Wicliffe's mit nach Prag gebracht, wo er 1398 die Erlaubniß zu lesen erhielt. Nachher begab er sich des Studirens wegen noch nach Köln, Heidelberg und Paris, und später reiste er sogar in den Orient; denn er war schon um 1403 in Jerusalem. Da Hieronymus dem niederen böhmischen Adel angehörte, so erschien er auch an verschiedenen Höfen und unter der Ritterschaft; der neueste Geschichtschreiber von Böhmen, Palacky, hat aber nachgewiesen,

daß er schon auf jenen Reisen durch seine Vorliebe für Wicliffe überall Anstoß gab. Auch Huß hatte schon 1403 wegen der Lehre Wicliffe's einen öffentlichen Streit. Als nämlich einige Prager Domherren in einer öffentlichen Disputation fünfundvierzig Sätze als ketzerisch angriffen, welche, wie sie behaupteten, aus Wicliffe's Schriften gezogen seien, nahmen Huß und sein Lehrer Stanislaus von Znaym sich des englischen Reformators an. Huß vertheidigte die Sätze selbst nicht, sondern behauptete nur, daß sie in Wicliffe's Schriften nicht enthalten wären; Stanislaus von Znaym dagegen machte die Sätze selbst zum Gegenstand seiner Vertheidigung. Die Mehrzahl der Doctoren (Magister) ließ sich durch Stanislaus nicht überzeugen, sondern erklärte vielmehr, daß jeder Lehrer der Universität die Verpflichtung übernehmen solle, keinen der fünfundvierzig Artikel öffentlich oder insgeheim zu lehren. Nach dieser Zeit finden wir bei vielen Gelegenheiten Huß nicht blos als gelehrten Lehrer an der Universität, sondern auch als den ausgezeichnetsten Seelsorger und Prediger erwähnt. Dies fällt in die Zeit, als Wenzel nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft (s. Th. VIII. S. 579) mit grausamer Justiz die Sicherheit, Ordnung und Zucht in Böhmen wieder herstellte (1404—1407). An Gregor XII., welcher Wenzel's Nebenbuhler Ruprecht als Kaiser anerkannte, rächte sich der böhmische König dadurch, daß er die reformatorischen Lehrer in Prag schützte. Diese waren sehr zahlreich; denn trotz des Verbots der Wicliffe'schen Schriften und Lehren mußte schon wenige Jahre nach der erwähnten Disputation eine Untersuchung gegen die Vertheidiger der Abendmahlslehre Wicliffe's angestellt werden. Unter den Reformatoren stand Huß obenan, und Palacky, der ihn nach seinen böhmisch geschriebenen Schriften schildert, behauptet, es könne aus vielen Stellen dieser noch ungedruckten Schriften in welchen Huß sich weit mehr in seiner Eigenthümlichkeit ausspreche, als in seinen lateinischen Werken, dargethan werden, daß er das Märtyrerthum schon frühzeitig für sich in Anspruch genommen habe. Er war in der Stadt beliebt, die stille und fromme Königin Sophia nahm ihn zu ihrem Beichtvater, und auch der rohe Wenzel, wenn er zuweilen nüchtern war, duldete ihn bei sich. Selbst mit dem Erzbischof, Zbyneck von Hasenberg, war Huß befreundet, und dieser geistliche Fürst zeigte sich, obgleich

er eigentlich weit mehr zum Anführer raubender Ritter, als zum geistlichen Oberhirten von Prag taugte, unter Hußens Leitung in Hinsicht auf vorgebliche Wunder am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts viel verständiger, als der Bischof Arnoldi von Trier im neunzehnten. Huß bewies ihm nämlich, daß der Unfug des Pilgerns zu dem in der brandenburgischen Stadt Wilsnack befindlichen wunderthätigen Blut Christi für die reine und ächte katholische Lehre höchst nachtheilig sei. Der Erzbischof ließ die Sache durch eine Commission untersuchen, und verbot nachher allen Angehörigen seines Sprengels, an diesen Wallfahrten Theil zu nehmen. Jedoch währte die Freundschaft des reformatorischen Predigers und des geistlichen Fürsten der alten Kirche, deren Misbräuche jener angriff, nur bis zum Ende des Jahres 1407. Als nämlich im nächsten Jahre Wenzel ganz mit Gregor XII. brach und sich zu Gunsten des Conciliums von Pisa erklärte, warfen Gregor und seine Anhänger die Schuld der Verbreitung der reformatorischen Lehren Wicliffe's auf den König, und nun thaten dieser und sein Erzbischof alles, was sie konnten, um den Verdacht der Begünstigung der Ketzer von sich zu entfernen, und verfolgten seitdem die frommen Prediger, welche gegen kirchliche Misbräuche eiferten. Übrigens finden wir bei der ersten Inquisition gegen Huß diejenigen Theologen der Universität, welche der baierischen Nation angehörten, vor allen Anderen geschäftig, Wicliffe's Lehren zu verdammen. Um dieselbe Zeit gerieth Huß mit dem Erzbischof auch darüber in Streit, daß er sich zwischen den beiden Päbsten neutral halten wollte. Der Erzbischof untersagte ihm endlich das Predigen, konnte jedoch sein Verbot nicht durchsetzen.

Der Vorwurf der Ketzerei, welcher den Böhmen gemacht wurde, war damals den Baiern und Sachsen auf der Prager Universität sehr willkommen, weil sie mit jenen längst über andere Dinge im Streit lagen. Es hatte nämlich jede der vier Körperschaften oder Nationen, in welche die Universität zerfiel, eine Stimme, von diesen vier Stimmen gehörten aber nicht nur die baierische und sächsische, sondern auch die polnische den Deutschen an, weil seit der Stiftung der Universität Krakau die eigentlichen Polen nicht mehr in Prag studirten, und daher die dortige polnische Nation größtentheils aus Pommern, Preußen und deutschen Schlesiern bestand.

Die Böhmen waren also bei allen Wahlen leicht überstimmt und folglich von den Ämtern und dem Einfluß auf der Universität fast ganz ausgeschlossen. Dies veranlaßte sehr heftige Beschwerden derselben. Auch der nicht zur Universität gehörende böhmische Adel nahm sich der Sache seiner Landsleute an. Diese ward außerdem durch Gesandte des Königs von Frankreich und der Universität Paris, die sich damals in Prag befanden, unterstützt. Die Letzteren riethen dem König Wenzel, die Einrichtungen in Prag dem Muster der Pariser und der italiänischen Universitäten, welches sein Vater Karl IV. in anderen Stücken befolgt hatte, auch in diesem Punkte näher zu bringen. Wenzel gab wirklich im Januar 1409 den Befehl, daß es künftig in Prag ebenso, wie in Paris und auf den italiänischen Universitäten, gehalten werden solle, daß nämlich bei allen Abstimmungen die Böhmen drei, die anderen Nationen aber zusammen nur eine Stimme haben sollten. Die Deutschen suchten sich hierauf zwar im Besitze der Stellen und des Wahlrechtes zu behaupten, sie wurden aber (Mai 1409) mit Gewalt aus demselben getrieben, und dies bewog sie, die Stadt zu verlassen. Man sagt, es seien an einem einzigen Tage über zweitausend deutsche Lehrer und Studenten ausgezogen. Durch diese Auswanderung gewannen die deutschen Universitäten, und es ward sogar noch in demselben Jahre, in welchem sie Statt fand, eine neue deutsche Universität in Leipzig eröffnet. Dagegen verbreiteten sich in Böhmen jetzt desto ungehinderter die in böhmischer Sprache durch Rede und Schrift verkündigten reformatorischen Ideen eines Huß, eines Hieronymus und Anderer. Ganz Deutschland aber ward über Huß heftig erbittert. Er vor Allen wurde zugleich als Erzfeind der deutschen Nation und als Wicliffitischer Ketzer verschrieen, weil er, der Beichtvater der Königin, gleich nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit nicht nur das von Wenzel gegebene Gesetz, sondern auch das heftige Verfahren desselben bei der Ausführung von der Kanzel herab gelobt hatte. Er pries die Liebe des Königs zu seinem Volke, und ermahnte seine Zuhörer, auch den Nikolaus von Lobkowitz, Ober-Notar des Bergwesens in Böhmen, der an der Spitze von Bewaffneten die Böhmen in den Besitz der Stellen und Archive setzte, dankbar zu unterstützen. Während Huß sich auf diese Weise den Haß der

Deutschen zuzog, ward das böhmische Volk um so mehr für ihn eingenommen, als es in ihm den Vertheidiger der Volksrechte und der Nationalität gegen die Willkür des Königs wie gegen die Bedrückungen und Anmaßungen der Geistlichkeit erblickte. Dagegen klagte ihn der böhmische Klerus noch im Jahre 1409 bei der geistlichen Behörde förmlich an. Er erbittere — hieß es in der Anklage — das Volk gegen die Geistlichkeit, die Böhmen gegen die Deutschen; er predigte die Verachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt; er nenne Rom den Sitz des Antichrists und erkläre jeden Geistlichen, der sich bei der Austheilung eines Sacraments Geld zahlen lasse, für einen Ketzer, während er doch selbst nicht nur den ketzerischen Wicliffe öffentlich gelobt, sondern auch den Wunsch ausgesprochen habe, daß seine Seele einst eben dahin kommen möge, wohin Wicliffe's Seele gekommen sei. Der Erzbischof Zbyneck ließ einen Prozeß gegen Huß einleiten, dieser klagte aber gegen das Verfahren des Erzbischofs bei Alexander V., welcher unterdessen vom Pisanischen Concilium zum Pabst erwählt worden war und dasselbe nachher entlassen hatte. Der Pabst gab dem Erzbischof völlig Recht und bevollmächtigte ihn, die Wicliffiten und ihre Lehre auf jede Weise zu verfolgen und auszurotten. Huß dagegen, auf seinen Einfluß am Hofe gestützt und wohl wissend, daß die Glieder der angesehensten böhmischen Familien sich zu seiner Lehre bekannten, nahm trotz der Bulle des Pabstes Wicliffe und die Wicliffiten in Schutz. Der Erzbischof berief hierauf sechs Doctoren, um Wicliffe's Schriften zu prüfen. Diese erklärten, daß alle Bücher desselben offenbare Ketzereien enthielten, und nun wurden die Besitzer Wicliffe'scher Schriften aufgefordert, dieselben abzuliefern. Als hierauf wirklich zweihundert, zum Theil sehr theuere und prächtig mit Goldschnitt eingebundene Bücher abgeliefert worden waren, gebot der Erzbischof am 16. Juni 1410, dieselben sämmtlich zu verbrennen. Dies ward freilich nicht sogleich ausgeführt, weil sowohl die Universität protestirte, als auch König Wenzel Aufschub forderte, und Huß selbst zugleich mit sieben anderen Doctoren an den nach Alexander's V. Tode zu dessen Nachfolger erwählten Pabst Johann XXIII. appellirten; der alte Erzbischof ließ sich aber dadurch auf die Dauer nicht zurückhalten. Schon am 16. Juli des Jahres 1410 ward der ganze Haufen von Büchern im Hofe des

erzbischöflichen Palastes in Gegenwart der Prälaten und der Geistlichkeit und unter dem Schutze derselben verbrannt und das Auto da Fé durch Glockengeläute der Stadt Prag kund gethan. Dies veranlaßte heftige Bewegungen und Aufstände in der Stadt. König Wenzel ließ auf der einen Seite gegen die Bürger und ihre Führer politisch und militärisch einschreiten, befahl aber auf der anderen auch, daß des Erzbischofs Bannfluch keine Wirkung haben und er selbst den Eigenthümern den Werth der verbrannten Bücher ersetzen solle. Als der königliche Befehl nicht befolgt wurde, ließ Wenzel die Einkünfte des Erzbischofs und aller derer, welche an der Verbrennung und Excommunication Theil genommen hatten, mit Beschlag belegen. Der Pabst Johann XXIII., an welchen Wenzel sich gewandt hatte, entschied nachher zu Gunsten des Erzbischofs, obgleich auch die Universität Bologna die Verbrennung der Wicliffe'schen Schriften misbilligt hatte. Die Untersuchung hatte der Pabst dem Kardinal Otto von Colonna übertragen, welcher einige Jahre später unter dem Namen Martin V. sein Nachfolger auf dem päbstlichen Stuhl ward. Dieser sprach die Excommunication über Huß aus, und man wird daher auch leicht begreifen, warum sich Otto nachher als Pabst so heftig gegen einen Mann zeigte, den er schon als Kardinal verdammt hatte. Huß war vom Pabst zugleich nach Rom entboten worden, um sich wegen der ihm angeschuldigten Ketzerei zu vertheidigen; die Königin Sophia gab aber die Reise ihres Beichtvaters nach Rom nicht zu, und Wenzel machte durch Briefe und Botschafter dem Pabste bittere Vorwürfe, daß er die Böhmen ungerechter Weise beschuldige, es befänden sich so viele Ketzer unter ihnen. Johann nahm den Proceß über Hussens Ketzerei aus Colonna's Händen, und beauftragte zwei andere Kardinäle mit der Leitung desselben. Da diese aber anderthalb Jahre lang nichts von sich hören ließen, so behauptete der Erzbischof, die von Colonna ausgesprochene Excommunication sei noch immer in Kraft, und verfuhr diesem gemäß gegen die Bewohner von Prag. Auch gegen Wenzel war er erbittert, weil derselbe den auf die Einkünfte des Klerus gelegten Beschlag nicht wieder aufgehoben hatte. Hieraus entspann sich im Jahre 1411 ein förmlicher Krieg der geistlichen und weltlichen Macht in Böhmen. Der Erzbischof belegte endlich die ganze Stadt Prag mit dem Interdict, Wenzel dagegen verfuhr

hierauf wieder einmal nach seiner alten barbarischen Weise mit den Pfaffen. Viele Geistliche wurden aus der Stadt gejagt und verbannt, Wenzel selbst kam in die Domkirche und ließ sich von den Domherren die Schätze derselben übergeben, welche dann nach Karlstein gebracht wurden. Nachher berief er die böhmischen Barone zu einem zahlreich besuchten Landes-Gerichtshof zusammen, und ließ unter seinem eigenen Vorsitze das Gesetz geben, daß niemand wegen einer weltlichen Angelegenheit vor ein geistliches Gericht geladen werden dürfe. Es zeigte sich bald, was sich die Deutschen hätten merken sollen, daß Wenzel's Art und Weise die Geistlichen in Schranken zu halten die einzige sei, welche zum Ziel führe. Der Erzbischof verstummte und ließ Kirche halten wie zuvor, der Pabst hielt seine Entscheidung gegen Huß zurück, und als sich nachher Siegmund mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte, ward (Juli 1411) durch einen Ausspruch erwählter Schiedsrichter der Proceß gegen Huß niedergeschlagen und der Erzbischof angewiesen, sich vor dem Könige zu demüthigen.

Im nächsten Jahre erneuerte sich unter dem Erzbischof Albicus von Unicow, welcher dem im Herbst 1411 gestorbenen Zbyneck gefolgt war, der Streit in noch viel höherem Grade, als er vorher geführt worden war, und diesmal ward Huß durch dieselbe Ursache zum heftigen Eifern gegen das Pabstthum getrieben, welche hundert Jahre später unseren Luther zum Kampfe gegen die Misbräuche der Kirche bewog. Johann XXIII., längst überall gehaßt und verachtet, ließ mit Wenzel's und des Erzbischofs Erlaubniß in Prag das Kreuz predigen, um unter diesem Vorwande das Geld der Frommen an sich zu bringen, und der Ablaß ward auf offenem Markt mit Trommeln und Trompeten marktschreierisch feil geboten. Huß erklärte darauf öffentlich, dieser Ablaß sei eitel Lug und Trug, und kündigte durch Maueranschläge eine öffentliche Disputation darüber an. Diese ward am 7. Juni 1412 im geräumigen Karolin-Saale mit großem Aufsehen gehalten, Hieronymus hielt dabei eine feurige aufregende Rede, und die Studenten gaben ihre Zustimmung zu den kirchlichen Neuerungen und ihr Misfallen am Alten auf eine ähnliche Weise zu erkennen, wie dies in unseren Tagen zu Wien und Paris in Bezug auf politische Angelegenheiten geschehen ist. Sie veranstalteten, von Hieronymus und den Ma-

gistern oder Privatdocenten angeregt, in Begleitung großer Volkshaufen eine Procession, bei welcher die Bücherverbrennung parodirt und ein ganzer Haufen päbstlicher Bullen unter dem Galgen verbrannt wurde. Eine ausführliche Beschreibung dieser Scene von einem Studenten verfaßt ist noch handschriftlich vorhanden. Jetzt richtete König Wenzel auf dieselbe grausame Weise, wie er vorher die Pfaffen verfolgt hatte, seine slavische Czaren-Polizei gegen die Neuerer, und ließ sogar die Todesstrafe auf jede Verletzung oder Verhöhnung der kirchlichen Ordnung setzen; doch wurden weder Hieronymus und ein Herr von Waldstein, welche die Procession zum Galgen angestiftet hatten, noch auch Huß zur Verantwortung gezogen, obgleich der Letztere gleich nachher, als drei Studenten hingerichtet werden sollten, den Magistrat zur Nichtvollziehung dieser Strafe zu bewegen suchte und, als das Urtheil doch ausgeführt worden war, die Hingerichteten unter ungeheuerem Zulauf mit allen kirchlichen Ceremonien beerdigen ließ und ihnen in der Bethlehem-Kirche eine ehrende Leichenrede hielt. Von diesem Augenblick an bestand nicht nur zwischen seinen Anhängern, welche damals den Namen Hussiten zu führen begannen, und den Katholiken oder, wie man sich höflich auszudrücken pflegt, den Anhängern der kirchlichen Tradition eine offene Spaltung, sondern auch die Deutschen und die Czechen hegten seitdem einen verdoppelten Haß gegen einander. Huß und seine Freunde waren jetzt dahin gekommen, daß sie die Grundlagen der bestehenden und herrschenden Kirche, die Tradition, die Kirchenväter und die Concilien, nicht anerkannten, sondern sich blos auf die Bibel beriefen. Wir wollen nicht leugnen, daß dadurch ebenso in der Kirche Misverständniß und Verwirrung entstehen mußte, wie dies neuerdings durch die Bekanntmachung der „Menschenrechte" im Staate geschehen ist; in beiden Fällen waren aber diejenigen, welche aus dem Bestehenden Vortheil zogen, ganz allein schuld am Unglück, weil sie nicht zu rechter Zeit den Misbräuchen abhalfen. Sie zwangen dadurch das Volk, sich statt der seither Privilegirten andere Führer zu suchen, und diese mußten etwas ganz Neues gründen, um nicht, wenn die Bewegung des Volkes aufgehört habe, der alten Tyrannei anheim zu fallen.

Johann XXIII. verhängte schon im Juni den Kirchenbann über Huß, und Wenzel erlaubte die Bekanntmachung desselben. Da-

durch wurde bereits im Oktober ein Tumult in Prag veranlaßt, und es kam zu förmlichen Gefechten, weil die deutsche Obrigkeit Huß verfolgen und seine Kirche zerstören wollte, seine böhmischen Landsleute aber ihn in Schutz nahmen. Die Gährung stieg nachher unglaublich, besonders als der Erzbischof Albicus des Streites müde seine Stelle einem fanatischen Deutschen aus dem finsterſten Winkel des Münsterlandes, dem Konrad von Vechta, überlassen hatte, und Huß aus der Stadt Prag verwiesen worden war. Vergebens, suchte man durch Synoden und Unterhandlungen den Streit zu beendigen. Wenzel, der nach seiner Art immer despotisch dazwischen trat, richtete sich daher wieder gegen die rechtgläubigen Eiferer. Er verbannte die vier vornehmsten Professoren der katholischen Partei. Dies half aber auch nichts; denn die Verbannten wurden durch ihr Exil ebensowenig auf andere Gedanken gebracht, als Huß. Ueberdies vermehrte Wenzel selbst den Anhang des böhmischen Reformators, indem er damals verordnete, der Prager Magistrat oder das höchste Verwaltungs- und Gerichts-Collegium der Stadt, welches bisher mehrentheils aus Deutschen bestanden hatte, solle künftig nur zur Hälfte aus Deutschen zusammengesetzt sein. Die Verbannung der Häupter der Reformation und der Orthodoxie, sowie Wenzel's barbarische Justiz stellte freilich vorerst die Ruhe in der Hauptstadt wieder her; allein die Lehre, welche Huß und seine Schüler in Predigten und Schriften verkündeten, ward seit dieser Zeit nach und nach der Czechen Nationalreligion. Huß machte sich nämlich während seines Exils um die böhmische Sprache und Literatur ebenso verdient, wie ein Jahrhundert später Luther um die deutsche. Was der böhmische Reformator in dieser Hinsicht leistete, ist, da zu seiner Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, der Nachwelt unbekannt geblieben, bis in unseren Tagen der Czechen Nationalgeist erwachte und böhmische Gelehrte die vergessenen Handschriften aufsuchten. Huß übersetzte zwar nicht, wie Luther, die Bibel nach dem Grundtext, er verbesserte aber doch die im vierzehnten Jahrhundert nach der Vulgata gemachte Übersetzung.

Während Huß (1413 bis 1414) sich im Bechiner Kreise, sowie sehr oft in Tabor aufhielt und durch mehr als fünfzehn in böhmischer Sprache und im kräftigsten Style geschriebene Bücher

seine Lehre verbreitete, reiste Hieronymus in Ungarn, in Polen und anderwärts umher, bis endlich Pabst Johann XXIII. und König Siegmund das längst ersehnte allgemeine Concilium beriefen. Dieses Concilium, welches gleich anfangs von Italiänern, Deutschen, Franzosen, Engländern, erst ganz zuletzt auch von Spaniern besucht wurde, trat im Oktober 1414 zu Constanz zusammen und ward am 5. November eröffnet. Gegenstand der Berathungen sollte nicht nur die Wiederherstellung der Einigkeit der Kirche und die Reformation derselben an Haupt und Gliedern sein, sondern auch die Beendigung des Streites über die von Johann Huß vertheidigten Wicliffe'schen Lehren, welcher in Böhmen Staat und Kirche zerrüttete. Die Reformation der Kirche ward besonders von der ganz rechtgläubigen französischen Geistlichkeit dringend gefordert. Zu diesem Zweck hatte der Rector der Pariser Universität, Nikolaus von Clemangis, eine ganz betrübte Schilderung des Zustandes der Kirche entworfen, und auch der Erzbischof von Cambray, Kardinal Peter von Ailly, drang, sobald er am 17. Nov. in Constanz angekommen war, mit Heftigkeit auf eine Kirchenreform. Der Kaiser Siegmund, welcher erst um Weihnachten eintraf, wünschte besonders, daß über die Sache des Huß und Hieronymus entschieden würde, da er seinem Bruder Wenzel in Böhmen nachfolgen sollte, und dieses Land durch den Streit der böhmischen Hussiten mit den deutschen Rechtgläubigen innerlich so zerrissen war, daß die Deutschen in Gefahr kamen, ganz unterdrückt zu werden. Pabst Johann war schon vor der Eröffnung des Conciliums in Constanz angekommen, und es schien anfangs, als wenn die ihm ergebenen italiänischen Bischöfe, die sich in großer Zahl eingefunden hatten, den Ausschlag geben würden; als aber nachher die Abstimmung nach Nationen statt nach Personen festgesetzt ward und auch Pabst Gregor XII. einen seiner Kardinäle nach Constanz gesendet hatte, gestaltete sich die Sache anders und Johann verlor den Muth gänzlich. Die Zahl der geistlichen und weltlichen Herren, welche in Constanz erschienen, vermehrte sich nach der Ankunft des Kaisers bis ins Unglaubliche. Weit und breit um die Stadt herum lagen die Ritter und das Gefolge der zum Concil gekommenen Herrschaften. Wie groß in einer Zeit, in welcher kein auch noch so kleiner Herr ohne zahlreiche Begleitung reiste, die Zahl dieses

Gefolges war, wird man, auch ohne sich auf die stets unsicheren Zahlenangaben der Chroniken einzulassen, aus dem Folgenden schließen können. Es waren außer Siegmund und den beiden Päbsten dreißig Kardinäle, vier Patriarchen, dreiunddreißig Erzbischöfe, hundertfünfzig Bischöfe, viele hundert andere Prälaten und Doctoren, sowie vier Kurfürsten, vierundzwanzig Herzöge und Fürsten, achtundsiebenzig Grafen und sechshundertsechsundsiebenzig Barone und Adelige aus allen Ländern erschienen. Wenn man dazu noch die Abgeordneten der Städte, Corporationen, Stifter und Klöster rechnet, so wird man gern glauben, daß die Zahl der Fremden in und um Constanz mehr als fünfzigtausend betrug.

Zuerst wäre im Concilium eigentlich die Frage zu entscheiden gewesen, welcher von den drei Päbsten Benedict XIII. (IX.), Gregor XII. und Johann XXIII. als Haupt der Kirche anerkannt werden solle, oder ob alle drei ihrer Würde entsagen müßten. Allein Johann XXIII., welcher das Concilium eröffnete und den Vorsitz hatte, setzte, unterstützt von der Wuth der deutschen Theologen gegen die böhmischen Ketzer und der englischen gegen die Wicliffiten, den Beschluß durch, daß der Streit der Böhmen über die Rechtgläubigkeit ihres Nationaltheologen zuerst vorgenommen werden solle. Huß war, weil auch er sich zu rechtfertigen wünschte, schon im Sommer 1414 nach Prag zurückgekehrt, und König Siegmund hatte ihm gleich darauf vorschlagen lassen, daß er sich zur Schlichtung des Streites und zur Herstellung des guten Rufes der Böhmen (so lauten die Worte des Czechen, welcher dies erzählt) nach Constanz begebe; zu diesem Zwecke bot ihm Siegmund seinen Schutz und sein sicheres Geleit an. Huß entschloß sich zur Reise nach Constanz; ehe er sich aber zu derselben anschickte, trat er (Ende August) vor einem in Prag zusammengekommenen National-Concilium auf. Als er sich hier aussprach, wagte nicht einmal der Erzbischof Konrad, obgleich er von Bechta war oder vielleicht gerade weil er daher war, ihn der Ketzerei zu beschuldigen. Der Erzbischof erklärte, nicht er, sondern der Pabst habe Beschwerden über Huß. Dieser meldete Konrad's Erklärung am 1. September dem Könige Siegmund, und ersuchte ihn, dafür zu sorgen, daß er mit Sicherheit nach Constanz gelangen und dort dem Pabste Rede stehen könne. Huß genoß damals nicht allein der Gunst des

Königs Wenzel, der Gemahlin desselben, der Gemeinde seiner Kirche Bethlehem und aller Großen des Reiches, sondern man steuerte auch reichlich bei, als er die Kosten seiner Reise und seines Processes selbst übernahm und dagegen die ganze böhmische Hierarchie Summen herschoß, damit der Bischof von Leitomysl, der ihn verklagen sollte, in den Stand gesetzt werde, ein Urtheil gegen ihn auszuwirken. Drei angesehene Landherren der ersten Häuser Böhmens, Johann von Chlum genannt Kepka, Heinrich von Chlum auf Latzenbock, gewöhnlich Latzenbock genannt, und Wenzel von Duba, begleiteten ihn als Schützer und Bürgen. Mit diesen Herren reiste Huß bis nach Nürnberg. Von hier begab sich Wenzel von Duba an den Rhein zu Siegmund, um den Geleitsbrief in Empfang zu nehmen, während Johann von Chlum mit Huß gerades Weges nach Constanz reiste, wo Beide am 3. November ankamen. Erst am 5. November brachte Wenzel von Duba Siegmund's Geleitsbrief, der in der gewöhnlichen Form abgefaßt war. Wenzel traf nämlich mit Huß und seinem Begleiter in Constanz, nicht, wie man gewöhnlich sagt, noch in Nürnberg zusammen. (Die näheren Umstände von Hussens Geschichte sind gegenwärtig besser als früher bekannt, weil die Böhmen die Originalbriefe ihres Reformators, von welchen man vorher nur eine lateinische Übersetzung hatte, hervorgezogen und die groben Versehen des Übersetzers berichtigt haben.)

Schon am 28. November nahmen, trotz aller Gegenvorstellungen des Herrn von Chlum (denn Wenzel von Duba war wieder zu Siegmund gereist), die Bischöfe von Augsburg und Trient, der Bürgermeister von Constanz und Herr Hans von Baden den unglücklichen Huß ohne Rücksicht auf den Geleitsbrief in Verhaft. Pabst Johann, welchem der Herr von Chlum in Gegenwart der Kardinäle wüthende Vorwürfe machte und mit dem Zorn seiner Nation drohte, suchte sich aus der Sache zu ziehen und sagte: „Ihr wißt ja, wie ich mit den Kardinälen stehe, diese haben mir den Gefangenen aufgedrungen, ich mußte ihn nehmen!“ Gleich nachher, nicht, wie man gewöhnlich sagt, erst am 3. Januar 1415, ward Huß in das außerhalb der Stadt gelegene Dominikanerkloster gebracht und dort in einen finsteren, neben einer Kloake befindlichen Kerker geworfen. Mit seiner Verhaftung war eigentlich die

ganze Geschichte schon beendigt und die böhmische Nation mit der deutschen und ihrem Könige tödtlich entzweit; wir werden daher den Bericht über die weitere Verfolgung Hussens durch das Concilium nur summarisch geben. Siegmund und sein Bruder Wenzel stellten sich zwar um der Böhmen willen heftig erbittert über die Verhaftung des böhmischen Reformators; die Beschützer desselben hatten aber die ganze Hierarchie gegen sich, und Siegmund half sich damit, daß er vorgab, Huß sei in des Pabstes Gewalt. Daher traf auch die vom Pabst ernannte Untersuchungs-Commission, welche aus dem Patriarchen Johann von Constantinopel und den Bischöfen von Lebus und Citta di Castello bestand, ohne Rücksicht auf Siegmund's Vorstellungen und Beschwerden, vom 6. December bis Mitte Januar, die Einleitung zu dem Processe gegen Huß. Was die dem Verhafteten vorgeworfenen Ketzereien angeht, so bestanden sie in folgenden von ihm vorgetragenen Lehren: 1) Hierarchie und Pabstthum sind der christlichen Lehre fremd; 2) die Seelenmessen sind ein Misbrauch; 3) das Fegefeuer ist eine Fabel; 4) das Einsegnen des Wassers, der Lichter u. s. w. ist unchristlich; 5) die Predigt muß frei sein; 6) Bettelmönche sind schädlich; 7) die Priesterweihe und die letzte Ölung sind keine Sacramente; 8) die Ohrenbeichte ist Thorheit; 9) Kirchen und Klöster zu bauen ist kein Verdienst; 10) der Heiligen Fürbitte anzurufen ist sündlich; 11) Chorsingen und Fasten ist kein Gottesdienst; 12) nur allein der Sonntag ist ein Feiertag; 13) Zehnten sind bloße Almosen, keine Pflicht. Alles dies hatte Huß gleich von seinem ersten Auftreten an gelehrt; dagegen ward die Lehre, daß beim Abendmahl den Laien auch der Genuß des Kelches gereicht werden müsse, erst während seiner Haft, und zwar nicht von ihm, sondern von seinem Landsmann Jakob von Mies oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Jokobellus in Böhmen zur Sprache gebracht und anfangs weder von Huß, noch von einem großen Theile seiner Anhänger als Hauptforderung geltend gemacht.

Der Proceß ward durch einen zwischen Johann XXIII. und dem Concilium entstandenen Streit, dessen unten ausführlich gedacht werden wird, sehr verzögert. Während dessen wurde Huß von den Dominikanern gelinder behandelt; denn er durfte nicht nur Besuche annehmen, sondern auch Briefe nach Böhmen senden, und

als der Streit über des Jakobellus Lehre eine Spaltung unter seinen Anhängern hervorbrachte, schrieb er sogar aus dem Gefängniß zu Gunsten des Jakobellus an die strengen Hussiten. Im März erhielt Siegmund durch den Fortgang des Streites zwischen dem Concilium und dem Pabst Gelegenheit, den Verhafteten zu retten und sein schriftlich gegebenes Versprechen des Schutzes zu halten; unglücklicher Weise benutzte er aber diese Gelegenheit nicht. Der Pabst hielt nämlich, als er durch die Prälaten mit der Absetzung bedroht ward, für das Beste, heimlich zu entfliehen und das Concilium sich selbst zu überlassen. Dies führte er am 20. März aus, und seine Diener, welche ebenfalls entflohen, übergaben am 24. dem Könige die Schlüssel zu Hussens Gefängniß. Siegmund hätte jetzt den Verhafteten frei lassen und so die wegen seiner Schwäche und Feigheit erbitterten Böhmen wieder mit sich aussöhnen können; statt dessen überlieferte er aber den Gefangenen an den Bischof von Constanz, der ihn auf sein Schloß Gottleben bringen und dort grausam fesseln ließ,

Zu derselben Zeit, als dies geschah, lieferte sich auch Hieronymus in die Gewalt der Inquisitions-Commission des Conciliums. Die Anhänglichkeit an seinen Freund Huß hatte ihn zur Reise nach Constanz bewogen, obgleich er von diesem durch Briefe dringend beschworen worden war, Böhmen nicht zu verlassen. Er traf am 4. April 1415 in Constanz ein, gab sich aber nicht zu erkennen, sondern machte nur durch öffentliche Anschläge bekannt, daß er sich stellen werde, wenn das Concilium ihm einen Geleitsbrief ertheile. Diesen stellte das Concilium am 17. April aus, man gebrauchte jedoch dabei den hinterlistigen Ausdruck, das Concilium wolle ihn für Gewalt, aber nicht für Recht schützen. Was dies heiße, ward gleich am folgenden Tage kund; denn das Concilium erließ eine öffentliche Vorladung gegen Hieronymus, so daß derselbe rathsam fand, sich nicht zu stellen, sondern nach Böhmen zurückzueilen. Er ward auf dieser Flucht am 25. April zu Hirschau in der Oberpfalz, ganz nahe an der Grenze seines Vaterlandes, von einem Pfaffen erkannt, verhaftet, zum Pfalzgrafen Johann von Sulzbach gebracht und von demselben am 23. Mai dem Concilium ausgeliefert, und zwar in schweren Ketten. Dies geschah trotz der heftigen Nationalbewegung, welche

in ganz Böhmen und Mähren sich kundgegeben hatte, trotz der Vorstellungen des in Prag und in Brünn zusammengetretenen Adels beider Länder und trotz des dringenden Gesuches der in Constanz anwesenden böhmischen und polnischen Herren, welche am 13. Mai im Minoriten-Kloster eine Zusammenkunft gehalten hatten. Da die geistlichen Väter längst beschlossen hatten, die beiden Gefangenen dem Vortheile der Kirche zu opfern, da sogar, wie die böhmischen Herren nachher erfuhren, das Urtheil schon fertig war, ehe Huß am 5. Juni öffentlich verhört wurde, so war alles Folgende nur eine leere Form. Huß ward von den in Constanz versammelten Hierarchen ebenso der Hierarchie wegen gerichtlich gemordet, wie Ludwig XVI. von den im Convent versammelten Republikanern der Freiheit wegen. In der That ist die öffentliche Gerichtsverhandlung gegen Huß in den Tagen vom 5. bis zum 8. Juni ganz dem Proceß des unglücklichen Königs von Frankreich gleich, nur benahmen sich die Convents-Mitglieder beim ersten Verhör des Königs doch etwas anständiger, als die heiligen Väter am 5. Juni. Ihr Toben, Schreien und Schimpfen war so arg, daß Siegmund vor dem zweiten Verhör drohen ließ, er werde jeden, welcher wieder schimpfe und schreie, hinauswerfen lassen. Am Ende gab der Kardinal von Cambray, welcher vor allen Anderen gegen Huß eiferte, weil dieser die Kirche radikal, der Kardinal aber nur oberflächlich verbessert haben wollte, die Erklärung, er habe, unterstützt von sechszig Doctoren, im Namen des Conciliums die Entscheidung über Huß dahin abgefaßt: daß dieser seinen Irrthum demüthig erkenne, daß er schwöre, die vom Concilium verworfenen Sätze in seinen Büchern ferner nicht mehr zu behaupten, daß er dieselben öffentlich widerrufe, und daß er, was ganz unsinnig war, sich verpflichte, das Gegentheil von dem in jenen Sätzen Ausgesprochenen zu behaupten und zu verkündigen. Die Sache endigte damit, daß man dem Angeklagten eine Abschwörungsformel vorzulegen beschloß. Die geistlichen Herren wurden aber dreister, als sich Siegmund am Schlusse der Sitzung fanatisch für sie und nicht blos gegen Huß, sondern auch gegen Hieronymus aussprach. Diese vertrauliche Unterhaltung Siegmund's mit den Pfaffen, in welcher er dieselben ermunterte, der beiden Ketzer ja nicht zu schonen, ward von einigen Böhmen

behorcht; sie wurde von denselben nach Hause gemeldet, und veranlaßte unter den Czechen einen solchen Widerwillen gegen Siegmund und sein Geschlecht, daß nachher weder er, noch seine Tochter und sein Schwiegersohn je zum ruhigen Besitz von Böhmen gelangen konnten. Siegmund hatte unter Anderem gesagt: „Von den vielen Artikeln, zu denen sich Huß in seiner Gegenwart bekannt habe, reiche jeder einzelne zu dessen Verurtheilung hin; die Väter möchten ihn daher, wenn er nicht abschwören wolle, verbrennen lassen oder nach ihren Gesetzen auf irgend eine andere Weise mit ihm verfahren. Jedoch sollten sie ihm, selbst wenn er widerrufe, ebenso wenig trauen, als er (Siegmund) dies thun würde; denn, wenn Huß nach Böhmen zurückkehre, würde er noch größeres Unheil anstiften, als vorher." Der Kaiser schloß mit den Worten: „Und macht ja, daß ihr auch mit seinem Schüler bald fertig werdet! — Wie heißt er doch? — Hieronymus. — Nun, der wird euch keine Schwierigkeiten bereiten; ist erst dem Meister sein Recht widerfahren, so wird man mit dem Schüler wohl in einem Tage fertig werden." Diese Rede hörten Peter von Wladowic und die Herren von Chlum und von Duba, welche auf Siegmund wartend an der Thür standen.

Wenn auf solche Weise der Erbe des böhmischen Reiches den würdigen Mann, dem er selbst einen Geleitsbrief gegeben hatte, seinen erklärten Feinden preisgab, so traf dagegen zu Hussens Gunsten am 12. Juni ein Brief ein, an welchem zweihundertundfünfzig Siegel böhmischer und mährischer Herren hingen. Das Concilium versuchte nachher, obgleich es am 15. Juni auch die von Jakobellus eingeführte Communion in beiderlei Gestalt verbot, alles Mögliche, um Huß zu bewegen, daß er die auf Befehl der versammelten Kirchenväter abgefaßte Formel, nach welcher er seine für irrig erklärten Lehrsätze widerrufen und abschwören sollte, unterschreibe. Dies verweigerte er am 1. Juli schriftlich. Am 5. ward vergebens der Herr von Chlum zu ihm gelassen, um ihn zu beschwören, daß er die Gefahr von seinem theuern Haupt abwende; er blieb standhaft. Es überlieferten ihn daher die Pfaffen schon am folgenden Tage mit gleisnerischen religiösen Feierlichkeiten dem weltlichen Arm. Der Schluß der erbaulichen Quälerei des armen Mannes, den man mit allerlei gräßlichen geistlichen Ceremonien

peinigte, war des Anfanges ganz würdig. Nachdem man ihm eine papierne Mütze aufgesetzt hatte, auf welche ein an seiner Seele zerrender Teufel gemalt war, entließen ihn der Erzbischof von Mainz und sechs andere Bischöfe, die das Amt geistlicher Henkersknechte übernommen hatten, gar erbaulich mit folgenden Worten aus der kirchlichen Gewalt: „Die Kirche hat nun nichts mehr mit dir zu schaffen, sie übergibt deinen Leib dem weltlichen Arm, deine Seele dem Teufel.“ Siegmund spielte hierauf die Rolle eines Urtheilvollstreckers der Pfaffheit, sowie Ludwig von der Pfalz die des Scharfrichters derselben; die Mitglieder des Constanzer Stadtmagistrats aber dienten den Pfaffen als Büttel. Huß und mit ihm seine Bücher wurden am 6. Juli 1415 verbrannt. Die Art, wie er die Mißhandlungen ertrug, seine Andacht, Geduld und Ergebung in sein Schicksal, die Ruhe und Fassung, welche er bis zum letzten Augenblicke bewies, beschämten seine Verfolger und schadeten der Art von Kirche, die man durch seine Aufopferung hatte retten wollen, weit mehr, als alle bisherigen Ketzereien ihr geschadet hatten. Nichtsdestoweniger verfuhren die heiligen Väter nachher mit Hieronymus auf gleiche Weise; nur daß sie, weil dieser keinen Geleitsbrief vom römischen Könige gehabt hatte und von den Böhmen nicht als Weiser und Heiliger verehrt ward, weniger Umstände mit ihm machten.

Hieronymus war gleich anfangs in einen schrecklichen Kerker geworfen und durch Fesseln so gequält worden, daß man, um ihn nur am Leben zu erhalten, schon nach wenigen Wochen sich entschließen mußte, etwas gelinder mit ihm zu verfahren, obgleich die Erbitterung gegen ihn noch größer war, als gegen Huß, weil die Pariser, Kölner und Heidelberger Theologen, deren Vorlesungen er ehemals besucht hatte, ihn wieder erkannten und ausriefen: dieser Mann sei von jeher zu jeder Heterodoxie geneigt gewesen. Auch Hieronymus schrieb an seine Freunde in Böhmen eine Anzahl Briefe in böhmischer Sprache, welche erst in unseren Tagen hervorgesucht und bekannt gemacht worden sind. Aus diesen Briefen scheint hervorzugehen, daß er anfangs, durch seines älteren Freundes Schicksal geschreckt, dem Zureden des Kardinals Zabarella und anderer milder denkenden gelehrten Männer Gehör gab, und daß er sogar aufrichtig war, als er am 10. September

1415 versprach, den Lehren Wicliffe's und Hussens nicht ferner den Vorzug vor der herrschenden Kirchenlehre zu geben. Er leistete sechs Tage später diesen Widerruf feierlich in Gegenwart der vier Nationen, nach welchen das Concil abzustimmen pflegte. Damit waren aber seine Feinde, besonders die böhmischen Theologen der Gegenpartei, welche auch Huß angeklagt hatten, nicht zufrieden; sie bewirkten, daß man Hieronymus, obgleich er auch nachher noch seine Reue und seinen Wunsch, sich dem Concilium unbedingt zu fügen, kundgegeben hatte, doch nicht freiließ, sondern einen zweiten Proceß gegen ihn einleitete. Zu Untersuchungsrichtern dieses neuen Processes wurden am 24. Februar 1416 der Patriarch Johann von Constantinopel und der Doctor Niklas von Dinkelsbühl ernannt. Dieses Verfahren war um so gehässiger, als Hieronymus nichts geschrieben hat, sondern man seine Irrlehren aus ihm herausfragen oder durch Zeugen vortragen lassen mußte, welche dann sowohl dasjenige bezeugten, was sie gehört, als was sie nie gehört hatten. Nachdem die Untersuchungsrichter endlich eine Anzahl neuer Beschuldigungen zusammengebracht hatten, ward Hieronymus vom 23. Mai an drei Tage lang vor das Concilium gestellt, um gerichtet zu werden. Er wies bei dieser Gelegenheit mit bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Fassung öffentlich das Ungereimte und Ungerechte aller ihm gemachten Beschuldigungen nach, und beim Schlusse der Gerichtsverhandlung am 26. wurden selbst seine Feinde durch seine Worte und Gründe tief gerührt. Sie ließen sich aber von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Man beschwor ihn — da doch das Concilium, durch welches der heilige Geist redete und handelte, nicht Unrecht behalten durfte — er möge sich noch einmal durch Widerruf reinigen oder wegen seiner Irrthümer um Verzeihung bitten. Hieronymus hatte jedoch bereits seine frühere Schwäche bereut, und überraschte das Concilium durch die Erklärung: er erkenne weder in seinen eigenen Behauptungen einen Irrthum, noch werde er sich zum Widerruf fremder falscher Meinungen verstehen, und er sei so weit entfernt, Huß zu tadeln, daß er ihn vielmehr für einen guten, gerechten und heiligen Mann erkläre, der den Tod, zu welchem man ihn verdammt, keineswegs verdient habe; er erkenne es jetzt als seine größte Sünde, daß er Huß aus Todesfurcht verleugnet habe, und sei bereit, jede pein-

liche Strafe muthig zu erdulden und seinen Feinden zu weichen. Ungeachtet dieser Erklärung führte man ihn nicht, wie Huß, sogleich zum Tode, sondern es wurden ihm noch einige Tage Bedenkzeit gewährt; er wankte aber bis zum 30. Mai, wo er hingerichtet wurde, nicht mehr, er erhielt vielmehr seine ganze jugendliche Heiterkeit wieder, sah bei seiner Hinrichtung scherzend einem frommen Bauern zu, welcher aus Glaubenseifer Holz zum Scheiterhaufen herbeitrug, und starb betend und fromme Lieder singend in den Flammen.

Zwei zugleich als glückliche Nachahmer der altrömischen Beredsamkeit und als Kenner des Geschmacks, der Philosophie und der Dichtkunst des alten Griechenlands in jener Zeit berühmte Männer, ein Kardinal und ein Pabst, haben die Tugend der beiden böhmischen Märtyrer und ihren Märtyrer-Tod in einem Style und einer Manier gepriesen, welche der besten Schriftsteller des Alterthums würdig sind. Diese Männer sind Johann Franz Poggio Bracciolini, welcher zuerst päbstlicher Secretär und nachher florentinischer Kanzler war, und Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher später unter dem Namen Pius II. Pabst geworden ist. Der Erste saß als Kardinal unter den Richtern des Hieronymus und bezeugt, daß hauptsächlich die Pariser Theologen es waren, welche die Ermordung desselben betrieben. Er schrieb eine glänzende Darstellung der letzten Schicksale des böhmischen Märtyrers, und diese in Form eines Briefes abgefaßte Darstellung hat Aeneas Sylvius in seine zierliche Übersicht der böhmischen Geschichte aufgenommen. „Hieronymus, sagt der Kardinal, zeigte sich als einen muthigen, unerschütterten Mann, der den Tod nicht allein nicht fürchtete, sondern sogar suchte, so daß man ihn einen zweiten Cato nennen darf. Wie sehr bewundere ich den Mann, der eines ewigen Andenkens werth ist! Ich billige freilich nicht, daß er viele Einrichtungen der Kirche tadelte; allein ich bewundere seine umfassende Gelehrsamkeit, sein tiefes Denken, seine Beredsamkeit, seine Milde im Vortrag, seinen Scharfsinn im Antworten.“ Freilich setzt der Kardinal, welcher diesen Brief vor dem 30. Mai schrieb, die Worte hinzu: „Aber ich besorge, daß alle diese Vorzüge ihm von der Natur (wie sich der Kardinal auf heidnisch zierliche Weise ausdrückt) zu seinem Verderben gewährt sind.“

Die Folge der beiden Hinrichtungen war ein völliger Bruch zwischen den Böhmen und dem Concilium, welches, von den Parisern angespornt, sogar viele böhmische Herren citirte und verdammte, und mit der Prager Universität einen Krieg auf Leben und Tod begann. Dabei hielt es Wenzel mit seinen Böhmen, Siegmund mit den Deutschen. Man erzählt, daß Johann von Trocznow, ein alter, finsterer Kriegsmann, der mit Ruhm in Polen gedient hatte und später unter dem Namen Zizka (Tzizka) seine Schaaren gegen Deutsche und Pfaffen kanibalisch wüthen ließ, im Schloßhof von Prag mit Wenzel sehr betrübt über das Schicksal der beiden Märtyrer geredet habe, von welchen Johann Huß nach der Vertreibung aus Prag lange seine Gastfreundschaft genossen hatte, und daß Wenzel ihm erwidert habe: „Mein lieber Hans, weder du noch ich können die Beschimpfung rächen; wenn sich aber einmal Gelegenheit dazu zeigt, so nimm sie wahr!“ Vierhundert zwei und fünfzig edle böhmische Herren, unter ihnen der Statthalter von Mähren, hatten bald nach Hussens Hinrichtung, am 2. September 1415, einen Brief voller Vorwürfe an das Concilium geschrieben, in welchem sie sich für beleidigt erklärten und den geistlichen Herren mit der Faust drohten. Diese hatten ebenfalls drohend erwidert; sie hatten am 24. Februar 1416 jene Herren vor das Gericht des Concils geladen und dieselben, als sie nicht erschienen, für Ketzer erklärt. Auch Siegmund, welcher eben so schwach als sein Bruder Wenzel, dabei aber ganz vom Concilium abhängig war, erließ drohende Schreiben an die Prager und an die Mähren, deren Statthalter jenen Brief mit unterschrieben hatte. Die Böhmen rächten sich zuerst durch ein Schreiben, welches sechzig Landherren und sehr viele Ritter auf einem Reichstage erließen, und dann durch die öffentliche Anerkennung der von Jakobellus aufgestellten, vom Concilium aber verdammten Lehre vom Kelch beim Abendmahl. Sogar die Prager Universität nahm Partei gegen das Concilium, sie erklärte im März 1417, daß die von Jakobellus vertheidigte Art der Austheilung des Abendmahls einzig und allein der Einsetzung desselben entspreche, und der Genuß des Kelches beim Abendmahl ward hierauf in ganz Böhmen eingeführt. Das Concilium erklärte dies 1418 für ketzerischen Trotz, und schreckte Wenzel so sehr, daß er sich plötzlich ganz anders aus-

sprach als vorher; es schickte einen Ketzerrichter, den Kardinal Johannn Dominici, nach Böhmen und drohte mit einem Kreuzzuge. Der Ketzerrichter konnte jedoch nichts ausrichten; denn die Böhmen waren im Aufstande, und Herren und Ritter rüsteten sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nikolaus von Hussinecz, der Grundherr des Ortes, in welchem Huß geboren war, erlaubte allen denen, die aus Wicliffe's Schriften Gift sogen und eine Art religiösen Communismus lehrten, sich auf seinen Gütern zu sammeln. Tausende von tobenden Schwärmern erhoben sich, und verwarfen gleich anfangs, wie später die Taboriten, jeden äußeren Cultus und jede positive Formel der Lehre gänzlich, was Huß, wenn er am Leben geblieben wäre, gehindert haben würde. Gleich nachher trafen über vierzig Familien der alten Waldenser, welche eine ähnliche Lehre hatten wie die böhmischen Schwärmer (s. Th. VII. S. 252 f.) und unter dem Namen der Picarden noch immer verfolgt wurden, aus dem südlichen Frankreich in Böhmen ein.

4. Das Constanzer Concilium in Hinsicht auf den Streit der Päbste und auf die Reform der Kirche.

Dieselben gelehrten und, wie man zu sagen pflegt, frommen französischen Theologen, durch welche die Böhmen zum Abfall von der Kirche getrieben wurden, begannen auch mit den beiden Päbsten Johann XXIII. und Benedict XIII. einen Kampf auf Leben und Tod, weil diese sich nicht so nachgiebig gegen das Concilium zeigten, als der dritte, Gregor XII. Von den beiden Ersteren war Johann XXIII. ein Mann, der sich schon als Kardinal Balthasar Cossa durch seinen italiänischen Cynismus und seine schändliche Lebensweise aller Welt, selbst dem König Siegmund, verächtlich gemacht hatte, und dessen Ungezogenheit, Liederlichkeit und pöbelhafte Ausdrucksweise in der Constanzer wie in anderen gleichzeitigen Chroniken durch Bilder und durch seine eigenen Worte dargethan werden. Er hatte zwar das Constanzer Concilium berufen, diesen Schritt aber bereits vor seiner Ankunft in Constanz wieder bereut. Er hatte sich daher auch schon auf der Reise zum Concilium für den Nothfall einen Zufluchtsort und einen Schützer zu verschaffen gesucht und diesen in dem Herzog von Tyrol, Friedrich mit der leeren Tasche, zu finden geglaubt. Fried-

rich beherrschte, wie bereits bemerkt worden ist, außer Tyrol auch die damals noch sehr ansehnlichen habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß. Er war ebenso ausschweifend wie der Pabst Johann, und ebenso leichtsinnig, verschwenderisch und verschuldet wie König Siegmund. Mit dem Letzteren hatte er nie gut gestanden und er war mit ihm völlig zerfallen, als beide Fürsten, trinkend, tanzend, Mädchen und Weiber gewaltsam beunruhigend durch Tyrol reisten. Er ließ sich daher vom Pabste gewinnen, sobald dieser zuerst in Treviso und dann in Meran mit ihm zusammengekommen war. Johann ernannte ihn zum Schutzherrn oder Bannerträger (Gonfaloniere) der Kirche, und versprach ihm die damals bedeutende Besoldung von 6000 Dukaten, welche er jedoch gleich anfangs nimmer zu bezahlen gedachte; dafür sollte Friedrich den Pabst nicht nur mit fünfhundert Reisigen nach Constanz geleiten, sondern auch, im Fall jener rathsam fände, sich dem Concilium zu entziehen, ihn schützen und an einen sicheren Ort bringen. Auch Bernhard von Baden ward im Oktober durch ein Geschenk von 10,000 Gulden für Johann gewonnen. So lange nur italiänische und deutsche Bischöfe sich eingefunden hatten, war Johann mit dem Concilium ziemlich zufrieden. Als aber nachher französische und englische Bischöfe eintrafen, als eine Abstimmung nach den vier Nationen statt nach Köpfen beschlossen und folglich die zahlreichen Italiäner auf den vierten Theil der Stimmen beschränkt wurden, gerieth Johann in Besorgniß.

Von den beiden anderen Päbsten war der eine, Benedict XIII., schon vom größten Theile seiner Anhänger verlassen worden, der andere, Gregor XII., hatte sich bereit erklärt, die Pabstwürde niederzulegen. Als daher Johann durch seinen Lebenswandel solchen Anstoß gab, daß eine aus vierundfünfzig Artikeln bestehende Anklage gegen ihn beim Concilium eingereicht wurde, drangen seine eigenen Kardinäle unaufhörlich in ihn, daß auch er seiner Würde entsagen möge. Johann stellte sich wirklich, als wenn er dies thun wolle, und übergab auch am 16. Februar 1415 dem Concilium eine dahin lautende Erklärung; es war ihm aber keineswegs ernst damit. Dies entging den Prälaten, mit welchen er zu thun hatte, um so weniger, als die gedachte Erklärung in sehr unbestimmten Aus-

drücken gehalten war; man ließ ihm daher keine Ruhe, bis er endlich am 1. März ohne alle Clauseln das Versprechen gab, daß er, wenn Gregor XII. und Benedict XIII. abträten oder durch den Tod abgerufen würden, ebenfalls seine Würde niederlegen wolle. Aber auch diese Erklärung war nicht aufrichtig, und es ging bald nachher aus Johann's Verhalten deutlich hervor, daß er mit dem Gedanken umgehe, aus Constanz zu entfliehen. König Siegmund machte ihn warnend darauf aufmerksam, daß in diesem Falle das Concilium ihn vor Gericht stellen werde; Johann verließ sich aber auf Friedrich von Tyrol. Dieser veranstaltete, um ihm zur Flucht zu verhelfen, am 20. März vor den Thoren von Constanz ein glänzendes Turnier. Die ganze Stadt strömte hinaus, und der Pabst, den man darüber aus den Augen ließ, benutzte die Gelegenheit, um in der Kleidung eines gemeinen Reisigen nach Schaffhausen, welches damals dem Herzog Friedrich gehörte, zu entfliehen. Ganz Constanz gerieth über die Flucht des Pabstes in Bestürzung; man hielt das Concilium für aufgehoben, man fürchtete Überfall und Plünderung, die Läden wurden geschlossen, und Siegmund mußte selbst durch die Straßen reiten und laut verkündigen lassen, daß diesmal die geistliche und die weltliche Macht Europa's gegen den Pabst verbunden wären, und daß Friedrich von Tyrol zur Rechenschaft werde gezogen werden. Das Concilium war um so mehr erbittert, als Johann vorher eine ganz klare Abdankungsurkunde, die ihm vorgelegt worden war, unterschrieben hatte; der König und die geistlichen Herren beschuldigten daher auch den Herzog von Tyrol, daß er dem Pabste zu Gefallen der ganzen Christenheit Trotz bieten wolle. Sogleich wurden gegen Beide, den Pabst und den Herzog, entscheidende Maßregeln ergriffen. In Betreff des Ersteren gaben die versammelten Väter, welche ihre Verhandlungen unter dem Vorsitze eines Kardinals fortsetzten, nicht allein die Erklärung, daß das Concilium über dem Pabste stehe, sondern sie ließen auch Johann's Placate abreißen und einen Absetzungs-Proceß gegen ihn einleiten. Den Herzog Friedrich aber beraubte man seiner Herrschaften und Güter. Friedrich ward nämlich vom Concilium vorgeladen und, als er nicht erschien, mit einer unerhört schnellen, keine Frist und keine gerichtliche Form achtenden Eile zugleich in den Kirchenbann und in die Reichsacht

gethan, oder mit anderen Worten, das Concilium gab im Namen Gottes und König Siegmund als Verwalter des göttlichen Rechtes in weltlichen Dingen das Erbe der Habsburger einem jeden preis, der sich gegen Friedrich gebrauchen ließ. Dies ward natürlich in jener Zeit des Raubens und Befehdens von allen Seiten her benutzt: in wenigen Tagen schon hatten vierhundert Städte dem Herzog Fehdebriefe zugeschickt. Die wegen ihrer Einfachheit, Biederkeit und Geradheit gerühmten Schweizer waren unter den Ersten, welche sich mit dem Raube ihres Bundesgenossen bereicherten. Sie hatten erst vor drei Jahren einen fünfzigjährigen Frieden mit den Habsburgern heilig und theuer beschworen; sie behaupteten aber jetzt, sie hätten dabei Kaiser und Reich, von denen sie doch sonst nichts mehr wissen wollten, ausgenommen. Siegmund versprach ihnen den ewigen Lehenbesitz der Länder, welche sie dem Herzog entreißen würden, und sie nahmen dies freudig an. Überhaupt war der deutsche König sehr freigebig mit dem fremden Gut. Er befreite die vier Waldstädte, sowie Zug und Glarus von allen Verpflichtungen gegen das Haus Östreich, und schenkte ihnen alles, was die Habsburger an sie verpfändet hatten. Bern's Aristokratie bemächtigte sich des Aargau, und die Berner Patricier herrschten seitdem in den Städten Zofingen, Aarburg, Aarau, Bruck und Lenzburg, sie eroberten und besetzten die Schlösser Wüken, Wartburg, Rund, Hallwyl, Troßburg, Liebeck und Bruneck; auch das alte Habsburg, das Stammschloß von Friedrich's Ahnen, liegt seit jener Zeit in Trümmern. Die Züricher nahmen Mellingen und Bremgarten, die Lucerner Sursee und die Ämter Reichensee, Maienberg und Vilmeringen. Dies Alles geschah innerhalb acht Tagen; es hätte freilich nicht in so kurzer Zeit geschehen können, wenn Friedrich eine Wurzel im Lande gehabt oder für seine Burgen früher die geringste Sorge getragen hätte. Als die Schweizer im Mai hörten, daß Friedrich mit Siegmund unterhandle, eilten sie auch noch die Stadt Baden und das Schloß Stein, in welchem alle habsburgischen Urkunden verwahrt wurden, zu besetzen. Ehre machte es den Bergbauern von Uri, daß sie allein aus Friedrich's Unglück keinen Vortheil ziehen wollten. Friedrich söhnte sich bald nachher durch Vermittelung seines Vetters, des Herzogs Ludwig von Baiern, mit Siegmund aus. Er mußte in Constanz, wohin

er im Mai 1415 zurückkehrte, den König flehentlich um Gnade bitten, und ihm Land und Leute, Burgen und Städte übergeben, bis er ihm Genüge geleistet haben würde. Siegmund, stets um Geld verlegen, benutzte Friedrich's Demüthigung zu niedrigem Erwerb. Er nahm die ihm durch eine Urkunde oder, wie man sich ausdrückte, durch einen Brief Friedrich's einstweilen zum Besitz überlassenen deutschen Städte angeblich wieder an das Reich, in Wirklichkeit aber verkaufte er denselben die bürgerliche Freiheit, die ihnen von jeher gebührte: Breisach, Diessenhofen, Neuburg, Radolfzell und Schaffhausen zahlten dem Könige die Pfandsumme, für welche das Reich sie einst an Östreich verpfändet hatte, und wurden wieder reichsfrei. Das Aargau erhielten die Berner für viertausend Gulden, Thurgau ward für viertausendfünfhundert Gulden den Zürichern als ein nur mit ihrer Bewilligung einlösbares Pfand überlassen, wenn sie nachher noch sechstausend Gulden zahlten. Im Elsaß eignete sich der Kurfürst von der Pfalz, welcher als Reichsrichter dort die Execution zu vollziehen hatte, fremdes Gut an. Von allen Unterthanen Friedrich's blieben nur die Tyroler ihm treu. Sie ließen sich weder durch den König noch durch das Concilium irre machen, und wollten von Siegmund's Besitznahme nichts wissen. Friedrich entfloh deshalb im März 1416 aus Constanz, und begab sich zu ihnen in das Innthal. Hier gesellte sich nachher sein Bruder Ernst der Eiserne zu ihm, und die Tyroler nebst den durch die Ungerechtigkeit der Prälaten und des deutschen Königs beleidigten Rittern nahmen sich seiner kräftig an. Ernst kam selbst nach Constanz und trotzte dem Könige, welcher auch nach Friedrich's Flucht noch immer mit dem Gute, das nicht dem Geächteten, sondern seiner Familie gehörte, schnöden Handel getrieben, und Feldkirch an den Grafen von Toggenburg, Kyburg nebst dem Blutbann und der Wildbahn im Thurgau an die Züricher und Frauenfeld für tausend Gulden an die Stadt Constanz verkauft hatte. Als nachher der eiserne Ernst an der Spitze seiner Ritterschaft und der Tyroler ein bedeutendes Heer ins Feld führte, erschrack Siegmund und söhnte sich mit den Habsburgen aus (Mai 1418). Friedrich mußte dem Könige fünfzigtausend Gulden zahlen und dasjenige, was er vom Gebiete der ihn verfluchenden Bischöfe besetzt hatte, wieder zurückgeben; dafür ward er mit allen den

Besitzungen, welche noch nicht veräußert waren, aufs neue belehnt, und sollte außerdem noch einiges von dem, was Siegmund ans Reich genommen, wieder erhalten, wenn es die Einwohner zufrieden wären. Es sollten nämlich Elsaß, Sundgau, Breisgau und die dortigen Städte, die sich von Siegmund frei gekauft hatten, die an denselben gezahlten Summen von Friedrich zurückerhalten, im Fall sie, was nachher wirklich Statt fand, lieber mittelbar unter Östreich, als unmittelbar unter dem sogenannten Reiche, das sie nicht schützen konnte, stehen wollten.

Der Pabst Johann, welcher mit nur drei Begleitern nach Schaffhausen gekommen war, hatte dort gleich erkannt, daß Friedrich nicht im Stande sei, ihn gegen das Concilium zu schützen. Auch die italiänischen Prälaten, die sich zu ihm begeben wollten, hatten das Bedenkliche seiner Lage erkannt, und waren deshalb sogleich wieder umgekehrt; sie wurden, als sie nach Constanz zurückkamen, von Seiten der zahlreichen Anhänger des Conciliums mit Hohn und Schimpf empfangen. Johann selbst floh auf die Nachricht, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg mit Reitern gegen Schaffhausen ausziehen wolle, am 29. März eilig nach Laufenburg. Vorher erließ er eine Protestation gegen das Verfahren des Conciliums, in welcher er erklärte, daß alles, was er in Constanz beschworen und unterschrieben habe, ungültig sei, weil es durch Furcht und Zwang von ihm erpreßt worden sei. Dadurch ward alle Welt gegen ihn erbittert, und das Concilium, das sich als unmittelbares Organ des heiligen Geistes für das höchste Tribunal erklärte, nahm jetzt die Anklagen, welche den Pabst der gröbsten Laster und Vergehungen beschuldigten, an und eröffnete ein Proceß-Verfahren gegen ihn. Johann glaubte sich hierauf weder zu Laufenburg noch zu Freiburg im Breisgau, wohin er sich alsbald weiter begeben hatte, sicher und floh nach Breisach. Da jedoch Breisach eine der Städte war, welche Friedrich von Tyrol hatte aufgeben müssen, so trat Johann mit dem Herzog von Burgund in Unterhandlung, um durch dessen Gebiet, zu welchem damals noch Neufchatel, das Jura-Gebirge und das Waadt-Land gehörte, nach Avignon zu fliehen. Der Herzog versprach, ihn dahin zu geleiten, und Johann eilte daher nach Neufchatel; hier erfuhr er aber, daß jener, durch Friedrich's Schicksal

geschreckt, ihn nicht der Justiz des Conciliums zu entziehen wage. Er kehrte daher nach Freiburg zurück. Hier traf ihn eine Commission des Conciliums, welche ihn vorladen sollte. Diese Commission war schon vorher in Breisach zu ihm gekommen, er hatte ihr dort auch eine Audienz auf den anderen Tag versprochen, war aber statt dessen nach Neufchatel geflohen, und die Commission war deshalb nicht wenig überrascht, als sie ihn bei ihrer Rückreise nach Constanz wieder in Freiburg traf. Johann gewährte jetzt den Abgeordneten der in Constanz versammelten Geistlichkeit von vier Nationen zwar eine Audienz, unterschrieb aber die ihm im Auftrag des Conciliums vorgelegte Abdankungs-Urkunde nicht, sondern gab statt dessen eine andere, welche von ihm selbst abgefaßt war und nur eine bedingte, auf Schrauben gestellte Abdankung enthielt. Das Concilium verwarf diese Erklärung, und begann in seiner siebenten Sitzung (2. Mai 1415), in Gegenwart Siegmund's und der Kardinäle, die man anfangs von dem Proceß gegen den Pabst hatte ausschließen wollen, die gerichtliche Verhandlung über Johann XXIII. Es wurde eine förmliche Vorladung desselben beschlossen und zwei Tage später an den Kirchthüren und Stadtthoren von Constanz angeschlagen. Sie lautete: „Johann solle in einer bestimmten Frist erscheinen, um sich gegen die wider ihn erhobene Anklage der Ketzerei, der Begünstigung des Schisma, der Simonie und vieler anderer Verbrechen und Laster zu verantworten, versäume er die ihm gesetzte Frist, so solle ohne Rücksicht darauf, daß er abwesend sei, gegen ihn und seine Anhänger nach der Gerechtigkeit verfahren werden." Fest entschlossen, das ganz unwürdige Geschöpf des Conciliums von Pisa der Pabstwürde zu berauben, schickten die versammelten Väter und König Siegmund am 9. Mai die Bischöfe von Riga und Besançon und den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit dreihundert Reisigen nach Freiburg, um den Pabst entweder durch Zureden zur Rückkehr zu bewegen oder als Gefangenen nach Constanz zu bringen. Noch ehe dies geschehen war, begann das Concilium in seiner zehnten Sitzung (14. Mai) das gerichtliche Verfahren gegen Johann. Man kürzte dasselbe auf ungewöhnliche Weise ab, da ganz unerhörte Laster und Verbrechen, sowie gottlose Reden und cynische, ärgerliche Flüche öffentlich vor Gericht einem Manne Schuld ge-

geben wurden, welcher fünf Jahre lang das Oberhaupt der christlichen Kirche gewesen war. Schon in elf Tagen waren die Väter mit dem Proceß zu Ende. Unterdessen hatten die nach Freiburg geschickten Commissäre den Pabst durch den Burggrafen Friedrich nach Radolfszell bringen lassen, wo er in einen Thurm gesperrt ward. Dies war am 17. Mai geschehen, und schon am 20. Mai ward ihm angekündigt, daß er werde abgesetzt werden. Er fügte sich dem Concilium und übergab die Insignien des Pabstthums, das Siegel und den Fischerring. In der elften Sitzung (25. Mai) ward er dann der vierundfünfzig Klage-Artikel schuldig erklärt und abgesetzt, in der zwölften aber (29. Mai) das wider ihn erlassene Urtheil bestätigt und feierlich bekannt gemacht. Das Concilium übergab ihn hierauf dem Könige Siegmund, welcher den Bischof von Constanz mit seiner Bewachung beauftragte. Dieser ließ ihn auf sein Schloß Gottleben bringen, wo auch Huß in Haft gewesen war; Johann erfuhr aber dort eine ganz andere Behandlung als dieser. Nach einiger Zeit gab man ihn aus Furcht vor dem Erzbischof von Mainz, der den abgesetzten Pabst für seine Zwecke gebrauchen wollte, in die Gewalt des Pfalzgrafen Ludwig. Johann brachte hierauf zwei Jahre ganz behaglich auf dem Heidelberger Schloß zu, und ward dann nach Mannheim geführt, welches damals ein ganz kleiner Ort war.

Der schlaue Italiäner hatte sich ruhig in Alles gefügt; denn er wußte eines Theils, daß die Geistlichen kein gutes Gewissen hatten und also einen Mitbruder schonen würden, und kannte anderes Theils die Dürftigkeit des römischen Königs und des Pfalzgrafen viel zut, um nicht zu hoffen, daß er sich frei kaufen könne. Im Jahr 1418 ward er durch den Pabst Martin V., welchen das Concilium im vorhergehenden Jahre an seine Stelle gewählt hatte, nicht allein aus seiner Haft befreit, sondern sogar wieder zum höchsten geistlichen Ansehen erhoben. Die Veranlassung dazu gab Braccio di Montone, einer der Führer jener Condottieri oder Miethlinge, welche damals die Stelle stehender Heere vertraten, und bald von diesem, bald von jenem Staat in Dienst genommen wurden, oder auch sich selbst zu Herren von Städten und Landschaften aufwarfen. Dieser Feldhauptmann hatte 1415 in Perugia einen militärischen Staat gegründet und denselben bald über das ganze

alte Umbrien ausgebreitet. Er war ein glücklicher und kühner Feldherr, wußte zugleich das National- und Freiheits-Gefühl der Italiäner seiner Zeit zu benutzen, und sammelte die berühmtesten und kühnsten Abenteuerer und Bandenführer um sich. Unter ihm diente Picinino, welcher schnell vom gemeinen Soldaten zum fürstlichen Bandenführer emporstieg, sowie Michael Sforza, der Bruder jenes Sforza, der eine neue Linie mailändischer Herzöge stiftete. Braccio drang erobernd bis in die Nähe von Rom vor. Diese Stadt oder doch die nahen Gegenden und Orte waren damals zuerst vom Könige Ladislaus von Neapel und dann von der Nachfolgerin desselben, Johanns II., besetzt oder wenigstens beunruhigt worden. Um nun einen Vorwand zur Unterwerfung von Rom zu erhalten, beschloß Braccio, sich des abgesetzten Pabstes Johann zu seinem Zwecke zu bedienen. Er erklärte, er erkenne das Gericht des Conciliums über Johann XXIII. nicht an und wolle dessen Rechte im Kirchenstaat verfechten. Diesen Plan vereitelte aber Pabst Martin V., welcher damals endlich nach Italien kam. Das Mittel dazu fand Martin in der ihm wohlbekannten Gierigkeit und Geldnoth der deutschen Fürsten. Er bewog den Pfalzgrafen Ludwig durch eine Summe, für welche man damals ganze Grafschaften kaufte, zur Auslieferung des ihm anvertrauten Gefangenen. Die Auszahlung des Geldes besorgte Nikolaus Urzano, einer jener italiänischen Bankiers, welche damals in allen Städten Europa's zerstreut waren und gleich den Juden Alles aussogen. In einem Briefe, welchen Martin im Februar 1419 aus Ferrara an Nikolaus Urzano schrieb, heißt es: „er (der Bankier) möge dem Pfalzgrafen dreitausend Dukaten auszahlen, weil Martin in seiner Barmherzigkeit beschlossen habe, den Balthasar Cossa, ehemals (in sua obedientia) Johann XXIII. genannt, zu sich bringen zu lassen." Zugleich ersuchte Martin den Bischof von Lübeck, bei Johann's Reise nach Italien den Polizei-Commissär zu machen. Auf diese Weise gelangte Johann aus der Haft in Deutschland. Martin's Absicht war, ihn in Mantua auf Lebenszeit einzusperren; Johann erfuhr dies aber, und entfloh auf der Reise. Er wandte sich in das Genuesische; da er sich jedoch hier bald von allen Seiten verlassen und bedroht sah, so suchte er die Gunst Martin's, der sich vor seiner Rückkehr nach Rom lange in Florenz aufhielt,

zu erlangen, und die vielen alten Freunde, welche Johann in ganz Toscana hatte, besonders das Haupt der reichsten und mächtigsten Familie in Florenz, Johann von Medicis, bewogen Martin, ihn als reuigen Sünder zu empfangen. Am 13. Mai 1419 kam Johann nach Florenz, warf sich öffentlich vor Martin nieder, erkannte ihn als Pabst an, und ward hierauf nicht blos wieder zum Kardinal, sondern auch zum Vorsteher des ganzen Kardinal-Collegiums ernannt. Er starb schon im December desselben Jahres zu Florenz. Man war damals in Italien so weit entfernt, moralischen Wandel oder auch nur Enthaltung von groben Lastern und von Kriminalverbrechen, wie sie Pabst Johann XXIII. begangen hatte, zu fordern oder zu erwarten, daß ganz Florenz bei Johann's Einzug ihm entgegen geströmt war, und daß ihn nachher die Regierung der Republik mit besonderer Feierlichkeit beerdigen ließ.

Was die beiden früheren Nebenbuhler Johann's, Gregor XII. und Benedict XIII., betrifft, so hatte man auch von ihnen verlangt, daß sie ihre Würde niederlegten. Gregor zeigte sich dazu bereit, wenn er zuvor als Pabst anerkannt und dadurch das in Pisa gegen ihn ausgesprochene Urtheil für aufgehoben erklärt worden sei. Da außer einem Kardinal, den er als Legaten geschickt hatte, auch der Beherrscher von Rimini, Karl Malatesta, bei welchem Gregor sich aufhielt, nach Constanz gekommen war, um seine Sache zu führen, und da nicht nur der alte Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf Ludwig sich seiner annahmen, sondern sogar König Siegmund ihm gewogen war, so ward man bald einig. Gregor durfte vor dem Beginn der Unterhandlungen mit dem Concilium, wie wenn dasselbe für ihn nicht vorhanden wäre, die in Constanz versammelten Väter durch eine am 13. März 1415 erlassene Bulle zum Concilium berufen. Hierauf versammelte sein Legat am 4. Juli die Väter zu einer Sitzung (der vierzehnten), um der Abdankung Gregor's große Feierlichkeit zu geben und die Vortheile, die sich derselbe dabei ausbedungen hatte, zu bestätigen. In dieser Sitzung, in welcher Siegmund den Vorsitz führte, überreichte Karl Malatesta feierlich die Verzichtleistungs-Acte, die dann vom Concilium angenommen wurde. Gregor bestätigte dieselbe nachher noch besonders, und legte hierauf in einem Consistorium seiner Kardinäle den päbstlichen Ornat ab. Das Concilium hatte

ihm auf Verlangen Siegmund's die Würde eines Kardinalbischofs von Porto, die lebenslängliche Legation in der Mark Ancona, sowie den unmittelbaren Rang nach dem zu wählenden neuen Pabst gewährt und das Versprechen ertheilt, daß er wegen keiner Handlung, die er als Pabst vorgenommen habe, zur Rechenschaft gezogen werden solle.

Nachdem man sich mit Gregor abgefunden hatte, sollte auch Benedict XIII., welcher fast nur noch in Aragonien anerkannt wurde, zur Niederlegung der päbstlichen Würde bewogen werden. Dies wollte man durch König Siegmund bewirken, welcher von seinem ungarischen Reiche bereits mehrere Jahre abwesend war, in Deutschland weder Macht noch Ansehen besaß, mit dem Concilium, im Concilium und für das Concilium decretirte und prunkte, und, um in lächerlichem Pomp erscheinen zu können, immer tiefer in Schulden sank, obgleich er beständig mit Urkunden und Diplomen Handel trieb und kaiserliche Rechte und Reichsgut verkaufte. Er übernahm jetzt eine Reise ins südliche Frankreich, um mit dem Könige von Aragonien und mit dessen Pabst zu unterhandeln. Da er die Reise in Begleitung von Commissären des Conciliums und unter dem Geleite eines ganzen Heeres von Rittern machen wollte, so brauchte er mehrere Monate, bis er das dazu nöthige Geld aufgetrieben hatte. Er nahm auch diesmal seine Zuflucht wieder zu dem Burggrafen Friedrich, dem er früher schon die Mark Brandenburg verpfändet hatte. Friedrich lieh ihm zu den bereits vorgestreckten hundertundfünfzigtausend Dukaten noch zweimalhundertundfünfzigtausend, und erhielt dafür eine am 30. April 1415 ausgestellte Urkunde, nach welcher ihm und seinen Erben unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amte käuflich überlassen ward. Die förmliche Abtretung erfolgte übrigens erst am 18. April 1417, seit welchem Tage Friedrich und seine Nachkommen die Mark Brandenburg als Kurfürsten beherrscht haben. Am 21. Juli reiste Siegmund von Constanz ab. Er gerieth schon nach kurzer Zeit wieder in die größte Verlegenheit, obgleich er bereits zu Aarberg in der Schweiz aufs neue Reichsgut verpfändete und seine Gemahlin, welche über Basel und Mühlhausen nach Ungarn zurückkehrte, zur Bestreitung ihrer Reisekosten vom Herzog Ludwig

von Baiern siebenzehntausend Gulden lieh. Auf der weiteren Reise ließ er es sich zu Narbonne, wo er mit Pracht empfangen und vom Bischof gut bewirthet ward, vier Wochen lang wohl sein. Erst in der Mitte des September kam er nach Perpignan, wo die Zusammenkunft mit Benedict stattfinden sollte. Hier traf Siegmund zwar den König von Aragonien, Benedict aber kam erst am Ende des Monats daselbst an, und zwar mit einem furchtbaren kriegerischen Gefolge. Dies, sowie die Hartnäckigkeit des Pabstes und die spanische Natur seiner Begleiter machte den Aufenthalt in Perpignan für Siegmund unangenehm und gefährlich; er kehrte daher Anfang November nach Narbonne zurück. Hier erschienen alsbald Gesandte vom aragonischen Könige, sowie von den übrigen spanischen Fürsten und von Schottland, welche die Zusicherung brachten, daß ihre Fürsten den Pabst Benedict aufgeben würden, wenn er die Bedingungen des Conciliums nicht annehme. Benedict floh hierauf am 13. November aus Perpignan; er rettete sich zuerst auf die Burg Collioure und dann auf das seiner Familie gehörige Schloß Peniscola bei Valencia. Nun verständigten sich aber die Könige von Aragonien, Castilien und Navarra, die Schotten und die Grafen von Armagnac und Foix mit Siegmund und den Commissären des Conciliums. Dem halsstarrigen Benedict ward der Gehorsam aufgekündigt, und die Bischöfe jener Länder sagten unter vertragsweise festgesetzten Bedingungen ihre Theilnahme am Constanzer Concilium zu. Der eigensinnige Mann behauptete, von Allen verlassen, das Pabstthum auf seinem Felsen, er schleuderte sogar den Bannfluch gegen den König von Aragonien, der sich zuerst von ihm losgesagt hatte, und es fanden sich auch einige spanische Bischöfe, welche dies benutzten, um dem Könige Verdruß zu machen.

Die Commissäre des Conciliums reisten sogleich nach Constanz zurück, Siegmund aber befand sich bei allen den Festen und Schmäusen, die man ihm gab, zu wohl, als daß er irgend eine Stadt hätte unberührt lassen sollen, welche sich durch die sehr kostspielige Ehre seines Besuches beglückt fand. Er borgte überall, und ließ sich, wenn eine Stadt ihn beschenken wollte, auch gern eine kleine Summe Geld schenken, wie er denn von der Stadt Avignon dreitausend Goldgulden annahm. Von Avignon begab

er sich nach Lyon, nachdem er seinen Vertrauten Eberhard von Windeck, der auch seine Geschichte geschrieben hat (s. Theil VIII., Seite 216), an den Grafen Amadäus von Savoyen geschickt hatte, um von diesem Geld zu leihen. Amadäus schoß eine Summe vor, und es wurden ihm dafür zwar nicht, wie dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ein Reichsland und ein Erzamt, wohl aber kaiserliche Rechte und alte Ansprüche des Reiches verpfändet. Siegmund war nämlich in den durchreisten Provinzen aus dem Grunde so gut aufgenommen und bewirthet worden, weil diese Länder zu dem deutschen Königreich Arelate und Burgund gehört hatten und, obgleich sie vom Kaiser und Reich keine Befehle mehr annahmen, doch Beide in Ehre hielten. Siegmund reiste für das geliehene Geld nach Savoyen, veranstaltete dort eine große Feierlichkeit, erhob den Grafen Amadäus zum Herzog, und belehnte ihn mit Rechten in Burgund und Arelate, welche freilich nachher von niemand anerkannt wurden: Alles für die elende Summe von zwölftausend Schildfranken. Hierauf reiste er nach Paris, obgleich ihm jedermann davon abrieth, weil König Karl VI. von Frankreich seines Verstandes nicht mächtig war, und wenige Monate vorher bei Azincourt eine entscheidende Schlacht gegen die Engländer verloren hatte. Siegmund hielt sich einen Monat in Paris und nachher noch drei Wochen in St. Denys auf. Dann reiste er auch nach England, um dort vier ganze Monate zu verweilen und Ritter und Damen zu beschenken. Wie kostspielig dies sein mußte, mag man daraus schließen, daß uns die Chroniken erzählen, Siegmund sei mit einem Gefolge von vierzehnhundert Personen in England angekommen. Man wäre daher auch in einiger Verlegenheit, wenn man angeben sollte, woher er das nöthige Geld nahm. Den Vorwand zur Reise nach England gaben theils die noch nicht beendigten Unterhandlungen über das Concilium und über die Päbste, theils die beabsichtigte Friedensvermittelung zwischen Frankreich und England. Was das Erstere betrifft, so hätte Siegmund viel besser gethan, wenn er, statt zu warten bis auch die fünfte Nation, die spanische, sich auf dem Concilium eingefunden hatte, gerades Weges nach Constanz zurückgereist wäre. Von seiner Friedensvermittelung aber war nicht das Mindeste zu erwarten; im Gegentheil, sowohl die Engländer als die

Franzosen machten sich über ihn und sein aus Madscharen und Deutschen bestehendes Gefolge lustig. Er spielte, um glänzen und schwelgen zu können, auf der ganzen Reise eine sehr schimpfliche Rolle, und gerieth zuletzt in große Verlegenheit, auf welche Weise er wieder von Dover nach Calais kommen sollte. Er hatte auf niederländische Schiffe gerechnet; aber ein Zwist, in welchen er mit dem Herzog Wilhelm von Holland gerieth, vereitelte diese Hoffnung wieder. Andererseits forderten die Engländer für seine Überfahrt so viel, daß er nicht daran denken konnte, von ihnen Schiffe zu miethen. Er schloß daher, obgleich er auch mit Frankreich in engem Bunde war, ein höchst verdächtiges geheimes Bündniß mit dem englischen König Heinrich V., der ihn dann mit Kostbarkeiten aller Art reichlich beschenkte und endlich nach der damals den Engländern gehörenden Stadt Calais hinüber fahren ließ. Daß das Letztere auch aus dem Grunde geschehen sei, um der lästigen Gäste, der Verschwender und Schuldenmacher sobald als möglich los zu werden, scheint und daraus hervorzugehen, daß Siegmund sich in Calais gleich anfangs festzehrte, und nur durch Borgen, durch Verpfändungen und durch die Hülfe von Wucherern wieder flott werden konnte. Er war am 24. August 1416 in Calais angelangt, und hielt sich daselbst mehrere Wochen auf, bis sein getreuer Eberhard von Windeck die reichen flandrischen Kaufleute und Bankiers durch Pfänder und Wucherzinsen bewogen hatte, Summen herzugeben, die der König dann sogleich wieder verschwendete. Eberhard mußte mit den Kostbarkeiten, welche der englische König seinem Herrn geschenkt hatte, in Brügge, Gent und Antwerpen umherlaufen und sie für soviel Geld versetzen, als man nur immer darauf geben wollte. Außerdem lieh er von Brügger Kaufleuten noch zehntausend Goldgulden gegen Wucherzins. Die Kleinodien wurden erst um die Mitte des Jahres 1417 wieder eingelöst, und da das Glück es fügte, daß die Lübecker ihren Magistrat fortgejagt hatten und Siegmund sie dafür um Geld strafen durfte, so wurden auch die Brügger bezahlt. Übrigens hielt Siegmund in Calais auch einen jener sogenannten Fürsten-Congresse, welche nie zu etwas Anderem als zu eiteler Verschwendung führen. An eine Rückkehr nach Constanz oder gar nach Ungarn dachte er vor der Hand nicht; er zog vielmehr, als er von Calais

abgereist war, noch in den Niederlanden, in Lothringen und am Rhein planlos umher. Überall ließ er sich nach alter kaiserlicher Sitte bewirthen und verpflegen, ohne für sich oder für sein Gefolge irgend etwas zu bezahlen. In den letzten Tagen des Januar 1417 traf er endlich, nach anderthalbjähriger Abwesenheit, wieder in Constanz ein.

Hier war in anderthalb Jahren mehr geredet, geschrieben, geprahlt und disputirt, als beschlossen und gehandelt worden, wie dies zu geschehen pflegt, wenn Gelehrte und besonders Professoren, die ein System im Kopfe tragen, über politische oder religiöse Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen haben. Über die Misbräuche des bestehenden Kirchenwesens, besonders über die Gelderpressungen und die ärgerlichen alles Zutrauen des Volkes zu seinen Geistlichen zerstörenden Folgen der monarchischen Regierung der Päbste, der Bischöfe und ihrer Stützen, der Bettelorden, waren die gelehrten Theologen der Sorbonne einverstanden; aber ändern wollte in der Hauptsache niemand. Es geht nämlich aus den Berathungen des Conciliums in den Jahren 1416 und 1417 deutlich hervor, daß die Kardinäle, Prälaten und Doctoren, welche zu Constanz tagten, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, zu welcher sie eigentlich berufen waren, weder durchsetzen konnten noch wollten. Mit der Wurzel konnten jene Übel nicht ausgerottet werden, wenn man nicht zugleich die Glaubenslehre änderte; das wollten aber selbst die Hauptgegner des Pabstthums, ein Gerson, ein d'Ailly und die anderen Häupter der sogenannten gallikanischen Kirche, nicht. Ein darauf bezüglicher Vorschlag, welchen Siegmund machen ließ, erregte sogar unbeschreiblichen Lärm. Siegmund hatte nämlich eine in deutscher Sprache abgefaßte Schrift, Reformatorium Cleri betitelt, vertheilen lassen, in welcher vorgeschlagen war, man solle die Güter der Kirche in den Besitz der weltlichen Macht geben, welche dieselben dann für den Glauben, d. h. theils zur Besoldung der Geistlichen und zur Unterhaltung des Cultus, theils zur Abwehr der Türken, zu verwenden habe. Ein solcher Vorschlag mußte freilich schon aus dem Grunde den größten Widerspruch hervorrufen, weil Siegmund nicht der Mann war, dem man Güter anvertrauen konnte, um sich nachher aus dem Ertrage derselben von ihm besolden lassen.

Die heftigsten Beschwerden über den päbstlichen Stuhl wurden von den Deutschen vorgebracht. Siegmund unterstützte seine Landsleute anfangs aus allen Kräften, und da der gelehrte und rechtliche Robert Hallam, Bischof von Salisbury, in gleicher Weise mit Nachdruck auftrat, so führten bis zu dessen Tod auch die Engländer einerlei Sprache mit den Deutschen. Diese litten beim Fortbestand des seitherigen Systems am meisten, weil sie so viele Äbte, Bischöfe und Erzbischöfe hatten, welche fürstliche Rechte besaßen. Sie hatten daher schon früher einen Aufsatz als Beschwerden (Gravamina) deutscher Nation eingereicht, sie entlehnten nachher (1416) aus denselben ihre Rathschläge zur nöthigen Beschränkung des päbstlichen Druckes (Avisamenta), sie bestanden sogar später beim Baseler Concilium darauf, daß aus denselben ein Concordat gebildet werde; wir werden aber im weiteren Verfolg der Geschichte sehen, auf welche Weise sie vom Pabst, von Aeneas Sylvius, von der Mainzer Kanzlei und vom Kaiser Friedrich III. betrogen wurden, als man ihnen, um mit Homer zu reden, statt eines hundert Stiere werthen Concordates ein nur neun Stiere werthes unterschob. In Constanz drangen sie vereint mit den Engländern darauf, daß, ehe man einen neuen Pabst wähle, den Beschwerden der Gläubigen über Pabstthum und Hierarchie abgeholfen werden müsse; die drei anderen Nationen dagegen behaupteten, ohne vorhergegangene Pabstwahl könnten keine Reformen gemacht werden, obgleich ein neugewählter Pabst, wie sich mit Bestimmtheit voraussagen ließ, gewiß zuerst dafür Sorge trug, daß das bestehende System nicht angegriffen werde, weil es gerade die unerhörten Erpressungen der Päbste und Kardinäle waren, worüber man am meisten klagte. Den Bestrebungen der Deutschen und Engländer stand bei den anderen Nationen besonders die große Ängstlichkeit im Wege, mit welcher man in jenen Zeiten die Formen beobachtet wissen wollte. Diese ängstliche Rücksicht auf die Form ging so weit, daß man darüber mehrentheils das Wesen ganz aus dem Gesichte verlor. Aus dem nämlichen Grund beruhigte man sich in Constanz nicht damit, daß Benedict's XIII. Anhänger diesem den Gehorsam aufgekündigt hatten, sondern man schickte ihm noch im Januar 1416 durch zwei Mönche eine Vorladung zu, obgleich alle Welt wußte, daß er nicht erscheinen werde; man setzte ihm sogar

nachher wiederholt neue Termine, zauderte und zögerte mit der Eröffnung des Processes gegen ihn, zog diesen von einem Monat zum anderen in die Länge, und sprach endlich erst am 26. Juli 1417 Benedict's Absetzung aus.

Von diesem Augenblick an drangen die vierundzwanzig Kardinäle, welche dem Concilium beiwohnten, heftiger als vorher auf eine neue Pabstwahl, und alle französischen, spanischen und italiänischen Prälaten forderten mit ihnen einen neuen Pabst. Siegmund und die Engländer hatten daher einen sehr schweren Stand, und als am 4. September 1417 Robert Hallam gestorben war, konnten die Deutschen auch auf die Engländer nicht mehr rechnen. Wie reif übrigens Deutschland schon damals für eine Reformation der Kirche war, ersieht man nicht blos aus allen in der Volkssprache geschriebenen Erzählungen, Gedichten und Reden jener Zeit, sondern auch ganz besonders aus der beim Concilium eingereichten Rechtfertigungsschrift der Geistlichkeit deutscher Nation. Man hatte gegen die deutschen Geistlichen, weil sie und ihr König mit einer bis dahin unerhörten Dreistigkeit auf eine Reform drangen und bis zur Erledigung derselben keine neue Pabstwahl zulassen wollten, die Beschuldigung ausgesprochen, daß sie hussitische und wicliffitische Lehren begünstigten. Die Deutschen treten daher in der erwähnten Schrift mit Stolz auf, sie nennen sich „eine gottergebene, geduldige, demüthige Nation, welche durch Gottes Gnade mächtig genug sei; die Kaiserwürde, acht Könige, sowie viele Herzöge, Markgrafen, Fürsten, Grafen, Herren und unabhängige Städte voll ungebrochener Kraft gehörten ihr an." Sie sagen ferner: „Das Verderbniß, welches von der Anmaßung der Päbste herrühre, habe seit anderhalb Jahrhunderten beständig zugenommen. Anstatt der Sorge, dem Himmel Seelen zu gewinnen, beherrschten Habsucht, Ehrgeiz, Sinnlichkeit den päbstlichen Hof und verleiteten ihn zu jeder Ungerechtigkeit und Gewalt. Daher rührten die Reservationen, die Commenden, die rechtswidrigen Collationen der Beneficien, der Expectanzen, die anticipirten Daten, die während der Vacanz geistlicher Stellen erpreßten Annaten u. s. w." Übrigens findet sich diese für den Zustand der deutschen Kirche im fünfzehnten Jahrhundert höchst wichtige Schrift in der von von der Hardt gemachten Sammlung aller das Constanzer Concil betreffenden Actenstücke.

Siegmund wäre in seiner Forderung vielleicht standhaft geblieben, wenn ihn nicht zuerst die Engländer und bald nachher auch die deutschen Prälaten, denen man Pfründen und Würden versprach, im Stiche gelassen hätten. Er willigte schon Ende September in die Vornahme der Pabstwahl; doch machten er und seine Deutschen dabei den ausdrücklichen Vorbehalt, daß der zu ernennende Pabst unmittelbar nach seiner Krönung im Verein mit dem Concilium die Reformation des Kirchenwesens vornehme und durchführe. Das Concilium seiner Seits beschloß am 9. Oktober, daß künftig ebenso wie in der älteren Kirche wieder regelmäßig allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden sollten, und zwar die erste nach fünf, die zweite nach sieben Jahren und nachher alle zehn Jahre eine. Die Wahl des Pabstes wurde diesmal nicht den dreiundzwanzig in Constanz anwesenden Kardinälen allein überlassen, man wollte diese anfangs sogar ganz ausschließen, vereinigte sich aber am Ende dahin, daß sechs Deputirte jeder Nation, also in Allem dreißig, in Verbindung mit den dreiundzwanzig Kardinälen das Wahl-Collegium bilden sollten. Dieses trat am 8. November 1417 im bischöflichen Palaste zusammen, und wählte am 11. jenen Kardinal Otto von Colonna, welcher früher im Auftrage Johann's XXIII. das erste Urtheil gegen Huß ausgesprochen hatte (s. S. 145).

Der Gewählte nahm den Namen Martin V. an, und erneuerte sogleich alle die Misbräuche, welche seine Vorgänger mit den Sporteln und Taxen getrieben hatten. Er, die versammelten Vater und König Siegmund feierten gleich nach der Wiederbesetzung des päbstlichen Stuhles ein Fest nach dem anderen, und belustigten das müßige Volk durch kirchliche und ritterliche Schaugepränge, bei welchen der Pabst die erste, König Siegmund die zweite Rolle spielte. Dieser und diejenigen Prälaten und Theologen, welche vorher so laut von Reformen geredet hatten, wurden jetzt ganz kleinlaut, weil Pabst Martin ihnen immer auswich. Der Form wegen bestanden freilich noch am 22. November alle fünf Nationen auf Reformen; sie willigten aber ein, daß die Sache an eine Commission überwiesen ward, welche zuerst lange Zeit hindurch keinen Bericht abstattete und dann die Sache in die Länge zog. Die Deutschen allein fuhren fort, auf Abschaffung der römischen Tyrannei zu dringen, durch welche sie selbst am härtesten

gedrückt wurden, weil drei von ihren sieben Kurfürsten Pfaffen waren, weil ihr Kaiser der Krönung und Bestätigung des Pabstes zu bedürfen glaubte, und sogar gleich dem byzantinischen Kaiser stolz darauf war, daß er die Würde eines Unter-Diakanus habe und als solcher mit dem Schwert in der Hand bei der Messe das Evangelium vorlesen dürfe. Die Deutschen allein faßten daher auch ihre Beschwerden über den römischen Hof in achtzehn Artikel zusammen, welche dann Ende Januar 1418 dem neuen Pabste übergeben wurden. Dieser wich jedoch ihren dringenden Forderungen auf dieselbe Weise aus, wie seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag allen ähnlichen Forderungen ausgewichen sind, d. h. er gewährte statt der Reformen täuschende Concordate, welche so abgefaßt waren, daß man Alles beim Alten lassen und sich doch rechtfertigen konnte. Da die Italiäner gar keine Reform wollten, so brauchte Martin blos mit den anderen vier Nationen Concordate zu schließen. Jede derselben erhielt ihr eigenes Concordat, und die Deutschen nahmen das ihrige am 21. März an, jedoch ohne irgend eine Bürgschaft, daß es würde gehalten werden. Keine der Regierungen von den vier Nationen wollte nachher auf das von ihren Geistlichen angenommene Concordat eingehen, weil in demselben nur ganz unbedeutende Zugeständnisse und auch diese mehr zum Schein, als in Wahrheit gemacht waren; alle aber außer der deutschen trafen in Verbindung mit ihren Ständen Maßregeln, um den Päbsten zum Trotz durch weltliche Mittel dem Unfuge einstweilen zu steuern.

Da die Reformation der Kirche die Hauptaufgabe des Conciliums hatte sein sollen und der Pabst jene fruchtlosen Concordate für Kirchen-Reform ausgab, so war mit dem Abschlusse derselben der Zweck der vierjährigen Berathungen der Theologen der ganzen Christenheit scheinbar erreicht, und Martin V. schickte sich an, nach Rom zu reisen. Ehe er das Concilium schloß, erklärte er in der vorletzten Sitzung (19. April 1418), daß er das nächste, in fünf Jahren zur weiteren Reformation des Kirchenwesens zu haltende Concilium nach Pavia berufen werde, d. h. mit anderen Worten, daß er diese Reformation in die Hände der Italiäner geben wolle, welche jeder Verbesserung abgeneigt waren; seine Erklärung erweckte daher auch den Unwillen der ganzen Kirche.

In der am 21. April gehaltenen letzten oder fünfundvierzigsten Sitzung, in welcher der leere und eitele Siegmund mit der königlichen Krone auf dem Haupte wieder als Diakonus neben und unter dem Pabste prunkte, las auf Befehl des Letzteren ein Kardinal die Formel der Auflösung des Conciliums vor; Siegmund aber ließ durch seinen gelehrten Juristen, Ardoin von Novara, einen Vorläufer von Metternich's Gentz, dem Concilium eine in seinem Namen verfaßte Schrift vortragen, in welcher erklärt wurde, daß der König sehr vergnügt über alles sei, was er verschwendet, verreist und gewünscht habe, und daß nur böse Mäuler behaupten könnten, es sei mit allem dem weit mehr verdorben als verbessert worden.

5. Siegmund, das deutsche Reich und der Hussiten-Krieg bis zum Jahre 1432.

Die deutsche Nation mußte den Fanatismus der zu Constanz versammelten Theologen, sowie die eitele Pracht, die Zerstreuungssucht und die leichtsinnige Verschwendung ihres Königs schwer büßen. Siegmund schadete den Deutschen nicht blos dadurch, daß er die Rechte und Güter des Kaiserthums, also die der Nation selbst, um schnödes Gold verkaufte und verpfändete, und daß er für Geld die Anmaßungen der Fürsten, Ritter, Städte und Corporationen durch Urkunden und Siegel zu Rechten und Privilegien machte; er schadete dem Reiche auch noch durch seine Servilität gegen den Pabst. Diese Servilität, welche übrigens blos Politik, nicht Aberglauben war, trieb ihn dazu, daß er die Czechen, die durch seinen Vater und seinen Bruder mit den Deutschen innig und brüderlich vereinigt worden waren, zu tödtlichen Feinden der deutschen Nation, ihrer Religion und Civilisation, sowie seines eigenen Hauses machte. Das Concilium hatte die böhmische Nation bei Gelegenheit der hussitischen Sache gerade so behandelt, wie der deutsche Bundestag, Östreich, Preußen und Rußland das deutsche Volk von 1817 bis 1848 behandelt haben. In beiden Fällen wollte man, zu Gunsten des positiven Rechtes der Minderheit, gegen das Vernunftrecht der Mehrheit polizeilich und kriminalrechtlich verfahren. Das Concilium hatte, von den deutschen Theologen angeregt, die vierhundertzweiundfünfzig böhmischen

und mährischen Barone und Ritter, welche dem Drohbriefe vom 2. September 1415 ihr Siegel angehängt hatten (s. S. 159), durch Beschluß vom 24. Februar 1416 als der Ketzerei verdächtig vorgeladen und diese Vorladung im Mai zu Constanz, Passau und Wien, sowie im Juni auch zu Regensburg an die Kirchenthüren anheften lassen. Das Concilium hatte außerdem sogar über den Prager Erzbischof, Konrad von Vechta, und über den Bischof von Olmütz, Wenzel Kralic von Bubenic, einen Proceß verhängt, weil sie die Ketzerei geduldet hätten. Ja, als bald nachher beim Tode des Letzteren König Wenzel ohne Rücksicht auf das Concilium durch Konrad einen neuen Bischof von Olmütz einsetzen ließ, wollten die heiligen Väter mit aller Gewalt sogar Wenzel und seine Gemahlin als Ketzerbeschützer verfolgen, und Siegmund hatte große Mühe, das Concilium abzuhalten, daß es sich nicht vollends lächerlich und verhaßt mache.

Die Verfolgung des Conciliums traf hauptsächlich die gelehrten Männer, welche auf der Prager Universität und an anderen Orten in die Spuren der beiden böhmischen Märtyrer getreten waren, und ein mehr oder weniger von der Kirchenlehre abweichendes System biblischer Religion aufstellten, während der unwissende Haufe von einer Anzahl wüthender Schwärmer religiös und politisch aufgeregt ward. Zu jenen Reformatoren, welche nur Misbräuche abgestellt, nicht die ganze bestehende Lehre geändert haben wollten, gehörten von den Mitgliedern der Prager Universität besonders Johann von Jesenic, Jakobellus von Mies, Christian von Prachatic, Johann Cardinalis von Reinstein, Simon von Tisnowic, Simon von Rokyczan, Zdenek von Labaun, Marcus von Königingräz, die Barone Zdislaw von Zwiretic und Michael Cizek von Malenic. Diese Doctoren und ihre Anhänger bildeten die Gemeinde der sogenannten Kalixtiner oder Utraquisten, welche zwar die Austheilung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt und die Abstellung von sehr vielen kirchlichen Misbräuchen forderten, dabei aber öffentlich erklärten, daß sie in allen Punkten, über welche die Schrift nichts Bestimmtes aussage, den hergebrachten Kirchenglauben als Richtschnur betrachteten. Eine ganz andere Reformation verlangten die verschiedenen Secten und ihre schwärmerischen Stifter, welche den eingewanderten Picarden, Albigen-

sern und Begharden folgten, und von den Stämmen Israel's träumten. Diese Schwärmer übten auf das ganz unwissende Volk den größten Einfluß aus, weil sie aus dem Mosaismus und aus den Evangelien ein communistisches und republikanisches System ableiteten, wie Wicliffe's Schüler gethan hatten und wie später die englischen Schwärmer zu Cromwell's Zeiten thaten. Ihre wilde, anfangs jedoch mäßige Schwärmerei veranlaßte in Böhmen ähnliche Gräuelscenen, wie die Begeisterung für Gleichheit, Freiheit und Menschenrecht im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts unter den Franzosen, und machte die begeisterten Böhmen den Deutschen bald eben so furchtbar und verderblich, wie es später die Franzosen der Schreckenszeit wurden. Diese Schwärmer erhielten gleich anfangs zu Austi an der Luznic und auf dem von Austi aus bevölkerten und mit einem biblischen Namen benannten Berge Tabor einen festen Sitz. Ein reicher Tuchmacher und Tuchhändler zu Austi, Pytel, welcher schon den Märtyrer Huß in seinem Hause aufgenommen hatte, gewährte allen gelehrten und ungelehrten Schwärmern, denen die Prager zu prosaisch und zu wenig radikal waren, Gastfreundschaft. Um diese durch die eingewanderten fremden Schwärmer aufgeregten Sectenstifter und Lehrer, den Magister Johann von Jicin, die Priester Wenak, Bydlin, Kanis, Psenicka und Andere, sammelten sich nachher, als der Krieg begann, viele Tausende, welche das jetzige Städtchen Tabor gründen halfen, anfangs aber im Freien hausten. Gegen sie erließen die Magister der Prager Hussiten und Kalixtiner schon am 25. Januar 1417 eine Proclamation, in welcher es heißt: „Der Teufel pflege oft den Schein der Heiligkeit anzunehmen, um auf diese Art Bruderzwist und Verachtung der göttlichen Gebote desto besser verbreiten zu können. Mit Schmerz habe man in Prag erfahren, daß in einigen Gemeinden und Orten des böhmischen Landes gelehrt werde, es gäbe kein Fegfeuer, Gebete und Almosen für Verstorbene seien folglich unnütz, die Bilder der Heiligen und ihre Verehrung ständen mit der Schrift im Widerspruch, die Kirchen-Ceremonien, wie das Weihen von Salz und Wasser, der Gebrauch von Palmen, die Ostereier und Anderes, seien überflüssig und irrig und dergl. mehr." Dies Alles strebten also die Prager Magister festzuhalten; man sieht

aber leicht, daß sie, da man einmal aufklären wollte und mußte, hinter denen, welche nicht auf halbem Wege stehen blieben, zu weit zurück waren, um der drohenden Revolution Meister zu sein. Das Constanzer Concilium beging einen noch weit größeren Fehler, als die gelehrten Professoren, welche die Prager Rechte bildeten. Statt nämlich sogleich diesen Pragern, die nur geringe Forderungen machten, Einiges nachzugeben, trieb das Concilium durch seine Schritte alle Böhmen zur Vereinigung gegen eine Lehre, welche die Vertheidiger alles Alten ihnen aufdringen wollten. Der Kanzler der Pariser Universität, Johann Gerson, von seiner und seiner Genossen Unfehlbarkeit ganz eingenommen, wie gelehrte und berühmte Professoren seiner Art zu sein pflegen, widerlegte zwar im Auftrage des Conciliums die Kalixtiner, redete aber dabei von den Böhmen, welche seine Gründe nicht gelten lassen wollten, mit solcher Geringschätzung, daß er geradezu erklärte: es scheine ihm geeigneter, mit weltlichem Arm als mit geistlichen Mitteln gegen die Hussiten einzuschreiten. So reden seines Gleichen noch alle Tage, und Pabst Martin ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war kaum als Pabst anerkannt, als er auf dieselbe Weise wie vorher das Concilium mit den Böhmen verfuhr; ja, er würde sogar den Proceß, mit welchem dieses den armen Wenzel bedroht hatte, fortgesetzt haben, wenn er nicht durch Siegmund's Zureden und durch die Versprechungen, die derselbe in Wenzel's Namen that, davon abgebracht worden wäre. Die Böhmen dagegen behandelte der Pabst gerade so, als wenn das ganze Volk vom Glauben abgefallen wäre. In der am 22. Februar 1418 aus Constanz erlassenen Bulle droht er allen denen, welche dem Wicliffe oder dem Huß und Hieronymus anhingen oder ihre Lehren billigten, mit den furchtbarsten Strafen, und diese sollten auch alle ihre Angehörigen und Verwandten treffen, ja sogar einen Jeden, welcher einen Hussiten verberge oder in sein Haus aufnehme, oder der auch nur unterlasse, die ihm bekannten Ketzer anzuzeigen; es sollte nämlich das Vermögen von allen diesen eingezogen und ihnen selbst das christliche Begräbniß versagt werden. Außerdem erneute Martin die nach den Anfangsworten ut inquisitionis negotium benannte furchtbare Inquisitions-Bulle des Pabstes Bonifacius, welche alle weltlichen Richter gegen die der Ketzerei Beschuldigten auf-

ruft. Einen Monat später schreibt der Pabst allen Böhmen ohne Unterschied, besonders den Baronen und Rittern: „Es sei jämmerlich, kläglich, abscheulich zu hören und bitter schmerzlich zu sagen, wie die Leute, welche den verruchten, längst verdammten Lehren des Johann Wicliffe und Johann Huß verfluchten Andenkens anhingen, jetzt schon das ganze Königreich Böhmen mit verderblichen Lehren und Irrthümern so erfüllt hätten, daß man fast sagen müsse, der katholische Glauben und die evangelische Zucht seien dort, wo sie früher mit großer Verehrung und ausgezeichneter Andacht in Ehren gehalten worden wären, spurlos verschwunden." Der Kardinal, welcher diese Geschichten mit ihren urkundlichen Belegen aufbewahrt hat, gesteht selbst, durch diesen Fluch, diese Bulle, diese Episteln und geistlichen Schmähungen wären die Böhmen, sowohl der Adel als das Volk und sogar die Geistlichen, in Wuth gebracht worden, so daß die Prager, als Wenzel einer Aufforderung des Pabstes und seines Bruders gemäß die Freiheit des Predigens habe beschränken wollen, einen Aufstand erregt und den König genöthigt hätten, auf dem Schlosse Wissehrad eine Zuflucht zu suchen.

Wenzel fand es klüger, sich seine Unterthanen, als den Pabst befreundet zu erhalten; er ließ daher etwa sechs Wochen nach jenen Eingriffen des Pabstes in die weltliche Regierung und Gerichtsbarkeit (am 9. Juni 1418) aufs neue ein Gesetz bekannt machen, vermöge dessen jede Vorladung böhmischer Unterthanen weltlichen Standes vor ein auswärtiges geistliches Gericht für ungültig und nichtig erklärt ward. Wir haben schon oben (S. 160) bemerkt, daß der Kardinal Johann Dominici, ein Dominikaner und also schon seines Ordens wegen ein Ketzerrichter, welchen Pabst Martin im Juli zur Verfolgung der Ketzer nach Böhmen schickte, dort nichts ausrichten konnte; Wenzel wollte nichts von ihm wissen, und der Kardinal mußte froh sein, daß er mit heiler Haut davon kam. Er befand sich daher auch am Ende des Jahres 1418, als Siegmund endlich über Passau nach Ungarn zurückreiste, in dessen Gesellschaft, und wir vermuthen, daß dieser vornehme Dominikaner es war, welcher Siegmund zu dem unvorsichtigen Schritt bewog, seinem Bruder in einem offenen Briefe bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß er die Maß-

regeln des Pabstes gegen seine Unterthanen nicht kräftiger unterstütze. Das mußte die Böhmen vollends gegen Siegmund erbittern. Dieser kündigte sogar der Ketzerei wegen dem König Wenzel die Bruderliebe und Freundschaft auf, und drohte mit einem Ausrottungskriege der Christenheit gegen die Böhmen, worauf Wenzel ihm zuerst durch Briefe und dann im Januar 1419 durch Gesandte erwiderte, man wisse in Böhmen nichts von Ketzern und Irrlehren. Unglücklicher Weise ließ sich der böhmische König nachher durch seinen Bruder doch noch in Furcht jagen, und versuchte, seinen schwachen Willen der ganzen Nation zum Trotz durchzuführen; er gab dadurch die Veranlassung zum Abfall der Böhmen und zu den furchtbaren Grausamkeiten der Czechen gegen die Deutschen. Fast ganz Prag war nämlich schon im Jahr 1419 utraquistisch, selbst Wenzel's Rathgeber und Generale hatten sich stets für Huß erklärt, nichts desto weniger begann der König im Februar plötzlich den Gottesdienst der Utraquisten auf gewisse Kirchen zu beschränken und nüchtern oder im Rausch gegen Ketzer zu toben. Jetzt vereinigten sich aber die Prager Bürger zum Schutz ihrer Lehre, und der beste Staatsmann in Wenzel's Cabinet trat zugleich mit dem ausgezeichnetsten Kriegsmann aus dem königlichen Dienste. Diese beiden Häupter der Hussiten, welche nachher ebenso berühmt geworden sind, wie später Cromwell in England, waren Nikolaus von Hussinecz, königlicher Burggraf auf Huß und Prachatic, und der greise Zizka von Trocznow, der sich früher in Polen und Litthauen im Kriege der deutschen Ritter mit den Heiden als Feldherr Ruhm erworben hatte. Als Beide sich von Wenzel abwandten und die Prager Bürgerschaft die Niederlegung der Waffen verweigerte, hielt sich Wenzel auf dem Wissehrad nicht mehr sicher, und floh auf das Schloß Wenzelstein, welches er in der Nähe von Kunratic erbaut hatte. Da sowohl Zizka als Nikolaus von Hussinecz von Wenzel verbannt und als Ketzer bezeichnet wurde, so sammelten sich auf den Gütern dieser beiden Männer unzählige Hussiten aus ganz Böhmen. Die aus Austi verdrängten Geistlichen des schwärmerischen Theiles aber vereinigten auf dem breiten Hügel Hradist an der Luznik ihre Gläubigen. Dieser Hügel war auf drei Seiten von wasserreichen Schluchten umgeben und nur durch eine Land-

zunge von der vierten Seite her zugänglich, er war also von Natur zur Festung geeignet, wozu er nachher unter dem Namen des Berges Tabor benutzt ward. Dort hielten die Geistlichen im Sommer 1419 unter freiem Himmel ihren von vielen Tausenden besuchten Gottesdienst, dort versammelte Nikolaus von Hussinecz am 23. Juli 1419 zweiundvierzigtausend Männer, Frauen und Kinder aus allen Gegenden Böhmens zu einem begeisternden religiösen Nationalfeste, das die ganze Nation mit Enthusiasmus erfüllte, da es ein Fest der Gleichheit vor Gott war: Processionen mit Fahnen, die Vortragung des Sacraments und der Gesang frommer Lieder in böhmischer Sprache fehlten nicht, jeder Zuzug aus der Ferne ward von den bereits Anwesenden feierlich empfangen, Allen wurden Plätze angewiesen, die Versammelten nannten sich Volk Gottes und Stamm Juda, jeder Standesunterschied war unter ihnen aufgehoben, und der Bauer wie der Edelmann hieß Bruder. Mehrere Tage hindurch verweilten die vielen Tausenden, welche zusammengeströmt waren, auf dem mit Zelten bedeckten Hügel, und das erbauliche und heitere hussitische Nationalfest ward ohne alle weltlichen Ergötzlichkeiten, ohne irgend eine Schwelgerei, ohne Trinken und Lärmen begangen. Es machte auf das Volk einen um so stärkeren Eindruck, als sich die Versammelten ganz friedlich und freundlich trennten, ohne auch nur den mindesten Anlaß zur Klage gegeben zu haben. Unglücklicher Weise wurde aber dem Könige Wenzel die Rolle, welche Nikolaus von Hussinecz dabei gespielt hatte, von einer sehr gehässigen Seite dargestellt. Wenzel hatte seit den letzten Briefen und Drohungen des Pabstes Martin und des Königs Siegmund wieder angefangen, die Hussiten zu beschränken und ihren Gottesdienst zu verfolgen; er hatte den Magistrat der Neustadt Prag mit Gegnern der Hussiten besetzt, und machte Anstalt, in der Altstadt und Kleinstadt dasselbe zu thun. Dies veranlaßte am 30. Juli 1419 die erste Gräuelscene des Hussiten-Krieges. Ein ehemaliger Mönch des Prämonstratenser-Klosters Selau, Johann, welcher in der Neustadt längst eine fanatische Gemeinde gebildet und das Volk durch Aussprüche und Gleichnisse der Offenbarung Johannis, sowie der gegen Abgötterei tobenden jüdischen Propheten zur Wuth gegen die Verfolger seiner Glaubensgenossen entflammt hatte, veranstaltete an jenem Tage eine

Procession, durch welche alle Straßen mit Menschen angefüllt wurden. Der versammelte Magistrat wollte dies hindern, seine Rathsdiener und rechtgläubige Bürger insultirten den Mönch und das Sacrament in beiderlei Gestalt, welches Johann statt der Monstranz dem Zuge vorantrug; der Haufe der Fanatiker nahm aber auf der Stelle Rache dafür, er machte einen Angriff auf den Magistrat und die Polizei, und Zizka unterstützte ihn dabei mit seinen Bewaffneten. Das Rathhaus ward vom wüthenden Haufen erstürmt, und sieben Rathsherren nebst dem Stadtrichter Niklasek wurden ergriffen, zum Fenster hinausgestürzt, von den unterstehenden Bewaffneten mit Spießen aufgefangen und hierauf vollends gemordet, wiewohl nicht beraubt; die übrigen Rathsherren entzogen sich dem gleichen Schicksal durch die Flucht. König Wenzel überlebte diesen Frevel nur wenige Tage; viele Schriftsteller lassen ihn daher vor Schrecken oder gar vor Zorn sterben, andere haben aus Haß gegen die Hussiten sogar die Behauptung ausgesprochen, die hussitisch gesinnten Männer in Wenzel's Umgebung hätten ihn erstickt. Der neueste böhmische Geschichtschreiber hat jedoch die Ungerechtigkeit dieser Abgaben nachgewiesen. Nachdem er dargethan, daß Wenzel schon vorher einen Schlaganfall gehabt und noch im Anfange des August an den Folgen desselben gelitten habe, setzt er mit Recht hinzu: „Was Wenzel's plötzlichen Tod am 16. August 1419 angeht, so scheint es sehr begreiflich, daß ein robuster Esser und Trinker wie Wenzel an einem wiederholten Schlage starb."

Der Tod des Königs Wenzel ward das Signal eines allgemeinen Aufstandes in Böhmen. Die Hussiten bemächtigten sich überall der Regierung; es wurden am 29. September und am 11. November ebenso, wie vorher auf dem Berge Tabor, auf offenem Felde schwärmerische und so zu sagen republikanisch-radikale Volksfeste gefeiert, welche ebenfalls keine Excesse zur Folge hatten, obgleich Zizka und der hussitische Priester Wenzel Coranda dabei eine Hauptrolle spielten, und jener sogar an der Spitze von viertausend Bewaffneten umherzog. Die Mehrzahl der Städte des Landes war und blieb zwar noch lange in der Gewalt der Deutschen, und diese wurden auch von den meisten böhmischen Landherren begünstigt; Zizka rief aber die Bauern und die ganze eigentlich böhmische Bevölkerung zu den Waffen, und forderte sie durch fana-

tisirte Prediger und durch Proclamationen in böhmischer Sprache auf, keinem Deutschen zu trauen und keinen Deutschen zu schonen. In einer dieser Proclamationen ruft er seinen Landsleuten und Glaubensgenossen zu: „Habt Acht auf die, welche gegen unseren Glauben arbeiten, und besonders auf die große Bosheit der Deutschen, deren Verfolgungen um des Namens Jesu willen ihr schon erfahren habt! Stehet wider sie beständig, wie eure Vorfahren, die alten Böhmen, die ihre Waffe (Bhanicy) unter die Stiefel gesteckt, nicht allein Gottes, sondern auch ihrer selbst wegen! Wir aber, lieben Brüder, die das gemeine Wohl und das göttliche Gesetz vor Augen haben, müssen größere Anstrengungen machen. Wer ein Schwert führen und eine Keule schwingen kann, muß zum Kampfe gerüstet sein. Ihr müßt eure Pfarrer anhalten, daß sie in allen ihren Predigten das Volk zum Streit gegen den Antichrist ermahnen und Jung und Alt allzeit zum Kriege bereit machen u. s. w."

Wenzel's Wittwe, Sophia, erhielt von ihrem Schwager Siegmund, welcher damals mit den Türken und Venetianern zu thun hatte und, wie gewöhnlich, ganz ohne Geld war, keine Unterstützung, und mußte in Verbindung mit dem rechtgläubigen Theile des Adels, sowie mit den Bewohnern der Städte und mit den geworbenen deutschen Soldaten sich helfen, wie sie eben konnte. In der Stadt Prag fielen täglich blutige Gefechte vor, im übrigen Böhmen ward nach und nach unter Coranda und Zizka das ganze Volk ebenso militärisch organisirt, wie es in Frankreich zur Schreckenszeit geschah. In Prag behauptete sich zwar die gemäßigte Partei, weil sie Flinten und Geschütz hatte, wie denn auch bei der Belagerung von Constantinopel Böhmen als Artilleristen ausgezeichnet werden; Mord und Brand konnte aber Sophia nicht hindern. Sie selbst floh aus der Stadt, die Paläste wurden verbrannt, das Rathhaus und das sogenannte Sachsenhaus gestürmt und das Letztere zur Festung gemacht. Zwar blieben Prag und die anderen Städte des Landes bis auf fünf von gemäßigten Hussiten besetzt; allein die Wüthenden, welche ein Reich Christi auf Erden gründen wollten, besiegten unter Zizka die Schaaren der Ritter, nahmen ihnen die Stadt Pilsen und gründeten dieselbe neu. Sie schlugen auch den Herrn von Rosenberg in einer blutigen Schlacht,

entvölkerten Austi und erbauten dann eine Festung auf ihrem Tabor-Berge. Nichtsdestoweniger war die Zahl der Gemäßigten immer noch so groß, daß Siegmund, obgleich die Fanatiker geschworen hatten, ihn nie als ihren König anzuerkennen, mit Hülfe jener die Rasenden hätte in Schranken halten können, wenn er nicht ganz in der Gewalt der verhaßten Pfaffen- und Hof-Aristokratie gewesen wäre. Diese allein sammelte sich um ihn, als er auf Weihnachten 1419 die böhmischen und mährischen Barone, Ritter und Burggrafen nebst den Abgeordneten der Städte nach Brünn rief. Er erschien daselbst, umgeben von Fürsten und Bischöfen, die den Hussiten ein Gräuel waren; in seiner Begleitung war auch der päbstliche Legat Ferdinand von Lucca, welcher als Nachfolger des Johann Dominici die Ausrottung der Ketzer leiten sollte; die Königin Sophia kam ebenfalls mit ihrer durch die letzten Vorfälle in Prag höchst erbitterten Umgebung nach Brünn. Nichtsdestoweniger suchten die gemäßigten Hussiten, besonders die Prager Bürgerschaft, welche von den radikalen Taboriten, Adamisten und wie sie sich sonst nannten, gepeinigt wurden, Schutz bei Siegmund. Die Prager Deputation, welche nach Brünn geschickt ward und dort am 27. December unter Trompetenschall ihren Einzug hielt, bestand freilich auch aus Hussiten, sie brachte sogar ihre eigenen Geistlichen mit und feierte ganz öffentlich Abendmahl und Gottesdienst auf hussitische Weise; allein diejenigen, von welchen sie gesandt waren, fühlten doch, daß sie des Königs bedürften, und ließen sich deshalb sogar gefallen, daß er ihre Abgeordneten wie Leibeigene behandelte. Diese mußten nämlich, als sie bei der ersten Audienz wegen der Gräuel in Prag um Verzeihung baten, nicht nur lange vor Siegmund auf den Knieen liegen, ehe er ihnen eine Antwort ertheilte, sondern sie wurden hierauf auch mit Schmähungen und Vorwürfen überhäuft. Außerdem forderte der König, daß überall im Lande die Ketzer von den Ämtern entfernt werden. Während so die gemäßigte Partei oder, wie sie auch genannt wird, die Prager sich zwischen Siegmund und den Fanatikern im Gedränge fanden, waren diese mit der Bildung eines Heeres für das zu gründende Reich der neuen patriarchalischen Kirche der Slaven beschäftigt, und betrieben eifrig die Befestigung der von ihnen besetzten Plätze, wobei ihnen die des Minirens und Unter-

bauens kundigen Bergleute, welche zu ihnen gehörten, große Dienste leisteten. Es schien daher anfangs, als wenn Alles sich den Befehlen des Königs fügen würde; Siegmund schonte aber aus der Gemäßigten nicht, und bewirkte dadurch, daß alle böhmischen Secten und Parteien, so sehr sie auch einander haßten, sich gegen den König und gegen die deutschen Fürsten, die der Pabst auf sie hetzte, vereinigten.

Dies geschah, als Siegmund sich von Brünn nach Schlesien begeben hatte und dort gegen die Breslauer Bürgerschaft mit Willkür und Grausamkeit verfuhr. Er hielt in Breslau, wo sich auf seine Einladung viele Fürsten, Herren und Ritter um ihn versammelt hatten, zuerst nach seiner Gewohnheit Prunkfeste und Gastmähler. Dann fällte er (Januar 1420) in einem Streite des polnischen Königs mit dem Großfürsten Witold von Litthauen als Kaiser prahlend einen schiedsrichterlichen Spruch, welchen nachher keiner von beiden Theilen anerkennen wollte. Hierauf stattete er einige deutsche Fürsten mit Lehen aus, und gewährte anderen für ihr gutes Geld allerlei Privilegien und Begünstigungen, deren Aufzählung in dieses Werk nicht gehört. Im Februar endlich suchte er sein königliches Ansehen gegen die Breslauer Bürgerschaft geltend zu machen, um nachher in Böhmen auf gleiche Weise zu verfahren. In Breslau hatten nämlich die Innungen, besonders die Metzger, im Juli 1418 ihren Magistrat gerade so behandelt, wie nach einem bereits oben mitgetheilten Berichte ein Jahr später die Prager den ihrigen behandelten: sie hatten das Rathhaus erstürmt und die Rathsherren theils nach slavischer Sitte zu den Fenstern hinausgeworfen, theils auf andere Weise umgebracht. Während Wenzel sich bei dem ganz ähnlichen Vorfalle zu Prag begnügte, den eingesetzten revolutionären hussitischen Rath zu cassiren, die Aufrührer selbst aber nicht bestrafte, hielt dagegen Siegmund ein grausames und barbarisches Gericht über dieselben. Er bestellte eine Commission, welche dreiundzwanzig Bürger zum Tode verdammte, ließ diese im März durch acht Scharfrichter vor seinen Augen enthaupten, schenkte die Güter derer, welche entflohen waren, der Stadt, schmälerte den Innungen, besonders den Metzgern, ihre Rechte, und verbot ihre Zusammenkünfte. Außerdem sorgte er dafür, daß das städtische Regiment

in die Hand eines servilen und aristokratischen Rathes komme; denn es wurden jetzt sechszehn Mitglieder desselben aus den Geschlechtern und nur vier aus der Gemeinde gewählt Nachdem auf solche Weise diejenigen, welche sich den monarchischen Ordnungen nicht hatten fügen wollen, bestraft worden waren, verfuhr Siegmund dem Pabste zu Gefallen mit noch weit größerer Strenge gegen alle die Leute, die der kirchlichen Obrigkeit widerstrebten. In Breslau lebte Johann Kracha, ein ehemaliges Mitglied des Prager Magistrats; da dieser Mann Huß vertheidigte und das Concilium tadelte, so überantwortete Siegmund ihn einem geistlichen Gericht, und nachdem dieses, wie sich denken läßt, den Angeklagten verurtheilt hatte, ließ der König ihn am 15. März durch die Straßen zum Richtplatz schleifen und dort verbrennen. Der Unglückliche wurde dabei mit unwürdigen Mishandlungen aller Art überhäuft, bewahrte aber wie Huß seine Haltung und Standhaftigkeit bis zum Tode. Sein Mord erfüllte alle Herzen um so mehr mit Wuth, da er ein gemäßigter Hussite gewesen war. Nichts desto weniger erlaubte Siegmund gleich darauf dem päbstlichen Legaten und Inquisitor, Ferdinand von Lucca, Martin's V. Kreuzzugs-Bulle gegen die Hussiten der Breslauer Bürgerschaft zu verkündigen. Einige böhmische Herren in Siegmund's Gefolge verlachten darüber den Ketzerrichter öffentlich, und Siegmund war, als derselbe deshalb in große Wuth gerieth, diesmal verständig genug, nicht das Werkzeug des pfäffischen Zornes sein zu wollen.

Nach diesen Vorgängen in Schlesien erklärte sich auch die Prager Bürgerschaft nebst der Universität gegen den König, und nahm die Taboriten und ihren Helden Zizka, welche vorher zurückgewiesen worden waren, in ihre Stadt auf. Auch die anderen Städte verbanden sich gleich nachher, als die deutschen Fürsten und Bischöfe unter Siegmund's Führung den Kreuzzug des Pabstes gegen die Böhmen ausführen wollten, mit den Pragern zu gemeinschaftlichem Widerstand. In einer zu Prag gehaltenen Versammlung städtischer Deputirten kündigten diese ihrem Könige den Gehorsam auf, und erklärten ihn für einen Feind der böhmischen Nation, den sie nie zu ihrem König annehmen würden. Siegmund ward übrigens damals von den deutschen Fürsten um so kräftiger unterstützt, als fast alle deutschen Städte, Bürger und freien Ge-

meinden, besonders aber diejenigen Städte, welche entweder unter geistlichen Fürsten standen oder geistliche Stifter, Klöster und Gerichtsbarkeiten in ihren Mauern hatten, Neigung zeigten, den Grundsätzen der Böhmen zu huldigen. Der König hatte die geistlichen und weltlichen Privilegirten für sich, das böhmische Volk dagegen die Verständigen und die Menge. Man muß daher auch den schimpflichen Ausgang des Krieges der Deutschen mit den Böhmen aus dem Umstande erklären, daß die Tausende von Bürgern und Bauern, welche von den Rittern und Fürsten gleich einer Heerde ins Feld getrieben wurden, die erste beste Gelegenheit ergriffen, um davon zu laufen. Gleichwohl schien die Sache der Rechtgläubigen anfangs ganz gut zu gehen; denn während Siegmund von Schlesien her auf Prag los marschirte, hatten die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz und Brandenburg, die Herzöge von Östreich und Baiern, zwei Markgrafen von Meißen, der Landgraf von Thüringen und viele Bischöfe, Fürsten und Grafen, alle diejenigen Deutschen, welche sich durch die Ausrottung von Rebellen und Ketzern den Himmel verdienen wollten, im Westen vereinigt, um von dort aus in Böhmen einzudringen. Die Letzteren trafen vor Prag mit dem königlichen Heere zusammen. Die Zahl der Truppen, welche Siegmund damals vereinigt hatte, soll nach einer in unseren Augen sehr unwahrscheinlichen Angabe hundertundfünfzigtausend betragen haben. Wie groß aber auch Siegmund's Heer gewesen sein mag, jedenfalls war bei demselben keine Ordnung, Zucht und gehörige Leitung zu finden, und noch weit weniger jener das Ganze beseelende Enthusiasmus, der die Böhmen belebte. Wir werden uns daher auch nicht wundern, daß ein General, wie Ziska war, am 14. Juli 1419 den Sturm der Deutschen auf Prag abschlug. Der entscheidende Kampf fand dabei an dem Berge statt, welcher nachher dem Sieger zu Ehren den Namen Ziska-Berg erhielt. Nachdem der Angriff auf Prag gescheitert war, sahen sich die Deutschen aus Mangel an Magazinen genöthigt, das Land rings herum zu verwüsten und zu plündern, wodurch die Böhmen vollends erbittert und die slavischen Gemüther zu grausiger Rachsucht entflammt wurden.

Seit dieser Zeit suchten Siegmund und Zizka einander durch Grausamkeit und Gräuel zu übertreffen. Schon als der König

gegen Prag zog, hatte er bei Leutmeritz zwanzig Hussiten in der Elbe ersäufen lassen. Andererseits rächten sich die Prager an den Deutschen, als diese nach ihrem misglückten Sturm sehr grausam mit den Czechen umgingen, dadurch, daß sie auf ihrer Stadtmauer sechszehn gefangene Deutsche im Angesichte des feindlichen Heeres verbrannten. Wir schweigen von den grausigen Geschichten der durch Zizka und die Taboriten verübten Verstümmelungen und Quälereien; nur das Eine wollen wir aus Hunderten von Beispielen anführen, daß die Taboriten bei der Eroberung von Sedlecz den Herrn des Ortes, Ulrich von Rosenberg, langsam mit Dreschflegeln erschlugen, alle Einwohner bis auf sechs ermordeten, dann auch noch diesen den Tod gaben und nur den einen von ihnen am Leben ließen, der sich dazu verstanden hatte, die fünf anderen zu enthaupten. Solche Grausamkeiten wurden übrigens größtentheils nur von den Bauern zweier fanatischer Secten, der Orebiten und der Taboriten, sowie von den wilden Kriegsleuten Ziska's, welche sich später nach ihres Anführers Tode Orphaniten oder Waisen nannten, verübt. Diese drei Parteien der Hussiten sind damals durch ihre Grausamkeit und Mordlust eben so berühmt geworden, als in früherer Zeit Dschingiskhan's Mongolen und Timur's Tataren. Die Prager hätten sich daher auch derselben gern entledigt; sie bedurften ihrer aber, weil Siegmund, mit welchem sie den ganzen Juli hindurch, während der Gefechte um Prag, unterhandelten, weder ihre Nationalrechte noch ihre Veränderungen im Cultus anerkennen und verbürgen wollte. Der schwärmerische Theil des böhmischen Volkes hatte sich übrigens schon damals in eine Anzahl von Secten aufgelöst; denn außer den drei vorhergenannten werden noch andere, wie z. B. die Adamiten und Picarden, angeführt. Einigen von diesen Fanatikern gelang es am 19. Juli, die aus dürrem Holz und Gesträuch erbauten Hütten des deutschen Lagers vor Prag anzuzünden; ein Sturmwind breitete das Feuer weiter aus, und es brannte ein so großer Theil des Lagers nieder, daß die Deutschen sich nur noch elf Tage zurückhalten ließen. Am 30. Juli zogen sie schimpflich nach Hause. Der König selbst mußte erst noch eine Scene des Pomps und der Festlichkeit feiern, ehe er sich nichtig zeigte, wie er war. Er ließ sich vom Erzbischof von Prag auf dem noch in seiner Gewalt be-

findlichen Prager Schlosse krönen. Erst dann zog er mit seinen ungarischen, böhmischen und gemietheten Kriegsvölkern nach Beraun ab. Doch ließ er eine Besatzung auf der Burg Wissehrad zurück. Die Prager versuchten auch nach Siegmund's Abzuge trotz der von seinen Ungarn verübten Grausamkeiten alle Mittel, um ihn zu einer Aussöhnung zu bewegen; er verweigerte aber jedes Zugeständniß. Die Gemäßigten mußten daher auch zugeben, daß die Fanatiker den Wissehrad aufs äußerste bedrängten. Siegmund eilte der verzweifelnden Besatzung zu Hülfe, und lieferte, da die Burg nicht anders zu retten war, den wüthenden Schwärmern und den mit ihnen vereinigten Pragern eine Schlacht (1. Nov. 1420). Die Feinde waren aber seinem aus Ungarn und Schlesiern, sowie aus treugebliebenen Böhmen und Mähren bestehenden Heere sogar an Zahl überlegen, und er erlitt deshalb eine völlige Niederlage. Sein Heer ward theils zusammengehauen, theils zerstreut, er selbst war unter den eilig Fliehenden, und schon am folgenden Tage ergab sich der Wissehrad.

Böhmen bot von diesem Augenblick an ein gräßliches Schauspiel dar; denn Siegmund's Ungarn und Zizka's Schwämer wetteiferten mit einander im Verbrennen ganzer Städte und Dörfer, sowie im Verstümmeln und Morden von Hunderten und Tausenden von Menschen. Die Gemäßigten oder die sogenannten Prager wollten den König von Polen zum Oberhaupt erwählt haben, die Schwärmer dagegen begünstigten Nikolaus von Hussinecz, der sich bisher neben Zizka als Feldherr ausgezeichnet hatte und mit Nachdruck gegen die Herbeiziehung des orthodoxen polnischen Königs auftrat. Nikolaus von Hussinecz starb jedoch bald nachher (zu Ende des Jahres 1420) durch einen Sturz vom Pferde, und nun stand Zizka allein an der Spitze desjenigen Theiles der Böhmen, welcher weder von einer Übereinkunft mit Siegmund, noch von der Wahl des polnischen Königs, noch von der Halbheit der Prager und Kalixtiner etwas wissen wollte. Gleich im Anfange des Jahres 1421 drang Zizka mit seinen organisirten Kriegsschaaren nach Mähren, und ließ zugleich rechtgläubige Böhmen mit ihren Dörfern und ganze Haufen von Adamiten verbrennen, jene, weil sie am Alten hingen, diese, weil sie eine rothe Republik, Communismus und gottlosen Frevel nicht blos systematisch predigten, son-

dern auch mit Feuer und Schwert einzuführen suchten. Auch die königlichen Truppen schlug und zerstreute der neue Oberfeldherr der Czechen überall, so daß Siegmund schon gegen Ende Februar nach Mähren zurückweichen mußte. Hierauf suchte Zizka die verschiedenen Parteien seiner Landsleute zu gewissen gemeinschaftlichen Grundsätzen in der Politik und Religion zu vereinigen, was schon am 24. November 1420 auf einer großen Versammlung zu Prag vergebens versucht worden war. Er stützte sich dabei auf vier Sätze, welche früher von der gemäßigten Partei aufgestellt worden waren und in der Geschichte den Namen der Prager Artikel führen. Um auf dieser Grundlage eine Einheit herzustellen, verfuhr Zizka mit den unbändigen Adamiten, welche jede Ordnung und Zucht für eine Beschränkung der urchristlichen Freiheit und Gütergemeinschaft erklärten, ebenso wie mit den papistischen Geistlichen und Mönchen und mit allen übrigen Menschen, die sich nicht an die Hussiten anschlossen, oder mit anderen Worten, er ließ diese wie jene verstümmeln, köpfen und verbrennen, und machte ihre Wohnsitze dem Boden gleich. Auch seinen Taboriten, besonders den Priestern derselben, setzte er, wenn sie sich nicht in die vier Artikel des Hussitismus fügen wollten, durch Prügel die Köpfe zurecht. Auf diese Weise brachte Zizka es endlich doch ebenso weit, als Bonaparte es im Jahre 1801 gebracht hat: alle Böhmen, so verschieden ihre Religionsmeinungen auch sein mochten, waren 1421 in Hinsicht auf Staat und Kirche zur Behauptung ihrer nationalen Freiheiten vereinigt. Es wurden nämlich im Juli dieses Jahres auf einem zu Czaslau gehaltenen Landtage die erwähnten vier Artikel allgemein anerkannt, so daß selbst der Erzbischof von Prag sie billigte. Diese vier Artikel, denen man später noch zwei weitere beifügte, bildeten nach Art der Augsburgischen Confession der Lutheraner das Religionsbekenntniß, auf welchem alle Parteien ohne Ausnahme sowohl der Kirche als dem Könige gegenüber bestehen wollten. Der Landtag setzte außerdem noch eine provisorische Regierung von zwanzig Directoren ein, um bis zur Erwählung eines neuen Königs die Regierung zu führen. Zum Letzteren hatte man schon vorher den König von Polen ausersehen gehabt; die an ihn abgeschickte Gesandtschaft war aber in Schlesien aufgefangen und auf Siegmund's Befehl nach Ungarn abgeführt worden. Aus jenem

Versuch einer ständischen Regierung ward nachher ebenso wenig etwas, als aus dem Plan, die slavischen Fürsten von Polen und Litthauen für die böhmische Sache zu gebrauchen und alle Slaven im Hussitismus zu vereinigen. Im Felde war und blieb Zizka überall Sieger, obgleich er schon längst an dem einen Auge blind war und im Fortgange des Krieges auch an dem anderen bedeutend beschädigt wurde. Er erhielt an zwei Mönchen Unterbefehlshaber, die sich nachher, als Zizka gestorben war, nicht weniger furchtbar machten, als er selbst gewesen war. Diese Mönche trugen Beide den Namen Prokop, und wurden dadurch von einander unterschieden, daß man mit Rücksicht auf ihren Wuchs den Einen Prokop den Großen, den Anderen Prokop den Kleinen oder Prokopupeck nannte. Der Erstere führte auch den Beinamen Holy, d. i. der Geschorene oder der Mönch.

Nachdem Siegmund mit seinen Truppen sich aus Böhmen zurückgezogen hatte, begannen die rasenden Taboriten und Orebiten und ihre Genossen auch die benachbarten Länder heimzusuchen. Durch ihre grausamen und verheerenden Einfälle litten die Deutschen unsäglich, während Siegmund, welcher immer in Geldverlegenheit und auf Reisen war, die von den Hussiten angegriffenen Länder ihrem Schicksal überließ. Die deutschen Fürsten hielten bald da bald dort einen Reichstag; ihr König erschien aber nie oder kam erst dann, als die Fürsten bereits wieder heimgekehrt waren. Seine besten Freunde, Ludwig von der Pfalz und Friedrich von Brandenburg, wurden daher endlich ganz erbittert über ihn. Scheu und Scham hatte er wenig. Trieb er doch einige Zeit hindurch sogar mit seiner Tochter Elisabeth Speculation! Diese hatte er schon in ihrem zweiten Jahre mit Albrecht von Östreich verlobt. Jetzt war er fast Willens, das erst zwölf Jahre alte Mädchen an den Großsultan, also an einen Türken, zu verhandeln; er verfiel aber bald wieder auf andere Gedanken, und ersah sich statt des Türken zuerst den König von Polen und dann den künftigen Erben von Litthauen, also einen gräßlichen Barbaren, zum Schwiegersohn, weil er dadurch den Ersteren und den Großfürsten Witold von Litthauen, dessen Neffe und Nachfolger Siegmund Korbut war, von den Böhmen zu trennen und an sich zu ziehen hoffte. Doch fand er es zuletzt wieder vortheilhafter, bei Albrecht stehen zu

bleiben, welcher zweimalhunderttausend Dukaten für rückständige böhmische Kriegskosten von ihm zu fordern hatte und für Siegmund's Tochter noch sechzigtausend Dukaten baar zu zahlen versprach. Die Vermählung des Kindes ward schon 1422 vollzogen und dabei das Land Mähren an Albrecht überlassen. Dieser Herzog von Östreich verfuhr gegen die Ketzer und Juden seines Landes mit wahrer Wuth, da er die Letzteren zu Hunderten verbrennen ließ; Mähren vermochte er aber nicht gegen Zizka's Taboriten zu schützen. Er lockte im Gegentheil durch seine Züge gegen die Hussiten diese nach Östreich, wo sie ungeheure Verheerungen anrichteten. Wir wollen die Niederlagen nicht aufzählen, welche die von Albrecht ausgerüsteten und von Siegmund mit rohen madschari schen und kumanischen Horden unterstützten Heere erlitten; nur die Folgen der deutschen Anarchie und des Mangels an nationalem Patriotismus und an jener Aufopferung, welche die Böhmen unüberwindlich machte, wollen wir flüchtig erwähnen. Im September 1421 hatten sich der Markgraf von Meißen, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg und viele andere Bischöfe und Herren bei der Stadt Saaz gelagert, in der Erwartung, daß Siegmund von Osten her in Böhmen einbrechen würde. Dies geschah aber erst im Oktober, und Zizka konnte daher früher nach Saaz aufbrechen. Hier verbreitete schon die bloße Nachricht vom Herannahen des furchtbaren Feldherrn einen solchen Schrecken, daß das deutsche Heer sogleich auseinander lief. Es ward auf der Flucht größtentheils zusammengehauen. Auch Albrecht's Heer, welches auf zwölftausend Mann geschätzt wurde, ergriff in demselben Jahre auf so schimpfliche Weise die Flucht, daß der Herzog die Ausreißer nachher in der Heimath aufsuchen und einkerkern ließ. Siegmund selbst, dessen Truppen der Condottieren-Hauptmann Pipo von Florenz anführte, drang freilich im November 1421 bis gegen Prag hin vor, und glaubte bereits Zizka's Heer bei Kuttenberg völlig eingeschlossen zu haben; der blinde Feldherr bahnte sich aber in der Nacht einen Weg mitten durch das feindliche Heer. Dieses mußte darauf in harter Winterszeit (Januar 1422) seinen Rückzug antreten und ward bei Deutsch-Brod, wo Zizka es einholte, völlig geschlagen, mit Verlust seiner Fahnen und Wagen auseinander getrieben und bis Iglau verfolgt. Siegmund hatte

die Stadt Kuttenberg niedergebrannt und ihre Einwohner zusammengehauen; Zizka verfuhr auf gleiche Weise mit Deutsch-Brod, welches hierauf 14 Jahre lang öde blieb.

Siegmund begab sich nach der erlittenen Niederlage in sein Königreich Ungarn. Hier erschien im Frühjahr 1422 der Erzbischof von Köln, um ihn zur Abhaltung eines deutschen Reichstages zu bewegen, auf welchem Maßregeln gegen die von Böhmen her drohende Gefahr ergriffen werden sollten. Der König schrieb wirklich einen Reichstag nach Regensburg aus; er selbst verschob aber seine Reise dahin bis zum Juli, und als er endlich in Regensburg ankam, fand er die deutschen Stände dort nicht anwesend. Diese waren nicht nach Regensburg gegangen, sondern tagten in Nürnberg, und nun wurde eine Zeitlang darüber gestritten, ob die Stände zum Könige oder der König zu den Ständen kommen sollten, bis endlich Siegmund nachgab und nach Nürnberg reiste. Hier ward wieder Vieles decretirt und auf das geduldige Papier gebracht; bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, daß die deutschen Fürsten im Jahre 1422 ebenso, wie die deutsche Nationalversammlung im Jahre 1848, vergaßen, zuerst zu fragen, wie und durch wen ihre Beschlüsse ausgeführt werden sollten. Es ward auf dem Reichstag zu Nürnberg festgesetzt, wie viel Truppen oder Geld jeder Reichsstand zum Kriege stellen sollte. Eine solche Anordnung, welche jedoch nicht, wie man behauptet hat, damals zum ersten Male gemacht wurde, nennt man eine Matrikel. Die Rechnung war, wie sich leicht nachweisen läßt, ohne den Wirth gemacht. Es wurden z. B. die Städte Schwyz, Bern, Zürich, Lucern und Freiburg im Uechtlande, welche sich nie beim Reichskriege betheiligt haben, in der Matrikel ebenso, wie Gent, sehr bedeutend tarirt; ferner sollten die Städte Weinheim und Ladenburg, was außer Verhältniß war, 12 Gleven (zu je 4 bis 5 gepanzerten Reitern) und 15 Schützen stellen; dagegen finden wir den Kurfürst von Trier gar nicht erwähnt. Damit konnte es nicht ernst sein, obgleich Friedrich von Brandenburg zum Anführer des beschlossenen Kreuzzuges erwählt wurde und in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg das vom Pabste geweihte Banner feierlich übernahm. Es ward aus dem ganzen Zuge nichts, und Siegmund konnte nachher in Deutschland nur auf seinen Schwiegersohn Albrecht und auf

den neuen Kurfürsten von Sachsen rechnen. Der Letztere war Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen. Siegmund hatte ihm, als 1422 mit Albrecht III. die askanische Linie der Kurfürsten von Sachsen ausgestorben war, im Jahre 1423 die erledigte Kurwürde übertragen.

Im Oktober des Jahres 1424 starb Zizka, und sein Tod hatte die unmittelbare Folge, daß die Böhmen unter sich ganz zerfielen. Der am meisten fanatische Theil von Zizka's Schaaren, der sich nach dem Tode des Oberfeldherrn den Namen der Orphaniten oder der Verwaisten gab, folgte mehreren Führern, unter welchen Prokop der Kleine der bedeutendste war; die übrigen Taboriten unterwarfen sich der Führung Prokop's des Großen; von den Landherren unterhandelten einige mit dem König Siegmund, andere dagegen hielten ebenso wie die Prager zu dem litthauischen Prinzen Siegmund Koribut, welcher 1422, als die Letzteren ihm die Krone angeboten hatten, nach Böhmen gekommen, schon im folgenden Jahre aber wieder zu den Seinigen zurückgekehrt war. Diese inneren Streitigkeiten wollte der neue Kurfürst von Sachsen benutzen, um den Einfällen der Hussiten in sein Land zu steuern; die Zwietracht der böhmischen Parteien dauerte aber nicht lange, denn sobald es galt die Deutschen zu berauben oder zurückzuschlagen, waren alle Czechen einig. Sie zerstörten die beiden böhmischen Grenzstädte Dux und Brix, welche Siegmund dem Kurfürsten von Sachsen überlassen hatte, völlig, metzelten die Einwohner derselben nieder, und erschlugen, als sächsische und thüringische Truppen zur Hülfe herbeigeeilt waren, in einem einzigen Treffen viertausend Feinde. Später belagerten sie die böhmische Stadt Aussig, welche ebenfalls erst kurz vorher an Sachsen gekommen war. Da der Kurfürst Friedrich sich damals gerade auf einem der vielen Reichstage befand, welche in jener Zeit von den deutschen Ständen gehalten wurden, so nahm sich seine Gemahlin der mit dem Schicksale von Dux und Brix bedrohten Stadt Aussig an. Sie schickte ein starkes Heer von thüringischen, sächsischen und fränkischen Kriegsleuten; unglücklicher Weise waren aber die beiden Anführer desselben, die Grafen von Weiden und von Schwarzburg, nicht einmal verständig genug, den trefflichen Rath der Kurfürstin zu befolgen. Anstatt, wie diese ihnen gerathen hatte, die Böhmen nicht

hinter ihrer Wagenburg anzugreifen, stürmten sie tollkühn auf dieselben ein, und zogen sich dadurch eine furchtbare Niederlage zu. Die Deutschen wurden von den mit hakigen Lanzen und eisernen Dreschflegeln bewaffneten Taboriten aus ihren Sätteln gerissen und erschlagen. Es sollen in diesem Treffen fünfzehntausend Deutsche geblieben und viertausend Wagen mit Lebensmitteln und Gepäck von den Hussiten erbeutet worden sein; wir lassen jedoch diese Zahlen dahingestellt sein, da niemand die Gefallenen oder die eroberten Wagen gezählt haben kann. Gewiß ist dagegen, daß die Stadt Aussig vom Feinde erstürmt und eingeäschert, ihre Bewohner aber grausam gemordet wurden (6. Juli 1426).

Bei solchen Niederlagen konnten die Deutschen nur auf kurze Zeit ermuthigt werden, wenn sie einmal einen Vortheil errangen, wie im März des Jahres 1427, wo die Östreicher ein hussitisches Heer, welches zum zweiten Male die Stadt Zwettel belagerte, gänzlich aufrieben. Die beiden Prokope und ganze Schaaren wilder Schwärmer machten fortwährend verheerende Raubzüge nach Schlesien, Meißen und der Lausitz, sowie nach Sachsen und Franken. Auch die Zwietracht der Böhmen nützte den Deutschen nichts. Die Prager hatten den Prinzen Siegmund Koributt zum zweiten Male gerufen und sogar als König anerkannt und gekrönt; sie sahen aber bald, daß sie sich in ihm geirrt hatten, spotteten seitdem seiner Krone, verhafteten ihn zuletzt und schickten ihn dann nach Litthauen zurück. Die gemäßigte Partei, zu welcher die ganze böhmische Ritterschaft gehörte, war zwar monarchisch gesinnt und unterhandelte auch mit König Siegmund; sie bildete aber den schwächeren Theil und mußte Jahre lang den Schwärmern nachstehen, deren Ziel eine aus misverstandenen Stellen der Bibel abgeleitete Republik mit Gütergemeinschaft war. Ein flüchtiger Blick auf die ganz kriegerische Einrichtung und Lebensweise der Taboriten Prokop's des Großen und der fanatischen Secten, welche keinen eigentlichen Oberanführer hatten, wird zeigen, daß diese Slaven ebenso furchtbar waren, als die Türken. Von Städten und Festungen wollten sie gar nichts wissen, sie zerstörten und verbrannten vielmehr alle Ortschaften, welche in ihre Gewalt fielen. Sie lebten unter freiem Himmel, und Hunderte von Wagen, die mit Ketten zusammengeschlossen wurden, bildeten ihr Lager und ihre Befestig-

ungen. Wenn sie ein Treffen liefern wollten, so nahm das Fußvolk die Mitte ein, rechts und links von demselben befanden sich die in Reihen aufgestellten Wagen, von welchen herab die Weiber, Kinder und Greise mit Flinten und Bogen auf den angreifenden Feind schossen; auf der äußersten Seite der beiden Wagenburgen stand die Reiterei, und diese zog sich, sobald sie verfolgt ward, hinter die Wagen zurück, deren Reihen man schnell zu öffnen und zu schließen geübt war. Sich selbst nannten diese Fanatiker das Volk Gottes, sie ahmten die Mosaische Ordnung von Stämmen nach, Böhmen hieß bei ihnen das gelobte Land, dagegen nannten sie die Bewohner von Meißen Moabiter, die Sachsen Edomiter die übrigen Deutschen aber Philister. Mit diesem militärischen Fanatismus vergleiche man die lächerlichen Einrichtungen, welche die Deutschen machten, als bei Aussig viele Tausende derselben, unter ihnen der Burggraf von Meißen, die Grafen von Hohenstein, von Gleichen, von Querfurt, von Barby und die edeln Herren von Falkenstein, mit Dreschflegeln erschlagen worden waren, als sich der Schrecken der Taboriten bis zu den entferntesten Städten, wie Braunschweig und Lüneburg, verbreitete, und als die näheren, wie Jena, Erfurt und Magdeburg, ihre Mauern erweiterten. Statt ins Feld zu ziehen, hielten die Deutschen im April 1427 zu Frankfurt wieder eine Versammlung, und schrieben noch einmal eine Matrikel und eine aus zwei Theilen bestehende Kriegsordnung nieder. Wir wollen dasjenige, was damals beschlossen und zu Papier gebracht wurde, nicht anführen, weil wir dergleichen Dinge den Gelehrten überlassen; unerwähnt dürfen wir aber nicht lassen, daß in diesem Frankfurter Geschreibe sich (Artikel 35—45) auch eine Artillerie-Ordnung findet, in welcher unter Andern von den sogenannten Terras-Büchsen die Rede ist. Das Unpraktische dieser Vorschriften von Systematikern, welche mit dem Wesen des böhmischen Krieges ganz unbekannt waren geht, am besten daraus hervor, daß die Hauptbedeutung auf eine große Büchse gelegt wurde, welche Steinkugeln von 150 bis 200 Pfund schoß. Die langen Berathungen in Frankfurt und das Buch, welches über einen Feldzugsplan und über dessen mögliche Ausführung zusammengeschrieben wurde, hatten nicht die geringste unmittelbare Wirkung; denn es erschien in Nürnberg, wo sich die Truppen hatten sammeln

sollen, niemand als der Kurfürst Otto von Trier und wenige Andere. Der Zeitgenosse Eberhard von Windeck sagt daher auch: „Ott sei auf den Rath weiser Leute heimgegangen, wenn die Andern wern gar sehr beschemt worden, wenn ihr Macht was zu klein."

Im Juli 1427 wurden die Verheerungen und Plünderungen der Hussiten in Schlesien, Meißen, Sachsen und Franken und bis nach Baiern hinein so arg, daß man sich doch endlich über einen allgemeinen Reichszug nach Böhmen verständigte. Friedrich von Sachsen sollte bei Kommotau und Kadan, Friedrich von Brandenburg bei Eger, Otto von Trier mit den Baiern, Rheinländern und Schwaben bei Tauß in Böhmen eindringen, und die Stadt Mies der Vereinigungspunkt für alle drei Heere sein. Man hatte dabei auf die unter den Böhmen bestehende Zwietracht gerechnet; diese erhielten aber kaum von dem Plane der Deutschen Kenntniß, als alle Parteien vereint denselben entgegenrückten, die Taboriten unter Prokop dem Großen mit fünfhundert, die Orphaniten mit zweihundert Wagen, die Orebiten und Prager mit ihrem Fußvolke und sogar die katholischen Herren mit ihren Reitern. Die Oberanführung über das Ganze hatte Prokop der Große. Bei der Nachricht vom Anzug der vereinten hussitischen Kriegsmacht brachen die Sachsen, welche vor den anderen Deutschen bei Mies angekommen waren, sogleich auf, um sich nach der fränkischen Grenze zurückzuziehen, von woher die übrigen Reichstruppen in Böhmen eindringen sollten. Ihr Rückzug verwandelte sich aber in schimpfliche Flucht, weil das ganze sächsische Heer von einem panischen Schrecken ergriffen wurde (21. Juli 1427). Die Hussiten setzten ihnen nach, fielen über die Fliehenden her, tödteten, wie es heißt, zwölftausend derselben, und bemächtigten sich ihres ganzen Gepäckes und Geschützes. Auf die Nachricht von dieser Niederlage der Sachsen zogen sich auch die beiden anderen deutschen Heere eilig zurück. Prokop nahm hierauf die am Böhmerwald gelegene Stadt Tachau, und vernichtete sie sammt ihren Bewohnern. Vor Pilsen dagegen, welches ebenfalls von ihm belagert ward, scheiterte er.

Die Deutschen hielten in demselben Jahre zu Frankfurt noch einmal eine große Berathung, an welcher auch ein päbstlicher Legat, der Kardinal Heinrich von Winchester, nicht aber König Siegmund Theil nahm, und bei der wieder viel auf das Papier

gebracht wurde. Um den Kurfürsten von der Pfalz, welcher am Podagra litt, mit in die Berathung ziehen zu können, verlegte man nachher den Reichstag von Frankfurt nach Heidelberg. Hier sagte dann Friedrich von Brandenburg den Reichsständen endlich gerade heraus, daß, so lange sie nicht ein ordentliches Heer und geübte Krieger hätten, sondern jeder Fürst, jede Stadt, jeder Graf und Ritter schlechtes Landvolk und undisciplinirte Gepanzerte schicke, die kriegsgewohnten, kampffertigen und disciplinirten Hussiten ihnen stets überlegen bleiben würden. Sie faßten daher in Heidelberg den Beschluß, ein ordentliches Reichsheer zu werben, zu diesem Zweck eine Kriegssteuer im Reiche auszuschreiben und die Werbungen durch Friedrich von Brandenburg als Reichsfeldherrn und durch den genannten Kardinal als päbstlichen Gesandten besorgen zu lassen. Da dieser Beschluß unausgeführt blieb, so führen wir die Einzelnheiten desselben nur in so weit an, als daraus ersehen werden kann, wie wenig man damals noch die Wissenschaft des Geld-Erpressens systematisch zu betreiben verstand. Nach dem gemachten Anschlage der Geldbeiträge sollte jeder Geistliche von je zwanzig Gulden Einkünften einen, jeder Jude einen Gulden, jeder Christ ohne Unterschied, Mann oder Frau, einen Groschen, jeder, der bis zu zweihundert Gulden im Vermögen habe, einen halben und alle, welche mehr besäßen, einen ganzen Gulden, jeder Graf zwanzig, jeder Freiherr fünfzehn, jeder Ritter fünf Gulden bezahlen. Übrigens ward ein Theil dieses Geldes wirklich erhoben, er scheint aber nicht in die rechten Hände gekommen zu sein. Trotz der langen Berathungen in Frankfurt und Heidelberg ward wieder aus dem ganzen Vorhaben nichts, und Schlesien, die Lausitz, Meißen, Ober- und Niedersachsen, Franken und Baiern blieben Jahre lang den Raubzügen der wüthenden Slaven ausgesetzt. Diese eroberten die Stadt Plauen, schlugen die Sachsen bei Grimma, und drangen bis über Leipzig in die Mark hinein. Im Jahre 1428 brachten sie die Bewohner von Mähren und Östreich zur Verzweiflung, da Herzog Albrecht sogar von den Geistlichen so drückende Kriegsbeiträge erpressen mußte, daß, wie Eberndorfer in seiner Chronik berichtet, mancher Priester die Hälfte seiner Einnahme abzugeben genöthigt ward. Übrigens wurde Brünn damals von den Hussiten vergebens angegriffen, dagegen erschienen sie bald nachher vor

Wien und lagen eine Zeitlang dieser Stadt gegenüber bei Nußdorf. In den drei Jahren 1427 bis 1429 nahmen die Hussiten, wenn wir den Chroniken jener Zeit Glauben schenken wollen, im Ganzen über siebenhundert befestigte Orte ein.

Während die Orphaniten, die Taboriten, die Orebiten und andere zu organisirten Räuberbanden gewordene Schwärmer auswärts umherstreiften, führten sie zugleich innerhalb ihres Heimathlandes mit den Pragern, mit den Landherren, mit denen, welche dem König Siegmund treu geblieben waren, und mit den in Böhmen wohnenden Deutschen einen glücklichen Krieg. Im Frühjahr 1429 schien endlich ein Frieden zwischen den Hussiten und ihren auswärtigen Feinden zu Stande zu kommen. Siegmund alternd und schwach ließ die Führer der Böhmen zu einer Unterhandlung einladen, man kam deshalb über eine Waffenruhe bis zum Juni überein, und eine Deputation reiste mit Prokop dem Großen an der Spitze nach Preßburg, wo sich auch Albrecht von Östreich einfand. Hier legten aber die Böhmen Bedingungen vor, welche Siegmund als deutscher König und als Sklave des römischen Stuhles unmöglich eingehen konnte, wenn er auch als Beherrscher von Ungarn und Böhmen nichts dagegen haben mochte: er sollte die heilige Schrift als Grundlage des Glaubens anerkennen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen und nehmen lassen und den Häuptern der böhmischen Parteien eine Amnestie nebst gewissen Vortheilen gewähren. Die Friedensverhandlungen scheiterten daher, die Verwüstungen der Taboriten und Orebiten begannen im September von neuem, und die Bürger und Bauern Deutschlands mußten wieder dafür büßen, daß Pfaffen, Ritter, Barone, Grafen und Fürsten die Einheit des Reiches und die Macht der Kaiser vernichtet hatten. Mähren, Schlesien und Sachsen wurden aufs neue von hussitischen Schaaren heimgesucht; diese brannten damals nicht nur die Altstadt von Dresden nieder, während Kurfürst Friedrich der Friedfertige, der Sohn und Nachfolger Friedrich's des Streitbaren, sich in die Neustadt eingeschlossen hatte, sondern es wurden auch alle Städte bis nach Magdeburg hin eingeäschert; in der Lausitz gingen alle Dörfer in Flammen auf, und als die Stadt Görlitz hussitische Abgeordnete, durch welche sie zur Übergabe aufgefordert worden war, in Säcke genäht und ersäuft hatte, mußten die Bewohner anderer

gebracht wurde. Um den Kurfürsten von der Pfalz, welcher am Podagra litt, mit in die Berathung ziehen zu können, verlegte man nachher den Reichstag von Frankfurt nach Heidelberg. Hier sagte dann Friedrich von Brandenburg den Reichsständen endlich gerade heraus, daß, so lange sie nicht ein ordentliches Heer und geübte Krieger hätten, sondern jeder Fürst, jede Stadt, jeder Graf und Ritter schlechtes Landvolk und undisciplinirte Gepanzerte schicke, die kriegsgewohnten, kampffertigen und disciplinirten Hussiten ihnen stets überlegen bleiben würden. Sie faßten daher in Heidelberg den Beschluß, ein ordentliches Reichsheer zu werben, zu diesem Zweck eine Kriegssteuer im Reiche auszuschreiben und die Werbungen durch Friedrich von Brandenburg als Reichsfeldherrn und durch den genannten Kardinal als päbstlichen Gesandten besorgen zu lassen. Da dieser Beschluß unausgeführt blieb, so führen wir die Einzelnheiten desselben nur in so weit an, als daraus ersehen werden kann, wie wenig man damals noch die Wissenschaft des Geld-Erpressens systematisch zu betreiben verstand. Nach dem gemachten Anschlage der Geldbeiträge sollte jeder Geistliche von je zwanzig Gulden Einkünften einen, jeder Jude einen Gulden, jeder Christ ohne Unterschied, Mann oder Frau, einen Groschen, jeder, der bis zu zweihundert Gulden im Vermögen habe, einen halben und alle, welche mehr besäßen, einen ganzen Gulden, jeder Graf zwanzig, jeder Freiherr fünfzehn, jeder Ritter fünf Gulden bezahlen. Übrigens ward ein Theil dieses Geldes wirklich erhoben, er scheint aber nicht in die rechten Hände gekommen zu sein. Trotz der langen Berathungen in Frankfurt und Heidelberg ward wieder aus dem ganzen Vorhaben nichts, und Schlesien, die Lausitz, Meißen, Ober- und Niedersachsen, Franken und Baiern blieben Jahre lang den Raubzügen der wüthenden Slaven ausgesetzt. Diese eroberten die Stadt Plauen, schlugen die Sachsen bei Grimma, und drangen bis über Leipzig in die Mark hinein. Im Jahre 1428 brachten sie die Bewohner von Mähren und Östreich zur Verzweiflung, da Herzog Albrecht sogar von den Geistlichen so drückende Kriegsbeiträge erpressen mußte, daß, wie Eberndorfer in seiner Chronik berichtet, mancher Priester die Hälfte seiner Einnahme abzugeben genöthigt ward. Übrigens wurde Brünn damals von den Hussiten vergebens angegriffen, dagegen erschienen sie bald nachher vor

Wien und lagen eine Zeitlang dieser Stadt gegenüber bei Nußdorf. In den drei Jahren 1427 bis 1429 nahmen die Hussiten, wenn wir den Chroniken jener Zeit Glauben schenken wollen, im Ganzen über siebenhundert befestigte Orte ein.

Während die Orphaniten, die Taboriten, die Orebiten und andere zu organisirten Räuberbanden gewordene Schwärmer auswärts umherstreiften, führten sie zugleich innerhalb ihres Heimathlandes mit den Pragern, mit den Landherren, mit denen, welche dem König Siegmund treu geblieben waren, und mit den in Böhmen wohnenden Deutschen einen glücklichen Krieg. Im Frühjahr 1429 schien endlich ein Frieden zwischen den Hussiten und ihren auswärtigen Feinden zu Stande zu kommen. Siegmund alternd und schwach ließ die Führer der Böhmen zu einer Unterhandlung einladen, man kam deshalb über eine Waffenruhe bis zum Juni überein, und eine Deputation reiste mit Prokop dem Großen an der Spitze nach Preßburg, wo sich auch Albrecht von Östreich einfand. Hier legten aber die Böhmen Bedingungen vor, welche Siegmund als deutscher König und als Sklave des römischen Stuhles unmöglich eingehen konnte, wenn er auch als Beherrscher von Ungarn und Böhmen nichts dagegen haben mochte: er sollte die heilige Schrift als Grundlage des Glaubens anerkennen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen und nehmen lassen und den Häuptern der böhmischen Parteien eine Amnestie nebst gewissen Vortheilen gewähren. Die Friedensverhandlungen scheiterten daher, die Verwüstungen der Taboriten und Orebiten begannen im September von neuem, und die Bürger und Bauern Deutschlands mußten wieder dafür büßen, daß Pfaffen, Ritter, Barone, Grafen und Fürsten die Einheit des Reiches und die Macht der Kaiser vernichtet hatten. Mähren, Schlesien und Sachsen wurden aufs neue von hussitischen Schaaren heimgesucht; diese brannten damals nicht nur die Altstadt von Dresden nieder, während Kurfürst Friedrich der Friedfertige, der Sohn und Nachfolger Friedrich's des Streitbaren, sich in die Neustadt eingeschlossen hatte, sondern es wurden auch alle Städte bis nach Magdeburg hin eingeäschert; in der Lausitz gingen alle Dörfer in Flammen auf, und als die Stadt Görlitz hussitische Abgeordnete, durch welche sie zur Übergabe aufgefordert worden war, in Säcke genäht und ersäuft hatte, mußten die Bewohner anderer

Orte diese rohe Grausamkeit mit dem Leben büßen. Im Anfang des folgenden Jahres (1430) strömte ganz Böhmen unter Prokop des Großen Führung in das unglückliche Deutschland ein, welches, von seinem Könige verlassen, nirgends widerstehen konnte, weil seine Kräfte zersplittert waren. Prokop's Heer soll damals aus zwanzigtausend Reitern und zweiundfünfzigtausend Fußgängern bestanden und zur Fortschaffung des zu machenden Raubes nicht weniger als dreitausend Wagen bei sich gehabt haben, von welchen einige mit zehn bis zwölf Pferden bespannt gewesen seien, und doch reichte diese Zahl von Wagen nachher zum Transport der gemachten Beute nicht hin. Obgleich wir diesen bestimmten Zahlen keinen Glauben schenken, so kann doch ihre Anführung dienen, um zu bezeichnen, warum die Hussiten ebenso wie die Türken der Kriegsmacht aller Fürsten jener Zeit überlegen sein mußten, und warum sie nicht blos nach Deutschland, sondern auch über Mähren hinaus nach Ungarn und durch Schlesien nach Polen streiften. In Deutschland waren es damals die Länder Sachsen und Franken, welche von den Hussiten heimgesucht wurden. Beide Länder wurden zur Wüste gemacht, über hundert Städte in ihnen niedergebrannt und alle Heerden nach Böhmen getrieben. Andere Gegenden und Städte hielten durch Geld das Verderben von sich ab: der Kurfürst von Brandenburg zahlte den Hussiten zehntausend Dukaten, die Stadt Nürnberg ebensoviel, die Stadt Eger siebzehnhundert, der Bischof von Bamberg neuntausend und der baierische Herzog Johann zehntausend Dukaten. Auch Ansbach, Eichstädt und Salzburg kauften die Plünderung mit bedeutenden Summen ab.

Die furchtbaren Verwüstungen der Hussiten machten endlich in Deutschland das Bedürfniß einer Beseitigung der inneren Zwistigkeiten und die Nothwendigkeit einer größeren Einheit und Kraft der Regierung fühlbar. Schon im Jahre 1429 hatte Siegmund, um die zersplitterten Kräfte der Nation gegen die Hussiten vereinigen zu können, den ewigen Fehden der einzelnen Reichsstände unter einander durch die Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens steuern wollen, Da dies jedoch nur vermöge eines Reichstags-Beschlusses geschehen konnte, und da Siegmund damals weder Geld hatte, noch von den Ungarn aus dem Lande gelassen wurde, so hatte er einen Reichstag nach Wien ausgeschrieben; er selbst war aber, weil er am

Podagra litt, dort nicht erschienen. Die in Wien zusammengekommenen deutschen Stände hatten sich daher zu ihm nach Ungarn begeben, und es war hierauf, zum ersten und einzigen Male, in Preßburg ein deutscher Reichstag gehalten worden (Ende 1429). Schon aus diesem einzigen Umstande ist zu ersehen, wie dringend die Noth war, und wie sehr Alle das Bedürfniß einer monarchischen Regierung empfanden. Auch Siegmund's Unterredungen mit den deutschen Ständen in Preßburg und die Sprache, welche die ungarischen Magnaten den deutschen Großen gegenüber führen durften, beweisen besser als alle Erläuterungen, die wir hier geben könnten, wie frevelhaft die Pfaffen, Fürsten, Barone und Ritter einerseits und die Patricier und Krämer der Städte andererseits schon damals das Ansehen des Kaisers und die Einheit der Regierung unter die Füße getreten und sich dadurch selbst entehrt hatten. Die in Preßburg versammelten deutschen Reichsstände hatten nämlich, da auf fremdem Boden kein Beschluß gefaßt und noch weniger für die Ausführung desselben gesorgt werden konnte, an Siegmund das Gesuch gerichtet, zur Herstellung des Landfriedens einen Reichstag nach Nürnberg auszuschreiben. Es ward ihnen aber hierauf vom König selbst erklärt: „er habe schon längst den Wunsch gehabt, die deutsche Krone niederzulegen, weil es ihm bisher unmöglich gewesen wäre, den Landfrieden zu Stande zu bringen, und weil er am Ende doch eigentlich nur in Ungarn seine Versorgung habe; er sei aber durch den Pabst davon abgehalten worden." Zu gleicher Zeit sagten Siegmund's ungarische Reichsräthe den deutschen Ständen rund heraus: „Ihr König könne nicht so weit in das Innere von Deutschland kommen, weil die Gefahr eines Einbruches der Türken in Ungarn noch nicht vorüber sei; sie riethen daher den Deutschen, sich damit zufrieden zu geben, daß Siegmund den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zum Reichsverweser ernenne, und dieser dann die Leitung der deutschen Angelegenheiten besorge." Zuletzt mußten die deutschen Fürsten, um nur von Siegmund die Zusage seiner persönlichen Erscheinung in Nürnberg zu erlangen, den Ungarn versprechen, daß der König gleich nach geendigtem Reichstage wieder nach Ungarn zurückkehren solle.

Der neue Reichstag war auf den März des Jahres 1430 ver-

Gelegenheit des Nürnberger Reichstages ebenso kläglich, als die Einrichtung des Kriegswesens im Kampfe mit den Hussiten. Diese Streitsache war der langjährige Streit der baierischen Herzöge Ludwig von Ingolstadt und Heinrich von Landshut. Diese hatten eine alte Feindschaft gegen einander, und schon 1417 war zu Constanz von dem Kaiser ein Proceß zwischen ihnen verhandelt worden. Mitten in diesem Proceß hatte Herzog Heinrich seinen Vetter auf offener Straße meuchlings überfallen und schwer verwundet, ohne daß er nachher vom Kaiser bestraft wurde. Es entstand aber darüber zwischen den beiden Herzögen und ihren Verbündeten ein mehrjähriger Krieg, in welchem ganz Baiern durch gegenseitige Verheerungen zu leiden hatte. Der Kaiser begnügte sich mit Aufforderungen zum Frieden, keiner von beiden Theilen kehrte sich aber daran. Endlich wandte sich der Ritter Kaspar Torringer, welcher zu Ludwig's Partei gehörte, in seinen eigenen und in Ludwig's Angelegenheiten an das westphälische Vehmgericht, und nun ward ein Proceß geführt, der uns die Reichs-Justiz und jenes sonderbare Gericht, welches mit den Anstalten der Assassinen wie mit der Inquisition und ihrer spanischen heiligen Brüderschaft (santa hermandad) einige Ähnlichkeit hatte (s. Th. VIII. S. 532 f.), in gleich unvortheilhaftem Lichte zeigt. Wir sehen nämlich einerseits, daß nicht der König und die Fürsten, sondern ein geheimes Gericht, dem zwar auch der König angehört, dessen eigentliche Beschaffenheit ihm aber ebensowenig als die sämmtlichen Beisitzer bekannt sind, zwischen Kaspar Torringer und Herzog Heinrich entscheidet, und andererseits tritt in dieser Sache ein Richtstuhl jenes Gerichtes oder, wie man es nannte, ein Freistuhl gegen den anderen auf. Siegmund als oberster Richter der Vehme hatte anfangs den Erzbischof Dietrich von Köln beauftragt, das Verfahren des geheimen Gerichtes zum Schutze des Kaspar Torringer gegen den übermächtigen Herzog Heinrich zu leiten; der Fortgang des Processes gab aber die westphälische Vehme als ein höchst gefährliches Kriminalgericht zu erkennen, es zeigte sich, daß dasselbe mit seinen sogenannten Freigrafen gegen Heinrich ein Urtheil auszuführen vermöge, welches Kaiser und Reich nie hätten durchsetzen können, und nun hielt Siegmund für nöthig, den nämlichen Erzbischof von Köln zu unterstützen, als

dieser die Vehme einzuschränken suchte. Der Erzbischof oder vielmehr die von ihm zu Rathe gezogenen Juristen und Schöppen hatten schon 1430 eine Reform des Gerichtes entworfen, und Siegmund, welcher Alles anfing und sich um Alles bekümmerte, aber nichts ausführte, billigte diesen Entwurf. Durchgesetzt ward jedoch die Sache erst viel später. Auch mit den anderen Gerichten im Reiche und mit den königlichen Hofgerichten befaßten sich Siegmund und der Nürnberger Reichstag; die Gerechtigkeitspflege ward aber durch das Reden und Schreiben darüber durchaus nicht besser. Ebendasselbe gilt von dem Münzen, das jeder Herr, welcher Brief und Siegel darüber hatte, ganz nach Gutdünken betrieb, obgleich auch von dieser Sache in Nürnberg die Rede war.

Während dieser Verhandlungen predigte der uns schon aus der byzantinischen Geschichte bekannte Kardinal Julian (s. S. 93 f.), den der Pabst als Legaten nach Nürnberg gesandt hatte, einen Kreuzzug gegen die Hussiten. Siegmund glaubte dessen ungeachtet am Ende doch mehr auf eine Aussöhnung mit der gemäßigten Partei in Böhmen rechnen zu müssen, als auf die schwerfälligen Kriegsrüstungen des verwirrten deutschen Reiches. Er glaubte dies um so mehr, als auch der Pabst, wie wir unten sehen werden, sich schon vor der Eröffnung des Nürnberger Reichstages entschlossen hatte, ein Concilium auf deutschem Grund und Boden zu veranstalten. Überdies war auf einem Religions-Kongreß, den die verschiedenen hussitischen Parteien zur Zeit des Nürnberger Reichstages gehalten hatten, offenbar geworden, daß die Ultraquisten oder Kalixtiner sich der alten Kirche in eben dem Grade wieder genähert hatten, als die auf ihren Raubzügen ganz verwilderten apokalyptischen und fanatischen Secten immer weiter von derselben getrennt worden waren. In Folge jenes Kongresses kamen hussitische Abgeordnete unter denen sich auch Prokop der Große befand, nach Eger, um mit Bevollmächtigten Siegmund's, über einen Vergleich zu unterhandeln. Diese Abgeordneten der Hussiten wollten zwar die Prälaten des Conciliums und ihren Präsidenten, den Pabst, nicht als höchstes Glaubensgericht anerkennen, sie stellten aber doch an die Deutschen das Ersuchen, man möge sie nicht bekriegen, sondern bekehren, und es wäre deshalb vielleicht eine Aussöhnung möglich gewesen, wenn nur Siegmund verstanden hätte, die Lage

der Dinge in Böhmen zu benutzen. Er war aber von dem Pabst und von dessen Legaten Julian, welcher in Übereinstimmung mit dem grundgelehrten Theologen Gerson (s. S. 182) die Hussiten nur durch den weltlichen Arm in die Kirche zurückgetrieben haben wollte, zu sehr abhängig, als daß er hätte Friedensstifter sein können. Sein Verhältniß zu dem Pabste und dessen Legaten, zu den deutschen Kirchenfürsten und deren Theologen, sowie zu seinem ganz blindgläubigen Schwiegersohn Albrecht erlaubte ihm nicht, den Utraquisten entgegenzukommen. Da nun überdies Prokop von der wüthenden Kreuzespredigt in Deutschland und von der großen Zahl Menschen, welche Kardinal Julian dort auf die Beine gebracht habe, Nachricht erhielt, so war die ganze Verhandlung fruchtlos, und die beiderseitigen Bevollmächtigten trennten sich, wie dies zu geschehen pflegt, mit vermehrter Abneigung von einander. In Böhmen vereinigte hierauf das Gefühl der Nationalität und die Gefahr des Vaterlandes alle Parteien sogleich wieder. Noch ehe das deutsche Heer aufbrach, hatten die Hussiten nicht nur die Zugänge zu ihrem Lande besetzt, sondern auch, wie sich bei einer im Pilsener Kreise gehaltenen Musterung ergab, ein Heer von fünfzigtausend Mann zu Fuß, fünftausend Reitern, viertausend Wagen und vielen Kanonen zusammengebracht. Auf deutscher Seite hatte Kardinal Julian vierzigtausend Mann zu Pferde und nur weniges Fußvolk zusammengepredigt.

Siegmund selbst wohnte dem neuen Kriegszuge gegen die Hussiten nicht bei, sondern blieb in Nürnberg zurück. Die Oberanführung übertrug er dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, der sie nur ungern und zögernd übernahm, weil er als erfahrener Feldherr recht gut erkannte und auch laut aussprach, daß mit einem Heere, wie die Deutschen es stellten, keine Ehre im Felde zu erwerben sei. Dagegen fehlte ihm freilich die leere Ehre des Pompes und Prunkes nicht. Dafür sorgte Siegmund, indem er ihm am 26. Juni 1431 in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg die Feldherrnstelle mit aller deutschen Grandezza feierlich übertrug. Der Kardinal Julian hielt eine salbungsvolle Rede, nachher überreichte Siegmund ein auf dem Altare liegendes Schwert dem Kardinal, welcher dasselbe hierauf unter Gebeten einweihte und durch einige Bischöfe dem Kurfürsten umgürten ließ. Zuletzt wurde dem

Oberfeldherrn noch das Reichs-Panier übergeben, und mit diesem schritt dann nach geendigter Feierlichkeit der Graf von Hohenlohe dem Kurfürsten stolzen Schrittes voran. Wer von diesen hier nur kurz angedeuteten Hof- und Staats-Ceremonien liest und mit ihnen den Ausgang des Kriegszuges vergleicht, muß fast glauben, die bekannte Fabel von der Taboriten-Trommel sei erfunden worden, um als Satyre auf das deutsche Ceremonien-Wesen zu dienen und den Contrast mit dem unter den Böhmen waltenden Geiste recht hervorzuheben. Es heißt nämlich, Zizka habe sterbend befohlen, seinen Körper unbeerdigt den wilden Thieren zu überlassen, die abgezogene Haut desselben aber über eine Trommel zu spannen und diese im Kriege mit den Deutschen zu gebrauchen, weil dieselben beim Schalle der Trommel jedes Mal von panischem Schrecken würden ergriffen werden.

In den ersten Tagen des August 1431 brach das Reichsheer, von Kardinal Julian begleitet, an verschiedenen Stellen in Böhmen ein. Eine der Heerabtheilungen ward gleich anfangs bei Tachau schimpflich auseinander gesprengt, und zerstreute sich nach ganz verschiedenen Richtungen hin. Da in Folge davon der Kurfürst fürchtete, es möchten die übrigen Abtheilungen auf ähnliche Weise einzeln aufgerieben werden, so zog er sie alle an sich und schlug mit der ganzen deutschen Kriegsmacht bei Tauß ein Lager auf. Hier erschienen dann ganz unerwartet die Hussiten unter Prokop's des Großen Führung. Sie waren durch die gräßlichen Verwüstungen, Plünderungen und Mordbrennereien, welche Kardinal Julian verüben ließ, in hohem Grade erbittert, und ihr Fußvolk war den unbehülflichen deutschen Reitern ebenso weit überlegen, als ihr leichteres Geschütz den monströsen Kanonen, welche die Feinde mitgebracht hatten. Überdies herrschte Hader und Zwietracht im deutschen Heere: die Fürsten hatten schon vorher erklärt, daß sie nicht fechten würden, wenn sich nicht der Kurfürst von Sachsen zum Ersatz alles Schadens, den sie im Kampf erleiden könnten, gegen sie verpflichte; sie hatten ihn ausgelacht, als er von der Aufopferung materieller Vortheile für Vaterland und Glauben redete, was ja nur ideelle Dinge und also leere Begriffe seien; sie waren endlich schon vor der Ankunft in Böhmen Willens gewesen, nach Hause zurückzukehren. Sobald es daher hieß: Prokop

kommt! ergriff ein panischer Schrecken das ganze deutsche Heer, und jeder lief ohne Rücksicht auf die Anderen davon. Das erste Beispiel zur Flucht gab ein baierischer Herzog. Selbst der Oberfeldherr, Friedrich von Brandenburg, dachte nicht daran, irgend eine Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern hörte vielmehr gleich anfangs auf, Befehle zu geben. Die Niederlage der Deutschen war daher außerordentlich groß. Sie verloren auf der Flucht bei Tauß — denn eine Schlacht kann man es nicht nennen — elftausend Mann, zweitausend Wagen und hundertfünfzig ihrer ungeheueren Kanonen. Unter den Trophäen der Böhmen befand sich auch Julian's Kardinalshut, sowie seine Kreuzesbulle, sein Meßgewand und das ihm vorgetragene Kreuz. Der Kardinal wäre glücklich gewesen, wenn er sich durch sein Schicksal auf diesem Zuge hätte warnen lassen; denn er kam später, als sein Fanatismus die Ungarn zum Friedensbruch getrieben hatte, durch die Türken elendiglich, wie er verdiente, ums Leben (s. S. 97).

Nach der schimpflichen Flucht der Deutschen fiel Prokop der Große ins Voigtland und in das bis dahin verschont gebliebene Osterland ein. Er schlug die Truppen des Kurfürsten von Sachsen und die ihm zu Hülfe gekommenen Baiern bei Taucha so gänzlich, daß man sagt, es seien dort nur sehr wenige von seinen Gegnern dem Tode entronnen. Hierauf erkaufte der Kurfürst den Abzug Prokop's durch einen Tribut. Auch die Schlesier mußten sich, als die Hussiten um dieselbe Zeit in ihr Land einfielen, durch Geld mit ihnen abfinden. Selbst bis nach der ungarischen Stadt Kremnitz drang damals ein Corps von achttausend Orphaniten und verbrannte dieselbe. Nur Albrecht von Östreich war im Jahre 1431 glücklicher, als die anderen deutschen Fürsten, wiewohl nicht im Kampfe mit den Prokopen, sondern mit den armen hussitischen Bauern in Mähren, welche bei der Nachricht von den Siegen ihrer Brüder sich gegen den fanatischen Druck ihrer Tyrannen erhoben hatten. Er erschien damals in Mähren, und vernichtete fünfhundert hussitische Dörfer nebst ihren Bewohnern durch Feuer und Schwert. Im folgenden Jahre rächten aber die böhmischen Hussiten den an ihren Glaubensgenossen und Stammverwandten begangenen Frevel durch eine Niederlage der Östreicher. Seit der Zeit setzten sowohl die Deutschen, als auch die gemäßigten Par-

teien der Böhmen ihr ganzes Vertrauen auf das Concilium, durch welches sie endlich der vom Gottesreich träumenden Schwärmer entledigt zu werden hofften.

6. Das Concilium zu Basel, Siegmund und die Hussiten bis auf die Aussöhnung der Letzteren mit ihrem Könige.

Pabst Martin V. befand sich zu Rom, wohin er erst mehrere Jahre nach seiner Erwählung gekommen war (s. S. 168), in einer sehr bedrängten Lage; er war in steter Geldverlegenheit, und der Kirchenstaat mit seiner Ritterschaft gehorchte ihm eben so wenig, als unsere deutschen Städte und Ritter ihrem Kaiser; namentlich hatte er mit und wegen der Stadt Bologna unaufhörlich Streit. Drei Dinge indessen gaben dem päbstlichen Stuhle damals für die gesammte Christenheit, besonders aber für Deutschland eine Bedeutung, wie sie in unseren Tagen die deutsche Kaiserwürde für den deutschen Patrioten haben würde. Diese drei Dinge waren: die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, welche von den griechischen Kaisern ängstlich und zuletzt auch ernstlich erstrebt ward, um die Türken von der Christenheit abhalten zu könnten; die Aussöhnung der unbesieglichen Hussiten mit der Kirche oder, wenn dies unmöglich war ihre Vertilgung; endlich die zu Constanz beschlossene, vom Pabst zugesagte und durch ihn allein zu bewirkende Abstellung der vielen Misbräuche im Kirchenwesen, welche selbst von den Theologen mit Ausnahme der italiänischen nicht abgeleugnet werden konnten. Alle drei Punkte erforderten ein Concilium. Dieses sollte versprochener Maßen innerhalb der nächsten fünf Jahre nach dem Schlusse der Constanzer Kirchen-Versammlung berufen werden. Martin hielt auch Wort, wollte aber unter dem Vorwande, daß man den Griechen den Besuch des Conciliums erleichtern müsse, dasselbe nur in einer italiänischen Stadt halten lassen, und schrieb 1423 die verheißene Versammlung nach Pavia aus. Mit dieser Verfügung waren alle Nationen außer den Italiänern unzufrieden. Der Pabst hatte außerdem noch dadurch alle Welt gegen sich erbittert, daß er seine eigene Familie, die Colonna's, auf Kosten der Kirche reich und mächtig zu machen strebte, und in Deutschland nicht nur kirchliche Gelderpressungen

sich erlaubt hatte, sondern auch, trotz der in Constanz gewährten Zugeständnisse, bei Besetzung der hohen geistlichen Stellen, willkürlich verfuhr.

Das nach Pavia ausgeschriebene Concilium war im März 1423 kaum eröffnet worden, als es hieß, dasselbe müsse an einen anderen Ort verlegt werden, weil wegen der dort ausgebrochenen Pest nur wenige Geistliche erschienen waren und diese nicht länger bleiben wollten. Der Pabst gestattete im August die Verlegung des Concils nach Siena. Dies erregte große Unzufriedenheit, weil es ebensoviel war, als wenn die Versammlung nach Rom berufen worden wäre. Auch war dieselbe so zusammengesetzt, daß man sie, wie Martin selbst durch ihre schon im Februar des nächsten Jahres ausgesprochene Auflösung eingestand, weder der Zahl noch der Beschaffenheit ihrer Mitglieder nach eine allgemeine Kirchenversammlung nennen konnte. Es fanden sich nämlich in Siena fast nur italiänische Bischöfe, also Creaturen des Pabstes, ein, aus Deutschland dagegen erschienen blos fünf, aus Frankreich sechs und aus Spanien gar keine Bischöfe. Mit einem der Könige des letzteren Landes, Alphons V. von Aragonien, hatte Martin sogar einen so heftigen politischen Zwist, daß jener nach Benedict's XIII. Tode (1424) von den beiden Leuten, die sich für dessen Kardinäle ausgaben, einen neuen Pabst (Clemens VIII.) wählen ließ. Übrigens war dieser Schritt des Königs Alphons nur für Aragonien von Bedeutung, in so fern nämlich Alphons die Usurpationen der Pabstwürde durch Clemens der Form wegen zu seinen Zwecken benutzte. Sobald der König das, was er wollte, erreicht hatte, mußte Clemens auf sein Verlangen wieder abdanken (1429). Was das Concilium von Siena betrifft, so fanden die versammelten italiänischen Bischöfe nicht rathsam, die wichtigste der dem Concilium gestellten Aufgaben zu lösen; sie redeten allerlei über die Vereinigung der römischen Kirche mit der griechischen, und faßten dann den Beschluß, daß sich nach sieben Jahren die Bischöfe der sämmtlichen europäischen Reiche an einem ihnen bequemer gelegenen Orte zu einem allgemeinen Concilium versammeln sollten. Als ein solcher Ort ward von ihnen, ehe sie auseinander gingen, Basel genannt, und auch Martin bezeichnete in einer Bulle vom 12. März 1424 diese Stadt als den Sitz der neuen Versammlung.

Der Pabst suchte auf jede Weise zu beweisen, daß es ihm mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums ernst sei, weil niemand dies glauben wollte. Er meldete schon im April 1424 der Bürgerschaft von Basel, daß im Jahre 1431 die Bischöfe sich in ihrer Stadt versammeln würden; er ersuchte sie, die nöthigen Vorkehrungen dafür zu treffen, ernannte seinerseits drei Kardinäle, um die Geschäfte des Conciliums vorzubereiten, und forderte die Christenheit auf, an diese Commission Petitionen einzusenden. Selbst in Rom wurde damals von der Kirchenverbesserung viel geredet, und der Pabst entwarf sogar eine Lebensordnung der Kardinäle. So viel Eifer aber Martin auch zu haben schien, so ward doch einerseits weder irgend ein Misbrauch abgestellt, noch selbst auf die Concordate Rücksicht genommen, und andererseits änderten weder die Kardinäle noch die gesammte übrige Geistlichkeit, besonders die Mönche, ihren Lebenswandel, so daß in allen christlichen Ländern die Geistlichkeit die Zielscheibe des Volkswitzes blieb. Endlich sah sich der Pabst durch die Gefahr, welche der böhmischen und deutschen Kirche von den Hussiten her drohte, genöthigt, einen Versuch zur Beruhigung der Unzufriedenen zu machen. Er berief am 1. Februar 1431 ein Concilium nach Basel. Doch ernannte er zu seinem Stellvertreter bei der Eröffnung desselben den bekannten Kardinal Julian Cesarini, der sich viel besser zur Verfolgung der Ketzer, zum Kreuzesprediger und zur Rolle eines Peter von Amiens im Türken-Kriege, als zum Versöhner und Reformator paßte. Martin erlebte die Eröffnung des Baseler Concils nicht mehr, da er schon am 20. Februar starb. An seine Stelle ward ein hartnäckiger und stolzer Venetianer erwählt, der gerade auf diejenigen Dinge im Kirchenwesen und in der Glaubenslehre die größte Bedeutung legte, welche nicht blos von den Hussiten, sondern auch von allen wahrhaft frommen Gelehrten seiner Zeit als unwesentlich angegriffen wurden. Ein Streit zwischen den versammelten Ständen der Kirche und ihrem Monarchen, dem Pabste, war also mit Gewißheit vorauszusehen. Hatte ja doch selbst der biegsame Pabst Martin aus keiner anderen Ursache seine kirchlichen Stände in Siena so schnell entlassen!

Eugen IV. — so nannte sich der neue Pabst — bestätigte die Berufung des Conciliums von Basel, traf aber gar

keine Anstalten zur feierlichen Eröffnung desselben, und sorgte nicht einmal dafür, daß eine gewisse Zahl von Geistlichen verschiedener Länder an einem bestimmten Tage zu Basel beisammen sei. Daher haben auch zwei neuere katholische Schriftsteller über den Tag der Eröffnung des Conciliums streiten können; der Eine läßt dieselbe im Juli, der Andere im August Statt finden. Der Kardinal Julian Cesarini, welcher vorher schon zweimal in Basel gewesen war und Vorbereitungen getroffen hatte, war im Sommer 1431 zugleich mit dem größten Theile der deutschen Bischöfe beim böhmischen Kriegszuge beschäftigt, und hatte daher zwei Männern Vollmacht gegeben, das Concilium zu eröffnen. Diese begannen dann am 26. Juli 1431 mit den wenigen Geistlichen, welche anwesend waren, die Vorberathungen. Julian selbst erschien erst am 2. September in Basel, nachdem er mit genauer Noth aus Böhmen entronnen war (s. S. 212). Er übernahm gleich nach seiner Ankunft den Vorsitz bei den Berathungen der kleinen Anzahl von Geistlichen, die er in Basel antraf. Julian war zu der Einsicht gelangt, daß er mit seiner Kreuzesbulle, auch wenn er sie nicht, wie auf der Flucht bei Thauß, von sich zu werfen genöthigt wurde, gegen die Böhmen nichts ausrichten könne; er bemühte sich daher zu Basel, die Prager und die böhmischen Landherren, welche gemäßigt und im Allgemeinen rechtgläubig waren, von dem schwärmerischen Theile der Hussiten zu trennen. Diese Bemühungen setzte Julian im Namen und Auftrage der Prälaten auch dann noch fort, als die Hussiten am 1. Oktober die an sie ergangene Einladung Siegmund's, auf dem Concil zu erscheinen oder mit demselben freundlich zu unterhandeln, höchst unartig abgelehnt hatten. Am 15. Oktober erließ Julian im Namen des Conciliums ein freundliches Schreiben an die Hussiten, um sie zu vermögen, eine Abhülfe ihrer Beschwerden vom Concilium zu suchen, indem er sie versicherte, daß sie gewiß Gehör finden würden. Dieser Schritt des Concils schreckte den Pabst um so mehr, als auch die Decrete desselben über die Ordnung der Berathungen und über die Ausschüsse so beschaffen waren, daß es auf eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Verfalls der Kirchenzucht und auf eine vollständige Wiederherstellung derselben abgesehen zu sein schien. Auch erfuhr der Pabst zu gleicher Zeit, daß eine sehr zahlreiche

Menge angesehener Geistlichen und gelehrter Theologen, unter welchen auch die Professoren der Pariser Sorbonne waren, in Basel eingetroffen sei. Er hatte allerdings nicht Unrecht, schon im November sehr besorgt zu werden. Das bewies nachher der am 14. December unter Julian's Vorsitz gefaßte Beschluß, in welchem die zu Constanz gemachte Anordnung als Grund und Zweck des Baseler Conciliums und die Ausrottung der Ketzerei, die Vermittelung des Friedens in der Christenheit, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die möglichste Herstellung der alten Disciplin als die eigentliche Aufgabe der Versammlung erklärt ward. Pabst Eugen hatte deshalb schon im November ein Schreiben an die versammelten Geistlichen erlassen, in welchem er die Verlegung des Concils nach Bologna vorschlug. Die dafür angeführten Gründe waren hauptsächlich: die Winterkälte, eine zwischen Friedrich von Tyrol und dem Herzoge von Burgund ausgebrochene Fehde, welche ebenso, wie jene Kälte, das Reisen nach Basel unsicher und beschwerlich mache, ferner die Gefahr, von der Ketzerei angesteckt zu werden, weil ganz Deutschland und besonders Stadt und Land Basel im Glauben erschüttert sei, sowie endlich das schon von Martin gegebene Versprechen, ein allgemeines Concilium in einer italiänischen Stadt zu halten, damit die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche leichter zu Stande gebracht werde. Alle diese Gründe machten jedoch keinen Eindruck; im Gegentheil, Eugen's Schreiben erregte nicht nur bei den versammelten Vätern und sogar bei dem päbstlichen Legaten, welcher für das Concilium die Feder führte, großen Unwillen, sondern auch König Siegmund, welcher damals wieder auf einer Reise nach Italien begriffen war, wurde durch dasselbe erbittert. Julian gab dem Pabste im Auftrage der Prälaten eine sehr nachdrückliche und spitzige Antwort. Er widerlegte alle Gründe des Pabstes auf ziemlich höhnische Weise. Über die oben angeführten vier Punkte z. B. schreibt er: „Was der Pabst von den Herzögen von Burgund und Tyrol sage, sei nicht wahr, da dieselben bereits einen Waffenstillstand geschlossen hätten. Die Erklärung wegen der in und um Basel herrschenden Ketzerei sei grundfalsch; man sehe und höre weit und breit gar nichts von Ketzerei, im Gegentheil, die Bürger von Basel seien alle sehr gute Katho-

liken und nähmen sich der Geistlichen redlich an. Durch die bloße Winterkälte lasse sich gewiß keiner, der nach Basel reisen wolle, abschrecken. Was aber die Griechen angehe, so sei das Lied von ihrer Aussöhnung mit der römischen Kirche schon dreihundert Jahre lang gesungen worden und werde jedes Jahr aufs neue angestimmt. Es wäre jedoch viel verständiger, wenn man, statt ihnen nachzulaufen, mit den Hussiten unterhandele, welche erst neuerdings von der Kirche abgefallen wären, und deren Lehre sich schon nach Deutschland verbreite. Doch könne man allerdings zugleich mit den Hussiten und mit den Griechen unterhandeln; aber das Letztere habe keine Eile." Aeneas Sylvius spricht in einer Bulle, die er später als Pabst Pius II. gegen die Behauptungen des Constanzer Conciliums erließ, die Meinung aus, Julian habe sich ebenso, wie auch er selbst damals, von den Gegnern des Pabstthums verlocken lassen. Wahr ist, daß Eugen dies glaubte und dadurch mit dem Concilium in einen höchst ärgerlichen Streit gerieth. Der Pabst nahm nämlich nicht blos sehr übel, daß ihm das Concilium den erwähnten Brief hatte schreiben lassen, sondern er erließ auch schon im December den förmlichen Befehl, daß das Concilium, weil es die böhmischen Ketzer zur Absendung von Bevollmächtigten aufgefordert habe, um mit ihnen über Lehren zu disputiren, die vom Pabste längst verdammt seien, sogleich aufgelöst und nach achtzehn Monaten ein anderes in Bologna versammelt werden solle.

Diese Bulle kam im Januar 1432 zu Basel an, nachdem am 14. December die erste förmliche Sitzung des Conciliums gehalten und die angegebenen Beschlüsse gefaßt worden waren. Die versammelten Väter fühlten sich durch die päbstliche Bulle beleidigt, sie blieben standhaft, der König Siegmund nahm sich ihrer an, und der Pabst ward in einem langen Briefe von seinem eigenen Legaten gewarnt, doch ja nicht im Vertrauen auf seine Kabalen mit den Fürsten die deutsche Nation aufs äußerste zu treiben. Julian gibt in diesem Schreiben deutlich zu verstehen, daß die von den böhmischen Fanatikern gepredigten Grundsätze über die Menschenrechte bei den deutschen Bürgern, welche durch den Straßenraub der Ritter so sehr litten, und bei den Bauern, welche unter dem Drucke der Fürsten und des Adels erlagen, großen Beifall fänden. In Betreff der in Deutschland verbreiteten demokra-

tischen Grundsätze der Böhmen und in Bezug auf das Vertrauen, welches Eugen auf die Fürsten setzte, schreibt Julian: „Die Deutschen hätten ihm gesagt, an dem unglücklichen Ausgange der böhmischen Feldzüge seien blos ihre Fürsten schuld; das wollten sie ihm beweisen, wenn sie allein ins Feld zögen, und sie seien bereit dies zu thun, wenn er zur Deckung der Kosten dreißigtausend Dukaten herbeischaffe." Auch in Betreff des Verhältnisses der Deutschen zur Kirche warnt Julian den Pabst, indem er ihn auf die Gefahr aufmerksam macht, daß die Deutschen ebenso wie die Böhmen abtrünnig werden könnten. Er schreibt nämlich: „Die Deutschen seien wegen der fortdauernden kirchlichen Misbräuche und Erpressungen so erbittert, daß er fürchte, sie würden nächstens gleich den Hussiten über ihre Geistlichen herfallen und die Mönche verbrennen." Der Pabst ließ sich nicht warnen, und schon im Februar brach der Krieg zwischen ihm und den zu Basel versammelten Prälaten aus. Eugen rief durch ein Schreiben vom 12. Februar 1432 seinen Legaten peremtorisch vom Concilium ab; die Väter faßten aber, noch ehe dieses Schreiben ankam, am 16. Februar in ihrer zweiten Sitzung einen Beschluß, der das Concilium von dem Pabste und seinem Legaten unabhängig machte. Es ward nämlich das Decret des Constanzer Conciliums erneuert, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Pabste stehe, und zu gleicher Zeit beschloß man, daß das in Basel versammelte Concilium ohne seine eigene Zustimmung von niemand, selbst vom Pabste nicht aufgelöst, vertagt oder verlegt werden dürfe. Hiermit begann der Kampf zwischen dem Oberhaupt der Kirche und dem Concilium. Der Pabst rechnete bei diesem Streite auf die Hülfe des Königs Siegmund, welcher schon seit den letzten Monaten des Jahres 1431 im oberen Italien verweilte, und seit dem Anfange des Jahres 1432 wegen seiner Kaiserkrönung zu Rom mit Eugen unterhandelte.

Siegmund hatte sich, da die Deutschen von einem Römerzuge nichts wissen oder wenigstens kein Geld dazu hergeben wollten, allein auf den Weg gemacht, und verfuhr in Italien ganz nach seiner gewohnten Weise. Er borgte und schwelgte überall, wo man etwas hergeben wollte, machte allerlei neue, weit aussehende Projecte bekannt, ließ sich mit dem Herzog von Mailand in eine

Verbindung gegen die Venetianer ein, und ward, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien gekrönt. Er blieb nachher fünf Wochen lang in Mailand, war aber zuletzt dem Herzoge und den Bürgern so lästig, daß er im Anfange des Jahres 1432 nach Piacenza weiter reisen mußte. Hier saß er dann einige Monate hindurch ganz trostlos, und trat mit Mailand, mit Rom, mit dem Concilium und mit aller Welt durch Briefe und Gesandte in Verkehr, da er zum Handeln weder Kraft, noch Macht, noch Geld besaß. Seine Hauptunterhandlung betraf die vom Pabste ausgesprochene Auflösung des Conciliums, und war mit einer anderen wegen der Kaiserkrönung zu Rom unzertrennlich verbunden. Siegmund mußte darauf bestehen, daß das Concilium nicht von Basel entfernt werde, weil dieses allein eine gewaltsame Reformation in Deutschland verhindern und zugleich ihm selbst wieder zu seinem Königreich Böhmen verhelfen konnte. In Beziehung auf Deutschland sagte Siegmund gleich dem Kardinal Julian dem Pabste gerade heraus: „Er fürchte, die deutschen Bürgerschaften würden mit der Hierarchie bald ebenso umgehen, wie die Böhmen gethan hätten; schon habe die Metropolitan-Stadt Magdeburg ihren Erzbischof sammt seinen Domherren verjagt und gleich den Hussiten die Güter derselben geplündert; die mit Magdeburg verbündeten Hanse-Städte an der Nord- und Ostsee machten Anstalt, dem gegebenen Beispiele zu folgen; auch am Rhein sammelten sich, wie das Gerücht sage, Tausende von Laien, um die Stadt Worms zur Auslieferung der Geistlichen und Juden zu zwingen; in Passau wollten die Bürger die Schlösser ihres Bischofs stürmen, und auch in Bamberg seien sie wegen der ihnen vom Könige verliehenen Privilegien mit dem Klerus in offenem Kriege.“ Übrigens mußte Siegmund nach drei Monaten auch Piacenza verlassen, weil sein dortiger Aufenthalt den Argwohn des Herzogs von Mailand erregte und die Einquartierung für die Stadt zu lästig war. Er wanderte Ende März nach Parma, wo er dann, nicht gerade zur Freude der Einwohner, wieder sieben Wochen lang schreibend und unterhandelnd verweilte.

Unterdessen setzte das Concilium, vom mailändischen Herzoge aufgefordert, von Siegmund unterstützt, von dem Herzog Wilhelm von Baiern mit den Waffen geschützt und vom deutschen Volk als

Anker des Heils betrachtet, den Kampf mit dem Pabste muthig fort. In der am 29. April gehaltenen dritten Sitzung ward nicht blos der Beschluß vom 16. Februar erneuert, sondern auch dem Pabste, der dem Kardinal Julian seine Vollmacht entzogen hatte, eine Frist von drei Monaten gesetzt, innerhalb deren er entweder selbst auf dem Concilium sich einfinden oder, wenn seine Gesundheit dies nicht erlaube, Bevollmächtigte schicken solle. Der Pabst, welcher die Baseler Versammlung schon seit dem December nicht mehr anerkannte, sondern in seinen Briefen an Julian und an Siegmund nur von dem sogenannten Concilium sprach, wollte ebensowenig nachgeben, als die Bischöfe. Es entspann sich ein gehässiger Briefwechsel, und das Concilium faßte in seiner vierten Sitzung (20. Juni) zwei neue nachdrückliche Beschlüsse. Es erklärte, daß, wenn während seines Bestehens Eugen stürbe, ein neuer Pabst von und aus dem Concilium gewählt werden sollte, und verbot zugleich dem Pabst Eugen, neue Kardinäle zu ernennen oder diejenigen, welche sich in Basel befanden, von dort abzurufen.

Siegmund gab sich unterdessen große Mühe, einen offenen Bruch zwischen Pabst und Concilium wenn auch nicht zu hindern, doch wenigstens zu verzögern; Eugen war aber über Siegmund's Theilnahme an den Schritten des Conciliums so unwillig, daß er, gleich als wenn er das deutsche Reich zu vergeben hätte, zu verstehen gab, er könne am Ende auch noch einen anderen Fürsten zum römischen Kaiser krönen. Er hatte dabei wahrscheinlich den Herzog Friedrich mit der leeren Tasche im Sinne. Dieser Fürst war in jeder Beziehung Siegmund's leibhaftiges Ebenbild. Er war eitel leichtfertig und leichtsinnig, verschwenderisch, voller Projecte, unstet und wüst. Nur arm war er damals nicht mehr, weil reiche Metalladern in den Bergwerken von Tyrol entdeckt worden waren; er wußte aber der Welt auf keine andere Art zu beweisen, daß seine Tasche nicht mehr leer sei, als dadurch, daß er sein Haus in Inspruck mit einem vergoldeten Dache versehen ließ, welches noch gegenwärtig den Reisenden gezeigt wird. Ein solcher Mann war für Siegmund kein gefährlicher Nebenbuhler. Auch scheint es dem Pabste weder mit der Erhebung desselben ernst gewesen zu sein, noch würde er unter den damaligen Umständen die Fürsten wohl geneigt gefunden haben, die gegen Wenzel ange-

wendete Maßregel der Absetzung eines Kaisers gegen Siegmund zu wiederholen, obgleich der Letztere im April 1432 ebenso der Familie Gonzaga zu Gefallen für Geld eine Markgrafschaft Mantua errichtete, wie Wenzel den Visconti's für Geld ein Herzogthum Mailand geschaffen hatte. Ende Mai zog Siegmund, da er sich aus Geldmangel in Parma nicht mehr halten konnte, mit seinem aus zweitausend Mann Ungarn, Mailändern und Deutschen bestehenden Gefolge nach Tuscien, um auch dort die kaiserlichen Städte auszusaugen. Eine Zeitlang lebte er auf Unkosten der Stadt Lucca, dann begab er sich nach Siena, wo er dem Pabste so nahe war, daß diesem sehr bange wurde. Übrigens unterstützten damals die deutschen Reichsstädte ihren Kaiser mit Geld; die Fürsten dagegen erkannten zwar ihre Verpflichtung, zum Römerzuge des Kaisers beizusteuern, an, entzogen sich derselben aber durch die Ausflucht, daß diese Steuer auf einem Reichstage hätte beschlossen werden müssen. Siegmund verweilte fast ein ganzes Jahr hindurch (vom Juli 1432 bis Anfang Mai 1433) in der Stadt Siena. Er war dort wie überall den Einwohnern sehr zur Last, hatte stets mit Geldmangel zu kämpfen, mußte die Venetianer fürchten, konnte der Florentiner wegen sich nicht aus der Stadt wagen, und beschuldigte den Herzog von Mailand, daß er ihn verrathe und ihm nachstelle. Er selbst hat sein Leben in Siena durch eine tropische Redensart bezeichnet, welche wir aus Respect für die Kaiser-Idee unserer Tage nicht zu gebrauchen wagen würden, wenn er es nicht selbst thäte. Siegmund sagte nämlich: Er sei dort gewesen wie ein wildes Thier im eisernen Käfig. Dies hinderte indessen den alten Mann nicht, sich in Siena ganz nach seiner gewöhnlichen Art aufzuführen. Er lebte in Saus und Braus und hatte unzählige Liebensabenteuer. Der sehr verdiente neueste deutsche Lebensbeschreiber Siegmund's meint freilich, wogegen wir auch nichts erinnern wollen, der an sich edle und gute Kaiser habe doch Alles dadurch wieder gut gemacht, daß er oft bei dem Minoriten Bernardino, welcher in der Nähe von Siena als Einsiedler ein ascetisches Leben führte und im Rufe der Heiligkeit stand, Erbauung gesucht und sich mancherlei Büßungen unterworfen habe. Übrigens hat Aeneas Sylvius oder, wie er nachher als Pabst hieß, Pius II. aus einem der Liebensabenteuer Siegmund's in

Siena und aus der Geschichte seines Kanzlers Kaspar Schlick einen Roman gemacht, der an Sentimentalität und an Eleganz des Styls, sowie in Bezug auf Immoralität bei anscheinend großer Züchtigkeit einem der Romane von George Sand nicht nachsteht.

Während Siegmund in Siena verweilte, hatte das Concilium neue Schritte gegen den Pabst gethan und im August 1432 den König sogar ersucht, nach Basel zu kommen, damit der Proceß gegen Eugen begonnen werden könne. Dies machte den Letzteren einigermaßen betroffen, und ward für Siegmund, welcher gern gekrönt sein wollte, ein Mittel, Eugen's Verlegenheit zu seinen Zwecken zu benutzen. Wie groß damals die Besorgniß des Pabstes war, geht daraus hervor, daß er fast zu gleicher Zeit zwei Kardinäle, einen Italiäner und einen Engländer, an Siegmund schickte und dem Concilium Vorschläge machen ließ. Diese kamen freilich zu spät; denn am 6. September (in der sechsten Sitzung) war schon der Pabst mit siebenzehn seiner Kardinäle vor dem Concilium officiell angeklagt worden, weil er in Basel nicht erschienen war und auch die Auflösung des Conciliums noch nicht widerrufen hatte. Nur mit Mühe erlangten Eugen's Bevollmächtigte auf Verwenden des Königs Siegmund eine neue Frist. Im Oktober, als sich der Pabst endlich geneigt erklärte, die Kaiserkrönung vorzunehmen und auch die Kosten derselben zu bestreiten, erwirkte Siegmund noch einmal einen Aufschub. Der Pabst hielt aber nachher sein Wort wegen der Krönung nicht, und der Streit des Conciliums mit ihm ward heftiger. Im December erklärte sich Siegmund gegen den Pabst, und brachte es sogar beim Könige von England dahin, daß derselbe sich des Conciliums annahm. Dieses faßte darauf am 18. December in seiner achten Sitzung den Beschluß, daß, wenn der Pabst nicht innerhalb sechzig Tage seine Auflösungs-Bulle zurücknehme, der Proceß gegen ihn eröffnet werden solle. Zugleich wurden die Kardinäle entboten, nach Basel zu kommen, widrigenfalls ihre Pfründen suspendirt werden würden. Dem armen Siegmund, der immer noch in Siena saß und sich nach seiner Krönung sehnte, ward unterdessen vom Pabste heftig zugesetzt. Eugen gab dem König zu verstehen, daß er ihn wegen des Schutzes, welchen er den gegen den Pabst streitenden Prälaten gewähre, wohl mit dem Banne belegen, ja sogar, statt ihn zum Kaiser zu krönen, auch

noch der königlichen Krone, die er bereits trage, berauben könne. Er drohte außerdem, daß Herzog Wilhelm von Baiern, welchen Siegmund, zum Schutz- und Schirmvogt des Conciliums bestellt hatte, sein Schicksal theilen solle. Die in Basel versammelten Väter nahmen sich hierauf des Königs ernstlich an, und in der neunten und zehnten Sitzung des Conciliums (22. Januar und 19. Februar 1433) trat die Aristokratie der europäischen Hierarchie mit solcher Entschiedenheit zur Beschützung der kaiserlichen Monarchie gegen die Usurpationen des römischen Stuhles auf, daß selbst die römischen Kanonisten dem Pabste riethen, sich so bald als möglich aus der Klemme zwischen Kaiser und Kirche zu ziehen. In der neunten Sitzung wurden nämlich alle Strafen und Urtheile, welche der Pabst gegen den römischen König und gegen dessen Stellvertreter, den Herzog Wilhelm, ausgesprochen habe oder noch aussprechen werde, für null und nichtig erklärt; in der zehnten aber ward es dem Pabst unmöglich gemacht, sich durch Ertheilung von Pfründen einen Anhang zu schaffen, indem das Concilium den Ausspruch that, daß alle Ertheilungen von Benefizien, welche Eugen seit der von ihm erlassenen Auflösungs-Bulle vorgenommen habe, ungültig seien. Zugleich ward in derselben zehnten Sitzung der Proceß gegen den Pabst wirklich begonnen. Als dies geschah, hatte Eugen, was man freilich zu Basel noch nicht wissen konnte, bereits in der Hauptsache nachgegeben. Er hatte nämlich dem deutschen Könige und den Kürfürsten eine am 16. Februar 1433 erlassene Bulle zugeschickt, die sie dem Concilium mittheilen sollten, und in welcher er seine Einwilligung dazu gab, daß die Kirchenversammlung in Basel unter dem Vorsitze seines Legaten Julian fortbestehe. Als deshalb nicht lange nachher noch vier andere Kardinäle als Legaten Eugen's in Basel eintrafen, um neben Julian die Berathungen des Conciliums zu leiten, schien der lange Streit beendet zu sein. Leider erwiesen sich aber die Erklärungen des Pabstes bald so zweideutig, daß eine Versammlung, welche die Unterordnung des Pabstes unter eine allgemeine Kirchenversammlung und seine Verantwortlichkeit gegen dieselbe als Grundsatz geltend machen wollte, sich unmöglich dabei beruhigen konnte. Das Concilium that deshalb in seiner elften Sitzung (27. April) einen weiteren Schritt gegen Eugen, indem es,

gegenüber dem neuen Rechte der päbstlichen Kirche und den ihm zu Grunde liegenden Decretalen, das alte Kirchenrecht der reinen Episcopalkirche auf eine recht harte und schroffe Weise feststellte.

Mit der Kirchenversammlung blieb also der Pabst in Feindschaft, dagegen söhnte er sich mit Siegmund aus. Er suchte an diesem eine Stütze gegen das Concilium, und hoffte vermittelst des Kaisers in Basel auf krummen Wegen zu erlangen, was auf dem geraden nicht mehr zu erhalten war. Siegmund verstand sich, da er gern aus seiner Noth in Siena erlöst und auf Kosten des Pabstes gekrönt sein wollte, zu allem, was der Pabst nur wünschen konnte; er beschwor namentlich die Aufrechthaltung aller päbstlichen Anmaßungen in geistlichen und weltlichen Dingen. Dagegen schämte er sich freilich doch, dem Pabste auf irgend eine Weise seinen Beistand gegen das Concilium zu Basel zu versprechen, außer wenn dieses sich geradezu gegen ihn auflehne oder ihn absetzen wolle. Der veränderte Ton, welchen Siegmund's Briefe von jetzt an erhielten, setzte das Concilium nicht wenig in Erstaunen. Der Kaiser antwortete auf die Schreiben, in welchen die Väter von Basel ihm sehr starke Vorstellungen über sein Verhältniß zum Pabste machten, immer kälter, und beschwor das Concilium, besonders als er endlich nach Rom zur Krönung reiste, daß man doch ums Himmelswillen keinen weiteren Schritt gegen das Supremat des römischen Stuhles thun möchte. Der Pabst hatte den alten eiteln Mann bei seiner schwachen Seite gefaßt; er hatte ihn nicht nur durch zwei Kardinal-Legaten in Begleitung von vierhundert Rittern nach Rom geleiten lassen, sondern er bestritt auch, weil Siegmund gar nichts hatte, die Kosten aus seiner eigenen Kasse, und sorgte für gute Bewirthung und für Festlichkeiten. Am 21. Mai 1433 hielt Siegmund seinen feierlichen Einzug in Rom. Daß es dort an Festlichkeiten und Ceremonien aller Art nicht fehlte, würde man sich leicht denken, wenn es auch die Schriftsteller jener Zeit nicht mit einer lästigen Ausführlichkeit berichteten, bei welcher immer auf das Unwesentlichste die größte Bedeutung gelegt wird. Wir bemerken blos, daß die Krönung am 31. Mai wirklich vollzogen ward, und daß Siegmund von diesem Tage an die Freude hatte, Kaiser zu heißen. Er ward dadurch weder reicher, noch im geringsten mächtiger und angesehener,

im Gegentheil, die neue Würde machte den Kontrast zwischen seiner Pomphaftigkeit, seinen neuen Ansprüchen und seinen Mitteln nur noch auffallender und lächerlicher. Wegen der Kosten setzte Siegmund, da von den Fürsten nichts zu erhalten war, die deutschen Städte, d. h. die damals sparsamen, häuslichen und wohlhabenden deutschen Bürger, in Contribution; ob er aber viel von ihnen empfangen hat, wird nicht gesagt. Gewiß ist dagegen, daß der zweiköpfige Adler, den er damals in das kaiserliche Siegel aufnahm, seitdem das Reichswappen geblieben ist. Seinen bürgerlichen Kanzler Kaspar Schlick, der sich selbst rühmt, daß er in Siena und in Rom diplomatische Meisterschaft bewiesen habe, belohnte Siegmund nach der Krönung mit demselben Lehen, mit welchem der Urheber des Moniteur, Generalsecretär des Consulats und kaiserliche Minister Maret von Bonaparte belohnt wurde. Siegmund machte seinen Kanzler zum Grafen von Bassano, Bonaparte ward durch seinen geschichtkundigen Rathgeber, vielleicht durch Talleyrand, der in Geschichte und Theologie ebenso stark war, als in Ränken und Gaunerkünsten, bewogen, Maret zum Herzog von Bassano zu ernennen. Doch erhielt der Letztere nicht, wie der böhmische Kanzler, zugleich Land und Leute. Erst im August reiste Siegmund wieder von Rom ab, um ganz langsam über Ferrara und Mantua durch Tyrol nach Basel zu gehen; denn er hielt sich gern an jedem Orte so lange auf, als er an demselben geduldet ward oder Geld auftreiben konnte.

In Böhmen herrschte noch immer wilde Verwirrung, obgleich sich das Concilium 1433 ernstlich bemühte, die gemäßigte Partei der Hussiten von dem in Kirche und Staat durchaus radikal revolutionären Anhange der beiden Prokope zu trennen. Nach der Niederlage der Deutschen bei Tauß hatten die Taboriten, Orphaniten und Orebiten verbunden mit den Pragern, gleich den Madscharen des neunten Jahrhunderts und den Mauren und Normännern des zehnten, alle Nachbarländer furchtbar verheert und geplündert; nur in Ungarn, wo sie sich 1432 unter Prokop's Führung über die Waag hinauswagten, wurde der größte Theil ihres Heeres zusammen gehauen und die ganze Wagenburg desselben nebst den mit Beute beladenen leichteren Wagen weggenommen. Die Mark Brandenburg verwüsteten die Hussiten bis nach Küstrin mit Feuer

und Schwert, und wenn einerseits Sachsen sich für neuntausend Dukaten eine kurze Waffenruhe erkaufte, so wurden andererseits Östreich, Meißen, das Voigtland, Baiern und Franken von Zeit zu Zeit aufs neue heimgesucht. Von dem Baseler Concilium wollten die Böhmen nichts wissen, und dieses mußte zweimal eine freundliche Botschaft schicken, ehe sie sich sogar nur auf eine Unterhandlung einließen. Sie waren durch die Art, wie das Constanzer Concilium gegen ihre Landsleute verfahren war, scheu geworden, und ließen sich trotz der Geleitsbriefe, die man ihnen anbot, und trotz des Versprechens, daß sie in Basel Sicherheit und Schutz finden würden, nicht bewegen, Abgeordnete dahin zu schicken. Endlich verständigte man sich mit ihnen dahin, daß Bevollmächtigte der Böhmen und des Conciliums zu einem vorläufigen Congreß in Eger zusammentreten sollten. Dieser Congreß ward im Mai 1432 gehalten, und man kam auf demselben überein, daß alle Parteien der Hussiten Bevollmächtigte nach Basel schicken sollten, denen das Concilium besonders in Bezug auf die Art der Austheilung des Abendmahles Zugeständnisse zu machen versprach. Das größte Verdienst dabei hatten Mainhard von Neuhaus (Gindrzichohradezko), das Haupt des bis auf wenige Punkte ganz orthodoxen böhmischen Adels, und Johann Rokyczana, der Erste unter den Lehrern der sogenannten Prager und Kalixtiner, welche sehr leicht zu befriedigen gewesen wären. Der Letztere ward auch zu einem der geistlichen Deputirten ernannt, welche in Begleitung von drei ausgezeichneten Kriegshauptleuten der revolutionären Partei, Prokop dem Großen, Wilhelm Kostka und Benesa Mokrofauß, nach Basel reisten; seine geistlichen Begleiter aber, der Bischof der Taboriten Niklas Peldrzimowski, der zur schwärmerischen Secte der Waisen gehörende Priester Ulrich und Peter Payne, welchen man, weil er entweder in England geboren war oder doch längere Zeit dort gelebt hatte, den Engländer nannte, waren nicht so leicht zu befriedigen. Die Gesandschaft reiste unter dem Geleite von dreihundert auserlesenen böhmischen Rittern, und traf am Drei-Königs-Tage des Jahres 1433 in Basel ein. Dort hatte man den unglücklichen Einfall, fünfzig Tage lang mit den Böhmen zu disputiren, wodurch, wie jeder einräumen wird, welcher Schulgelehrte, besonders speculative Philosophen und Theologen, kennt, der Zwist viel

ärger werden mußte, als er gewesen war. Prokop der Große bewies sich dabei in der scholastisch-theologischen Disputation ebenso tapfer und überlegen, als vorher und nachher auf dem Schlachtfelde. Erbittert ward er aber über den orthodoxen Disputanten Johann von Ragusa, Siegmund's ungarischen Kanzler, als dieser, obgleich selbst ein Slave, die Slaven Ketzer schimpfte.

Das Concilium hätte dem hitzigen Gezänke, zu dem es seine Klopffechter gebrauchen mußte, um so mehr ausweichen können, als zum großen Erstaunen der versammelten Väter die sämmtlichen Deputirten, sowohl von der Prager Partei als von den Taboriten und Waisen, die Erklärung gaben, sie würden sich begnügen, wenn man ihnen die vier schon früher (S. 194) erwähnten Prager Artikel zugestehe. Diese Artikel lauteten: „1) Das Abendmahl muß unter beiderlei Gestalt genossen werden. 2) Die Vergehen der Geistlichen müssen wie andere Verbrechen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden. 3) Jeder Christ, wer er auch sei, hat die Befugniß, das Wort Gottes zu predigen. 4) Das geistliche Hirtenamt ist mit weltlicher Herrschaft unvereinbar." Nachher kamen freilich noch ganz andere Dinge zur Sprache. Nach drei Monaten kehrten die böhmischen Abgeordneten, deren Glaubensgenossen auch während der Disputationen zu Basel ihre Raubzüge nach allen Seiten hin fortgesetzt hatten, zwar höchst unzufrieden mit dem Resultat ihrer Reise nach Prag zurück; allein beide Parteien hatten doch das Bedürfniß der Aussöhnung. Die Gemäßigten unter den Hussiten, die Partei Rokyczana's und Mainhard's von Neuhaus, und die zahlreichen Freunde der Ordnung in Kirche und Staat, welche die bestehende Civilisation nicht vertilgt haben wollten, wünschten der wilden Schwärmer entledigt zu werden, die aus Böhmen ein Turkestan oder Kurdistan machen wollten. Auf der anderen Seite strebte das Concilium, dessen Streit mit dem Pabste noch immer fortdauerte, wenigstens nach dem Ruhm, die Hussiten in den Schoß der Kirche zurückgeführt zu haben, und Siegmund wünschte sehnlich, nicht nur selbst nach Prag gehen zu dürfen, wo Adel und Bürgerschaft ihm nicht abgeneigt waren, sondern auch seinem Schwiegersohn Albrecht den böhmischen Thron zu sichern. Es kam also bald zu einer neuen Unterhandlung. Auch diesmal waren es wieder die Väter des Conciliums nebst den an

Böhmen's Grenzen herrschenden Fürsten, welche die ersten Schritte zur Aussöhnung thaten. Sie schickten geistliche und weltliche Abgeordnete nach Prag, wo dieselben im Juni 1433 ankamen und sehr freundlich empfangen wurden. Da damals nicht nur die Stände von Böhmen und Mähren in Prag zusammentraten, sondern auch neben Prokop dem Großen, welcher von der alten Kirche wenig wissen wollte, der nach einer Aussöhnung mit derselben strebende Johann Rokyczana böhmischer Bevollmächtigter war, so ward sehr viel insgeheim mit den Freunden der Ordnung unterhandelt, welche über ihre radikalen Landsleute ebenso erbittert waren, als das Concilium nur immer sein konnte. Während daher die radikale Partei ihre Raubzüge in fremde Länder fortsetzte, während die Waisen unter Johann Czapko bis nach Danzig hin streiften und dort das Kloster Oliva verbrannten, während auch Prokop der Große Prag verlassen hatte, und in Verbindung mit Prokop dem Kleinen nicht nur Baiern verwüstete, sondern auch Ungarn und Schlesien wiederholt heimsuchte, und das schon in den Jahren 1421 und 1431 hart bedrängte Pilsen mit seiner ganzen Macht angriff, wurden die beiden Häupter der gemäßigten Partei, Mainhard von Neuhaus und Johann Rokyczana, von den Abgeordneten des Conciliums gewonnen. Mainhard schickte unmittelbar darauf sogar der Stadt Pilsen Hülfe gegen die rasenden Schwärmer. Übrigens ließ sich Rokyczana durch die Aussicht locken, daß er nach seiner Aussöhnung mit der Kirche Erzbischof von Prag werden könne. Durch Vermittelung der Führer des begüterten Adels und der Prager Bürgerschaft wurden in einer besonderen Schrift die Punkte zusammengefaßt, deren Zugeständniß die gemäßigten Hussiten zur Bedingung ihrer Wiedervereinigung mit der Kirche machten. Diese Schrift ward von einer Deputation dem Concilium in Basel vorgelegt. Hier bemühte sich Siegmund, welcher bereits wieder in Basel eingetroffen war, angelegentlich, den Vorschlägen der Böhmen beim Concilium Eingang zu verschaffen, weil dann auf jeden Fall die Katholiken und die gemäßigten Hussiten mit den wilden, fanatischen Parteien, mit welchen sie schon längst in heftigem Zwiste waren, für immer tödtlich entzweit werden mußten. Die Angabe der weiteren Unterhandlungen und Disputationen gehört nicht hierher; für unseren Zweck genügt es zu bemerken, daß Bevollmächtigte

des Conciliums endlich mit der gemäßigten Partei der Hussiten einen Vergleich zu Stande brachten, welcher am 30. November 1433 zu Prag unterzeichnet und im Februar 1434 vom Baseler Concilium bestätigt wurde. Dieser unter dem Namen der Prager Compactaten berühmt gewordene Vergleich gestand der neuen hussitischen Gemeinde in Böhmen die vier Prager Artikel mit gewissen Beschränkungen zu. Die vier Artikel erhielten nämlich folgende veränderte Fassung: „1) Das Abendmahl darf unter beiderlei Gestalt genommen werden. 2) Die Geistlichen dürfen zwar wegen gemeiner Verbrechen von weltlichen Richtern gestraft werden, jedoch nur mit Zuziehung von Geistlichen. 3) Das Wort Gottes darf frei gepredigt werden, aber nur von ordentlich bestellten Geistlichen. 4) Geistliche sollen keine weltliche Regierung führen, sondern nur die Güter der Kirche verwalten; doch dürfen sich weltliche Personen, ohne in die Strafe des Kirchenraubes zu verfallen, der Kirchengüter nicht bemächtigen." Die gewährten Zugeständnisse betrafen, wie man sieht, eigentlich nur ganz unbedeutende Nebensachen; man darf sich daher auch nicht wundern, daß die Taboriten, Orebiten und Waisen die Compactaten nicht annehmen wollten, und alsbald gegen ihre hussitischen Landsleute eine größere Erbitterung zeigten, als gegen die Orthodoxen.

Unmittelbar nach der Abschließung der Compactaten brach zwischen dem aristokratischen Theile der Böhmen und den Städten einerseits und den Demokraten andererseits eine offene Fehde aus. Weil nämlich niemand sich um Siegmund kümmerte, so richtete der aristokratische und städtische Theil der Böhmen eine Reichsverwaltung im Namen der Stände d. h. des Adels ein, um der Anarchie der Taboriten, Orebiten, Waisen und anderen Fanatiker ein Ende zu machen. Zum Reichsverweser ward Alexius von Rosenberg (Aleso Sswichowsky von Wrzeslav) gewählt, der zwar kein Feldherr, aber ein sehr geachteter und rechtlicher Mann war. Zur Seite standen ihm Mainhard von Neuhaus, Hynko Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Hanuso von Kolowrat. Es kam nun für die aristokratische Partei vor Allem darauf an, daß die Eroberung von Pilsen, welches Prokop der Große schon seit elf Monaten enge eingeschlossen hielt, verhindert und die Macht der Waisen, die im Besitze der Prager Neustadt waren und deren

Priester Wolf ein Todfeind Rokyczana's war, gebrochen werde. Dazu sollt das Concilium Subsidien geben; da es aber keine Einnahmen und keine Kasse hatte, so collectirten die Väter unter sich und schickten, als die Prager und die Ritter zum Entsatz von Pilsen auszogen, eine Summe Geldes nach Böhmen. Noch ehe dies geschah, hatte bereits der Ritter von Klenow sich durch Prokop's Heer durchgeschlagen und der Stadt Pilsen Proviant und Verstärkung gebracht, während zugleich die Ritter mit den Bürgern der Prager Altstadt die Schaaren Prokop's des Kleinen, welche in der Neustadt lagen, überfallen und vollständig besiegt hatten. Auf die Nachricht davon zündete Prokop der Große sein Lager vor Pilsen selbst an, und ließ alle Kranke und Verwundete in demselben verbrennen, um nach Prag zu ziehen und, wie er sagte, sowohl den Adel im Lande auszurotten, als die Prager Neustadt zur ersten Stadt der Welt zn machen (Ende April 1434). An ihn schlossen sich die Waisen und Orebiten an. Verheerend zog hierauf das unter seinem Oberbefehl vereinigte Heer, dessen Unteranführer Prokop der Kleine, Johann Czapek von Slan und Johann Kersky waren, in der Umgegend von Prag und anderen Städten umher. Besonders ließen die erbitterten Schaaren an den Besitzungen Mainhard's von Neuhaus ihre Wuth aus; die Güter desselben wurden völlig verwüstet und seine Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Gegen die vereinigte Macht der Demokraten hatten die Ritter und Städte ein sehr ansehnliches Heer gerüstet, dessen Oberanführer dem Scheine nach Alexius von Rosenberg, in der That aber Mainhard von Neuhaus war. Neben diesen Beiden standen noch Plesko von Lipy, Aleso von Sternberg und Wilhelm Kostka an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaften und Ritter. Ende Mai 1434 lagen die beiden Heere in der Gegend von Böhmisch-Brod einander innerhalb ihrer Wagenburgen gegenüber, und am 28. Mai kam es bei Lipan und Hrzik zu einem entscheidenden Treffen, in welchem nach einem mörderischen Kampfe die beiden Prokope fielen, die von ihnen angeführten Schwärmer aber gleich wilden Thieren niedergemacht wurden. Wie man mit diesen Unglücklichen verfuhr, läßt sich daraus beurtheilen, daß die Pilsener tausend Gefangene in Scheunen sperrten und mit diesen verbrannten, und daß Peter Payne und sogar der Greis Wenzel

Koranda, welche in Gefangenschaft gerathen waren, ersäuft worden wären, wenn nicht Wilhelm Kostka und die Prager sich nachdrücklich für sie verwendet hätten. Die furchtbare Niederlage, welche die Demokraten erlitten, soll nach der Angabe einiger Berichterstatter ihren Grund darin gehabt haben, daß sich Prokop's Schaaren aus der Wagenburg in das offene Feld locken ließen, wo ihnen die Ritterschaft überlegen war. Andere sagen, Czapek und Kersky, welche die Reiterei commandirten, während der Schlacht aber dem Fußvolke nicht gegen die berittene Ritterschaft beistanden, sondern davon flohen, hätten sich schon vorher in ein verrätherisches Einverständniß mit den Feinden eingelassen. Da Johann Czapek nachher die Städte Kollin und Böhmisch-Brod, welche er besetzt hatte, der Ritterschaft übergab und später zu großen Ehren und Vortheilen gelangte, so scheint er allerdings eingesehen zu haben, daß es klüger sei, sich bei Zeiten von den Demokraten zu trennen. Übrigens waren die Reste der streitbaren schwärmerischen Secten auch nach jener Niederlage noch furchtbar.

Als der Kern der Schwärmer und Demokraten vernichtet war, ließ Siegmund den Häuptern des Adels und den Ständen, welche der Reichsstatthalter im Juni 1434 zu Prag versammelt hatte, zu ihrem Siege Glück wünschen. Er war kurz vor dem Empfang der Nachricht von demselben nach Ulm gekommen, nachdem er seit seiner Rückkehr aus Italien gleich einem Abenteurer oder honetten Bettler im südlichen Deutschland umhergezogen war, gegen Versatz Geld geliehen hatte, allen Städten zur Last gefallen und sogar einmal auf offener Landstraße von einem der unzähligen Raubritter angefallen und ausgeplündert worden war. Die siegende Partei in Böhmen erwiderte seine Botschaft durch eine Gegengesandtschaft, die ihn in Regensburg traf, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Diese Gesandtschaft kam jedoch erst im September nach Regensburg, und hatte keine andere Vollmacht, als zur erlangten Kaiserwürde Glück zu wünschen; alles Andere sollte auf den nächsten Landtag verschoben bleiben. Man sieht daraus, daß sich die böhmische Aristokratie nicht eilte, Siegmund als ihren längst gekrönten König anzuerkennen oder seiner großen Geldnoth aus dem Ertrage der damals sehr ergiebigen Bergwerke abzuhelfen. Siegmund wandte sich daher, als mit der Aristokratie

nichts anzufangen war, an die Taboriten, die Orebiten und die übrigen Demokraten, welche nicht allein in Böhmen noch mächtig waren, sondern auch fortwährend Streifzüge nach Deutschland machten. Er konnte jedoch mit diesen sich ebenso wenig, als mit der aristokratischen Partei verständigen. Seine Orthodoxie oder vielmehr die Rücksicht, die er auf den Pabst und die Geistlichkeit nehmen mußte, und die Furcht, daß er die Mönche zurückführen, die Klöster wieder erbauen, die hussitischen Priester vom Hofe entfernt halten, die vier Artikel verletzen und nicht in böhmischer, sondern in deutscher Sprache predigen lassen möchte, verhinderte seine Aussöhnung mit einer der beiden Parteien. Er kehrte daher auch im Herbst 1434 nach Ungarn zurück, ohne Böhmen berührt zu haben. Doch gab sich nachher der böhmische Reichsstatthalter von Rosenberg alle Mühe, zwischen den Ständen und dem Könige zu vermitteln, und am 14. Februar 1435 brachte derselbe es auf einem Landtage zu Prag endlich dahin, daß sich die böhmischen Herren und ihre hussitischen Theologen über vierzehn Artikel vereinigten, deren Unterschrift man von Siegmund verlangen müsse, ehe er als König anerkannt werde. Diese Artikel, deren Anführung wir nicht nöthig finden, sollten dem Kaiser in Ungarn vorgelegt werden, und die dazu bestimmte Gesandtschaft war eben im Begriff abzureisen, als Bevollmächtigte Siegmund's in Prag eintrafen. Hier begannen nun neue Unterhandlungen, die ganze Sache blieb aber bald wieder auf sich beruhen, wahrscheinlich weil die kaiserlichen Bevollmächtigten sich nicht geneigt zeigten, dem Kaiser und der Kirche etwas zu vergeben. In der nächsten Zeit ward die Verwirrung in Böhmen wieder sehr groß. Die vom Kaiser geschützten und unterstützten Katholiken hatten noch immer Städte und Vesten inne, und befehdeten die gemäßigten Hussiten, diese aber führten zugleich mit den wieder erstarkten Taboriten Krieg, besiegten dieselben unter der Führung Heinrich's von Piaczeck und Ulrich's von Rosenberg von Zeit zu Zeit im offenen Felde und erstürmten ihre Vesten. Nicht politische, sondern theologische Bedenklichkeiten waren es, wodurch die Aussöhnung des Kaisers mit den Böhmen verhindert wurde; denn Siegmund und sein Schwiegersohn und erklärter Nachfolger, der steifgläubige Albrecht von Östreich, waren eben so ängstlich, als die Theologen der

Hussiten und Taboriten. Die Sache blieb in der Schwebe, bis endlich im Juli 1435 das Baseler Concilium aufs neue Gesandte nach Böhmen schickte. Diese brachten es dann dahin, daß endlich alle Hussiten, sowohl die der kalixtinischen als die der taboritischen Partei, sich mit den Compactaten zu beruhigen versprachen, wenn Siegmund und sein Schwiegersohn ihnen noch einige besondere Punkte zugeständen und außerdem über das Politische mit ihnen einig würden. Siegmund und Albrecht begaben sich hierauf nach Brünn, und empfingen daselbst eine glänzende böhmische Gesandtschaft, welche aus einigen hundert Mann bestand und gleich Siegern in die Stadt einzog. Rokyczana, der sich unter den Gesandten befand, überreichte dem Kaiser die erwähnten vierzehn Artikel, und Siegmund nahm dieselben an (Juli 1435). Der Kaiser hatte jedoch nur aus den Grunde nachgegeben, weil er nicht anders konnte. Er brach deshalb nachher auch, als er zum Besitze von Böhmen gelangt war, sein Wort wieder, und die Unzufriedenheit mit den Deutschen ward größer, als je zuvor. Übrigens wandten die Böhmen, ehe sie ihren König wieder auf nahmen, alle mögliche Vorsicht an, sie wurden aber doch betrogen. Sie trauten nämlich dem Kaiser nicht sogleich unbedingt, sondern hielten Ende September erst noch einen Landtag zu Prag, um Alles urkundlich genauer zu bestimmen. Auf diesem Landtage bewog der in diplomatischen Geschäften jeder Art und aller Länder sehr geübte Kanzler Siegmund's, Kaspar Schlick, welcher seine böhmischen Landsleute am besten zu behandeln verstand, die böhmischen Stände, daß sie endlich die Compactaten urkundlich bestätigten und im Oktober eine Gesandtschaft mit dem Actenstücke nach Stuhlweißenburg schickten, wo diese auch Bevollmächtigte des Baseler Conciliums finden sollte. In Stuhlweißenburg stellten dann Siegmund und Albrecht (Anfang Januar 1436) den böhmischen Gesandten zwei Urkunden aus, in denen die wegen der Religionsübung zugestandenen Rechte und Freiheiten aufs neue durch Unterschrift und Siegel bestätigt waren, und welche ganz Böhmen außer wenigen Taboriten-Gemeinden befriedigten. In diesen Urkunden wurde allen Böhmen Schutz und Schirm versprochen, die hussitischen Geistlichen erhielten das Recht, sich ihren Erzbischof und zwei andere Bischöfe zu wählen, und der Kaiser versprach, den

Pabst und das Concilium zur Bestätigung alles dessen, was er versprochen hatte, zu bewegen. Dies geschah in Bezug auf den Pabst Eugen IV. schon zwei Monate nachher, und zu derselben Zeit erwählten die Böhmen Johann Rokyczana zum Erzbischof von Prag.

Obgleich jetzt Alles geordnet zu sein schien, so erweckte doch Siegmund's Unzuverlässigkeit in Verbindung mit seines Schwiegersohnes Grausamkeit gegen Juden und Ketzer noch immer Mistrauen. Es konnte nämlich dem aufgeklärten Theile der Kalixtiner nicht unbekannt sein, daß Siegmund, wie sein neuester Biograph lobend erwähnt, gerade um diese Zeit am Grabe seines Schutzpatrones, des heiligen Ladislaus, Trost suchte, und den Generalvicar der Minoriten, Jakobus Picenus de Marchia, also einen Mann, dessen Orden den Böhmen mehr als jeder andere verhaßt war, zu seinem Beichtvater und Vertrauten machte. Wir glauben zwar nicht, daß, wie erzählt wird, dieser Franziskaner dem Kaiser den Rath gab, der nach Dante einen Kriegsmann in der Franziskaner-Kutte, welcher ihn ertheilte, und einen Pabst, welcher ihn befolgte, in die Hölle brachte; allein es war doch schon genug, daß es allgemein gesagt und geglaubt wurde. Dieser aus Bosnien herbeigerufene Bruder Jakobus nämlich, welcher die Ketzer, die er nicht bekehren konnte, mit Feuer und Schwert im offenen Felde todtzuschlagen pflegte, soll seinem Beichtkinde Siegmund gesagt haben, er möge den ketzerischen Hussiten alles was er wolle versprechen, aber nichts halten. Wenn übrigens auch Siegmund's Beichtvater ihm diesen Rath nicht gegeben hat, so handelten doch die Diplomaten des Kaisers so, daß es scheinen könnte, als wenn sie denselben gebilligt hätten. Als nämlich Siegmund im Juni 1436 mit seinem Schwiegersohne nach Iglau gekommen war, und die Böhmen noch immer Schwierigkeiten machten, ihn in Prag einzulassen, gewährte er ihnen Zugeständnisse, welche er und sein Schwiegersohn, sowie selbst der Kanzler Kaspar Schlick weder halten wollten noch konnten, sondern, sobald sie nur einmal im Besitze wären, nach und nach zurückzuziehen gedachten. Hierauf erließ Alexius von Rosenberg als Reichsstatthalter am 12. Juli einen Befehl an das gesammte Königreich, die Compactaten und die Aussöhnung mit der allgemeinen Kirche anzuerkennen und Siegmund als Kaiser zu empfangen, und am 25. August 1436

kam endlich Siegmund nach Prag. Er hielt einen glänzenden Einzug, und sorgte damals, wie sein ganzes Leben hindurch, vor Allem dafür, daß es an Pomp, an Festen, Feierlichkeiten, Gastmählern und Orgien nicht fehlte, obgleich ihn fortdauernd großer Geldmangel drückte.

7. Das Concilium zu Basel in der letzten Zeit Siegmund's; böhmische und östreichische Angelegenheiten unter Albrecht II. und unmittelbar nach seinem Tode.

Die Kirchenversammlung zu Basel würde ebenso den Beschwerden der deutschen Nation über die Misbräuche der päbstlichen Kirche abgeholfen haben, wie sie denen der Böhmen abgeholfen hatte, wenn nicht die Politik der deutschen Kaiser einer Abhülfe entgegen gewesen wäre, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, sich der Monarchie der Päbste gegen die Aristokratie der deutschen Bischöfe zu ihren Zwecken zu bedienen. Dieser Politik wegen blieben die vom Concilium gefaßten Reform-Beschlüsse unausgeführt. Die Folge davon war aber, daß das Volk, weil es damals von seinen weltlichen und geistlichen Fürsten verlassen wurde, im nächsten Jahrhundert unter der Leituug einer Anzahl kühner Prediger stürmend eine Revolution durchzusetzen gezwungen war. Um zu zeigen, welche Verordnungen die Zeit vom Concilium erforderte, und welche Reformen in allen Staaten, besonders aber in England, Deutschland und Frankreich, für unerläßlich gehalten wurden, brauchen wir nur die officiellen Beschwerden der Deutschen (Gravamina nationis Germanicae) über den Ultramontanismus mit wenigen Worten anzuführen. In dieser Beschwerdeschrift heißt es: „1) Die Päbste glauben sich an Bullen, Verträge, Privilegien und Urkunden, welche von ihren Vorgängern unbedingt ausgestellt wurden, durchaus nicht gebunden, sie ertheilen auf irgend eines elenden Menschen Gesuch sogleich Revocationen und Suspensionen. 2) Keine Wahlen werden respectirt, der Pabst vergibt die Bisthümer, Decanate, Probsteien und Abteien nach Belieben, auch wenn man vorher die Stelle theuer erkauft hat. (Welchen Druck dies in dem damaligen Deutschland nach sich ziehen mußte, wird man schon daraus erkennen, daß es allein fünfzig deutsche Bis-

thümer gab.) 3) Die besten deutschen Pfründen werden stets römischen Kardinälen und Protonotarien verliehen. 4) Die päbstliche Kanzlei ertheile so viele Exspectanzen oder Anwartschaften auf Stellen und Pfründen, daß nothwendig das Geld oft verloren geht, und daß unzählige Processe unvermeidlich werden. 5) Die Annaten, d. i. die Zahlungen, welche man nach dem Tode eines Bischofs bis zur Ernennung seines Nachfolgers an den Pabst zu machen hat (medii fructus), steigen immer höher, sie betrugen in Mainz zuerst zehntausend, dann zwanzigtausend und endlich fünfundzwanzigtausend Dukaten; wie nun, wenn in Einem Jahre zwei Bischöfe sterben? 6) Man besetzt die geistlichen Stellen mit Italiänern, welche weder die Sprache verstehen noch Sitten haben. 7) Man widerruft alte, längst bezahlte Indulgenzen, um neue verkaufen zu können. 8) Man läßt den Türken-Zehnten erheben und verwendet doch das Geld nicht zum Zuge gegen die Türken oder zur Unterstützung der Griechen. 9) Processe aller Art werden nach Rom gezogen, wo Alles um Geld feil ist." — Wegen dieser Beschwerden waren schon 1416 die sogenannten Avisamenta dem Constanzer Concil übergeben worden (s. S. 175), und der Kaiser hatte darauf vom Pabste ein Concordat erhalten; nichts desto weniger war aber zwei Jahre nachher der Druck ebenso arg, als je zuvor. Man sieht also, wie die Deutschen von Pabst und Kaiser betrogen wurden. Im Jahr 1427 übergab der Kurfürst von Mainz dem Kaiser neue Avisamenta, dieser konnte aber nichts vom Pabste erlangen, und ließ deshalb durch seinen Rath Friedrich von Landskron die sogenannte Reformation aufsetzen; dies hatte jedoch ebenfalls keinen Erfolg.

Im Jahre 1435 beseitigte das Baseler Concilium wenigstens Einen Beschwerde-Punkt, die Annaten, wenn auch nur gegen Entschädigung; es konnte aber weder damals noch im folgenden Jahre erlangen, daß Siegmund das Versprechen gab, die Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, oder daß er auch nur seinen Schutz gegen den Pabst bestimmt zusicherte. Nicht einmal zur Ernennung eines neuen Schutzvogts für das Concilium ließ er sich bewegen, als Wilhelm von Baiern starb. Siegmund blieb so lange auf Seiten der versammelten Väter, als sein Vortheil ihn antrieb, die Vermittelung derselben in der hussitischen Angelegenheit zu benutzen.

Ebenso machten es die Kardinäle und zuletzt sogar Julian, der am längsten mit den versammelten Vätern für die Kirchenverbesserung eiferte. Die Kardinäle trennten sich vom Concilium, sobald man ihre Einkünfte schmälerte. Nachdem nämlich schon 1434 die Annaten abgeschafft worden waren, in Bezug auf welche die Franzosen sogar gegen jede Entschädigung protestirten, kam im folgenden Jahre die Reihe an die Pallien-Gelder; 1436 aber galt es den Anwartschaften auf Pfründen und der willkürlichen Besetzung geistlicher Stellen (den Provisionen), ja sogar dem päpstlichen Glaubensbekenntnisse und der Zahl der Kardinäle. Dies mußte dann freilich den Kardinälen bange machen. Um den weiteren Berathungen eines reformirenden, der Autokratie des Pabstes Trotz bietenden Conciliums Einhalt zu thun, nahm man die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zum Vorwande. Diese ward nicht nur, wie wir bereits in der griechisch-türkischen Geschichte erzählt haben, vom griechischen Kaiser eifrig erstrebt, sondern auch der Pabst wünschte dieselbe, und Siegmund förderte sie ihm zu Gefallen durch Briefe, Botschaften und Ermahnungen. Das Concilium selbst hatte mit dem griechischen Hofe Unterhandlungen darüber gepflogen und von ihm die Zusicherung erhalten, daß Abgeordnete der Griechen allenfalls auch nach Basel kommen wollten, wenn das Concilium eine Flotte schicke, um sie abzuholen; Eugen hatte aber die Sache zu vereiteln gewußt. Auf sein Betreiben schrieb der griechische Kaiser im November 1435, er finde es am passendsten, wenn die Berathungen über die Vereinigung der beiden Kirchen und die zu diesem Behufe zu haltende allgemeine Kirchenversammlung nicht in Basel, sondern an einem mehr nach dem Meere hin gelegenen Orte Statt fänden, wodurch auch die Anwesenheit des Pabstes, welcher keine weite Reise unternehmen könne, erleichtert werden würde. Dies fiel gerade in die Zeit, als (im Anfange des Jahres 1436) Kaiser Siegmund, welcher nie Treue und Glauben hielt, die kurz zuvor erwähnten Forderungen des Conciliums abgelehnt hatte.

Von dem Augenblick an, als Pabst und Kaiser deutlich zu erkennen gegeben hatten daß sie der griechischen Angelegenheit wegen das Concilium verlegen wollten, entfernte dieses durch alle Schritte, die es that, sich immer weiter von dem weltlichen und geistlichen

Oberhaupte der lateinischen Welt. Im März 1436 traf es Anordnungen wegen der künftigen Pabstwahlen, forderte, daß jeder Pabst sich eidlich verpflichten solle, die Beschlüsse der reformirenden Versammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts auszuführen, und schrieb dem Pabste Verhaltungsmaßregeln vor, damit er dem Klerus ein Muster im Lebenswandel sein könne. Ebenso streng waren die von ihm gegebenen Gesetze über die Zahl und Auswahl der Kardinäle und über ihren Wandel. Auch erneute das Concil seine Beschlüsse wegen der freien Wahl der Bischöfe und Prälaten, deren Stellen man in Rom an die Meistbietenden zu verkaufen pflegte. Im April 1436 war daher Eugen schon ganz mit dem Concil zerfallen, weil dieses fortfuhr, seinen Beschlüssen ohne Rücksicht auf ihn Gesetzeskraft zu geben, obgleich bereits die Kardinäle und unter ihnen Julian an den Berathungen keinen Antheil mehr nehmen wollten. Gerade in diesem Augenblick erklärte endlich das Concil durch zwei Decrete dem Pabste förmlich den Krieg. Es hob nämlich alle päbstlichen Vorbehalte auf, und beschloß sogar, einen Jubelablaß wegen der Wiedervereinigung der Griechen mit den Lateinern verkünden zu lassen, obgleich das Ablaß-Wesen eine Erfindung und ein Erwerb der Päbste war. Dies wirkte um so stärker, da das Concilium schon am Ende des Jahres 1435 nicht nur jede Appellation von seinen Entscheidungen an den Pabst bei schwerer Strafe untersagt hatte, sondern auch dem neu ernannten Erzbischof von Rouen, welchem der Pabst die unentgeltliche Zusendung des Palliums verweigerte, dasselbe durch den Erzbischof von Lyon, als Primas der gallikanischen Kirche, hatte ertheilen lassen. Eugen wandte sich jetzt durch diplomatische Noten und durch Gesandte an alle Fürsten, um sie aufmerksam zu machen, wie gefährlich es sei, daß eine kirchliche Aristokratie das weltliche und geistliche Supremat, welches bisher der Pabst als Monarch in Anspruch genommen habe, an sich reißen wolle. Der Streit dauerte das ganze Jahr 1436 hindurch fort, bis endlich die Frage wegen der griechischen Kirche den völligen Bruch herbeiführte. Um diese Frage drehte sich nämlich zuletzt der ganze Streit, weil sie der Punkt war, von welchem aus die Minderzahl der Kardinäle und päbstlichen Prälaten hoffen konnte, die Mehrheit, welche den Pabst, den Kaiser und die Griechen gegen sich hatte, zu besiegen. Das Con-

cilium schlug freilich den Griechen, welche wie der Pabst seit 1434 auf der Verlegung des Conciliums in eine italiänische Stadt bestanden, die Stadt Avignon zur Conferenz vor; die Griechen verlangten aber, daß ihnen entweder von den Bürgern dieser Stadt oder von den Vätern des Conciliums nicht weniger als siebenzig tausend Dukaten gezahlt würden, was für die Einen wie für die Anderen zu viel war. In der fünfundzwanzigsten Sitzung, am 7. März 1437, sollte endlich durch eine entscheidende Abstimmung die Sache zum Schluß gebracht werden. Zwei Drittheile der Mitglieder des Conciliums stimmten dafür, daß entweder in Basel oder, wenn dies nicht geschehen könne, in Avignon oder in einer savoyischen Stadt mit den Griechen unterhandelt werden solle; das andere Drittheil oder die päbstliche Partei, an deren Spitze der Kardinal Julian stand, entschied sich dem Antrage des Pabstes entsprechend für die Verlegung des Concils nach Florenz oder nach Udine. Als auf diese Weise der Beschluß gegen den Pabst ausgefallen war, zeigte sich der Erzbischof von Tarent, welcher neben Julian päbstlicher Commissär bei dem Concilium war, auf eine seiner eigenen Sache höchst verderbliche Art als einen Meister der diplomatischen Künste. Es war nämlich zugelassen worden, daß auch der Minoritäts-Beschluß öffentlich bekannt gemacht werde; doch sollte natürlich nur der Beschluß der Mehrheit Gültigkeit haben. Der Letztere ward mit allen möglichen Siegeln versehen und in die für dergleichen Urkunden bestimmte Kapsel des Archivs gelegt. Der Erzbischof von Tarent verschaffte sich aber Zugang zum Archiv, zerschnitt die Fäden, an welchen die Siegel des Majoritäts-Beschlusses hingen, nahm diese hinweg und legte den mit allen Siegeln versehenen Minoritäts-Beschluß in die Kapsel. Dieses diplomatische Meisterstück wurde indessen bald entdeckt, der Erzbischof ergriff die Flucht, der Kaiser sagte sich in einem Schreiben aus Eger ganz von ihm los und drohte, die Schurkerei zu rächen, und auch der Pabst leugnete jeden Antheil an der Betrügerei ab. Doch handelte der Letztere so, als wenn es ihm angenehm gewesen sein würde, wenn sein Commissär die Sache geschickter angefangen hätte. Er schrieb nämlich an den Kaiser und an die Könige in Europa, und ermahnte sie, die Ausführung des Beschlusses der Mehrheit zu hindern und die Haltung eines Conciliums in Italien zu befördern.

Da die Griechen sich ganz an den Pabst angeschlossen hatten und das Interesse Beider mit dem der Venetianer übereinstimmte, so that Eugen im September 1437 endlich den letzten entscheidenden Schritt. Er berief ein neues Concilium auf den Februar 1438 nach Ferrara, wodurch das in Basel bestehende von selbst aufgelöst werden mußte. Dies brachte eine völlige Spaltung der Kirche hervor, weil seitdem das Concilium, welches vorgab über dem Pabste zu sein, und der Pabst, welcher über dem Concilium zu stehen behauptete, einander gerichtlich verfolgten. Die in Basel versammelten Väter erklärten zuerst den Pabst der Hartnäckigkeit schuldig, dann sprachen sie (12. Okt. 1437) die Nichtigkeit der wegen des Concils zu Ferrara erlassenen Bulle aus, und endlich beschlossen sie sogar in ihrer einunddreißigsten Sitzung (24. Jan. 1438) die Suspendirung des Pabstes Eugen. Durch diese Schritte des Conciliums kamen der Kaiser und die Stadt Basel sehr ins Gedränge; denn Beide wollten es mit dem Concilium nicht verderben, und doch wurden sie vom Pabste dringend aufgefordert, gegen dasselbe feindselig zu verfahren. Vom Kaiser verlangte Eugen, daß er dem Concilium seinen Schutz entziehe, von der Stadt Basel, daß sie die Väter nicht länger in ihren Mauern dulde. Siegmund erlebte jedoch den vollständigen Bruch zwischen Eugen und der Baseler Versammlung nicht mehr. Er erkrankte auf einer Reise von Böhmen nach Ungarn in der mährischen Stadt Znaym tödtlich, und starb daselbst am 9. December 1437. Auch in den letzten Augenblicken seines Lebens hatte ihn seine Eitelkeit und sein Haschen nach leerem Prunk und lächerlichem Pomp nicht verlassen. Als er nämlich von seinen Ärzten erfuhr, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, ließ er, statt der irdischen Größe zu vergessen und ihre Nichtigkeit zu erkennen, sich den kaiserlichen Ornat anlegen und mit allen Insignien des Kaiserthums geschmückt, sich auf den Thron setzen. Hier ereilte ihn dann seine letzte Stunde, Sein Tod erfolgte unter sehr trüben Aussichten für Böhmen, für das Concilium und für Deutschland, welches eine Reformation seiner Kirche dringend verlangte; denn Siegmund's Schwiegersohn und Nachfolger, Albrecht II., war als fanatischer Papist den Hussiten und den Anhängern des Conciliums verdächtig, wiewohl er sich nachher gemäßigt benahm. Schon vor dem Tode

des Kaisers hatte nicht nur Friedrich von Tyrol, sondern auch Siegmund's Xantippe und Messalina, Barbara von Cilley, welche ihrem Gemahle sein ganzes Leben hindurch seine Ausschweifungen tüchtig vergolten hatte, Verschwörungen angezettelt; Friedrich strebte nämlich nach der böhmischen Krone, Barbara aber, welche des alten Gemahls längst überdrüssig geworden war, wünschte einen schmucken Knaben, den Bruder des Königs von Polen, den sie gern geheirathet hätte, auf den böhmischen Thron zu bringen. Siegmund war kurz vor seinem Tode, ehe er nach Ungarn aufbrach, von dem Verrathe seiner Gemahlin in Kenntniß gesetzt worden; er hatte dieselbe aber in Böhmen selbst nicht anzutasten gewagt, sondern erst in Mähren festnehmen lassen. Gleich nach Siegmund's Tode war Albrecht darauf bedacht, die Stiefmutter seiner Gemahlin unschädlich zu machen. Er nahm sie zuerst als Gefangene mit nach Ungarn, schickte sie nachher aber wieder aus diesem Lande fort, zog alle ihre Güter ein, und beschränkte sie auf einen jährlichen Wittwengehalt von zwölftausend Gulden.

In Ungarn ward Siegmund's Schwiegersohn, Albrecht II., ohne Schwierigkeit als König anerkannt, in Östreich ordnete er eine Regentschaft von dreizehn Bischöfen, Rittern und vornehmen Beamten an, in Deutschland wählte man ihn schon im März 1438 zum König; in Böhmen dagegen konnte er kaum hoffen, als Siegmund's Nachfolger anerkannt zu werden. Auch in Deutschland war anfangs die Mehrzahl der Kurfürsten geneigt gewesen, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu wählen; der Erzbischof von Mainz hatte aber Gründe gehabt, Albrecht vorzuziehen, und es dahin gebracht, daß demselben alle Stimmen zu Theil wurden. Albrecht, welcher weniger auf Pomp und Repräsentation erpicht war, als Siegmund, zögerte die ihm angebotene deutsche Krone anzunehmen. Auch war die Lage der Dinge damals sehr schwierig, weil wegen der Stellung der Baseler Kirchenversammlung zu dem Pabste und zu dem unterdessen eröffneten Concilium von Ferrara der neue König sogleich in ein bedenkliches Verhältniß kam. Albrecht entschloß sich daher, nachdem auch das Baseler Concilium zu diesem Zwecke Abgeordnete an ihn gesandt hatte, nur unter der Bedingung zur Annahme der deutschen Krone, daß er erst nach zwei Jahren

in das Reich zu kommen brauche, um sich krönen zu lassen. Friedrich von Steiermark, der Sohn des längst gestorbenen Herzogs Ernst des Eisernen, hatte sich viele Mühe gegeben, Albrecht zur Annahme der Krone zu bewegen; Friedrich von Tyrol dagegen unterhielt bis an seinen 1439 erfolgten Tod ein Einverständniß mit den Böhmen. Doch hatten die ehrgeizigen Bestrebungen des Letzteren weder Erfolg, noch brachten sie ihm irgend einen Nutzen. In Böhmen hatte Albrecht die Utraquisten und Taboriten gegen sich, während die Katholiken ihn bereits im Mai 1438 als König anerkannten. Mit den Ersteren war schon Siegmund wieder zerfallen, weil ihre Geistlichen gegen ihn eiferten; er hatte daher dem Wenzel Koranda das Predigen untersagt, auch Peter Payne war aus Prag vertrieben worden, und der hussitische Erzbischof Rokyczana hatte sich so wenig für sicher gehalten, daß er nach Königingrätz entflohen war. Siegmunds Gemahlin Barbara hatte es daher leicht gefunden, die Häupter der strengeren Hussiten, Hynko Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Georg Podiebrad, für ihren oben erwähnten Plan zu gewinnen. Diese drei Herren hielten auch nach Siegmund's Tode, obgleich Barbara sogleich in Haft gebracht worden war, zu Tabor eine große Versammlung, und erwählten den von ihr empfohlenen, erst dreizehn Jahre alten polnischen Prinzen Kasimir zum König, während Ulrich von Rosenberg, Mainhard von Neuhaus, Zagicz von Hasenberg und Hans von Kolowrat, die Häupter der Gegenpartei, durch Siegmund's Kanzler Kaspar Schlick bewogen wurden, der Krönung Albrecht's beizuwohnen, welche der Bischof von Olmütz unter Assistenz von zwei anderen Bischöfen in der Prager Schloßkirche feierlich vollzog. Aus dieser Doppelwahl entstand ein offener Krieg zwischen den strengeren Hussiten und ihren durch die Compactaten mit der Kirche versöhnten Brüdern. Beide Theile stellten ein Heer ins Feld und verwüsteten die Schlösser, Städte und Güter ihrer Gegner, doch hatten Albrecht und seine Anhänger anfangs die Übermacht, obgleich ihren Gegnern fünfzehntausend Polen zu Hülfe gekommen waren. Beide Theile gebrauchten zu ihrer gegenseitigen Bekämpfung viel Artillerie, und Albrecht ließ die Hussiten in ihrem festen Lager so geschickt und aus so schwerem Geschütz beschießen, daß sie hinter den Mauern der Stadt Tabor Zuflucht

suchen mußten. Hier ward Hynko Praczeck, welcher in der Stadt commandirte, aufs äußerste gebracht; auch wäre er wirklich zu einer Capitulation gezwungen worden, wenn ihm nicht Georg Podiebrad zu Hülfe geeilt wäre. Dieser Böhme, welcher nachher in seinem Vaterlande dieselbe Rolle spielte, welche Johann von Hunyad und sein Sohn in Ungarn spielten, ward durch den Entsatz von Tabor zuerst als ausgezeichneter Feldherr bekannt; denn er nöthigte den König Albrecht, die Belagerung ganz aufzuheben und nach Prag zurückzukehren.

Bald nachher sah der König von Polen ein, daß er seinen Bruder schwerlich auf den böhmischen Thron bringen werde; da er nun überdies auch zu rechtgläubig war, um eine Stütze der Hussiten sein zu wollen, so fand er sich einstweilen mit Albrecht ab, damit dieser nach Ungarn gegen die Türken ziehen könne. Doch war er zuvor noch in Schlesien eingefallen, und hatte dort große Verwüstungen angerichtet. Albrecht faßte damals den auffallenden Entschluß, den Grafen von Cilley, einen Bruder der bösen Barbara, die seinen Schwiegervater so lange geplagt hatte und endlich von ihm aus Böhmen weggeschleppt worden war, zu seinem Statthalter in Böhmen einzusetzen. Er vertraute also seine Sache einem Manne aus jenem Hause an, das sich in der Geschichte von Ungarn und Östreich durch Treulosigkeit und Mord berüchtigt gemacht hat. Kaum war er daher auf kurze Zeit nach Breslau und Görlitz gereist, um sich huldigen zu lassen, als sein Statthalter die Großen durch Geld für sich zu gewinnen suchte. Dies mislang dem Grafen freilich, und er mußte sich durch die Flucht zu retten suchen; er stiftete aber dagegen später, als Albrecht gestorben war, in Ungarn viele Unruhen an. Die Statthalterschaft übertrug Albrecht an Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg, welche durch eine Übereinkunft mit den Utraquisten ihrem Vaterlande wenigstens so lange Ruhe schafften, als Albrecht gegen die Türken zu Felde lag. Wie unglücklich und schimpflich dieser Kriegszug Albrecht's endigte, ist bereits in der türkischen Geschichte (S. 85 f.) berichtet worden. Albrecht zog sich auf demselben durch Unvorsichtigkeit die Ruhr zu, an welcher er dann in einem vier Stunden von Gran entfernten kleinen Orte starb (27. Oktober 1439). Vier Monate nach seinem Tode wurde sein Sohn Ladislaus VI. geboren, über

dessen Vormundschaft sowohl in Östreich, als in Ungarn und Böhmen die heftigsten Streitigkeiten entstanden.

In Östreich war Ernst der Eiserne schon 1424 gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von welchen der ältere, Friedrich III. dem Vater in Steiermark, Kärnthen und Krain folgte. Diesen erwählten die Deutschen einige Zeit nach Albrecht's II. Tode zu ihrem Könige (1440); die deutsche Krone hatte aber damals eine so geringe Bedeutung, daß sich Friedrich dritthalb Monate bedachte, ehe er sie annahm. Er erhielt übrigens die Verwaltung aller östreichischen Besitzungen; denn er hatte schon mehrere Monate vor des Königs Albrecht Tode die Vormundschaft über den unmündigen Sohn Friedrich's mit der leeren Tasche, den später blödsinnigen Herzog Siegmund von Tyrol, übernommen, und ward nachher auch in Östreich als Vormund des jungen Ladislaus anerkannt. Dagegen wollten die Czechen und Madscharen von keiner deutschen Verwaltung wissen. Wir haben bereits früher (S. 86 und 90) der Streitigkeiten und Fehden gedacht, welche wegen der Vormundschaft über den jungen Ladislaus in Ungarn entstanden, und verweilen daher jetzt hauptsächlich nur bei den böhmischen Angelegenheiten und bei der Geschichte des mit dem Baseler Concilium zusammenhängenden Versuches einer Reformation der Kirche. Die deutschen Angelegenheiten oder die Verhältnisse der einzelnen Länder und Städte in Deutschland während der Regierung Siegmund's und Albrecht's II. werden wir erst dann übersichtlich darstellen, wenn von Maximilian's I. Bemühungen um Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens und der gesetzlichen Ordnung die Rede ist.

Nach Albrechts's II. Tode richteten die Böhmen eine nationale Vormundschaft und Regierung in ihrem Lande ein, und die Ungarn krönten den herbeigerufenen Beherrscher von Polen, Ladislaus III., zu ihrem König, obgleich Albrecht's Wittwe, Elisabeth, die heilige Krone, welche eigentlich allein der Krönung in den Augen der Ungarn eine Bedeutung gab, versteckt hatte. Elisabeth flüchtete sich mit ihrem Kinde nach Östreich, und suchte zuerst bei dem Bruder Friedrich's III., Albrecht dem Verschwender, Schutz; sie erkannte aber bald, daß derselbe ihr keinen Beistand leisten könne, und wandte sich deshalb, wie die Tyroler, an Friedrich. Dieser benutzte auf eine schmutzige Weise ihre Noth und Geldverlegenheit, um die

schönsten Güter und Herrschaften als Unterpfänder für kleine Darlehen zu erhalten; sie knüpfte daher, sobald sie seine Absichten merkte, mit dem polnischen König Unterhandlungen an, und söhnte sich mit den Ungarn aus. Hierauf kehrte sie selbst nach Ungarn zurück; ihr Sohn Ladislaus aber blieb nebst seinen beiden Schwestern und der heiligen Krone der Madscharen in Friedrich's Gewalt. Elisabeth würde sich damals sogar mit dem polnischen König Ladislaus vermählt haben, wenn nicht der Tod sie ereilt hätte (19. December 1442). Sie starb eines so plötzlichen Todes, daß man, wie dies in solchen Fällen zu geschehen pflegt, behauptet hat, sie sei vergiftet worden. Von den beiden neueren östreichischen Geschichtschreibern der Zeit Friedrich's III., die man als Quellen ansehen und gebrauchen kann, behauptet der Eine (Kurz), sie sei vergiftet worden, der Andere (Chmel) läßt es unentschieden, ob sie an Gift oder an gebrochenem Herzen gestorben sei; der ungarische Geschichtschreiber Engel führt andere Ursachen ihres Todes an, setzt aber hinzu: wenn sie vergiftet worden sei, so habe der ritterliche Ladislaus von Polen gewiß keinen Antheil daran gehabt.

Von diesem Augenblick an spielte, wie bereits früher angegeben worden ist, in Ungarn Johann von Hunyad die Hauptrolle; dagegen dauerte in Böhmen der Wechsel der Regierung und mit ihr die Verwirrung noch lange fort. In dem letzteren Lande bedurfte man eines Regenten, welcher nicht blos dem Namen nach die Regierung führe, sondern im Stande sei, bei der fortwährenden Zwietracht der Utraquisten und der römisch Gesinnten mit dem Schwert in der Hand Ordnung zu halten. Die Häupter der Rechtgläubigen boten daher zuerst dem Herzoge von Baiern, dann dem deutschen König Friedrich die Krone an, welche dem Kinde Ladislaus gebührte. Beide Fürsten waren klug genug, eine Königswürde auszuschlagen, die sie nicht hätten behaupten können, ohne sich entweder mit den Hussiten in einen hoffnungslosen Kampf einzulassen, oder zugleich mit dem Pabste und mit dem Concilium zu zerfallen. Man mußte sich daher 1441 entschließen eine Regentschaft zu bestellen, welche im Namen des unmündigen Ladislaus die Verwaltung führen sollte. Zu Regenten wurden die Führer der beiden Hauptparteien, Mainhard von Neuhaus und Hynko Praczeck von Lippa, ernannt. Von diesen neuen Regenten hatte

der Erstere für den Glauben des Pabstes und des Baseler Conciliums mit dem Schwerte gestritten, der Zweite stand an der Spitze aller derjenigen Hussiten, welche nicht zu den wilden Fanatikern gehörten, mit denen auch er einen Ausrottungskrieg führen mußte. Eine solche Regierung konnte nicht bestehen, weil die Häupter derselben entgegengesetzte Ansichten und Zwecke hatten. Sie entbehrte der Einheit und Kraft, und war nicht vermögend, den wieder beginnenden Räubereien und Fehden der Parteien zu steuern. Man wollte deshalb, um der Regierung mehr Ansehen zu verschaffen, den jungen Ladislaus nach Prag bringen lassen; Friedrich III. weigerte sich aber, ihn den unruhigen Böhmen anzuvertrauen. Hierauf machten die Anhänger von Siegmund's Wittwe Barbara den Vorschlag, daß man ihr, weil sie einst als Königin von Böhmen gekrönt worden war, die Stelle gebe, die dem Kinde zugedacht worden war. Dies war auf jeden Fall ein unglücklicher Gedanke, da man von einem Weibe, wie Barbara war, und von ihrer ganzen Familie, den Cilley's, die Unschuld und Lenksamkeit eines Kindes nicht erwarten konnte. Auch verlangte Barbara in der That sogleich, daß ihr, ehe sie nur den Namen Regentin annehme, nicht blos das Prager Schloß als Residenz eingeräumt, sondern auch die Haupteinkünfte des Reichs überlassen würden. Barbara stützte sich auf die Hussiten, und ward auch, als sie nach Böhmen kam, von den drei Häuptern der hussitischen Partei Praczeck, Holiczky und Georg Podiebrad, zu Czaslau empfangen. Der ganze Plan zerrann aber wieder, weil man ihre unverschämten Forderungen nicht gewähren wollte. Jetzt halfen sich die Böhmen damit, daß sie über jeden der neun Kreise ihres Landes einen Hauptmann aus dem Herrenstande mit je zwei Rittern, und zwar theils Katholiken, theils Utraquisten, setzten und den Führer der eifrigen Utraquisten, Piaczeck, zum Präsidenten dieser neun Kreisvorsteher ernannten. Außerdem ließen sie, um wenigstens den Schatten eines rechtmäßigen Oberherrn im Lande zu haben, im Herbst 1443 durch eine Gesandtschaft den deutschen König Friedrich noch einmal ersuchen, daß er seinen Mündel Ladislaus nach Böhmen schicke; Friedrich schlug aber mit Recht diese Bitte ab. Die Anarchie ward hierauf ärger, als sie gewesen war. Die Parteihäupter waren damals Piaczeck, Bedrich von Stracniz, Ulrich von

Rosenberg und Mainhard von Neuhaus. Der Erste leitete die eifrigen Utraquisten, der Zweite die Taboriten, der Dritte die Katholiken, der Vierte alle diejenigen, welche die Compactaten anerkannten. Im August 1444 starb Piaczeck, und nun traten Georg von Kunstadt und Georg Podiebrad an die Spitze der heterodoxen Partei. Diese war als streng nationale Partei die mächtigste, und ihr Führer Georg Podiebrad erhob sich nach und nach zu einem solchen Ansehen, daß er später sogar wagen konnte, nach der Königskrone zu streben. Die Unruhen dauerten in den Jahren 1445 und 1446 fort. Vergebens suchte man wiederholt den deutschen König Friedrich zu bewegen, den jungen Ladislaus nach Böhmen zu schicken; Friedrich fürchtete für den rechten Glauben des Prinzen, weil der hussitische Ketzer Georg Podiebrad auf den Beschluß, denselben nochmals von seinem Vormund zu erbitten, den größten Einfluß gehabt hatte. Nachdem die Gesandtschaft unverrichteter Dinge zurückgekommen und jede Hoffnung, die Hussiten mit den Katholiken unter Einem Haupte zu vereinigen, verschwunden war, beschlossen die Führer der Hussiten auf einer Versammlung in Kuttenberg, sich der Stadt Prag zu bemächtigen, Mainhard von Neuhaus und seinen katholischen Anhang ganz zu verdrängen und statt desselben einen der hussitischen Herren an die Spitze der Nation zu bringen. Die Seele dieser Verschwörung war Georg Podiebrad. Dieser trat, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, mit den Czechen in Prag, welche der hussitischen Partei angehörten und gegen die der alten Lehre treu gebliebenen deutschen Bürger der Stadt heftig erbittert waren, in Verbindung, und verabredete mit ihnen, daß sie ihm Nachts eines der Thore von Prag öffneten. Dieser Plan gelang. Podiebrad drang in Prag ein, zog alle Utraquisten der Stadt an sich, und besetzte nicht nur die Stadt, sondern auch den Wissehrad (1448). Sobald Podiebrad Herr von Prag war, ließ er Mainhard von Neuhaus verhaften und auf eine seiner Burgen bringen, wo derselbe bald nachher starb.

Seit dieser Zeit benahm sich Podiebrad, wie wenn er der rechtmäßige Beherrscher von Böhmen wäre, und er ward von seinen Landsleuten ebenso als Held der Nation und als Beschützer ihrer Religion betrachtet, wie Johann Hunyad von den seinigen: Hunyad führte die Madscharen gegen die Türken, Georg Podiebrad

die Czechen gegen die Deutschen ins Feld. Gleich in den Jahren 1449 und 1450 rächte Podiebrad an den Sachsen die Unterstützung, welche sie den Söhnen Mainhard's von Neuhaus gewährten, und richtete Verheerungen in Deutschland an. Aeneas Sylvius, welcher, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, um jene Zeit Friedrich's III. Minister war und von diesem nach Böhmen geschickt wurde, behauptet sogar, Podiebrad habe sich schon damals zum König erwählen lassen wollen, und die Erwählung desselben sei nur durch seine (des Aeneas Sylvius) Beredsamkeit gehindert worden. Wenn aber auch Georg nicht gleich anfangs König wurde, so war er darum nicht weniger mächtig. Er beseitigte während seiner Regierung in Böhmen die kirchlichen Übel, denen das Concilium zu Basel hatte abhelfen sollen, und seine Landsleute genossen unter ihm einer kirchlichen Freiheit, deren die Deutschen entbehrten. Diese suchten freilich den Streit des Pabstes mit dem Concilium zu benutzen, um ihre Kirche auf dieselbe Weise von den drückendsten Lasten der römischen Hierarchie zu befreien, wie es später die Franzosen thaten; sie wurden aber von ihrem Könige verlassen und von Rom betrogen. Friedrich's Minister, Sylvius, verstrickte seinen Herrn, welcher als Vormund des jungen Ladislaus in Östreich selbst noch weit ärger bedrängt wurde, als früher von Böhmen und Ungarn aus, in ein Netz italiänischer Kabalen, um den gutmüthigen Deutschen insgeheim die Vortheile wieder entziehen zu können, die man ihnen öffentlich eingeräumt hatte.

8. Friedrich III. von Deutschland und das Baseler Concilium bis zum Schlusse des Letzteren.

Die abendländische Kirche oder doch wenigstens ihre Hierarchie war durch den vollständigen Bruch zwischen dem Pabst Eugen IV. und den zu Basel versammelten Vätern in zwei Hälften zerfallen. Eugen hatte die Baseler Versammlung für aufgehoben erklärt und unter dem Schutze der Venetianer ein neues Concilium in Ferrara eröffnet. Die Väter zu Basel dagegen hatten im Januar 1438 den Pabst Eugen suspendirt, zwei Monate später das Concilium zu Ferrara als ein bloßes Conventikel bezeichnet, die Mitglieder desselben vor ihren Richterstuhl geladen und den Pabst Eugen für unverbesserlich erklärt. Der Bruch zwischen dem Pabste und einem

großen Theile der Kirche war um so entschiedener, da bereits auch die beiden Kardinäle, welche in Basel lange Zeit den Vorsitz geführt und die Reform gegen Eugen eifrig verfochten hatten, dem Concilium untreu geworden und nach Italien zum Pabste entwichen waren. Diese Kardinäle waren: Julian, welcher mehrere Jahre nachher im Kriege mit den Türken einen schmählichen Tod fand, und Nikolaus von Cusa (Nicolaus Cusanus), dessen Verdienste um die deutsche Literatur und um das damals neu erwachende Studium der alten griechischen Klassiker allgemein anerkannt sind. An ihrer Stelle übernahm der Kardinal und Erzbischof von Arles, Ludwig Allemand, den Vorsitz und die Leitung der Geschäfte des Conciliums. Dieser gelehrte, fromme und von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform überzeugte Kardinal war dem Pabste längst verdächtig gewesen und deshalb von ihm in Italien zurückgehalten worden, hatte sich aber 1433 durch eine heimliche Flucht der Gewalt desselben entzogen.

Eugen und sein Pseudo-Concilium zu Ferrara benahmen sich gegen ihre Brüder in Christo mit einer durchaus unanständigen Feindseligkeit, und gingen hierin, sowie in der Art und Weise ihrer Regierung über Christi Kirche viel weiter hinaus, als die Väter zu Basel. Sie erklärten alles, was diese beschlossen hatten, für nichtig, Eugen sprach außerdem gegen alle diejenigen, welche das Baseler Concilium anerkennen würden, den Bann aus, forderte unter Androhung desselben den Magistrat von Basel auf, die Väter aus der Stadt zu treiben, und verbot bei den härtesten kirchlichen Strafen allen Bürgern und Landleuten, den in Basel versammelten Geistlichen Lebensmittel zu verkaufen. Ja, das Concilium zu Ferrara verfuhr zuletzt gegen die Baseler Versammlung, gegen die Stadt Basel und gegen deren Handelsfreunde ebenso, wie einst ein anderer Pabst nicht ohne Erfolg gegen Venedig verfahren war (s. Th. VIII. S. 139). Es forderten nämlich die Italiäner, aus welchen das päbstliche Concilium größtentheils bestand, alle Gläubigen auf, die Kaufleute, welche Waaren oder Lebensmittel nach Basel führen oder sich dort länger aufhalten würden, zur Ehre Gottes und zu ihrem eigenen Vortheile auszuplündern. Dies geschah freilich nicht; denn weder der Rath von Basel noch die Kaufleute nahmen Rücksicht auf die Decrete der

Ultramontanen, und die Straßen wurden in Folge dieser Beschlüsse nicht unsicherer, als sie damals leider! stets waren, weil Ritter und Grafen vom Raube lebten.

Pabst und Concilium waren schon in offenem Zwist, und die ganze christliche Gemeinde war, da Beide einander verfluchten, ungewiß darüber, wo eigentlich die Gesetzgebung und Regierung der Kirche zu suchen sei, als Siegmund starb und die Kurfürsten zur Wahl eines neuen römischen Königs, sowie bald nachher die Fürsten und Stände Deutschlands zu einem Reichstage zusammentraten. Sowohl Eugen als die Väter von Basel gaben sich Mühe, die Deutschen zu bewegen, daß sie eine Erklärung zu ihren Gunsten gäben. Diese ließen sich aber durch keinen der beiden streitenden Theile bestimmen, und handelten, so weit man dies über politische oder diplomatische Schritte in einer von der unsrigen ganz verschiedenen Zeit und bei einer so verwickelten, halb geistlichen Sache aussprechen kann, ganz richtig, indem sie weder die Hierarchie zu einer aristokratischen (der Kardinal Raynaldus sagt fälschlich demokratischen) Republik machen, noch auch dulden wollten, daß die päbstliche Monarchie länger eine Despotie bleibe. Die Kurfürsten erklärten an demselben Tage, an welchem sie Albrecht II. zu Siegmund's Nachfolger erwählten, daß sie und ganz Deutschland neutral bleiben wollten, und in einer vor Notar und Zeugen ausgefertigten Urkunde ward eine Rechtsverwahrung des Inhalts aufgesetzt: man werde in Deutschland, so lange der kirchliche Streit dauere, weder vom Pabst Eugen noch vom Concilium zu Basel eine Verordnung annehmen, sondern die Kirchensprengel des Reiches nach der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe verwalten lassen, bis man mit dem neuen Reichsoberhaupt einen gemeinschaftlichen Reichsbeschluß verabredet habe; im Fall aber ein solcher nicht zu Stande komme, werde man bei der Neutralität verharren. Diese Verwahrung der Kurfürsten ward den geistlichen und weltlichen Fürsten und den Reichsstädten mitgetheilt und nachher als Reichsbeschluß von den Fürsten bestättigt. Die Letzteren fügten noch hinzu, daß sie gegen alles, was der Pabst oder das Concilium wider den Beschluß der Deutschen verordnen würde, an ein künftiges Concilium appellirten. Selbst der streng kirchlich gläubige Albrecht II. ließ sich, so sehr er auch nach

seiner Erwählung durch den Pabst bestürmt wurde, von der Neutralität nicht abbringen, weil er zwischen beiden Theilen am besten vermitteln könne, wenn er nicht Partei nehme. Er trat auf einem zu Frankfurt gehaltenen Reichstage dem Bunde der Kurfürsten bei.

Vergebens hatten die Deutschen und ihr König auf diesem und zwei vorhergegangenen Reichstagen zwischen den streitenden Parteien, von welchen Bevollmächtigte erschienen waren, zu vermitteln gesucht. Weder der Pabst noch das Baseler Concilium waren zum Nachgeben zu bewegen. In Folge der Hartnäckigkeit Beider faßten endlich die Franzosen und nach ihrem Vorgange auch die Deutschen den klugen Entschluß, aus dem Streite der Hierarchie denjenigen Vortheil zu ziehen, den ihnen die Decrete des Conciliums boten, ohne sich dabei auf die zwischen Pabst und Concilium streitigen Punkte einzulassen. Leider befolgte aber weder Albrecht II., noch sein nächster Nachfolger, Friedrich III., das Beispiel des französischen Königs Karl VII., welcher den Beschwerden seines Volkes über äußere und weltliche Dinge durch ein Reichsgrundgesetz abhalf, und die theologischen und kanonischen Spitzfindigkeiten dem Gezänke der Geistlichen überließ. Jedoch darf dabei zur Ehre der Deutschen nicht übersehen werden, daß sie sich nicht gleich den Franzosen auf die Verordnung eines unter die Heiligen aufgenommenen Königs berufen konnten, welcher schon zweihundert Jahre früher dem Ultramontanismus Schranken gesetzt und die Rechte der Franzosen in kirchlichen Angelegenheiten gesichert hatte. Zu derselben Zeit nämlich, als die Päbste dem mächtigen Hause der Hohenstaufen den Untergang bereiteten, der deutschen Nation Pfaffenkönige gaben und eine zwanzigjährige Anarchie, das Interregnum genannt, stifteten, hatte Ludwig IX. oder der Heilige durch ein unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekanntes Reichsgesetz (s. Th. VII. S. 478) die geistliche Gerichtsbarkeit der französischen Bischöfe und Prälaten geordnet, die Rechte der weltlichen Kirchen-Patrone seines Reiches und aller derer, welche Pfründen zu vergeben hatten, gesichert, den Päbsten die Eingriffe in die freie Wahl der Bischöfe und Äbte verwehrt und überhaupt die französische Geistlichkeit gegen alle Anmaßungen der römischen Curie in Schutz genommen. Dieses Grundgesetz des französischen Reiches ließ König Karl VII. im Jahre 1438 erneuen. Er berief lange vorher, ehe die Deutschen

auf einen ähnlichen Einfall kamen, eine Versammlung von Bischöfen, Äbten, Prälaten, weltlichen Großen und Rechtsgelehrten nach Bourges. Hier erschienen auch fünf Abgeordnete des Baseler Concils, an deren Spitze Thomas von Corcellis stand, sowie eine aus elf Bischöfen und einem Kanonisten bestehende päbstliche Gesandtschaft. Die Ersteren überreichten in der heiligen Kapelle zu Bourges, wo die Fürsten, Herren, Prälaten und Äbte nebst den angesehensten Mitgliedern des königlichen Rathes versammelt waren, die Beschlüsse des Conciliums, durch welche die Anmaßungen der römischen Curie beseitigt wurden. Die Versammlung prüfte dieselben und nahm sie, zur tiefen Betrübniß der anwesenden päbstlichen Gesandten, mit einigen Abänderungen als Gesetz an; im Juli des folgenden Jahres wurde sie dann vom Parlament einregistrirt und folglich als Reichsgrundgesetz anerkannt. Dieses Gesetz erhielt ebenso, wie die erwähnte Verordnung Ludwig's des Heiligen, den Namen der pragmatischen Sanction, weil nach Du Cange jede von mehreren Parteien mit Kenntniß der Sache, unter Zustimmung der Großen und mit Bestätigung des Regenten gemachte Anordnung so genannt wird. Dasselbe blieb die Grundlage der Freiheiten der gallikanischen Kirche, und ist für die französische Geschichte unendlich wichtig. Diese zweite pragmatische Sanction der Franzosen näher anzugeben und zu erläutern, erlaubt der Zweck des vorliegenden Werkes nicht; wir bemerken nur, daß der französische König den tobenden Lärm, welchen Pabst Eugen gegen die pragmatische Sanction und gegen ihren Hauptvertheidiger, den Erzbischof von Tours, erhob, gänzlich verachtete. Wir wenden uns jetzt zu dem, was die Deutschen in Bezug auf die von den Franzosen als Reichsgesetz anerkannten Beschlüsse des Conciliums zu Basel thaten.

Die deutschen Fürsten hielten, nachdem sie in Nürnberg zu einer Conferenz zusammen gekommen waren, im März 1439 eine große Versammlung, welche eigentlich in Frankfurt hätte Statt finden sollen, aber nach Mainz verlegt worden war. Hier erschienen nicht blos die deutschen Fürsten und Stände nebst den Bevollmächtigten ihres Königs Albrecht, sondern es kamen auch Gesandte der Beherrscher von Frankreich, Castilien und Portugal, sowie des Herzogs von Mailand; die Letzteren hatten, wie es hieß, auch von Aragonien Vollmacht erhalten. Außerdem sollten auf dem Mainzer

Reichstage auch Abgeordnete des Baseler Conciliums und des Pabstes Eugen erscheinen. Die Ersteren, von welchen der Patriarch von Aquileja aus dem herzoglichen Hause Teck der bedeutendste Mann war, fanden sich zu rechter Zeit in Mainz ein; die päbstlichen Gesandten dagegen, an deren Spitze der früher als Verfälscher von Urkunden verurtheilte Erzbischof von Tarent (s. S. 240) stand, waren unter dem Vorwande, daß sie erst noch Instructionen einholen müßten, in Nürnberg zurückgeblieben und kamen erst dann nach Mainz, als die Gesandten des Conciliums die Stadt schon verlassen hatten. Sie erschienen übrigens ohne jenen Erzbischof, an dessen Stelle Eugen den Nikolaus von Cusa ausgewählt hatte, um seine schlechte Sache bei den Deutschen zu führen. So sehr diese auch des Nikolaus Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, Ehrlichkeit und ächte Religiosität kannten und achteten, so richtete derselbe doch damals bei ihnen nichts aus. Die Versammlung zu Mainz nahm, wie im vorhergehenden Jahre die zu Bourges, am 26. März die reformirenden Beschlüsse des Baseler Conciliums, sechsundzwanzig an der Zahl, an, nachdem sie an denselben nur diejenigen Abänderungen gemacht hatte, welche die besonderen Verhältnisse Deutschlands erforderten. Doch hielten sowohl die deutschen Fürsten als König Albrecht dabei ihre Neutralitäts-Erklärung in Hinsicht auf den zwischen Eugen und dem Baseler Concilium bestehenden Zwist aufrecht. Bei den Berathungen und Verhandlungen zu Mainz, besonders in Betreff des in Deutschland ganz ungewöhnlichen Beschlusses, daß über die Verwaltung der Kirche, soweit sie die rein weltliche Ordnung und nicht Glauben oder Lehre anging, durch ein Reichsgesetz entschieden werden sollte, war unstreitig der anwesende Erzbischof von Tours, welcher schon auf die Beschlüsse seiner eigenen Landsleute zu Bourges großen Einfluß gehabt hatte, den Deutschen mit seinem Rathe nützlich. Die Baseler Beschlüsse ließ der Reichstag, nachdem er sie zu einem Reichsgesetz erhoben hatte, noch einmal vom Concil als Kirchengesetz bestätigen. Während er dadurch das Ansehen des Conciliums anerkannte und vor der Welt geltend machte, gab er zugleich einen deutlichen Beweis seiner Neutralität, indem er öffentlich misbilligte, daß die Gesandten des Conciliums ein Verdammungsurtheil gegen den Erzbischof von Tarent, welcher an der Spitze der in Nürnberg zurückgebliebenen

päbstlichen Gesandtschaft stand, an den Thüren des Mainzer Doms hatten anschlagen lassen.

Nach der Anerkennung der Baseler Decrete durch den Mainzer Reichstag fuhren die deutschen Prälaten zu Basel, welche am meisten Ursache zur Unzufriedenheit mit der römischen Curie hatten, um so mehr fort, auf einer Verurtheilung des Pabstes zu bestehen, als einerseits die deutschen Reichsstände das sichere Geleite für Alle, welche nach Basel reisen wollten, erneuten, und andererseits von dem päbstlichen Concilium zu Ferrara im Norden und Westen der Alpen gar keine Rede war. Schon im April 1439 begannen die Debatten für und gegen die Verdammung Eugen's als eines Ketzers, weil er das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen nicht anerkennen wolle. Dies scheint uns nämlich in den fünf Anklage-Artikeln, welche gegen ihn aufgestellt wurden, die Hauptsache zu sein. Der Proceß gegen den Pabst dauerte von April bis Juni, und die Spanier und Italiäner tobten dabei aufs heftigste gegen die Deutschen und Franzosen, welche die Verurtheilung desselben betrieben. Bei dieser Gelegenheit benahmen sich die deutschen Fürsten und Bischöfe, welche nicht zur Kirchenversammlung gehörten, in Folge der Drohungen und Versprechungen Eugen's sehr schwach und zweideutig. Nichts destoweniger ward (Juni 1439) in einer Sitzung, in welcher etwa vierhundert Mitglieder gegenwärtig waren, der Pabst verurtheilt, hierauf im Juni seine Absetzung beschlossen und dieselbe in der Sitzung vom 7. Juli öffentlich bekannt gemacht. In dem Absetzungs-Decret wurde allen Christen unter Androhung kanonischer Strafen verboten, Eugen ferner als Pabst anzuerkennen oder ihm zu gehorchen. Es dauerte nachher noch einige Monate, ehe das Concilium zur Wahl eines andern Pabstes schritt. Man mußte sich für dieselbe nach einem Manne umsehen, welcher allenfalls im Stande wäre, die ihm übertragene Würde mit seinen und seiner Freunde Kräften zu behaupten, weil das erwähnte Verbot von niemand befolgt wurde, und die deutschen Kurfürsten nicht nur schon in der Mitte des Monats August sich gegen alle Verfügung und Censuren des Pabstes sowohl als des Conciliums feierlich verwahrten, sondern auch nachher auf einer Versammlung zu Frankfurt ihre Neutralitäts-Erklärung erneuerten. Zum Gegenpabste wurde auffallender Weise

ein Mann ausersehen, welcher zwar im Rufe der Heiligkeit stand, aber doch eigentlich kein Geistlicher, sondern nur Meister (doyen) der Ritter von St. Moritz de Ripaille war. Dieser Mann war Graf Amadäus VIII. von Savoyen, welcher 1434 nach dem Tode seiner Gemahlin die Regierung seinem Sohne Ludwig abgetreten und sich nach Ripaille am Genfer See zurückgezogen hatte, wo er als ein scheinbar allem Weltlichen abgestorbener Büßer und Freund der Natur ein streng nach der Mönchsregel geordnetes Leben führte. Gegen seine Erwählung machten freilich Viele den Einwand, daß er kein Geistlicher sei; man erwiderte ihnen aber, daß er doch die kanonischen Stundengebete verrichte und Gott siebenmal des Tags preise. In der That wurde Amadäus am 17. November 1439 durch einen Synodalbeschluß zum Pabst erklärt. Er nahm die Wahl an, und begab sich im folgenden Jahre nach Basel, wo er am 24. Juli 1440 als Pabst Felix V. unter dem Zuströmen einer unzähligen Menge von Menschen und unter der Assistenz von zwei Söhnen ein feierliches Hochamt hielt. An eine Anerkennung von Seiten der Fürsten und Staaten durfte er freilich ebenso wenig denken, als an die Besitznahme der Kirchengüter; auch mußte er seinem eigenen Gebiete nahe bleiben, und hielt sich deshalb theils in Basel, theils in Lausanne, theils in Genf auf. Er umgab sich aber doch mit einer Art von päbstlicher Hofhaltung; denn er ernannte in vier Promotionen dreiundzwanzig Kardinäle.

Um dieselbe Zeit, als das Concilium die Gemüther durch die Herbeiführung eines neuen Schisma betrübte, erfreute Pabst Eugen IV. die Einfältigen unter den Gläubigen durch das täuschende Schauspiel der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche. Dieses Schauspiel fand in Florenz Statt. Dahin war nämlich 1439 Eugen's Concilium verlegt worden, als in Ferrara eine gefährliche ansteckende Krankheit ausgebrochen war, von welcher wir ebenso wenig, als von anderen pestartigen Krankheiten jener Zeiten behaupten möchten, daß es die egyptische Pest gewesen sei, obgleich in Ferrara wie in allen Häfen Italiens wegen des steten Verkehres von Venedig und Genua mit Egypten zuweilen die egyptische Pest geherrscht haben konnte. Der Ausbruch der Krankheit hatte die geistlichen Herren in Schrecken gesetzt, und es war deshalb vom Pabste alsbald die Verlegung des Conciliums

in eine andere Stadt beantragt worden. Dagegen hatten aber die Griechen erklärt, sie könnten nicht länger von Hause abwesend bleiben, weil nicht nur ihrer Hauptstadt Gefahr drohe, sondern auch ihr Kaiser und ihr Patriarch dem Vereinigungsgeschäfte schon große Summen geopfert hätten. Unter diesen Umständen war es fast dahin gekommen, daß die ganze Angelegenheit der Union, welche ohnehin von der Mehrzahl der griechischen Geistlichen verabscheut wurde, scheiterte. Allein der griechische Kaiser und der Patriarch von Constantinopel nebst einigen Hofgeistlichen wünschten die Vereinigung oder wenigstens den Schein derselben, und bewogen deshalb die nach Ferrara gekommenen Griechen, in die Verlegung des Conciliums einzuwilligen. Die Bedingungen, unter welchen sich die Griechen dem Verlangen des Pabstes fügten, waren: daß der Pabst für neun Monate Hülfsgelder zum Türkenkriege gebe, daß er während der Dauer des Conciliums für den Unterhalt des Kaisers und der griechischen Prälaten sorge, daß er das Concilium in keine andere Stadt als nach Florenz verlege, daß dasselbe nicht über vier Monate dauere, und daß nach Verlauf dieser Zeit die Griechen sogleich nach Hause zurückkehren dürften. Hierauf ward im Januar 1439 das Concilium zu Ferrara für aufgelöst erklärt, vom Pabste eine Summe von neunzehntausend Dukaten nach Constantinopel geschickt und in Florenz glänzend für den Unterhalt der dahin entbotenen Griechen gesorgt. Der Pabst, welcher vor diesen in Florenz eintraf, that seine Ankunft allen europäischen Mächten durch Rundschreiben kund. Im Februar wurde die erste Sitzung der nach Florenz verlegten Kirchenversammlung gehalten; sie hieß die siebenzehnte, weil man die dortigen Sitzungen mit Hinzurechnung der in Ferrara gehaltenen zu zählen pflegte. Gleich in dieser Sitzung begannen die Disputationen über die zwischen der lateinischen und griechischen Kirche streitigen Artikel. Der Kardinal Julian hatte ein langes Gespräch mit dem griechischen Kaiser darüber, welches mit dem Beschlusse endigte, daß die Griechen sich zuerst unter einander über jene Punkte verständigen und dann in der nächsten Sitzung wieder öffentlich mit den Lateinern verhandeln sollten. Die Griechen konnten jedoch unter sich nicht einig werden; die kaiserliche Partei, welche die Union wollte, schob daher einen Isidorus von Kiew und Andere vor, um scheinbar mit den Lateinern

zu disputiren und sich von ihnen besiegen zu lassen, und es wurde dann in den folgenden Sitzungen bis zur achten über den Ausgang des heiligen Geistes mit aller möglichen Aristotelischen Spitzfindigkeit, mit großem theologischen Ernst und mit einer Wichtigkeit disputirt, welche um so größer war, je weniger Stoff zum Streiten über diesen Punkt in der heiligen Schrift zu finden ist. Wir übergehen den theologischen Theil dieser Disputationen und berühren nur die politische Seite der Sache, indem wir bemerken, daß sich alles, was man etwa über die Spitzfindigkeiten der Theologen zu wissen wünschen kann, bei Gibbon findet, dessen Geschichte der letzten Schicksale des gesunkenen römischen Reiches ganz eigentlich für die große Welt berechnet ist. Die Lateiner hatten übrigens Recht, wenn sie im Glaubensbekenntniß den Zusatz machten, der Geist gehe aus vom Vater und vom Sohne; andererseits hatten aber auch die Griechen nicht Unrecht, wenn sie diesen Zusatz wegließen, da sich derselbe bei einem dreieinigen Gotte ja von selbst verstehe. Der Kardinal Raynaldus berichtet uns, es sei bei Gelegenheit dieses Streites ein Wunder zu Gunsten der lateinischen Glaubensformel geschehen; denn der heilige Bernhardin, welcher dem Concilium beiwohnte, habe, obgleich er kein Wort Griechisch verstand, an die Griechen eine Rede im allerbesten Griechisch gehalten. Gewiß ist, daß die Griechen zuletzt nachgaben. Sie wurden am 3. Juni 1439 in der Wohnung ihres Patriarchen versammelt, welcher entweder krank war oder sich krank stellte und es dem Kaiser überließ, den Anderen seine Zustimmung zur Kirchenvereinigung kund zu thun und sie um die ihrige zu ersuchen. Als herumgefragt wurde, waren Alle außer dem Bischof Marcus von Ephesus zufrieden, daß der heilige Geist ebenso vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Großen Antheil an diesem Ergebniß der Verhandlungen hatte ein griechischer Theolog und Philolog, der sich später unter dem Namen Kardinal Bessarion um die Verbreitung der griechischen Literatur in Europa unsterbliche Verdienste erworben hat. Wie wenig es mit der Vereinigung auf sich hatte, wird man schon aus dem Umstand ermessen können, daß der bekannte Gennadius (s. S. 115 f.) in Florenz ein eifriger Vertheidiger derselben war und sie nachher in Constantinopel heftig bekämpfte. Gennadius disputirte in Florenz nicht allein für die Vereinigung, sondern er

schrieb auch gegen den eben angeführten Widersacher derselben unter dem Titel „Commentar gegen des Betrügers Marcus von Ephesus Briefe" eine sehr grobe Schrift, aus welcher Raynaldus Stellen mittheilt. Derselbe Gennadius tobte später gegen die geschlossene Vereinigung aufs heftigste, und trug durch seine Angriffe auf dieselbe viel dazu bei, daß Constantinopel früher in die Hände der Türken fiel, als sonst geschehen sein würde. Sobald man über den Hauptpunkt einig war, kam man über die anderen leichter hinaus, zumal da Eugen neue Subsidien und eine Flotte versprach, und durch die Medicis von Florenz, damals das bedeutendste europäische Bankierhaus, zwölftausend Dukaten zahlen ließ. Es ward, obgleich der Patriarch unterdessen gestorben war, eine Urkunde über die Bedingungen der Vereinigung abgefaßt, und diese wurde am 6. Juli 1439 feierlich verkündigt.

Die in Florenz geschlossene Vereinigung der griechischen und römischen Kirche war freilich nur eine scheinbare, weil die Geistlichkeit und das Volk der Griechen von dem, was ihr Kaiser und seine Hofgeistlichen bewilligt hatten, durchaus nichts wissen wollten; Pabst Eugen hatte aber richtig gerechnet, daß der Jubel in ganz Europa über die endlich zu Stande gebrachte Union ihm das Übergewicht über das Concilium zu Basel verschaffen werde. Dies war um so mehr der Fall, als die Baseler Versammlung gerade zu der Zeit, in welcher die Vereinigung Statt fand, durch ein feierliches „Wir beschließen (decernimus)" den Pabst Eugen absetzte und bald nachher eine ihr selbst sehr nachtheilige Maßregel beschloß. Die Väter zu Basel waren nämlich in Verlegenheit, wie sie ihrem Pabste die Mittel verschaffen könnten, durch äußeren Glanz das Ansehen seiner Würde aufrecht zu halten, und verfielen auf den Gedanken, ihm einen Zehnten von dem seine Wahl billigenden Theile der Geistlichkeit zu decretiren. Über diesen Beschluß schrieen denn alsbald gerade diejenigen, welche bei der Wahl des Pabstes Felix am eifrigsten gewesen waren, die französischen und deutschen Prälaten, am ärgsten. Der König von Frankreich erklärte sich sogar geradezu gegen den Pabst Felix; doch verleugnete er deshalb das Concilium zu Basel nicht, und die politischen Rechte der französischen Nation blieben dem Pabstthum gegenüber durch die Beschlüsse von Bourges vollständig gesichert. Ganz anders ging es in Deutschland. Auch

hier hatten die Stände endlich einmal die Sache der Nation gegen die kirchlichen Usurpationen in weltlichen Dingen rühmlich und standhaft verfochten; allein unglücklicher Weise stand gerade zu der Zeit, wo der Streit durch die Energie des Kaisers für immer hätte geschlichtet werden können, ein Fürst, welcher Ruhe, Bequemlichkeit, Geld, Pomp und Genuß jedem Ruhme und jeder Tugend vorzog, an der Spitze des Reiches. Dieser kümmerte sich wenig darum, daß, wie jedermann schon damals überzeugt war und wie aus allen im fünfzehnten Jahrhundert geschriebenen deutschen Büchern hervorgeht, die Vereitelung einer Reformation der kirchlichen Zustände früher oder später ebenso in Deutschland, wie vorher in Böhmen, eine Revolution hervorrufen mußte, durch welche Kirche und Staat erschüttert wurden. Im Gegentheil, Friedrich III. selbst und sein italiänischer Minister, Aeneas Sylvius, waren nebst dem Erzkanzler des Reiches und den juristisch kanonischen Sophisten seiner Kanzlei dem Pabste insgeheim behülflich, um durch diplomatische Künste die deutsche Nation aller mühsam errungenen Vortheile wieder zu berauben.

Friedrich III. bewies nicht einmal in der Verwaltung seines Stammlandes und in den Angelegenheiten seiner eigenen Familie Energie, Kraft und Redlichkeit. Er gab sich keine Mühe, seinem Mündel Ladislaus die ererbten Ansprüche an Böhmen und Ungarn zu sichern; er ließ vielmehr die Böhmen ganz gewähren, und sah ruhig zu, daß die Ungarn und ihr Hunyad sogar sein eigenes Gebiet furchtbar verheerten. Auch die Östreicher machte er unzufrieden, weil er ihren jungen Herzog und dessen Schwestern mit sich nach Neustadt in Steiermark schleppte, wo er auch die ungarische Krone verwahrte. Die Königin Elisabeth beschwert sich bitter über Friedrich in einem an ihn gerichteten Briefe. „Lieber Vetter, schreibt sie, also pitt ich ew der ersten, das ir meinen Sun und mein Töchter, auch die heilig Kron von Ungern lasset pringen her in das Land gen Österreich . . . . . als ir ew des gegen mir habt verschrieben." Die Tyroler waren ebenfalls unwillig über Friedrich, weil er ihren jungen Herzog Siegmund länger in Vormundschaft hielt, als sie und Siegmund selbst für recht hielten. Sogar seine eigenen Vasallen konnte Friedrich nicht in Ordnung und Gehorsam halten. In Steiermark machten ihm die Grafen

von Cilley zu schaffen, und in Östreich trotzte ihm ein ritterlicher Abenteurer, Ulrich Eyzinger, der Liebling Albrecht's II. Eyzinger, von Geburt ein Baier, hatte sich bei Albrecht II. so einzuschmeicheln gewußt, daß er durch diesen groß und reich gemacht worden war. Albrecht hatte ihm die Erhebung seiner Einkünfte überlassen und ihn außerdem mit Gütern, Schlössern und Palästen reichlich beschenkt. Eyzinger erhielt einen sehr großen Anhang in Wien und im ganzen übrigen Östreich, und machte in späterer Zeit dem König Friedrich III. große Angst und Noth. Schon 1441 bereitete er ihm eine arge Schmach. Als nämlich Friedrich eine Summe Geld, welche Eyzinger von Albrecht's Zeit her zu fordern hatte, nicht bezahlen wollte oder doch die Zahlung von einem Termine zum anderen verschob, verschaffte sich Eyzinger selbst Recht. Er vereinigte eine große Anzahl Ritter und Herren mit sich und kündigte dem deutschen Könige im Mai 1441 den Krieg an, worauf dieser, statt ihm im Felde entgegen zu gehen, nicht blos seine Schuld, sondern auch die Kriegskosten bezahlte. Seit der Zeit trotzte Eyzinger dem Könige bei jeder Gelegenheit, und alle Raubritter und Bauern-Peiniger, von denen das Land wimmelte, sammelten sich um ihn. Aus allem diesem ist leicht zu ersehen, daß Friedrich nicht der Mann war, welcher in den Verhältnissen des deutschen Reiches zum römischen Stuhle kräftige Maßregeln hätte ergreifen können: er wollte vergleichen, wo keine Vermittelung möglich war. In demselben Jahre 1441, in welchem Eyzinger und seine Gesellen ihn in Östreich hart bedrängten, kam er auf den Einfall, der Kirchenspaltung dadurch ein Ende zu machen, daß eine dritte allgemeine Kirchenversammlung berufen werde, um zwischen den beiden anderen Concilien und ihren Päbsten zu entscheiden. Er schickte zu diesem Zwecke Gesandte auf eine im Februar 1441 in Mainz zu haltende Fürstenversammlung, und gab ihnen eine lange und breite Instruction über seinen Vorschlag mit, welche man in Chmel's Regesten dieses Kaisers finden kann, die wir aber nicht anführen, weil die Sache in sich zerfiel. Da Friedrich selbst nicht nach Mainz kam, so konnte kein entscheidender Beschluß gefaßt werden; doch willigte man in die Veranstaltung eines dritten Conciliums ein; dieses sollte auf den August 1442 berufen werden, und zwar vom römischen Könige, im Falle die

beiden Päbste und ihre Concilien über den Ort der Versammlung nicht einig werden könnten; Friedrich sollte dann aus sechs deutschen und sechs französischen Städten eine auswählen. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil Friedrich keinen festen Entschluß zu fassen vermochte und sich, wie Siegmund, stets in Geldverlegenheit befand. Selbst als er zur Krönung nach Aachen reiste, mußte er dazu zweihundert Mark von einem Tyroler Edelmanne borgen. Diese Reise dauerte vom März 1442 bis zum Januar 1443, und ging zuerst an den Rhein und an diesem Flusse hinab, dann als Friedrich gekrönt war, wieder den Rhein hinauf zum Concilium in Basel, hierauf in die Schweiz, deren Bewohner ihm den Gehorsam versagten, und endlich zurück nach Östreich. Unterwegs wurden in Köln und in Frankfurt lange Berathungen über die Kirchenangelegenheiten gehalten. Im Allgemeinen zeigte sich dabei die Stimmung günstiger für Eugen, als für Felix, den auch Karl VII. von Frankreich nur als Grafen von Savoyen begrüßte. Wichtig für die Kirchenangelegenheiten und für das deutsche Reich war es, daß damals der Kurfürst von Mainz dem Erzbischof Jakob von Trier (einem Grafen von Sierk) einige Zeit hindurch die Geschäfte des Reichskanzlers überließ. Der Letztere, welcher mit dem Könige von Frankreich in gutem Vernehmen stand, führte auf dem im Jahre 1442 gehaltenen Frankfurter Reichstage nicht nur, worauf wir unten zurückkommen werden, den Aeneas Sylvius bei Friedrich ein, sondern er hatte auch wahrscheinlich großen Antheil an den dort gefaßten, aber freilich nie ausgeführten Verbesserungsvorschlägen in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten. Es ward nämlich, nachdem man mehrere Wochen hindurch auch über die Reform der Reichsverwaltung berathschlagt hatte, am Vorabend von Mariä Himmelfahrt ein Reichstagsbeschluß zu Stande gebracht, welcher unter dem Namen der Reformation Friedrich's III. (IV.) bekannt ist, und dessen wir nur aus dem einzigen Grunde gedenken, weil aus ihm deutlich hervorgeht, wie traurig es in jenen gepriesenen Zeiten mit dem deutschen Reiche aussah. Wir brauchen nur die ersten Zeilen der Einleitung, welche entweder vom Könige selbst oder doch in seinem Namen abgefaßt worden ist, in der naiven Sprache des Originals einzurücken, um zu zeigen, daß im Jahre 1442, wo zu Frankfurt eine reformirende und projectirende aristo-

kratische Versammlung gehalten wurde, die Anarchie doch weit ärger war, als im Jahre 1848, wo an demselben Orte eine demokratische Versammlung tagte. Friedrich sagt, oder man läßt ihn wenigstens sagen: „Daz in dem heiligen römischen Reich und sonderlich in deutschen Landen vil vnrats gewaltielicher auch anderer vnziemlicher vnd vneerlicher angriff und beschedigung beschcen seind vnd noch teglichs gescheen mit rowb, mord vnd brandt, davon das heilig reich, des wir ein merer genannt sein, gar schadlichen gemynnert, vnd vil des reichs vndertanen vnd getrewen geistlich vnd weltlich personen groß nott, verderbnuss vnd scheden teglich leiden u. s. w." Hierauf gründet sich dann die in vier Hauptstücke gefaßte Reformation, welche, wie tausend andere deutsche Reichsbeschlüsse, nie zur Ausführung kam, den Verfassern unserer Rechts- und Reichsgeschichten aber reichen Stoff zu vielen und langen Deductionen gegeben hat. In einem Hauptstücke dieser Reformation ist die Rede vom Landfrieden; in einem anderen wird vermittelst eines Pfändungsrechtes gegen Habe und Person vorgebeugt, daß der Gläubiger nicht aus Mangel einer Gerichtsvollstreckung gegen den bösen Schuldner so verfahre, wie Eyzinger gegen König Friedrich verfahren war; es werden ferner recht gute Verordnungen wegen der Sicherheit der Straßen gegeben, sowie die westphälischen geheimen Gerichte geordnet und beschränkt und die Münzgebrechen abgestellt. Allein da niemand im Reiche war, der für die Ausführung dieser Verordnungen hätte sorgen können oder wollen, so blieb natürlich Alles beim Alten oder ward auch noch viel ärger. Der Erzbischof Jakob von Trier misbrauchte um jene Zeit den schwachen König, um gewisse Güter an sein Bisthum zu bringen und seinen natürlichen Sohn auf Kosten des Reiches zu bereichern. Er gewann überhaupt einen besonders in geistlichen Angelegenheiten sehr nachtheiligen Einfluß auf den König, welcher damals ebenso unbedachtsam und leichtsinnig in Ertheilung von Privilegien, Freibriefen und Schenkungen war, als sein Vorgänger Siegmund zu sein pflegte.

In Frankfurt machte Friedrich zum Unglück für das deutsche Reich die Bekanntschaft eines der ausgezeichnetsten von jenen Italiänern, welche sich damals um die Kunst und Wissenschaft der neueren Zeit und um diejenige Geistesbildung, die aus den

Schriften der Griechen und Römern geschöpft werden kann, unsterbliche Verdienste erworben haben. Dieser Mann war Aeneas Sylvius Piccolomini. Er gehörte zu den Leuten, welche in Zeiten der Revolution, wie auch die unsrigen sind, durch Beredsamkeit, durch philosophische und rhetorische Bildung, noch mehr aber durch kluge Benutzung der Umstände, durch dreistes Wechseln der Meinung und durch das Übergehen von einer Partei zur anderen für sich selbst große Vortheile und die höchsten Stellen zu erlangen beflissen sind. Aeneas Sylvius war mit dem Kardinal Julian nach Basel gekommen, und hatte diesem, so lange derselbe noch für die Reform arbeitete, treffliche Dienste geleistet. Auch mit Siegmund und dessen Kanzler Kaspar Schlick war er bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in seiner Vaterstadt Siena sehr vertraut geworden. Da er, wie seine Schriften beweisen, sich eine besonders genaue Kenntniß der böhmischen Angelegenheiten und Verhältnisse erworben hatte, so war er von den Vätern des Baseler Concils zum Mitgliede der Gesandtschaft gemacht worden, die man nach Böhmen schickte, vorgeblich um alle Hussiten mit der Kirche auszusöhnen, in Wirklichkeit aber um die Kalixtiner oder diejenige hussitische Partei, welche blos den Gebrauch des Kelches beim Abendmahle zugestanden haben wollte, mit den Taboriten tödtlich zu entzweien. Zur Erreichung dieses Zweckes hatte sich Aeneas damals desselben diplomatischen Kunstgriffes bedient, vermöge dessen er nachher die Deutschen um die Vortheile ihres mit dem Pabste geschlossenen Concordats betrog. Er rieth nämlich, den Kalixtinern ihre Forderungen schnell zu gewähren, weil dann einerseits die Taboriten leichter unterdrückt werden könnten, andererseits aber die Kalixtiner sich dazu verstehen würden, dem römischen Bischofe treu zu bleiben, auch wenn man die mit ihnen eingegangenen Friedensbedingungen nicht gerade treu erfülle. Seit der Zeit dieser Sendung eiferte Aeneas Sylvius, dessen freier Sinn besonders aus seiner im klassischen Style der Römer verfaßten Geschichte der böhmischen Reformatoren hervorgeht, für die Reform-Bestrebungen des Baseler Conciliums, und blieb demselben auch dann noch getreu, als sein Protector Julian sich von dem Concilium getrennt hatte und für den Pabst Eugen thätig war. Er und ein anderer Mann, welcher gleich ihm unter

den Restauratoren des klassischen Alterthums durch Styl, durch Kritik und durch Verdienste um die Aufsuchung der bis dahin verlorenen oder doch für verloren gehaltenen Schriften desselben unsterblich berühmt geworden ist, der Kardinal Poggio, verfaßten die päbstlichen Streitschriften über die Wahl des Grafen Amadäus. Von Aeneas Sylvius nämlich, welcher des neuen Pabstes Felix V. Geheimschreiber ward, rühren die Schreiben dieses Pabstes an den deutschen König und die anderen Fürsten her, in denen die Nothwendigkeit und Rechtsmäßigkeit seiner Wahl bewiesen wird; Poggio dagegen verfaßte Eugen's Ausschreiben, in welcher gegen das Concilium und seinen Pabst auf höchst gemeine Weise geschimpft wird. In Beziehnng auf den letzteren Umstand unterscheiden sich die Schreiben beider Männer sehr von einander, und man sollte (denn wir selbst haben kein Urtheil in dieser Sache) fast denken, Eugen's Angelegenheit wäre eine sehr schlechte gewesen, weil Aeneas in den Schranken des Anstandes bleibt, Poggio dagegen im Namen seines Pabstes wie ein Fischweib schimpft. Daß dies nicht zuviel gesagt sei, wird man aus einigen wenigen Anführungen ersehen. In den von Poggio verfaßten päbstlichen Schreiben werden die in Basel versammelten Prälaten nicht allein Ketzer und Schismatiker genannt, sondern der Kardinal schimpft in diesen von allen Fürsten und Geistlichen und sogar vom Volke zu lesenden Rundschreiben die edelsten und gelehrtesten Mitglieder des europäischen Klerus ärger, als die Organe unserer Ochlokratie jetzt zu schimpfen pflegen, was doch viel sagen will. Die Väter zu Basel heißen dort Dummköpfe, Narren, Barbaren, Rasende und wilde Thiere, welche kaum menschliche Gestalt haben, Felix V. aber wird ein Moloch, ein reißender Wolf in Schaafsgestalt, ein neuer Cerberus, ein goldenes Kalb ein Mohammed, ein Gegenchrist gescholten. Im Jahre 1442 ward Aeneas Sylvius als Bevollmächtigter des Pabstes Felix nach Frankfurt geschickt. Hier führte ihn dann Jakob von Trier, welcher damals großen Einfluß auf den König Friedrich hatte, bei diesem ein, und Friedrich, der die Studien liebte und ehrte und ein weit besserer Gelehrter als Regent oder Kriegsmann war, gewann großes Gefallen an ihm. Der König gewährte ihm damals die Auszeichnung, daß er zu seinen Gunsten von dem kaiserlichen Vorrechte, Dichter zu krönen und ihnen über die Krönung ein Diplom

zu geben, Gebrauch machte. Er selbst setzte ihm feierlich den Lorbeerkranz auf, und erklärte ihn dann in einem Diplom für einen Meister in Geschichte und Poesie. Nach dem Inhalt und der Form dieses Diploms zu schließen, scheint Aeneas gleich gewissen Gelehrten unserer Zeit, denen er ähnlich war, vortrefflich verstanden zu haben, sich selbst der Welt zu empfehlen. Die Gelehrten unserer Zeit veranstalten nämlich ein General-Beifallklatschen, welches sie selbst oder ihre guten Freunde in Zeitungen und Journalen ertönen lassen. Aeneas that dasselbe in dem Diplom, zu welchem der König den Namen hergab; denn der Inhalt, der Styl und die Latinität des posaunenden Diploms beweisen, daß niemand als Aeneas selbst es geschrieben haben kann. Übrigens erzählt er selbst in seinen Briefen, wie er sogleich erkannt habe, daß Friedrich der Mann sei, den er durch Complimente, Schmeichelei, italiänische Artigkeit und Augendienerei ganz gewinnen und zu seinen eigenen Zwecken gebrauchen könne. Auch gesteht er dies wirklich gethan zu haben. Doch trat er erst im November 1442, als Friedrich nach Basel kam, aus den Diensten des Pabstes, in welchen wenig zu gewinnen war, in die des Königs; er ward damals königlicher Geheimschreiber und Protonotar der römisch-königlichen Kanzlei.

Dies fiel in die Zeit, als Pabst Eugen mit seinem Concilium, welches er bereits wieder von Florenz hinweg nach Rom verlegt hatte, und Pabst Felix mit dem seinigen einander wechselseitig verfluchten. Friedrich neigte mehr zu Eugen als zu Felix, und wurde damals durch den Herzog Philipp von Burgund dem Ersteren noch näher gebracht. Er war nämlich schon längst mit den Schweizern in Zwist gerathen, und bedurfte deshalb der Freundschaft des Herzogs Philipp, welcher das Waadtland, den südlichen Theil des Jura-Gebirgs, die Franche Comté, Bourgogne und die französischen Niederlande bis über Cambray hinaus, sowie die deutschen von Antwerpen an bis nach Gröningen beherrschte, und den Eidgenossen eben so gram war, als Friedrich. Dieser hatte den Herzog schon längst gebeten, die Banden, welche in burgundischen Diensten waren, gegen die Schweizer loszulassen, und Philipp hatte den Bischof von Verdun an Friedrich geschickt, um in Verbindung mit Eugen's Gesandten ihn zu bewegen, daß er und die deutsche Nation ihre Neutralität aufgäben. Damals verständigte sich Aeneas Sylvius,

obgleich er noch mit den Censuren des römischen Pabstes belastet war, mit dessen Gesandten, und Eugen durfte hoffen, daß er der noch immer in Basel versammelten Gegner nach einiger Zeit durch Unterhandlungen und Kabalen werde entledigt werden. Der Zwist Friedrich's mit den Eidgenossen war ärger geworden, als er auf seiner Krönungsreise selbst in die Schweiz gekommen war und statt der Ehrenbezeugungen und des Gehorsams manches Ungebührliche erfahren hatte; Zürich allein hatte sich treu bewiesen und zu Östreich gehalten, mußte aber nach des Königs Entfernung ebenso, wie Friedrich's Vasallen überhaupt, dafür büßen. Es ward von den Eidgenossen hart bedrängt. Da nun weder Friedrich noch das deutsche Reich stehende Truppen hatte, so sah sich der König nach geübten Schaaren um, mit deren Hülfe er seinen Zürichern beistehen könne. Nur in vier Ländern gab es damals Schaaren rüstiger Kriegsleute, welche mit unseren stehenden Heeren verglichen werden können, weil sie den Krieg als Wissenschaft, als Handwerk, als Broderwerb trieben. Diese Länder waren: das ganz militärische türkische Reich, die Schweiz mit ihrer nationalen Infanterie, welche je nach den Umständen für Geld oder für das Vaterland diente (s. Theil VIII. S. 130 und 531 f.), Italien, wo die Führer der Miethvölker (condottieri) sich und ihre schwer gerüsteten Schaaren bald diesem, bald jenem Staate verkauften, und endlich Burgund mit dem südlichen Frankreich oder vielmehr das ganze heutige nordöstliche Frankreich und Languedoc, wo sich in den langen Kriegen der Engländer mit den Franzosen und der Familien Orleans und Burgund die sogenannten Banden gebildet hatten. Diese aus rüstigen Abenteurern aller Nationen zusammengesetzten Heere von Freischärlern, von denen wir leider in unserer Zeit eine lebendige Anschauung erhalten haben, waren im Frieden eine große Last für die Staaten, denen sie gedient hatten, und der Namen Armagnac's, mit welchem man sie benannte, war für die Franzosen und die Burgunder eben so furchtbar, als heut' zu Tage das Wort Kroate für den Wiener nur immer sein kann. Diese französischen Kriegsleute waren es, welche König Friedrich und die ganze Ritterschaft der Schweiz, die an ihm hing, herbeizuziehen suchten, als sie gegen die furchtbare Demokratie und Infanterie der Eidgenossen die Hülfe eiserner Ritter nöthig fanden. Friedrich

schickte im Mai 1444 den Bischof von Augsburg, Peter von Schaumberg, Thüring von Hallwyl, Friedrich von Hohenburg und den Grafen von Stahremberg nach Frankreich, um die Unterhandlungen wegen eines solchen Hülfsheeres zu betreiben. Der Herzog von Burgund und der König von Frankreich, welcher die Schweizer als Demokraten haßte, waren gleich sehr bereit die gewünschte Hülfe zu gewähren. In Betreff des französischen Königs scheint es fast, als wenn er und der Herzog Renatus oder René von Lothringen, welcher nachher bei dem Zuge eine Rolle spielte, den Gedanken gehabt hätten, daß bei dieser Gelegenheit wenn auch nicht das ganze linke Rheinufer, doch wenigstens Metz, Toul und Verdün vom deutschen Reiche abgerissen werden könnten. Um Friedrich zu entschuldigen, muß man wissen, daß die Schweizer damals die ihm befreundeten Städte grausam befehdeten, Zürich sechzig Tage lang, wiewohl glücklicher Weise sehr ungeschickt, belagerten und die Ritterschaft mit ihren Burgen vertilgten. Überdies hatte Friedrich auf einem Reichstage zu Nürnberg die Deutschen vergebens aufgefordert, ihm beizustehen; die Fürsten glaubten keinen Grund zu haben, die Sache der Habsburger auszufechten; die deutschen Städte aber, welche von Fürsten und Rittern verachtet und gepeinigt wurden, würden vielleicht sogar der Aufforderung der Eidgenossen zu einem demokratischen Bunde mit ihnen Gehör gegeben haben, wenn sie nicht durch das ritterliche Patriciat der meisten Magistrate deutscher Städte daran gehindert worden wären. Friedrich verlangte übrigens nur zehntausend Mann der Armagnac's oder französischen Freischärler, ja, es war anfangs sogar blos von fünftausend die Rede; Karl VII. von Frankreich ergriff aber diese günstige Gelegenheit, um sich der ganzen Masse jener räuberischen und gewaltthätigen Miethvölker zu entledigen. Karl war um so mehr geneigt, dem König Friedrich und seiner Ritterschaft gegen die Bürger und Bauern der Schweiz zu Hülfe zu ziehen, da für ihn auch noch ein anderer Vortheil damit verbunden war. Pabst Eugen hoffte nämlich dieses Hülfsheer gelegentlich benutzen zu können, um das in Basel versammelte Concilium aus einander zu jagen und auf solche Weise seine hierarchischen Zwecke schneller zu erreichen, als es durch Unterhandlungen und Kabalen geschehen konnte. Er hatte deshalb dem französischen König für den Fall, daß

dieser die von ihm verfluchte Stadt Basel züchtige und die in derselben versammelten Prälaten sammt ihrem Pabste fortjage, das Versprechen gegeben, die pragmatische Sanction von Bourges anzuerkennen und also den Franzosen in geistlichen Dingen dasjenige zu gewähren, was er den Deutschen versagte.

Karl VII., bei welchem Philipp von Burgund die Sache mit Nachdruck unterstützte, vereinigte vierzig- bis fünfzigtausend Mann. Diese wurden in zwei große Heere getheilt, von welchen das eine unter Renatus von Lothringen gegen Metz, Toul, Verdün und ins Elsaß, das andere unter dem Dauphin Ludwig nach dem Sundgau zog. In dem Letzteren hatte der Graf von Armagnac ein Haupt-Commando, und daher kommt es, daß man die aus Cataloniern, Gasconiern, Britten und Franzosen bestehende Schaaren, welche unter ihm die Länder verwüsteten, Armagnac's nannte, welcher Namen nachher in Schwaben durch arme Gecken verkauderwelscht ward. Alle Helden aus dem Kriege der Franzosen mit den Engländern befanden sich beim Heere des Dauphin; Johann von Müller in seiner Schweizergeschichte hat dieselben insgesammt namentlich aufgeführt. Sie waren die erbittertsten Feinde jeder Demokratie, und die deutschen Ritter und Herren jenseit des Rheines, durch die furchtbar vollzogene Vernichtung der Feudalherrschaft in der Schweiz erschreckt, erleichterten daher nicht nur, was sie bald zu bereuen Ursache hatten, den Zug der Franzosen, sondern sie ließen sogar geschehen, daß der Herzog Renatus denselben für seine besonderen Zwecke benutzte. Dieser ehrgeizige Herzog, welcher in Sicilien dem Könige von Aragonien hatte weichen müssen, war nämlich besonders mit der deutschen Reichsstadt Metz, welche mit Toul und Verdün in enger Verbindung stand, in Streit, und gebrauchte deshalb den ihm anvertrauten Theil des großen Heeres zu einer Demonstration gegen das Rheinland. Daß man dabei von Seiten der Franzosen wirklich Absichten auf das linke Rheinufer hatte, geht aus der merkwürdigen Proklamation hervor, welche sie bei dieser Gelegenheit erließen, und in der von natürlichen Grenzen die Rede ist. Renatus selbst zog gegen Metz, Jakob von Lützelstein gegen Toul und Verdün, Siegfried von Pfenningen in das untere, Jakob von Lichtenberg in das obere Elsaß, der Dauphin Ludwig endlich in das Sund-

gau und gegen Mümpelgard. Der Letztere hatte die Armagnac's bei sich, deren Zahl man auf zwanzigtausend und mehr angibt. Auch Engländer nahmen an dem Zuge Theil; denn der tapfere Talbot führte dem Herzog Renatus viertausend brittische Schützen zu. Selbst der Herzog von Burgund ließ, obgleich er dem französischen Könige feind war, nicht allein das wilde Heer gern durch sein Gebiet ziehen, sondern vereinigte sogar burgundische Schaaren mit demselben, weil er Städte wie Basel und Straßburg zu erobern hoffte. Als die Franzosen vor Mümpelgard erschienen, hielten die Eidgenossen schon seit einigen Monaten die Stadt Zürich eingeschlossen, während zu gleicher Zeit Färsburg von Solothurnern, Lucernern, Wallenburgern und Liestalern hart bedrängt wurde. Die an dem letzteren Orte eingeschlossenen Ritter ließen die Franzosen vor Mümpelgard dringend um Entsatz bitten, und diese brachen auch zu ihrer Rettung eilig auf. Sie schlugen am 26. August 1444 einige tausend Schweizer, welche ihnen von den Belagerern Färsburg's entgegen geschickt worden waren und sich über die Birs hatten locken lassen. Dagegen fanden sie, daß Basel nicht so leicht zu nehmen sei, als sie und Pabst Eugen geglaubt hatten. Alle Bürger von Basel waren in den Waffen, und eine kleine Zahl derselben bewies den Franzosen alsbald, wie schwierig der Kampf mit dieser Stadt sein würde. Die Stadt Basel hatte nämlich jenen über die Birs gelockten Eidgenossen dreitausend Bürger zu Hülfe geschickt, und von denselben waren fünfhundert auf dem Kirchhofe von St. Jakob eingeschlossen worden. Diese wetteiferten mit den Spartanern des Leonidas, und nahmen den Kampf mit dem ganzen überlegenen Heere der Franzosen auf, obgleich sie keine Hoffnung des Sieges hatten. Sie stritten zehn Stunden lang gegen einen Feind, der ihnen durch Zahl und Geschütz weit überlegen war, bis nur noch zehn Mann von ihnen übrig blieben. Der Verlust, den die Franzosen erlitten, war in Betracht der kleinen Zahl ihrer Feinde so bedeutend, daß der Dauphin, dessen Muth überhaupt weit geringer war, als seine Klugheit und Arglist, nicht rathsam fand, seinen Marsch fortzusetzen. Er ward aus einem streitenden Helfer des deutschen Königs ein Vermittler zwischen ihm und den Schweizern, und täuschte die Hoffnungen, welche Pabst Eugen auf den Zug der

Franzosen gesetzt hatte. Die Baseler schickten eine Gesandtschaft an ihn, und viele Mitglieder des Conciliums fanden sich zugleich mit dem Herzog Ludwig von Savoyen, welcher für den Pabst Felix unterhandelte, in seinem Lager ein, um Schonung für Basel zu erlangen. Die Stadt ward wirklich geschont, das Concilium nicht, wie Pabst Eugen gehofft hatte, auseinander getrieben, und sogar mit den Eidgenossen am 26. Oktober 1444 zu Ensisheim ein Frieden geschlossen, vermöge dessen Ludwig die Rolle eines Vermittlers zwischen ihnen, dem König Friedrich und der Stadt Zürich übernahm.

Die raubenden und mordenden Schaaren der Armagnac's blieben am Rhein, und die ganze Last des Zuges fiel auf deutsche Reichslande. Das Raubheer überschwemmte nicht nur alle Gegenden von der Mündung der Aar an bis zum schweizerischen Jura-Gebirge, sowie das Elsaß bis nach Straßburg hin, sondern auch ganz Schwaben. Das letztere Land ward der Schauplatz eines schrecklichen gegenseitigen Mordens, weil sich die Bewohner des Schwarzwaldes in Masse erhoben und auf die Banden wie auf wilde Thiere Jagd machten. Der Einfall der Franzosen in das Reichsgebiet rief bei den Deutschen eine große Erbitterung gegen den König Friedrich hervor. Dieser hatte geglaubt, die Deutschen würden einfältig genug sein, ein Heer gegen die Eidgenossen aufzustellen, und er hatte auch schon zum Feldherrn desselben seinen Bruder Albrecht bestimmt, unter dessen Anführung es den Deutschen in der Schweiz gewiß nicht besser ergangen sein würde, als es ihnen im Hussiten-Krieg ergangen war. Allein statt der gehofften Unterstützung erhielt Friedrich auf einem Reichstag zu Nürnberg bittere Vorwürfe über die Berufung der Franzosen. Er bereute daher, was er gethan hatte, und schickte in Gemeinschaft mit den Reichsständen Gesandte an den Dauphin. Seine Reue kam aber zu spät. Der Dauphin lachte der durch kein Heer unterstützten Vorstellungen Friedrich's, und schickte in Begleitung der deutschen Gesandten einen Bevollmächtigten nach Nürnberg, wo dann die Reichsstände in voller Versammlung sehr stolze Worte von dem Franzosen anhören mußten; denn statt den Abzug der französischen Truppen vom deutschen Gebiet zu versprechen, wurden sehr harte Anforderungen

an den abwesenden König gemacht. Dieser ward nämlich daran erinnert, daß er selbst die Banden von den Franzosen verlangt habe; man forderte von ihm, er solle den von seinem Oheim, Friedrich mit der leeren Tasche, hinterlassenen Schatz herausgeben und dessen Sohn Siegmund, den Schwiegersohn des Königs von Frankreich, aus der Vormundschaft entlassen, in welcher derselbe gegen seinen Willen noch immer gehalten werde; dann werde auch der französische König dafür sorgen, daß sein Tochtermann alle die Landschaften wieder erlange, welche die Eidgenossen ihm und seinem Vater entrissen hätten. Die französischen Raubhorden blieben nachher, allen Vorstellungen Friedrich's, der Kurfürsten und der Städte zum Trotz, im Lande liegen, bis Alles aufgezehrt und ausgeplündert war; erst im folgenden Jahre (1445) wurden sie nach einem zwischen dem Könige von Frankreich und den mächtigsten deutschen Reichsfürsten geschlossenen Vertrage, auf welchen wir weiter unten zurückkommen werden, langsam zurückgezogen.

Auf dieselbe Weise, wie bei dem Schweizerkriege und beim Einfall der französischen Raubritter in das Reichsgebiet, wurden auch in den kirchlichen Angelegenheiten die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches vom Könige schmählich preisgegeben und die Nation zum Gegenstand des Hohnes ihrer Nachbarn gemacht. Aeneas Sylvius hatte, seit er in Friedrich's Dienste getreten war und, um uns eines modernen Ausdruckes zu bedienen, dessen ganzes Ministerium ausmachte, den König hinreichend kennen gelernt, um ihn in der kritischen Angelegenheit der beiden Concilien und ihrer Päbste auf einen Weg zu leiten, auf welchem Friedrich's Privatzwecke erreicht und des Aeneas Sylvius Ehrgeiz befriedigt werden konnten. Friedrich schickte im Jahre 1445 den durchtriebenen Sienesen nach Rom an den Pabst Eugen, um mit demselben wegen eines ganz neutralen dritten Conciliums zu unterhandeln. Jedermann fürchtete damals, Eugen möchte den ehemaligen Vertheidiger des Baseler Conciliums, welcher für den Gegenpabst Felix die Feder geführt hatte, übel empfangen, auch fand Aeneas Sylvius, als er nach Siena kam, einen päbstlichen Abweisungsbefehl vor, und seine italiänischen Freunde suchten ihn von der Fortsetzung der Reise abzuhalten; allein er wußte zu gut, was er im Sinne habe, und wie willkommen sein Rath dem Pabst sein werde,

um sich Furcht einflößen zu lassen. Er begann die Kabale, welche er in Rom zu spielen willens war, damit, daß er, ehe er dort vor dem Pabste erschien, die von der deutschen Nation und ihrem König noch immer beobachtete Neutralität ganz aufgab. Der kaiserliche Gesandte sprach nämlich öffentlich seine Reue darüber aus, daß er jemals mit dem Baseler Concilium und mit Pabst Felix in Verbindung gestanden habe, und ließ sich feierlich von allen Censuren lossprechen, deren er sich, wie er reuig eingestand, aus jugendlicher Übereilung durch seinen Enthusiasmns für jenes Concilium schuldig gemacht habe. Dann fiel er, als der Pabst ihn bei sich empfing, vor demselben auf die Kniee, entschuldigte sich wegen seines Abfalls, und führte des Kardinals Julian Beispiel für sich an. Wir fügen sogleich noch hinzu, daß er später als Pabst Pius II. noch viel weiter ging, seine früheren, im freien Geiste der alten Römer und Griechen geschriebenen Bücher verdammte und die Gläubigen vor dem in diesen Schriften enthaltenen rein biblischen Christenthum als ketzerischem Gifte warnte. Aeneas Sylvius ward durch den Schein des Liberalismus und durch seine diplomatische Feinheit dem römischen Pabst um so nützlicher, je genauer er das Concilium, den Pabst Felix, den König Friedrich, die böhmischen, ungarischen und deutschen Angelegenheiten, die vornehmsten Personen des deutschen Staates und ihre Absichten aus eigener Erfahrung kannte. Er brachte es, nachdem Eugen das Zugeständniß eines unparteiischen dritten Conciliums abgelehnt hatte, zunächst dahin, daß derselbe den Kardinal Johann Carvajal, einen Spanier, und andere Legaten an Friedrich schickte, für deren Absichten nachher Aeneas im Kabinet des Königs wirkte.

Eugen wagte damals, in allzugroßem Vertrauen auf den neu gewonnenen Renegaten und auf den von diesem durch Schmeicheln und Schönreden geleiteten König Friedrich, einen Schritt gegen deutsche Fürsten, welcher für den Pabst und für das autokratische System der Kirchenregierung, das er aufrecht halten wollte, sehr bedenkliche Folgen hätte haben können. Dieser Schritt hing mit dem Raubzug der Armagnac's und mit den zwischen Karl VII. von Frankreich und mehreren deutschen Reichsständen bestehenden Verhältnissen zusammen. Die rheinischen Fürsten hatten sich nämlich bei dem Einfall der Armagnac's genöthigt gesehen, ein

Abkommen mit den Fremden zu treffen, ohne ihren König, der sie im Stiche ließ, zu fragen. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der Bischof von Straßburg, der Erzbischof von Trier, Jakob von Sierk, und der Erzbischof von Köln, Dietrich von Mörs, also gerade die mächtigsten Fürsten im Rheinlande, hatten auf diese Weise die wichtigsten Verträge mit Karl VII. von Frankreich geschlossen. So hatten namentlich die beiden Ersteren wegen des Abzugs der Armagnac's mit den Franzosen einen Vertrag gemacht, in welchem sie Namens ihrer Landsleute auf jede Entschädigung verzichteten. Ebenso hatte der Erzbischof von Trier mit Karl ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, um von ihm nöthigenfalls gegen den Pabst Eugen und den Herzog von Burgund Hülfe zu erhalten, weil der Erstere durch Aeneas Sylvius sehr verdächtige Verbindungen mit Friedrich anknüpfte, der Letztere aber wegen der Lage der Dinge einen ganz anderen Weg eingeschlagen hatte, als König Karl, und sich daher enger an den römischen Pabst anschloß, während Karl sich mehr von demselben zu entfernen und dem Baseler Concilium zu nähern schien. Diese Verhältnisse bewogen den Pabst Eugen zu einem unerhörten Schritte gegen zwei deutsche Kurfürsten, den Erzbischof Jakob von Trier und den Erzbischof Dietrich von Köln, denen er es vorzugsweise zuschrieb, daß die deutsche Nation und ihr König bei der Neutralität beharrten. In wie weit das Letztere der Fall war, darüber mußte Aeneas Sylvius dem Pabste wenigstens in Betreff des einen der beiden Erzbischöfe, Jakob's von Trier, die beste Auskunft geben können, da er mit demselben enge befreundet gewesen war und Jakob ihn bei Friedrich eingeführt, ihm die Ehre der Krönung als Dichter und Historiker verschafft und ihn in die deutschen Geschäfte eingeweiht hatte. Eugen hatte seit des Aeneas Sylvius Anwesenheit in Rom einen ganz entschiedenen Ton angenommen, und glaubte jetzt eine Gewaltthat gegen zwei Kurfürsten Deutschlands wagen zu können; denn er hatte nicht nur den Herzog von Burgund und viele andere Fürsten für sich gewonnen und den Dauphin Ludwig zum Gonfaloniere oder Schutzherrn der Kirche ernannt, sondern auch einen Spanier nach Deutschland geschickt und beauftragt, in Verbindung mit Aeneas Sylvius den deutschen König durch die Aussicht auf eine prunkvolle Kaiserkrönung in Rom, sowie auf die

Gewährung von Pfründen für seine Privatkasse und von päbstlichen Geldbeiträgen zum Römerzug zu ködern. Genug, Pabst Eugen erklärte im Februar 1446 die genannten beiden Erzbischöfe durch eine Bulle für abgesetzt, und übertrug ihre Stellen, sowie folglich auch die von ihnen beherrschten deutschen Fürstenthümer und das Recht, dem deutschen Volke einen Kaiser zu wählen, an zwei mächtige, mit dem Herzog von Burgund verwandte und von demselben unterstützte Grafen. Daß der Pabst unter den damaligen Umständen dies wagen konnte, und daß es deutsche Fürsten gab, welche annehmen mochten, was er kein Recht hatte zu verschenken, zeigt besser, als alles, was wir sagen könnten, in welchem Zustande die Kirche Christi und das Reich Karl's des Großen um diese Zeit sich befanden. Die Grafen, welche Eugen eigenmächtig an die Stelle der von ihm abgesetzten Erzbischöfe und Kurfürsten ernannte, waren Johann von Cambray, ein natürlicher Bruder, und Adolf von Cleve, ein Neffe des Herzogs Philipp von Burgund. Der Erstere wurde zum Erzbischof von Trier, der Letztere zum Erzbischof von Köln ernannt. Diese Anmaßung und Gewaltthätigkeit Eugen's war aber doch den vornehmsten deutschen Fürsten zu arg. Die Kurfürsten versammelten sich gleich im folgenden Monat (März 1446) zu Frankfurt, und beschlossen folgende energische Erklärung: „Wenn der Pabst die Absetzung der beiden Kurfürsten nicht widerrufe, wenn er das in Rücksicht der oft zu haltenden Concilien erlassene Decret des Constanzer Conciliums (s. S. 177) nicht annehme, wenn er der deutschen Nation nicht hinreichende Sicherheit gebe, daß ihre Freiheiten ferner nicht verletzt würden, so wollten sie alle sich zu Gunsten des Baseler Concils und des Pabstes Felix erklären." Zugleich wurde ausgesprochen, daß diese Erklärung durch eine Gesandtschaft dem Könige und dem Pabste mitgetheilt werden solle, und daß die Kurfürsten bei derselben beharren würden, der König möge beitreten oder nicht. Als die Gesandten der Kurfürsten zu Friedrich kamen, zeigte es sich, von welcher Bedeutung es für den Pabst war, daß er einen Diplomaten wie Aeneas Sylvius in Friedrich's Kabinet hatte. Friedrich beleidigte nämlich die Gesandten nicht durch eine Weigerung, er lobte vielmehr die Kurfürsten, weil sie für ihre Erhaltung und für das Wohl der Nation gesorgt hätten, und erklärte seine Bereit-

willigkeit, sich ihnen anzuschließen und dem Pabste Vorstellungen zu machen; aber er oder vielmehr Aeneas Sylvius setzte auch schlau hinzu, man dürfe keinen Lärm machen, es könne Skandal geben. Den päbstlichen Gesandten, die sich bei Friedrich befanden, ward die ganze Sache verheimlicht; denn Friedrich wollte die mit ihm schon längst ebenso, wie einst mit Siegmund, höchst unzufriedenen Deutschen nicht beleidigen und es doch auch mit dem Pabste nicht verderben. Er gab der Gesandtschaft der Kurfürsten seinen Aeneas Sylvius mit nach Rom, um der Angelegenheit eine dem Pabste nicht unangenehme, den Umständen angepaßte Wendung zu geben.

Als die deutschen Gesandten nach Rom gekommen waren und Pabst Eugen sie vor sich gelassen hatte, führte der Nürnberger Syndikus Gregor von Heimburg das Wort. Er sagte eine Reihe derber, in Rom selten vernommener Wahrheiten, und forderte dann im Namen sämmtlicher Kurfürsten die Zurücknahme der Absetzung der beiden Erzbischöfe, die Anerkennung des gesetzgebenden und richtenden Ansehens der Concilien und die Abhülfe der Beschwerden des deutschen Volkes. Er schloß mit der Ankündigung, daß im September die Kurfürsten wieder in Frankfurt zusammentreten und, je nachdem die Antwort des Pabstes ausfalle, ihre Maßregeln nehmen würden. Der Pabst gab eine ausweichende Antwort, er versprach aber Gesandte nach Frankfurt zu schicken. Aeneas Sylvius setzte ihm hierauf in geheimer Audienz auseinander, wie er sich aus der Sache ziehen könne. Er sagte ihm, Friedrich und die weltlichen Fürsten seien zwar für Rom, die Geistlichen und die Kurfürsten aber seien so heftig erbittert, daß nur der Schein des Nachgebens retten könne; der Pabst müsse daher das Constanzer Decret über die öfters zu haltenden Concilien scheinbar anerkennen, zumal da er nachher schon darüber werde hinauskommen können; ebenso könne er auch die beiden Erzbischöfe restituiren, ohne jedoch seine Bulle zu cassiren. Eugen ging auf des Aeneas Sylvius Vorschlag ein; er dankte ihm für seinen guten Rath, belohnte ihn durch den Titel eines päbstlichen Geheimschreibers und behielt ihn, als die Gesandten der Kurfürsten die Rückreise antraten, noch eine Zeitlang in Rom zurück. Als hierauf Eugen den Bischof von Bologna, Thomas von Sarzana, nach Frankfurt an die Reichsfürsten schickte, begleitete Aeneas Sylvius

denselben, und arbeitete dort mehr für den Pabst, als für Friedrich.

Auf dem in Frankfurt veranstalteten Congreß intriguirten vier Bischöfe für den Pabst, und auch von den sieben Bevollmächtigten des Königs Friedrich waren die vornehmsten, Aeneas Sylvius und Kaspar Schlick, für das ultramontane System thätig. Überhaupt konnte man an dem Benehmen der königlichen Gesandten ebenso, wie an dem Verhalten der Frankfurter Bürgerschaft deutlich merken, daß der römische König und die Stadt Frankfurt Alles aufbieten wollten, um Eugen's Sache zu fördern. Von Seiten des Königs insbesondere wurde Alles gethan, um die diesmal zur Behauptung ihrer Rechte verbundenen Kurfürsten zu entzweien. Durch Beredsamkeit und Sophistik vermochte Aeneas Sylvius, welcher, obgleich Friedrich's Gesandter, doch eigentlich nur für den Pabst handelte, seinen Zweck nicht zu erreichen; er nahm daher seine Zuflucht zum Gelde, durch welches man, wie er selbst in seinen Briefen sagt, in Rom und an Höfen Alles ausrichten könne. Zweitausend Goldgulden, welche der Pabst später dem König Friedrich wieder ersetzte, wurden unter vier Mainzer Räthe vertheilt, und diese bewirkten dann, daß der Kurfürst Dietrich von Mainz die Punkte, welche Gregor von Heimburg in Rom barsch gefordert hatte, durch den Latinisten Aeneas Sylvius so glatt und diplomatisch einkleiden ließ, daß man nachher alles, was man wollte, aus ihnen machen konnte, Die guten Deutschen glaubten wirklich, Thomas von Sarzana habe als Bevollmächtigter Eugen's eine vollständige Zustimmung desselben überbracht, und es heißt deshalb schon in der am 22. Sept 1446 von einer Anzahl Fürsten geschlossenen Einigungs-Acte zur Anerkennung Eugen's: sie hätten sich gefügt, „dieweil der egemelt unser gnädigster Herr und König und wir zuletzt durch unsere mühe und arbeit nach meinung und begriffen etlicher bundnuß und meinung auf vnser fleissige beger von dem egenannten unserem heiligen Vatter erlanget haben ein antwort, die uns dünket gnüglich und redlich, damit die heilig Kirch desto friedlicher nach gelegenheit aller sachen zu frieden kommen mag vnd wir auch von andern christlichen Königen und gezungen nit geschieden werden." Der von Aeneas Sylvius geschriebene Aufsatz wurde, nachdem ihn Dietrich von Mainz gebilligt hatte, am 11. Nov. 1446 in der

Versammlung der Reichsstände vorgelesen und genehmigt; nur Köln, Trier, Pfalz und Sachsen verweigerten die Unterschrift. Hierauf ging im December 1446 eine neue deutsche Gesandtschaft nach Rom, um vom Pabste in milderem Tone zu fordern, daß er erklären möge: er erkenne erstens die Würde und das Ansehen eines Conciliums, wie sie in dem mehrmals erwähnten Decrete der Constanzer Kirchenversammlung aufgestellt und seitdem vom Baseler Concilium bestätigt worden sei; zweitens wolle er den früheren Beschwerden abhelfen und die deutsche Nation in Betreff künftiger Forderungen sicher stellen, und endlich drittens wolle er die beiden Herren von Trier und Köln wiedereinsetzen, unter der Bedingung, daß sich dieselben ihm in Gehorsam anschlössen. Der zweiten dieser vom Pabste geforderten Erklärungen war eine für die gutmüthige Einfalt der Deutschen den durchtriebenen Welschen gegenüber charakteristische Clausel beigefügt, die wir in ihrer alten naiven Sprache anführen wollen. Sie lautet: „In getrauen, daß der allerdurchlauchtigste Fürst, der Römisch König, und die Churfürsten und die würdige Nation dem heiligen Stuhl zu Rom an der statt ein wiedererstattung thun, wie dann solch gewerb in den Babst und des Babstes antwort mit mehr worten inhaltet." Aeneas Sylvius, welcher ebenfalls nach Rom geschickt worden war, leitete dort die ganze Angelegenheit, und zwar sonderbar genug zugleich im Auftrage des auf den Tod erkrankten Pabstes und des römischen Königs, und verrieth die deutsche Nation, in deren Namen er handelte. Auch der Kurfürst von Mainz und sein Kanzler Lysura, welcher kurz vorher in Frankfurt dem falschen Sienesen die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, arbeiteten in Rom eifrig für den Trug. Pabst Eugen, in der festen Überzeugung, daß seine Zugeständnisse durchaus nichts weiter als das augenblickliche Aufhören des Lärms zur Folge haben würden, sicherte durch drei Bullen, welche man das römische Concordat zu nennen pflegt, alle im Aufsatze des Aeneas Sylvius geforderten Punkte officiell zu. Wie richtig er gerechnet hatte, geht daraus hervor, daß das ein Jahr später mit den Deutschen abgeschlossene Wiener Concordat ganz anders aussah, als das römische. Zwei Tage nach der Ausfertigung jener Bullen (7. Februar 1447) bestätigte der Pabst nicht nur alle seit dem März 1439 in Deutschland vorgenommenen Besetzungen geist-

licher Ämter und Pfründen, mochten sie nun von Neutralen oder von Anhängern des Baseler Concils ertheilt worden sein, sondern er schlug auch alle Processe, Censuren, Strafen und Bußen, welche seit jener Zeit vom päbstlichen Stuhle ausgegangen waren, nieder, und erließ alle ihm oder den Kardinälen von 1439 an zugefallenen Annaten und Einkünfte, wogegen jedermann innerhalb sechs Monaten den römischen Pabst anerkennen und folglich den des Baseler Concils aufgeben mußte. In derselben Bulle aber, in welcher dies ausgesprochen war, verwahrte sich Eugen gegen alles, was in seinen Zugeständnissen gegen das Ansehen des päbstlichen Stuhles oder gegen die Lehre der Väter streite, oder mit anderen Worten, er erklärte im Voraus alles das für ungültig, was ihm irgend nachtheilig werden konnte. Er nahm also die eben erst gemachten Zugeständnisse wieder zurück. Da er nun in dem römischen Concordat die Reform der Kirche auf ein Concilium verschob, welches zu einer ungewissen Zeit gehalten werden sollte, so wird man sich nicht wundern, daß die deutsche Nation auch um die geringen in jenem Concordat gewährten Vortheile betrogen werden konnte.

Die Kardinäle hatten sich gegen alles, was in den letzten Monaten des Jahres 1446 und in den ersten des Jahres 1447 geschehen war, so feindselig gezeigt, daß Eugen, um nicht in seinem Consistorium überstimmt zu werden, vier neue Kardinäle hatte ernennen müssen. Es war daher auch ein Glück, daß, als er am 23. Februar 1447 starb, König Alphons V. von Aragonien und Neapel den im Conclave versammelten Kardinälen vorschreiben konnte, wen sie zum Pabste wählen sollten. Sie wählten schon am 5. März denselben Thomas von Sarzana, der in Deutschland die Unterhandlungen geleitet hatte. Dieser nahm als Pabst den Namen Nikolaus V. an, und bestätigte anfangs alles, was Eugen den Deutschen gewährt hatte. Jetzt begann aber Aeneas Sylvius eine neue Reihe diplomatischer Kunststücke, und ward doppelt thätig, weil ihm der neue Pabst sogleich das Bisthum Triest verlieh. König Friedrich berief 1447 einen Fürstentag nach Aschaffenburg, auf welchem auch der Kardinal Johann Carvajal geschickt ward, um die Deutschen zu betrügen. Dieser päbstliche Legat lockte dann in Verbindung mit Friedrich's Gesandten, Aeneas

Sylvius und Hartung von Cappell, die guten Deutschen durch Reden und Schmeicheleien in die Falle. Aeneas Sylvius gab den Verhandlungen in Aschaffenburg auf hinterlistige Weise die Wendung, daß Eugen's Bullen in Rom in ein Concordat gefaßt werden sollten, um nachher auf einem Reichstage von den Deutschen durch Annahme zum Reichs-Kirchengesetz gemacht zu werden. Dies geschah, und Aeneas Sylvius sorgte dafür, daß von den durch Eugen anerkannten Baseler Decreten so wenig als nur immer möglich in das neue Concordat aufgenommen wurde. Die in Aschaffenburg versammelten Fürsten erklärten sich mit den Hauptpunkten einverstanden; die förmliche Annahme des redigirten Concordats ward aber auf das folgende Jahr verschoben, weil zuerst die Kurfürsten von Trier, Köln, Pfalz und Sachsen umgestimmt werden mußten; denn diese hatten kurz vorher mit dem französischen Könige zu Bourges die Übereinkunft getroffen, daß man auf einem neuen allgemeinen Concilium bestehen wolle. Während dies geschah, suchten der Pabst Nikolaus, Aeneas Sylvius und König Friedrich es dahin zu bringen, daß das Baseler Concilium auseinander getrieben und folglich die Ausführung der wohlthätigen reformirenden Beschlüsse desselben unmöglich gemacht werde. Schon am 20. Juli 1447 ward den zu Basel versammelten Geistlichen unter Aufsagung des Geleites angekündigt, daß sie nach Hause gehen müßten. Sie blieben jedoch, obgleich dies nachher mehrere Mal wiederholt wurde, noch ein Jahr lang in Basel beisammen. Außerdem gebot Friedrich am 21. August durch ein Edict, daß jedermann Nikolaus V. als rechtmäßigen Pabst anerkennen solle. Viele Fürsten und Stände Deutschlands, sowie die Wiener Universität entschlossen sich nur sehr schwer dazu; der Kurfürst von Köln ließ sogar erst im Januar 1448 die Obedienz durch einen Bevollmächtigten leisten, und zwar zu Wien in Gegenwart des römischen Königs und des päbstlichen Legaten.

Am 17. Februar 1448 schlossen endlich Friedrich und Johann Carvajal, jener im Namen der deutschen Nation, dieser für den Pabst, zu Wien das trügende Concordat förmlich ab, und am 19. März wurde dieses Wiener Concordat vom Pabste bestätigt. Friedrich und Carvajal wagten nicht, ihr Machwerk kund werden zu lassen; das gefälschte Concordat ward deshalb so geheim gehalten, daß es bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts

den Namen Aschaffenburger Concordat geführt hat, weil man glaubte, es sei in Aschaffenburg geschlossen worden. Dieses Concordat war das Endergebniß der Reform-Bestrebungen in der deutschen Kirche. Die Resultate desselben hat der milde und gelehrte Bischof von Wessenberg im zweiten Theile seiner Geschichte der Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts mit den Beschlüssen des Baseler Conciliums ausführlich zusammengestellt; wir begnügen uns, den Contrast Beider mit wenigen Worten anzudeuten. In Bezug auf die Annaten (s. S. 237), welche doch durch die vom Pabst im römischen Concordate anerkannten Decrete des Concils gänzlich abgeschafft worden waren, heißt es in dem insgeheim zu Wien im Namen des Reiches von dessen König und Erzkanzler unterschriebenen Concordat: „Von den Domkirchen und Klöstern soll für die Annaten die gewöhnliche Taxe nicht mehr gefordert werden. Alle Stifter, welche zu hoch tarirt sind, sollen demnächst durch römische Commissäre erleichtert werden." Ebenso, wie die Annaten, waren auch die sogenannten Provisionen (s. S. 238) ganz abgeschafft worden; im Wiener Concordat wurden aber statt dessen folgende Bestimmungen gemacht: „1) Der Pabst besetzt alle Stellen jeder Art, deren Inhaber sich zur Zeit ihres Todes zu Rom befanden. 2) Wenn die Wahl zu einer Stelle nicht einhellig war, oder wenn der Pabst einen Geistlichen absetzt, so ernennt er den neuen Inhaber derselben. 3) Alle Pfründen, welche den unzähligen Hof- und Kanzlei-Bedienten des Pabstes verliehen sind, bleiben diesen vorbehalten. 4) Alle Pfründen, deren Inhaber eine Reise nach Rom angetreten haben, werden vom Pabste vergeben. 5) Wer einmal durch eine päbstliche Bulle eine Pfründe erlangt hat, behält sie. 6) Dem Pabste muß von allen Wahlen Bericht gegeben werden, und er trifft Fürsorge, wenn er etwas dagegen einzuwenden hat." Endlich heißt es in Betreff der durch das Concilium abgeschafften Reservaten oder der Anmaßung, daß gewisse Pfründen und eine gewisse Zeit der Erledigung von Stellen und Pfründen dem Pabste vorbehalten wurden, in dem Wiener Concordat: „Diejenigen, welche nach Stiftung, Recht und Herkommen allein das Recht haben, gewisse geistliche Stellen und Pfründen zu vergeben (die ordentlichen Collatoren der Benefizien), ertheilen die in sechs bestimmten Monaten des Jahres erledigten

Stellen, wogegen der Pabst die in den sechs anderen Monaten (Januar, März, Mai, Juni, September und November) erledigten vergibt."

Ein Jahr nach der Abschließung des Wiener Concordats wurde durch die endlich zu Stande gebrachte Auflösung des Baseler Conciliums auch dieser Feind des römischen Pabstes beseitigt. Das Concilium zu Basel war lange Zeit auf jede Weise bedrängt worden, und der Pabst hatte endlich sogar den Oberbeamten der geistlichen Justiz des Bischofs von Basel dahin gebracht, daß derselbe es übernahm, die Thüren des Sitzungsgebäudes zu schließen und so die Versammlungen der Väter zu verhindern. Die Sache war aber verrathen worden, und das Concilium hatte, um der Ausführung derselben zuvorzukommen, in einer am 25. Juni 1448 während der Nacht gehaltenen Sitzung seine Verlegung nach Lausanne beschlossen. In dieser Stadt, in welcher Pabst Felix V. sich schon seit einiger Zeit aufhielt, ward dann am 17. August 1448 die nächste Sitzung gehalten und in derselben die Erklärung ausgesprochen, daß man das Baseler Concilium unter französischem Schutze in Lyon fortsetzen und dort die Herstellung der Kircheneinheit zu Stande bringen werde. In Lyon wurde nachher unter der Mitwirkung der Gesandten von Frankreich und England, sowie der Bevollmächtigten der Kurfürsten von Köln, Trier, Sachsen und Pfalz und des Kardinals Ludwig Allemand von Arles als Präsidenten des Concils beschlossen, daß man den Pabst Felix zur Niederlegung seiner Würde bewegen wolle. Dieser dankte auch wirklich, nachdem man zu Bourges über die Bedingungen der Niederlegung einig geworden war, am 7. April 1449 ab. Nicht lange nachher (25. April 1449) wählte das Concilium seinerseits Nikolaus V. zum Pabst, und im Mai löste es endlich sich selbst auf, ohne daß irgend eines seiner Decrete förmlich wäre cassirt oder eine der gegen das Concilium erlassenen Censuren aufrecht erhalten worden. Der abgedankte Pabst Felix ward, zufolge einer am 25. April 1449 mit den Gesandten der oben genannten Fürsten geschlossenen Übereinkunft, nicht blos in allen seinem Range zukommenden äußeren Zeichen des obersten geistlichen Ansehens belassen, sondern es wurde dieser Rang auch gesetzlich bestimmt und von Nikolaus anerkannt. Er sollte Kardinal und

Bischof von Sabina sein, den Rang zunächst nach dem Pabste haben und als dessen Generalvicar im Gebiete des Herzogs von Savoyen, des Fürsten von Piemont, der Markgrafen von Montferrat und Saluzzo, in der Grafschaft Asti, in der Provinz Lyon diesseit der Saone, in den Städten und Diöcesen von Aosta, Lausanne, Basel, Straßburg, Chur, Constanz und Sitten ein unabhängiges kirchliches Regiment führen. Ludwig Allemand, welcher als Kardinal von Arles das Concilium präsidirt hatte und deshalb vom Pabst Eugen IV. seiner Würde beraubt worden war, wurde wieder in das Kardinals-Collegium aufgenommen und 1527 sogar unter die Heiligen versetzt.

Der König Friedrich war schon im Juni 1448 mit der geweihten goldenen Rose, welche die Päbste frommen Königen und Fürsten zu schenken pflegten, beglückt worden, und erhielt einige Monate später eine noch reellere Belohnung vom Pabst Nikolaus. Dieser verlieh ihm nämlich das Patronat über fünf in Krain gelegene Pfarreien der Diöcese des Patriarchen von Aquileja auf Lebenszeit, und erfüllte endlich sein Versprechen wegen der von Friedrich sehnlich gewünschten Kaiserkrönung. Wir brechen jedoch die Geschichte dieses Königs und seines Reiches hier ab, weil wir einen Blick auf die Zustände in Italien werfen zu müssen glauben, ehe wir der sehr verworrenen deutschen Geschichte seit Siegmund's Tod in Verbindung mit den ungarischen und böhmischen Angelegenheiten unter den beiden Hunyad und unter Georg Podiebrad gedenken.

III. Italiänische und spanische Geschichte in der ersten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Einleitung.

Am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bestand in Oberitalien einerseits ein neues Herzogthum, welches kurz vorher durch Johann Galeazzo Visconti gegründet worden war (s. Th. VIII. S. 552), und andererseits breiteten die Venetianer durch Treulosigkeit und Grausamkeit gegen die Familie Carrara ihre Herrschaft über Verona, Vicenza und Padua aus. In Unteritalien herrschte ein Nebenzweig des aragonischen Königshauses über die Insel Sicilien, und das neapolitanische Reich hatte an dem König Ladislaus einen tapferen, aber auch grausamen und treulosen Herrscher, von welchem Sismondi mit Recht sagt, er habe die ganze hinterlistige Politik Johann Galeazzo's von Mailand besessen und befolgt, sei aber nicht so feige gewesen als dieser. In Mittelitalien endlich hatten die Päbste nach ihrer Rückkehr von Avignon ihren Wohnsitz wieder zu Rom aufgeschlagen; es war aber gleich nachher in Folge des Schisma's (s. Th. VIII. S. 493 ff.) das Pabstthum zwischen Rom und Avignon getheilt worden, und als das Constanzer Concilium die Einheit der kirchlichen Regierung wiederhergestellt hatte, war der Pabst im Kirchenstaat und selbst in Rom nur scheinbar Herr, weil die großen Familien, die Führer der Söldner oder irgend ein Ehrgeiziger, der die Bürger durch das leere Wort Freiheit in Bewegung zu bringen verstand, in den einzelnen Städten herrschten. Dies war auch in der großen und glänzenden Stadt Bologna der Fall, wo man freilich von Zeit zu Zeit die

päbstliche Herrschaft wieder anerkannte. Unter den toscanischen Republiken Pisa, Lucca, Siena und Florenz erhielt das Letztere entschieden das Übergewicht; es litt aber lange Zeit an inneren Unruhen und ward endlich ganz eine demokratische Republik. Zuerst kämpfte der Adel mit den höheren Gewerben (arte majori), dann diese mit den niederen (arte minori), welche ihren Antheil an der Regierung grausam gebrauchten, bis 1383 eine neue Einrichtung getroffen und der Antheil der niederen Zünfte auf ein Drittel beschränkt ward. Um die Zeit, als dies geschah, hatte Florenz nach Villani's Angaben eine Einnahme von dreimalhunderttausend Goldgulden oder zwei Millionen Gulden, welche nach dem damaligen Münzwerth auf etwa acht Millionen unseres Geldes zu veranschlagen sind, und von dieser Summe wurden nach Villani's Versicherung nicht fünf Sechstel ausgegeben. Die Hauptquellen der Einnahme waren Accise aller Art, Zölle und Geldstrafen. Man zählte hundertfünfzigtausend Einwohner innerhalb der Stadt sowie zehntausend Kinder, die in den Schulen lesen lernten, zwölfhundert in den Mittelschulen, in welchen sechs Lehrer das Rechnen lehrten, und sechshundert in den Gymnasien, wo sie in dem, was damals Logik und Grammatik hieß, unterrichtet wurden. Es gab in der Stadt dreißig Hospitäler mit tausend Betten. Fast beständig waren gegen fünfzehnhundert Fremde anwesend. Die Stadt hatte zweihundert Wollfabriken, welche jährlich achtzigtausend Stück Tuch in einem Werthe von einer Million und zweimalhunderttausend Gulden lieferten und dreißigtausend Fabrikanten ernährten. Endlich zählte man zwanzig Tuchhändler im Großen, sowie achtzig Bankiers, welche Commanditen, Factoreien und Commissionäre in allen Gegenden hatten und die großen Darlehen machten. In dieser durch Industrie und Gewerbe, durch Bank- und Wechselgeschäfte und durch große Anlehen blühenden Stadt verschaffte der unermeßliche Reichthum des demokratischen Hauses Medicis demselben ein Übergewicht, welches leicht begreiflich wird, wenn man an die politische Bedeutung eines reichen jüdischen Hauses unserer Zeit denkt.

2. Neapel, Sicilien und Mittelitalien.

Im achten Bande ist der Übergang der Herrschaft von Neapel an eine halb-ungarische Regentenfamilie ausführlich dargestellt und

zugleich berichtet worden, daß die Königin Johanna I. und Pabst Clemens VII. vergebens versuchten, dem jüngeren Hause Anjou den Thron von Neapel zu sichern (s. Th. VIII. S. 473 ff.). Ludwig I. von Anjou, des französischen Königs Johann Sohn, welchen Johanna gerufen und der Pabst anerkannt hatte, verlor im Kampfe mit Karl III. oder dem Kleinen das Leben, und seine beiden Söhne, Ludwig II. und Karl von Maine, hatten soviel in Frankreich und in der Provence zu thun, daß sie vorerst an einen Kriegszug nach Italien nicht denken konnten. Ludwig II. machte freilich nach dem Tode Karl's III. einen Eroberungszug nach Neapel, und seine Truppen nöthigten Karl's Wittwe, Margaretha, mit ihren beiden Kindern, Ladislaus und Johanna II., nach Gaëta zu fliehen; dessen ungeachtet scheiderte aber sein Unternehmen völlig, und Ladislaus behauptete nicht allein das Königreich Neapel, sondern er war auch im Stande, die Wiedereroberung von Ungarn zu versuchen. Obgleich dieser Versuch fehlschlug, so war doch Ladislaus dafür nachher in Neapel und im Kirchenstaat desto glücklicher (s. Th. VIII. S. 579. 584—588.). Er bediente sich bei seinen Eroberungsplänen des Pabstes Gregor XII., den er nachher, sobald seine Politik es forderte, wieder aufgab, drang in den Kirchenstaat ein, besetzte mehrmals die Stadt Rom, und trieb seine Dreistigkeit zuletzt soweit, daß er sich König von Rom nennen und in seine Fahnen den Wahlspruch: Entweder Kaiser oder nichts! (Aut Caesar aut nihil!) sticken ließ. Gerade als er dies gethan hatte (1409), wählte das Concilium zu Pisa den dritten Pabst, Alexander V., welcher dann Ludwig II. von Anjou als Prätendenten der neapolitanischen Krone gegen Ladislaus aufstellte, obgleich die Ansprüche desselben sich auf die Erklärung eines Pabstes gründeten, dessen Pabstthum Alexander nicht hätte anerkennen sollen. Ludwig II. von Anjou leitete nämlich sein Recht auf Neapel daher, daß Clemens VII. die Schenkung der Königin Johanna I. anerkannt und ihn gekrönt hatte; für Alexander V. war aber Clemens VII. kein wahrer Pabst. Alexander erkannte Ludwig II., nachdem derselbe auf seinen Ruf mit einer Söldnerschaar von fünfzehnhundert französischen Rittern nach Pisa gekommen war, als rechtmäßigen König von Neapel an, machte ihm die Vertreibung des Ladislaus aus Rom und aus Neapel zur Pflicht, und excommuni-

cirte den Letzteren auf feierliche Weise im Beisein seiner Kardinäle. Mit dem Gelde des Pabstes wurden dann Condottieri gemiethet, welche sich an die von Ludwig mitgebrachten französischen Ritter anschlossen. Auch das Concilium zu Pisa und, was mehr sagen will, die Republik Florenz erklärten sich für Ludwig. Die Florentiner konnten, da sie Überfluß an Geld hatten, so viele Banden und Bandenführer, als sie nur immer wollten, in Sold nehmen, und die Antwort, welche ihr Gesandter, Bartholomäus Valori, dem König Ladislaus gab, als er diesen zur Räumung der Stadt Rom und des Kirchenstaates aufforderte, zeigt am besten, daß damals auf Geld, nicht auf eigener Kraft die Herrschaft der Staaten Italiens beruhte, und daß die Heere unzuverlässig waren. Ladislaus fragte nämlich: „Und welche Truppen habt ihr denn den meinigen entgegenzusetzen?" Der Gesandte antwortete trotzig: „Deine eigenen." Er wußte ja, daß das Heer des Ladislaus aus lauter Leuten bestand, welche heute diesem, morgen jenem dienten. Die Florentiner mietheten, um den König Ladislaus aus ihrer Nachbarschaft zu vertreiben, den Malatesta von Pesaro, welcher das Handwerk eines Anführers und Vermiethers von Kriegsschaaren trieb, Ladislaus hatte freilich den Stifter und Erzvater der verschiedenen Banden, Alberich da Barbiano (s. Th. VIII. S. 476 ff.), in seinem Solde; dieser starb aber schon am 26. April 1409. Ein anderer Bandenführer, Otto Bon Terzo, der sich durch Treulosigkeit und Verrath die Herrschaft von Parma und Reggio verschafft hatte, war von seinem Nebenbuhler, Attendolo Sforza von Cotignola, auf Anstiften des Nikolaus von Este gemordet worden, und einen dritten, Braccio di Montone, der sich zum Herrn von Perugia gemacht hatte (s. S. 167), beleidigte Ladislaus dadurch tödtlich, daß er sich auf eine treulose Weise der Republikaner dieser Stadt gegen ihn annahm. Diesen Braccio di Montone nahmen darauf die zehn Männer, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, in Dienst, obgleich er Ghibelline und die Florentiner Guelfen waren, während zugleich der Kardinal Balthasar Cossa ein Heer für den Pabst Alexander V. zusammenbrachte und Ludwig II. von Anjou mit seinen Truppen ins Feld rückte. Die drei Heere vereinigten sich, drängten Ladislaus aus einer Stadt in die andere, und nahmen Orvieto, Manfredonia, Corneto, Sutri, Viterbo und

andere Orte ein. Auch die Stadt Rom, in welcher das ganze Haus der Orsini für Pabst Alexander war, fiel nach und nach in die Gewalt von Ladislaus Feinden. Am ersten Oktober war bereits ein Theil von Rom, nämlich San Pietro, der päbstliche Palast und die Engelsburg, für Alexander V. besetzt, und nachdem man den ganzen Oktober, November und December hindurch um den Besitz des Capitols und anderer festen Punkte in und um Rom gekämpft hatte, waren endlich am letzten December alle Punkte außer Porta Maggiore und San Lorenzo dem König Ladislaus entrissen. Im folgenden Jahre (1410) nahmen die Florentiner noch den Attendolo Sforza von Cotignola, welchen der Markgraf von Este ein Jahr früher zum Herrn von Montecchio gemacht hatte, mit sechshundert Reitern und einigem Fußvolk in Dienst, und schickten ihn zum päbstlichen Heere. Gleichwohl wagte sich Alexander nicht nach Rom, sondern ging nach Bologna, wo Alles voll Jubel war, daß man einen Pabst in der Stadt habe. Er starb dort schon am 3. Mai 1410, und seine Kardinäle wählten an seine Stelle eilig den Kardinal Balthasar Cossa, welcher nachher als Pabst Johann XXIII. der Welt so viel Ärgerniß gab. An dieser Wahl hatte Ludwig II. von Anjou, welcher bereits König von Neapel genannt wurde und den Krieg gegen Ladislaus am eifrigsten betrieb, den größten Antheil; er war deshalb auch von Rom nach Bologna gekommen, und reiste von dort nach Florenz, um die Republik zu neuen Anstrengungen zu ermuntern. Johann gab ihm nachher die geweihete goldene Rose, mit welcher die Päbste regierende Herren zu beschenken pflegten; Ludwig war aber nicht im Stande, seinen Zug ins Neapolitanische fortzusetzen, weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte, und weil die Genuesen, welche aus Freunden plötzlich Feinde geworden waren, seine Verbindung mit der Provence zu Wasser und zu Land auf jede Weise hinderten.

Die Republik Genua war in der letzten Zeit zugleich durch innere Unruhen erschüttert und von den Miethlingen des mailändischen Tyrannen unaufhörlich bedroht worden; sie hatte sich deshalb an den König von Frankreich, Karl VI., gewandt und ihm das Anerbieten gemacht, daß sie, um seines Schutzes zu genießen, seine Oberherrschaft anerkennen und einen französischen Ober-

befehlshaber annehmen wolle, welcher in der Stadt die Ordnung und Gerechtigkeit mit starker Hand schütze und erhalte. Der König von Frankreich war auf dieses Anerbieten eingegangen, und hatte den als Krieger, Staatsmann und Diplomaten gleich berühmten Marschall Boucicault (s. oben S. 44—47) nach Genua geschickt. Boucicault kam mit einer geringen Anzahl Franzosen dahin, und wurde anfangs mit großem Jubel empfangen, zeigte aber bald den Hochmuth und die Geldgier, welche man in Italien den Franzosen stets vorgeworfen hat, und bewirkte dadurch den schnellen Untergang der französischen Herrschaft in Genua. Aus Habgier tödtete er einen unglücklichen Sprößling des in Mailand regierenden Hauses, Gabriel Visconti, welcher in der Hoffnung nach Genua gekommen war, daß er durch Boucicault's Vermittelung eine große Summe Geld, die die Florentiner ihm schuldeten, erhalten werde. Boucicault ließ ihn verhaften und so lange foltern, bis er sich zu dem völlig unwahren Bekenntnisse verstand, er sei auf Anstiften des furchtbaren Bandenführers Facino Cane nach Genua gekommen, um die Herrschaft der Stadt von den Guelfen an die Ghibellinen zu bringen. Der unglückliche Jüngling ward hierauf im December 1408 hingerichtet, und Boucicault machte die Forderung desselben an die Florentiner für sich geltend, obgleich er nicht das mindeste Recht dazu hatte. Bald nachher hoffte Boucicault das Herzogthum Mailand auf dieselbe Weise unter die französische Oberhoheit zu bringen, wie Genua unter dieselbe gekommen war. Er nahm einen Vorschlag der in Mailand regierenden Brüder Johann Maria und Philipp Maria Visconti an, nach welchem er ihnen eine bedeutende Zahl gemietheter Krieger zuführen und an der Regierung Antheil nehmen sollte; er ward aber dabei durch den eben erwähnten Bandenführer Facino Cane, welcher die beiden Visconti's unter seiner Vormundschaft hielt und schlauer war, als der im Orient zum Diplomaten gebildete französische Marschall, nicht allein um seine Hoffnung gebracht, sondern hatte auch noch dazu das Schicksal des Raben in der Fabel, der den Käse gestohlen hat. Während nämlich Boucicault mit fünftausend Mann in Mailand verweilte, trieben Facino Cane und Theodorich von Montferrat die längst über die Franzosen heftig erbitterten Genuesen zu einem Aufstand

gegen den von Boucicault zurückgelassenen Statthalter, wobei sie ihnen Hülfe leisteten. Alle Franzosen in Genua wurden erschlagen und der Markgraf von Montferrat zum Befehlshaber in der Stadt ernannt, indem man ihm zugleich die Rechte eines Dogen übertrug. Boucicault brach zu spät aus Mailand nach Genua auf. Er gelangte bis Gavi, war zu schwach, um Genua anzugreifen, ward, während er bei Gavi stand, durch Facino Cane auch von der Rückkehr nach Mailand abgeschnitten, und mußte beschämt seinen Weg nach Frankreich nehmen (1409). Die Genuesen waren jetzt furchtbare Feinde der Franzosen, und verbanden sich mit Ladislaus von Neapel gegen Ludwig II. von Anjou, welchen sie vorher unterstützt hatten.

Den ganzen Sommer des Jahres 1410 hindurch machte die vereinigte Flotte der Genuesen und des Königs Ladislaus dem Herzog von Anjou viel zu schaffen, als dieser aus der Provence, wo er mehrere tausend Mann Verstärkung, eine Flotte und neue Geldmittel geholt hatte, nach Rom zurückkehren wollte. Doch gelangte Ludwig endlich im September mit seinem Heere nach Rom. Von hier brach er, nachdem er auf Ostern 1411 dem Pabste bei dessen feierlichem Einzuge das Pferd geführt hatte, am 28. April mit zwölftausend Reitern und einer bedeutenden Zahl Fußvolk gegen Ladislaus auf. Er hatte in seinem Heere die berühmten Bandenführer Paul Orsini, Attendolo Sforza von Cotignola, Braccio di Montone, Gentile di Monterano und den Grafen von Tagliacozzo. Am 19. Mai trafen die beiden feindlichen Heere auf einander und Ladislaus ward geschlagen; dieser ließ aber einige Söldnerhauptleute in Ludwig's Heer bestechen, daß sie die Verfolgung nicht eifrig betrieben, und gewann dadurch Zeit, die Pässe zu besetzen. Seinem Gegner Ludwig fehlte es bald an allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges; denn die provenzalische Flotte desselben hatte eine Niederlage erlitten, den Pabst Johann kümmerte es, sobald er nach Rom gekommen war, wenig, ob Ludwig König werde oder nicht, und die Florentiner waren schon seit Anfang des Jahres 1411 des Krieges so überdrüßig, daß sie Frieden mit Ladislaus schlossen. Ludwig kehrte daher in der zweiten Woche des Monats Juli nach Rom und von da am 3. August in die Provence zurück. Pabst Johann folgte dem Beispiele der Flo-

rentiner: er bezahlte dem König Ladislaus eine sehr bedeutende Summe Geldes, und erließ ihm den seit zwölf Jahren dem römischen Stuhle schuldigen Vasallen-Tribut, wogegen Ladislaus in dem im Oktober 1412 zu Rom bekannt gemachten Tractat Johann als den rechten Pabst anerkannte und Gregor XII. aufgab. Gregor mußte froh sein, daß er, wie bereits oben (S. 126) erzählt worden ist, sich zu Schiffe nach Rimini begeben durfte, wo ihn Karl Malatesta in Schutz nahm. Ungeachtet des geschlossenen Vertrages benutzte Ladislaus schon 1413 die erste beste Gelegenheit, um den Pabst und die Florentiner aufs neue anzugreifen. Rom ward von seinen Leuten erobert und grausam geplündert; er selbst begab sich hierauf nach Rom und verweilte daselbst so lange, bis im Oktober auch die Engelsburg erobert war. Pabst Johann war bei der ersten Nachricht von dem Heranzuge der Neapolitaner nach Viterbo geflohen, und irrte dann einige Zeit umher, so daß man nicht einmal wußte, wo er sei. Er kam endlich in Siena wieder zum Vorschein, und reiste von dort nach Florenz; hier traute man aber dem Manne, der sich schon als Kardinal Balthasar Cossa durch alle Laster und Frevel berüchtigt gemacht hatte, so wenig, daß man ihn Monate lang nicht in die Stadt aufnahm. Als dies endlich geschehen war, begab er sich alsbald wieder nach Bologna, welches in dem letzten Jahre mancherlei Schicksale gehabt hatte. Johann hatte nämlich, als er 1411 von Bologna nach Rom reiste, den Kardinal di Napoli als Statthalter zurückgelassen, dieser war aber von den Häuptern der Demokratie verjagt, der päbstliche Palast geplündert, die demokratische Freiheit und Volksherrschaft ausgerufen (viva il popolo e le arti!) und endlich eine Regierung von Handwerksmeistern eingerichtet worden. Diese demokratische Republik hatte sich nur anderthalb Jahre erhalten können; denn im September 1413 waren die ritterschaftlichen Familien, unter welchen die Pepoli die angesehensten waren, zusammengetreten, hatten die Handwerker, die im Besitze der Regierung waren, verjagt und hierauf wieder dem Pabste gehuldigt. Johann verweilte nicht lange in Bologna, weil er zu der Zeit, als er dahin zurückkehrte, bereits mit König Siegmund wegen der Berufung des Constanzer Conciliums unterhandelte und deshalb bald nachher mit ihm in Lodi zusammenkam (s. S. 133).

Unterdessen hatte Ladislaus seine Eroberungen über die Grenzen des Kirchenstaates ausgebreitet, und würde auch Siena, Florenz und Bologna besetzt haben, wenn sein Plan, den Markgrafen Nikolaus von Erste an sich zu knüpfen, gelungen wäre. Dieser war nicht allein selbst ein mächtiger Fürst und zugleich Anführer furchtbarer Miethlinge, sondern in seinen Diensten stand auch der berühmteste Feldhauptmann des fünfzehnten Jahrhunderts, der bereits früher erwähnte Attendolo Sforza von Cotignola, der sich durch Raub, Mord und Treulosigkeit von einem gemeinen, rohen Bauern zum Range eines Fürsten emporgeschwungen hatte, und dessen Sohn, Franz Sforza später sogar Herzog von Mailand ward, damals aber als Knabe beim Markgrafen von Este Hofpage war und den ersten Kriegsdienst verrichtete. Dem König Ladislaus war es bereits gelungen, den Markgrafen und dessen Feldhauptmann Attendolo Sforza in seine Dienste zu ziehen, als diese Beiden sich durch die Florentiner bewegen ließen, ihm seine Anstellungs-Decrete und Fahnen zurückzuschicken und für Pabst Johann ins Feld zu rücken. Dies würde jedoch den König Ladislaus, welcher 1414 mit einem Heere in Rom und im Kirchenstaat erschien, nicht abgehalten haben, die Entfernung des Pabstes Johann und die Händel desselben mit dem Constanzer Concilium nach seiner Art zu benutzen, wenn er nicht im August 1414 plötzlich erkrankt und gestorben wäre.

Sein Tod veranlaßte in Neapel neue Veränderungen, weil Ladislaus nur als Oberanführer gedungener Raubschaaren, die er mit erpreßtem Gelde bezahlte, mächtig gewesen war, und weil seine Schwester, Johanna II., die ihm als Beherrscherin des Reiches folgte, stets ein bloßes Werkzeug der Partei war, die sich ihrer gerade bemächtigte. Der Wechsel in der Herrschaft mußte also mit bedeutenden Veränderungen verknüpft sein. Ladislaus war nämlich ein tapferer, geschickter Feldherr, er war räuberisch, gewissenlos und schlau, wie die vielen berühmten Anführer der Banden von Miethlingen, die er bald in seine Dienste nahm, bald wieder entließ, er war ihnen an Lüderlichkeit und Ausschweifung ganz gleich, in ihren eigenen Künsten aber überlegen. Sie achteten ihn daher. Zugleich verehrte ganz Italien, in welchem damals jeder starke Geist, selbst Pabst Johann XXIII.,

allen Sitten und moralischen Gesetzen öffentlich, der Religion aber im Stillen Hohn sprach, den König Ladislaus als einen Meister der politischen Klugheit und der schlauen Künste, die man der Moralität weit vorzog. Man glaubte nämlich damals, was neuerdings auch Voltaire's Schule und unsere Sophisten behaupten, daß Demuth und Gewissenhaftigkeit den gutmüthigen Tropf, welcher an diese Tugenden glaubte, zum Spielwerk des Schlauen machen. In Ladislaus Weise konnte seine Schwester Johanna nicht fortregieren. Diese war mit Wilhelm von Östreich, Leopold's III. Bruder, vermählt gewesen, hatte aber von ihm keine Kinder und war nach seinem Tode in ihr Vaterland zurückgekehrt. Sie war, als ihr Bruder starb, bereits sechsundvierzig Jahre alt, und erregte durch ihre Vertraulichkeit mit einem schönen sechsund-zwanzigjährigen Manne von geringer Herkunft, Pandolfello Alopo, und durch die Begünstigung desselben große Eifersucht unter den vornehmen Herren. Pandolfello war ihr Seneschall und verwaltete Haus und Hof (era governatore d'ogni cosa), sie machte ihn zum Oberkammerherren (conte camerlengo), und er unterstand sich, zwei der angesehensten Condottieren-Hauptleute des verstorbenen Königs, Attendolo Sforza und Paul Orsini, in Verhaft nehmen zu lassen. Die neapolitanische Ritterschaft drang sogleich darauf, daß der Scandal mit Pandolfello aufhöre und die Königin sich mit einem Prinzen aus einem guten Hause vermähle; es galt aber den vornehmen Herren nicht um das Ärgerniß, welches Johanna gab, sondern sie wollten nur wie früher blos den Adel begünstigt und nicht mehr lauter Plebejer mit Stellen und Ehren bedacht haben. Pandolfello suchte und fand in demselben Manne, den er kaum erst hatte einkerkern lassen, Schutz und Hülfe gegen den Adel. Er söhnte sich mit Sforza, welcher ebenfalls von geringem Stande zu hohen Würden emporgestiegen war, wieder aus; Sforza heirathete Pandolfello's Schwester (oder nach der Chronik, welche den Titel neapolitanische Tagebücher führt, Catella Alopa sua nipote), ward in Folge dieser Heirath im Juni 1415 Groß-Connetable oder Generalissimus des Reiches, und stand von jetzt an dem Günstling der Johanna schützend zur Seite. Man hatte der Königin einen Bruder des englischen Königs, einen Bruder des Königs von Cypern, sowie einen königlichen Prinzen von Aragonien zum

Gemahl vorgeschlagen, und es befanden sich bereits die Gesandten dieser Fürsten in Neapel; Pandolfello hintertrieb aber Alles. Doch mußte sich Johanna endlich dazu verstehen, den Grafen de la Marche, Jakob von Bourbon, zum Gemahl zu nehmen. Dieser Prinz, welcher von Ludwig des Heiligen jüngstem Sohne Robert abstammte, und dessen Bruder, der Herzog von Vendome, der Stammvater des Bourbonischen Königshauses ward, hatte früher eine Tochter Karl's III. von Navarra zur Gemahlin gehabt, und war, was ihn der Geliebten Pandolfello's nicht gerade empfehlen konnte, bereits seit 1405, also ein Jahr früher als diese, verwittwet. Johanna that alles Mögliche, um ihn als Gemahl in der Entfernung halten zu können. Dem Ehevertrag ward die Klausel eingerückt, daß Jakob sich nicht König von Neapel, sondern nur Fürst von Tarent und Herzog von Calabrien nennen dürfe, und Pandolfello und der alte Sforza begrüßten daher, als sie dem bereits durch Procuration mit Johanna vermählten Prinzen entgegengeschickt wurden, ihn nur als Herzog von Calabrien. Dagegen behandelte ihn aber die Ritterschaft des Landes (i Signori) als König. Als solcher wurde er auch in Neapel mit dem königlichen Mantel geschmückt (ricevuto come ré col pallio de panno d'oro), und zog umgeben von der ganzen Ritterschaft in die Burg ein, in welcher die eigentliche Vermählung vollzogen ward. Selbst die Königin erklärte bei dieser Gelegenheit den versammelten Gästen: „Der Herr, welcher dort steht, ist fortan mein Gebieter, und ihr müßt ihn nicht Graf, sondern König Jakob nennen." Dies geschah auch; Jakob ließ sich aber verleiten, zu früh den Herrn zu spielen und seine Franzosen auffallend zu begünstigen. Den alten Sforza hatte er zugleich mit dessen Sohn Franz und zwei anderen nahen Verwandten schon in Benevent verhaften lassen (per la mala relazione, che li fu dato di lui); am 8. September ließ er auch Pandolfello, sowie dessen Bruder und Neffen ins Gefängniß werfen und bald darauf, nachdem sie gefoltert worden waren, sogar hinrichten. Die Franzosen in Jakob's Gefolge bemächtigten sich der ganzen Regierung; der französische Oberhofmeister (maggiordomo) leitete willkürlich das Hauswesen, stellte in Verbindung mit einem anderen Lieblinge des Königs überall Franzosen an, und legte französische Besatzungen in die Festungen. Jakob selbst ließ seine Gemahlin

so genau beobachten, als wenn sie eine Gefangene wäre. Sie durfte den Palast nicht verlassen, und ein Franzose, Jean Berlingier, mußte sie bei jedem Schritt und Tritt begleiten. Dieser durfte niemand zu ihr lassen, und als endlich die ganze neapolitanische Ritterschaft bei der Königin Audienz verlangte, wies der König selbst sie zurück. Dies Alles erbitterte die neapolitanischen Großen, welche jetzt überall den Franzosen nachstehen mußten, um so mehr, als Jakob es seiner Gemahlin allein verdankte, daß er die Regierungsgeschäfte führen durfte. Ihr Unwille ward endlich so groß, daß das Leben des Königs in ernstliche Gefahr kam. Julius Cesar von Capua aus dem Geschlechte der Grafen von Altavilla, welcher den Grafen de la Marche bei dessen Landung zuerst als König begrüßt und ihm mit einem Theile der Truppen des Königs Ladislaus gegen den alten Sforza Hülfe geleistet hatte, wußte sich insgeheim Zugang zur Königin zu verschaffen, und bot ihr an, ihren Gemahl ums Leben zu bringen. Johanna traute ihm aber nicht, weil er wahrscheinlich verdächtige Forderungen machte; sie entdeckte ihrem Gemahl die Absichten des Grafen, und dieser ließ ihn hinrichten. Von jetzt an erhielt sie, wie es scheint, größere Freiheit. Sie durfte sogar, nachdem sie ein ganzes Jahr hindurch (bis zum September 1416) im Palast unter strenger Aufsicht gewesen war und niemand hatte sehen dürfen, einem festlichen Mahle beiwohnen, welches ihr ein florentinischer Kaufmann in seinem am Markte gelegenen Garten veranstaltete (13. September). Dieses Fest gab den Neapolitanern Gelegenheit, sich der Franzosen, von denen sie beherrscht wurden, zu entledigen; denn die Komödie, welche am Schlusse desselben gespielt ward, war wahrscheinlich verabredet. Die Königin rief, als sie sich nach geendigtem Mahle erhob, den Gästen und dem zahlreich versammelten Volke zu: „Verlaßt mich nicht, meine Getreuen!" Dieses Wort ward mit dem Ausrufe: „Es lebe die Königin Johanna!" erwidert und die Königin hierauf zuerst in den erzbischöflichen Palast, dann in das Castell Capuana gebracht. König Jakob, welcher seine Kriegsleute kurz vorher in die Abruzzen geschickt hatte, sah sich genöthigt, aus dem Castell nuovo, in welchem er mit der Königin gewohnt hatte, in das Castell d'Uovo zu fliehen; beide Castelle aber wurden von den Anhängern der Königin belagert,

und es begann eine förmliche Fehde zwischen diesen und dem Könige. Der Kampf blieb einige Monate hindurch ohne Erfolg, bis endlich die Königin den alten Sforza und seine Familie in Freiheit setzen ließ, ihm wieder die Würde eines Groß-Connetable gab, und zugleich alle Verbannten zurückrief. Der alte Sforza war, obgleich man ihn wie Pandolfello gefoltert hatte, durch die Macht der gedungenen Banden gerettet worden, deren Anführer damals in allen Gegenden Italiens über das Schicksal der Städte, Fürsten und Völker entschieden. Die ihren Hauptleuten auf Tod und Leben ergebenen Banden waren das Königreich derselben; wohin sie sich wendeten, gaben diese den Ausschlag, und wir könnten ein ganzes Register von Städten und Herrschaften anführen, welche der alte Sforza schon damals in allen Theilen Italiens an sich gebracht hatte. Er war dem Tode durch den Umstand entgangen, daß seine Schwester Margaretha an Michelino Attendolo verheirathet war, welcher, sobald er seines Schwagers Schicksal erfahren hatte, an der Spitze eines Theils der Banden verheerend in Apulien eingedrungen war, während andere Schaaren unter Lorenz Attendolo die Gegenden von Calabrien so verwüsteten, daß Jakob vier Männer aus den ersten Familien Neapel's an Michelino hatte schicken müssen, um den Apuliern und Calabresen Ruhe zu verschaffen. Diese vier Männer hatte Margaretha aufheben und nach Tricario, wo sie sich aufhielt, bringen lassen, indem sie erklärte, daß dieselben mit ihrem Leben für Sforza's Leben bürgen sollten. Sforza wurde daher auch, als die neapolitanischen Herren sich der Königin annahmen, eher in Freiheit gesetzt, als sein Sohn Franz. Jakob war bald genöthigt einen Frieden zu schließen. Er machte sich in demselben verbindlich, den Königstitel wieder abzulegen und alle Franzosen bis auf vierzig Mann aus dem Reiche zu schicken. Von jetzt an leitete der alte Sforza das Kriegswesen, und ein neuer Günstling der Johanna, Giovanni Caraccioli, ward Hofmarschall und Lenker der inneren Angelegenheiten. Es scheint sogar, als wenn seit jenem Vertrage König Jakob, welcher jetzt nur Statthalter des Reiches und Herzog von Calabrien hieß, auf ähnliche Weise behandelt worden sei, wie er selbst vorher seine Gemahlin behandelt hatte; denn in den neapolitanischen Tagebüchern wird berichtet, daß, als die Königin im Januar 1417

den französischen Commandanten im Castell d'Novo bewogen habe, ihr das Fort für eine Summe Geldes zu übergeben, dieser vorher den König in Freiheit gesetzt haben wollte und erst dann von seiner Forderung abgegangen sei, als er noch mehr Geld und ein Schiff erhalten hatte, um seine Leute über das Meer fortzubringen. Sforza, dessen Miethlinge jetzt die besten Dienste thaten, erhielt die Grafschaft Troja, seinem Sohne gab man für die feste Stadt, welche er verloren hatte, Ariano und andere Plätze.

Um diese Zeit wurde Rom durch einen Mann bedrängt, welcher bei den Söldnerbanden eine ebenso große Bedeutung hatte, als Attendolo Sforza. Wie nämlich Alberich da Barbiano (s. Th. VIII. S. 476 und 548) als Stifter der Heeresmacht und Einrichtung der Condottieren überhaupt angesehen ward, so gab es zwei Schulen der Taktik und Strategie derselben, und an der Spitze der einen stand der alte Sforza, an der Spitze der anderen Braccio di Montone, weshalb der eine Theil der Miethlinge Sforzeschi, der andere Bracceschi genannt wurde. Jener Braccio di Montone nun bedrohte damals die Stadt Rom, in welcher seit 1415 nur noch die Engelsburg von neapolitanischen Truppen besetzt war und der von Pabst Johann XXIII. zurückgelassene Kardinal Jakob Isolani Mühe hatte, sich dieser Besatzung zu erwehren. Braccio bemächtigte sich zu der Zeit, als dem Pabst Johann in Constanz der Proceß gemacht wurde und ein Nachfolger desselben noch nicht gewählt war, der Stadt Perugia und anderer Orte des päbstlichen Gebietes, nachdem er einen Sieg über Karl Malatesta erfochten hatte. Er suchte nachher auch in Rom einzudringen, indem er sich des Vorwandes bediente, daß er diese Stadt für den künftigen Pabst besetzen wolle. Isolani, welcher unter dem hergebrachten Titel Senator die Stadt regiert hatte, flüchtete hierauf in die Engelsburg zu den Neapolitanern und rief die Hülfe der Königin Johanna an; ein anderer Kardinal dagegen (di Santo Angelo) schloß sich an Braccio di Montone an. Dieser zog dann (Juni 1417) mit seinen Banden in Rom ein, ernannte einen neuen Senator und erklärte sich für den Schutzherrn der Stadt. Als er endlich auch die Engelsburg belagerte, mußte Johanna, um dieselbe zu retten, den alten Sforza, welcher schon zu mächtig war, noch viel mächtiger machen. Sie erlaubte ihm, noch zwei andere

Condottieren-Hauptleute an sich zu ziehen oder mit anderen Worten die Blüthe der Heere der Abenteurer unter seinem Oberbefehl zu vereinigen und dann gegen Braccio di Montone, dem er persönlich feind war, nach Rom zu ziehen. Bei seiner Herannäherung hielt Braccio nach Art dieser Feldhauptleute für klüger, seine Leute, die ihm, so lange er sie beisammen hatte, Geld und Herrschaft verschafften, zu schonen, als aus eitler Ruhmsucht das ihm von Sforza angebotene Treffen anzunehmen; er gab den Besitz von Rom auf, kehrte nach Perugia zurück und herrschte fortan als Fürst in dieser Stadt, sowie in Todi, Orvieto, Terni, Giesi, Spello, Narni und Rieti. Seine Banden streiften bis nach Rom, in dessen Nähe sie wiederholt mit Sforza kämpften, aber stets den Kürzeren zogen. Sforza und der Kardinal Isolani ordneten eine neue Regierung in Rom an, und ließen den Kardinal di Santo Angelo einkerkern, von welchem nachher nichts mehr gehört ward. Erst im Frühling des folgenden Jahres (1418) kehrte Sforza von Rom nach Neapel zurück. Hier gerieth er sogleich in einen heftigen Zwist mit dem Hofmarschall Caraccioli, welcher seit der Gefangennehmung Jakob's mit der Königin so lebte, als wenn er mit ihr vermählt wäre, und dies trug viel dazu bei, daß die Königin, um an dem neuen Pabste, Martin V., eine Stütze zu haben, Rom von ihren Truppen räumen ließ. Johanna hatte, schon als Pabst Martin V. noch in Constanz verweilte, Gesandte an ihn geschickt, um ihm als Lehnsherrn von Neapel die seit Einsetzung des Hauses Anjou hergebrachte Huldigung zu leisten. Diese Unterhandlungen wurden nachher fortgesetzt; nichts destoweniger ward aber der Kirchenstaat das ganze Jahr 1417 hindurch von Sforza's rohen Banden mishandelt, während zugleich Braccio di Montone dasselbe that und sogar auch Toscana verheerte. Im Jahre 1418 verwüstete der Letztere ohne irgend einen Vorwand das Gebiet von Siena, und trieb von den umwohnenden Rittergutsbesitzern schwere Contributionen ein. Als er bei dieser Gelegenheit auch aus dem Gebiet von Lucca die Heerden wegtreiben ließ, erfuhr er, daß Paul Guinigi, welcher dort herrschte, nicht in der Stadt anwesend sei, er bedrohte daher dieselbe, und Guinigi hielt bei seiner Rückkehr für rathsam, die Räuber mit fünfzigtausend Goldgulden abzukaufen. Auf diese Weise herrschten in allen Theilen Italiens eigentlich die käuflichen Söldner. Pabst Martin unter-

handelte nachher von Florenz aus mit der Königin Johanna, um den Kirchenstaat und besonders die Stadt Rom wieder zu erhalten, und suchte sie zur Freilassung des armen Jakob de la Marche zu bewegen, den sie und ihr Caraccioli noch immer in Haft hielten; die Königin wollte aber gern, daß der Pabst gegen ihre Ausschweifungen Toleranz beweise und sie krönen lasse, was noch nicht geschehen war. Da sie, wie bereits gesagt ist, dem Pabste schon gleich nach seiner Erwählung entgegengekommen war und Caraccioli mit den Colonna's, d. h. mit den Brüdern, Vettern und Neffen Martin's im besten Vernehmen stand, so wären ihre Wünsche leicht erfüllt gewesen, wenn nicht der Streit, der sich zwischen Caraccioli und Sforza erhoben hatte, die Sache verzögert hätte. Sforza wie Caraccioli übte Gewalt; der Eine hatte während seiner Abwesenheit im Kirchenstaat die beiden anderen Bandenführer, welche ihn begleiteten, niedergedrückt, der Andere hatte die vornehmsten Herren foltern und ihrer Güter berauben lassen; Beide bereicherten sich auf jede Weise und machten 1418 ihre nächsten Angehörigen auf Unkosten des Reiches groß und mächtig. Der alte Sforza selbst erhielt Benevent, welches damals nicht dem Pabste gehörte, sein Sohn Franz ward durch seine Heirath Herr eines Theils von Calabrien, seine Tochter heirathete den Fürsten von Sanseverino, welchem dann Sforza mit den Waffen alles, was ihm ehemals gehört hatte, wieder verschaffte. Caraccioli ertheilte dem einen seiner beiden Schwiegersöhne Reichsgüter, ernannte ihn zum Großrichter, und bewog, als Sforza auf das Land gereist war (all' acqua della Mela persvernare), die Königin, ein Gericht (li eletti di Napoli) zu berufen und den Groß-Connetable für einen Feind des Reiches erklären zu lassen. Dieser erschien daher sogleich mit seinen Banden vor Neapel (September 1418). Sein Angriff mislang freilich, und er mußte unverrichteter Dinge abziehen; als aber Caraccioli gleich darauf sich unterstand, die Besitzungen des Grafen von Acerra an sich zu reißen und sie seiner Tochter, die er mit Gabriel Ursino, einem Sohne von Ladislaus Wittwe Maria, vermählte, als Ausstattung zu geben, ward der Unwille der Großen und der Bürger von Neapel so heftig, daß er dem Connetable weichen mußte. Dieser trat nämlich, als er in der ersten Woche des Oktober (1418) wieder vor Neapel erschien, mit den Unzufriedenen, welche

die Entfernung des Nebengemahls der Königin zu erzwingen entschlossen waren, in Verbindung, und nun bildeten zehn Männer vom Adel und zehn aus der Bürgerschaft trotz aller Gegenvorstellungen der Königin einen Regentschaftsrath, und machten eine Übereinkunft mit Sforza oder unterwarfen vielmehr sich und die Königin den Bedingungen, welche der Führer der furchtbarsten Banden vorschrieb. Sforza versprach der Königin treu zu dienen, dagegen mußte Caraccioli Neapel verlassen; doch bewirkte die Freundschaft des Letzteren mit der Familie Colonna, daß seine Entfernung auf eine ehrenvolle Weise erfolgte. Er ward nämlich mit einem Gefolge von fünfundzwanzig edlen Herren und mit königlicher Pracht zum Pabst Martin V. geschickt, um wegen der Krönung der Königin und wegen der Räumung der Engelsburg zu unterhandeln. Im Januar 1419 erschienen dann in Neapel als päbstliche Gesandte Jordan und Anton Colonna, der Bruder und Neffe Martin's, welche, begleitet von Gesandten des Königs von Navarra und des Herzogs von Burgund, die Freilassung des unglücklichen Jakob de la Marche betreiben sollten. Diese erreichten in Verbindung mit den Deputirten der Stadt Neapel ihren Zweck, und Jakob ward am 15. Februar, nachdem die ganze Stadt Neapel die von Johanna geforderte Bürgschaft geleistet hatte, freigelassen. Jakob kehrte erst am 22. März in das Castell nuovo zu seiner Gemahlin zurück, weil er vorher die Entlassung des Commandanten (castellano) und aller ihm unangenehmen Personen verlangte, fand aber sein Verhältniß unter den Genossen der ausschweifenden Königin unerträglich, und flüchtete sich daher schon im Mai nach Tarent. Hier ließ ihn die oben erwähnte Wittwe des Königs Ladislaus welche die Stadt für ihren Sohn zweiter Ehe in Anspruch nahm, durch gedungene Banden sogleich angreifen und vertreiben. Er begab sich darauf nach Trevigo und von da nach Frankreich, wo er Mönch ward und 1438 im Kloster starb.

Nachdem die Königin auf diese Weise ihres Gemahles entledigt worden war, sehnte sie sich nach der Rückkehr ihres Oberstthofmeisters Caraccioli. Zur Erfüllung ihres Wunsches waren ihr drei Colonna's, die nächsten Anverwandten des Pabstes Martin, behülflich. Diese brachten zwischen dem alten Sforza, welcher die Übergabe von Rom zur Zufriedenheit Martin's betrieben hatte,

und dem Oberſthofmeiſter eine Ausſöhnung zu Stande, und der Pabſt ſelbſt half ſogar dazu, daß der Connetable aus der Nähe Caraccioli's kam; denn er erbat ſich Sforza's Dienſte zur Bekriegung Braccio's di Montone. Braccio war ein ebenſo geſchickter Feldherr und verſtand die gierigen Söldlinge ebenſo ſehr an ſich zu feſſeln, als Sforza; es wurde alſo zwiſchen Beiden ein langer Kampf geführt, an welchem auch Tartaglia und Guido von Montefeltro, der Beherrſcher von Urbino und Gubbio, Theil nahmen. Die Verheerungen dieſes Krieges waren furchtbar, obgleich die Schaaren, mit welchen derſelbe geführt wurde, auf beiden Seiten unbedeutend waren. Sforza erlag ſeinem Gegner, weil die Königin Johanna oder vielmehr ihr Caraccioli ihm kein Geld ſchickte, um ſeine Truppen zu bezahlen und für die vielen Leute, welche er verloren hatte, andere zu werben. Als er geſchwächt war, hielt der Pabſt für das Klügſte, ſich von ihm und auch von der Königin Johanna abzuwenden und an den ſtärkeren von den beiden Räubern anzuſchließen. Er ließ Sforza abziehen, ſchloß durch Vermittelung der Florentiner, welche mit Braccio in freundlichem Verhältniſſe ſtanden, Frieden mit ſeinem ſeitherigen Gegner und nahm ihn in ſeinen Sold. Zufolge dieſes Friedensvertrages ſollte Braccio als Statthalter des Pabſtes über Perugia, Aſſiſi und viele andere von ihm eroberte Orte herrſchen und dafür den Pabſt im Beſitze von Rom, Narni, Terni, Orvieto und Orta ſchützen. Bei der Zuſammenkunft Braccio's mit dem Pabſte, welche im Februar 1420 zu Florenz erfolgte, ward der Erſtere wie ein König oder Kaiſer empfangen. Übrigens beſtand die Hauptwirkung der Ausſöhnung Martin's mit Braccio und ſeiner Freundſchaft mit den Florentinern darin, daß ſich das hart bedrängte Bologna im Juli aufs neue dem Pabſte unterwarf und einen Kardinal als Statthalter desſelben erhielt.

Die Königin Johanna hatte den Pabſt nicht blos dadurch gekränkt, daß ſie Sforza ohne Unterſtützung gelaſſen hatte, ſondern Martin war auch ganz beſonders aus dem Grunde über ſie erbittert, weil ſie ſeit der Rückkehr ihres Caraccioli nach Neapel aufgehört hatte, die nahen Anverwandten des Pabſtes ſo auffallend zu begünſtigen, wie ſie vorher gethan hatte. Sie hatte noch im Jahre 1419 Martin's Bruder, Jordan Colonna, und ſeinen Neffen,

Anton Colonna, auf jede Weise geehrt und mit Land und Leuten beschenkt. Anton Colonna war von ihr nicht nur zum Herzog von Amalfi und Castel a Mare, sowie zum Fürsten von Salerno ernannt worden, sondern man glaubte auch allgemein, sie werde einem der Colonna's die Nachfolge im Königreich Neapel zusichern. Im Jahre 1420 hörte aber die Begünstigung der Colonna's plötzlich auf. Dies bewog den Pabst, die Unzufriedenen in Neapel, besonders die Anhänger des Hauses Anjou, gegen die Königin aufzuregen und ihr oder vielmehr ihrem Caraccioli in dem fünfzehnjährigen Ludwig III. von Anjou, einem Sohne des 1417 verstorbenen Ludwig II., einen Prätendenten entgegenzusetzen. Zu diesem Zwecke vermittelten die Florentiner, von welchen damals die Angelegenheiten Mittelitaliens auf dieselbe Weise geleitet wurden, wie Oberitaliens Schicksal von Venedig und Mailand abhing, eine Unterhandlung mit dem alten Sforza, damit sich derselbe zum Werkzeug der Rache des Pabstes gebrauchen lasse. Nach Florenz, wo Martin sich früher lange aufgehalten hatte, und wohin er sich jetzt wieder begab, kamen auch Gesandte des jungen Ludwig von Anjou; diese huldigten dort dem Pabste als Oberlehnsherrn des neapolitanischen Reiches, und es ward zwischen ihnen, dem Pabste und dem alten Sforza, der sich jedoch nur mit Mühe von den Gegnern der Johanna gewinnen ließ, Alles ausgemacht. Das Benehmen Martin's und seiner Familie ward sehr gemisbilligt, weil er noch am 28. Oktober 1419 die Königin Johanna feierlich hatte krönen lassen (del che foro fatte feste grandissime), und dennoch schon im Mai 1420 Sforza's Banden in ihr Land schickte, um Ludwig III. einzusetzen. Sforza verfuhr weit offener, als der Pabst; denn er übte, nachdem er im Juni mit seinen im Kirchenstaate verstärkten Banden die Grenzen des Neapolitanischen überschritten hatte, nicht eher Feindseligkeiten, als bis er der Königin die Insignien der Connetable-Würde zurückgeschickt und sich öffentlich für Ludwig III. erklärt hatte, während dagegen der Pabst den Schein der Freundschaft noch lange beibehielt. Im Neapolitanischen stießen die von Johanna zu Fürsten und Grafen gemachten und mit Gütern reichbeschenkten Glieder von Sforza's Familie, sein Sohn Franz und seine Neffen Michael und Foschino, mit ihren Banden zu ihm. Sforza lag

mit seinem Heere schon in der Nähe von Neapel, um die Ankunft der Flotte zu erwarten, auf welche Ludwig und die ihn begleitenden Ritter aus der Provence herbeikommen sollten, und die Anhänger des jüngeren Hauses Anjou ergriffen schon in allen Theilen des Reiches die Waffen, als Johanna noch immer auf den Pabst rechnete und Antonio Caraffa mit dem Beinamen Malizia an ihn schickte, um ihn zur Übernahme der Vermittelung zu bewegen. Diesen Botschafter der Königin suchte Martin zu täuschen und so lange hinzuhalten, bis Ludwig's III. Flotte angelangt sei; Caraffa war aber zu schlau, um sich betrügen zu lassen, und eilte, seiner Königin noch vor der Ankunft der Franzosen Hülfe zu verschaffen. Er stellte sich, als wenn er nach Neapel zurückkehren wolle, ging aber statt dessen nach Piombino, und schiffte sich dort ein, um den jungen König von Aragonien, Sicilien und Sardinien, Alphons V., welcher damals gerade einen Kriegszug nach Corsika machte, gegen die erwartete provenzalische Flotte Ludwig's III. zu Hülfe zu rufen.

Alphons V. oder der Weise, welcher von diesem Augenblick ebenso in den italiänischen wie in den spanischen Angelegenheiten eine Hauptperson wurde, war der Sohn des Königs Ferdinand I., und beherrschte die erst kurz vorher mit einander vereinigten Reiche Aragonien und Sicilien. Er hatte 1416 schon im fünfzehnten Lebensjahre die Regierung angetreten, und bewies ebenso in den kirchlichen Streitigkeiten zur Zeit des Constanzer Conciliums, wie in seinem Benehmen wegen die aragonischen und catalonischen Stände und gegen diejenigen, welche mit den großen Vorrechten derselben Misbrauch treiben wollten, zugleich feste Haltung und große Mäßigung. Nach Sicilien begab er sich erst im Jahre 1419. Er hatte damals eine sehr ansehnliche Flotte bei sich, und seine Hauptabsicht war, die von den Aragoniern und Cataloniern lange behauptete Herrschaft in den Gewässern Italiens aufs neue in Anspruch zu nehmen, vorerst aber die unruhigen Sardinier wieder zum Gehorsam zu zwingen und Corsika, welches damals den Genuesen gehörte, zu erobern. Er hatte fast die ganze Insel Corsika schon besetzt und den Hauptort derselben, San Bonifacio, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, als er bei dieser Belagerung neun Monate lang aufgehalten wurde und dadurch den Genuesen Zeit gewährte, im Januar 1420 den Bruder ihres Dogen mit

einer Flotte zum Entsatz zu schicken und so den König von Aragonien zum Abzuge zu nöthigen. Es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß ihn Caraffa, wie es heißt, noch im Juli bei Corsika antraf. Er mag vielleicht in Sardinien verweilt haben, als er von Neapel her gegen Ludwig III. zu Hülfe gerufen wurde. Die Königin von Neapel ließ ihm für diese Hülfeleistung die Annahme an Kindes Statt und somit die Nachfolge im Reiche anbieten. Die Unterhandlungen über die Bedingungen, unter welchen Alphons die Königin fortdauernd schützen wollte, zogen sich zwar in die Länge; Hülfe schickte Alphons aber, sobald er erfuhr, daß der Prätendent mit seiner ganzen Macht vor Neapel erschienen sei (23. August 1420), und daß die Genuesen zu seiner Unterstützung eine Flotte gesandt hätten. Schon am sechsten September kamen achtzehn größere und kleinere Schiffe des Königs Alphons nach Neapel. Jetzt ließ die Königin Alphons als ihren angenommenen Sohn und Nachfolger ausrufen, nahm die Catalonier im Castel nuovo auf, und räumte schon am neunzehnten September dem Stellvertreter des aragonischen Königs Calabrien ein, wobei jedoch dem Volke bekannt gemacht wurde, daß dieses Herzogthum dem König Alphons nur als Unterpfand seiner Nachfolge im Reiche überlassen werde, und daß sich Johanna die Regierung bis zu ihrem Tode vorbehalten habe. Gegen Sforza und gegen Ludwig's von Anjou Ritter suchte sich die Königin durch Täuschung zu helfen: sie knüpfte Unterhandlungen über einen mit ihnen zu schließenden Vertrag an. Dies geschah zu derselben Zeit, als Johanna den König Alphons dringend einladen ließ, selbst nach Neapel zu kommen. Alphons, der es erfuhr, würde daher auch nicht gekommen sein, wenn nicht die Stadt Neapel sich für ihn und gegen Ludwig von Anjou erklärt hätte und drei angesehene Männer, welche die Königin an ihn schickte, als Bürgen dafür aufgetreten wären, daß es der Königin mit der Unterhandlung zwischen ihr und Ludwig nicht ernst sei. Gegen Sforza's Banden ward hierauf Braccio di Montone gerufen. Dieser ließ sich lange bitten und theuer bezahlen; er erhielt Stadt und Fürstenthum Capua, sowie die Würde eines Connetable, und die Königin versprach ihm, ehe er am 7. Juni 1421 durch die Terra di Lavoro nach Castell a Mare marschirte, zweimalhunderttausend Goldgulden baar. Andererseits nahm Pabst

Martin, sobald er erfahren, daß Braccio nach Neapel gezogen sei, dessen Feind, den Bandenführer Tartaglia, in Sold, und schickte ihn mit tausend Reitern dem Sforza und Ludwig von Anjou zu Hülfe. Tartaglia sollte den Braccio in Castell a Mare, welches derselbe kurz vorher erstürmt und grausam geplündert hatte, einschließen; Braccio entschlüpfte aber, vielleicht weil Tartaglia, wie dies der Bandenführer Art war, ihm einen Wink gegeben hatte (si disse, che Tartaglia a quel viaggio non aveva giocato a bon gioco). Am 25. Juni kam auch König Alphons nach Neapel. Der Pabst spielte nachher den Vermittler; er schickte zwei Kardinäle nach Neapel, vorgeblich um eine Aussöhnung zu bewirken, eigentlich aber um von beiden Theilen Vortheile zu erlangen. Sein Tartaglia, der schon beim Angriffe auf Castell a Mare verdächtig geworden war, wurde auf Ludwig's und Sforza's Befehl als Verräther gefoltert und im September zu Aversa auf offenem Markte enthauptet. Sforza hatte damals nur noch sechshundert Reiter, welche überdies in schlechtem Zustande waren, und Ludwig's Kasse war erschöpft; der Letztere begab sich daher im März 1422 nach Rom, wo er zwei Jahre lang blieb und vom Pabste mit Hoffnungen vertröstet ward.

Während Ludwig von Anjou in Rom vegetirte, kam es in Neapel zwischen Johanna und Alphons zum Bruche. Gleich anfangs ward von der Königin und ihrem Vertrauten Caraccioli allerlei angesponnen, was dem König Alphons verdächtig sein mußte. Johanna und Caraccioli verständigten sich mit Sforza, beredeten auch Braccio di Montone zur Aussöhnung mit demselben, und erwiesen, als Braccio wegen seiner Besitzungen im Kirchenstaat auf einige Zeit dahin zurückkehrte, dem alten Sforza so große Begünstigungen, daß man argwöhnte, sie wollten sich seiner gegen Alphons bedienen. Diese Vermuthung war nicht ungegründet; das zeigte sich, als der stille Zwist, welcher bis dahin zwischen Alphons und der Königin geherrscht hatte, zur offenen Feindschaft wurde. Alphons wohnte seit September 1422 in Neapel, jedoch in einem anderen Castell als Johanna; Beide sahen sich wenig und, wenn es geschah, mit einer Ängstlichkeit und unter Vorsichtsmaßregeln, wie sie im Kriege zwischen Feinden genommen zu werden pflegen. Im Mai 1423 ließ endlich Alphons den

Oberstthofmeister Caraccioli, den er unter Zusicherung eines freien Geleites in sein Castell gelockt hatte, verhaften, und eilte gleich darauf nach dem Schlosse der Königin, um auch diese gefangen zu nehmen; zum Glück für Johanna hatte aber der Commandant des Schlosses einen Wink erhalten, und ließ das Fallthor gerade in dem Augenblick nieder, als Alphons einreiten wollte. Johanna wandte sich darauf an Sforza um Hülfe, welcher auch herbeieilte und einige Vortheile erlangte; Alphons dagegen hatte auf Braccio, welcher wieder in sein Fürstenthum Capua zurückgekehrt war, rechnen zu können geglaubt und erhielt, als dieser vorerst nicht erschien, eine Verstärkung von jenen Cataloniern, welche vom dreizehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert als Miethvölker und als abenteuernde Ritterschaft im mittelländischen Meer und an dessen Küsten berühmt und furchtbar waren. Dadurch fühlte sich Sforza bewogen, den Krieg von der Küste in das innere Land zu ziehen. Er begab sich mit der Königin nach Cerra und von da nach Aversa, und befreite auch Caraccioli durch Auswechselung aus seiner Haft; Alphons dagegen ward Herr der Stadt Neapel. In Aversa erklärte Johanna den König Alphons, der Adoption für verlustig, und nahm dagegen Ludwig III. an Kindes Statt an. Der Krieg zwischen ihr und Alphons ward nach der Sitte jener Zeit auf dieselbe Weise geführt, wie man die Ritterfehden zu führen pflegte; eine Entscheidung war also nicht zu erwarten. Auf der einen Seite schickte der Herzog von Mailand der Königin wiewohl erst später, eine Flotte zu Hülfe, welche Gaëta einnahm; auf der anderen Seite erschien Braccio nicht bei Alphons, sondern schickte statt seiner den Jakob Caldora nebst einigen anderen seiner Hauptleute. Braccio kam nicht, weil er damals mit weit aussehenden Unternehmungen für sich selbst beschäftigt war. Er suchte durch Besetzung der nördlichen Abruzzen die Plätze der Romagna mit seinem Fürstenthum Capua, das er immer erweitert hatte, zu vereinigen und sich auf diese Weise einen abgerundeten Staat in Mittelitalien zu gründen. Er belagerte deshalb die Stadt Aquila, deren Einwohner ihm jedoch den kräftigsten Widerstand entgegensetzten. Seine Unternehmungen brachten den Pabst Martin in große Verlegenheit, weil, wenn Braccio, welcher bereits Perugia besaß, auch die Abruzzen eroberte, das kleine päbstliche Gebiet rings

um von dem Reiche des Abenteurers eingeschlossen gewesen wäre. Martin mußte daher Alles aufbieten, um den Aversanern einen Entsatz zu verschaffen. Er ließ aus diesem Grunde Sforza durch der Königin Johanna bewegen, daß er mitten im härtesten Winter über das auch im Sommer rauhe und einen Theil des Jahres hindurch mit tiefem Schnee bedeckte Gebirge ziehe. Sforza unternahm den Zug, verlor aber dabei am 4. Januar 1424 durch einen Zufall sein Leben. Er wollte nämlich, als er an die Mündung des reißenden Stromes Pescara gekommen war, durch denselben reiten, und war bereits bis in die Mitte gelangt, als einer seiner Edelknaben zu tief in das Wasser kam; er eilte diesem sogleich zu Hülfe, sein Pferd glitschte aber, er fiel in den Strom, ward von demselben fortgerissen, und kam nebst dem Knaben im Meere um. Er war nicht ganz sechzig Jahre alt geworden. Die Rolle, welche er gespielt hatte, übernahm sein Sohn, Franz Sforza. Dieser erbte die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters, war nicht roh wie derselbe, sondern hatte die ganze Bildung seiner italiänischen Zeitgenossen, deren Leben und Literatur damals das Muster für Europa war, in sich aufgenommen, und brachte es daher auch noch weiter, als sein Vater. An einen Entsatz von Aquila konnte er nicht denken; denn er mußte zuerst eines Theils in den ererbten Besitzungen die Huldigung einnehmen und anderen Theils sich von der Königin Johanna zu Aversa belehnen, als Obergeneral anerkennen und mit Geld versehen lassen, um seine Banden bezahlen und beschenken zu können.

Unterdessen hatte König Alphons nach Hause zurückkehren müssen, weil seine spanischen Besitzungen mit einem Einfalle der Castilianer bedroht waren. Er hatte seine Brüder Don Pedro und Don Friedrich als Stellvertreter in Neapel zurückgelassen. Diese wurden aber bald was bei den Bandenführern jener Zeit ganz gewöhnlich war, von ihrem Hauptmann Jakob Caldora verrathen. Caldora, welcher Neapel vertheidigen sollte, verkaufte sich und die Hauptstadt den Feinden, und Don Pedro wurde im Castel nuovo enge eingeschlossen. Nachdem hierauf die Königin und ihr neuer Adoptivsohn, Ludwig III. von Anjou, unter großem Jubel in Neapel eingezogen waren, wurde, besonders dem Pabste zu Gefallen, eine bedeutende Kriegsmacht gerüstet, um die Stadt Aquila zu entsetzen,

welche nun schon dreizehn Monate hindurch von Braccio belagert und von ihren Einwohnern mit bewunderungswürdiger Ausdauer vertheidigt ward. Die Geschichte dieser Belagerung und Vertheidigung hat ein Zeitgenosse mit großer Ausführlichkeit poetisch beschrieben, und obgleich seine lateinischen Verse sehr holperig und barbarisch sind, so kann man doch aus denselben viele Belehrung über das Kriegswesen und die Kriegführung jener Zeit schöpfen. Jakob Caldora erhielt als oberster Anführer des königlichen Heeres die Leitung des Zuges gegen Braccio; unter ihm dienten Franz Sforza, Micheletto, Ludwig von Sanseverino und andere Hauptleute kleinerer Banden von Sforzeschischen Söldlingen. Auch der Pabst Martin und der Herzog Philipp Maria von Mailand unterstützten den Zug gegen Braccio; der Erstere sandte, weil es die Bekämpfung seines ärgsten Feindes galt, eine auserlesene Zahl gemietheter Krieger, an deren Spitze Ludwig Colonna stand; der Letztere schickte seine Flotte, weil er fürchtete, Braccio möchte den Florentinern beistehen, mit welchen Philipp Maria im Kriege war. Am ersten Juni 1424 standen die beiden Heere einander bei Aquila gegenüber, und am 2. ward ein enscheidendes Treffen geliefert, in welchem Braccio völlig geschlagen wurde. Die neapolitanischen Tagebücher schreiben den Verlust der Schlacht dem Nikolaus Piccinino zu, welcher Braccio's vorzüglichster Zögling war und zunächst unter ihm das Commando führte. Sie sagen nämlich, die Schlacht sei für Braccio nur deshalb unglücklich ausgegangen, weil Piccinino den erhaltenen Befehl, seinen Posten nicht eher zu verlassen, als bis er von Braccio ausdrücklich abgerufen werde, nicht befolgt habe. Braccio selbst ward gefährlich verwundet und gefangen. Er starb schon fünf Tage nachher. Sein eigentliches Reich, d. h. seine Söldner, wurde zersplittert, und Pabst Martin und die Königin Johanna erhielten wieder, was sie ihm theils geschenkt, theils gezwungen abgetreten hatten: die Königin nahm das Fürstenthum Capua nebst den übrigen Lehen, der Pabst Perugia, Assisi und die anderen ihm entrissenen Städte in der Romagna wieder in Besitz. Von welcher Art die tapferen Männer waren, die damals in Italien den Ton angaben und sich Fürstenthümer erwarben, sehen wir an Braccio, dem man allgemein noch größere Tapferkeit und noch größeres Feldherrntalent zuschreibt, als den

beiden Sforza's. Eine Stelle der neapolitanischen Tagebücher über ihn kann uns dienen, um den Zustand und die Sitten der Zeit dieser Banden und den Charakter der hohen Bildung Italiens zu bezeichnen. In diesen Tagebüchern heißt es, nachdem berichtet worden ist, daß der Pabst Braccio's Leiche habe nach Rom bringen und dort zwar nicht auf dem Kirchhofe, aber doch vor der Kirche San Lorenzo beerdigen und auf sein Grab eine Gedächtnißsäule setzen lassen: „Dieser Braccio war sein ganzes Leben hindurch gottlos und ketzerisch. Er glaubte weder an Gott noch an die Heiligen; er verachtete alle Religionsgebräuche und jeden Kirchendienst, besuchte nie die Messe und war sehr grausam." Dann erzählt die Chronik, Braccio habe zu wiederholten Malen Mönche in den kochenden Sprudel der heißen Quelle von Viterbo werfen und sechs Franziskaner, welche auf einem Kirchthurme standen und fromme Lieder sangen, herabstürzen lassen, so daß sie den Hals brachen, und dergleichen mehr. „Aber, setzt der Schreiber kalt hinzu, Braccio war doch ein braver Soldat (ma nel suo esercito era leale e valente)." Wenn man hierzu dasjenige nimmt, was Dante im neunten Gesang des Inferno von der zu seiner Zeit unter den leitenden Männern Italiens herrschenden Skepsis sagt, und was uns von des Pabstes Johann XXIII. Cynismus in Wort und That und von fast allen ausgezeichneten Männern Italiens berichtet wird, so begreift man leicht, warum in Italien für die Reformation der Kirche kein Interesse war. Die höheren Klassen hatten eine skeptische Philosophie, und setzten sich daher über Moral und Religion hinweg, waren aber viel zu klug, um der Menge die Binde des Aberglaubens, welche ihnen die Leitung derselben erleichterte, von den Augen nehmen zu wollen.

Im Juni, als der Königin, ihrem Adoptivsohn Ludwig und den Banden, welche vorher unter dem alten Sforza gedient hatten und nur zum Theil an seinen Sohn Franz übergegangen waren, im offenen Felde kein Feind mehr gegenüber stand, konnten sich auch Don Pedro und sein Bruder Friedrich nur durch die Hülfe der aragonischen Flotte und auch mit dieser blos an der Küste behaupten. Ihr Bruder Alphons ward, wie wir später angeben werden, durch seine Händel mit Castilien mehrere Jahre in Spanien zurückgehalten und auf diese Weise außer Stand gesetzt, sein durch

Adoption erlangtes Recht auf Neapel gegen Ludwig von Anjou, welcher den Titel, und gegen Caraccioli, der die Macht des Königthums hatte, zu behaupten. Pedro und Friedrich begaben sich daher nach Afrika, wo beide dann mit ihren Cataloniern abenteuerten.

3. Veränderungen im oberen Italien.

In Oberitalien hatten um den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, während Florenz immer mehr emporstieg, Mailand und Venedig durch Geld, durch gemiethete Truppen, durch Grausamkeit und Treulosigkeit ihre Macht bedeutend vergrößert, Genua aber in demselben Grade die seinige eingebüßt und sich sogar auf kurze Zeit dem Könige von Frankreich unterwerfen müssen (s. oben S. 288 f.). Venedig behauptete nach den gräßlichen Thaten, die es an den letzten Sprößlingen des Hauses Carrara geübt hatte, den Besitz von Padua, Vicenza, Verona und anderen Städten des Festlands (s. Th. VIII. S. 577 f.). Mailand, welches unter Johann Galeazzo Visconti ein Herzogthum geworden war und als solches ein Lehen des deutschen Reiches blieb, erlitt nach dem Tode dieses Herrschers bedeutende Einbußen. Johann Galeazzo hinterließ einen natürlichen und zwei eheliche Söhne. Dem Ersteren, Gabriel, hatte er Pisa vermacht, von den beiden Anderen sollte der jüngere, Philipp Maria, die Städte Pavia, Novara, Vercelli, Tortona, Alessandria, Verona, Vicenza, Feltre, Belluno und Bassano erben; dem älteren dagegen, Johann Maria, welcher erst dreizehn Jahr alt war, sollten Mailand, Cremona, Como, Lodi, Parma, Piacenza, Reggio, Bergamo und Brescia zu Theil werden (s. Th. VIII. S. 577.). Johann Galeazzo's Erben waren aber minderjährig, und dies ward eben so von den benachbarten Staaten, wie von den einheimischen Großen benutzt, um ihre Habgier und Herrschsucht zu befriedigen. Die Venetianer bereicherten sich auf Philipp Maria's Unkosten, die Florentiner verjagten Gabriel aus seinem Erbe, und in allen Städten bemächtigten sich entweder die alten patricischen Familien, welche Johann Galeazzo mit Gewalt unterdrückt hatte, oder einzelne Führer von Söldnerbanden der Herrschaft.

Wie in Unter- und Mittelitalien die Hauptleute, welche aus den beiden militärischen Schulen des Braccio und des alten Sforza hervorgegangen waren, über Fürsten, Völker und Länder schalteten,

so gab es auch in Oberitalien viele angesehene Führer, welche als Meister der Kriegskunst mit ihren Leuten Handel trieben und über das Schicksal der Städte und Staaten entschieden. Von diesen waren am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Otto Bon Terzo, Graf Theodorich von Montferrat, Galeazzo von Mantua und Thaddäus da Verme vor Andern dadurch berühmt, daß ihre geübten und geschonten Banden bald dieser, bald jener kriegführenden Macht verkauft und auf solche Weise stets im Felde erhalten wurden. Am berühmtesten aber war Alberich da Barbiano (s. Th. VIII. S. 476.), weil er die St. Georgs-Compagnie gebildet hatte, deren Gemeine und Officiere allenthalben gesucht und durch reichen Sold und durch das Versprechen großer Beute aus einem Dienste in den anderen gelockt wurden. Unter die Bandenführer aus seiner Schule gehörte auch Facino Cane, welcher während der Minderjährigkeit der beiden Söhne Johann Galeazzo's der verwittweten Herzogin von Mailand und ihrer Herrschsucht seinen und seiner Miethlinge Arm lieh, um willkührliche Herrschaft zu üben. Übrigens gab es damals kein einträglicheres Gewerbe, als das eines gemeinen Condottiere, geschweige denn eines Officiers oder gar Feldhauptmanns derselben. Abgesehen von den Geschenken den Erpressungen von Freund und Feind, sowie der Ernährung auf Unkosten der unglücklichen Bewohner des Landes erhielt ein jeder dreißig Goldgulden oder Dukaten monatlich; das Geld hatte aber damals im Verhältniß zu den Bedürfnissen einen vierfachen höheren Werth, als in unserer Zeit. Freilich mußte der gepanzerte Krieger sich Pferd, Kleidung und Rüstung selbst stellen. Diese Söldner bildeten in Italien die Hauptstütze aller Staaten, und die aus ihnen bestehenden Kriegsheere waren die furchtbarsten und geübtesten in ganz Europa. Auch ward damals die Wissenschaft des Kriegswesens ebenso, wie jede andere Wissenschaft und Kunst, in Italien neu gestaltet. Nur die Geschützkunst wurde in Böhmen besser betrieben, und England hatte ausgezeichnete Armbrustschützen.

Johann Galeazzo Visconti, welcher selbst kein Feldherr war, hatte seine weiten Besitzungen durch die Banden der Miethlinge erworben und behauptet; er vertraute daher den Feldhauptleuten derselben auch die Regentschaft für seine Söhne und die Beschützung seiner Wittwe an. Jakob da Verme, Alberich da Barbiano,

Pandolf Malateſta, Franz Gonzaga und Paul Savelli ſollten nach Johann Galeazzo's Teſtament unter der Leitung ſeiner Wittwe Katharina und unter dem Vorſitze ſeines Vertrauten Barbavara eine Regentſchaft bilden. Die ausführliche Geſchichte dieſer aus einem Weibe und Räubern beſtehenden Regentſchaft gehört nicht hierher; es genügen in Betreff derſelben einige Winke, um den Charakter der Zeit durch Thatſachen zu bezeichnen. Gleich nachdem Johann Galeazzo geſtorben war, brach in allen Städten der Aufſtand aus, und die an ſeine unmündigen Söhne vererbte Herrſchaft ſchien überall ſchnell untergehen zu ſollen. Piſtoja machte ſich frei. Aus Piſa ward Gabriel vertrieben und dieſer nachher grauſam gemordet. Como ward von Malateſta geplündert. Der Pabſt machte ſich wieder zum Herrn von Bologna und von anderen Städten des Kirchenſtaats, welche dem Johann Galeazzo gehuldigt hatten. Die Venetianer unterwarfen ſich nach dem Sturze der Scala und Carrara die Städte Verona, Padua und Vicenza, ſowie 1412 auch Belluno und Feltre, welche Orte König Siegmund von Ungarn beſetzt gehabt hatte. Dagegen ward Aleſſandria, welches ſich ebenfalls empört hatte, von Facino Cane wieder unterworfen und auf Katharina's Geheiß gezüchtigt. Auch in Mailand erhob man ſich gleich anfangs gegen die Regentſchaft. Dieſe wurde bei Seite geſchoben und eine neue beſtellt; Katharina lockte aber bald nachher die ihr vom Volke aufgedrungenen Mitregenten in die Burg, in welche ſie ſelbſt ſich geflüchtet hatte, und ließ dieſelben dort theils feſthalten, theils ermorden. Dann übernahm ſie wieder die Regierung in Gemeinſchaft mit Barbavara. Beide machten ſich durch ſchauderhafte Grauſamkeiten allgemein verhaßt, und gaben zugleich den von ihnen verfolgten politiſchen Verbrechern das Beiſpiel ſchändlicher Treuloſigkeit. Man darf zwar unſeren Maßſtab der Sittlichkeit nicht an die Menſchen jener Zeiten und Gegenden legen; denn in Italien galt damals jeder für einfältig, der ſich durch einen Grundſatz von einer That abhalten ließ (Cosa fatta ha capo, hieß es); nichtsdeſtoweniger trieben Katharina und Barbavara es auch für ihre Zeit zu arg. Durch ihre Härte gegen die politiſchen Verbrecher, welche allerdings Strafe vereient haben mochten, wurden die Mailänder zuletzt ſo ſehr erbittert, daß Beide endlich

gestürzt wurden. Man zwang die Regentin zuerst, ihre festen Plätze dem Volke zu übergeben und ihren Sohn Johann Maria den von diesem gewählten Vormündern anzuvertrauen, dann ward im Namen des jungen Prinzen überall, wo man ihm noch gehorchte, ein offener Krieg gegen Katharina und Barbavara begonnen. Barbavara entrann dem Verderben durch die Flucht, die Herzogin aber ward zu Monza überfallen und in das Gefängniß geworfen, in welchem sie gleich darauf, wahrscheinlich an Gift, starb (Oktober 1404). Auch der andere Sohn Johann Galeazzo's, der in Pavia wohnende Philipp Maria, war nur ein Schatten; denn die Familie Beccaria, welche ehemals diese Stadt beherrscht hatte, erlangte ihr früheres Ansehen wieder und herrschte in Pavia eben so, wie Georg Benzoni in Crema, Johann von Vignate, eines Metzgers Sohn, in Lodi, die Suardi in Bergamo, die Coleoni in Trezzo, die Cavalcati in Cremona und Franchino Rusca in Como. Alle diese neuen Herrscher übten, obgleich der Sturz des Hauses Visconti durch das Volk bewirkt worden war, dieselben Bedrückungen und Grausamkeiten, wie die Visconti, ersetzten aber den Mangel der Freiheit nicht wie diese durch Einheit und Energie der Verwaltung und durch den äußeren Glanz des mailändischen Herzogthums.

Die Erziehung der beiden Söhne Johann Galeazzo's blieb dem Zufall überlassen. Johann Maria in Mailand war schon als achtzehnjähriger Jüngling ein treuloser und grausamer Tyrann, weil er von den wüthenden Parteien der dortigen Guelfen und Ghibellinen als Werkzeug gebraucht wurde und, wenn er sich behaupten wollte, Treue und Glauben brechen mußte. Sein Bruder Philipp Maria zu Pavia behauptete sich bis 1411 nur mit Mühe durch den Schutz des Condottieren-Hauptmanns Franz Carmagnola im Besitze der Burg; in der Stadt dagegen herrschte Castellin Beccaria, welcher an der Spitze der dort übermächtigen ghibellinischen Familien stand und durch Facino Cane von Alessandria her mit Kriegsleuten unterstützt wurde; doch war auch Philipp Maria manchmal wieder auf kurze Zeit Herr der Stadt. Im Jahre 1407 machte Facino Cane den Versuch, sich auch der Stadt Mailand zu bemächtigen; aber seine Gegner unter den Hauptleuten der Condottieren, Otto Bon Terzo und Jakob da Verme, eilten dem mailändischen Herzoge oder vielmehr den durch die Ghibellinen zugleich im

Inneren der Stadt und von außen her bedrohten Guelfen Mailand's zu Hülfe, und schlugen die Banden des Facino Cane, welcher nur mit Mühe entkam und seitdem der heftigste Feind Johann Maria's und seiner Guelfen wurde. Johann Maria nahm nachher gegen seine Feinde in- und außerhalb der Stadt Condottieren in seinen Dienst, heirathete eines Malatesta Tochter und ward von einem anderen Malatesta mit Miethlingen unterstützt, mußte aber, um sich seiner zahlreichen inneren Feinde zu entledigen, zu einer alles menschliche Gefühl in ihm erstickenden Grausamkeit seine Zuflucht nehmen. Von außen her besetzte nicht nur Facino Cane die Stadt Novara, sondern auch Otto Bon Terzo ward so mächtig, daß 1408 Johann Maria von Mailand, Franz Gonzaga von Mantua, Nikolaus von Este, Markgraf von Ferrara, Pandolf Malatesta und Gabrino Fondolo, Herr von Cremona, sich verbinden mußten, um sich seiner zu erwehren. Sie schlugen ihn zwar, vernichteten ihn aber nicht, weil er, so lange er Geld hatte, die Lücken in seinem Heer leicht ausfüllen konnte. Johann Maria selbst wurde damals von seinen eigenen Schützern, den beiden Malatesta, und zugleich von Facino Cane bedrängt und belagert, so daß er sich an den französischen Statthalter in Genua, den Marschall Boucicault (s. S. 289), wenden mußte. Dieser gewährte ihm die gewünschte Hülfe, und zog 1409 nach Mailand. Da er aber damals wenige Franzosen in Genua zurückließ, so riefen die dortigen Gegner der Franzosen den Facino Cane herbei, um ihnen zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit behülflich zu sein. Boucicault eilte zu spät aus Mailand herbei, Facino Cane's Banden versperrten ihm sogar den Rückweg aus Mailand, und er mußte beschämt nach Frankreich heimkehren. Im folgenden Jahre (1410) ward der Herzog Johann Maria von seinen Unterthanen gezwungen, sich in Facino Cane's Gewalt zu geben, oder mit anderen Worten ihn und seine Banden als Schützer in Mailand aufzunehmen. Sein Bruder Philipp Maria behauptete sich damals zwar durch Franz Carmagnola fortdauernd in der Burg von Pavia, obgleich er von Facino Cane, vorgeblich auf Johann Maria's Geheiß, hart bedrängt ward; im Jahr 1411 aber eroberte Facino Cane auch die Burg, beschränkte Philipp Maria auf den leeren Titel eines Grafen von Pavia, und hielt ihn dann in solcher Dürftigkeit, daß des jungen

Visconti Lebensbeschreiber erzählt, derselbe habe mehrere kostbare Ringe seines Vaters versetzen müssen, um nur leben zu können.

Ästhetisch, poetisch und wissenschaftlich betrachtet war der Zustand Italiens der glänzendste; die Geschichte der einzelnen Staaten und ihrer verworrenen Händel zeigt aber, daß Glanz mit stillem, beschränktem Glücke nicht verwechselt werden darf. Der Handel und die Industrie zogen freilich die Reichthümer Asien's und Europa's nach Italien, wo sie durch große und kleine Städte in alle Adern des Verkehrs gebracht wurden, und in Italien allein blühten damals Wissenschaft und Kunst, Poesie und feiner Ton, Gewerbe und Ackerbau; aber mitten in der allerdings auf bewunderungswürdige Weise regen politischen Bewegung verschwand allenthalben jede sittliche und religiöse Haltung im Leben. Bei dem ewigen Schwanken zwischen Freiheit und tyrannischer Gewalt wetteiferten die enthusiastischen, beredten und aus den Alten gebildeten Freunde republikanischer Freiheit mit den militärischen Tyrannen an Grausamkeit und Treulosigkeit, und jede Stadt schwamm in Blut. Wir würden zur Ehre der Menschheit die uns überlieferten Erzählungen von der Mordlust des feigen und schwächlichen Tyrannen Johann Maria Visconti, der sich in seiner Burg ängstlich wie einen Gefangenen bewachen ließ und nicht herauswagte, für Mährchen halten, wenn nicht alle von Muratori gesammelten Geschichtschreiber Mailand's einstimmig dasselbe berichteten. Übrigens bietet auch die Geschichte der Tyrannen, welche in der alten Zeit die freien Städte in Sicilien und Griechenland ihrer Herrschaft unterwarfen, sowie die der späteren römischen Kaiser ähnliche Gräuel dar. Uns schaudert vor allen den Martern und Peinigungen, mit denen ein Knabe, wie Johann Maria, die Männer der ersten Familien aus der Welt schaffte; ein einziges Beispiel mag hinreichen. Der Tyrann ließ sich durch Doggen bewachen, welche durch seinen Oberjägermeister Squarcia Giramo zum Zerreißen von Menschen besonders abgerichtet und, damit sie ihr Henkeramt desto eifriger erfüllten, an Menschenfleisch gewöhnt worden waren. Diesen Hunden gab der Tyrann, nach vielen anderen Opfern, einst auch zwei Glieder seiner eigenen Familie, Anton und Franz Visconti, und den angesehensten Ghibellinen der Stadt, Johann von Posterla, nebst dem zwölfjährigem Sohne desselben preis. Die genannten drei Männer

wurden von den Hunden sogleich zerrissen, den schönen, unschuldigen Knaben aber wollten die Bestien nicht anpacken; da ließ der Tyrann den Unglücklichen, mit welchem selbst reißende Thiere Mitleid gehabt hatten, durch Giramo's Jagdmesser zerhauen. Der Tyrann von Mailand war übrigens nicht der Einzige, welcher in jener Zeit jeden Grundsatz der Sittlichkeit und Religion ganz öffentlich verhöhnte; alle Condottieren-Führer, die sich der Regierung einer Stadt bemächtigt hatten, sowie besonders auch der Kardinal Balthasar Cossa, der nachher als Johann XXIII. Pabst war, verhöhnten sowohl in ihren Handlungen, als auch durch geniale cynische und himmelstürmende Reden die Einfalt und Gutmüthigkeit derer, welche nicht auf ihrer Höhe standen. Um dies zu erläutern, brauchen wir in Betreff Johann's XXIII. nur auf die durch Bilder veranschaulichten Erzählungen der Constanzer Chronik zu verweisen und in Rücksicht des Otto Bon Terzo dasjenige anzuführen, was von dessen letzten Lebensjahren erzählt wird. Bon Terzo plünderte 1407 das Modenesische einen ganzen Monat lang ohne irgend einen anderen Grund, als weil er in Parma allein seine Banden nicht erhalten könne. Er gab ferner den Mailändern und Venetianern für ihre auf dem Po zu verschiffenden Waaren Geleitsbriefe, und ließ nichts desto weniger nachher dieselben Waaren, deren Werth über hunderttausend Dukaten betrug, wegnehmen. Im Jahre 1408 ließ er in Parma und Borgo San Domino, wo man, wie er glaubte, gegen ihn conspirirte, an Einem Tage fünfundsechzig Personen hinrichten. Im folgenden Jahre jedoch ward ihm Mord mit Mord, Treulosigkeit mit Treulosigkeit vergolten, und der ältere Sforza bewies, daß er ihm ebenso an frevelhafter Gesinnung und an Treulosigkeit, als an Tapferkeit und Feldherrntalent gleich sei. Der Markgraf Nikolaus von Ferrara hatte nämlich Sforza gegen Bon Terzo in Dienst genommen und beunruhigte vermittelst desselben das Gebiet von Parma und Reggio so sehr, daß Bon Terzo ihm endlich eine Zusammenkunft und freundliche Unterredung antragen ließ. Bei dieser Zusammenkunft, zu welcher der Letztere neunzig, der Markgraf Nikolaus hundert Reiter mitgebracht hatte, unterhielten sich Beide im Angesicht ihrer Schaaren, als plötzlich entweder Sforza oder dessen nächster Verwandter, Michael Attendolo, hervortrat und dem Bon Terzo einen Stoßdegen

durch den Leib stieß. Der Leichnam des grausamen Räubers wurde nach Modena gebracht, und hier zerrissen ihn die Einwohner sogleich in Stücke; einige Leute aus dem Volke zerfleischten ihn in ihrer Wuth sogar mit den Zähnen.

Die Grausamkeiten Johann Maria's trieben endlich einige ihm nahe stehende edle Jünglinge, welche das Studium der alten Griechen und Römer mit einer enthusiastischen Liebe der Freiheit und des Vaterlandes und mit einem glühenden Hasse gegen Usurpatoren und Tyrannen erfüllt hatte, das Beispiel der Mörder Cäsar's nachzuahmen. Ihre Verschwörung stand in der That mit dem wiedererwachten Studium der alten Literatur im engsten Zusammenhang. Es war nämlich in den vielen großen und kleinen, zum Theil sehr blühenden Staaten Italiens schon seit hundert Jahren das Bedürfniß einer ganz anderen Bildung erwacht, als man in den öffentlichen Schulen zu empfangen pflegte. Beredsamkeit und guter lateinischer Styl, Philosophie oder, wenn man will, die sophistische Fähigkeit, jeder Sache ein gutes Ansehen zu geben, waren ein ebenso allgemeines Bedürfniß geworden, als kriegerische Eigenschaften und Übungen. Die Schriften der alten Griechen und Römer wurden aus dieser Ursache überall in Bezug auf Politik, Staatswissenschaft und allgemeine Bildung erläutert, und ausgezeichnete Männer, die man Grammatiker nannte, traten in allen Städten auf, bildeten, wie einst die griechischen Philosophen, eine Schule oder einen Kreis von Zuhörern um sich, und schlugen bald in dieser, bald in jener Stadt ihr Theater auf. Einer dieser Grammatiker begeisterte die edle Jugend in Mailand durch seine Reden über den Tyrannen-Mord, über dessen Rechtmäßigkeit damals von Polen an bis nach Sicilien so heftig gestritten wurde, daß selbst auf dem Constanzer Concil wegen eines Buches, welches dieselbe vertheidigte, heftiger Streit war. Mehrere für die Freiheit begeisterte Jünglinge, deren nächste Angehörige Johann Maria gequält und getödtet hatte, Otto Visconti, Andreas Bagio, ein Posterla, mehrere aus dem Hause Trivulzi, ein Montegazzi und Andere, verschworen sich, Johann Galeozzo's Söhne an einem und demselben Tage zu ermorden und das Volk zur Freiheit aufzurufen. Sie wollten die Krankheit des Facino Cane, der in Pavia auf dem Todbette lag, als eine günstige Gelegenheit zur Tödtung Johann Maria's

benutzen, und zu gleicher Zeit sollte Beccaria in Pavia den Philipp Maria aus der Welt schaffen. Der Letztere ward gerettet, Johann Maria aber auf eine schauerliche Weise ums Leben gebracht. Johann Maria konnte nur in der Kirche, wo ihn seine Verwandten umgaben, getroffen werden; hier überfielen ihn also die Verschworenen während der Messe, und ermordeten ihn am Altar mit unzähligen Wunden (16. Mai 1412). An demselben Tage starb auch der kranke Facino Cane, dessen Charakter die mailändische Chronik mit folgenden Worten schildert: „Facino habe sich zwar manchmal im Felde ausgezeichnet, sei aber sonst jeder Schlechtigkeit beflissen gewesen (in omni vita nequitiae cultor), und habe weder jemals Treue bewahrt, noch Menschlichkeit geübt; er würde auch die mailändischen Prinzen umgebracht haben, wenn er selbst Kinder gehabt, oder wenn er nicht gefürchtet hätte, daß sich alle Parteien gegen ihn vereinigen würden, sobald sie sähen, daß er auch den Titel der Herrschaft an sich reißen wolle." Die jungen Verschworenen hatten, wie Cäsar's Mörder, keinen Plan gehabt, das Volk war schlaff, und die Soldaten waren allein die Vertheiler der Macht; einer der Verschworenen, der ein guter Soldat war, Hector, des Barnabas Visconti natürlicher Sohn, nahm daher zwar anfangs Mailand in Anspruch, konnte aber die Burg nicht in seine Gewalt bringen, und Philipp Maria gewann auf diese Weise Zeit, sich die Summen zu verschaffen, welche Facino's Leute dafür forderten, daß sie sich dem Rathe ihres sterbenden Hauptmanns gemäß in seinen Dienst gäben. Facino hatte nämlich noch vor seinem Ende Johann Maria's Ermordung erfahren und dessen Bruder, Philipp Maria, sowohl dem designirten Erzbischof von Mailand, welcher an seinem Bette stand, als auch seinen Soldaten empfohlen. Gleich nach seinem Tode rieth der Befehlshaber der Burg von Pavia dem jungen Manne, Facino's Wittwe, Beatrix Tenda, zu heirathen, welche ihm eine bedeutende Summe baar zubringen würde. Philipp Maria folgte sogleich diesem Rathe, und Beatrix Tenda nahm seinen Antrag an, als die Leiche ihres Gemahls noch kaum kalt war. Eigentlich erkaufte die damals bereits vierzig Jahre alte Frau sich mit baaren viermalhunderttausend Dukaten einen kaum zwanzig Jahre alten und fürstlichen Gemahl, und dieser erkaufte sich dann mit ihrem Geld die Soldaten, die

ihm zum Besitze von Mailand und Monza verhelfen sollten. Schon am 16. Juni mußte Hector Visconti den von Philipp Maria angeworbenen Söldnern weichen; er hielt sich hierauf noch neun Monate lang bis an seinen Tod in der Stadt und nachher in der Burg von Monza, und als er gestorben war, ward diese von seiner Schwester Valentina noch so lange vertheidigt, bis Philipp Maria's Marschall, Franz Buso oder, wie er gewöhnlich heißt, Franz Carmagnola, eine vortheilhafte Capitulation gewährte.

Unter Philipp Maria ward hierauf das Herzogthum Mailand mächtiger, als es vorher je gewesen war, während Genua, der Kirchenstaat und fast alle kleineren Staaten durch unaufhörliche Angriffe der Banden, durch Wechsel der Regierung und durch innere Kriege erschöpft und geschwächt wurden. Venedig und Florenz allein, blühend durch Handel und Industrie, vergrößerten mit jedem Jahre ihre Herrschaft und ihre Macht, Florenz innerhalb der Apenninen, Venedig nach allen Seiten hin, sowohl in Dalmatien und Illyrien, als im Inselmeer und im oberen Italien. Mit diesen beiden Staaten gerieth Philipp Maria in Streit, als er auf den Gedanken kam, alles, was ehemals zum Herzogthum Mailand gehört hatte, wieder mit demselben zu vereinigen. Philipp Maria selbst war kein Feldherr, ja nicht einmal ein Kriegsmann. Was er erwarb oder gewann, verdankte er zuerst seiner Gemahlin Beatrix Tenda, welche außer der Schönheit und Jugend alle Eigenschaften eines edlen weiblichen Wesens besaß, sowie später den Generalen Carmagnola und Franz Sforza, denen er seine Heere anvertraute. Seine Gemahlin hatte ihm nicht nur die Schätze verschafft, mit welchen er die Banden erkaufte, sondern auch den Besitz der Städte Tortona, Novara, Vercelli und Alessandria, die sie von Facino ererbt hatte. Er lohnte ihr, wie die Tyrannen und Gewissenlosen aller Zeiten zu lohnen pflegen: er raubte ihr Ehre und Leben. Im Jahre 1418 verstieß er sie, beschuldigte sie des vertrauten Umgangs mit einem jungen Menschen, erpreßte von diesem durch die Folter ein Geständniß, durch welches er sich ihrer entledigen konnte, und ließ sie dann enthaupten; doch glaubte niemand an ihre Schuld, weil Beatrix über allen Verdacht erhaben war. Schon ehe dieses geschah, hatte nicht allein Carmagnola mit den gemietheten Schaaren seines Herzogs Trezzo, Lecco und Castello d'Adda, also die am

stärksten befestigten Plätze zwischen der Adda, dem Tessino und den Alpen, erobert, sondern auch Lodi war, nachdem es im offenen Kriege nicht hatte eingenommen werden können, durch treulosen Verrath in die Gewalt des mailändischen Tyrannen gekommen. Kaum hatten nämlich die Venetianer 1416 einen Waffenstillstand zwischen Philipp Maria, dem Herrn der Stadt Lodi, Johann von Vignate, und den Tyrannen von Como, Cremona, Piacenza vermittelt, als der Herzog den Johann von Vignate nach Mailand lockte, hier sogleich ins Gefängniß warf und dann gefesselt nach Lodi zurückführen ließ, damit Johann's Sohn durch die dem Leben seines Vaters drohende Gefahr und durch das Versprechen bedeutender Geschenke zur Übergabe der Stadt bewogen würde. Während aber Johann von Vignate's Sohn auf der einen Seite von der Mauer herab unterhandelte, erstiegen die mailändischen Söldlinge diese auf der anderen. Das erstürmte Lodi ward geplündert, die beiden Vignate aber gefangen, nach Mailand gebracht und dort sogleich öffentlich hingerichtet. So wird die Geschichte von dem Mailänder Biglia erzählt, in anderer, noch grausigerer Weise aber von dem Venetianer Sanuto.

Ein ähnlicher Versuch, welchen im folgenden Jahre Carmagnola auf Piacenza machte, mislang gänzlich, weil Philipp Arcelli, der Herr dieser Stadt, ebenso, wie der Tyrann von Mailand, ein Herz von Stein hatte. Carmagnola hatte den Bruder Philipp Arcelli's, sowie den Sohn desselben, einen liebenswürdigen, hoffnungsvollen Jüngling, auf einer Reise räuberisch auffangen lassen, und drohte Beide vor den Augen ihres Vaters und Bruders quälen und morden zu lassen, wenn dieser die Thore der Stadt nicht öffne. Jedermann wußte, daß dies keine leere Drohung sei, wie sie denn auch wirklich ausgeführt wurde; Philipp öffnete aber darum die Thore doch nicht. Indessen half ihm seine Hartherzigkeit nichts; denn er mußte bald nachher vor Carmagnola's Waffen aus der Stadt weichen, welche bei dieser Gelegenheit zuerst vom Freunde und dann vom Feinde verwüstet wurde und seitdem einige Zeit hindurch ganz öde liegen blieb. Philipp Arcelli rettete sich auf die Burg, und verkaufte dieselbe nachher für einige tausend Gulden an Carmagnola. Er trat hierauf mit seiner Bande in den Dienst der Venetianer, und machte für dieselben Eroberungen

im Friaul. Nach der Einnahme von Piacenza entriß Carmagnola dem Herrn von Brescia, Pandolf Malatesta, nicht blos Bergamo, sondern auch den größten Theil des Gebiets von Brescia selbst (1419). Die eroberten Städte und Gegenden gewannen und verloren durch den Wechsel der Herrschaft nicht das Mindeste. Den verweichlichten und verwöhnten Bürgern der Städte war es sogar nach und nach ganz gleichgültig geworden, wer sie beherrschte; denn ein Tyrann war es immer. Ebenso waren die betriebsamen, aber vor jeder Gefahr zitternden Bewohner des platten Landes stets irgend einer Bande oder einem Anführer derselben preisgegeben, und diese glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Auch das Gebiet der Republik Genua besetzte Carmagnola bis nach Gavi hin für seinen Herzog. Dieser Staat war, nachdem er sich der Franzosen entledigt hatte, aufs neue durch innere Unruhen zerrissen worden. Die Stadt Genua fiel nämlich zuerst wieder in die Gewalt des Markgrafen von Montferrat, mit dessen Hülfe sie sich von den Franzosen befreit hatte, und als 1413 dieser ebenfalls verjagt wurde, erlangte sie gleichwohl ihre Freiheit nicht wieder; denn Georg Adorno, Barnabas Goano und Thomas de Campo Fregoso bemächtigten sich, jeder als das Haupt einer Partei, nach einander der Dogen-Würde und der Tyrannei. Die unterliegenden Parteien bekriegten stets die obsiegenden. Endlich nahmen die Guarci, Montalti und Adorni ihre Zuflucht zu Philipp Maria, und da sich mit diesem auch die Markgrafen del Carreto und von Montferrat verbündeten, so war Carmagnola im Stande, das ganze Land nördlich von den Apenninen zu besetzen. Die Genuesen waren im Jahre 1420 in einer sehr bedenklichen Lage. Ihr Doge, Thomas Fregoso, hatte nicht blos die Parteien seiner Gegner, sondern auch den Herzog von Mailand zu Feinden; die Florentiner schlossen gerade in dem Augenblick, als sie ihnen hätten helfen sollen, mit diesem Herzoge Frieden, weil sie wahrscheinlich hofften, daß ihnen die Genuesen in der Noth würden Livorno verkaufen müssen; und endlich erhielten die Genuesen noch an Alphons V. von Aragonien einen neuen Feind. Dieser suchte ihnen, wie oben (S. 303.) erzählt worden ist, Corsika zu entreißen, und eroberte auch wirklich die ganze Insel bis auf die Stadt San Bonifacio, welche Johann Fregoso, der Bruder des Dogen, nach einer neun-

monatlichen Belagerung rettete. Im Jahre 1421 vereinigten sich die Catalonier des König Alphons mit Carmagnola über einen Angriff auf die Stadt Genua selbst. Diese ward hierauf zu gleicher Zeit zu Wasser und zu Land angegriffen, und die Republik verkaufte damals in ihrer Noth nicht nur Livorno an die Florentiner, sondern sie opferte auch ihre Freiheit auf, um ihren Wohlstand zu retten. Der Doge, Thomas Fregoso, entsagte nämlich freiwillig seiner Würde, wogegen er die Herrschaft von Sarzana erhielt, und Genua erkannte den Herzog von Mailand unter denselben Bedingungen als Oberherrn an, welche zwanzig Jahre früher der König von Frankreich den Genuesen gewährt hatte. Die Bürger behielten die innere Verwaltung und Regierung nebst der Wahl ihrer Obrigkeiten und Richter, Carmagnola aber ward ebenso wie einst Boucicault Statthalter von Genua.

Nach der Vereinigung von Genua mit Mailand waren nur noch Venedig und Florenz im Stande, der weiteren Ausbreitung der Macht des Hauses Visconti Schranken zu setzen; Beide schienen aber damals ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu richten, als auf die ihnen von Mailand her drohende Gefahr. Die Venetianer unterwarfen sich, als 1418 der mit Siegmund geschlossene Waffenstillstand (s. S. 132.) abgelaufen war, nach und nach das Gebiet des Patriarchen von Aquileja, und als sie im Jahre 1412 das ganze Friaul bis nach dem Feltre und Belluno hin unter ihre Herrschaft gebracht hatten, setzten sie den Krieg gegen Siegmund's Vasallen in Istrien, Dalmatien und Albanien eifrig fort. Sie waren deshalb nicht im Stande, die Herren, die sich in den einzelnen Städten der Lombardei Fürstenthümer gegründet hatten, gegen den Herzog von Mailand zu schützen. Sie schlossen vielmehr mit demselben einen zehnjährigen Frieden, in welchem sie blos Franz Gonzaga von Mantua in Schutz nahmen und den Herzog verpflichteten, weder Peschiera noch Mantua anzugreifen. Dieser hatte schon längst Roland Palavicini, den Herrn von San Domino, zur Übergabe seiner Stadt genöthigt, nachher capitulirten auch die Rossi und Pelegrini im Parmesanischen, Nikolaus von Este trat 1421 die Stadt Parma freiwillig ab, um nur Reggio behalten zu dürfen, und Pandolf Malatesta ward, nachdem er Bergamo verloren hatte, in Brescia angegriffen. Vergebens wandte sich

der Letztere, von Venedig verlassen, an seinen Bruder Karl Malatesta, den Herrn von Rimini, um Hülfe; dieser schickte ihm zwar ansehnliche Schaaren seiner Söldlinge, der Anführer derselben aber, Ludwig von Fermo, ward von Carmagnola bei einem plötzlichen Überfall gefangen und seine Bande zerstreut. Pandolf mußte darauf Brescia übergeben und froh sein, daß er sich zu seinem Bruder nach Rimini begeben durfte. Zu gleicher Zeit unterlag auch Crema den Waffen Philipp Maria's, und dieser ward endlich Herr der ganzen Lombardei (1421). Gleich im folgenden Jahre breitete der mailändische Tyrann seine Herrschaft auch auf Unkosten der Schweizer aus. Er besetzte nämlich nicht blos noch die Stadt Domo d'Ossola, sondern er brachte auch das Levantiner Thal durch Kauf und durch Gewalt an sich. In diesem Thale und in anderen Pässen des Gotthardt hielt damals der Canton Uri Besatzung; die Familie Rusca aber, welche von Philipp Maria aus Como vertrieben worden war und ehemals auch in Bellinzona geherrscht hatte, machte den Urnern den Besitz des Levantiner Thales streitig, und trat ihre Ansprüche an dasselbe dem Herzog von Mailand für Geld ab. Dieser beauftragte hierauf den Condottieren-Hauptmann, Agnolo della Pergola, mit der Besetzung des Thales. Agnolo della Pergola nöthigte die Schweizer durch plötzlichen Überfall zum Rückzug, nahm Bellinzona ein, und besetzte das Levantiner Thal bis an den Fuß des Gotthardt. Dies brachte die furchtbaren schwerbewaffneten und berittenen italiänischen Banden mit der, der Natur ihres Landes gemäß gerüsteten und geübten Schweizer-Nationalmacht in Kampf; denn alle Eidgenossen eilten den Urnern zu Hülfe. Der Herzog von Mailand hatte das Heer des Agnolo della Pergola mit der ganzen Söldnerschaar Carmagnola's verstärkt, als vierhundert Armbrustschützen der verschiedenen Cantone und dreitausend Hellebardierer über den Gotthardt in das Levantiner Thal einrückten. Die beiden erfahrenen Feldherrn der Italiäner hüteten sich wohl, den Eidgenossen entgegenzuziehen, sie erwarteten dieselben ruhig bei Bellinzona, und hier kam es dann am 30. Juni 1422 bei Arbedo zu einem Treffen. Über dieses müssen wir uns sehr kurz fassen; da jedoch hierbei das Einzelne und Kleinste eigentlich das Wichtigste ist, so werden die Leser wohl thun, das Nähere im dritten Theile

von Johann von Müller's Schweizergeschichte aufzusuchen, wo freilich nach Müller's Art die Darstellung mit vieler Affectation gegeben ist. Die Zahl der Schweizer betrug nur dreitausendvierhundert Mann, während das mailändische Heer zu sechstausend gepanzerten Reitern und achtzehntausend Mann Fußvolk angegeben wird. Es beweist daher keine große Einsicht, daß die Schweizer bei so ungleichen Kräften den Kampf begannen, und zwar an einem Orte und unter Umständen, welche den Mailändern durchaus günstig waren; desto mehr ist es aber zu verwundern, daß sie sich, obgleich sie den Sieg nicht errangen und viele Leute verloren, ehrenvoll aus dem Kampfe zogen. Carmagnola sah nämlich sogleich, daß der Vortheil auf seiner Seite sei, und gönnte daher, um seine Leute zu schonen, den Schweizern die Ehre, seinen Angriff ausgehalten zu haben. Er hatte ihnen bewiesen, daß ein Versuch weiter vorzudringen, ihr Untergang sein würde, und ließ sie ruhig über den Gotthardt zurückgehen; denn auf diese Weise blieb das Levantiner Thal den Visconti's. Uebrigens hatte die Schlacht bei Bellinzona für Italien noch eine ganz besondere Bedeutung. Die Schweizer waren in derselben zwar besiegt worden, die italienischen Banden aber und ihre Führer wurden durch den Ausgang der Schlacht nicht weniger erschreckt, als wenn sie selbst eine Niederlage erlitten hätten. Die Führer der Condottieren leiteten nämlich nicht nur den Kampf ganz wissenschaftlich und wichen stets, sobald sie sich strategetisch besiegt sahen, sondern es bestand unter ihnen auch eine stille Uebereinkunft, das Leben derjenigen Schwergepanzerten zu schonen, welche, vom Pferde geworfen, nicht mehr streiten konnten: sie thaten dies gegenseitig, weil ihre Heere zugleich ihre Waare und ihr Fürstenthum waren. Die Schweizer dagegen tödteten Stehende und Liegende, und brachten daher in jener Schlacht dem mailändischen Heere einen so großen Verlust an geübten Leuten bei, daß ganz Italien mit Schrecken erfüllt ward.

Im folgenden Jahre (1423) legte Philipp Maria gegen die ausdrückliche Bedingung des mit Florenz geschlossenen Friedens eine Besatzung nach Forli, und zugleich drangen seine Generale in den Kirchenstaat ein; dadurch ward er bald auch mit den Florentinern in Krieg verwickelt. Von dieser Zeit an wurden Venedig,

Mailand, Florenz und Neapel durch Kriegsmacht, Politik und diplomatische Unterhandlungen, sowie durch den Styl und die Manier ihrer Staatsschriften Vorbild und Muster der modernen Staaten, welche sich alle nach den italiänischen bildeten und einrichteten, bis Ludwig's XIV. Zeitgenossen eine neue französische Staatswissenschaft schufen. Damals ward auch Spanien in die italiänischen Händel verflochten, weil Alphons V. von Aragonien bei seiner Rückkehr nach Neapel eine Hauptrolle in Italien erhielt. Wir halten daher für passend, hier eine kurze Übersicht dessen einzuschieben, was sich seit dem Jahre 1390 (s. Th. VIII. S. 447.) in Spanien ereignet hatte.

4. Spanische Geschichte von Johann I. von Castilien an bis auf dessen Enkel Johann II.

Ebenso wie Italien waren auch Navarra, Aragonien, Castilien und Portugal, besonders die drei letzteren Reiche im vierzehnten Jahrhundert zu großer Blüthe gelangt, obgleich sie fortwährend durch innere Händel erschüttert wurden, beständig mit den Mauren Krieg führten, und durch die Grausamkeit einzelner Regenten zu leiden hatten. Dabei genossen jedoch diese spanischen Reiche zugleich der Vortheile einer Verfassung, welche den Umständen und Verhältnissen angepaßt war. Das Letztere war namentlich in Catalonien und Aragonien der Fall; denn dort war unter Peter IV. (1348) die gar zu große Macht der Barone so eingeschränkt worden, daß diesen nicht ferner, wie den ungarischen Magnaten bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die Selbsthülfe und die Verbindung gegen ihren König erlaubt war (s. Th. VIII. S. 383). Man hatte statt dessen eine eigene Art von Obrigkeit eingesetzt, welche die Streitigkeiten der Stände mit dem Könige und der Stände unter einander gerichtlich zu entscheiden hatte. Dieser den Titel Justicia führende Beamte, welchen Spittler mit dem Pfalzgrafen des deutschen Königshofes alter Zeit vergleicht, wurde vom König ernannt; er durfte aber nicht aus den Großen des Reiches, sondern nur aus den Edelleuten oder Rittern genommen werden. Der Justicia hatte übrigens Beisitzer, welche er in gewissen Fällen nicht blos befragen mußte, sondern an deren Ausspruch er sogar gebunden war. Auch mußte er seit

1390 auf jedem Reichstage den Ständen Rechenschaft ablegen, indem von diesen jedes Mal ein Ausschuß ernannt wurde, welcher die ganze Amtsführung des Justicia von dem einen Reichstage bis zum anderen prüfte.

Peter's Sohn und Nachfolger, Johann I. (1387—1395), gab ein denkwürdiges Beispiel von Gewissenhaftigkeit in Betreff der von ihm anerkannten Rechte der Stände und des Justicia; denn er half den gegründeten Beschwerden ab, welche der Letztere gegen seinen Hof und seine Gemahlin erhob. Johann richtete nämlich anfangs vermittelst der reichen Einkünfte seiner beiden Länder Catalonien und Aragonien, in welchen damals die Künste und Gewerbe, besonders die Schifffahrt und Handlung, mehr als im übrigen Europa blühten, einen glänzenden Hofstaat ein, veranstaltete kostspielige Jagden, gab große Summen für Gesang, Musik und catalonische Dichtkunst aus, und gründete besondere Schulen für diese. Seine Gemahlin aber, eine Tochter des Herzogs Robert von Bar, wollte die strengen und einfachen Sitten des Landes, wie sie meinte, verfeinern, bildete einen Hof von edlen Fräulein um sich, und erlaubte sich mit ihrer vertrauten Freundin Carroza von Villarayut, nach französischer Art auch auf die Geschäfte Einfluß zu üben. Dies Alles beleidigte die sittenstrengen Aragonier. Sie klagten laut über die neuen Sitten des Hofes, über den Einfluß der Königin und ihrer Damen und über den lustigen oder, wie man sich auszudrücken pflegt, den bildenden, das Leben der höheren Stände erheiternden Hofton. In Folge davon forderten der Vicekanzler des Reiches und der Justicia, Domingo Cerdan, als Richter des Reichstages den König auf, eine Reform seines Hofes vorzunehmen und die Carroza nebst ihren Freundinnen und Verwandten zu entfernen. Johann schien zwar anfangs unwillig darüber, schenkte aber nach einem Jahre den Beschwerden Gehör, und unterwarf sich dem Gesetz, welches nachher in seinem Reiche allgemein beobachtet ward, während in allen benachbarten Ländern die Ruhe und Sicherheit nur durch Waffengewalt erhalten werden konnte. Er reformirte seinen Hof und entfernte die Carroza nebst den anderen Damen von seiner Gemahlin. In den letzten Jahren seines Lebens wendete Johann seine ganze Aufmerksamkeit auf die Errichtung einer bedeutenden Seemacht und auf die Unterwerfung

der Inseln Sardinien und Sicilien, von welchen die erstere sich empört hatte, die zweite aber für seinen Brudersſohn, Martin den Jüngeren, der die Erbin der Insel geheirathet hatte, in Anspruch genommen ward (s. Th. VIII. S. 483 f.). Martin's Vater, Martin der Ältere, Herzog von Monblanc, war noch auf diesem Zuge nach Sicilien und Sardinien begriffen, als König Johann starb und er selbst zur Nachfolge desselben in Aragonien und Catalonien berufen wurde.

Martin der Ältere (1395—1410) gelangte in Folge der von früheren Königen getroffenen und von Johann bestätigten Verfügungen über die Erbfolge auf den Thron. Johann hatte aber zwei Töchter hinterlassen, von welchen die ältere mit dem Grafen von Foix vermählt war, und dieser behauptete, jene Könige hätten kein Recht gehabt, die Thronfolge dahin zu bestimmen, daß der Bruder eines Königs den Vorzug vor den Töchtern desselben haben solle. Der Graf von Foix nahm daher eine jener Banden in Dienst, welche sich in den inneren Kriegen der Franzosen, sowie später in Deutschland und in der Schweiz furchtbar machten und damals nach einem Prinzen, der sie anführte, Armagnac's genannt wurden (s. S. 267.). Mit diesen fiel er in Aragonien ein; er ward aber noch vor der Ankunft Martin's durch die von dessen Gemahlin getroffenen Maßregeln zum Rückzuge genöthigt. Martin begab sich, als er endlich nach Aragonien gekommen war, zuerst der Kirchenspaltung wegen nach Avignon, und nahm dann (1398) auch seinerseits Rache an dem Grafen von Foix. Er zeigte jedoch bei der Bestrafung desselben Mäßigung und Gehorsam gegen das Gesetz, indem er, als der Graf bald nachher starb, weder der Wittwe noch der Schwägerin desselben ihre bedeutenden Besitzungen im Reiche streitig machte. Auch Martin hatte mit inneren Unruhen zu schaffen; denn selbst die beste Verfassung und Einrichtung konnte in jener Zeit die Ruhe nicht sichern, weil jeder, der ein Rittergut besaß und an der Spitze von Vasallen das Land vertheidigen half, im Stande war, den Gesetzen zu trotzen. In Aragonien führte eine Fehde, welche zwischen Ximenes von Urraca und Antonio de Luna, den beiden angesehensten Herren des Reiches, ausbrach, die ganze Ritterschaft ins Feld, da der gesammte Adel für den Einen oder den Anderen Partei nahm; zu gleicher Zeit ward auch Valencia

durch eine ähnliche Parteiung der ritterlichen Familien zerrissen. Unterdessen war die aragonische Flotte im mittelländischen Meere siegreich, und der jüngere Martin unterwarf sowohl Sardinien als Sicilien. Dieser starb noch zu Lebzeiten seines Vaters, und nun wurden die beiden Inseln mit Aragonien vereinigt (s. Th. VIII. S. 485). Auch Martin der Ältere starb bald nachher. Da er weder Söhne noch Brüder hinterließ, so entstand ein Streit über die Nachfolge in Aragonien, und es schien anfangs, als wenn dieses Reich schon damals mit Castilien würde vereinigt werden. Dies nöthigt uns, einen Blick auf die castilianische Geschichte vom Jahre 1390 an zu werfen, wobei wir jedoch nicht in das Einzelne eingehen können.

In Castilien herrschte damals Johann I, der Sohn Heinrich's II. Unter ihm dauerte der Krieg mit dem Herzog von Lancaster, dem Gemahle einer Tochter Peter's des Grausamen, und mit dem Könige von Portugal, fort, ohne irgend ein anderes Resultat zu haben, als die Verheerung des Landes und die Erpressung von Geldsummen, welche Castilien versprach, um sich jener Verheerung zu entziehen. Beide Gegner wollten die Legitimität Heinrich's II. und seines Sohnes nicht anerkennen, weil Heinrich nicht in gesetzlicher Ehe erzeugt war, und erst in den letzten Regierungsjahren Johann's I. wurden die Verträge geschlossen, welche den Nachkommen Heinrich's den Thron von Castilien sichern und zugleich den König von Portugal nebst den Töchtern Peter's des Grausamen befriedigen sollten (s. Th. VIII. S. 440—447). Mit dem König Ferdinand von Portugal fand sich Johann I. von Castilien dadurch ab, daß er in zweiter Ehe dessen Tochter Beatrix heirathete, und für den Sohn, der in dieser Ehe geboren werden würde, die Zusage der Erbfolge in Portugal erhielt (1383). Mit dem Herzog von Lancaster verständigte sich Johann von Castilien erst im Jahre 1387: er versprach seinen noch ganz jungen ältesten Sohn Heinrich oder, wenn dieser sterben sollte, seinen zweiten Sohn, Ferdinand, mit der Tochter des Herzogs zu vermählen und dem Letzteren eine für jene Zeit ungeheuere Summe als Ersatz der Kriegskosten, sowie der Gemahlin desselben eine bedeutende jährliche Rente auszahlen zu lassen. Der mit Portugal geschlossene Vertrag veranlaßte einen blutigen Krieg. Die Portugiesen erkannten nämlich nach ihres Königs Ferdinand Tode den spanischen Infanten

nicht als König an, sondern riefen einen außer der Ehe erzeugten Halbbruder Ferdinand's, Johann den Unächten, auf ihren Thron, weil bei ihnen ebenso wie in Castilien die Sitte der Moslemin, den Söhnen der Kebsweiber gleiche Rechte mit denen der rechtmäßigen Gemahlinnen einzuräumen, trotz des großen Hasses gegen alles Maurische bestehen blieb und häufig Kämpfe um den Thron erzeugte. Erst nachdem der Herzog von Lancaster, welcher die Portugiesen gegen die Castilianer unterstützte, den erwähnten Vertrag mit den Letzteren geschlossen hatte, wurde auch ein dauerhafter Frieden zwischen Portugal und Castilien hergestellt. Johann hatte nach diesem Kriege kaum begonnen, den inneren Angelegenheiten des Reiches seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, als er im dreiunddreißigsten Lebensjahre durch einen Sturz vom Pferde das Leben verlor (1390).

Sein Sohn und Nachfolger, Heinrich III., war, als er auf den Thron gelangte, erst elf Jahre alt und von so schwächlicher Constitution, daß man ihn nach der Sitte jener Zeiten, in welchen Könige und Fürsten gleiches Namens nicht durch die ihrem Namen beigefügten Zahlen, sondern durch besondere Beinamen von einander unterschieden wurden, den Kränklichen genannt hat. Der Erzbischof von Toledo, welcher nach Johann's Tode die Hauptrolle spielte, bewirkte, daß die von diesem wegen der vormundschaftlichen Regierung getroffene Verfügung nicht befolgt wurde, weil in derselben die vornehmsten Personen des Reiches, nämlich die Prinzen von Geblüt und der Großmeister des Ordens von St. Jago, übergangen seien. Die Stände wurden daher berufen, um eine andere Regentschaft anzuordnen. Sie verfielen auf die unglücklichste Einrichtung, welche in einer Zeit, wo man von Einheit und Centralisation der Verwaltung keinen Begriff hatte und dagegen an Selbsthülfe und bürgerliche Kriege gewohnt war, getroffen werden konnte. Es wurde nämlich eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Herzog von Benavente, ein natürlicher Sohn Heinrich's II., der Graf Peter von Trastamara und Alonzo von Aragon, Markgraf von Villena, oder mit anderen Worten Prinzen von Geblüt und erste Herren des Reiches, welche die Ritterschaft repräsentirten, gestellt waren. Außer diesen Männern erhielten auch noch die beiden Erzbischöfe von Toledo und von

St. Jago di Compostella, die Großmeister der Orden von St. Jago und Calatrava und die Deputirten der sechzehn zur Standschaft berechtigten Städte Castiliens Sitz und Stimme in dem Regentschaftsrath, so daß derselbe zugleich aus Repräsentanten des hohen Adels, der Ritterschaft und der Bürgerschaften bestand. Diese Einrichtung war die Quelle unaufhörlicher Zwistigkeiten; denn jeder Einzelne suchte die ganze Verwaltung an sich zu reißen, die Regentschaft zerfiel in zwei Parteien, und mit ihr ward auch das ganze Reich in zwei Factionen gespalten. Die Stände suchten im nächsten Jahre vergebens durchzusetzen, daß eine neue Regentschaft von zwei Prälaten, vier weltlichen Großen und sechs ständischen Deputirten bestellt werde; sie mußten vielmehr eine Einrichtung zugeben, welche noch unverständiger und nachtheiliger war, als die frühere. Die Regierung sollte nämlich fortan während der ersten sechs Monate des Jahres vom Herzog von Benavente, vom Erzbischof von Toledo, vom Großmeister des Ordens von St. Jago und von Don Johann Hurtado de Mendoza, welcher zugleich mit Don Pedro Lopez de Zuñiga die Aufsicht und Erziehung des jungen Königs zu leiten hatte, geführt, für die übrigen sechs Monate aber dem Erzbischof von Compostella, dem Grafen von Gijon, dem Grafen von Trastamara und dem Großmeister des Ordens von Calatrava übertragen werden. Die Folgen dieser Einrichtung zeigten sich sogleich, und die Stände bestanden deshalb darauf, daß dem jungen Könige die Papiere vorgelegt würden, welche die von seinem Vater gemachten Verfügungen in Betreff der Regentschaft enthielten, und daß man sich an diese Verfügungen ganz streng binde. Der junge König billigte dies, und der Erzbischof von Toledo war behülflich, den Herzog von Benavente zu entfernen und die Verfügungen des verstorbenen Königs zur Ausführung zu bringen; er ließ sich aber dafür von den Ständen so große Summen zusprechen, daß man fragen muß, wie denn nach Abzug derselben die Staatsausgaben bestritten werden konnten. In der That war man fortwährend in Verlegenheit, zumal da nicht nur die Portugiesen von Zeit zu Zeit Einfälle in die Provinzen machten, sondern auch die gegenseitigen Befehdungen der Großen wieder begannen. Glücklicher Weise war der junge König, Heinrich III., gesunder am Geiste, als am Leibe; er sah, daß alle Einheit der Regierung

schwinde, sowie daß die Finanzen zu Grunde gerichtet und die Krongüter verschleudert und geraubt würden, weil jedes Mitglied der Regentschaft nur für sich selbst sorgte, er beschloß daher, sich für volljährig zu erklären und die Regierung selbst zu übernehmen, obgleich er erst dreizehn Jahre und zehn Monate alt war. Dies that er zu Anfang des August 1393 in Gegenwart der Mitglieder der Regentschaft. Die zu Madrid versammelten Stände ertheilten ihre Einwilligung dazu, und der junge König wagte unmittelbar nachher, im Vertrauen auf die Zustimmung des Volkes, der Unterdrückung desselben durch eine dictatorisch revolutionäre Maßregel abzuhelfen. Er widerrief, als die Stände ihm die unter dem Namen Alcavala bekannte Steuer (s. Th. VIII. S. 378) bewilligt und dagegen das Versprechen erhalten hatten, daß ohne ihre Zustimmung keine neue Auflage gemacht werden solle, alle Vergebungen und Gnadenbezeugungen, welche während seiner Minderjährigkeit auf Unkosten der Domänen ertheilt worden waren. Zugleich erklärte er, um die Einigkeit wiederherzustellen, alle Verbindlichkeiten, welche die Ritter in politischer Beziehung gegen einander übernommen hatten, für aufgehoben, und entband jedermann von den in dieser Hinsicht geleisteten Eidschwüren. Dieser Schritt konnte, wenn er fehlschlug, unsägliche Verwirrung verursachen, wenn er dagegen glückte, die Finanzen eines Reiches wieder herstellen, dessen Ausgaben vorzugsweise aus den Domänen und den Regalen bestritten wurden. Heinrich setzte unter der Anweisung des Erzbischofs von Toledo und durch die große Energie und Mäßigung, die er trotz seiner Jugend und Kränklichkeit besaß, die Sache durch. Zwar griffen die ersten Herren des Reiches, unter ihnen die beiden Prinzen von Geblüt, zu den Waffen, um die ihnen genommenen Krongüter wieder an sich zu reißen und ihren Gehalt als Kron-Großbeamten auf den während der Minderjährigkeit des Königs erlangten Betrag zurückzuführen; sie wurden aber insgesammt genöthigt, sich zu fügen. Heinrich demüthigte zuerst den Marquis von Villena; dann ließ er den Herzog von Benavente, welcher den mit ihm geschlossenen Vertrag zu umgehen suchte, verhaften und auf das Schloß Almodavar bringen; hierauf mußte sich der Graf von Gijon dem schiedsrichterlichen Spruche des Königs von Frankreich unterwerfen, und zuletzt ward auch der Graf von Trastamora zum Gehorsam gezwungen.

Mit derselben Energie, Geschicklichkeit und Mäßigung verfuhr Heinrich auch während der ganzen übrigen Zeit seiner Regierung. Er zwang Portugal zum Frieden, setzte der Seeräuberei der Mauren Schranken, schreckte die Könige von Granada und breitete seinen Ruhm bis in ferne Länder aus. Selbst der Welteroberer Timur schickte Gesandte an ihn. Dies scheint uns jedoch durchaus nicht so merkwürdig, als den spanischen Chroniken, welche viele Worte darüber machen und uns berichten, daß die Gesandten nach Bajesid's I. Niederlage in Castilien eingetroffen seien und zwei von Timur im Lager des türkischen Sultans gefundene ungarische Damen mitgebracht hätten. Wir können dieser Sendung um so weniger irgend einen Werth beilegen, da Heinrich zuerst Gesandte an Timur geschickt hatte und dieser also nur eine ihm erwiesene Höflichkeit erwiderte. Nachdem die Ruhe in Castilien hergestellt und die Finanzen auf vortreffliche Weise in Ordnung gebracht worden waren, beschloß Heinrich, das ganze Reich zu einem allgemeinen Zuge gegen die Ungläubigen in Granada aufzubieten. Im Jahre 1406 hatte er bereits alle Anstalten zum Kriege getroffen, als er so schwer erkrankte, daß er nicht einmal die nach Toledo entbotene Ständeversammlung eröffnen konnte. Dies that sein Bruder Ferdinand, welcher damals eine sehr glänzende Rechenschaft über Heinrich's Verwaltung und Regierung ablegte. Wie weit der König es während der kurzen Zeit seiner Regierung gebracht hatte, oder was in jener Zeit das Reich Castilien im Vergleich mit unserem damals so sehr bedeutenden deutschen Reiche im Felde zu leisten vermochte, und welche Summen dasselbe aufbringen konnte, geht aus den Vorschlägen hervor, welche Ferdinand den Ständen in Betreff des mit den Mohammedanern zu beginnenden Krieges machte. Er forderte zehntausend Lanzen oder gepanzerte Reiter, viertausend leichte Reiter, fünfzigtausend Mann Fußvolk, fünfzig Segelschiffe und dreißig Galeeren, sowie eine dem großen Unternehmen angemessene Zahl von Kriegsmaschinen und hundert Millionen zweimalhunderttausend Maravedi's*) baar zu den Kriegskosten. Die Stände bewilligten die verlangte Summe unter der Bedingung, daß der König, was

*) Der Maravedi galt damals mehr als jetzt, wo er nur achtzehn Kreuzer unseres Geldes beträgt.

auch geschah, aus seiner eigenen Kammer fünfundvierzig Millionen hergebe. Der Krieg gegen Granada wurde hierauf unternommen und eine bedeutende Zeit hindurch mit Erfolg geführt; zum Unglück für das castilianische Reich starb aber Heinrich schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre (25. Dezember 1406). Unter allen spanischen Königen ist kein einziger, über dessen mehr reelle, als glänzende Eigenschaften alle Schriftsteller so einig wären, als über die Heinrich's II. Er war, heißt es, eben so milde als gerecht, und hielt mit Strenge die königliche Gewalt aufrecht, achtete aber dabei sorgfältig das bestehende Recht und die Verfassung, obgleich er im Anfange seiner Regierung den Grundsatz geltend machte, daß das Wohl des ganzen Volkes stets das höchste Gesetz bleibe, gegen welches kein angemaßtes Recht und kein Siegelbrief gelten dürfe. Heinrich's Tod verbreitete daher auch den größten Schrecken in Castilien, zumal da die Unmündigkeit seines einzigen Sohnes, welcher nicht viel über ein Jahr alt war, das kaum erst geordnete Reich auf's neue in Anarchie stürzen mußte.

Der neue König, Johann II., war bei seines Vaters Tode erst vierzehn Monate alt, und die Stände boten daher, um die Übel einer Regentschaft zu verhüten, anfangs dem Bruder des verstorbenen Königs, Ferdinand, die Krone an; dieser war aber, wie sein ganzes späteres Leben beweist, zu gewissenhaft, als daß er seinen Neffen des ererbten Rechtes hätte berauben mögen. Er wies die ihm angebotene Krone zurück, und Johann II. ward zum König ausgerufen. Nicht einmal die ungetheilte Regentschaft nahm Ferdinand an, sondern er theilte sie mit seines Bruders Wittwe, Catalina, der Tochter des Herzogs von Lancaster. Die Angelegenheiten Castiliens, wurden von Ferdinand, wie früher von seinem Bruder, vortrefflich verwaltet, bis er sich aus Castilien entfernen und den Thron von Aragonien besteigen mußte; dies führte in Castilien große Verwirrungen herbei, und verwickelte unter Ferdinand und unter seinem Sohne Alphons V. die Aragonier in die castilianischen Händel.

Ehe wir zur Darstellung dieses Verhältnisses beider Staaten übergehen, müssen wir einen Blick auf den blühenden äußeren Zustand werfen, in welchem damals alle spanischen Reiche sich befanden. Jene Zeit der Ohnmacht der Centralregierungen näm-

lich, in welcher jeder Einzelne auf sich selbst angewiesen war und seiner individuellen Kraft, Thätigkeit und Betriebsamkeit vertraute, war in Castilien, Aragonien und Portugal die Glanzperiode einer Nation, die nachher von Philipp's II. Regierung an in Schlaf versank. Während unsere deutschen Stände und Könige, welche doch einigermaßen ketzerischer Meinungen verdächtig waren, sich von Rom aus ruhig plündern ließen und den Italiänern, denen die Einkünften deutscher Pfründen und Güter zufielen, nur Avisamenta und Gravamina entgegenzusetzen wagten (s. S. 175 und 236 f.), wußten die überkirchlichen Castilianer gegen die Misbräuche und Übergriffe der päbstlichen Gewalt sich selbst zu helfen. In demselben Jahre, in welchem Heinrich III. sich für majorenn erklärte, verweigerten König und Stände von Castilien jedem Ausländer, dem der Pabst Pfründen in ihrem Lande ertheilen würde, den Bezug der Einkünfte derselben, und der Pabst schickte vergebens einen Legaten, um den Streich abzuwenden. Diese Einsicht in das Verhältniß der Kirche zum Staat und der Ernst, mit welchem man dem Misbrauch der monarchischen Gewalt des Pabstes steuerte, ist es nicht allein, was unsere Bewunderung erweckt; denn mitten unter den Unruhen und ritterlichen Fehden jener Zeit wurde in Spanien nicht nur eine furchtbare Seemacht gebildet und zugleich die Künste, deren der Seemann bedarf, vorzugsweise betrieben, sondern auch eine Reihe von Entdeckungen gemacht, welche bis zur Auffindung des Seewegs nach Ostindien und der westindischen Inseln führten. Die Catalonier und Aragonier richteten, wegen ihrer Verhältnisse zu Neapel und Sicilien, ihren Seehandel und ihre Kriegsflotten vorzugsweise in den östlichen Theil des mittelländischen Meeres, und kämpften mit den Genuesen und Venetianern um die Beherrschung der See und des Verkehrs an den Küsten von Egypten und von Asien; die Castilianer und Portugiesen dagegen befuhren das atlantische Meer. Schon 1344 hatten die Castilianer die canarischen Inseln entdeckt, bei welcher Gelegenheit Pabst Clemens VI. die Dreistigkeit hatte, diese von den Alten als Wohnsitz der Seligen bezeichneten Eilande (s. Th. IV. S. 10) mit ihren unschuldigen, friedlichen Bewohnern dem Prinzen Ludwig de la Cerda zu schenken. Nachher war jedoch die Fahrt nach den canarischen Inseln wieder

eingestellt worden, und es bedurfte einer neuen Entdeckungsreise, um den seit einem halben Jahrhundert verlorenen Weg zu ihnen wieder aufzufinden. Diese Reise ward 1402 unter der Regierung Heinrich's III. unternommen, und war ein Vorspiel der späteren auf Raub und Eroberung, nicht auf Handel und Verkehr berechneten spanischen und portugiesischen Entdeckungsreisen, welche dem Mutterlande nur so lange vortheilhaft waren, als sie den Antrieb zu großen Anstrengungen gaben und die Spanier ebenso, wie einst die Normänner, zu staunenswerthen Raubzügen und Heldenthaten ermunterten. Die im Jahre 1402 von Heinrich III. ausgerüstete Flotte landete auf der canarischen Insel Lancerote. Die Beute, welche dieselbe mit nach Hause brachte, war nicht bedeutend, sie bestand aus Wein, Wachs und anderen Waaren, sowie aus hundert und siebenzig Einwohnern, welche wahrscheinlich als Sklaven verwendet wurden; man machte aber eine so glänzende Beschreibung von dem Klima und den Producten der canarischen Inseln, daß ein Nachkomme der in Frankreich angesiedelten normännischen Räuber auf den Gedanken kam, er könne sich dort ebenso ein Reich gründen, wie Wilhelm der Eroberer sich eines in England gegründet hatte. Nach dem Tode Heinrich's III. erbot sich nämlich der seefahrende normannische Ritter, Johann von Betencourt, die Eroberung der canarischen Inseln auf eigene Rechnung zu unternehmen, wenn man ihm erlaube, sie nachher als castilianischer Vasall zu beherrschen. Sein Anerbieten, für welches sich der Admiral von Frankreich, Robert de Braquemont, bei der Mutter des unmündigen Königs Johann II. verwendete, ward angenommen, und Betencourt fuhr 1417 nach den canarischen Inseln. Er hatte aber auf denselben einen harten Stand, weil die streitbaren Einwohner sich tapfer wehrten, und obgleich er den Königstitel annahm, so dauerte es doch lange, bis alle Einwohner vertilgt, werden konnten. Um die nämliche Zeit ward in Portugal die Aufmerksamkeit der Nation durch das Regentenhaus nicht, wie in Castilien, zufällig, sondern absichtlich auf die Ausdehnung des Handels und der Schifffahrt in unbekannte Länder, sowie auf die Gründung von Factoreien und Zwingburgen an entfernten Küsten gerichtet. Den ersten Anfang überseeischer Eroberungen machte bei den Portugiesen der tapfere Connetable Nuño Alvarez Pereira,

welchem Johann I. oder der Unächte (s. Th. VIII. S. 443—447) es vorzugweise verdankte, daß er den Thron gegen die mit Johann I. von Castilien vermählte Tochter seines Halbbruders und Vorgängers behauptete. Pereira unternahm, um die von ihm im inneren Kriege gebildeten Schaaren nicht außer Übung kommen zu lassen, Eroberungen jenseit des Meeres, und er, sowie der König selbst und seine Söhne Eduard, Peter und Heinrich landeten 1415 an der Küste von Afrika, nahmen den damals bedeutenden Ort Ceuta mit Sturm, befestigten ihn und bevölkerten ihn mit Christen. Von dieser Zeit widmete sich der Infant Heinrich, Herzog von Viseo und Großmeister des Christus-Ordens, der sich schon vorher viel mit dem Seewesen beschäftigt hatte, ganz ausschließend dem theoretischen Studium und der praktischen Übung desselben, sowie der dazu erforderlichen methematischen, physikalischen und astronomischen Wissenschaften. Dieser Prinz, welcher unter dem Namen Heinrich der Seefahrer in der portugiesischen Geschichte berühmt geworden ist, schlug seinen Wohnsitz an dem nur eine Meile vom Cap St. Vincent entfernten algarvischen Küstenorte Terca Nabal oder, wie derselbe nachher von den dankbaren Portugiesen genannt ward, in Villa do Infante auf. Hier, im Angesicht des weiten, noch unerforschten Oceans, zog er von allen Enden her Männer, welche der Schifffahrt und der mathematischen, mechanischen und nautischen Wissenschaften kundig waren, an sich, und veranstaltete kühne Entdeckungsfahrten. Er konnte übrigens nur mit großer Mühe die Seeleute und Kapitaine dahin bringen, daß sie sich mit ihren allerdings nicht für den Ocean gebauten Schiffen von höchstens hundert Tonnen ins unbekannte Meer wagten; sie fürchteten, die senkrecht fallenden Strahlen der Sonne möchten ihre Schiffe verbrennen, oder der vermeintliche Magnetberg die Nägel aus denselben herausziehen, oder auch, was vernünftiger war, es möchte, da man keine Karten hatte, der Rückweg nicht gefunden werden. Deshalb nahmen auch alle von Heinrich ausgesandten Seefahrer den langen und höchst gefährlichen Weg an der Küste her, und scheuten sich, weiter als bis zum Cap Bojador zu fahren. Endlich wagten Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz dieses Vorgebirg zu umschiffen. Sie wurden dabei vom Sturme verschlagen, und machten so zufällig die Entdeckung der Insel Puerto

Santo. Sie kehrten sogleich wieder um; der Infant schickte sie aber unter Führung eines verständigeren Mannes, des Bartholomäus Perestrello, noch einmal aus, und auf dieser zweiten Fahrt ward Madera entdeckt. Wahrscheinlich trug die Unternehmung des Franzosen, welcher als castilianischer Vasall die canarischen Inseln besetzte, dazu bei, daß die Portugiesen nicht zurückbleiben wollten; denn des Franzosen Unternehmung begann im Jahre 1417, und die Entdeckung von Madera wird ins Jahr 1420 gesetzt.

5. Spanische Geschichte von Johann II. von Castilien an bis auf den zweiten neapolitanischen Zug Alphons des Fünften von Aragonien.

Mit dem aragonischen König Martin dem Älteren (s. oben S. 327 f.) starb 1410 der Barcellonische Mannsstamm des Regentenhauses, welches Aragonien, Catalonien, Valencia und seit dem vorhergehenden Jahre zugleich auch Sicilien und Sardinien beherrscht hatte, in gerader Linie aus. Es fragte sich daher, welcher Nachkomme einer aragonischen Prinzessin das nächste Recht an den erledigten Thron habe. Die scheinbar am besten begründeten Ansprüche hatten drei Männer: der castilianische Infant Ferdinand, ein Schwestersohn Martin's des Älteren, Ludwig III. von Anjou und Neapel, dessen Mutter eine jüngere Tochter des Königs Johann I. war, und der Graf Jakob von Urgel, welcher nicht nur eine Tochter Peter's IV. zur Gemahlin hatte, sondern auch als der Enkel eines Bruders dieses Königs dem Mannsstamme angehörte. Der Letztere war in Aragonien gewissermaßen schon als rechtmäßiger Erbe der Krone anerkannt worden. Man hatte ihn nämlich sowohl bei einer früheren Gelegenheit, als auch bei der Erkrankung Martin's des Älteren zum Generalstatthalter des Reiches ernannt, zu welcher Würde nur Prinzen von Geblüt oder erklärte Thronerben erhoben zu werden pflegten. Die Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia brauchten viele Zeit, um die Ansprüche der verschiedenen Prätendenten zu prüfen, und während dieser Zeit wurden die drei Reiche durch Parteiungen und Fehden zerrissen. Endlich einigte man sich (Januar 1412) in allen drei Ständeversammlungen dahin, daß die Entscheidung neun Männern, je dreien aus jedem Reiche, überlassen werden sollte. Diese Männer gehörten dem geistlichen

Stande an, und waren Gelehrte, welche als Kenner des vaterländischen, römischen und kanonischen Rechtes großen Ruf hatten. Sie traten zu Caspe am Ebro zusammen, wohin auch die Thronbewerber ihre Bevollmächtigten schickten. Nachdem sie hier zuerst einen ganzen Monat hindurch Gericht gehalten und dann noch sechs Tage lang berathschlagt hatten, entschieden sie am 28. Juni 1412 mit sechs Stimmen gegen drei für den Infanten Ferdinand von Castilien. An diesen wurden sogleich Abgeordnete der drei Reiche abgesandt; doch begrüßten ihn die catalonischen, der Sitte ihres Vaterlandes gemäß, nicht eher als ihren König, als bis er auf catalonischem Boden angelangt war.

Ferdinand zeigte sich nicht weniger in Aragonien, als in Castilien, durch Gerechtigkeit, Milde und Freundlichkeit, sowie durch Ernst und verständige Leitung der Dinge des Königthums würdig. Er erwies dem Grafen Jakob von Urgel diejenige Aufmerksamkeit, die demselben als einem Gliede der königlichen Familie und als einem angesehenen Herrn des Reiches gebührte; als aber Jakob die mit ihm geschlossene Übereinkunft verletzte und Abenteurer, welche den Engländern in Guyenne dienten, herbeirief, führte Ferdinand ihn mit Gewalt auf den Weg der Ordnung zurück. Jakob brach nämlich mit den Banden raubend und zerstörend in Catalonien ein, mußte aber, da er nicht nur bei den Cataloniern keine Unterstützung fand, sondern auch seine Truppen nicht bezahlen konnte und von den Engländern aufgegeben wurde, sich bald dem König Ferdinand, der ihn mit Hülfe castilianischer Truppen bekriegte, unterwerfen, und nun erklärte ihm Ferdinand, daß er zwar, obgleich er den Tod verdient habe, als Glied der königlichen Familie Gnade erhalten solle, aber der öffentlichen Ruhe wegen in lebenslänglicher Haft gehalten werden müsse (November 1413). Jakob ward hierauf nach Castilien gebracht und später (unter Alphons V.) nach Aragonien zurückgeführt, um dort festgehalten zu werden. Ferdinand regierte übrigens zugleich in den drei aragonischen Reichen und in Castilien, in jenen als König, in diesem als vormundschaftlicher Regent. Die ersteren Staaten hatten eine ganz freie Verfassung, nach welcher das Königthum fast nur eine leere Form und bloße Repräsentation war; in Castilien dagegen hatte Ferdinand's Bruder, Heinrich III., zur Freude des Bürger- und Bauern-

standes die Verfassung von den Fesseln der Geistlichkeit und des hohen Adels wieder freier gemacht. Diesen Unterschied empfand Ferdinand in der letzten Zeit so schmerzlich, daß man allgemein glaubte, er werde gegen die Zudringlichkeit der Ritterschaft und der Privilegirten seiner aragonischen Reiche sich zuletzt noch mit den Waffen wehren müssen; er starb aber zu rechter Zeit (1416).

Ferdinand's Sohn und Nachfolger, Alphons V. oder der Weise, welcher später als König von Neapel in ganz Italien ein entscheidendes Ansehen erhielt, würde gleich nach seinem Regierungsantritte dasjenige haben ausführen müssen, was sein Vater zuletzt beabsichtigt haben soll, wenn er nicht einen schicklichen Vorwand gefunden hätte, zuerst dem Zusammenstoß mit den Feudalständen auszuweichen und nachher den Streit mit den stolzen, auf ihre Privilegien eifersüchtigen Herren, Geistlichen, Rittern und Bürgern von Catalonien, Aragonien und Valencia fast während seiner ganzen Regierungszeit seiner Gemahlin Maria, einer Tochter Heinrich's III. von Castilien, zu überlassen. Maria konnte mit den Ständen eher fertig werden, als ihr Gemahl, weil die Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht im Lande des catalonischen Gesangs und der gaya ciencia oder fröhlichen Wissenschaft (s. Th. VI. S. 326) mehr vermochte, als die Waffen und das Ansehen des Königs. Alphons hatte nämlich kaum die Regierung angetreten und in Valencia sein Haus und seinen Hof bestellt (commenço a ordenar los officios de su casa por la orden que lo hizieron los reyes sus predecessores), als gewisse Barone, Ritter, Städte und Flecken Cataloniens ihr Misvergnügen über die Ämtervertheilung äußerten und den Beschluß faßten, dem jungen Könige durch eine sehr zahlreiche Deputation eine Sturm-Petition überreichen zu lassen. Schon dieser Schritt war dem Könige zuwider (fue esta platica muy enojosa al rey en su nueva succession); noch verdrießlicher ward er aber, als sich an die Deputation der catalonischen Barone und der Stadt Barcellona auch Gesandte von Saragossa und Valencia anschlossen und die Forderung machten, er solle alle Castilianer aus seinen Diensten entlassen und sein königliches Haus gleich dem Staate nur nach ihrem Willen ordnen. Der König gewährte den Gesandten keine Audienz, sondern ließ ihnen erwidern: er habe seinen Hof nach der Art seiner Vorgänger

eingerichtet und die drei oder vier Castilianer, welche in seinen Diensten wären, deswegen bei sich behalten, weil sie keine andere Zuflucht und keinen anderen Lebensunterhalt hätten, indem sie seit sehr langer Zeit seine Schützlinge und Diener gewesen wären; was aber die Forderung der Gesandten betreffe, daß er seine Hofbeamten nach ihrem Rathe ernennen solle, so würde er, das könne er ihnen zusichern, sein Haus jederzeit nur nach genauer Überlegung und nach verständigem Rathe bestellen, jedoch keineswegs nach dem Rathe derer, die sich gegenwärtig verbunden hätten, um ihm ihren Willen und ihre Parteimänner und Verwandten aufzudringen (de lo qual se podrian seguir diversas dissensiones y parcialidades y grandes rancores). Er gab sogar seinen Worten sogleich Nachdruck, weil einige Deputirte des Adels unter dem Vorwande, daß Recht und Sitte ihres Landes ihnen eine dreiste Sprache erlaubten (con color que por constitucion y costumbre del principado lo podian hazer), sehr kühne Worte gegen den königlichen Rath gewagt hatten; er ließ nämlich diese Herren durch dieselbe Obrigkeit (el Veguer) verhaften, vor welcher sie sich so dreist ausgesprochen hatten. Während er auf diese Weise keinen einzigen seiner Beamten blos auf Verlangen der Unzufriedenen entließ, gab er dagegen ganz angesehene Beamte sogleich auf, wenn ihre Entfernung auf gerichtlichem, durch die Constitution bestimmtem Wege gefordert ward, so daß sein Verfahren wohl Unzufriedenheit, aber keine Unruhen erregte. So ward z. B. auf Befehl und mit der Unterschrift (firma) des Justicia von Aragonien der Castilianer Alvaro de Garavita von der Stelle eines General-Landvogts des Königreichs und auf die Vorstellung mehrerer Mitglieder der Gesandtschaft von Barcellona und einiger Ritter von Valencia Ludwig Vidal von der Stelle eines Präsidenten des Kriminalgerichts der Stadt Valencia entfernt.

Im Jahre 1419 boten die Angelegenheiten Italiens dem jungen Könige eine willkommene Gelegenheit dar, die unzufriedenen Städte, Herren und Ritter bei der Ausrüstung seiner Flotte und in seinem Heere zu beschäftigen oder wenigstens die angesehensten von ihnen als Geisel der Anderen in der Fremde um sich zu haben. In Neapel war nämlich der Bruder des aragonischen Königs, Don Johann, der Königin Johanna II. als Gemahl vorgeschlagen worden, und Johann war wegen dieses Vorschlages nach Sicilien

gereist, obgleich Pandolfello Alopo die Sache wieder hintertrieben hatte (s. S. 293 f.). Johann machte sich durch seinen längeren Aufenthalt in Sicilien so verdächtig, daß er zurückgerufen wurde. Bald nachher brachen in Sicilien Unruhen aus, und zu gleicher Zeit fiel nicht nur die Insel Sardinien ab, sondern auch Korsika ward ganz von den Genuesen unterworfen, und diese machten den Cataloniern die Seeherrschaft im Orient und den Antheil am dortigen Handel streitig, wie sie auch den Venetianern zu mächtig wurden. Alphons rüstete daher einen Kriegszug, welcher zunächst gegen Korsika und Sardinien gerichtet war (Mai 1419). Er ward bei diesem Zuge von den drei aragonischen Reichen aus kriegerischem Ehrgeiz, aus Feindschaft gegen Genua und Handelseifersucht kräftig unterstützt. Er ließ sich aber, wie bereits oben (S. 303 ff.) berichtet worden ist, in die neapolitanischen und die allgemeinen italiänischen Angelegenheiten verwickeln, und wurde dadurch in Italien zurückgehalten, bis der drohende Ausbruch eines Krieges mit Castilien seine Gegenwart in Spanien nöthig machte. Er kehrte 1423 nach Aragonien zurück, und ließ seine Brüder Don Pedro und Don Friedrich zurück, um sein Adoptions-Recht in Neapel zu vertheidigen.

König von Castilien war damals der unmündige Sohn Heinrich's III., Johann II., dessen lange Regierungszeit (1406—1454) später durch fortdauernde bürgerliche Kriege ausgefüllt ward. Die vormundschaftliche Leitung hatten anfangs sein Oheim Ferdinand und seine Mutter Catalina, nachher diese allein, ohne daß bedeutende Unruhen Statt gefunden hätten, außer solchen, welche von der Einrichtung und Verfassung der Staaten des Mittelalters unzertrennlich waren. Die Königin Mutter ergab sich zwar dem unmäßigen Genusse geistiger Getränke, es scheint aber nicht, daß dies den Geschäften der Regierung geschadet habe. Dagegen ward es ihr selbst verderblich; denn sie starb 1417 eines plötzlichen Todes. Unmittelbar nachher suchten zwei Brüder des Königs Alphons V. von Aragonien, Don Johann und Don Heinrich, welche die bedeutenden Herrschaften ihres Vaters in Castilien und einen Theil seines dortigen Einflusses geerbt hatten, und von denen der Erstere später durch seine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Navarra, Beherrscher dieses Landes ward, durch Parteiung und Kabale den Hauptantheil an der Regierung zu erlangen,

ohne daß sie denselben durch ihre Eigenschaften und Talente verdient hätten. Don Heinrich bewog deshalb den jungen Herrscher, sich schon im dreizehnten Jahr für volljährig zu erklären und zum König ausrufen zu lassen. Johann II. besaß, ohne gerade schlecht zu sein, die Regenten-Eigenschaften seines Vaters nicht, und blieb dreißig Jahre lang das Spielwerk seiner Umgebung. Von den Männern, welche unter seinem Namen regierten oder an der Spitze derjenigen Parteien standen, die sich mit Gewalt oder List seiner Person und seiner Unterschrift bemächtigten, waren die vornehmsten: die genannten beiden aragonischen Prinzen, sowie Johann Fernandez Pacheco und Alvaro de Luna. Doch ward der Letztere, obgleich er mit Pabst Benedict XIII., mit dem Kardinal Albornoz und mit anderen, vom spanischen Geschichtschreiber Zurita sehr weitläufig aufgezählten angesehenen Männern verwandt war, in Castilien nicht für einen Mann aus großem Hause gehalten. Er galt, wie Zurita sagt, für einen Emporkömmling, für den Ersten und Letzten seines Geschlechtes, welcher sehr groß geworden sei, weil nur erst sein Vater unter der letzten Regierung ansehnliche Stellen bekleidet habe. Dagegen war aber Alvaro, wie es uns scheint und wie auch Spittler glaubt, der einzige große Mann unter allen am Hofe kabalisirenden Prinzen und Herren. Von dem jungen Könige selbst und von der Art seiner Erziehung macht uns der Geschichtschreiber Mariana, welcher sehr gut wußte, auf welche Weise vornehme, besonders fürstliche und königliche Kinder in der Regel erzogen werden und wie man sie eigentlich erziehen sollte, eine solche Schilderung, daß es zu verwundern ist, daß Johann sich wenigstens von Zeit zu Zeit an Männer wie Alvaro de Luna, dessen Uneigennützigkeit und moralische Gesinnung wir freilich auch nicht gerade preisen möchten, anzuschließen suchte. Mariana sagt: die Mutter des Königs habe ihren Sohn anfangs wie in einem Vogelbauer gehalten; er sei ein groß aufgeschossener Junge mit garstigem Gesicht gewesen, sanft, lenksam und durch Spiele leicht zu beschäftigen; er habe die Jagd mit Leidenschaft geliebt, eine Lanze brechen und einen Vers machen können, sei gut unterrichtet gewesen und habe gern gelehrten Gesprächen beigewohnt; als er aber endlich aus dem Dunkel oder gewissermaßen aus dem Mutterleibe hervorgekommen sei, habe er sich weder eines verständigen Gedan-

kens fähig noch zum Handeln tüchtig gezeigt (perpetuo hallucinatus est, magnitudine negotii obruebatur animus, aulicorum semper obnoxius imperio).

Im Jahre 1420 unterstand sich der aragonische Prinz Don Heinrich, den König mit Gewalt aus dem Palast, in welchem Alvaro de Luna ihn bewachte, zu entführen. Der Letztere schloß sich damals an Heinrich an und beförderte dessen Absichten; er wurde daher nicht nur bei dem Könige gelassen, sondern erhielt auch eine Grafschaft. Dagegen gerieth Heinrich durch die Art, wie er den Namen des in seinem Gewahrsam befindlichen Königs misbrauchte, mit seinem Bruder Don Johann in Streit. Er selbst heirathete damals die Schwester des Königs, Catalina, die sich lange dagegen sträubte und aus dem Kloster, in welches sie sich nach der Entführung ihres Bruders geflüchtet hatte, gewaltsam herausgeholt worden war; als Ausstattung erhielt Heinrich das Herzogthum Villena. Bald nachher entzog sich der König mit Hülfe Alvaro's de Luna durch heimliche Flucht den Händen Heinrich's, es sammelte sich unter Alvaro's Mitwirkung eine bedeutende Heeresmacht derjenigen Großen, welche sich für den König erklärten, und zu denen auch Don Heinrich's Bruder, Johann, gehörte, und der König sprach dem Infanten Heinrich den Besitz des Herzogthums Villena ab. Heinrich war mit seinen gemietheten Söldnern der Übermacht seiner Feinde nicht gewachsen, und mußte sich 1422 zu Unterhandlungen bequemen. Er weigerte sich lange, nach Madrid zu kommen, wo die versammelten Großen und Städte-Deputirten über seinen Anspruch an das Herzogthum Villena entscheiden sollten. Als er endlich im Juli 1422 dahin kam, ließ ihn der König verhaften und in einen Thurm des Palastes (Alcazar) bringen, wo er mehrere Jahre gefangen gehalten wurde. Unterdessen war Heinrich's Bruder, Johann, welcher die Erbtochter des Königs von Navarra zur Gemahlin hatte, der Aussicht auf die Herrschaft in diesem Reiche gewiß geworden; denn er hatte einen Sohn erhalten, und sein Schwiegervater hatte diesen sogleich zum Fürsten von Viana oder mit anderen Worten zum Kronprinzen von Navarra ausrufen lassen. Heinrich's Gefangenschaft führte den aragonischen König Alphon's V. aus Italien zurück. Die Gemahlin des Letzteren nämlich, welche für ihn in Aragonien herrschte, verwendete

sich vergebens für die Freilassung Heinrich's und forderte deshalb ihren Gemahl zur Rückkehr nach Aragonien auf. Alphons verließ im Oktober 1423 die Küste von Neapel, gerade als der Herzog von Mailand, die Florentiner und der Pabst sich mit seinem Gegner Ludwig III. von Anjou verbunden hatten. Auf der Heimfahrt nahm er an der Hauptstadt der Provenzalen Rache für die Hülfe, welche diese seinem Feinde Ludwig von Anjou geleistet hatten. Er belagerte und eroberte mit einer Flotte von achtzehn Galeeren und zwölf Segelschiffen das mächtige, reiche und bevölkerte Marseille, welches dann sehr hart mitgenommen wurde. Wenn wir diese Belagerung von Marseille mit der dreißig Jahre später Statt gefundenen Belagerung von Constantinopel vergleichen, so sehen wir, daß die Osmanen in Rücksicht auf nautische und militärische Wissenschaft weit hinter den Cataloniern zurückstanden. Das Geschütz der Letzteren war nicht so kolossal, als das der Türken, dafür aber viel brauchbarer und wirksamer; ferner setzten die Catalonier nicht den Pöbel aller Stände dadurch in Staunen, daß sie abenteuerlich ihre Schiffe über Land in den inneren Hafen brachten, sie verstanden aber dafür die schwere Hafenkette zu sprengen. Diese ward nachher als Trophäe im Dom von Valencia aufgehängt.

Der Streit mit Castilien hielt den König Alphons länger auf, als er gedacht hatte; denn zu dem Hauptgegenstande desselben, der Freilassung seines Bruders, kam noch der Umstand hinzu, daß alle Unzufriedenen des Reiches Castilien in Valencia, Catalonien oder Aragonien Zuflucht und Schutz fanden und jeden Augenblick Freischaarenzüge machten, weshalb die Regierung von Castilien ihre Auslieferung forderte. Über beide Punkte ward das ganze Jahr 1424 hindurch unterhandelt, ohne daß eine Übereinkunft zu Stande gebracht werden konnte; im folgenden Jahre rüsteten sich daher beide Theile zum Kriege. Übrigens ist die Zeit dieses Streites vom Augenblick der Gefangennehmung Heinrich's an diejenige Zeit, in welcher Alvaro de Luna groß und mächtig wurde. Die Regierung und der König waren ganz in seiner Gewalt; er selbst war, was selten vorkommt, nicht nur der Günstling und das Orakel des Königs, sondern zugleich auch der Liebling der Nation (en la estimacion de sus virtudes y partes se confor-

mava bien con el juyzio del principe la opinion de las gentes). Auch wurde Alvaro gerade in dieser Zeit mit Ehren und Gütern überschüttet. Der König ernannte ihn zum Connetable von Castilien, und als Don Johann, welcher im Jahre 1425 König von Navarra ward, seinen neugebornen Sohn Karl durch den castilianischen König aus der Taufe heben ließ, gewährte dieser dem Alvaro de Luna die Ehre, sein Mitpathe zu sein; ebenso vertrat Alvaro in demselben Jahre zugleich mit zwei anderen Groß-Kronbeamten Castiliens die Pathenstelle bei dem Sohne des castilianischen Königs, dem nachherigen König Heinrich IV. Was den Krieg zwischen Castilien und Aragonien betrifft, so erließ Alphons im Juni 1425 von Saragossa aus eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß er im Begriff sei, mit einem Heere nach Castilien zu ziehen, um der Tyrannei Alvaro's de Luna, der den König in Abhängigkeit halte und das Land durch Zwiespalt verwirre, ein Ende zu machen. Jetzt trat aber Johann von Navarra als Vermittler auf, und kaum war dies geschehen, als auch die Großen der drei Reiche Navarra, Aragonien und Castilien zusammentraten und sich über die Bedingungen der Aussöhnung ihrer Könige vereinigten. Diese mußten die ihnen von ihren Großen gemachten Bedingungen annehmen, und es ward ein Vertrag geschlossen, welcher den Streit endigte. Don Heinrich ward in Folge desselben nicht allein in Freiheit gesetzt, sondern erhielt auch alle seine Güter und Lehen zurück; doch mußte er dem Könige von Castilien einen neuen Eid der Treue schwören. Auch allen seinen Anhängern wurden ihre eingezogenen Güter wiedergegeben, wogegen andererseits der König Alphons versprach, daß sein Bruder Heinrich nichts gegen diejenigen beginnen werde, die an seiner Verhaftung und Gefangenhaltung Theil gehabt hätten.

Dieser Vertrag mußte nothwendig neue Streitigkeiten veranlassen, durch welche dann auch König Alphons noch lange in Spanien zurückgehalten wurde. Der eine seiner Brüder, Johann von Navarra, war dem castilianischen Könige verdächtig geworden, der andere, Heinrich, stand mit dem Connetable Alvaro de Luna in offener oder geheimer Feindschaft, die Unzufriedenheit der Prinzen und Großen des Reiches mit dem überwiegenden Einfluß des Letzteren dauerte fort, und der castilianische König ward unaufhörlich

bestürmt, die Einrichtungen abzuschaffen, welche Alvaro gemacht hatte, um eines Theils seinen König gegen Gewalt zu sichern und anderes Theils sich selbst durch Freigebigkeit und Glanz in Ansehen zu setzen. Johann von Castilien mußte seine Leibwache auf vierhundert Lanzen beschränken und, durch die Vorstellungen der Stände genöthigt, das Versprechen geben, daß er in fünfundzwanzig Jahren keine neuen Gnadenbezeugungen ertheilen und die erledigten Stellen und Jahrgehalte, soweit sie nicht erblich wären, einstweilen nicht wieder besetzen und vergaben wolle. Auch den königlichen Rath wollten die Stände vermindert haben, da es ihnen nicht gefiel, daß fünfundsechzig Personen in demselben Sitz und Stimme hatten. Alvaro's Gegner stützten sich auf die aragonische Partei, und König Alphons war, so lange er in Spanien zurückblieb, der Mittelpunkt aller Kabalen, weshalb denn auch der aragonische Analist Zurita dem Alvaro die schändlichsten Absichten zutraut, ihm die empörendsten Plane und Tücken Schuld gibt und sogar behauptet, Alvaro habe die Königin verführen und den König aus der Welt schaffen wollen, was uns weder wahr, noch auch selbst wahrscheinlich vorkommt. Drei Jahre lang dauerten die Unruhen in Castilien fort, da Johann von Navarra und sein Bruder Heinrich von Alphons und den vielen Feinden Alvaro's unterstützt wurden, und da die Polizei und Justiz überall gestört waren oder nur durch solche Maßregeln erhalten werden konnten, welche eine schreckliche Rache hervorriefen. Die beiden aragonischen Prinzen und Alvaro erschienen alle drei nur in Begleitung ihrer Truppen am Hofe, und wagten ihre Zusammenkünfte in keinem Gebäude zu halten, sondern unterredeten sich nur auf freiem Felde, wie feindliche Generale pflegen. Endlich brachte ein Franziskaner, welcher im Rufe der Heiligkeit stand, es dahin, daß sich Alvaro und seine Gegner dazu verstanden, die ganze Sache vier von ihnen selbst ernannten Schiedsrichtern zu überlassen (1427). Alvaro ernannte den Admiral von Castilien und den Fernando Alonzo de Robia, der König von Navarra und seine Partei aber den Großmeister des Calatrava-Ordens und Pedro Maurique, und diese vier Schiedsrichter nahmen den Prior des Klosters Sct. Benedict, in welchem sie sich versammelten, zum Obmann. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß Alvaro sich achtzehn Monate lang fünfzehn Meilen weit vom Hofe entfernt

halten und alle seine Anhänger den Palast verlassen sollten. Dies geschah; der König blieb aber in steter Verbindung mit Alvaro, er fühlte sich durch die Gewalt, welche die Infanten und ihre Creaturen sich über seine Schwäche anmaßten, sehr gekränkt, und die Letzteren vermochten sogar ihre eigenen Anhänger so wenig in Ordnung zu halten, daß bald das ganze Land durch Privatkriege verwüstet wurde und alle Wege unsicher waren. Die Infanten selbst bewogen daher schon 1428 den König, seinen Connetable zurückzurufen, damit Ordnung und Gesetz wenigstens einigermaßen wieder hergestellt würde. Kaum war Alvaro wieder am Hofe erschienen, als beide Infanten sich am eifrigsten um seine Gunst bewarben und unter einander in solchen Zwist geriethen, daß der König sie und ihre zahlreiche bewaffnete Begleitung entfernen mußte. Um diese Zeit kam auch der dritte Bruder des Königs Alphons, Don Pedro, welcher aus Neapel hatte weichen müssen, nach Castilien und vermehrte die Verwirrung.

Endlich entschloß sich Alphons zu einem neuen Kriege mit Castilien, um seine drei Brüder und ihren Anhang gegen den schwachen König Johann oder, wie Alphons und die Infanten vorgaben, gegen Alvaro de Luna mit einem Heere zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit bewies Alphons, daß er der Mann sei, welcher die Aragonier ebenso gut nach ihrer Weise zu regieren verstehe, als Alvaro de Luna die Castilianer. Als nämlich Alphons die Ritter Aragoniens und die Schätze seines Reiches gebrauchen wollte, um seine drei Brüder, welche den schwachen König von Castilien unter steter Vormundschaft halten wollten, in ihren ehrgeizigen Absichten zu unterstützen, wußte Alvaro eine Partei in Aragonien zu gewinnen, zu welcher die angesehensten Herren des Reiches, unter Andern der Erzbischof von Saragossa, ein Franziskaner, und der Sohn des früheren sicilianischen Königs Martin des Jüngeren, gehörten. Gegen diese castilianische Partei, die den Absichten des Königs entgegen wirkte, verfuhr Alphons sogleich in einer so militärischen Weise, daß er dadurch Alles einschüchterte und in die gesetzlichen Schranken zurückwies. Er ließ z. B. den Erzbischof von Saragossa zu sich rufen, und es ward seitdem nichts mehr von demselben gehört; daß er auf irgend eine Weise aus der Welt geschafft worden sei, schloß man nur aus der nachher angeordneten Wahl seines

Nachfolgers. Im Jahre 1429 vereinigte Alphons sein Heer mit dem seines Bruders, des Königs von Navarra, und Alvaro de Luna hatte sich mit seinen Castilianern Beiden schon gegenüber gelagert, als der Kardinal von Foix, den der Pabst als Legaten geschickt hatte, und die Königin von Aragonien, Maria, eine Schwester des castilianischen Königs, die Führer beider Heere zu einem nochmaligen Versuche, die Sache auf gütlichem Wege beizulegen, bewogen. Es war jedoch zu schwer, Don Heinrich und die beiden anderen Infanten zu befriedigen, und da die Könige von Aragonien und Navarra nicht aufhörten, durch ihren Bruder Heinrich alle Unzufriedenen in Castilien aufzuregen, so fiel Johann von Castilien auf den Rath Alvaro's noch im Jahre 1429 mit einem furchtbaren Heere in Aragonien ein. Obgleich wir sehr weit entfernt sind, der von einigen Schriftstellern gemachten Angabe über die Stärke dieses Heeres unbedingten Glauben zu schenken, so verdient dieselbe doch angeführt zu werden, weil daraus hervorgeht, wie groß damals die Macht Castiliens angesehen und geschildert werden konnte. Das Heer, mit welchem Johann von Castilien und sein Connetable in Aragonien einfielen, soll aus zwölftausend Reitern und sechzigtausend Mann zu Fuß bestanden haben. Die Castilianer richteten in Aragonien grausame Verheerungen an, zogen aber, als weder Alphons noch der König von Navarra gegen sie im Felde erschienen, schon im August an die Grenzen ihres Reiches zurück. Im nächsten Frühjahr (1430) rüstete Alphons einen neuen Zug nach Castilien. Alvaro de Luna suchte denselben zwar vermittelst seiner Verbindungen in Aragonien zu verhindern; seine dortigen Anhänger vermochten aber, nachdem der Erzbischof von Saragossa aus dem Wege geräumt war, nichts gegen den Willen des Königs, und der vornehmste von ihnen sah sich sogar genöthigt, eine Zuflucht in Castilien zu suchen. Andererseits konnte auch Alphons von Aragonien seinen Zweck nicht erreichen; denn obgleich seine Stände ihm endlich Geld zu dem beabsichtigten Kriegszuge bewilligten, so waren sie doch eben so wenig, als die castilianischen Stände, geneigt, für das persönliche oder Familien-Interesse ihres Königs viel zu opfern. Alphons beschloß daher, lieber seinen Einfluß in Italien wieder herzustellen, als um des Infanten Heinrich willen einen neuen Krieg mit seinem Schwager

zu beginnen. Er ließ in Gemeinschaft mit dem Könige von Navarra den Castilianern den Frieden antragen, und erklärte sich bereit, die Sache seiner Brüder Don Heinrich und Don Pedro aufzugeben, wenn dagegen auch der König von Castilien nicht auf der Wiedereinsetzung seiner zu ihm geflüchteten aragonischen Freunde bestehen, sondern sie in Castilien behalten wolle. Im Juli 1430 kam wirklich ein Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande, und beide Theile ließen es sich gefallen, daß die Entscheidung der zwischen ihnen streitigen Punkte vierzehn Schiedsrichtern überlassen werde. Aus dem letzteren Umstande und aus dem Benehmen der catalonischen Stände, welche ihrem Könige Truppen und Geld zu dem beabsichtigten Zuge gegen Castilien versagt hatten, geht deutlich hervor, daß dieser Waffenstillstand nur eine Wirkung des Widerwillens der sämmtlichen Stände gegen einen Familienkrieg war. Weit glänzender, als die Rolle, welche Alphons seit seiner Rückkehr aus Italien in Spanien gespielt hatte, war dasjenige, was er nach dem mit Castilien abgeschlossenen Waffenstillstande in Italien unternahm; denn hier erwarb er sich damals einen unsterblichen Ruhm und den Beinamen des Weisen.

6. Italien von der Rückkehr Alphons des Fünften nach Aragonien an bis zum Tode desselben.

In Neapel führten nach dem Abzuge des aragonischen Königs und seiner beiden Brüder Don Pedro und Don Friedrich nicht die Königin Johanna und ihr Adoptivsohn, Ludwig III. von Anjou, sondern der Groß-Seneschall Caraccioli mit seinen Verwandten und Creaturen die Regierung (s. S. 307 ff.) Ludwig von Anjou war zuerst ohne alles Ansehen, und wurde dann von der Königin ganz aus ihrer Nähe entfernt; er durfte zwar ganz Calabrien für sich nehmen, aber nicht mehr am Hofe erscheinen. Der Groß-Seneschall tyrannisirte das Reich und die Königin, er und seine Verwandten rissen eine Herrschaft, ein Fürstenthum nach dem anderen an sich, und die Königin wurde, wenn sie einmal keine neuen Vergebungen bewilligen wollte, von Caraccioli in ihren eigenen Gemächern aufs brutalste behandelt. Der Groß-Seneschall ward Herzog von Venosa, Graf von Avellino und Herr von Capua, und wenn er sich nicht auch noch Fürst von Capua nannte, so

geschah es nur deshalb, weil dieser Titel den Kronprinzen von Neapel vorbehalten war. Nach dem Tode des Pabstes Martin V. verlangte Caraccioli auch das den Verwandten desselben gehörende Fürstenthum Salerno, welches Johanna diesen entzogen hatte, sowie das Herzogthum Amalfi. Die tyrannische Herrschaft Caraccioli's und seine grobe Behandlung ließ sich die Königin so lange gefallen, als ihre Leidenschaften noch heftig waren; sobald aber ihr zunehmendes Alter das Band der Sinnlichkeit, welches sie früher mit dem Groß-Seneschall verband, locker gemacht hatte, suchte sie bei ihrer am Hofe lebenden Nichte, der Herzogin von Suessa, Trost und schenkte derselben ihr Vertrauen. Caraccioli dagegen, welcher seit 1428 die Königin völlig als Untergebene behandelte, gewann den Oberbefehlshaber der Truppen, Jakob Caldora, und den mächtigen Fürsten von Tarent für sich, indem er eine seiner Töchter mit dem Sohne des Ersteren, Anton Caldora, und eine andere mit dem Bruder des Letzteren, Gabriel Ursino, vermählte. Er hatte sich aber dabei verrechnet; denn weder Caldora noch der Fürst von Tarent waren Leute, welche auf Verwandtschaft oder Dankbarkeit Rücksicht nahmen, wenn sie ihre besonderen Zwecke zu erreichen suchten. Schon in demselben Jahre, in welchem Gabriel Ursino die Tochter Caraccioli's heirathete (1430), erscheint sein Bruder unter den neapolitanischen Unzufriedenen, welche mit Alphons V. von Aragonien in Verbindung traten; denn dieser schickte damals im September Gesandte nach Valencia, um in seinem und vieler anderen neapolitanischen Großen Namen den König Alphons zu bitten, mit einem Heere nach Neapel zu kommen. Ebenso war auch Jakob Caldora trotz aller empfangenen Wohlthaten nicht abgeneigt, von der Partei Ludwig's aufs neue zur aragonischen überzugehen, und der Verfasser der italiänisch geschriebenen neapolitanischen Tagebücher spricht in dieser Beziehung seinen heftigen Unwillen über einen königlichen Oberbefehlshaber aus, der auf solche Weise mit der Treue Handel treiben konnte (Tanto era avaro e avido di robba e si buttò l' honore dietro le spalle, che infino non servò nè a Dio nè al Diabolo). Der Groß-Seneschall suchte den alten Räuber durch ein neues Band zu fesseln; er verlobte seinen einzigen Sohn mit Jakob Caldora's Tochter. Jedoch wohnte nachher Caldora der Vermählung, welche mit wahr-

haft kaiserlicher Pracht gefeiert ward, nicht bei, weil er, wie der erwähnte Annalist zu verstehen gibt, in Furcht war, daß man ihn in eine Falle locken wolle (ma il volpone di Jacopo non ci volse venire).

Alphons hatte schon im Jahre 1426 mit dem Herzog von Mailand angeknüpft; als dieser aber nachher Genua wieder verlor, konnte Alphons von ihm zur See keinen Beistand erwarten, und verband sich deshalb mit den neapolitanischen Unzufriedenen. Er segelte unter dem Vorwande eines Zuges gegen Tunis mit zweiundzwanzig Galeeren und vielen großen Schiffen nach Messina, wo er am 6. Juni 1432 ankam, und fuhr von dort an die Küste von Afrika. Hier verweilte er noch, als Caraccioli das Vermählungsfest seines Sohnes im königlichen Palaste, wo er Zimmer hatte, acht Tage hinter einander feierte und am vorletzten Tage des Festes (17. August 1432) von den mit der Herzogin von Suessa verbündeten Herren aus dem Wege geräumt ward. Die Veranlassung zu seinem Morde war ein heftiger Zank mit der Königin, der er wegen der Fürstenthümer Amalfi und Salerno sehr grob zusetzte. Johanna weigerte sich standhaft, ihm dieselben zu überlassen; er gerieth dadurch in Zorn, beleidigte die Königin und schrie ihr schmutzige Erinnerungen aus der vorigen Zeit zu*). Gleich nachher kam die Herzogin von Suessa, welche in einem anstoßenden Zimmer Alles mit angehört hatte, zur Königin; sie fand dieselbe in großem Zorn und in Thränen, und brachte sie dahin, daß sie den Befehl gab, ihren früheren Liebling zu verhaften. Dies war es, was Ottolino von Caracciolo Rosso und andere mit der Herzogin gegen ihn Verbündete erwarteten; sie drangen in der Nacht in sein Zimmer und durchbohrten ihn, gaben aber nachher vor, daß er sich der Verhaftung widersetzt habe und fechtend umgekommen sei. Die Königin, welche schon damals fast ganz kindisch war, gerieth bei der Nachricht von Caraccioli's Ermordung anfangs in große Betrübniß; bald nachher aber gewährte sie den Mördern desselben Straflosigkeit, und ließ seine Güter einziehen, weil er, wie es in dem deshalb erlassenen Befehle hieß, ein Rebell

*) Dies meint wohl der neapolitanische Annalist mit den Worten: usò alcune parole dishoneste contro la regina.

gewesen sei. Auch wurde Caraccioli's Sohn nebst allen seinen Verwandten und Creaturen verhaftet, und alle seine Paläste und Güter nach türkischer Weise der Plünderung des Pöbels preisgegeben. Durch Caraccioli's Tod ward dem König Alphons der Weg zur Rückkehr nach Neapel vollends gebahnt; denn auch die Herzogin von Suessa gab nicht zu, daß Ludwig von Anjou aus Calabrien an den Hof kam, weil sie jetzt die schwache Königin ebenso unbeschränkt beherrschen wollte, als vorher der Seneschall. Alphons, welcher in Afrika einige Vortheile über die Ungläubigen erhalten und die Insel Gerbe den Tunisern abgenommen hatte, war im Oktober nach Messina zurückgekommen, und setzte sich von dort aus mit der Herzogin von Suessa in Verbindung. Diese suchte auch ihrerseits die Königin dazu zu bewegen, daß sie ihre Erklärung zu Gunsten Ludwig's von Anjou, welcher noch immer einen sehr bedeutenden Anhang im Reiche hatte, zurück nehme und dagegen die dem aragonischen Könige gewährte, später aber cassirte Adoption erneuere. Unterdessen besetzte Ludwig von Anjou ganz Calabrien und befehdete in Verbindung mit Jakob Caldora die mächtige Familie Orsini, besonders dasjenige Glied derselben, welches im Besitze des Fürstenthums Tarent war. Für ihn war am neapolitanischen Hofe besonders Urban Cimino thätig, dessen Ansehen den Einfluß der Herzogin von Suessa bei der altersschwachen Königin aufwog. Obgleich daher Alphons im December 1432 Ischia besetzte und bis in den Februar des folgenden Jahres daselbst verweilte, um die Unterhandlungen mehr aus der Nähe betreiben zu können, so erreichte er doch seinen Zweck nicht. Er schloß sich zuletzt an den Gemahl der Herzogin an, in der Hoffnung, durch dessen Anhang durchzusetzen, was die Herzogin nicht gewähren konnte oder wollte; es erfolgte aber das Gegentheil, weil die Herzogin, welche mit ihrem Gemahle in argem Zwiste lebte, dadurch tödtlich beleidigt wurde. Als er endlich die Unmöglichkeit einsah, Johanna zur Aufopferung Ludwig's zu bewegen, schloß er einen Frieden auf zehn Jahre und kehrte nach Sicilien zurück.

Nicht lange nachher änderten sich die Umstände zu Gunsten des aragonischen Königs. Ludwig von Anjou ward nach Alphons Entfernung von Johanna nicht als Nachfolger behandelt und aufgenommen, weil die Königin ganz von ihrer Hofdienerschaft abhängig

war. Er blieb auf Calabrien beschränkt, und als im Jahre 1434 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Margaretha, der Tochter des Herzogs von Savoyen, Johanna ihm eine prächtige Hochzeit in Neapel veranstalten wollte, gab Johann Cicinello, welcher damals Caraccioli's Stelle vertrat, dies aus Staatsgründen nicht zu (disse, che era cosa da turbare lo stato suo); ja, Margaretha durfte auf ihrer Reise nach Calabrien nicht einmal von Sorrent, wo sie seekrank einige Tage verweilen mußte, nach Neapel kommen, und es wurden ihr nur armselige Geschenke geschickt. Ludwig ward bald nach seiner Vermählung von einem hitzigen Fieber plötzlich weggerafft (November 1434). Seine Wittwe heirathete später den Herzog Ludwig von Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein. Er scheint ein sehr gutmüthiger Mann gewesen zu sein; denn kurz vor seinem Tode hatte er sich trotz der erlittenen Kränkungen von Urban Cimino und anderen Männern, welche im Namen der Königin regierten, gebrauchen lassen, um in Verbindung mit Jakob Caldora dem Fürsten von Tarent, Johann Anton Orsini, welcher allgemein geliebt ward und den auch er achtete und ehrte, sowie den Verwandten, Freunden und Vasallen desselben, Städte und Burgen zu entreißen. Die Königin Johanna starb bald nach Ludwig (Februar 1435) in ihrem fünfundsechzigsten Jahre. Sie war noch kurz vor ihrem Tode durch die Anhänger des Hauses Anjou oder vielmehr durch die Leute, welche in der letzten Zeit die Regierung an sich gerissen und Güter, Stellen, Ämter und Ehren sich und den Gliedern ihrer Familien zugetheilt hatten, bewogen worden, über das von ihr beherrschte Reich so zu verfügen, als wenn dasselbe ihr Privateigenthum wäre. Ludwig III. von Anjou hatte nämlich zwei Brüder hinterlassen, den Herzog Renatus oder Rainer von Lothringen und Karl von Provence, von dessen im Jahre 1481 gestorbenen Sohne Karl der König Ludwig XI. von Frankreich die Ansprüche an Neapel erbte, was für die Geschichte der ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts zu bemerken ist. Von diesen beiden Sprößlingen des jüngeren Hauses Anjou war im Testamente der Königin Johanna der eine, Renatus von Lothringen, zum Erben des Reiches Neapel eingesetzt worden. Renatus besaß aber keine bedeutende Kriegsmacht und konnte sein Erbrecht nicht geltend machen, obgleich er sich König von Neapel nannte. Da nun das ganze

Reich in Parteien aufgelöst war und in Folge des körperlich und geistig geschwächten Zustandes, in welchem die Königin Johanna sich während der letzten fünf Jahre ihres Lebens befunden hatte, seit Caraccioli's Zeit eigentlich gar keine Regierung mehr gehabt hatte, so wandten sich der Herzog von Sueſſa und der Fürst von Tarent gleich nach Johanna's Tode an den König Alphons, damit doch wieder einige Ordnung hergestellt würde. Dieser hatte die Befugniß der Königin Johanna, das ihm ertheilte Recht der Nachfolge zu widerrufen, nie anerkannt, und suchte sich sogleich in den Besitz des neapolitanischen Reiches zu setzen. Er griff zunächst Gaëta an. Diese Stadt rief aber den Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand, welcher über die genuesische Seemacht verfügen konnte, zu Hülfe, und es kam hierauf am 5. August 1435 bei der Insel Ponza zwischen der genuesischen und catalonischen Flotte zu einer der blutigsten Seeschlachten, welche im fünfzehnten Jahrhundert in dem mittelländischen Meere geliefert worden sind. Alphons hatte elftausend Mann und die angesehensten Herren und Ritter an Bord. Auch der Herzog von Mailand hatte auf der genuesischen Flotte ein Heer eingeschifft, weil bei der Beschaffenheit des Geschützes und der Seefahrtkunst jener Zeit an Seegefechte, wie sie heut' zu Tage geliefert werden, nicht zu denken war, sondern Alles vorzugsweise auf das Entern ankam. Die Schlacht dauerte vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange, und endigte mit einer völligen Niederlage der Catalonier und einem glänzenden Triumph für Philipp Maria Visconti. Nur ein einziges catalonisches Schiff, auf welchem sich der Infant Don Pedro befand, entkam den Händen der Feinde. Die Genuesen verbrannten, was uns auffallend scheint, alle genommenen Schiffe. Die Zahl der in Gefangenschaft gerathenen Catalonier und Aragonier war sehr groß. Auch der König Alphons und sein Bruder Johann von Navarra befanden sich unter denselben. Außer diesen Beiden scheinen uns die vornehmsten Gefangenen gewesen zu sein: der Großmeister des Ordens von Sct. Jakob nebst seinen Brüdern, der Fürst Johann Anton Orsini von Tarent, der Herzog Jakob Marzano von Sueſſa, der Graf von Campobasso, Angelo Combatesa, und der Graf von Morcone, Honorato Cajetano. Der Herzog Philipp Maria ließ nicht nur alle Gefangenen nach Mailand statt nach

Genua bringen, sondern er erbitterte auch die Genuesen dadurch aufs Äußerste, daß er ihnen nicht erlaubte, den Sieg zu verfolgen. Seine Verhältnisse waren nämlich damals von der Art, daß es ihm sehr wichtig sein mußte, keinen Franzosen zur Herrschaft von Neapel gelangen zu lassen. Er behandelte daher den aragonischen König nicht als Besiegten und Gefangenen, sondern empfing ihn zu Mailand wie im Triumph und bewirthete ihn glänzend. Er entließ ihn sogar nebst den übrigen Gefangenen ohne Lösegeld, weil er einen edeln, großherzigen, der Treue und Dankbarkeit fähigen Mann sich durch Großmuth verbindlich machen wollte, um an ihm einen zuverlässigen Verbündeten zu erhalten. Um dieses Verfahren Philipp Maria's zu verstehen, müssen wir den Faden der Geschichte des oberen und mittleren Italiens da wieder aufnehmen, wo wir ihn früher hatten fallen lassen.

Philipp Maria Visconti von Mailand war, nachdem er Genua und die ganze Lombardei durch Carmagnola hatte unterwerfen lassen, im Jahre 1423 mit Florenz, sowie nachher auch mit Venedig in Krieg gerathen (s. S. 324), also mit den einzigen Staaten, welche reich genug waren, um seinen Söldnern und deren kriegserfahrenen Hauptleuten andere eben so tüchtige und eben so käufliche entgegensetzen zu können. Die Florentiner schickten, als Philipp Maria den Frieden gebrochen hatte, Pandolf Malatesta mit seiner Bande gegen ihn; dieser ward aber am 6. Sept. 1423 von den Truppen des Herzogs geschlagen und die Stadt Forli, welche er hatte retten sollen, von den Mailändern besetzt. Dasselbe Schicksal hatte im Februar 1424 Imola. Hierauf huldigte einerseits der Gebieter von Faënza, Antonio di Manfredi, dem Herzog von Mailand, und andererseits schloß sich der Pabst demselben freundlich an oder entfernte doch wenigstens den Kardinal Condolmieri, der dem Herzoge feindlich gesinnt war, aus Bologna. Die Florentiner wollten jetzt Braccio di Montone in ihre Dienste nehmen; dieser ward aber, gerade als die florentinischen Abgeordneten, welche ihn und seine Schaaren werben sollten, mit achtzigtausend Dukaten bei ihm angekommen waren, in einer Schlacht tödtlich verwundet (s. S. 308). Die päbstlichen und neapolitanischen Truppen, welche ihn besiegt hatten, raubten bei dieser Gelegenheit den Abgeordneten der Florentiner das mitgebrachte Geld.

Nun nahmen die acht Männer, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, den Karl Malatesta von Rimini in Dienst, welcher sechstausend Mann unter Pandolf Malatesta, Orso Orsini, Ludwig degli Obizzi und Nikolaus von Tolentino in seinem Solde hatte aber stets unglücklich im Felde war. Er erlitt auch diesmal eine Niederlage, ward selbst gefangen und nach Mailand gebracht, wo ihn Philipp Maria, wie er manchmal gegen Gefangene that, entweder in einer Anwandlung von Großmuth oder aus Politik mit vieler Schonung behandelte. Übrigens hatten die Florentiner durch Malatesta's Niederlage nichts als ihr Geld verloren, da sie jetzt neue Miethlinge kaufen mußten. Sie nahmen Braccio's besten Schüler, Piccinino, und Braccio's Sohn, Oddo Braccio, mit dem Reste seiner Truppen in Dienst. Dieses Heer ließ sich am 1. Februar 1425 im Val di Lamone überfallen, Oddo Braccio wurde erschlagen und Piccinino gefangen genommen. Der Letztere kam in den Gewahrsam des Herrschers von Faënza, Antonio di Manfredi, welcher einen Theil der Söldlinge des Herzogs von Mailand commandirte, wurde aber schon im März wieder losgekauft. Er hatte in seiner Gefangenschaft Antonio di Manfredi zu überzeugen gewußt, daß es für ihn viel vortheilhafter sei, den Florentinern als dem Herzoge zu dienen, und Antonio ging hierauf mit seiner Söldnerbande zu den Ersteren über. Piccinino selbst aber entzweite sich mit den acht Männern, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, und trat in mailändische Dienste. Auch Franz Sforza, welcher damals noch keinen ausgezeichneten Rang unter den Hauptleuten der Miethvölker hatte, war vom Herzog Philipp Maria angeworben worden. Der Krieg nahm bald eine für die Florentiner sehr ungünstige Wendung: ihr Heer erlitt am 9. und am 17. Oktober zum fünften und sechsten Male seit dem Anfange des Krieges eine Niederlage auf offenem Felde. Sie wandten sich daher jetzt an Venedig, und schickten zu diesem Zwecke zwei Männer ab, welche ihren angesehensten, durch Bank- und Handelsgeschäfte mit den großen und fürstlichen Patriciern Venedig's verbundenen Häusern angehörten, Palla degli Strozzi und Johann von Medicis. Der Letztere war damals der bedeutendste Mann in Florenz, und zwar sowohl wegen seines unermeßlichen Reichthums und seiner schrankenlosen Großmuth, als auch

wegen der Art, wie er sein aristokratisches Ansehen gebrauchte, um die Gewerbe und Handwerke zu fördern und die von den eigentlichen Aristokraten, den Strozzi, Ridolfi und Anderen, angefeindete Demokratie zu schützen. Die Aristokratie hätte ihn daher auch gern ebenso vertrieben, wie sie später seinen Sohn Kosmus auf einige Jahre in die Verbannung trieb; Johann von Medicis war aber zu groß und zu edel, als daß sie dies hätte wagen können, man gebrauchte ihn vielmehr sogar, als es galt, die aristokratische Republik Venedig zu gewinnen.

Die Republik Venedig hatte seit dem Anfange des Krieges zwischen Florenz und Mailand die Schritte Philipp Maria's ängstlich überwacht, nahm sich aber, ihrer bekannten Klugheit gemäß, wohl in Acht, ihn anzugreifen, so lange Carmagnola, welcher unüberwindlich schien, des Herzogs Heere anführte. Gegen das Ende des Jahres 1424 zerfiel jedoch Carmagnola mit dem Herzoge, und nun suchten die Venetianer aus diesem Zwiste Vortheil zu ziehen. In Betreff der Entzweiung des Herzogs Philipp Maria mit einem Feldherrn, dem er seine Erhaltung, sowie die Begründung und Ausbreitung seiner Herrschaft ganz allein verdankte, den er mit Ehren und Gütern überhäuft, an Kindes Statt angenommen und mit dem Rechte, den Namen Visconti zu führen, beehrt hatte, sind von dem gleichzeitigen Geschichtschreiber Biglia allerlei Dinge als Ursachen angeführt worden; wir glauben jedoch, daß einerseits in des Herzogs Mistrauen und Feigheit, sowie in seiner Furcht vor einem Manne, den er zu mächtig gemacht hatte, und andererseits in Carmagnola's Brutalität, Grobheit und Trotz Gründe genug zu finden sind. Eine Anzahl Schmeichler und Hofleute, welche Biglia mit Namen nennt, erfüllten, während Carmagnola als Statthalter in Genua war, den feigen und argwöhnischen Herzog mit Angst, und bewirkten zunächst, daß Philipp Maria dem Carmagnola die Summen entziehen wollte, welche dieser gebrauchte, um, wie man jetzt sich ausdrückt, die Cadres seines Söldnerheeres zu unterhalten. Carmagnola fühlte, wohin das führen werde, und eilte deshalb mit geringer Begleitung nach Abbiate Grasso, wo damals der Herzog sich befand. Er ward aber nicht in die Stadt eingelassen, und als er dem Herzoge sagen ließ, daß er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe und noch nie abge-

wiesen worden sei, erhielt er sogar die Antwort, er solle sich an einen der ihm verhaßten Hofleute wenden. Er gerieth hierüber in die größte Wuth und brach, als er den Herzog über dem Thore bemerkte, in laute Vorwürfe und Schmähungen aus; doch wagte man nicht sich seiner zu bemächtigen, als er hierauf mit seiner kleinen Begleitung sogleich querfeldein ritt, um eilig in das Gebiet des Herzogs von Savoyen zu kommen. Adrato, welcher ihn mit einigen Reisigen verfolgte, hatte keine Lust, den zornigen Haudegen anzugreifen oder auch nur an der Fortsetzung der Reise zu hindern. Philipp Maria ließ alle Güter Carmagnola's, sowie die sämmtlichen Einkünfte desselben im Betrage von vierzigtausend Dukaten einziehen. Carmagnola gelangte zuerst zum Herzoge von Savoyen, den er von Philipp Maria's Planen unterrichtete und gegen ihn aufbrachte; dann begab er sich durch die Schweiz in das Gebiet von Venedig. Diesen Weg machte er verkleidet, weil er den Eidgenossen die Niederlage bei Bellinzona bereitet hatte. Am 25. Februar 1425 kam er mit dreiundzwanzig Begleitern und großen Schätzen in Treviso an, und reiste von da weiter nach Venedig, wo man ihm eine ausgezeichnete Aufnahme gewährte. Der Herzog von Mailand ließ dort, wie Biglia aus dem Munde eines Freundes berichtet, durch Spione jeden Schritt und Tritt Carmagnola's beobachten und jedes seiner Worte belauschen. Auch machte er den Versuch, ihn vergiften zu lassen.

Durch Carmagnola's Austritt aus dem Dienste Philipp Maria's erhielten die politischen Angelegenheiten von Oberitalien eine ganz andere Gestalt. Venedig und Florenz wurden nämlich von diesem Augenblick an die Hauptmächte; denn beide Republiken, die aristokratische wie die demokratische, waren allein von allen italiänischen Staaten im Stande, die ungeheueren Kosten für die Compagnicen und Hauptleute zu bestreiten, von welchen damals das Schicksal Italiens abhing. Übrigens hatte auch der Herzog von Mailand mit beiden Republiken das Eine gemein, daß er nicht als General oder durch die Streitbarkeit seiner Unterthanen, sondern durch den Reichthum und die Betriebsamkeit seines Landes und durch den darauf gegründeten blühenden Zustand seiner Finanzen mächtig war. Die Venetianer waren längst von den Florentinern bestürmt worden, mit ihnen ein Bündniß gegen Philipp Maria zu schließen, welcher

offenbar darnach strebe, sich zum Kaiser von Italien zu machen; allein die Republik Venedig, deren grausame, egoistische und treulose Politik Machiavelli als vollendete Staatsweisheit preist, zögerte so lange sich der bedrängten Florentiner anzunehmen, bis diese drohten, sich dem Herzoge anzuschließen. Die beiden florentinischen Gesandten, Palla degli Strozzi und Johann von Medicis, brachten daher im November 1425 die Venetianer wenigstens zu dem Versprechen, daß sie sich beim Herzoge für den Frieden ernstlich verwenden wollten. Dies geschah, und der schlaue und arglistige Tyrann stellte sich sogleich zu einem Waffenstillstand bereit, mit welchem jedoch den Florentinern wenig gedient war. Unterdessen kam Carmagnola nach Venedig. Dieser war mit der inneren Beschaffenheit der mailändischen Regierung, sowie mit den weitaussehenden Planen des Herzogs vertraut, und bestätigte den Venetianern das, was die Florentiner ihnen über die Absichten desselben gesagt hatten. Die Venetianer nahmen hierauf eine ganz andere Sprache gegen den Herzog an, und drohten ihm, ein Offensiv-Bündniß mit Florenz zu schließen, wenn er nicht den Besitz von Genua aufgebe und die Romagna räume. Venedig wurde von Florenz und von Mailand als diejenige Macht betrachtet und behandelt, deren Ausspruch das Schicksal Italiens entscheiden könne. Es traten daher auch die Gesandten beider Staaten als Redner im venetianischen Senat auf, wo Carmagnola ebenfalls eine lange Rede gegen den Herzog hielt. Die Geschichtschreiber jener Zeit stellen das Auftreten dieser Männer im venetianischen Senat, welcher in jeder Beziehung dem alten römischen glich, ausführlich dar, und legen den verschiedenen Gesandten, die allerdings sehr beredt waren, lange und gut ausgearbeitete Reden in den Mund; denn die klassische Bildung der Zeit forderte lange und zierliche Staatsreden, und alle damaligen Historiker waren Rhetoriker, welche den Cicero, Livius und andere römische Klassiker auswendig wußten. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern führen nur die Facta selbst an. Die Florentiner beklagten sich, daß ihnen der Krieg mit Mailand schon zwei Millionen Dukaten gekostet habe, und daß sie, wenn Venedig sich nicht mit ihnen verbinde, den Herzog, wie er wünsche, als Kaiser anerkennen würden. Im Anfange des folgenden Jahres (1426) kam dann zwischen Venedig und Florenz ein Bündniß zu

Stande, nach welchem auf gemeinschaftliche Kosten ein Heer von achttausend Mann zu Fuß und sechzehntausend Mann zu Pferd aufgestellt werden sollte. An diesen Bund schlossen sich später auch die Städte Siena und Ferrara, sowie die Markgrafen von Mantua und Montferrat und der Herzog Amadäus von Savoyen an. Carmagnola, dem die Venetianer anfangs jährlich sechstausend Dukaten Wartegeld ausgesetzt hatten, wurde nach dem Abschluß des Bündnisses mit Venedig zum Obergeneral der Venetianer ernannt, und erhielt als solcher monatlich tausend Dukaten. Schon im Januar erklärte Venedig dem Herzog von Mailand den Krieg, und schon zwei Monate nachher benutzte Carmagnola die Einverständnisse, welche er mit Einwohnern von Brescia hatte, um den Venetianern diese Stadt, nach deren Besitz sie lange getrachtet hatten, zu verschaffen; doch blieben die alte und die neue Festung, sowie die Vorstädte und die festen Plätze des Stadtgebietes in der Gewalt der mailändischen Söldner, welche an Franz Sforza und an Nikolaus Piccinino Feldherren hatten, die es mit Carmagnola aufnehmen konnten. Die Besetzung eines Theils von Brescia durch die Venetianer nöthigte den Herzog von Mailand, seine Truppen aus der Romagna herauszuziehen. Er benutzte dies, um den Pabst zu gewinnen; denn er ließ die dortigen Städte Forli, Imola und Forlimpopoli dem Legaten desselben übergeben, der sie freilich nicht behaupten konnte, sondern bald nachher wieder ihren alten Herren überlassen mußte. Die aus der Romagna abziehenden Miethlinge Philipp Maria's führte Agnolo della Pergola glücklich bis nach Brescia, wohin auch die Florentiner ihren General Nikolaus von Tolentino mit einem Heere geschickt hatten, und nun ward von den sämmtlichen Miethvölkern des Herzogs, der Venetianer und Florentiner bis in den November um die Burgen und Vorstädte von Brescia gestritten. Die Venetianer sparten kein Geld, sie nahmen auch die Herren von Faënza und von Crema mit ihren Reisigen, sowie den Bandenführer Lorenz von Cotignola, welcher in der Kriegsgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts neben Alberich da Barbiano, Braccio di Montone, Carmagnola Piccinino und den beiden Sforza's einen glänzenden Platz einnimmt, mit neunhundert Gepanzerten in ihren Sold. Die Vertheidigung der von den Mailändern

besetzt gehaltenen und bis zum 20. November behaupteten Burgen und Vorwerke von Brescia wird von dem mailändischen Geschichtschreiber Biglia mit ebenso großer Vorliebe und Ausführlichkeit dargestellt, als die zwei Jahre früher Statt gefundene hartnäckige Vertheidigung der Stadt Aquila von einem seiner Zeitgenossen (s. S. 308.). Auch ist Biglia's ganz ins Einzelne gehende und oft ermüdend ausführliche Darstellung der Anstalten und Gefechte in und um Brescia in Betreff des Kriegswesens jener Zeit ebenso belehrend, wie der Bericht des Lobredners der Bürger von Aquila. Die Venetianer und ihre Verbündeten nahmen einen befestigten Punkt des Brescianischen nach dem anderen ein, und am Ende November fiel auch der letzte desselben in ihre Gewalt. Nun zeigte sich der Herzog geneigt, den Frieden durch einige Opfer zu erkaufen, und nahm dazu sogar die Vermittelung des Pabstes an. Schon am 30. December 1426 ward der Frieden unterzeichnet. Philipp Maria verstand sich im Vertrauen darauf, daß die Florentiner und Venetianer ihren sehr kostspieligen Miethvölkern sogleich den Abschied geben würden, zu Bedingungen, welche zu erfüllen er nicht im mindesten willens war. Dies verrieth er jedoch zu früh. Als nämlich im Anfange des folgenden Jahres jene Bedingungen erfüllt werden sollten, machte er Schwierigkeiten, seine Truppen zurückzuziehen, und die Venetianer und Florentiner nahmen deshalb die Anführer der Banden sogleich wieder in Sold.

In dem Kriege, welcher nun im Jahre 1427 aufs neue geführt ward, lieferten sich zwar beide Theile bald an diesem, bald an jenem Orte ein Treffen; es kamen aber dabei nur wenige Leute ums Leben, weil sowohl das Heer des Herzogs von Mailand, als das der Verbündeten aus Miethvölkern bestand, deren Feldherrn, sobald einmal das Treffen eine ungünstige Wendung nahm, nicht gern das Leben ihrer Leute länger in Gefahr brachten. Ein ganz besonderes Interesse bieten die Nachrichten, welche in den zahlreichen Chroniken der Zeit über diesen Krieg gegeben werden, in der einen Beziehung dar, daß sie unsere Verwunderung über den Reichthum, die Macht, den Glanz, die Betriebsamkeit und die Wissenschaft des oberen und mittleren Italiens jener Zeit erwecken. Die Florentiner und Genuesen rüsten gegen einander ansehnliche

Flotten, die Venetianer und der Herzog von Mailand haben außer ihren See-Flotten noch eine sehr bedeutende Zahl Flußfahrzeuge, mit denen sie sich auf dem Po Schlachten liefern, und das Landheer der Verbündeten, welche weder alle Staaten des Landes in sich begreifen, noch das Äußerste aufbieten, ist erstaunlich, mag man nun blos die Zahl der Streiter oder ihre Beschaffenheit und Übung beachten. Ihr Bezug auf das Letztere berichtet Biglia, es hätten damals unter Franz Sforza, Agnolo della Pergola und Piccinino, den Feldherrn des mailändischen Herzogs, und unter Carmagnola, dem Oberanführer der Verbündeten, siebenzigtausend Mann gegen einander im Felde gestanden, und unter diesen wären zwanzigtausend gepanzerte Reiter gewesen. Die Verbündeten hatten den Vorzug, daß die Hauptleute ihrer Miethlinge, ein Michael und Lorenz von Cotignola, die Herren von Varano und Faënza und sogar der Markgraf von Mantua, die überlegenen Talente und die Erfahrung Carmagnola's willig anerkannten und demselben gehorchten, während im Heere des Herzogs Agnolo della Pergola, Guido Torello, Nikolaus Piccinino und Franz Sforza sich ganz gleich standen und einander nicht gehorchten. Der Herzog, welcher selbst nichts vom Kriegswesen verstand, glaubte dem Übel dadurch abzuhelfen, daß er einen vornehmen Feldherrn, Karl Malatesta, den Sohn des Herrschers von Pesaro und Neffen des Fürsten von Rimini, über die Anderen setzte; das zog ihm eine Niederlage zu. Karl Malatesta war bei jeder Gelegenheit ein unglücklicher Feldherr, und benahm sich entweder nachlässig oder meinte es, wie uns fast scheinen möchte, nicht gut mit dem Herzoge, und trat insgeheim mit seinem Verwandten, dem Markgrafen von Mantua, in Verbindung, der ihn auch nachher, als er gefangen wurde, in Freiheit setzte; genug, er ward von Carmagnola überrascht und erlitt am 11. Oktober bei Macalo eine völlige Niederlage, so daß fünftausend Reiter und ebensoviele Fußgänger des mailändischen Heeres gefangen genommen wurden. Philipp Maria ward durch die Niederlage sehr erschreckt, und wandte sich anfangs mit flehentlicher Bitte um Vermittelung an den Pabst und an den Kaiser Siegmund; bald jedoch war er im Stande, sein Heer soweit wieder herzustellen, daß er den Feind wenigstens aufhalten konnte. Bei dieser Gelegenheit zeigen sich aufs neue die Hülfs-

quellen von Mailand, sowie die Blüthe der Handwerke und Gewerbe der Stadt im glänzendsten Lichte. Nach der Sitte jener Zeit hatte man nämlich diejenigen unter den kriegsgefangenen mailändischen Soldaten, von welchen kein großes Lösegeld zu erpressen war, die man aber doch in der Gefangenschaft hätte ernähren müssen, laufen lassen, nachdem man ihnen nur die Waffen und die Pferde abgenommen hatte. Diese kehrten insgesammt zu ihrem alten Herrn zurück, welcher also nur Pferde und Rüstungen herbeizuschaffen hatte, um sein altes Heer wieder herzustellen. Dies konnte er so schnell und leicht zu Stande bringen, daß, wie Biglia berichtet, schon in wenigen Tagen viertausend Reiter und zweitausend Mann zu Fuß nicht blos mit Harnischen, sondern auch mit allen anderen Stücken der Rüstung versehen waren. Man sieht hieraus, wie groß die Zahl der Waffenschmiede in Mailand gewesen sein muß, und wie viel leichter gewisse Handwerke damals zur bürgerlichen Wohlhabenheit gelangen konnten, als jetzt. Unterdessen hatte Carmagnola seinen Sieg benutzt und einen Ort nach dem anderen eingenommen. Im nächsten Jahre ward selbst Cremona von ihm bedroht, und Bergamo schien bereits unrettbar verloren zu sein, als zum Glück für Philipp Maria der Pabst und viele unter den Verbündeten, besonders der Markgraf Nikolaus von Ferrara, das Herzogthum Mailand als ein Gegenwicht gegen die Übermacht von Venedig, welches furchtbarer war, als der Herzog, zu erhalten wünschte. In Folge davon ward im April 1428 ein neuer Frieden geschlossen, welcher auch wirklich gehalten wurde. Der ganze Vortheil desselben war auf Seiten der Venetianer und ihres Generals Carmagnola; denn die Ersteren erhielten nicht blos Brescia mit seinem ganzen Gebiet, sondern auch Bergamo und viele Orte im Cremonesischen, so daß die Adda ihre Gränze ward, Carmagnola aber erlangte wieder den Besitz von allen seinen eingezogenen Gütern und außerdem noch andere Vortheile, welche die venetianische Chronik Stella's aufzählt. Dagegen hatten die Florentiner von dem Frieden keinen anderen Nutzen, als daß der Herzog von Mailand nichts weiter gegen sie vornehmen durfte und die in der Romagna besetzten Städte aufgeben mußte. Auch berichtet Machiavelli, die Florentiner hätten den Frieden nur deshalb angenommen, weil sie gefühlt hätten, wie thöricht es gewesen sei, daß sie im

Kriege drei Millionen fünfmalhunderttausend Dukaten ausgegeben hätten, um Venedig groß zu machen.

Ein Jahr nach dem Abschluß des Friedens starb Johann von Medicis, der Leiter der damals in Florenz bestehenden demokratischen Regierung. Machiavelli schildert die Wirksamkeit und Bedeutung desselben in Florenz dadurch, daß er ihm in der Anrede, welche Johann auf dem Todbette an seinen Sohn Kosmus gehalten haben soll, ächt demokratische, edle, menschenfreundliche Gesinnungen und Rathschläge in den Mund legt. Auch war Johann von Medicis, wie Machiavelli hinzufügt, in der That noch weit mehr durch seine Tugenden und Wohlthaten, als durch seinen königlichen Reichthum der Abgott seiner Mitbürger gewesen (Lascio nel universale della città di se un grandissimo desiderio, secondo che meritavano le sue ottime qualità). Sein älterer Sohn, Kosmus, trat nachher an seine Stelle, und zeigte sich als Mensch und als Bürger eben so vortrefflich, als Staatsmann aber weit vorzüglicher. Machiavelli sagt: Cosmus sei ein äußerst kluger, im Verkehr sehr freundlicher Mann (di grave e grata presenzia) gewesen, ganz freigebig, ganz herablassend; er habe nie etwas gegen eine der drei Klassen, welche sich um die Regierung stritten, nie etwas gegen den Staat versucht (nè mai tentò alcuna cosa contro alle parti, nè contro allo stato), er sei vielmehr darauf bedacht gewesen, jedermann Gutes zu thun und sich durch seine Freigebigkeit alle Klassen der Bürger verbindlich zu machen. Schon sein Vater war den Aristokraten als demokratisches Haupt der Florentiner verdächtig gewesen. Auch hatte er diese Partei in den Planen gestört, die sie während des Krieges mit Mailand entworfen hatten. Um nämlich die sehr bedeutenden Kriegskosten aufbringen zu können, war von den Führern der damals durch das Volk (la plebe) herrschenden Partei eine Vermögenssteuer (catasta) eingeführt worden, welche große Unzufriedenheit erregte, und dies hatten die Häupter der den Demokraten entgegenstehenden Partei benutzen wollen, um die Regierungsform zu ändern. Johann war jedoch so mächtig, daß ohne ihn die Sache nicht durchgesetzt werden konnte, und man hatte sich daher Mühe gegeben ihn zu gewinnen; alle Anträge waren aber an der unerschütterlichen Festigkeit gescheitert, mit der er seine Theilnahme an jenem Plane versagte. Kosmus ward den Aristo-

kraten noch mehr als sein Vater verdächtig. Sie ergriffen deshalb, wie wir später sehen werden, mit Begierde die Gelegenheit, als ihnen durch einen von seiner Partei begonnenen und unglücklich geführten Krieg die Hoffnung gewährt ward, ihn stürzen und aus Florenz vertreiben zu können.

Unmittelbar nach Johann's von Medicis Tode geriethen die Florentiner, obgleich der Frieden kaum erst geschlossen war, wieder mit dem Herzog von Mailand in Feindschaft. Den Anlaß dazu gab daher ein Krieg der Florentiner mit Paul Guinigi und seinem Sohn Ladislaus, welche in Lucca eine militärische Herrschaft gegründet hatten und dieselbe auf eine Bande von etwa tausend Mann Söldnern stützten. In diesem Kriege ergriffen die Florentiner auf den Rath des größten Baumeisters der neueren Zeit, Brunnelleschi, der zugleich ein großer Mechaniker war, ein Mittel, welches ihnen selbst verderblich ward. Sie wollten nämlich durch Abdämmung des Flusses Serchio die Mauern von Lucca zum Einsturz bringen, die Lucceſen nahmen aber ihre Maßregeln so, daß die Wassermasse sich nach der anderen Seite hinwendete, die Ebene überschwemmte und die Florentiner nöthigte, sich schnell aus ihrem Lager zu entfernen. Lucca rief nachher die Hülfe des Herzogs von Mailand an, und dieser schickte zuerst Franz Sforza und dann Piccinino mit ihren Schaaren. Florenz beklagte sich darauf in Venedig, daß der Herzog den Frieden gebrochen habe, und der venetianische Senat hatte die Ehre, daß in seiner Mitte über die Verhältnisse des oberen und mittleren Italiens von florentinischen und mailändischen Staatsrednern gestritten und ihm das Urtheil überlassen ward. Auch Carmagnola trat als Redner auf, enthüllte die Plane des Herzogs und zeigte, daß Venedig in Gefahr sei, die ihm im letzten Frieden überlassenen Städte wieder zu verlieren. Die Venetianer beschlossen 1431 den Krieg gegen Philipp Maria, und schickten Carmagnola an der Spitze eines Heeres aus. Der Herzog von Mailand stellte dagegen unter Franz Sforza, Nicolaus Piccinino und Guido Torello Heere von Miethlingen auf, und knüpfte Sforza dadurch enger an sich, daß er ihn mit seiner natürlichen Tochter Blanca zu vermählen versprach, sobald diese herangewachsen sei. Carmagnola war gleich im April 1431 bei einem Angriff auf Soncino unglücklich, in den folgenden Monaten erlitten

die Venetianer auf dem Po, wo sie eine große Flotte hatten, eine sehr bedeutende Niederlage, und Carmagnola fand den ganzen übrigen Theil des Jahres nicht rathsam, die Feinde anzugreifen. Man legte ihm dies als Treulosigkeit aus und übte hierauf im April 1432 an ihm ein Beispiel jener Grausamkeit und Hinterlist, durch welche die in Venedig herrschenden zehn Männer ihren Staat glänzend und groß gemacht haben, und die nicht nur von Machiavelli, sondern von fast allen Schriftstellern als höchste Staatsweisheit gepriesen worden sind. Es ward nämlich vom Beginn des Jahres 1432 an der Herstellung eines allgemeinen Friedens betrieben, den die Chronik von Bologna mit einem tiefen Seufzer herbei wünscht (la pace trà la lega e il detto duca. A Dio piaccia, che pel bene d'Italia possa essa seguire), und in Ferrara fanden sich zu diesem Zwecke die Gesandten des Pabstes, des Kaisers Siegmund, des Markgrafen von Mantua ein, sowie von Seiten der Florentiner der Erste ihres Adels, Palla degli Strozzi, und der Erste ihrer bürgerlichen Handelsleute (so sagt die Chronik von Bologna ausdrücklich), Kosmus von Medicis. Dies benutzte die venetianische Regierung, um Carmagnola zu vernichten. Sie traute ihm nämlich schon lange nicht mehr, weil er im Kriege die errungenen Vortheile nur sehr langsam verfolgt hatte. Er war aber ebenso schlau gewesen, als der Rath der Zehner, welcher Venedig regierte (s. Th. VIII. S. 325), und hatte sich nicht dadurch täuschen lassen, daß man ihm Alles nachsah und ihn mit Geschenken und Gunstbezeugungen überhäufte, was von Seiten der Republik Venedig nur denen zu geschehen pflegte, die man verderben wollte, weil sie zu mächtig geworden waren. Jetzt endlich bot sich eine gute Gelegenheit dar, ihn zu verderben. Er ward unter dem Vorwande, daß man bei den Verhandlungen über den Frieden ihn zu Rathe ziehen wolle, in die Stadt gerufen, und ließ sich täuschen. Er reiste in glänzender Begleitung nach Venedig, und ward auf Befehl des Senats überall unterwegs mit ganz ungewöhnlichen Ehren empfangen. Der Geschichtschreiber Marino Sanuto kann sich nicht genug verwundern, daß die beiden aus Venedig abgeschickten Proveditoren, welche alle diese Ehrenbezeugungen anzuordnen und das Commando des Heeres zu übernehmen hatten, alles, was der Rath der Zehner beschlossen gehabt, gewußt hätten, und daß doch nichts kund gewor-

den sei) E sapevano la deliberazione fatta nel consiglio dei dieci contro di lui, tamen fu osservata in questa cosa grande taciturnità). In Venedig ward Carmagnola von einer Anzahl sehr vornehmer Männer, welche die Präsidenten des Raths der Zehn (capi dei dieci), Marcus Barbarigo (quondam Ser Lorenzo) und Lazarus Moncenigo, damit beauftragt hatten, gleich beim Aussteigen aus der Gondel empfangen und in den Marcus-Palast geführt. Sobald er hier eingetreten war, wurden die Thore des Palastes geschlossen, die Begleiter unten zurückgehalten, er selbst von dem Procurator des Collegiums der Zehn, Leonardo Moncenigo, und vielen Nobili's empfangen und unter dem Vorwande, daß er bei dem Dogen speisen solle, mehrere Stunden lang aufgehalten, seine Begleitung aber unter dem nämlichen Vorwande fortgeschickt. Am Abend begaben sich die Nobili's mit ihm auf den Weg; statt aber zum Dogen zu gehen, führten sie Carmagnola in den Kerker. Da erkannte der General sogleich das ihm bevorstehende Schicksal; denn beim Eintritt in das Gefängniß rief er mit einem tiefen Seufzer aus: „Ich sehe recht wohl, daß ich dem Tode verfallen bin." Er ward zwanzig Tage lang im Kerker grausam behandelt und dann ohne Erbarmen auf schreckliche Weise gefoltert, bis er alles das eingestanden hatte, was man von ihm ausgesagt haben wollte, um ihn unter dem Scheine des Rechts hinrichten und das Urtheil bekannt machen zu können. Schon am 5. Mai wurde er öffentlich als Verbrecher hingerichtet; er würde dabei gewiß seine Mörder durch eine Erklärung vor dem Volke beschämt haben, wenn man ihn nicht schmählich geknebelt hätte. Marino Sanuto erzählt, Carmagnola sei zwischen den beiden Säulen des Marcus-Platzes mit einem Knebel im Munde hingerichtet worden und sein Haupt erst beim dritten Streiche gefallen. An seine Stelle ward als Obergeneral der Beherrscher von Mantua, Johann Franz Gonzaga, ernannt, welchem Kaiser Siegmund gerade damals den Markgrafen-Titel verkaufte. Dieser neue Oberanführer, der übrigens den Venetianern ebenfalls sehr bald verdächtig wurde, hatte ein recht bedeutendes Heer unter sich (cavalli vivi 11600, pedoni 8000, cernide oder Schützen 1000).

In Florenz drohte ein Jahr später dem Kosmus von Medicis von Seiten seiner Gegner ein ähnliches Schicksal; die Florentiner verfuhren aber billiger mit ihrem großen Mitbürger, als die Vene-

tianer mit Carmagnola verfahren waren, obgleich auch Kosmus anfangs ein Opfer seiner Feinde zu werden fürchtete. Kosmus hatte nebst seinem Mitgesandten, Palla degli Strozzi, auf dem Kongreß zu Ferrara eine sehr bedeutende Rolle gespielt und dazu beigetragen, daß am 26. April 1433 ein Frieden mit Mailand geschlossen ward, und die Bedingungen und Folgen dieses Friedens gaben der Partei seiner Feinde einen Vorwand, um in Florenz durch eine Revolution den Einfluß der Medicis zu vernichten. Der Friede von Ferrara führte nämlich die Verhältnisse und das Gebiet der Staaten von Ober- und Mittel-Italien auf den Stand vor dem Kriege zurück, so daß die streitenden Theile das, was sie besetzt hatten, herausgaben, und der Herzog von Mailand allen seinen Bündnissen in Toscana und in der Romagna entsagte. Philipp Maria mischte sich nun freilich nicht mehr unmittelbar in die Streitigkeiten der kleinen Staaten dieser Länder, allein er that es durch die dritte Hand. Er entließ gleich nach dem Abschluß des Friedens die beiden Hauptleute Franz Sforza und Nikolaus Fortebraccio aus seinem Dienste, damit diese dort in ihrem eigenen Namen erobernd aufträten, blieb aber insgeheim in Verbindung mit ihnen. Fortebraccio nahm Perugia und andere Städte ein, und Sforza benutzte die Unzufriedenheit der Mark Ancona mit Pabst Eugen IV., um sich daselbst festzusetzen. Der Pabst half sich damit, daß er den einen dieser beiden Feinde gegen den anderen zu gebrauchen suchte; er verständigte sich mit Sforza, und erkaufte die Hülfe desselben durch die Abtretung der Mark Ancona. Allein Sforza konnte oder wollte den Pabst gegen seine vielen Feinde nicht schützen, und Eugen mußte sogar aus Rom fliehen. Er begab sich nach Florenz und kam dort zu derselben Zeit an, als die Feinde des Kosmus von Medicis, an deren Spitze die Albizzi's standen, eine Verschwörung gegen Kosmus gemacht hatten. Die Albizzi hatten in die wilde demokratische Verwaltung von Florenz, nach welcher alle zwei Monate ein neuer Gonfaloniere oder Präsident des Staats- und Kriegswesens gewählt wurde, Anstand und Würde gebracht und der aristokratischen Partei wieder einiges Gewicht verschafft. Als aber der Einfluß der Medicis aufs neue überwiegend ward, spann Rinaldo von Albizzi eine Kabale an, um sie zu verdrängen (1433). Er verhalf einem armen Manne, Bernardo Guadagni, welcher sein Werkzeug war, zur Würde eines

Gonfaloniere. Guadagni hätte gar nicht gewählt werden können, sowohl aus anderen Ursachen als auch besonders deshalb, weil er mit seinen Abgaben im Rückstand war und niemand, der nicht die dem Staate schuldigen Steuern bezahlt hatte, ein öffentliches Amt, geschweige denn die Stelle eines Gonfaloniere bekleiden durfte; allein das Collegium, dessen Präsident der Gonfaloniere war, bestand damals blos aus Anhängern der Albizzi, und Rinaldo von Albizzi bezahlte das, was Bernardo Guadagni nicht hatte bezahlen können (pagò le sue gravezze, acciocche il debito publico non gli togliesse quel grado). Bernardo Guadagni war kaum für die Monate September und Oktober 1433 zum Gonfaloniere erwählt, als er sogleich Kosmus vorladen ließ. Dieser verschmähte im Bewußtsein seiner Unschuld die Warnungen und Aufforderungen seiner Freunde, und wollte sich ihrer bewaffneten Hülfe gegen sein Vaterland nicht bedienen. Er folgte der Vorladung des Gonfaloniere, und ward unter dem Vorwande, daß er im Kriege mit Lucca dem Franz Sforza die Plane der Florentiner verrathen habe, in das Gefängniß geworfen. Um den edelsten und geliebtesten Bürger von Florenz zu verderben, ward dann, wie dies gegenwärtig überall geschieht, das souveraine Volk als Maschine gebraucht. Das Volk nämlich, d. h. alle diejenigen Bürger, welche vorher ebenso gewonnen worden waren, wie man beim allgemeinen Stimmrecht die Urwähler zu gewinnen pflegt, wurden auf dem Markte versammelt und wählten eine Balia oder nach dem jetzigen Ausdruck eine souveraine constituirende Versammlung. Diese bestand aus zweihundert Mitgliedern, und sollte vorgeblich über die Reform des Staates, in Wirklichkeit aber über das Schicksal des Kosmus entscheiden. Kosmus fürchtete das Ärgste, und nahm, wie auch Carmagnola in Venedig gethan hatte, aus Furcht vor Gift vier Tage lang keine andere Nahrung als ein Stückchen Brod zu sich, ließ sich aber nachher durch seinen Wächter, Friedrich Malavolti, beruhigen. Die Worte, welche Machiavelli diesem Friedrich Malavolti in den Mund legt, zeigen uns den Gefängnißaufseher der Florentiner von einer ganz anderen Seite, als die ist, von welcher her wir den ganzen venetianischen Senat und besonders die schrecklichen Zehn überall kennen lernen, und enthält zugleich das schönste Lob des Edelsten der Italiäner im fünfzehnten

Jahrhundert. Machiavelli läßt den Malavolti Folgendes zu Kosmus sprechen: „Du bist in Unruhe, Kosmus, ob du nicht vielleicht vergiftet werden sollst, und willst dich deshalb zu Tode hungern. Du thust mir dadurch wenig Ehre an, daß du glaubst, ich würde mich zu einer solchen Schandthat (sceleratezza) gebrauchen lassen. Ich glaubte nicht, daß man dich zum Tode verurtheilen werde, weil du zu viele Freunde in der Regierung und im Volke hast; aber wenn du auch dein Leben verlieren solltest, so sei versichert, daß sie dazu nicht mich gebrauchen, sondern andere Mittel anwenden werden. Ich werde meine Hände nie mit dem Blute irgend eines Menschen beflecken, am wenigsten mit dem Blute eines Mannes, der mich nie beleidigt hat. Sei darum gutes Muthes, genieße Speise und Trank, und erhalte dein für deine Freunde und für dein Vaterland theueres Leben! Damit du aber mit größerer Zuversicht essen mögest, so will ich selbst von dem, was dir vorgesetzt wird, genießen." Malavolti zog noch einen Dritten als Tischgenossen hinzu, und durch diesen ließ dann Kosmus elfhundert Dukaten aus seiner Bank holen, von welchen er selbst hundert nahm, die anderen tausend aber dem Gonfaloniere schickte. Das Geld stimmte den Gonfaloniere so weit um, daß er sogleich gelindere Saiten aufzog (donde Bernardo ne diventò più umano) und gegen denselben Mann, den er vorher des Hochverraths angeklagt hatte, nur auf Verbannung antrug. Kosmus ward auf zehn Jahre nach Padua, sein Sohn Lorenzo auf zwei Jahre nach Venedig und seine übrigen Verwandten und Freunde in andere Städte verbannt (Oktober 1433). Kosmus wurde in der Verbannung von den venetianischen Senatoren gleich einem Fürsten geehrt, und kehrte schon im Jahre 1434 in Folge einer förmlichen, zu seinen Gunsten entstandenen Revolution mit den Seinigen nach Florenz zurück. Im August 1434 ward nämlich einer von Kosmus Freunden, Nicolo di Cocco Donati, zum Gonfaloniere und acht Anhänger des Hauses Medicis zu Mitgliedern der von ihm präsidirten Regierung erwählt. Die Albizzi wollten zwar anfangs diese Männer mit Gewalt hindern, ihr Amt anzutreten; sie mußten aber davon abstehen, weil Palla degli Strozzi sich weigerte, seinen Anhang zum bewaffneten Angriff auf die Gesetze und die Verfassung seines Vaterlandes aufzubieten (Rinaldo degli Albizzi avendo veduto la

fredezza di Messer Palla e la leggerezza di Ridolfo Peruzzi etc.). Um Kosmus und seine Verwandten zurückrufen zu können, verfuhr man dann auf dieselbe Weise, wie vorher bei ihrer Verbannung, nur mit dem Unterschiede, daß Pabst Eugen IV., der sich damals in Florenz befand, durch seine Vermittelung die aristokratische oder ritterliche Partei hinderte, die Demokraten mit den Waffen anzugreifen, welche sie besser zu gebrauchen verstanden, als diese. Die Regierung (gli signori) ließ durch ihr souveraines, auf dem Markt versammeltes Volk eine neue souveraine constituirende und verordnende Versammlung (balía) von zweihundert Männern erwählen, diese schaffte alles, was die vorige eingerichtet hatte, wieder ab und rief die Mediceer nach Florenz zurück. Kosmus Einzug in Florenz war ein aufrichtiger, nicht erheuchelter Triumph; alle Bürger begrüßten ihn mit lautem Zuruf als den Wohlthäter des Volkes, als den Vater des Vaterlandes, ohne daß es nöthig gewesen wäre, sie dazu aufzufordern. Die Macht des Kosmus ward vom Augenblick seiner Rückkehr an größer, als sie gewesen war, und der friedliche, wohlthätige und freundliche Einfluß der Mediceer und ihrer Freunde war seitdem eine förmliche Regierung.

Gleich nach der Rückkehr der Mediceer verband sich Franz Sforza mit Florenz gegen den Herzog von Mailand. Die Zurückberufung des Kosmus hing sogar damit zusammen; denn die Florentiner wünschten sich desselben Mannes, den sie kurz zuvor wegen seiner geheimen Verbindung mit Sforza hatten hinrichten wollen, zu bedienen, um diesen Feldhauptmann des mailändischen Herzogs in ihr Interesse zu ziehen. Sforza fand damals in einem Bunde mit Florenz gegen den Herzog seinen Vortheil, weil dieser den Piccinino mehr als ihn begünstigte und die von Sforza eroberte Mark Ancona dem Pabste wieder verschaffen wollte. Kaum waren daher die Mediceer nach Florenz zurückgekehrt, als Sforza in die Dienste der Republik trat. Auch die Venetianer nahmen, sobald das ihnen befreundete Haus Medicis sein Ansehen in Florenz wieder erlangt hatte, aufs neue Theil am Kriege. Ebenso vereinigte sich der Pabst Eugen mit den Florentinern gegen den Herzog, weil dieser ihn durch Piccinino um den Besitz der Städte Bologna, Faënza, Imola und Forli zu bringen suchte. Doch ward der Krieg schon im August des folgenden Jahres (1435) durch einen Frieden

beendigt, den der Markgraf von Ferrara vermittelte. Der Pabst kam durch denselben wieder in den Besitz von Imola und Bologna, mußte aber in Betreff der letzteren Stadt zugeben, daß Antonio Bentivoglio, dessen Familie in Bologna früher das höchste Ansehen genossen, und welcher selbst nie dem Pabste entgegengewirkt, sondern vielmehr die Absichten desselben stets gefördert hatte, dahin zurückkehren dürfe. Antonio kam im Oktober in Bologna an, ward aber schon Ende December von dem Legaten des Pabstes verhaftet und nicht lange darauf hingerichtet.

In demselben Jahre (1435) ward, wie bereits oben (S. 354 f.) berichtet worden ist, der König Alphons von Aragonien in einer Seeschlacht besiegt, zum großen Verdruß der damals von Mailand abhängigen Genuesen nach Mailand gebracht und dort vom Herzog nicht nur sehr freundlich und glänzend empfangen, sondern auch ohne Lösegeld entlassen. Die Genuesen erhoben sich in Folge dieser Politik des Herzogs am 12. December unter dem Geschrei: Es lebe die Freiheit! gegen den Statthalter desselben, Obicino von Alciato, vertrieben die mailändische Besatzung und richteten ihre republikanische Verfassung neu ein. König Alphons ward von seinem Bruder, Don Pedro, mit einer in Sicilien gesammelten Flotte abgeholt. Dieser eroberte unterwegs im Vorbeifahren und ohne alle Mühe den Hafen und die Festung von Gaëta, so daß Alphons gleich bei seiner Rückkehr festen Fuß im neapolitanischen Reiche gefaßt hatte. Hier war Ludwig's III. Bruder, der Herzog Renatus von Lothringen, sein Mitbewerber um das Reich Neapel; dieser saß aber damals zu Dijon in der Gefangenschaft. Renatus hatte nämlich als Schwiegersohn des Herzogs Karl von Lothringen dessen Herzogthum geerbt und war auch von den lothringischen Ständen anerkannt worden, der Bruder des verstorbenen Herzogs aber, Anton, Graf von Vaudremont, hatte ihm die Nachfolge streitig gemacht, und es war darüber ein Krieg entstanden, in welchem der Herzog Philipp von Burgund für Anton von Vaudremont, König Karl VII. von Frankreich für Renatus Partei nahm. Der Marschall von Burgund war dem Grafen von Vaudremont zu Hülfe geschickt worden, und hatte sein Heer durch die zugleich kräftigsten und rohesten der sogenannten Banden verstärkt, welche nach der in Monstrelet's Chronik gegebenen Schilderung überall

nur auf Raub und Beute ausgingen, und deren Führung und Vermiethung nach derselben Chronik in Frankreich besonders von den unehelichen Söhnen des Adels als ein förmliches Geschäft getrieben ward. Monstrelet nennt z. B. als solche Führer den Bastard von Humières, den Bastard von Fosseuse, den Bastard von Brimen und den Bastard von Neuville, denen er dann noch einen Räuberhauptmann beifügt, dessen Namen (Robinet Hache-Chien) einige Ähnlichkeit mit Schinderhannes hat. Diese Leute, noch mehr aber der Umstand, daß der Marschall von Burgund im günstigsten Augenblick das Geschütz anwendete, hatten demselben den Sieg und in Folge davon seinem Herrn, dem Grafen von Vaudremont, das Herzogthum verschafft. Renatus selbst war gefangen genommen worden und ward erst 1437, also zwei Jahr nach dem Tode der Königin Johanna, wieder frei gelassen. Er mußte die Freiheit durch einen sehr harten Vertrag erkaufen, welchen König Karl VII. von Frankreich vermittelte. Sein Lösegeld betrug die Summe von zweimalhunderttausend Dublonen. Da er nun außerdem noch, um nach Italien gelangen zu können, dem Herzoge vom Savoyen die Ausstattung seiner an Ludwig III. vermählten Tochter mit hunderttausend Dukaten ersetzen mußte, so gerieth er in große Geldverlegenheit, und sah sich genöthigt, seine Güter und Herrschaften zu verpfänden und dem Lehenrechte gemäß seine Vasallen in Anspruch zu nehmen. Erst im Mai 1438 kam er mit zwölf Galeeren und einigen anderen Schiffen nach Neapel.

Hier war bald nach dem Tode der Königin Johanna des Renatus Gemahlin, Isabella, erschienen, um während der Gefangenschaft desselben seine Sache zu führen. Der Heldenmuth und die reinen Sitten dieser Frau hatten ihr in Neapel, wo die Letzteren selten sind, großen Ruhm verschafft; allein da Isabella weder Geld noch Truppen mitgebracht hatte, so konnte sie nichts ausrichten. Auch dachten Jakob Caldora, welcher in den Abruzzen für des Renatus Sache zu kämpfen schien, und alle anderen Hauptleute der gedungenen Schaaren nur an ihren eigenen Vortheil. Freilich war auf der anderen Seite der Fürst Orsini von Tarent, welcher mit seinen Miethlingen Alphons unterstützte, nicht uneigennütziger, als Jakob Caldora oder Piccinino und Franz Sforza. Die Geschichte des um den Besitz von Neapel geführten Krieges und der mit demselben

verbundenen Unternehmungen, welche zur Bekämpfung der Eroberungsplane des mailändischen Herzogs gemacht wurden, ist verworren und wenig anziehend, weil die Hauptleute der Miethlinge sich bald dieser, bald jener Partei verkauften, und weil man, um zu wissen, für wen dieselben ihre Siege erfochten, sich immer erst genau erkundigen muß, wem sie in einem bestimmten Jahre dienten. Die Bündnisse, welche die Staaten unter einander schlossen, wechselten ebenso, wie die Führer der Heere ihren Dienstherrn vertauschten; der Herzog von Mailand unterstützte sogar zu gleicher Zeit den König Alphons und die Königin Isabella, welche mit demselben in Krieg war. Der Pabst begünstigte das Haus Anjou gegen Alphons, weshalb dieser sich des Baseler Conciliums gegen den Pabst annahm.

In dieser Zeit der Herrschaft von Soldaten, welche Räubern glichen, ist es erfreulich und für das Herz erquickend, drei der edelsten Charaktere an der Spitze der italiänischen Angelegenheiten glänzen zu sehen. Diese waren des Renatus Gemahlin, Isabella, der König Alphons von Aragonien und der Florentiner Kosmus von Medicis. Isabella behauptete bis zur Ankunft ihres Gemahles mit einem Heldenmuthe, der einem Manne Ehre gemacht haben würde, alles, was sich von der Herrschaft des Hauses Anjou nur irgend erhalten ließ, und gewann die Herzen der Menschen durch einen keuschen, tugendhaften Wandel. Alphons erwarb sich durch viele edle Thaten, durch Großmuth und durch weise Aussprüche den Beinamen des Weisen. Übrigens sind seine Aussprüche und seine christlichen philosophischen Handlungen von Aeneas Sylvius ebenso in einem Buche gesammelt worden, wie die Preußen die Anekdoten über ihren König Friedrich II. in sehr vielen Büchern zusammengetragen haben. Kosmus von Medicis endlich bereicherte durch seine bürgerliche Thätigkeit, seinen Credit und seinen unermeßlichen Reichthum die Bürger von Florenz, er setzte sie in den Stand, Gewerbe, Künste und Handel mit Vortheil zu betreiben, und hielt die demokratische Masse durch freundliche Milde ebenso sehr in Ruhe, als die Zehn in Venedig die ihrige durch eine argwöhnische Polizei, durch eine entsetzliche Gerechtigkeitspflege und durch die treulose Verfolgung aller derer, welche zu viel Anhang zu haben schienen. In Betreff der Venetianer werden wir später

auf die feste Einrichtung ihrer berüchtigten Staats-Inquisition zurückkommen, und dabei auch der den drei Staats-Inquisitoren (s. Th. VIII. S. 525 f.) gegebenen Instructionen gedenken, welche, soviel wir wissen, zuerst von Daru in seiner Geschichte von Venedig ans Licht gezogen worden sind. Der Herzog Philipp Maria von Mailand regierte in der Weise der Tyrannen des alten Griechenlands; er war bei einzelnen Gelegenheiten königlich freigebig und großmüthig, und schützte und forderte die Künste und Wissenschaften, während er seine Kriege durch Söldner führte. Die Mailänder waren stolz auf ihn, weil sein Ruhm der ihrige war, und weil ihre Stadt sammt der ganzen Lombardei durch ihn zu einem Wohlstande gelangte, dessen sie selbst zur Zeit der Römer nicht genossen hatte. Ebendasselbe war, trotz der ewigen Kriege, in Toscana und in den von Venedig eroberten Landschaften von Bergamo bis nach Ravenna der Fall.

In Neapel hatten Alphons und die Gemahlin seines Gegners Renatus, Isabella, den Streit um das Königthum auf eine wahrhaft königliche Weise geführt. Dies bewiesen Beide, als Alphons Bruder, Don Pedro, bald nach des Renatus Ankunft in Italien von einer Kugel getödtet wurde. Alphons weihte der Leiche desselben eine Thräne und segnete ihn, so daß Alle weinten (Dio ti perdoni, frate caro, io aspettava da te altro piacere, che vederti a questo modo morto. Dio sia laudato!) Auch Isabella beweinte den Prinzen, statt sich über seinen Tod zu freuen, als ein Calabrese ihr des Gefallenen Barett (di seta di gruna fatto ad aco) überbrachte, um eine Belohnung zu erhalten. Sie erbot sich gegen Alphons, die Gebeine seines Bruders in den königlichen Gräbern zu Neapel beisetzen zu lassen, und alles, was er zum Leichenbegängniß (la pompa delle essequie) gebrauche, zu schicken. Übrigens bekriegten sich Alphons und Renatus mit Miethvölkern. Des Letzteren Hauptstütze war Jakob Caldora und, nachdem dieser 1439 gestorben war, dessen Sohn Anton. Im Jahre 1440 fiel Aversa in die Gewalt des aragonischen Königs, und dieser bemächtigte sich hierauf nach und nach auch des größeren Theiles vom übrigen Reiche, weil Renatus den Anton Caldora, als derselbe von ihm abfallen wollte, ins Gefängniß warf, Alphons aber auf einen Wink des mailändischen Herzogs die Güter und Städte Franz Sforza's,

namentlich Benevent, Manfredonia und Bitonto, besetzte und in denselben viele Schätze fand. Über den Besitz des Königreichs Neapel entschied endlich das Jahr 1442, in welchem Renatus nach dem Verlust der Hauptstadt Neapel erkannte, daß er ein bloßes Werkzeug der Bandenführer sei, welche unter dem Vorwande, ihm auf den Thron zu helfen, Städte und Ortschaften besetzten und Land und Leute plünderten. Alphons hatte nämlich durch seinen natürlichen Sohn Ferdinand, dem er später das Königreich Neapel hinterließ, eine neue Belagerung der Stadt Neapel beginnen lassen und im Anfange des Jahres 1442 es dahin gebracht, daß den Einwohnern die Lebensmittel fast ganz ausgegangen waren und jeder, welcher Wache hielt, nur noch sechs Loth Brod täglich bekam. Da machten einige Maurermeister die Aragonier auf die unterirdische Wasserleitung aufmerksam, durch welche einst Belisar in die Stadt eingedrungen war (s. Th. IV. S. 546). Renatus leitete zwar, wie die von uns oft benutzten neapolitanischen Jahrbücher ausführlich erzählen, mit großer Thätigkeit, Anstrengung und Geschicklichkeit die Vertheidigung der Stadt bei Tag und bei Nacht, und hatte namentlich auch nicht versäumt, jenen Kanal mit Gittern sperren und den Ausgang bewachen zu lassen; die Aragonier drangen aber nichts desto weniger endlich durch denselben in die Stadt ein. Die so eben erwähnte Chronik erzählt mit großer Ausführlichkeit und auf sehr anziehende, ja fast romanhafte Weise, wie ihnen dies aller Sorge und Mühe des Renatus ungeachtet am 2. Juni 1442 gelungen sei. Nachdem die Aragonier die Stadt eingenommen hatten, besaß Renatus zwar noch einige Castelle, er hatte sich aber wegen der Bezahlung seiner Miethlinge so sehr mit Schulden überladen und ward von den Hauptleuten derselben so sehr um Sold geplagt, daß er seinen eigenen Leuten zu entgehen suchen mußte, und sich deshalb auf einem genuesischen Schiff nach Frankreich einschiffte. Unterwegs traf er in Florenz mit dem Pabst Eugen IV. zusammen, welcher ihm seine Hülfe gewährte; wie viel diese aber werth war, kann man am besten aus den naiven und ironischen Bemerkungen ersehen, welche die neapolitanischen Jahrbücher darüber machen. „In Florenz, sagt diese Chronik, ward Renatus vom Pabst Eugen ganz so empfangen, wie man Könige zu empfangen pflegt. Zur unrechten Zeit (fuor del tempo)

gewährte dort der Pabst dem Könige die Bullen, durch welche ihm als dem Könige von Neapel auch Sicilien verliehen ward. Der Pabst hätte viel besser gethan, wenn er ihm viel Geld gegeben hätte; denn wenige Tage nach dem Empfange der Bullen reiste Renatus nach Frankreich zurück." Übrigens fügt die Chronik zu des Renatus Ehren einen Lobspruch hinzu, dem wir völlig beistimmen: er habe, heißt es, das Königreich Neapel mehr aus Mangel an Geld, als an Fähigkeiten verloren (avendo perduto il regno più per mancamentò di danari, che per poco virtù). Alphons sicherte sich noch in demselben Monate, in welchem er Neapel erobert hatte, den Besitz des Reiches durch einen Sieg über Anton Caldora und dessen Bande. Dieser seinem Vater an Treulosigkeit, wie an Tapferkeit und Feldherrntalent ganz gleiche Condottieren-Führer war aus des Renatus Haft entkommen und zu Alphons übergegangen, hatte diesen aber bald nachher wieder verlassen, und war zu Renatus zurückgekehrt; er stritt jedoch damals ebenso wenig als vorher für den, dessen Namen er gebrauchte, sondern suchte nur seine eigenen Besitzungen zu erweitern. Ebenso verhielt es sich mit Johann Sforza, der sich mit Anton Caldora vereinigt hatte, um das, was man seinem Bruder Franz entrissen hatte, wieder zu erobern. Beide wurden von Alphons völlig geschlagen und Anton Caldora gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit bewies Renatus einen ächt königlichen Edelsinn. Er ließ nämlich bei der Nachricht vom Siege seines Gegners alle in seinem Namen noch besetzten Plätze an Alphons übergeben und trat demselben das Reich ab, indem er erklärte, daß er lieber einem würdigen Nebenbuhler weichen, als raubsüchtigen Hauptleuten von Miethlingen Anlaß geben wolle, seinen Namen für ihre Zwecke zu gebrauchen (che non voleva, che il conte Francesco nè altro capitani Italiani di ventura facessero mercanzia di lui).

Nicht so gewissenhaft und ängstlich, wie Renatus, waren der Herzog von Mailand und die wegen ihrer klugen Regierung berühmte Republik Venedig. Der Erstere führte seit einigen Jahren schon wieder Krieg mit den Venetianern, dem Pabste und den Florentinern, und gebrauchte in demselben, da er bei seinem arg-wöhnischen, wankelmüthigen Wesen mit Franz Sforza uneinig geworden war, Piccinino als Feldherrn, während dagegen der

Pabst schon dadurch allein, daß er dem Franz Sforza die von ihm besetzte Mark Ancona nicht streitig machte, diesen Führer für die gegen den Herzog verbündeten Staaten gewonnen hatte. Franz Sforza bekriegte im Laufe des Jahres 1439 den Herzog von Mailand in der Lombardei, dieser schickte aber seinen Piccinino nach Toscana, um den Albizzi und anderen Feinden der Medicis wieder zur Herrschaft in Florenz zu verhelfen. Im folgenden Jahre ernannte der Pabst seinen Leibarzt Ludwig zum Patriarchen von Aquileja und zum Oberfeldherrn, und die Florentiner mietheten neun- bis zehntausend Gepanzerte zu Pferde, die sich dann unter der Führung des Johann Paul Orsini mit den Truppen des Pabstes vereinigten. Die Florentiner hatten ihrem Feldherrn verboten, Piccinino anzugreifen, weil dieser bereits von seinem Herzog, welchen Sforza sehr bedrängte, in die Lombardei gerufen worden war und also von selbst aus Toscana abziehen mußte; allein Piccinino wünschte ein Treffen, um vor seiner Rückkehr den Feinden seines Herrn eine Niederlage beizubringen, und überraschte (Ende Juni 1440) das päbstlich-florentinische Heer bei Anghiari. Seine Gegner gewannen jedoch die nöthige Zeit, um sich zur Schlacht zu ordnen, und das Treffen fiel ganz zum Nachtheil der unter Piccinino dienenden mailändischen Söldlinge aus. Obgleich nur wenige derselben auf dem Platze blieben, so ward doch Piccinino's ganzes Heer aufgelöst. Aus den uns über die Schlacht bei Anghiari überlieferten Angaben kann man klar und deutlich erkennen, wie unblutig diese Turniere der Condottieren waren, und wie leicht man mit einer bedeutenden Summe Geldes ein geschlagenes Heer wieder herstellen konnte. Es wurden allein vierhundert Offiziere des mailändischen Heeres, unter ihnen zweiundzwanzig von den sechsundzwanzig Anführern desselben, gefangen genommen und dreitausend Pferde erbeutet, und die Haupleute der florentinischen Söldner ließen die Gefangenen, von welchen fünfzehnhundert im Stande waren, ein bedeutendes Lösegeld zu zahlen, gleich am folgenden Tage für Geld frei. Auch weigerten sich dieselben, den feindlichen Oberanführer, welcher nur noch fünfzehnhundert Mann bei sich hatte, schnell zu verfolgen, weil sie auf das Gleiche rechneten, im Fall auch sie einmal geschlagen würden. In der That sehen wir noch in demselben Jahre Piccinino an der Spitze eines neuen

Heeres mit Franz Sforza in strategetischen Künsten, in Hin- und Hermärschen, in Überfällen und kühnen Unternehmungen wetteifern. Der Letztere erreichte seinen Zweck, die Mailänder von den an Venedig abgetretenen Städten abzuhalten, vollständig: er vertrieb im Mai und Juni 1440 die Mailänder aus den Gebieten von Bergamo und von Brescia, und entriß dem Markgrafen von Mantua, welcher mit Philipp Maria von Mailand verbündet war, die Festung Peschiera, wodurch das italiänische Reich der Venetianer abgerundet und der Zusammenhang zwischen Brescia und Verona gesichert ward. Hierauf suchte Philipp Maria durch den Markgrafen von Ferrara, Nikolaus von Este, welcher mit dem Markgrafen von Mantua in freundlichem Verkehr stand, Sforza zu gewinnen und die Venetianer zu einem Frieden zu bewegen. Nikolaus reiste sowohl nach Venedig, als in Sforza's Lager, und erneuerte bei dem Letzteren der Antrag einer Vermählung mit des Herzogs natürlicher Tochter Blanca; alle seine Anstrengungen waren aber fruchtlos. Noch ehe der Herzog durch Nikolaus von Este den Frieden herzustellen suchte, hatten die Venetianer ihr Gebiet durch jene Treulosigkeit und jene schreiende Verletzung des Gastrechts vergrößert, welche bei den Italiänern als vollendete Staatsweisheit, als römische Senatorenklugheit gepriesen werden. Ostasio von Polenta nämlich, dessen Familie schon zu Dante's Zeit über Ravenna herrschte, hatte viele Feinde, diese setzten sich, um ihn aus der Stadt locken zu lassen und in seiner Abwesenheit einen Aufstand zu erregen, mit den Venetianern in Einverständniß, und der Senat von Venedig ließ Ostasio nebst seinem Sohne zu einer festlichen Bewirthung einladen. Vergebens ward Ostasio, welcher die Einladung sogleich annahm, unterwegs vom Markgrafen Nikolaus gewarnt, er setzte seine Reise fort und wurde bei seiner Ankunft in Venedig mit seinem Sohne verhaftet, während zu gleicher Zeit die dem venetianischen Senate verkauften Verräther in Ravenna diese Stadt den Venetianern übergaben. Die beiden Polenta's erlitten zwar nicht den grausamen Tod, welchen die Republik Venedig über alle Herren der von ihr besetzten Städte verhängte; sie wurden aber gefangen nach der Insel Kandia geschickt, und dort erlosch mit ihnen ihr altes, von Dante hochgepriesenes Geschlecht. In dem nämlichen Jahre, in welchem die Venetianer Ravenna

und Peschiera in Besitz nahmen, kam endlich wieder ein Frieden zwischen ihnen und dem Herzog von Mailand zu Stande. Die Veranlassung dazu war der Umstand, daß Philipp Maria sich wegen der Zudringlichkeit seiner Condottieren-Führer, besonders Piccinino's, genöthigt sah, bei Franz Sforza Schutz zu suchen. Die Feldherren des Herzogs wollten nämlich, da er alt und kränklich geworden war und keine ehelichen Kinder hatte, seine Besitzungen schon bei seinen Lebzeiten unter sich theilen, und verlangten jeder eine bestimmte Stadt und Gegend von ihm. Er hielt deshalb für rathsam, ebenso, wie einst Jupiter bei einer Verschwörung der Götter diese durch den schrecklichen Centimanen Briareus einschüchterte, in der Person des Franz Sforza einen Briareus neben sich auf den Thron zu setzen, um die Anderen zu schrecken. Er trat mit Franz Sforza in Unterhandlung und bot ihm an, daß er endlich das Versprechen, welches er mehrere Male gethan und wieder zurückgenommen hatte, erfüllen und seine Tochter Blanca mit ihm vermählen wolle. Franz Sforza ging auf die Sache ein, und damit er bei der Aussöhnung mit einem Feinde, den er bis dahin für die Venetianer bekriegt hatte, nicht ganz treulos erscheine, so sorgte er, als im August 1441 ein Waffenstillstand zu Stande kam, zugleich dafür, daß den Venetianern und ihren Verbündeten vortheilhafte Bedingungen vorbehalten wurden, wenn sie ebenfalls einen Frieden schließen wollten. Dieser ward zu Capriana im Mantuanischen unterhandelt und am 20. November abgeschlossen. Schon einen Monat früher aber (am 25. Oktober) wurde Sforza's Vermählung mit Blanca feierlich begangen und ihm die als Mitgift versprochenen Städte Ponte Molle und Cremona eingeräumt. Durch den Friedensvertrag von Capriana erhielt sowohl Sforza als Venedig große Vortheile, der Markgraf von Mantua dagegen mußte, damit Venedig entschädigt werden könne, dem Besitze von Porto, Legnago, Nogarola, Valeggio, Asolato und Peschiera entsagen. Übrigens hatten die Venetianer, sobald Franz Sforza mit dem Herzog von Mailand in Unterhandlung getreten war, einen nahen Anverwandten desselben, Michael Attendolo di Cotignola in ihre Dienste genommen; dieser führte fortan ihr Heer an und verdiente sich einen Platz neben Piccinino und Braccio di Montone.

Der Frieden war kaum geschlossen, als er durch die Verbindung des Pabstes mit dem König Alphons, welcher 1442 und 1443 endlich zum Besitze von Neapel gelangte, wieder gestört wurde. Alphons fürchtete, Franz Sforza möchte seine und seines Vaters Besitzungen im Neapolitanischen wieder in Anspruch nehmen, der Pabst aber wünschte dem Letzteren die Mark Ancona zu entreißen. Sogar der wankelmüthige Herzog von Mailand ward, wie es nach der venetianischen Chronik scheint, schon 1442 wieder von seinem Schwiegersohn abgezogen, und verband sich mit dem Pabste und mit Alphons gegen Venedig und Florenz; wir finden wenigstens, daß Piccinino dem Sforza im Kirchenstaate soviel zu thun machte, daß Alphons 1442 im Stande war, die von den Sforza's während der letzten zehn Jahre von der Krone abgerissenen Städte und Herrschaften wieder an dieselbe zurückzubringen. Die Politik, welche sowohl Alphons als der Pabst Eugen IV. damals befolgten, wird von den gleichzeitigen Geschichtschreibern und sogar vom Kardinal Raynaldus in seiner Kirchengeschichte sehr gepriesen; sie mag auch vielleicht zeitgemäß und passend gewesen sein, rechtlich war sie aber durchaus nicht. Dies geht aus der nackten Aufzählung der Thatsachen deutlich hervor. Alphons unterhandelte zu gleicher Zeit mit Sforza und mit dessen Gegner Piccinino, und verbündete sich endlich mit dem Letzteren, weil dieser ihm größere Vortheile zugestand. Der Pabst befolgte dasselbe System. Er schloß nicht nur, um die Mark Ancona wieder an sich zu bringen, einen Bund mit Alphons gegen Franz Sforza, dem er doch die Vortheile des letzten Friedens verdankte, sondern er verfuhr auch mit gleicher Treulosigkeit gegen das Haus Anjou. Er hatte demselben den Besitz von Neapel zugesichert und noch zuletzt dem scheidenden Renatus lächerlicher Weise auch Sicilien verliehen; als sich aber Alphons deshalb mit dem Pabst des Baseler Concils, Felix, eingelassen hatte und in den wirklichen Besitz des Königreichs Neapel gekommen war, schloß Eugen IV. am 14. Juni 1443 mit Alphons ein Bündniß, dessen Herstellung auch der Herzog von Mailand durch seinen Piccinino hatte betreiben lassen, obgleich dasselbe gegen seinen eigenen Schwiegersohn gerichtet war. Alphons gab den Gegenpabst Felix auf, erkannte Eugen als einziges Oberhaupt der Kirche an, und versprach, die von den Neapolitanern besetzten Städte des

päbstlichen Gebiets herauszugeben, dem Pabste mit viertausend Reitern und tausend Mann Fußvolk wider Franz Sforza beizustehen, und sechs mit allen Nöthigen versehene Schiffe zu der gegen die Türken bestimmten Flotte des Pabstes stoßen zu lassen. Dagegen erkannte Eugen den König Alphons, mit Vorbehalt der Lehensverbindlichkeiten und Leistungen, welche das ältere Haus Anjou übernommen hatte, als rechtmäßigen Beherrscher von Neapel und Sicilien an, und versprach außerdem insgeheim, auch Alphons natürlichen Sohn, Ferdinand, den sein Vater zum Herzog von Calabrien oder mit anderen Worten zum Thronerben gemacht hatte, als solchen anzuerkennen. Piccinino stieß nachher mit seiner Schaar zum Heere des Königs. Aus der bei dieser Gelegenheit uns überlieferten Angabe der beiderseitigen Heeresmacht kann man beurtheilen, wie groß die Anzahl der Menschen gewesen sein muß, welche damals in Italien vom Kriegshandwerk lebten. Piccinino und Alphons führten nämlich damals dreißigtausend Mann gegen Franz Sforza, welcher achttausend hatte, so daß allein für die Unternehmung in den Marken gegen vierzigtausend Mann gedienter Soldaten verwendet wurden. Der größte Theil der Marken ward von den Gegnern Franz Sforza's erobert, und der Pabst gelangte wieder zum Besitze des Seinigen. Als jedoch Franz Sforza am Ende des Jahres (1443) gar zu sehr bedrängt wurde, hielt der Herzog von Mailand für gut, seinen Schwiegersohn nicht ganz fallen zu lassen. Er war immer gewohnt, einen der kühnen Söldnerführer gegen den anderen zu gebrauchen, hatte aber, außer dieser Politik des Gleichgewichts zwischen den abenteuernden Führern der Miethlinge, noch zwei andere Gründe, sich seinem Schwiegersohne wieder zuzuwenden. Seine Tochter hatte nämlich, während ihr Gemahl in Fano ganz abgeschnitten war, einen Sohn geboren, welcher von seinem Großvater den Namen Galeazzo Maria erhielt, was auf dessen Absicht deutete, ihm einst sein Erbe zu hinterlassen. Der zweite Grund von der Sinnesänderung des Herzogs war der Umstand, daß durch Piccinino's Schuld die von ihm eroberte Stadt Bologna nicht allein wieder vom Herzog abfiel, sondern auch einen Bund mit Florenz und Venedig schloß. Piccinino hatte nämlich die Herstellung der freien inneren Verwaltung der Stadt zugegeben und die Rückkehr der vertriebenen Glieder des

Hauses Bentivoglio (s. S. 372) erlaubt. Sein Sohn Franz Piccinino aber, welcher nachher die Besatzung von Bologna commandirte, fand, daß Hannibal Bentivoglio und die anderen Sprößlinge der alten Herren von Bologna mehr Gewalt hätten als er; er ließ daher einige derselben, Hannibal Bentivoglio, Johann von Fantuzzi (dei Fantuzzi), Romeo von Pepoli, Kaspar von Malvezzi und dessen Sohn Achilles, welche er als Freunde mit sich aus der Stadt genommen und bewirthet hatte, treulos verhaften und drei derselben auf die Burg (rocca) Pellegrina im Gebiet von Piacenza bringen. Die Regierung (gli anziani) von Bologna nahm sich hierauf dieser Männer an, und schickte zu ihren Gunsten eine Deputation an den Herzog von Mailand und an dessen General Nikolaus Piccinino; Beide gaben die besten Versprechungen, es vergingen aber Monate, ohne daß man etwas von der Erfüllung derselben erfuhr. Endlich schien Franz Piccinino die Freiheit von Bologna ganz vernichten zu wollen: er legte der Stadt eine Contribution auf und forderte der Regierung die Schlüssel verschiedener Thore ab. Da befreiten einige junge Leute aus Bologna, wie die in Muratori's Sammlung befindliche Chronik der Stadt ausführlich erzählt, Hannibal Bentivoglio aus dem einzeln stehenden Thurm, in welchem er festgehalten wurde, kehrten mit ihm nach Bologna zurück, erstürmten dort, indem sie das bekannte Losungswort der Freiheit (popolo! popolo!) ausriefen, den Regierungspalast und nahmen Franz Piccinino nebst seinen Soldaten gefangen (Juni 1443). Ein anderer mailändischer Hauptmann, Ludwig da Verme, entkam zwar mit seinen Truppen, und bedrohte sogleich von außen her die Stadt; er ward aber von den Bolognesen unter Hannibal Bentivoglio's Führung bei Ponte Polledrano besiegt, und verlor zweitausend Mann und alle seine Wagen. Bald nachher wurde Franz Piccinino gegen die beiden zugleich mit Bentivoglio verhafteten Malvezzi ausgetauscht. Sobald Bologna wieder Republik geworden war, schloß Hannibal Bentivoglio, der an der Spitze der neuen Regierung stand, einen Bund mit den Städten Florenz und Venedig, und diese gaben dann so viele Subsidien, daß die beiden Piccinino unterlagen. Sie wurden geschlagen, ein General derselben mußte dem Sforza weichen, und Franz Piccinino gerieth aufs neue in Gefangenschaft. Nikolaus Piccinino überlebte sein Unglück

nicht lange; er starb im Oktober 1444 zu Mailand, wohin ihn der Herzog gerufen hatte.

Nachdem der Herzog von Mailand sich seinem Schwiegersohne wieder zugewendet hatte, verzweifelte der Pabst an der Möglichkeit, in Verbindung mit dem neapolitanischen Könige Franz Sforza zu besiegen, zumal da Alphons damals erkrankt war. Er nahm deshalb die Vermittelung der Venetianer und Florentiner an, und schloß 1444 einen Frieden, in welchem er dem Franz Sforza den Besitz der ganzen Mark außer Osimo, Recanati, Fabriano und Ancona nebst dem Titel eines Markgrafen zugestand. Dieser Frieden war jedoch von keiner langen Dauer; denn Franz Sforza und sein Schwiegervater beobachteten einander sehr ängstlich, und als der Letztere einen der Generale seines Schwiegersohnes an sich ziehen wollte, dieser aber darin einen Anschlag auf sein Leben erkennen zu müssen glaubte, schloß Philipp Maria ein Bündniß mit allen geheimen und öffentlichen Feinden desselben (1445). Franz Sforza sah sich hierauf zugleich vom Pabste, vom König Alphons und von den Beherrschern der durch ihn bedrohten Städte, welche das Vermiethen ihrer Truppen als Handwerk betrieben, heftig bedrängt, verlor die ganze Mark aufs neue, und ward am Anfang des Jahres 1446 vom Pabste mit dem Bannfluch belegt. Als jedoch sein Schwiegervater durch Franz Piccinino und Ludwig da Verme auch die dem Franz Sforza einst als Heirathsgut überlassene Stadt Cremona wieder an sich zu reißen suchte, und so die Bedingungen des mit Mailand und Venedig geschlossenen Friedens offen verletzte, traten die Florentiner, d. h. Kosmus von Medicis und die damals in Florenz herrschende Partei desselben gegen ihn auf. Sie und die Venetianer warben von vielen der italiänischen Herren, welche Truppen zum Vermiethen hielten, eine große Anzahl Söldner, und die Venetianer schickten ihr ganzes, von Michael Attendolo von Cotignola angeführtes Miethheer der belagerten Stadt Cremona zu Hülfe. Schon im Juli 1446 ward Karl Gonzaga, einer der Generale des Herzogs, bei Castel Giovanni geschlagen, und zwei Monate nachher Franz Piccinino durch Cotignola genöthigt, die Belagerung von Cremona aufzuheben. Am 29. September endlich erlitt Franz Piccinino bei Casalmaggiore eine vollständige Niederlage; doch wurde sein Heer, wie dies in den Schlachten zwischen gemie-

theten Soldaten und Generalen stets geschah, blos ausgeplündert, zerstreut und der Pferde beraubt, und nur wenige Soldaten verloren das Leben. Bei der Vertheilung der viertausend Pferde, welche den Gefangenen abgenommen worden waren, erhielt der Obergeneral Michael von Cotignola achthundert Stück; die übrigen wurden den andern Hauptleuten nach Verhältniß der unter ihnen dienenden Söldlinge zugetheilt. Sechs dieser Hauptleute waren nach der venetianischen Chronik Herren einzelner Städte oder Grafschaften, und unter ihnen befanden sich zwei angesehene Markgrafen. Nach dem Siege bei Caselmaggiore glaubten die Venetianer ebenso das ganze Mailändische besetzen zu können, wie sie längst Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza und Padua besetzt hatten; sie begingen aber den Fehler ihren Cotignola gegen Lecco zu schicken, wo er vierzig Tage lang nichts ausrichtete. Der Herzog von Mailand suchte in seiner Bedrängniß überall Hülfe: er wandte sich an den Pabst und an Alphons, welche ihm aber erst im December viertausend Pferde schickten, ja sogar an Karl VII. von Frankreich, dem er versprach, daß für die ihm zu leistende Hülfe der Herzog von Orleans, welcher auf das Erbe der Visconti Anspruch machte, die Stadt Asti erhalten solle; vor allen Andern aber rief Philipp Maria seinen Schwiegersohn Franz Sforza um Hülfe an. Diesem schickte er Geld, um mehr Truppeu werben zu können, und erneute das Versprechen, ihm das Herzogthum Mailand als Erbe zu hinterlassen. Durch die Unterhandlungen zwischen Franz Sforza und seinem Schwiegervater wurden die Florentiner und Venetianer gegen den ersteren mistrauisch; Franz Sforza suchte sich daher mit dem Pabste und mit Alphons zu vereinigen. Er ward in diesem Bemühen durch den Umstand begünstigt, daß im Februar 1447 Pabst Eugen IV. starb, und der seitherige Bischof von Bologna, ein geachteter Mann ohne aristokratische Neffen und Creaturen, unter dem Namen Nikolaus V. an dessen Stelle trat. Die Bemühungen des neuen Pabstes Frieden zu stiften, wurden jedoch durch den Herzog von Mailand selbst vereitelt. Dieser ward nämlich aufs neue mistrauisch gegen seinen Schwiegersohn, stellte die Geldsendungen an ihn ein, und ließ das von Sforza geworbene Heer nicht nach Mailand kommen, sondern befahl ihm, in das Brescianische und Venetianische einzurücken. Dadurch erhielten die

Venetianer wieder Muth, das Heirathsgut von Sforza's Gemahlin, Cremona, Pentremoli und Crema, anzugreifen, während dieser in der Mark zurückgehalten wurde. Am 4. März 1447 erschien Cotignola vor Cremona; er mußte zwar von hier bald wieder abziehen, weil die Einnahme der Stadt nicht so leicht war, als er geglaubt hatte, lagerte sich aber in der Nähe von Mailand, worauf Franz Sforza wieder vom Herzog herbeigerufen wurde. Die Fortschritte der Venetianer erregten endlich auch bei den Florentinern Besorgnisse, und die Partei der Mediceer unterstützte Franz Sforza. Dieser machte jetzt neue Rüstungen, und erhielt Geld von seinem Schwiegervater, welcher auch den König Alphons und den Pabst ersuchte, Sforza mit Geld zu unterstützen. Das Letztere geschah jedoch nicht und Sforza gerieth in solche Verlegenheit, daß er seine letzte Besitzung in der Mark, die Stadt Jesio, an den Pabst verkaufen mußte. Er brach hierauf von Pesaro auf, um nach Mailand zu ziehen; hier war aber Philipp Maria schon am 13. August 1447, noch ehe Sforza mit seinem Heer eintraf, gestorben.

Einen gegründeten Anspruch an das durch seinen Tod erledigte Herzogthum Mailand, welches ein Lehen des deutschen Reiches war, hatte niemand; dessen ungeachtet traten drei Prätendenten auf. Der eine war Franz Sforza als Gemahl der Blanca; er hätte aber, auch wenn diese von ehelicher Abkunft gewesen wäre, kein Recht auf die Nachfolge in einem Mannslehen von ihr herleiten können. Der Zweite war Herzog Karl von Orleans, des nachherigen französischen Königs Ludwig XII. Vater, welcher alsbald mit dreitausend Reitern die Stadt Asti besetzte, und seinen Anspruch an das Herzogthum Mailand darauf gründete, daß sein Vater mit der Tochter Johann Galeazzo Visconti's vermählt gewesen war (s. Th. VIII. S. 506). Der Dritte endlich war Königs Alphons von Neapel, der sich im Regierungsrath Philipp Maria's einen Anhang zu machen verstanden hatte. Die Anhänger des dritten Prätendenten beriefen sich auf ein vorgebliches Testament, welches der verstorbene Herzog zu Gunsten des Königs Alphons gemacht habe; Philipp Maria hatte aber jedenfalls kein Recht, über das Herzogthum Mailand so zu verfügen, als wenn es ein Landgut gewesen wäre. Einige Söldner-Hauptleute aus Braccio's Schule, welche das Übergewicht der Sforzeschi fürchteten, suchten

den König Alphons in den Besitz von Mailand zu setzen, ehe noch der Tod des Herzogs allgemein bekannt geworden sei. Sie benutzten dazu die zufällige Anwesenheit des Raymond Boile, welcher dem Herzoge einige neapolitanische Heerschaaren aus Apulien zu Hülfe geführt hatte; dieser bemächtigte sich des befestigten Palastes und der Citadelle, und pflanzte auf jenem die aragonischen Fahnen auf, ließ sich aber bald von vier mailändischen Patriciern, welche die Republik ausriefen, durch Geld wieder zum Abzug bewegen. In Mailand hatten nämlich ebenso, wie in allen anderen größeren Städten Italiens, die patricischen Familien auch unter der militärischen Herrschaft der Tyrannen ihr Ansehen nicht verloren, und vier Herren aus denselben waren daher nach Philipp Maria's Tode auf den Gedanken gekommen, eine demokratische Republik herzustellen. Diese erkauften von den Befehlshabern des Königs Alphons die Räumung der von ihnen besetzten festen Punkte in und bei der Stadt, ließen dieselben dann sogleich schleifen, und schickten eine Gesandtschaft an die Venetianer, um mit ihnen ein Bündniß zu schließen. Von den Städten des mailändischen Gebietes schlossen sich Novara, Alessandria und Como an die neue Republik an; dagegen errichtete Pavia eine eigene Regierung, und auch Tortona riß sich von Mailand los, Parma aber unterhandelte mit Franz Sforza, um sich allenfalls unter seinem Schutze zu constituiren. Die Venetianer benutzten die im Herzogthum Mailand herrschende Verwirrung, um sich auf Kosten desselben auszubreiten: sie nahmen Lodi ein, und gewährten in der Voraussetzung, daß sie nach ihrer gewohnten Art nicht Wort zu halten brauchten, der Stadt Piacenza so vortheilhafte Bedingungen, daß sich auch diese in ihren Schutz begab. Doch machte die weise Signorie der Venetianer damals einen großen politischen Fehler; weil sie nämlich glaubte, daß die mailändischen Patricier, welche eine demokratische Republik errichtet hatten, sich nicht würden behaupten können, so lehnte sie den Antrag derselben ab, zögerte aber gleichwohl einen Angriff zu wagen. Von Venedig zurückgewiesen, wandten sich die Mailänder an den in Cremona weilenden Franz Sforza, nicht um ihn als Erben und Nachfolger seines Schwiegervaters anzuerkennen, sondern um ihn zur Übernahme des Oberbefehls ihrer Truppen einzuladen. Sforza war schlauer, als die Venetianer, welche durch den ihnen ange-

tragenen Bund ebenso zur Herrschaft über Mailand hätten gelangen können, als Sforza durch die von ihm angenommene Stelle eines Oberanführers. Sforza ging auf den Antrag der Mailänder ein, wußte sogleich die Erbfeinde und Neider seiner Familie, den Franz Piccinino und dessen Bruder Jakob, nebst den unter ihnen dienenden Söldnern an sich zu ziehen, und machte sich dann vor allen Dingen zum Herrn von Pavia. Hier hatte nämlich ein Bolognese das Commando in der Burg, welche die Stadt beherrschte, dieser verkaufte sich und die Stadt an Sforza, und die Parvesen unterwarfen sich hierauf, um nicht von der Stadt Mailand abzuhängen, unmittelbar dem Herrn von Cremona, welcher dagegen den Titel eines Grafen von Pavia annehmen mußte. Die Mailänder waren zwar mit der Usurpation des von ihnen berufenen Generals höchst unzufrieden; da aber auch eine zweite an die Venetianer gesendete Botschaft zurückgewiesen worden war, so mußten sie Sforza's Entschuldigungen annehmen, wenn sie nicht den Venetianern preisgegeben sein wollten, deren Heer unter Cotignola's Führung noch immer im Herzogthum Mailand stand. Durch einen Angriff auf dieses Heer hätte Franz Sforza eine schnelle Entscheidung herbeiführen können; darum war es ihm aber nicht zu thun. Anstatt das venetianische Heer aufzusuchen, wandte er sich mit den mailändischen Söldnern gegen Piacenza, welches wie Pavia eine besondere Herrschaft und Grafschaft für ihn werden konnte. Bei Gelegenheit der Belagerung von Piacenza zeigt sich wieder, daß ganz Italien damals, wie in den Zeiten der römischen Kaiser, von gedungenen Abenteurern und Räuberhauptleuten abhing, da sogar Venedig und Florenz, sowie König Alphons und der Pabst keine Heere von Eingeborenen ihrer Staaten hatten. In Diensten Franz Sforza's nahmen die beiden Brüder Piccinino, der Beherrscher von Faënza, Guidazzo, ferner Gonzaga von Mantua, Alexander Sforza, der Graf Ludwig da Verme, der Graf Dolce von Anguillara und mehrere andere Generale, die dem Sforza ihre Truppen vermiethet hatten, an der Belagerung von Piacenza Theil. Von welcher Art aber diese Soldtruppen waren und welchen Grundsätzen ihre Hauptleute, Franz Sforza nicht ausgenommen, huldigten, das zeigte sich recht klar und deutlich, als die wilden Schaaren, welche Piacenza seit dem Anfang des

Oktober belagert hatten, die Stadt am 15. oder 16. November mit Sturm einnahmen. Sie verübten in der eroberten Stadt mit Franz Sforza's Bewilligung vierzig Tage lang so arge Gräuelthaten, daß selbst Sforza's Lobredner Simonetta dieselben zugestehen muß und nur die Behauptung hinzufügt, Sforza habe doch den Nonnen Beistand geschickt und einige Räuber hängen lassen. Kirchen, Klöster und Privathäuser wurden ganz ausgeplündert, Weiber und Mädchen mishandelt, und alle Einwohner, welche Lösegeld bezahlen konnten, furchtbar gepeinigt, um das Äußerste von ihnen zu erpressen. Die Stadt erlangte ihren früheren Glanz nie wieder. Wenn übrigens Ripalta, der Verfasser der Chronik von Piacenza, berichtet, daß elfhundert seiner Landsleute und unter ihnen er selbst als Sklaven verkauft worden seien, so ist dies nicht, wie Sismondi gethan hat, wörtlich zu nehmen, sondern dahin zu deuten, daß die Elfhundert durch harte Dienstleistungen zum Aufbringen des für ihre Befreiung geforderten Geldes gezwungen wurden.

Franz Sforza hatte eine Partei in Mailand, die ihn zum Herrn wünschte; eine andere, mächtigere Partei aber beobachtete ängstlich jeden seiner Schritte und entzog ihm am Anfange des folgenden Jahres sogar den unbedingten Oberbefehl über das Heer, den ihm die Regierung vorher überlassen hatte. Er zögerte seitdem absichtlich, verfolgte die im Jahre 1447 erfochtenen Vortheile nicht so, wie er hätte thun sollen, begab sich endlich im Winter nach Cremona, und erschien erst im Mai 1448 wieder im Felde. Die Mailänder waren schon am Ende des Jahres 1447 besorgter vor ihrem eigenen Feldherrn, als vor dem Feinde, und ließen den Venetianern die vortheilhaftesten Friedensanträge machen; auch kam man wirklich über einen Tractat überein, der Abschluß desselben wurde aber durch eine Kabale gehindert. Während Sforza von Cremona entfernt war, griffen die Venetianer diese Stadt an; dieselbe ward jedoch von seiner Gemahlin Blanca, welche in Person an der Spitze der Besatzung erschien und den Widerstand wie eine Heldin leitete, glorreich vertheidigt. Franz rächte sich nachher bei Casalmaggiore an den Venetianern. Er griff die von ihnen auf dem Po ausgerüstete große Flotte an, und plünderte und zerstreute dieselbe im Angesichte des venetianischen Heeres, welches Cotignola

anführte. Nach der Vernichtung der venetianischen Po-Flotte belagerte Sforza im August Caravaggio. Die Venetianer beschlossen, zur Rettung dieses Platzes das Äußerste zu wagen, und obgleich Cotignola und mit ihm alle anderen erfahrenen Generale ihres sehr vermischten Heeres einen Kampf auf offenem Felde widerriethen, so ward dieser doch durch die Senatoren und Patricier, welche als Regierungsbevollmächtigte beim Heere waren, befohlen und am 15. September 1448 bei Caravaggio eine entscheidende Schlacht geliefert. Diese Schlacht ist die merkwürdigste von allen, welche im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien geschlagen worden sind. Sforza erfocht mit seinen abgehärteten Söldnern einen glänzenden Sieg über das venetianische Heer, dessen Zahl zwar auf vierundzwanzigtausend Mann angegeben wird, in welchem sich aber viele Landmiliz befand. Das ganze Heer der Venetianer ward zerstreut, obgleich wir der Versicherung der Chronik von Brescia, daß von zwölftausend venetianischen Reitern nur etwa fünfzehnhundert davon gekommen seien, keinen Glauben schenken können. Erschlagen wurden auch in diesem Treffen nur wenige, weil die Sieger nach der Gewohnheit der damaligen Miethtruppen sich begnügten, Gefangene zu machen, welche dann ihrer Pferde und Waffen beraubt und zur Bezahlung eines Lösegeldes gezwungen wurden. Nach der Niederlage bei Caravaggio ward von den Venetianern der zweite große General, welcher ihre Heere glücklich geführt hatte, ebenso behandelt, wie der erste, nur mit der Ausnahme, daß man ihn nicht enthaupten ließ. Cotignola wurde auf Befehl des venetianischen Senats in Untersuchung gezogen, nach seinen Gütern verbannt und dort auf eine elende Pension beschränkt. Statt seiner erhielt Pasqual Malipieri den Auftrag, die vom Feinde ihrer Waffen und Pferde beraubten Söldner wieder zu vereinigen und auszurüsten. Auch Franz Sforza gerieth nach der Schlacht mit den seinem Heere beigegebenen Bevollmächtigten der mailändischen Regierung in Zwist. Er wollte, nachdem er über den Oglio gegangen und in alle Burgen der Gegend eingelassen worden war, gegen die Stadt Brescia ziehen, deren Besitz ihm die Mailänder gleich anfangs versprochen hatten; die Regierungsbevollmächtigten forderten aber, wie sie beim Beginne des Feldzugs schon einmal gethan hatten, daß er vorher Lodi nehmen

solle. Doch schickten sie nachher, weil sie sich auf Sforza nicht verlassen zu können glaubten, den einen der Piccinino's gegen Lodi. Sforza trat gleich darauf mit den Venetianern über einen Frieden in Unterhandlung. Beide hatten einerlei Grundsatz, weil sie gar keinen hatten, sie wechselten die Partei, je nachdem es ihr Vortheil forderte, und versprachen viel, weil sie nicht sehr gewissenhaft waren, ihre Versprechungen zu halten. Sforza schickte alle Miethlinge aus der Schule Braccio's und die Söhne des Piccinino, welchen die Bracceschi als Erben der Talente des alten Braccio erkannt hatten, gegen Lodi, und knüpfte durch seinen Geheimschreiber Simonetta, den Oheim des gleichnamigen Geschichtschreibers, der uns eine lobpreisende Erzählung der Thaten Franz Sforza's hinterlassen hat, eine Correspondenz mit dem neuen Oberanführer der Venetianer an. Beide Theile verständigten sich bald über einen Frieden; dieser wurde schon dreiunddreißig Tage nach der Schlacht bei Caravaggio (18. Oktober 1448) unterzeichnet, und das Opfer desselben ward die Republik Mailand. Sforza versprach, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen, alles, was er im Gebiete von Bergamo und Brescia erobert hatte, herauszugeben, allen Ansprüchen, welche die Visconti's und die Republik Mailand an das Gebiet von Crema und an die Ghiara d' Adda gemacht hatten, zu entsagen und diese Landstriche an die Venetianer zu überlassen. Dagegen verpflichtete sich Venedig, ihm zum Besitze des ganzen von Philipp Maria beherrschten Landes behülflich zu sein und ihm zu diesem Zwecke nicht nur viertausend Reiter und zweitausend Mann zu Fuß zu schicken, sondern auch dreizehntausend Dukaten monatlich zu zahlen, bis er Herr der Stadt Mailand sei.

Nachdem Sforza seinen Vertrag mit den Venetianern abgeschlossen hatte, hielt er eine Rede an seine Soldaten, stellte ihnen, wie das zu geschehen pflegt, das Betragen der Mailänder im gehässigsten Lichte dar, und setzte ihnen auseinander, welche reiche Beute sie in der Stadt und im Gebiete von Mailand machen könnten. Die Söldner nahmen seine Worte mit Jubel auf. Dagegen erfuhr er bald zu seinem Schmerze, daß gerade an dem Tage, an welchem er den Frieden mit den Venetianern geschlossen hatte, Lodi sich den Mäilandern ergeben, und daß Karl von Gonzaga mit zwölfhundert Reitern und fünfhundert Mann zu Fuß in

der Nacht sein Lager verlassen habe, um den Mailändern treu zu bleiben. Die meisten übrigen Hauptleute der im Dienste der Mailänder stehenden Compagnieen und viele Städte, die sich der republikanischen Regierung von Mailand unterworfen hatten, fielen von derselben ab, und erkannten Franz Sforza als Nachfolger seines Schwiegervaters an. Dieser forderte jetzt von derselben Republik, bei der er bisher als General und Unterthan im Solde gestanden hatte, mit drohenden Worten, daß sie sich ihm als rechtmäßigem Herrscher unterwerfe. Die monarchisch-aristokratische Partei in Mailand oder die sogenannten Ghibellinen waren nicht abgeneigt, ihn in die Stadt aufzunehmen, und ihre Führer correspondirten insgeheim mit ihm; die Guelfen aber und Karl von Gonzaga, der sich des Freiheitsschwindels der große Menge zu seinem Zwecke bediente, waren ihm entgegen. Die letztere Partei verfolgte die Ghibellinen als Verräther, fanatisirte das Volk, und schuf 1449 aus demselben ein Heer, um es den Söldnern, die sich von allen Seiten her mit Sforza vereinigten, entgegen zu stellen. Ein Heer von Bürgern war in Italien eine Seltenheit geworden und galt wenig, obgleich die Mailänder rühmen, daß die von ihnen damals aufgestellte Volksmacht sechzigtausend Mann stark gewesen sei, und daß zwanzigtausend derselben Flinten (Feuerröhre) gehabt hätten. Schon am Ende des Jahres 1448 war Sforza in der Nähe von Mailand erschienen; auch schickten ihm die Venetianer die im Frieden versprochenen Hülfstruppen, und zogen für ihre eigene Rechnung gegen Crema und Ghiara d' Adda. Im März 1449 lagerte er sich dem mailändischen Bürgerheer im Felde gegenüber; es kam aber zu keinem entscheidenden Treffen, da sowohl Sforza als die Mailänder demselben auswichen, und der Krieg blieb während der größeren Hälfte des Jahres auf die Belagerung verschiedener Städte beschränkt. Da gaben plötzlich die Venetianer, als sie in den Besitz von Lodi gelangt waren, einen neuen Beweis ihrer treulosen Politik. Sie gingen nämlich aus Furcht, daß Sforza die ganze Lombardei sich unterwerfen möchte, auf die Friedens-Anerbietungen ein, welche ihnen durch drei angesehene Mailänder gemacht wurden, zumal da Sforza ihnen zwar Lodi abgetreten, Crema aber für sich selbst behalten hatte, und am 27. September 1449 ward zu Brescia ein Vertrag zwischen den

beiden Republiken Venedig und Mailand unterzeichnet. Die Venetianer sorgten in diesem Friedensvertrage scheinbar auch für Franz Sforza, und machten schlauer Weise Bedingungen für ihn aus, deren Annahme die Vereinigung des ganzen Herzogthums Mailand unter einem kriegerischen Fürsten würde gehindert haben. Franz Sforza sollte nämlich von dem Erbe der Visconti's Novara, Tortona, Alessandria, Pavia, Parma und Cremona beherrschen, dagegen sollten Mailand, Como, Bellinzona und das eine Ufer der Adda republikanisch bleiben. Da Sforza diese Bedingungen ausschlug und den Besitz der Stadt Mailand verlangte, so entstand am Ende des November 1449 ein Krieg zwischen ihm und Venedig, und im December schlug er im Gebirge bei Brianza die beiden Malatesta, welche die Heere der Venetianer anführten. Auch König Alphons ward in den Krieg mit Venedig verwickelt. Er war schon im Todesjahre des Herzogs Philipp Maria unter dem Vorwande, daß die Bundesgenossin der Florentiner, die Republik Venedig, das Herzogthum Mailand, dessen Beherrscher mit ihm im Bunde gewesen sei, angegriffen habe, in Toscana eingerückt, hatte aber dort nichts ausrichten können, während in demselben Jahre Pabst Nikolaus V. von der Stadt Bologna, deren Bischof er früher gewesen war freiwillig als Oberherr anerkannt wurde. Auch in Beziehung auf Alphons und auf die Florentiner befolgten die Venetianer ein sonderbares System. Alphons bekriegte nämlich 1448 die Florentiner wegen ihrer Verbindung mit Venedig, und trieb alle Venetianer aus seinem Lande, nichts desto weniger war er gleich nachher mit Venedig verbunden, um Franz Sforza von der Nachfolge in Mailand auszuschließen. Ebenso mußte die Republik Mailand die treulose Politik der Venetianer erfahren. Die Signorie von Venedig hinderte einerseits eine Übereinkunft zwischen den Mailändern und Sforza, und unterstützte andererseits die Ersteren nur schwach, damit dieselben genöthigt wären, sich aus Furcht vor Sforza's militärischer Herrschaft den Venetianern zu ergeben. Die Stadt Mailand blieb daher den ganzen Winter 1449 hindurch enge eingeschlossen. Sforza hätte schon beim Beginne des Winters stürmen lassen können, er wollte aber nicht offenbar Gewalt brauchen, sondern durch die Wirkung des Hungers eine freiwillige Ergebung erzwingen. Schon im Januar und Februar 1450 mangelte

es in der Stadt an Vorräthen, und Tausende kamen vor Hunger um; nichts desto weniger lehnten die Regierung und der größere Theil der Bürgerschaft von Mailand in ihrem republikanischen Eifer jeden Vorschlag Sforza's ab. Als endlich die Regierung die Unmöglichkeit erkannte, die Republik aufrecht zu erhalten, beschloß sie dennoch nicht, den despotischen Condottieren-Hauptmann zum Herrscher anzunehmen, sondern sie überlegte nur, ob sie, um ihn abzuwehren, sich der Republik Venedig oder dem König Alphons oder dem Pabste unterwerfen sollte. So stark war der Widerwillen gegen Sforza. Am 25. Februar erstürmten endlich einige hundert Bürger, um einen schnellen Entschluß zu erzwingen, das Rathhaus der Stadt, jagten die Regierungsmitglieder aus einander, und zerrissen den venetianischen Gesandten, als derselbe sie, wie er schon oft gethan hatte, wieder zur Ruhe ermahnen wollte Doch unternahmen sie in der Hauptsache nichts weiter, als daß sie die bisherige Regierung absetzten und eine Versammlung des Volkes auf den nächsten Tag in die Kirche Santa Maria della Scala beriefen. Auch in dieser Versammlung wagte anfangs niemand den Vorschlag zu machen, daß man sich mit Sforza in Unterhandlungen einlassen solle: es war die Rede von Venedig, vom Pabste, von Alphons, vom Herzoge von Savoyen, nur von Sforza nicht. Zuletzt trat jedoch Kaspar von Vimercato auf und stellte der versammelten hungernden Menge vor, daß nur Sforza ihren Mangel augenblicklich in Überfluß verwandeln könne. Das Volk ließ sich überzeugen, und beschloß auf Vimercato's Vorschlag, in das feindliche Lager eine Gesandtschaft zu schicken, welche im Namen der Mailänder Sforza als Nachfolger seines Schwiegervaters anerkennen und ihn einladen solle, in die Stadt zu kommen, ohne daß dabei Bedingungen zu Gunsten der bürgerlichen Freiheit gemacht wurden. Sforza ward hierauf sogleich unter dem größten Jubel der Mailänder in die Stadt geführt; seinen glänzenden Einzug aber hielt er erst später in Begleitung seiner Gemahlin. Auch Monza, Como und Bellinzona öffneten ihm ihre Thore und erkannten ihn als Herrscher an. Er nahm den Titel eines Herzogs von Mailand an, ohne den Kaiser Friedrich III. um seine Einwilligung zu fragen, weshalb dieser auch nachher, als er 1452 zur Krönung nach Rom reiste, die Stadt Mailand nicht berührte. Die

Mailänder erlangten durch die Fürsorge ihres neuen Herzog sogleich zwei wichtige Dinge, nämlich die Abhülfe ihres Mangels und den Frieden mit den Florentinern, welche vorher in Verbindung mit Venedig die republikanische Regierung von Mailand bekriegt hatten. Sforza ließ nämlich augenblicklich aus der ganzen Lombardei Lebensmittel in die Stadt bringen, und Florenz begrüßte zuerst unter allen Staaten den neuen Herzog, von welchem weder der Kaiser Friedrich, noch der König von Frankreich etwas wissen wollten, den der Letztere vielmehr als den Usurpator eines dem Herzog von Orleans als einzigem rechtmäßigem Nachfolger der Visconti's gebührenden Fürstenthums ansah. Die Florentiner schickten die reichsten und angesehensten Bürger ihrer Stadt als Gesandte nach Mailand, nämlich des Kosmus von Medicis Sohn, Peter, ferner Neri Capponi, Ludwig Pitti und Diotisalvi Negri. Diese wurden ehrenvoll und prächtig empfangen, und schlossen im Auftrag ihrer Republik eine innige Freundschaft mit dem neuen Herzog, statt daß vorher dieselbe Republik in Verbindung mit den Venetianern die Republik Mailand bekriegt hatte. Von diesem Augenblick an war auf eine kurze Zeit Ruhe in Italien. Wir glauben hier die Geschichte Italiens abbrechen zu müssen, weil dieses Land damals trotz der ewigen Kriege den glänzendsten Gipfel des Wohlstandes, der Künste, der Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe erreicht hatte, und gleich darauf aus seiner nationalen Bewegung in den Drang und Strudel der französischen und spanischen Verwirrungen gerissen wurde. Wir wollen jedoch nur noch mit einigen Worten andeuten, wo wir im Folgenden den Faden der italiänischen Geschichte wieder aufzunehmen gedenken.

Die Waffenruhe, welche 1450 im oberen und mittleren Italien eintrat, war weder verabredet, noch beruhte sie auf einem Frieden, sie erfolgte von selbst, weil Franz Sforza die Reichthümer Vendig's und die Venetianer Sforza's Waffen fürchteten. Im folgenden Jahre begann der Krieg wieder, und es schien anfangs, als wenn er furchtbarer werden würde, als er vorher gewesen war; denn Venedig schloß mit dem König Alphons, mit Ludwig von Savoyen, mit dem Markgrafen von Montferrat und mit der Stadt Siena einen Bund gegen den neuen Herzog von Mailand, welcher diesem Bunde einen anderen mit den Genuesen, den Florentinern

und dem Markgrafen von Mantua entgegensetzte. Die Venetianer waren so erbittert über Florenz, daß sie alle Florentiner, welche nicht ein specielles Privilegium hatten, aus ihrer Stadt verjagten. Sie bemühten sich auch, durch Zurückführung der Familie Canedolo und ihrer zahlreichen verbannten oder geflüchteten Anhänger in Bologna eine Revolution zu veranlassen; dieser Versuch scheiterte aber. Die Geschichte des kleinen Krieges, den die erwähnten Staaten von 1451 bis 1453 in der Lombardei und in Toscana führten oder vielmehr durch ihre Söldner führen ließen, verdient keine Erwähnung. Der gute Pabst Nikolaus V. gab sich die größte Mühe, einen allgemeinen Frieden in Italien zu stiften, und die Gefahr, welche in Folge der Eroberung Constantinopel's den Venetianern und dem nördlichen Italien von den Türken her drohte, verschaffte seinen Bemühungen zuletzt mehr Wirkung, als dieselben anfangs zu haben schienen. Nikolaus erließ an alle christlichen Könige und Fürsten bereits im Jahre 1453 dringende Aufforderungen zum Frieden untereinander und zu einem Kriege gegen die Türken, und forderte ganz besonders den Herzog von Mailand, die Venetianer, die Florentiner und die Genuesen auf, Gesandte nach Rom zu schicken, damit das Haupt der Christenheit einen allgemeinen italiänischen Frieden stiften könne. Dieser kam jodoch damals noch nicht zu Stande, der Krieg wüthete vielmehr gerade im Jahre 1453 im Nordwesten der Lombardei ärger als je, weil Franz Sforza der Franzosen und den Herzog Renatus von Lothringen herbeirief, um zugleich im Osten die Venetianer und im Westen Ludwig von Savoyen, Wilhelm von Montferrat und die Herren von Correggio bekriegen zu können. Im folgenden Jahre (1454) dagegen ließen sich die Venetianer durch den Augustiner-Mönch Simonetta von Camerino, welcher nicht blos bei ihnen, sondern auch beim Herzoge von Mailand in großem Ansehen stand, bewegen, unter dem Vorwande des drohenden türkischen Krieges einen Frieden zu schließen. Dieser wurde am 9. April 1454 zu Lodi unterschrieben, und man lud alle Verbündeten des Herzogs und der Venetianer ein, demselben beizutreten. Sforza behielt vermöge dieses Friedens Ghiara d'Adda, und gab dafür den Venetianern alles das zurück, was er im Gebiete von Brescia und Bergamo erobert hatte; Karl von Gonzaga wurde wieder in den Besitz seiner Burgen gesetzt;

dagegen überließen die Venetianer, wie sie zu thun pflegten, durch einen geheimen Artikel Ludwig von Savoyen, Wilhelm von Montferrat, seinen Bruder Johann und die Herren von Correggio ihrem Schicksale, und diese sahen sich dadurch noch in demselben Jahre genöthigt, die Bedingungen anzunehmen, welche der Herzog von Mailand ihnen vorschrieb. König Alphons wollte auf den von seinen Bundesgenossen geschlossenen Frieden schon aus dem Grunde nicht eingehen, weil Franz Sforza seines Vortheiles wegen zwei Sprößlinge des Hauses Anjou nach Italien gerufen hatte, welche ihren Anspruch an Neapel geltend machen wollten. Zuerst war nämlich, wie schon bemerkt, im Jahre 1453 der alte Renatus mit einer Schaar abenteuernder Franzosen in der Lombardei erschienen; diese hatten aber auf so unerhörte Weise gehaust und solche Gräuel begangen, daß sie den Namen der Franzosen allgemein verhaßt machten, und daß der gute Renatus selbst nicht mit und unter ihnen bleiben wollte, sondern bald wieder nach Hause zurückkehrte. Statt seiner war im Frühjahr 1454 sein Sohn Johann, der den Titel Herzog von Calabrien d. h. Erbe von Neapel angenommen hatte, in Italien erschienen und von den Florentinern nicht nur in ihre Stadt aufgenommen, sondern auch unterstützt worden. Allein schon am 30. August desselben Jahres kam zwischen Venedig, Florenz und Mailand ein auf den Frieden von Lodi gegründetes Bündniß zu Stande, und da nicht nur die Stadt Bologna und Borso von Este, der Beherrscher von Modena, Reggio und Ferrara, in dasselbe aufgenommen, sondern auch König Alphons von den Verbündeten dringend angegangen wurde, dem Frieden von Lodi beizutreten, so schickten die Florentiner den Prätendenten des Königreichs Neapel bald wieder über die Alpen zurück. Alphons war lange Zeit nicht zur Unterschreibung des erwähnten Friedens-Vertrages zu bewegen; allein sein Lehensherr, Pabst Nikolaus V., bestürmte ihn wiederholt mit seinen Bitten, und so ward Alphons endlich am 22. Januar 1455 dazu gebracht, daß er dem Frieden von Lodi beitrat. Er schloß sich bald nachher sogar auch dem Bündnisse des Herzogs von Mailand, der Venetianer und der Florentiner an. Auch Pabst Nikolaus wollte diesem Bunde beitreten, um die Türken von Italien abzuwehren, er starb aber schon am 24. März. Völligen Frieden erlangte Italien auch im Jahre 1455 noch nicht.

Dies hinderten nicht blos Jakob Piccinino und seine von den Venetianern entlassenen Banden, sowie die unbeschäftigten Söldner überhaupt, sondern auch Alphons hatte bei der Annahme des Friedens von Lodi ausdrücklich erklärt, daß er mit Genua, mit Siegmund Malatesta und mit Astorre di Manfredi in Krieg bleibe. Auch peinigte Alphons die Republik Siena beständig durch Streifzüge. Selbst als im Jahre 1456 im übrigen Italien Ruhe ward, setzte König Alphons seinen Seekrieg gegen Genua fort. Er hinterließ bei seinem 1458 erfolgten Tode das Reich Neapel seinem natürlichen Sohne Ferdinand, Sicilien und Aragonien aber seinem Bruder Johann. Diese Theilung führte Veränderungen herbei, welche Italien zum Tummelplatze der Franzosen und Spanier machten.

IV. Bildung und Literatur der letzten Hälfte des vierzehnten und der ersten des fünfzehnten Jahrhunderts.

A. Griechen in Beziehung auf die Blüthe der Wissenschaft und Kunst in Italien.

1. Personen.

Obgleich wir in Betreff der Literatur und Bildung ebenso, wie in der politischen Geschichte der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, zuerst von den Byzantinern und Türken, dann von der deutschen Nation und zuletzt von Italien handeln wollen, so muß doch in diesem nicht für Schulgelehrte bestimmten Werke die türkische Literatur ganz übergangen und die byzantische oder griechische nur mit Beschränkung erwähnt werden. Die Letztere gehörte nämlich eigentlich einer ganz anderen Zeit und sogar zum Theil einem ganz anderen Volke, den alten, reinen Griechen, nicht dem Mischvolke der Byzantiner, an, und erstarb unter diesem, während sie im Abendlande ein neues und verändertes Leben erhielt. Wir beschränken uns deshalb darauf, diejenigen Byzantiner zu nennen, welche theils vor, theils nach der Eroberung von Constantinopel die Wissenschaft und Lebensbildung der alten Griechen, ihre theoretische und praktische Weisheit, ihre Poesie, Philosophie und Grammatik zu uns brachten; und auch dies nur in so fern, als die Schulen und das Leben von der Zeit an, wo jene Männer in lateinischer Sprache, der allgemeinen Sprache von Europa bis zum achtzehnten Jahrhundert, zu lehren begannen, zuerst in Italien und dann im ganzen übrigen Europa eine durchaus veränderte Gestalt erhielten.

Über die Griechen, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nach Italien kamen und diejenige Art des Unterrichts, die jetzt der allgemeinen Bildung von ganz Europa zu Grunde liegt, einführten, gibt es eigene ausführliche Schriften, unter denen das 1742 in London erschienene Werk Hody's eine der genauesten ist. Außerdem haben Heeren und andere deutsche Gelehrte die, durch die Bekanntschaft mit der griechischen Literatur bewirkte, Umwandlung der Bildung des Mittelalters in die Bildung der neuern Zeit in besonderen Werken dargestellt. Wir können uns daher hier sehr kurz fassen. Eine allgemeine Erwähnung und Andeutung einzelner Punkte sowohl in Betreff der Männer, welche im fünfzehnten Jahrhundert aus Griechenland nach Italien kamen, als auch in Betreff der Werke, welche damals einer ganz neuen Bildung zu Grunde gelegt wurden, erscheint theils als eine Pflicht der Dankbarkeit, theils ist sie deshalb wichtig, damit jeder Gebildete lerne, aus welchen Quellen und durch welche Männer das Wissen zu uns kam, das jetzt ein Gemeingut geworden ist und nicht mehr in gelehrten Schulen gelernt zu werden braucht. Jedoch ist es zu diesem Zwecke hinreichend, aus der großen Zahl jener Männer und Werke nur einige wenige anzuführen, die uns vor Anderen bedeutend scheinen. Ganz Neues zu berichten ist nicht unser Zweck, wohl aber werden wir durchweg nur der eigenen Ansicht und dem eigenen Urtheile folgen.

Als Dante und Petrarcha ihre Landsleute mit Begeisterung für die alte griechische Sprache, Wissenschaft und Literatur erfüllten und die Poesie des Mittelalters, sowie die Philosophie und Kunst des Christenthums mit dem Alterthum in eine ganz eigenthümliche Verbindung brachten, als sie germanische, celtische, nordische, orientalische und griechische Cultur in einander verschmolzen, waren die Mittel, die griechische Literatur kennen zu lernen, sehr unvollkommen, weil es an tüchtigen Lehrern fehlte, zwar erwarben sich Barlaam, Leontius Pilatus und Demetrius von Thessalonich dadurch unsterblichen Ruhm, daß sie die großen italiänischen Schriftsteller, deren wir später gedenken werden, mit den dem Abendlande damals fast unbekannten Schätzen der griechischen Literatur bekannt machten; allein diese Männer waren ent-

weder, wie der Mönch Barlaam, selbst nur unvollkommen gebildet, oder sie verstanden nicht Latein genug, um einen großen Einfluß auszuüben. Erst Emanuel Chrysoloras, welcher zwischen den Jahren 1393 und 1396 nach Italien kam, konnte durch Rede und Beispiel begeisternd wirken. Er verband die griechische Gelehrsamkeit, die man an ihm bewunderte, mit der Feinheit des gebildeten Lebens und mit den Künsten der guten Gesellschaft, während dagegen Barlaam und andere gelehrte Griechen seiner Zeit bei Dante und Petrarcha als Pedanten und Klostergeistliche erscheinen. Chrysoloras kam wahrscheinlich zuerst als Gesandter des griechischen Kaisers nach Italien, um die Hülfe der Venetianer gegen die Türken zu erbitten. In seiner Gesellschaft befand sich Demetriums Cydonius, und Beide reisten in Begleitung der ersten Florentiner, welche aus griechischer Quelle schöpfend in Florenz das Alterthum der Griechen priesen, des Robert Rosi und des Jakob d'Angiolo, nach Constantinopel zurück. Diese Florentiner empfahlen nach ihrer Rückkehr ihren Mitbürgern, von welchen damals die Künste und die Weisheit des Lebens in Italien ausgingen, den Zustand des Unterrichts in Griechenland und insbesondere die Geschicklichkeit und Lehrfähigkeit des Chrysoloras so nachdrücklich, daß die florentinische Staatsregierung den Letzteren nicht nur officiell ersuchte, als Lehrer der griechischen Sprache und Wissenschaft nach Florenz zu kommen, sondern auch Jakob d'Angiolo aufforderte, sich zu bemühen, das Chrysoloras den Antrag annehme. Chrysoloras folgte dem an ihn ergangenen Rufe, und es ward 1397 mit ihm ein Contract abgeschlossen, durch welchen er sich für einen von der Regierung zu zahlenden jährlichen Gehalt verpflichtete, in Florenz öffentlich zu lehren. Bei dieser Errichtung eines griechischen Lehrstuhles in Florenz war Nicolo Nicoli, ein angesehener Florentiner, von dessen Bemühungen um die klassische Literatur der neueren Zeit weiter unten noch mehrmals die Rede sein wird, besonders thätig gewesen. Er war mit Chrysoloras, welcher seine Vorträge im Jahre 1397 begann, anfangs sehr befreundet, zerfiel aber schon nach drei Jahren mit ihm, und Chrysoloras begab sich hierauf von Florenz nach Mailand. Ob Chrysoloras dies that, um dem Nicolo Nicoli, dessen Einfluß in Florenz überwiegend war, auszuweichen, oder weil sein Kaiser auf

der Reise nach Paris nach Mailand kam (s. S. 46 f.), wissen wir nicht; denn die Unruhe, Unstetigkeit und Streitsucht der Griechen, denen wir unsere Kenntniß des Alterthums verdanken, sowie aller der großen Gelehrten, welche aus ihrer Schule hervorgingen und Apostel der neueren Schulwissenschaft wurden, war unbegrenzt. Auch in Mailand, sowie nachher in Pavia predigte Chrysoloras die Lehre von der griechischen Bildung. Jedoch that er dies an beiden Orten nur kurze Zeit, weil er zugleich beauftragt war, die Geschäfte des byzantinischen Hofes in Venedig zu besorgen. Dies führte ihn 1404 nach Venedig, wo er zugleich als Agent des griechischen Kaisers und als vielbesuchter öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache und Literatur thätig war. Nachdem er dort mehrere Jahre gewirkt hatte, erhielt er Aufträge nach Rom, und nun war er hier mehrere Jahre hindurch in seiner doppelten Eigenschaft beschäftigt. In Rom endigte er auch sein Leben. Wie groß seine Bedeutung für die in Italien neu auflebende Bildung war, mögen einige Andeutungen zeigen. Schüler des Chrysoloras waren fast alle jene großen Italiäner, welche sich schon vor der Zerstörung Constantinopel's dadurch, daß sie den Stil und die Manieren der alten römischen Aristokratie zurückführten, berühmt machten, und nicht nur statt der Bücher der späteren römischen und christlichen Zeit die republikanischen Werke der früheren heidnischen, aber freien Jahrhunderte wieder hervorsuchten, sondern auch den wesentlichen Inhalt der altgriechischen Werke in klassischem Latein bekannt machten. Jeder gebildete Staatsmann, jeder Minister oder Kanzler und jeder Verfasser von Staatsschriften in Italien mußte damals die Griechen kennen nnd mit dem klassischen römischen Stil vertraut sein. Alles drängte sich daher an Emanuel Chrysoloras und seine Schüler, um sich eine Bildung zu erwerben, welche mehr in dem Umgange mit diesen Männern, als durch einen schulmäßigen Unterricht derselben erlangt wurde. Schon in Constantinopel hatte der edle Guarino aus dem Umgange mit Chrysoloras den Eifer für die der Bildung des ganzen Mittelalters entgegengesetzte Civilisation und Literatur der alten Griechen geschöpft, welche jetzt längst die der neueren Zeit geworden ist. In Italien selbst bildeten sich Leonarda Bruni, Poggio, Peter Paul Vergerio und Giannozzo Manetti durch des

Chrysoloras Unterhaltung. Auch Palla degli Strozzi, der Hauptgegner der Mediceer (s. S. 356), welche ihren Ruhm ebenfalls der Beschützung und Förderung der wieder erwachenden altgriechischen und altrömischen Civilisation verdankten, ward von Chrysoloras geweckt und nachher von einem anderen Griechen, welcher die in seinem Vaterlande untergegangene Freiheit und Civilisation den Italiänern verkündigte, im eigentlichen Sinne des Wortes unterrichtet. Er wurde nämlich aus Florenz verbannt und ließ sich in der Gegend von Pavia nieder, wo er die von Chrysoloras erhaltenen Rathschläge benutzte, die Alterthumswissenschaften, besonders aber die Philosophie der Alten, gründlich studirte und den Griechen Johann Argyropulus zu sich einlud; denn dieser kam nicht, wie Hody, Fabricius und Brucker irrthümlich angeben, erst nach der Eroberung von Constantinopel nach Italien. In Verbindung mit Argyropulus übersetzte Strozzi viele griechische Schriften, besonders philosophische, ins Latein; denn die Kenntniß der griechischen Sprache blieb, weil sie ohne Wörterbücher schwer zu erwerben war, noch lange Zeit das Eigenthum einiger wenigen Männer, welche den Umgang oder den Unterricht der vornehmen Lehrer benutzen konnten, und ward deßhalb auch als ein aristokratisches Vorzugsrecht besonders von kleinen Dynasten, von den patricischen Familien und von allen denen, welche diesen gefällig zu werden oder sich emporzubringen suchten, eifrig erstrebt. Ein anderer Schüler des Chrysoloras oder vielmehr ein zweiter angesehener Italiäner, welcher durch den Umgang desselben zu einem glühenden, bis zum Ende seines Lebens fortdauernden Eifer für die neuere Bildung geweckt wurde, war der General des Camaldulenser-Ordens, Ambrosius Traversari oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Ambrosius Camaldulensis.

Nächst Emanuel Chrysoloras sind der zuvor erwähnte Johann Argyropulus und Theodorus Gaza für die altklassische Umgestaltung des Unterrichts, sowie für die Form, welche Sprache und Literatur der neueren Zeit von Italien aus erhielten, vor allen Anderen merkwürdig. Argyropulus kehrte noch einmal in sein unglückliches Vaterland zurück, begab sich dann wieder nach Italien, und erfüllte von Florenz aus, wo er fünfzehn Jahre lang lehrte, die Italiäner, besonders aber die Florentiner, mit regem Eifer für

die Platonische Philosophie, welche sich seitdem neben der herrschenden Aristotelisch-scholastischen Philosophie selbst in den Schulen geltend machte. Theodorus Gaza war in der Stadt Thessalonich geboren, welche im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts einer der Hauptsitze altgriechischer Bildung war und sehr ansehnliche Schulen und Gelehrte besaß, denen wir sehr bedeutende Werke über die klassischen Schriften und Schriftsteller der alten Griechen verdanken. Als Thessalonich von den Türken genommen worden war (s. S. 80), begab sich Theodorus Gaza nach Italien, wo er fast zu gleicher Zeit mit Johann Argyropulus eintraf. Hier wirkte und lehrte er dann an verschiedenen Orten als Verkündiger einer neuen, der finsteren Mönchslehre entgegengesetzten Bildung. Da er jedoch bald einsah, daß er, ohne des klassischen Stils der alten Römer mächtig zu sein, das Griechenthum im Abendlande nicht werde zu Ansehen bringen können, so ging er nach Mantua, um den Unterricht des Victorinus von Feltre zu genießen, welcher weit weniger nach großem schriftstellerischem Ruhme, als nach dem Verdienst eines ausgezeichneten Lehrers strebte. Theodorus Gaza blieb drei Jahre bei ihm, und erlangte eine solche Fertigkeit in der lateinischen Sprache, daß man ihn zu einer Zeit, wo eine gute Latinität über Alles geschätzt wurde, den besten Latinisten beigezählt hat. Von Mantua verlegte er seinen Wohnsitz zuerst nach Ferrara und später nach Rom. Er wirkte zugleich durch Lehren und durch Übersetzen für das Griechenthum, und da es an griechischen Grammatiken in lateinischer Sprache gänzlich mangelte, so schrieb er ein Buch über seine Muttersprache, welches den Titel Institutiones führte und überall, wo kein Grieche als Lehrer auftrat, gebraucht wurde. Dieses Buch ward auch am Ende des Jahrhunderts (1495) von den berühmtesten und gelehrtesten Buchdruckern jener Zeit, den Aldus, die sich überhaupt um das erneuerte Studium der Alten unsterbliche Verdienste erworben haben, zum Druck befördert.

Einen zu seiner Zeit in Italien sehr berühmten und wie fast alle seine gelehrten Zeitgenossen durch heftige literarische Streitigkeiten bekannten Griechen, Georgius Gemistus Plethо, erwähnen wir nur im Vorbeigehen, weil wir ihn nicht zu den Verkündigern einer neuen Civilisation rechnen mögen. Desto mehr

verdient der Kardinal Bessarion erwähnt zu werden. Dieser war in Trapezunt geboren, machte seit dem Jahre 1395 seine Studien in Constantinopel, und zeichnete sich durch den Umfang seiner Kenntnisse und durch seine Begeisterung für das Alterthum aus. Er begab sich von Constantinopel in den Peloponnes, wo Gemistus Plethо damals lebte, und dieser erfüllte ihn mit der schwärmerischen Begeisterung für Plato und die Platonische Philosophie, welche beide Männer auszeichnete. Bessarion war Geistlicher, ward später Erzbischof von Nicäa, und schloß sich an die Partei des griechischen Kaisers an, als dieser durch die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche Constantinopel zu retten versuchte. Er arbeitete auf dem Concilium von Florenz so eifrig für die Kirchenvereinigung, daß er, als diese nicht zu Stande kam und seine Landsleute über Alle, welche für dieselbe gearbeitet hatten, heftig erbittert waren, sich ganz von ihnen trennte und in Italien zurückblieb, wo er 1439 Kardinal der römischen Kirche wurde. Unter Nikolaus V. war Bessarion als Staatsmann, Beamter, Schriftsteller und päbstlicher Legat an der ersten und glänzendsten Universität (Bologna) für die Schöpfung einer neueren Literatur und Civilisation unablässig thätig. Besonders machte er sich dadurch verdient, daß er die ganz gesunkene Universität Bologna wieder emporhob und das Dunkel derselben durch ein neues Licht erhellte, indem er über die dialektische Weisheitslehre des Mittelalters Platonische Poesie verbreitete. Er hat sehr viele Schriften geschrieben. Diese würden hier nur dann einzeln angeführt werden dürfen, wenn wir uns auf Schulgelehrsamkeit einlassen wollten. — Ein anderer der aus ihrer Heimath ausgewanderten oder von den Türken verjagten Griechen, Georg von Trapezunt, war in Kandia geboren, stammte aber aus der Stadt Trapezunt. Er kam 1420 nach Italien, um sich dort durch die Erklärung der alten Griechen Ruhm und Geld zu erwerben, weil Adelige und Reiche dahin gingen, wo ein Grieche als Lehrer auftrat. Er begab sich zuerst nach Padua, wo er von Guarino die lateinische Sprache erlernte, und ward nachher in Vicenza ebenso, wie Theodorus Gaza, von dem bescheidenen und als Lehrer unermüdeten Victorinus von Feltre zum lateinischen Stilisten gebildet. Als er 1428 Vicenza verlassen mußte, errichtete er seinen Lehrstuhl in Venedig; wenigstens

finden wir, daß er 1433 sich dort aufhielt. Sein Ruf und seine Wirksamkeit für die aus dem griechischen Reiche zu den Lateinern flüchtende Civilisation und Bildung der alten Griechen waren so bedeutend, daß ihn seine Freunde später nach der Stadt Florenz, dem Mittelpunkte des neu erwachten geistigen Lebens, ziehen wollten; dies gelang jedoch nicht. Dagegen ward er durch Pabst Nikolaus V., dessen große Verdienste um die Erweckung einer neuen freien Wissenschaft und Kunst weiter unten dargestellt werden sollen, nach Rom gerufen. Hier befand sich Georg von Trapezunt schon im Jahre 1442, und machte durch Übersetzungen die griechische Literatur denen zugänglich, welche kein Wörterbuch besaßen. Pabst Nikolaus fand an diesen Arbeiten Georg's so viel Vergnügen, daß er selbst ihm noch mehrere Übersetzungen auftrug, und ihn für dieselben nicht nur reichlich belohnte, sondern auch zu seinem Geheimschreiber machte. Georg war aber ein unruhiger Kopf und ein furchtbarer gelehrter Zänker und Rechthaber, und gerieth mit Guarino, sowie mit Poggio, welcher ebenfalls Humanist und päbstlicher Geheimschreiber war, später aber Kardinal und florentinischer Staatssecretär wurde, in einen so heftigen Streit, daß es zuletzt zwischen ihnen sogar zum Handgemenge kam. Die gelehrten Lateiner, die den Pabst umgaben und sich nicht nur auf das Latein besser verstanden, als Georg, sondern auch im Griechischen Manches besser zu erklären wußten, machten den Pabst auf Fehler in Georg's Übersetzungen und auf seine Keckheit, auch das, was er nicht verstand, übersetzen zu wollen, aufmerksam, und dieser ließ ihm endlich bei Gelegenheit einer Übersetzung des Ptolemäus andeuten, daß er Rom verlassen solle. Georg trieb sich nachher unter vielen Abenteuern in Neapel, in Venedig und in seinem Geburtslande herum, und kam später wieder nach Rom zurück. Wir schweigen jedoch von seinen Schicksalen, weil seine Lebensbeschreibung nicht hierher gehört, sondern nur angedeutet werden sollte, was er als der Letzte der Griechen, welche *vor* der Eroberung von Constantinopel das Abendland belehrten, geleistet hat.

Als die Hauptstadt des griechischen Reiches gefallen war, strömten viele gelehrten Griechen nach Italien, und suchten in diesem Lande, welches damals, wie jetzt England, das reichste Land von Europa war, den neu erwachten Enthusiasmus für die altgriechische

Civilisation zu ihrem Fortkommen und zu ihrer Existenz in der Fremde zu benutzen. Unter diesen Griechen ist zunächst Andronikus Kallinikus anzuführen, welcher 1464 nach Bologna kam, hier aber, wie es scheint, seine Rechnung nicht fand und deshalb nach Rom ging, wo er sich an den Kardinal Bessarion wandte. Man hielt ihn, wie Theodorus Gaza, allgemein für denjenigen, der am besten fähig sei, den Lateinern den Sinn für die alten Griechen zu öffnen und diese richtig zu erklären; ihn drückte aber immer die Armuth. Er lebte auch eine Zeitlang in Florenz, wo er der Lehrer des Angelus Politianus war, ging später nach Frankreich, und kehrte zuletzt wahrscheinlich nach Griechenland zurück; denn wir finden, daß 1476 Franz della Torre sechs Kisten Handschriften kaufte, welche dem Andronikus gehört hatten und in jener Zeit, wo die Werke der griechischen Schriftsteller noch nicht durch den Druck verbreitet waren, eine bedeutende Bibliothek bildeten. Außer Andronikus traten in Rom Sofianus, Georg Alexander und Demetrius von Kreta als Lehrer und als Verkündiger der griechischen Bildung auf. In Florenz aber erhielt Demetrius Chalkondylas, welcher dort 1471 an des Johann Argyropulus Stelle trat, große Bedeutung. Dieser Gelehrte war schon vor der Eroberung von Constantinopel nach Italien gekommen, hatte seit 1450 in Perugia gelebt und war dann als Professor nach Padua berufen worden. Er entfernte sich bald wieder aus Padua, weil es ihm misfiel, daß sich die dortigen Professoren alle Jahre neu wählen lassen mußten. Er begab sich damals nach Florenz blieb aber nicht dort, weil er sich durch Politianus verdunkelt sah, welcher von Theodorus Gaza griechisch gebildet worden war, eine bessere Latinität besaß und in Florenz Verwandte und großes Ansehen hatte. Chalkondylas ging von Florenz nach Mailand, wo unter Philipp Maria Visconti und Franz Sforza die neue Bildung sehr blühte. Hier ward sein Unterricht ebenso, wie bereits vorher in Florenz von unseren beiden Landsleuten Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam benutzt, denen Deutschland die Verbesserung der Schulen, des Schulunterrichts und der Manier für Gelehrte zu schreiben vorzugsweise verdankt, und welche für Melanchthon und Luther dasselbe leisteten, was Johannes der Täufer für Christus geleistet hat. Demetrius Chalkondylas ist

daher für das deutsche Publikum wichtiger, als irgend ein anderer seiner geflüchteten Landsleute. Er starb 1511. Bedeutende gedruckte Werke kennen wir von ihm nicht. Die beiden Laskaris, Johann und Constantin, welche ebenfalls in Italien als Lehrer auftraten, gehören nicht hierher. Auch glauben wir abbrechen zu dürfen, um noch kurz anzugeben, auf welche Weise alle diese Männer wirkten.

2. Methode und Frucht des griechischen Unterrichts.

Das Hauptverdienst der aus Griechenland nach Italien geflüchteten und hier durch Lehre und Schrift wirkenden Gelehrten war unstreitig ein doppeltes. Sie halfen eine Lebensphilosophie statt einer Schulphilosophie einführen, und mäßigten durch griechische Einfachheit die Flachheit und Declamation der Römer, die man bei Petrarcha und seinen Zeitgenossen in ihren lateinischen Schriften antrifft, sowie den Schwulst, welcher in Dante's Briefen und anderen lateinisch geschriebenen rhetorischen Kunststücken nicht zu verkennen ist. Johann Argyropulus lehrte daher auch nicht blos Rhetorik, sondern neben derselben eine kräftige Philosophie. Diese Philosophie war die des Aristoteles, wie er in Wahrheit ist und war, nicht wie ihn die Scholastiker entstellt hatten. Um statt des Aristoteles der Araber und der barbarischen Lateiner, die man Scholastiker nennt (s. Th. VI. S. 329 und Th. VII. S. 354 ff.), den ächten und wahren Aristoteles ins Leben der Neueren einzuführen, übersetzte Argyropulus selbst einige Werke des Stagyriten, und legte diese Übersetzungen seinen Erklärungen zu Grunde. Argyropulus war es auch, der in Florenz die Schule für griechische Philosophie bildete, aus welcher nachher statt einer Aristotelischen Schule eine Platonische ward, als Lorenzo von Medicis, Politianus andere andere durch lateinische und italiänische Beredsamkeit und Poesie, sowie durch Begeisterung für die Griechen und ihre Literatur ausgezeichnete Männer, von Gemistus Pletho und dem Kardinal Bessarion angeregt, von Aristoteles und seiner scharfen Dialektik zu Plato und seiner philosophischen Schwärmerei übergingen.

Zwischen den nach Italien ausgewanderten Griechen entstand bald ein furchtbarer Federkrieg über Plato und Aristoteles, welcher für die Literatur und das Leben der neueren Zeit von großer Bedeutung ist. Er erregte in Italien bei dem herrschend gewordenen

Interesse für die Philosophie und für die an sie geknüpfte neue Bildung ebenso großes Aufsehen, als später in Deutschland der Kampf, welchen die Obscuranten und Ketzerrichter zu Köln und Reuchlin über das Studium der hebräischen Sprache und der rabbinischen Literatur begannen. Dieser Streit der griechischen Gelehrten in Italien wurde hauptsächlich zwischen Theodorus Gaza und Georg von Trapezunt einerseits und Gemistus Plethyo und Bessarion andererseits geführt. Die Anhänger der Aristotelischen Schule in Italien nahmen dabei für die Ersteren Partei, die begeisterte Jugend des florentinischen Adels dagegen schloß sich an die beiden Anderen an. Der Streit begann damit, daß zwischen Theodorus Gaza und dem Kardinal Bessarion einige Schriften gewechselt wurden, welche in anständigem Tone geschrieben waren. Nachher kam es aber zwischen Georg von Trapezunt und dem Kardinal Bessarion zu einem recht ärgerlichen und groben Schimpfen. Georg von Trapezunt gab nämlich 1456 seine später (1523) in Venedig gedruckte „Vergleichung der Philosophen Aristoteles und Plato" heraus, in welcher dem Plato alle möglichen Verbrechen schuldgegeben und von seiner Lehre alle möglichen öffentlichen Calamitäten hergeleitet werden. Gegen dieses Buch richtete der Kardinal Bessarion eine nicht minder heftige Schrift, welche den Titel „Gegen den Verläumder des Plato" führte und, was wir gelegentlich bemerken, eines der ersten in Italien gedruckten Bücher war (sie erschien im Jahre 1469). Die griechischen Gelehrten setzten nachher den Streit unter sich fort. Die Darstellung seines weiteren Verlaufes würde sich mit dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht vereinigen lassen; wohl aber muß hier der Wirkung gedacht werden, welche dieser Kampf auf der Richtung der italiänischen und also mittelbar auch der deutschen Literatur und Bildung hatte.

Mit Freuden wird jeder Historiker bei Gelegenheit dieses Streites die Gelehrsamkeit und das Streben der Philosophen von Handwerk betrachten; denn es zeigt sich hier einmal eine höchst erfreuliche Seite der Gelehrsamkeit und eine sehr wohlthätige Einwirkung der Philosophie auf das Leben und den Verkehr, so groß auch die Gehässigkeit, Eitelkeit, Ruhmsucht und Kampflust der ausgewanderten Griechen war, von welchen das neue Wissen ausging. Von diesen Gelehrten angeregt vereinigten sich nämlich

die angesehensten Männer des damals ganz republikanischen Italiens zu einem schwärmerischen Bunde, demjenigen ähnlich, welchen einst die Pythagoreer in Großgriechenland geschlossen haben sollen (s. Th. II. S. 249). Der Mittelpunkt dieses Bundes war Florenz. Die Mitglieder waren von der Begeisterung für eine Platonische Republik erfüllt, welche von den Besten, die zugleich die Reichsten und Vornehmsten wären, regiert werde, und fast alle machten eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Sittenverderbniß und der kecken und gnialen Verachtung jedes Grundsatzes, die wir in jener Zeit bei der Aristokratie und bei den zahlreichen Dynasten, ja sogar beim höheren Klerus Italiens finden. Sie bewiesen, was bekanntlich zu jeder Zeit sehr selten ist, fast alle in ihrem Leben denselben Eifer für Wahrheit, Freiheit und Recht, den sie in ihren Schriften poetisch und schwärmend aussprachen. Schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte in Florenz eine Vereinigung für philosophische Unterhaltung bestanden, deren Mitglieder angesehene Männer waren und sich regelmäßig im Locale der Augustiner-Mönche versammelten. Durch Kosmus von Medicis, welcher zuerst durch Gemistus Pletho ganz für Plato gewonnen und begeistert worden war, ward diese Gesellschaft in eine Platonische umgewandelt und, wie einst in Athen Plato's Schule (s. Th. II. S. 248), Akademie genannt. Des Kosmus Enkel, Lorenzo, erweiterte dieselbe später. Sie hatte den Hauptzweck, zu bewirken, daß in den Schulen nicht ferner die Philosophie des Aristoteles, sondern die Platonische vorgetragen werde. Über die Geschichte dieser Akademie besitzen wir ausführliche Werke; hiermit scheint sie uns aber nur soweit zu gehören, als sie mit der Einwirkung der ausgewanderten Griechen zusammenhängt, und als durch Kosmus und Lorenzo die Platonische Philosophie ganz in die lateinische Form und Bildung überging. In der letzteren Beziehung ist unter den Mitgliedern der Akademie vorzugsweise ein Mann wichtig, der sein ganzes Leben und jeden Augenblick seiner Zeit dem Studium, der Erklärung und der Verbreitung des Platonismus aufopfernd widmete, weil er den Plato gewissermaßen als eine Erscheinung der Gottheit oder als einen philosophischen Heiland betrachtete. Dieser Mann, dessen Geburt Kosmus von Medicis selbst für eine besondere Gunst der göttlichen Vor-

sebung erklärte, war Marsilius Ficinus, der Sohn von Kosmus Arzte. Er war 1433 geboren und von seinem Vater zum Arzte bestimmt worden. Zu diesem Zwecke ward er nach Bologna geschickt; anstatt aber dort Medicin zu studiren, beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Studium des Cicero und des Plato. Da er aus Unkenntniß der griechischen Gelehrsamkeit nur die wenigen Schriften Plato's, welche damals übersetzt waren, lesen und benutzen konnte, so machte er, um den ganzen Plato übersetzen und erklären zu können, das Studium der griechischen Sprache zur Hauptaufgabe seines Lebens. Als er einst von Bologna aus Florenz besuchte, stellte ihn sein Vater dem Kosmus vor, dieser erkannte, wie des Ficinus Biograph in seiner poetischen Erzählung berichtet, sogleich die philosophischen Anlagen des jungen Mannes und rief dem Vater desselben zu: „Dieser, dein Sohn, ist nicht bestimmt die Körper zu heilen, sondern Arzt der Seelen zu werden." In der That schrieb Marsilius Ficinus schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre seine vier Bücher Platonischer Lehre (Institutionum Platonicarum); weil er aber damals noch nicht Griechisch verstand, so riethen ihm seine Freunde, das Buch nicht herauszugeben. Nachher ward er durch Kosmus Unterstützung des Griechischen ganz mächtig, und die Freigebigkeit der Medicis setzte ihn in den Stand, Handschriften und Commentare zu benutzen, welche jetzt zum Theil nicht mehr vorhanden sind, und auf deren griechischen Text wir aus des Ficinus Übersetzung schließen müssen, wenn wir den Text des Plato von Fehlern der Abschreiber reinigen oder vieles ganz Dunkle erklären wollen.

B. Deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert.

1. Ursprünglich deutsches Element derselben, welches mit dem Wiederaufleben der alten klassischen Literatur nicht zusammenhängt.

Die Ritterschaft und ihre Bildung sanken im fünfzehnten Jahrhundert, nachdem sie in den beiden vorhergehenden ihre höchste Blüthe gehabt hatten; dagegen erhob sich der Bürgerstand und genoß einer Wohlhabenheit, die eine ganz eigenthümliche, mehr materielle als ideelle Bildung herbeiführte. Der Minnegesang

oder das Lied der Begeisterung ward zum Meistergesang, das heißt zum Handwerk, zum Spiel, zur Künstelei. Über diese neu entstandene Art von Poesie haben Gelehrte, welche in den zum Theil nur handschriftlich aufbewahrten Gedichten und prosaischen Arbeiten des fünfzehnten Jahrhunderts belesen sind, so ausführliche Kritiken und Analysen gegeben, daß wir, auch wenn es unser Zweck erlaubte, nicht wagen würden, eine ganz erschöpfte Materie noch einmal zu behandeln. Es genügt für dieses Werk, über die Meistersängerei, die Romane oder Sagen und die moralische Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts die nöthigen Notizen mitzutheilen. Dann werden wir (im folgenden Paragraphen) zu der gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland gebrachten griechischen und lateinischen Bildung übergehen, welche für die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts von der größten Bedeutung ist, und die Reformation der Kirche zur Folge hatte.

Schon früher (Th. VII. S. 375 f.) ist berichtet worden, daß und wie die Poesie der Ritterschaft, welche aus burgundischen und schwäbischen Landen die Begeisterung des Südens von Europa in den Norden brachte, bereits seit Walther von der Vogelweide gewissermaßen zu einem Handwerke ward. Deutschlands Bürgerschaften, welche mit den vielen freien Städten Italiens in innigem Zusammenhange standen, fühlten sich im fünfzehnten Jahrhundert stark, frei und reich; die Ritterschaft dagegen verarmte nach und nach und verwilderte zugleich, der Minnegesang bei Festen und Mahlen und auf den Burgen fand keine Ermunterung mehr, er flüchtete sich daher in die Städte und ward Meistergesang. Die Bürger jener Zeit waren tüchtig, bieder, fleißig, wohlhabend, sparsam, sittlich und fromm, und es lebte unter ihnen ein Frohsinn und ein gemüthlicher Witz, dessen Verlust auch in England oft vermißt wird (man klagt, old marry England sei nicht mehr); dabei mußte aber das Ideale dem Reellen nachstehen, und obgleich die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Dichter lustig waren und manchen guten Einfall hatten, so waren sie doch nicht eigentlich witzig. Die poetischen Erzeugnisse jener Zeit sind daher unbedeutend und matt. Dagegen ist die geistliche Beredsamkeit und alles das, was mit dem Stillleben und der

moralischen Contemplation zusammenhängt, trefflich und originell. Wohlmeinende Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts haben deshalb auch manche Werke der letzteren Art, wie die Schriften eines Tauler und anderer christlichen Denker des fünfzehnten Jahrhunderts, neu drucken lassen. Sie glaubten dadurch den frommen Sinn der wohlhabenden, häuslichen und demüthigen Bürger des fünfzehnten Jahrhunderts in unserer Zeit, welche hinter der Kraft und tiefen Gemüthlichkeit dieser Bürger weit zurücksteht, wieder erwecken zu können; sie übersahen aber, daß Inhalt und Manier jener Schriften mit allen bürgerlichen Verhältnissen des fünfzehnten Jahrhunderts enge zusammenhängen, und daß deßhalb zwar ein Gelehrter oder eine ganz besondere Natur sich in dieselben hineindenken, die große Menge aber durch Schriften, welche zu ihrem Leben nicht passen, nicht mehr erbaut werden kann. Dagegen ist die Wirkung dieser Schriften auf die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts sehr groß gewesen; hierüber können wir aber in dem vorliegenden Buche nicht handeln. Übrigens wird zu den Meistersängern oder zunftmäßigen Dichtern schon Konrad von Würzburg, der Dichter des Kampfes zwischen Mars und Venus, der güldenen Schmiede und des unvollendet gebliebenen Gedichtes vom trojanischen Kriege (s. Th. VII. S. 372), gerechnet, weil er, wie mehrere seiner dichtenden Zeitgenossen, von niederer Herkunft war und ein Gewerbe trieb; doch möchten wir ebenso wenig ihm, als dem Walther von der Vogelweide, die Eigenschaften der Dichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts absprechen.

Wir begnügen uns, einige wenige Notizen über den Mechanismus des Meistergesanges, über die dabei angewandte Kunst und Künstlichkeit und über die Art, wie man, um in die Dichterzunft aufgenommen zu werden, ein sogenanntes Meisterstück liefern mußte, mitzutheilen und dann die Namen einiger Meistersänger zu nennen. Die erwähnten Notizen, die man übrigens sowohl in vielen anderen Büchern, als auch in den Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim ausführlicher finden kann, entlehnen wir dem im Jahre 1697 erschienenen Buche „Von der holdseeligen Kunst der Meistersänger, ihrem Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit und Lehrsätzen". Der Verfasser war ein Bürger von Nürnberg,

welche Stadt lange Jahre hindurch der Hauptsitz und die Universität des Meistergesanges war. Man wird schon aus den wenigen Angaben, welche wir diesem Werke entnehmen, ersehen, daß ein genialer Mann unmöglich die Probe der Meisterschaft bestehen, und daß bei solchen Regeln kein Fortschritt im Dichten gemacht werden konnte, sondern vielmehr das Gegentheil erfolgen mußte. Die Lyrik ward durch die für den Meistergesang bestehenden Vorschriften in Formen eingeschnürt. Bestimmte Regeln setzten fest, welches Maß von Reimen und Sylben das Bar eines jeden Meistergesangs haben mußte. Ein solches Bar ist aus mehreren Stücken und Absätzen zusammengesetzt, sowie der sogenannte Abgesang aus drei Sätzen. Das Bar besteht aber auch aus dem, was in der Kunstsprache Gesäz, Abgesang und Stollen genannt wird. Diese Stücke müssen jedes eine eigene Melodie haben. Ein Stollen muß aus etlichen Versen bestehen, der Abgesang aber immer eine andere Melodie haben und das Ganze am Ende mit einem Stollen geschlossen sein, welcher dem vorhergehenden gleich ist. Was die Reime betrifft, so heißt bei den Meistersängern das, was wir einen männlichen Reim nennen, ein stumpfer, der weibliche aber ein klingender Reim. Verse, denen kein anderer reimend entspricht, werden Waise genannt. Pausen heißen die einsilbigen Wörter, welche am Ende, im Anfang oder in der Mitte abgesondert erscheinen. In einem Reime dürfen nicht mehr als dreizehn Sylben vorkommen, und zwar aus dem sonderbar lautenden Grunde, weil man es nicht wohl am Athem haben könne, mehr auf einmal auszusingen. Außerdem gab es noch eine Menge kleinlicher Vorschriften über die Sprache, den Stil und das Absingen (denn auch dieses lag dem Dichter ob), sowie gewisse Kunstgriffe des Handwerkssängers, welche gleich den Kunstgriffen der Handwerksarbeiter geheim gehalten wurden. Verstöße gegen die Regeln des Meistergesanges brachten beim Wettsingen den, der sie beging, um den Preis, und wurden sonst auch mit dem Verluste des Meistergrades bestraft. Das Wettsingen ward bei gewissen Festlichkeiten angestellt und bei dieser Gelegenheit, sowie beim Singen und Dichten um den Meistergrad hatten die sogenannten Merker auf die Fehler zu achten und sie zu bestrafen; sie waren also dasselbe, was bei der Verfertigung des Handwerk-Meisterstückes die Schaumeister

waren und hie und da noch sind. Unter den Preisen war der höchste eine Kette mit dem Bilde des Königs David, des Dichters der Psalmen. Für die Unkosten der Feierlichkeiten und der fröhlichen Feste gab es gemeinschaftliche Kassen. Die Meistersänger bildeten, wie jede Verbindung in jenen Zeiten, eine Corporation oder geschlossene Gesellschaft. Doch kannte diese Dichterzunft, was sonst im Mittelalter unerhört ist, ebenso wie die aus der Bau- und Schnitzkünstler-Verbindung entstandene Freimaurerei, den Unterschied der Stände nicht; denn wir finden neben den damals sehr ehrbaren, auf Sittlichkeit und eheliche Geburt streng haltenden Handwerkern jeder Art Fürsten, Doctoren der Theologie und Herren vom Reichsadel als Mitglieder. Der Hauptmittelpunkt des Meistergesanges war und blieb Nürnberg. Hier pflegten die Meistersänger auch ihre Versammlungen in einer Kirche zu halten, während sie an anderen Orten in Privatwohnungen oder in Gasthäusern zusammenkamen.

In Nürnberg und Augsburg, welche beiden Städte durch ihre Verbindung mit den italiänischen Handelsplätzen den Verkehr zwischen dem Norden, Süden und Osten von Europa vermittelten und Geld-, Wechsel- und Waaren-Handel im Großen betrieben, ward von den Handwerkern auch die Schauspielkunst geübt, die sonst den Schulen und den geistlichen Orden überlassen blieb. Es waren besonders die Tüncher, Bürstenbinder und Dachdecker, welche sich damit abgaben. Sie thaten dies in der Fastenzeit. Jeder Einzelne hatte eine bestimmte Rolle, die sein Eigenthum blieb, wie z. B. die des Bürgerkapitäns, des Fähndrichs u. s. w. Außer der Zeit, in welcher diese Schauspieler ihre Mitbürger durch dramatische Vorstellungen erheiterten, trieben sie ihr Gewerbe gleich anderen Handwerkern. Die von ihnen aufgeführten Stücke hatten einen Chor, welcher oft satyrisch war. Auch wurden nicht selten, wie in den alten griechischen Dramen, wirkliche Personen, wiewohl unter anderen Namen, auf die Bühne gebracht, und es finden sich in den Stücken dieser Handwerker politische Anspielungen; doch bemerkt man in Hinsicht auf das Letztere Vorsicht und Behutsamkeit, weil Dichter und Schauspieler auf den regierenden Theil der Bürgerschaft große Rücksichten nehmen mußten. Der Ton der aufgeführten Dramen war gleich ihren Verfassern und Darstellern

derb, und man darf Feinheit und Geschmack ebensowenig in diesen Arbeiten der Handwerker suchen, als in den theatralischen Vorstellungen der Geistlichen und ihrer Schüler. Von den dramatischen Arbeiten der Handwerker haben sich einige erhalten, man kann aber in unseren Tagen nur sehr schwer über diese Werke urtheilen, weil es bei der Aufführung derselben ebenso, wie beim Spiele des Polischinello und beim Marionetten-Theater, hauptsächlich auf den Witz der Spieler selbst ankam; denn die Rollen wurden mehrentheils nicht niedergeschrieben oder wörtlich auswendig gelernt, sondern aus dem Stegreife gesprochen. Übrigens werden unter den dramatischen Dichtern vor allen Anderen Hans Rosenplüt und Hans Folz genannt: denn Hans Sachs, der bekannteste unter den Meistersängern, gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, da er erst 1494 geboren ward. Hans Rosenplüt war auch als Liederdichter und als Satyriſt berühmt. Er führte den Beinamen des Schnepperers oder Schwätzers, auf welchen er selbst stolz war, und der ihm wahrscheinlich seines leichten Improvisirens wegen ertheilt worden ist. Er war ein Wappenmaler, und machte sich seinen Zeitgenossen auch durch ein historisches Gedicht voll Biederkeit, Rechtlichkeit, Laune und ächten Patriotismus bekannt. Für unsere Zeit ist er freilich ebensowenig geeignet, als uns der satyrische Einfall, um welchen sein im Ganzen launiges historisches Gedicht sich dreht, genial oder witzig scheint. Dieses Gedicht besingt nämlich den Sieg, welchen die Nürnberger mit Hülfe einiger tausend Schweizer im Jahre 1450 über die gegen die freien Bürger der Städte verbündeten Fürsten und Burgherren bei Hempach erfochten hatten, und da wird denn Nürnberg als ein Stall voll Schafen vorgestellt, um welchen die Fürsten und Herren gleich Wölfen stets lauerten, und in den sie auch von Zeit zu Zeit einbrechen möchten, der aber, wie sich durch den Sieg bei Hempach gezeigt habe, von guten Hunden bewacht sei.

Die zahlreichen Romane des fünfzehnten Jahrhunderts kennt der Verfasser aus eigener Ansicht nicht; er übergeht sie daher und verweist den Leser auf die neueren kritischen Schriften. Dagegen müssen zwei historische Werke jenes Jahrhunderts erwähnt werden, weil sie nicht blos als die ersten originellen deutschen Historien und Denkwürdigkeiten, sondern auch als Denkmale zweier Dialekte

unserer Sprache, in welchen damals geschrieben wurde, eine besondere Bedeutung haben. Es sind: die Elsässische Chronik Twinger's von Königshofen und das von Eberhard von Windeck verfaßte Leben des Kaisers Siegmund (s. Th. VIII. S. 216). Die Chronik des Jakob Twinger von Königshofen gehört eigentlich noch dem vierzehnten Jahrhunderte an, da der Verfasser derselben schon 1386 gestorben ist. Es liegt ihr die Absicht unter, den trockenen chronologischen Aufzählungen der Thatsachen eine unterhaltende Erzählung für das Volk, sowie den lateinischen Mönchsarbeiten ein verständiges deutsches Buch entgegen zu setzen. Dies hat der Verfasser theils durch sein von ihm oft wiederholtes lateinisches Motto (omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci), theils durch die Worte, in denen er den Plan seines Werkes darlegt, ausgesprochen. Nachdem er nämlich gesagt hat, es seien viele lateinisch geschriebene Geschichten vorhanden, fährt er so fort: „Aber zu tütsche ist lützel solcher Bücher, wie doch das die klugen leyen also gerne lesent von semelichen Dingen, also gelerte Pfaffen. Ouch hant die Menschen ein lustes zu lesen von nuwen Dingen denne von alten, und ist doch von stryten, reisen und andern neuhaftigen Dingen, die bey nuwen Ziten geschehen, allerminnest geschriben. Herumb will ich Jakob Königeshofen ein priester zu Strasburg durch (um) der leyen willen us den Croniken, die Eusebius, Martinus (nämlich Polonus) und Vincentius (nämlich Bellovacensis, der Verfasser der Spiegel) gemacht hant, und us andern Büchern zu tütsche schriben etliche Ding, die mich allerfürnehmst und lustlich dunkent, und sunderlich von etlichen nenneheftigen Dingen, die zu Strasburg und zu Eilsaß oder in den Landen nahe do bi geschehen sint, und will öch zu jedem Dinge setzen die Zale der jore von Gottes Geburte, das man gerechnen müge, wie lange es si, das es geschah, oder aber bi welles keisers oder königes ziten es geschehen si." Königshofen folgt im Ganzen nicht etwa steif der Chronologie, sondern er hebt irgend eine merkwürdige Sache, That oder Begebenheit heraus, und erzählt diese, bald länger bald kürzer, ganz vollständig. Am längsten verweilt er bei der inneren Geschichte von Straßburg, und wir erhalten in seiner Chronik einen anschaulichen Begriff von den Verhältnissen der verschiedenen Bürgerklassen in Oberdeutschland. Straßburg war nämlich, wie Augs-

burg, eine der ansehnlichsten Städte von Oberdeutschland, und die Geschichte derselben dreht sich bei Königshofen um den Streit, welchen die adeligen Patricier mit den größeren Handelsleuten oder, wie Königshofen sie nennt, den Burgeren, sowie diese mit den Handwerkern um den Hauptantheil an der Regierung führten. Auch über den Krieg der Schweizer mit dem Herzoge von Burgund und über den Krieg der Fürsten und Herren mit den freien Städten gibt die ganz eigentlich auf ernste Unterhaltung berechnete Chronik Königshofens gute Auskunft. Übrigens war diese Chronik lange Zeit nur in einzelnen Stücken gedruckt worden, bis Johann Schilter im Jahre 1698 das Ganze herausgab. Aus den von ihm beigefügten Anmerkungen kann man gelegentlich lernen, wie weit das Deutsche des siebenzehnten Jahrhunderts hinter dem des fünfzehnten zurücksteht. — Das zweite angeführte Werk, das von dem Ritter Eberhard von Windeck verfaßte Leben des Kaisers Siegmund, ist im härtesten und steifsten Deutsch geschrieben, und wenn man dasselbe mit irgend einem im besten klassischen Latein geschriebenen Werke über deutsche Sitten und Geschichten vergleicht, so zeigt sich erst recht deutlich, wie schlimm es war, daß unter den Deutschen die vaterländische Geschichte bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein in ein fremdes elegantes Gewand gehüllt und so ganz unerkennbar gemacht wurde. Man könnte geneigt sein, diese historische Denkschrift den Dictaten Villehardouin's über seinen Feldzug nach Constantinopel (s. Th. VII. S. 346 f.) an die Seite zu setzen; sie steht aber, so wichtig, brauchbar und nützlich sie auch ist, in Form, Ton, Sprache und Manier so weit hinter Villehardouin's Werk zurück, daß man an eine Vergleichung mit demselben durchaus nicht denken darf. Wir halten nämlich dafür, daß des Ritters Eberhard Biographie des Kaisers Siegmund eigentlich Denkwürdigkeiten des Ritters selbst sind. Dieser sagt freilich in der Vorrede, er sei nicht der Verfasser des Buches, sondern habe es durch seinen Diener Heinrich von Nürnberg schreiben lassen; das ist aber doch wohl nur so zu verstehen, daß Eberhard es demselben dictirt habe. Das Buch hat zweihundertdreiundzwanzig Kapitel und ist sehr trocken, erhält aber dadurch einigermaßen Leben und Bewegung, daß der Ritter nur dasjenige beschreibt, was er selbst gethan und gesehen hat. Man findet in demselben sehr schätzbare Nachrichten

über die häuslichen und financiellen Zustände jener Zeit, über die deutschen Rechtsgebräuche und über das, was vom kaiserlichen Ansehen damals noch übrig war, besonders über das Recht der Gerichtsbarkeit, welches dem Kaiser noch über die Fürsten zustand. Vor jedem Kapitel steht in der Handschrift ein Bild mit einer Unterschrift, welche die Inhaltsanzeige des Kapitels enthält. So ist z. B. das sechzigste Kapitel überschrieben: „Hie sitzet König Siegmund zu Gerichte und wer klagen will, dem will man richten über Herzog Ludwig zu Ingolstadt." Für die Sittengeschichte der Zeit ist besonders das zweiundfünfzigste Kapitel von den zu Brügge versetzten und nachher wieder eingelösten Kleinodien Siegmund's (s. S. 173) anziehend, weil Eberhard die Commissionen des Kaisers zu besorgen hatte und dies als ein nicht sehr ernster und gewissenhafter Mann gern that. Die Naivität des Buches gehört nicht dem Verfasser, sondern der Zeit desselben an; seine Erzählung und Auffassung der hussitischen Geschichten zeigt ihn aber als Historiker von einer sehr unvortheilhaften Seite. — Neben den Schriften Twinger's von Königshofen und Eberhard's von Windeck ist auch die mit Zeichnungen geschmückte (picturatum) Braunschweiger Chronik von Konrad Botho zu nennen. Sie ist in plattdeutscher Sprache geschrieben und weniger historisch wichtig, als wegen der originellen Art des naiven Vortrags in einem Dialekte, welcher später wenig cultivirt ward.

Die beste Seite der deutschen Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts war die moralisch religiöse; wir können sie aber nur kurz berühren, weil wir auch noch berichten müssen, auf welche Weise die Studien des klassischen Alterthums damals aus Italien nach Deutschland gebracht wurden und noch in jenem Jahrhundert einen Einfluß auf die deutsche Bildung ausübten. Eine Anzahl Männer, welche durch Beredsamkeit oder großes Talent wirkten, suchten im fünfzehnten Jahrhundert die freien Bürgerschaften der Städte in der Muttersprache zu belehren und von der Kanzel herab oder in Büchern, sei es nun durch eigentliche Reden oder durch fromme Geschichten oder durch mystische Betrachtungen, zur Häuslichkeit und Sittlichkeit zu ermuntern. Unter diesen ist keiner ausgezeichneter, als Tauler, ein Dominikaner-Mönch, welcher in Straßburg lebte, aber auch in Köln und anderen Städten predigte, und deshalb, wie wir vermuthen,

des niederdeutschen Dialekts sich ebenso gut zu bedienen verstand, als des oberdeutschen. Der beste Zeuge für Tauler's Bedeutung in Betreff der Benutzung deutscher Gemüthlichkeit zur religiösen und sittlichen Bildung ist der große Repräsentant deutscher Eigenthümlichkeit, Doctor Martin Luther. Dieser sagt von Tauler, den er einen Gott-erleuchteten Theologen nennt: „Ich habe weder in deutscher, noch in lateinischer Sprache eine heilsamere Gottesgelahrtheit, die mehr mit dem Evangelio übereinkäme, gefunden." Wie sehr Tauler eine ächt deutsche Natur war, und wie schwer ein Nicht-Deutscher, möge er nun Franzose oder Engländer sein, das geistige Bedürfniß derjenigen Klasse von Deutschen, welche nur deutsche Bildung erhalten hat und von französischer Rhetorik wie von dem Leben in der großen Welt fern geblieben ist, zu beurtheilen vermag, wird man am besten daraus sehen, daß, sobald vor dreißig Jahren ebenso das Deutschsein, wie jetzt das Kaiserthum, unter uns Mode geworden war, auch Tauler wieder zu Ehren kam, obgleich seine Mystik und seine Sprache ebensowenig als Friedrich Barbarossa's Regierungssystem, in das neunzehnte Jahrhundert passen. Auch wenn man Luther's Lobrede auf Tauler mit dem vergleicht, was Calvin's Gehülfe und Nachfolger, Beza, von demselben Gott-erleuchteten Mann sagt, sieht man klar und deutlich, wie schwer ein Fremder diese deutsche Gemüthlichkeit, Mystik und edle, oft aber irre geleitete und misbrauchte Schwärmerei begreift. Wir wollen Beza's Worte nicht anführen, weil derselbe aus vielen Ursachen den deutschen Prediger nicht beurtheilen konnte; es mag die Bemerkung genügen, daß Beza, welcher französische Declamation und Rhetorik, sowie eine klare, verständige Belehrung, nicht aber Gemüthlichkeit und Tiefe zu schätzen weiß, ganz verachtend und wegwerfend von Tauler redet. Wer die Beredsamkeit und Philosophie der Tauler'schen Predigten anders beurtheilen will, als Beza gethan hat oder ein Massillon und Bossuet hätten thun können, der muß ein dem inneren Leben zugeneigtes Gemüth haben, und sich außerdem einigermaßen in Tauler hinein gelesen haben; nur unter dieser Voraussetzung kann er erkennen, auf welche Weise bei Tauler Tiefe und Innigkeit des Gefühls mit Kraft und Würde der Sprache verbunden sind. Wie national dieser Prediger zwei Jahrhunderte lang gewesen ist, würde sich durch eine Aufzählung der vielen Ausgaben, welche von

seinen Werken im Laufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts gemacht worden sind, und durch Hinweisung auf die Erneuerung derselben im neunzehnten leicht ganz populär beweisen lassen. Tauler's Schriften wurden nämlich gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst durch unzählige Ausgaben unter alle Klassen des Volkes in Ober- und Niederdeutschland, sowie durch die von Lorenz Sure gemachte lateinische Übersetzung in ganz Europa verbreitet, und im neunzehnten Jahrhundert hat man die nämlichen Schriften mit kritischer Sorgfalt wieder neu drucken lassen, nachdem im siebenzehnten Jahrhundert die frommen Männer Arnd und Spener die Sprache und Form derselben, welche schon vorher geändert worden war, noch weiter verändert hatten. Übrigens geben nur die Ausgaben in plattdeutscher, hochdeutscher und niederländischer Sprache zu erkennen, auf welche Weise Tauler in seiner ganz eigenen Manier das deutsche Gemüth einer einfachen Zeit von dem Cultus des Mittelalters zu einer Religion des Herzens und des Wandels herüber führte; aus der lateinischen Übersetzung dagegen oder aus den nach ihr verbesserten deutschen Ausgaben lernt man nur den frommen Karthäuser-Mönch Lorenz Sure kennen. Dieser Mann, welcher als Verfasser oder Sammler von Biographien der Heiligen bekannt ist, hat gerade viele der charakteristischen Stellen Tauler's verändert, weil seine Kirche jede Art von Schwärmerei und von blos innerlicher Religiosität als Anfang der Ketzerei betrachtet. Diese kirchliche Sorge des Karthäusers ist in der wichtigsten Schrift Tauler's, welche anfangs allein in Sure's lateinischer Umarbeitung bekannt war, nämlich in Tauler's Selbstbekenntnissen, am meisten zu spüren, da gerade aus dem Original derselben jeder denkende Mann sehen wird, daß der sogenannte Pietismus oder Misticismus, welcher bis auf den heutigen Tag in der deutschen Geschichte schon so oft eine Bedeutung erhalten hat, dem deutschen Gemüthe eigen ist. Tauler's Selbstbekenntnisse (confessions) führen in den 1521 und 1522 erschienenen Baseler Ausgaben seiner Predigten den Titel: „Historia und das Leben des ehrwürdigen Doctoris Joh. Tauleri, die auch in ihr begreiffet gar viel guter Lehren und Predigten, wie und was Ursachen er kommen sey zu solchem hochgeistlichen und erleuchteten Stand, durch den und in dem er so viel Nutzens und Frucht des göttlichen

Worts mit der Hülf Gottes zu Wege gebracht, daß er nit unbillichen etlichen der fürnehmsten Lehrern und Predigern der christlichen Kirchen kann vergleicht werden." Tauler berichtet in diesen Bekenntnissen: er habe sich, nachdem er in geistlichen Schulen nach hergebrachter Weise gebildet worden sei, für einen starken Theologen und Prediger gehalten, durch einen einfältigen Laien sei er aber belehrt worden, daß seinen Predigten die innere Wärme fehle; dadurch sei er aufmerksam auf sich selbst gemacht worden, und er habe sich hierauf zwei Jahre in seine Zelle eingeschlossen und darüber nachgedacht, wie die Seele sich über die Welt der Erscheinungen erheben könne, bis er endlich gefunden habe, daß die Seele durch die Erdrückung der Leidenschaften und verkehrten Neigungen, durch die Ausübung der Tugenden, durch die Losmachung vom Irdischen, durch Selbstverläugnung und durch die Aufopferung ihrer Wünsche, ihrer Eigenliebe u. s. w. zu ihrem Urwesen zurückkehren könne und dann in sich den dem Erdenkloß Adam eingehauchten Athem Gottes finde. Dabei warnt er nachdrücklich vor den blinden Ascetikern, welche die christliche Contemplation und Selbstpeinigung bis zur Tollheit der Hindu's und zur Thorheit der Fakir's oder der Mönche von la Trappe treiben. Er protestirt nämlich nicht nur gleich seinem Zeitgenossen und Geistesverwandten Ruysbroek gegen den Satz, daß diejenigen, welche wahrhaftig arm am Geiste seien, in Gott versänken, oder mit anderen Worten, daß das Menschliche im Göttlichen aufgelöst werden könne, sondern er schreibt auch den Gedanken der Selbstpeinigung oder der gänzlichen Vernichtung des Sinnlichen im Leben geradezu dem Teufel zu. In Bezug auf das Letztere theilt er seine inneren Erfahrungen darüber in einer sehr schönen Stelle mit, welche mit den Worten beginnt: „Der Teufel reisset oft den Menschen zu gestrenger Übung, und er meinet, der Mensch solle krank oder gebrechlich davon werden oder thöricht an seinem Haupte, oder sunsten andere Gebrechen davon erkriegen. Ich will euch sagen von mir selber, wie mir geschah im Anfange." — Von den Schriften Tauler's ist ein Büchlein über die Nachfolgung des armen Lebens Christi außer dem Inhalte noch dadurch merkwürdig, daß die Sprache desselben mehr, als die irgend eines anderen seiner Werke, von Veränderungen und Einschiebseln frei geblieben ist. Lange Zeit hat man ihm auch die berühmte, sowohl

von Luther, als von Arnd und Spener mit Recht gepriesene deutsche Theologie zugeschrieben; es ist aber jetzt ganz außer Zweifel gesetzt, daß diese Schrift, obgleich einzelne Stellen derselben aus Tauler's Werken entlehnt sind, nicht von ihm verfaßt worden ist.

Die übrigen Schriftsteller, welche die Lehre des Stilllebens und der Selbstbeschauung in ihren Schriften predigten und theils in niederländischer, theils in plattdeutscher, theils auch in hochdeutscher Sprache schrieben, können hier übergangen werden, weil ihre Schriftstellerei sich gar nicht auf das äußere Leben bezog; doch müssen ihre Namen genannt werden, damit man aus der Anführung der Männer, deren Arbeiten bis auf unsere Zeit vielmals aufgelegt wurden und allgemein geschätzt sind, ersehe, wie in Niederdeutschland die unter den Böhmen entstandene Lehre der Taboriten und Jakobellen im kirchlichen Gewande vorgetragen, besonders aber wie Luther's Unternehmen vorbereitet ward. Der dunkelste unter diesen Schriftstellern ist Ruysbroek, welcher schon 1381 starb und also noch dem vierzehnten Jahrhundert angehörte. Ruysbroek war Prior des nahe bei Brüssel gelegenen Klosters Groendal, und hier hat man nach seinem Tode die Papiere gefunden, welche nachher von anderen Männern benutzt worden sind. Er schrieb in einer Art Begeisterung oder in einem Paroxysmus an einsamen Stellen des Waldes abgerissene Sätze oder sibyllinische Sprüche, welche er nachher ordnete. Diese waren in niederländischer Sprache geschrieben, und man kann ihn daher den Jakob Böhme der Niederländer nennen. Weil seine Schriften dunkel wie ein Orakel sind, so haben Gerhard Grote, Wilhelm Jordan und Lorenz Sure dieselben überarbeitet, und in dieser lateinischen Bearbeitung sind sie am bekanntesten. Im Anfange des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als man der steifen Dogmatik und starren Polemik den sogenannten Pietismus entgegen setzte, sind drei kleinere Schriften Ruysbroek's vor andern gelesen und gedruckt worden, nämlich der Spiegel der ewigen Seligkeit, die sieben Grade der Liebe und die geistliche Hochzeit. Was übrigens Ruysbroek wollte und wie er vermied, bei seiner Art von Frömmigkeit an der Klippe der Pietisterei zu scheitern, kann man am besten aus der von Gottfried Arnold 1704 herausgegebenen Übersetzung oder Überarbeitung seiner Werke sehen.

Ruysbroek ward nur in sehr engen Kreisen gelesen, weil ihm das Sanfte und Milde fehlte, wodurch sich das Buch des Thomas a Kempis den frommen Gemüthern aller Nationen empfohlen hat. Ebendasselbe war bei den anderen Religionsphilosophen seiner Zeit der Fall. Wir brauchen daher auch von diesen nur einige wenige dem Namen nach anzuführen. Heinrich Suso, welcher deutsch schrieb, dessen Schriften wir aber blos aus der lateinischen Übersetzung kennen, verfaßte „die Uhr der Weisheit", welches Büchlein in alle Sprachen übersetzt ist, und vom Verfasser selbst zuerst deutsch und dann lateinisch geschrieben worden sein soll. Seine anderen Schriften hat Lorenz Sure gleich denen der übrigen Theosophen ins Lateinische übersetzt. Übrigens ist Suso schon 1385 gestorben. Seine Schwester, Elisabeth Staglin, hat eine Biographie von ihm verfaßt, welche von Lorenz Sure ebenfalls ins Lateinische übersetzt worden ist. Berühmter, als Tauler, Ruysbroek und Suso, ist Thomas Hammerken oder, nach der damals herrschenden Sitte die Namen zu latinisiren, Malleolus, der aber gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Thomas a Kempis genannt wird, und von 1380 bis 1471 lebte. Er war Prior in Zwoll, und man hat ihm das lateinische, in alle Sprachen der Welt, selbst in die arabische, übersetzte und fast eben so oft als die Bibel gedruckte Buch von der Verachtung der Welt (de contemtu mundi) oder, wie es nach der Überschrift des ersten Buches gewöhnlich betitelt wird, von der Nachahmung Christi (de imitatione Christi) zugeschrieben. Ob er wirklich der Verfasser dieses Buches sei, oder ob dasselbe einem anderen Gliede der in den Niederlanden und in Norddeutschland so zahlreichen Prediger des betrachtenden Lebens angehörte, darüber ist viel gestritten worden; denn allen diesen Männern waren dieselben Ideen, dieselbe Sinnes- und Denkart so sehr gemeinschaftlich, daß auch ihre Ausdrucksweise gleichförmig ist. Aus demselben Grunde findet sich auch des Gerhard von Zütphen Schrift über die Mittel zur Genesung der Seele (de reformatione animae) unter Thomas a Kempis Schriften. Zu der nämlichen Schule gehörten Gerhard Grote aus Deventer nebst seinem Schüler Florenz, Pfarrer von Deventer, sowie die Schüler des Letzteren und Freunde des Thomas a Kempis, Johann Gronde, Johann Brickerink, Lübbers Berner, Heinrich Brune, Ammel Bürens, Jakob von Viana, Led-

wine, Johann Ketel und Arnold Schoonhove. Auch Heinrich und Hugo von Balma, von welchen wir weniger wissen, gehören einer ähnlichen Schule an.

Von ganz anderer Art, als der Stil, die Beredsamkeit und sogar die Sprache der genannten Männer, ist das Werk eines anderen im fünfzehnten Jahrhundert lebenden geistlichen Redners und Volksschriftstellers, dessen wir hier zuletzt erwähnen, weil er den besten Übergang zu derjenigen Klasse von Schriftstellern bildet, welche, mit dem Studium der Alten und mit den Italiänern bekannt, den Reformatoren der Kirche, der Schule und der ganzen Art, Staat und Menschen zu beurtheilen, den Weg bahnten. Wir meinen Gayler von Kaisersberg. Da jedoch dieser Mann ebenso wie Luther sich nicht scheute, zur Posse seine Zuflucht zu nehmen und sogar seine Predigt-Texte aus einem lustigen Volksbuche statt aus der Bibel zu nehmen, um dem Volke, welches launig und lustig war, seine Lehre handgreiflicher zu machen: so müssen wir vorher dreier größeren satyrischen Gedichte gedenken, welche im fünfzehnten Jahrhundert von den Bürgern der Städte eben so fleißig gelesen wurden, als die Bibel im sechzehnten. Diese Bücher waren Reineke der Fuchs, der Renner und das Narrenschiff. Das Erstere, welches dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert angehört, hat in Betreff seines Gegenstandes, der auch von anderen Nationen behandelt worden ist, zu unzähligen kritischen Untersuchungen Veranlassung gegeben. Entweder liegt nämlich der deutschen Bearbeitung des Reineke Fuchs, welche im fünfzehnten Jahrhundert zuerst in plattdeutscher Sprache gedruckt ward und nur in einem Exemplar vorhanden ist, das Französische zum Grunde, oder die französische und die deutsche Bearbeitung sind aus einer und derselben Quelle, dem Niederländischen, geflossen. Die ersten gedruckten Ausgaben sind holländisch und plattdeutsch; vielleicht ist das Buch aber sogar in England zum ersten Male gedruckt worden. Es ist unter diesen Umständen auch sehr schwer auszumachen, ob die ersten französischen, holländischen und plattdeutschen Ausgaben Originale oder Übersetzungen sind. Auch nennt man bald den Holländer Heinrich von Alkmaer, bald den Verfasser desjenigen Reineke Fuchs, welcher von Baumann 1522 herausgegeben worden, jetzt aber nicht mehr aufzufinden ist, als der ersten

deutschen Bearbeiter der alten Sage vom Fuchse. Das zweite der angeführten drei Volksbücher, der Renner, ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt, und zwar von Hugo von Trymberg, von welchem wir weiter nichts wissen, als daß er selbst in seinen Knittelreimen sagt, er habe vor dem Renner schon Bücher in deutscher und in lateinischer Sprache geschrieben:

Vor hatte ich sieben Büchelein
In Teutsche gemacht und in Latein
Fünftehalb, das ist war.

Außerdem sagt der Verfasser, er sei vierzig Jahre lang Schulmeister gewesen; dieser Ausdruck scheint sich aber nur auf sein Verhältniß zu den Meistersängern zu beziehen, weil auch Hans Sachs, welcher bekanntlich Schuster war, sich einen Schulmeister nennt. Der Renner war übrigens, im fünfzehnten Jahrhundert nur handschriftlich vorhanden, und erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ließ Cyriakus Jakobus zum Bock eine ihm von Philipp dem Aufrichtigen von der Pfalz anvertraute Handschrift zu Frankfurt am Main drucken. Dieser erste Herausgeber des Renners sagt: der Zweck des Dichters sei gewesen, zu zeigen, wie die Geistlichen böse Beispiele geben und dadurch die Anderen auf Irrwege leiten; nebenbei habe der Dichter aber auch den anderen Ständen ihre besondere Lection geben wollen. Das Gedicht hat ganz den Charakter des Meistergesanges für Handwerker und Krämer, frohes Behagen und lustige Laune, sowie mitunter zwar gute, aber auch derbe Späße; der Ton artet oft in arge Ungezogenheiten aus. Wir wagen aus dieser Ursache auch nicht, dasjenige mitzutheilen, was Hugo über Ritterschaft und Adel und über die damals zu Stellen und Ämtern privilegirten Klassen sagt. Zur Probe führen wir nur Einiges aus dem Anfange an. Dort heißt es zuerst:

Selig ist, dem des Geschlechts nit wird,
Das sein Kind so bald geberth.
Dieser Gauch zeuget ein Gäuchelein,
Von dem kommt Meister Scheuchelein,
Hackteufel und Reuchelein.

Dann folgt eine ganze Reihe von derben Natürlichkeiten, welche zwar witzig, aber auch ebenso nackt als die des Aristophanes sind; wir setzen deshalb nur den Schluß her, der dem ganzen Adel gilt:

Das ist das Volk, das zierent sind
Von armen Leuten empfangen,
Es kommt geritten oder gegangen.
Dem Teufel von Erste — darnach Gott,
Das Erst ist Ernst, das Andere Spott.

Der Renner ist jedenfalls eines der merkwürdigsten Produkte der Meistersänger, obgleich wir nicht zu behaupten wagen, daß er gleich dem Reineke Fuchs und dem Narrenschiff Volksbuch geworden und in Aller Hände gewesen sei. Das zuletzt genannte Buch oder das Narrenschiff ist über sechzig Jahre früher gedruckt worden, als der Renner; denn schon 1488 kommt eine lateinische Übersetzung desselben vor, so daß also die Baseler Ausgabe von 1494, die man gewöhnlich für die erste hält, dies schwerlich sein kann. Nach dem Jahre 1494 ist bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein fast kein Jahr vergangen, in welchem nicht eine oder mehrere Ausgaben des Narrenschiffes erschienen wären. Der leitende Gedanke des Buches ist der, daß der Verfasser die Welt seiner Zeit als ein Schiff voll Narren darstellt und dabei auch sich selbst nicht ausnimmt. Er gibt also, ohne ein Genie oder ein bedeutender Dichter zu sein, ein dem ganzen Volke zugängliches und folglich mitunter etwas plattes Bild der letzten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, welches aber getreu und dadurch am anziehendsten ist, daß es alle Stände und Geschäfte, sowie alle Thorheiten des Lebens berührt. Deshalb hat denn auch Gayler von Kaisersberg in einer Zeit, wo Luther's deutsche Bibel noch nicht vorhanden und Volksbuch geworden war, die Texte zu seinen 1498 in Straßburg gehaltenen Predigten aus dem Narrenschiff genommen.

Johann Gayler von Kaisersberg war einunddreißig Jahre lang (bis 1510) Prediger in Straßburg, und machte als Kanzelredner einen Dialekt der deutschen Sprache geltend, welcher später wieder ganz vernachlässigt ward, bis in unseren Tagen Hebel ihn aufs neue in Ansehen brachte. Ebendasselbe that damals Albrecht von Eyb, Domherr zu Bamberg, in Betreff des fränkischen Dialekts. Luther folgte nachher den Spuren beider Männer, und verschaffte dem obersächsischen Dialekt den vollständigen Sieg. Gayler von Kaisersberg hat mit Luther, außer der zuvor bezeichneten Eigenthümlichkeit, auch das gemein, daß er in seinen Pre-

digten herzlich, bieder und kräftig, verständlich und zugänglich bleibt und nicht in die Tiefe orakelnder Weisheit versinkt. Zwar gebraucht auch er, gleich den früher genannten contemplativen Rednern und Asceten, Allegorie und Mystik; er geht aber in die Letztere nie so tief ein, daß er aufhört ein Volksredner und allgemein verständlich zu sein. Übrigens sind die in deutscher Sprache gehaltenen Predigten Gayler's von seinem sie nachschreibenden Schüler Other ins Lateinische übersetzt worden, und der vorhandene deutsche Text ist eine Übertragung aus diesem. Es sind im Ganzen hundertundzehn Predigten, welche nach der Ordnung der Abtheilungen des Narrenschiffes fortlaufen, ohne daß jedoch desselben dabei ausdrücklich gedacht würde. Über jeder Predigt steht in lateinischer Sprache der Satz: „Der Narren Zahl ist unzählbar (Stultorum est infinitus numerus)". Wie Gayler verfährt, kann man am besten aus der siebenundzwanzigsten Predigt sehen, welche Studir-Narr überschrieben ist, in der aber auch von den Gelehrten überhaupt gesprochen wird. Es handle sich in derselben, meint der Übersetzer der von Other lateinisch nachgeschriebenen Predigten, von dem Geschwarm der Gelehrten oder gehaubten Narren, Häublein-Narren, Barettlein-Narren; das Kennzeichen ihrer Narrheit sei, daß die meisten der Herren Doctores in ihren hohen sammetnen Baretten einherträten und doch nicht drei Worte Latein verständen. Der Übersetzer theilt den Gegenstand oder die Predigt in sieben Schellen. Die erste Schelle ist, wenn einer viel köstlicher Bücher zusammen stellt, um in denselben ebenso, wie in anderem Hausgeräthe, seinen Ruhm zu suchen. Die zweite ist, wenn er glaubt, er könne durch eine Menge Bücher klug werden. Die dritte, wenn man von Allem etwas lernt und vom Ganzen nichts. Die vierte, wenn man seine Augenlust an Gemälden, an Büchern, an goldenen und silbernen Buchstaben hat. Die fünfte, wenn man sich des prächtigen sammetnen oder seidenen Einbandes freut. Die sechste, wenn einer Bücher schreibt oder drucken läßt ohne Verstand. Die siebente endlich, wenn man Bücher und die in ihnen enthaltene Weisheit ganz verachtet.

2. Erste Schritte der Deutschen auf dem von den Italiänern betretenen Wege zu einer neuen nationalen Literatur und Bildung.

a) Neue Lehranstalten.

Da wir bei der gelehrten Bildung nur in so fern verweilen dürfen, als sie zur Volksbildung führte, so müssen wir uns darauf beschränken, summarisch zu berichten, auf welche Weise in Deutschland während des fünfzehnten Jahrhunderts statt der bisherigen blos theologisch-philosophischen Lehranstalten Universitäten nach italiänischer Art gegründet wurden. Schon im vorhergehenden Jahrhundert war durch Kaiser Karl IV. die Universität zu Prag gestiftet worden, sowie durch die Herzöge Rudolf IV., Albrecht III. und Leopold III. von Östreich die zu Wien, welche freilich lange kränkelte. Unter den Nachkommen der genannten Herzöge kümmerte sich Kaiser Friedrich III. weniger um das Reich, als um Pflanzenkunde, Scheidekunst und Astronomie, deren Studium er in Linz trieb. Noch in demselben Jahrhundert, in welchem die Prager und Wiener Universitäten entstanden waren, wurden Heidelberg, Köln und Erfurt gegründet. Würzburg hätte schon 1410 eine Universität erhalten, wenn nicht die Geistlichkeit und die Bürgerschaft darüber mit einander in Streit gerathen wären; erst 1589 kam dort alles das, was zu einer solchen Anstalt erfordert wird, zu Stande. Im Jahre 1409 ward, wie bereits oben (S. 143) berichtet worden ist, der schon früher gefaßte Plan, in Leipzig eine Universität zu gründen, ausgeführt, indem sich damals bei der Vertreibung der Deutschen aus Prag Friedrich der Streitbare und Wilhelm II. von Meißen zu diesem Zwecke vereinigten. Ebenso wurde zehn Jahre später (1419) durch die Verbindung der Herzöge Johann und Albrecht von Mecklenburg mit der Stadt Rostock die Errichtung der Universität Rostock zu Stande gebracht. Im Jahre 1456 ward in dem benachbarten Greifswalde ebenfalls eine Universität gestiftet, obgleich die Rostocker sich die größte Mühe gegeben hatten, den pommerischen Herzog Wratislaw von der Errichtung derselben abzuhalten. Zwei Jahre vorher war durch den Kurfürsten Jakob zu Trier und schon 1426 durch den Herzog von Brabant zu Löwen eine Universität gegründet worden. Die

Universitäten Basel und Freiburg im Breisgau wurden wahrscheinlich in einem und demselben Jahre (1460) eröffnet. Eberhard von Württemberg stiftete 1477 die Universität in Tübingen und gleich darauf Kurfürst Diether die zu Mainz. Auf diese Weise entstanden also in einem Zeitraum von einhundertunddreißig Jahren fünfzehn höhere Lehranstalten, welche zwar immer noch keine eigentlichen Bildungsschulen für das Volk genannt werden konnten, aber doch eine Wirkung des in Italien erwachten Bedürfnisses einer neuen Civilisation waren.

b) Herolde der bei den Italiänern herrschenden Bildung in Deutschland.

Von den Männern, welche im fünfzehnten Jahrhundert die Aufklärung aus klassischen Quellen von Italien nach Deutschland brachten, führen wir den bei Gelegenheit des Baseler Conciliums mehrmals genannten Nikolaus Cusanus (s. S. 250 u. 254) um so mehr zuerst an, als derselbe gerade im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts (1401) geboren ward. Er hieß eigentlich Nikolaus Krebs und hat den Namen Cusanus von dem Dorfe im Trierischen, wo er von armen Eltern geboren war, erhalten. Er war in Italien mit dem ächten Aristoteles bekannt geworden, während man in Deutschland noch blos den arabisch-lateinischen kannte. Dort hatte er auch Petrarcha's Schriften vorzugsweise studirt und sich eine richtige Ansicht der kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit verschafft. Er war außerdem ein guter Kenner des römischen Rechts und als kritischer Forscher einer der ersten Deutschen, welche historisch-kritisch die Erdichtungen prüften, die man dem leichtgläubigen Mittelalter mit unverschämter Lügenhaftigkeit als Geschichte, als urkundliches Recht und als reine Überlieferung aufgedrungen hatte. Auch das Studium der Mathematik und Geographie ward von Cusanus zuerst auf eine ganz andere Weise getrieben, als man es in den Klöstern hatte treiben können. Wegen seiner historischen und theologischen kritischen Gelehrsamkeit ward er auf dem Baseler Concilium höher geehrt, als die großen Pariser Theologen, die doch gegen die päbstlichen Usurpationen mit solchem Glücke kämpften, daß sie der weltlichen Obrigkeit ihres Vaterlandes und der gallikanischen Kirche vermöge der pragmatischen Sanction Rechte verschafften und sicherten, welche der deutsche

Kaiser und die deutsche Kirche nie erlangt haben (s. S. 252 f.). Cusanus griff auf dem Baseler Concilium mit seinen kritischen Waffen nicht blos die Fabel an, daß Constantin der Große dem römischen Bischof fürstliche Rechte über Land und Leute und über Gott weiß welche Besitzungen geschenkt habe, sondern er entlarvte auch zuerst den Verfasser der Pseudoisidorischen Decretalen, oder mit anderen Worten er bewies, daß die dem Isidorus von Sevilla zugeschriebene Sammlung päbstlicher Verordnungen, die man schon seit dem zehnten Jahrhundert als kirchliches Gesetzbuch gelten ließ (s. Th. V. S. 437), ein absichtlich erdichtetes Machwerk sei. Leider müssen wir jedoch hinzufügen, daß Cusanus gleich dem ebenfalls gelehrten, kritischen und aufgeklärten Aeneas Sylvius, welcher anfangs ebenfalls ein Orakel der zur Kirchen-Reform versammelten Väter war, seinen vorigen Überzeugungen untreu ward, seitdem der Pabst ihn zum Bischof von Brixen und nachher (1448) zum Kardinal gemacht hatte. Von seinen Werken, welche 1565 in drei starken Folianten herausgegeben worden sind, möchten wohl seine sieben Briefe über die Zeitgeschichte, die Concilien, die Streitigkeiten mit der böhmischen Nation und die Ketzereien derselben das historisch wichtigste sein. Von seinen übrigen Schriften, welche größtentheils theologischen oder juristischen Inhalts sind, wollen wir nur einige wenige anführen, die sich auf sein Verhältniß zu seiner Zeit beziehen und den Beweis liefern, daß Nikolaus zu den Vorboten der Aufklärung des sechzehnten Jahrhunderts gehörte. Die erste dieser Schriften ist seine genaue Prüfung der Lehre Mohammed's (Cribratio Alcorani), weil sie eine der verständigsten Schriften ist, welche bei dem damaligen Vordringen der osmanischen Türken und ihrer fanatischen Proselytenmacherei vermittelst des Säbels gegen die Lehre des Koran's geschrieben wurden. Die zweite führt den Titel Conjectura de novissimis temporibus, und ist auf eine ganz verschiedene Weise von den Pietisten des achtzehnten Jahrhunderts, von den Jesuiten und vom Skeptiker Bayle für ihre Zwecke als Orakel benutzt worden. In diesem Büchlein prophezeit Cusanus, betroffen von dem Zustande der Kirche, die in ihrem Inneren so sehr zerrüttet war und von außen die sich immer weiter verbreitende Ketzerei der Hussiten gegen sich hatte, den völligen Untergang der Kirche und ihre Erneuerung durch heilige

Männer. Seine mathematischen und geographischen Schriften, in welchen keine theologische oder kirchliche Bedenklichkeit seinem denkenden Geiste Schranken setzte, waren ganz im Sinne der neueren, auf ein gründliches Studium der Alten gebauten, dem praktischen Leben und dessen Bedürfnissen vortheilhaften Wissenschaft abgefaßt. Was seine mathematischen Arbeiten betrifft, so hat erstens der große Mathematiker Wallisius auf des Cusanus Schrift von der Quadratur des Kreises die größte Bedeutung gelegt. Ferner hat Cusanus die nothwendige Verbesserung des Kalenders, welche erst Pabst Gregor XIII. lange Jahre nach ihm durchführen konnte (s. Th. IV. S. 93), schon in einem eigenen Büchlein (Reparatio calendarii) gelehrt und die Einführung derselben vorgeschlagen. Endlich hat er in Betreff der Alphonsinischen Tafeln (s. Th. VIII. S. 217) den Verbesserungen eines Kepler und Tycho de Brahe den Weg gebahnt, und die zwanzig Folioseiten seiner Werke, welche die von ihm verbesserten Tafeln enthalten, haben der Astronomie wesentlich genützt. In Hinsicht auf die Geographie hat er nicht nur eine geographische Skizze des späteren Alterthums, welche Vossius erst im siebenzehnten Jahrhundert drucken ließ (das Itinerarium Antonini), sehr wesentlich verbessert, sondern auch die Beschreibung von Deutschland und von allen anderen Ländern bis nach Constantinopel hin, welche Schardius unter Sebastian Münster's Namen in seine Sammlung deutscher Geschichtschreiber aufgenommen hat, ist des Cusanus Arbeit, der sie Tabula oder Länderregister genannt hatte.

Das Studium der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, welches Nikolaus Cusanus als Nebengeschäft getrieben hatte, war nachher des Georg Purbach oder Peurbach Hauptgeschäft. Dieser war 1423 geboren und starb schon 1461. Er lehrte zu Wien, und weckte, während er als Schriftsteller weniger leistete, durch seinen Eifer, sein Talent und seinen Fleiß unter der Begünstigung des Kaisers Friedrich III. in Deutschland jenen Eifer für die eracten oder realen Wissenschaften, dessen Früchte die Arbeiten eines Kepler und Copernikus waren. Wäre Peurbach nicht schon so früh gestorben, so würde er der Erste unter den Verkündigern der ganz neuen Lehre und Wissenschaft geworden sein; denn der Kardinal Bessarion, welcher während seines Aufenthalts

in Deutschland die großen Anlagen des jungen Mannes erkannte, hatte ihn mit nach Italien nehmen wollen, um ihn in der griechischen Sprache und Literatur gründlich zu unterrichten. Statt Peurbach's ging einer seiner Schüler, Johann Müller oder, wie er nach seiner Vaterstadt Königsberg gewöhnlich genannt wird, Regiomontanus mit Bessarion nach Italien, und war nachher einer der Ersten, welche in Deutschland das Studium der alten Sprachen und ihrer Literatur zugleich mit dem der realen und praktischen Wissenschaften verbreiteten, und dem Ptolemäus nebst anderen alten Astronomen vom dem Schutte des Mittelalters und von den Grillen der Araber frei machten. Regiomontanus glich den griechischen und italiänischen Aposteln der neuen Civilisation auch darin, daß er, bald hier, bald dort auftretend, Jung und Alt für die in Italien betriebenen und damals sogar von der Kirche begünstigten Studien gewann und zu wissenschaftlichem Eifer ermunterte. Als die Universität Wien, an welcher er lehrte, durch Friedrich's III. Schuld gar zu sehr herunter kam und dagegen in Ungarn durch Matthias Corvinus die neue Wissenschaft begünstigt wurde, begab sich Regiomontanus zu diesem; später trat er in Nürnberg, dem Sitze der mechanischen Künste, der praktischen Wissenschaften und der Meistersängerei, auf; zuletzt kehrte er aber nach Rom zurück, wo er 1476 starb. Gassendi und alle späteren Astronomen und Mathematiker sind darüber einig, daß dem Regiomontanus sowohl unter den beobachtenden als unter den rechnenden Astronomen einer der ersten Plätze gebühre. Er hat, sagen sie, nicht blos richtig observirt und die vorhandenen astronomischen Tafeln verbessert, sondern auch selbst Instrumente gemacht und die gerade in Nürnberg damals sehr zahlreichen Künstler gelehrt, wie sie brauchbare Instrumente verfertigen müßten. Er hat außerdem Sinus-Tafeln berechnet, die von Peurbach begonnene Berechnung der Planeten-Bahnen vollendet und herausgegeben, die Grillen der Araber in der Astronomie gründlich widerlegt und des Euklides sowie des Archimedes Schriften erläutert.

Von ganz anderer Art war die Wirksamkeit der Männer, welche durch die Predigt einer Religion des Herzens unser gemüthliches und häusliches Volk mit seinem beschränkten und jedes

äußeren Glanzes entbehrenden bürgerlichen Leben zufrieden machten, und es lehrten, in stiller geistiger Beschäftigung den Frieden zu suchen, den das unruhige Streben nach außen, das Wühlen und Treiben im politischen Leben nicht verleihen können. Wir nennen von diesen Männern zuerst den 1419 zu Gröningen geborenen und 1489 ebendaselbst gestorbenen Johann Wessel, sowie Wimpfelius und Hegius, und würden über sie ausführlich reden, wenn nicht Ullmann die Geschichte Wessel's und der zu seinem Kreise gehörenden Männer so ausführlich und populär behandelt hätte, daß wir, um ihn nicht auszuschreiben und ganz auf unserem eigenen Wege zu bleiben, nur die dürftigen Notizen geben dürfen, die wir auf diesem Wege gesammelt haben. Wir suchen Wessel's Verdienst besonders darin, daß er als ein angesehener Mann an vielen ganz verschiedenen Orten den Eifer der Deutschen für die neue religiös-moralische und für die klassische Bildung anregte. Er lehrte in Paris, in Köln, in Heidelberg, in Rom, in Basel und zuletzt in seiner Vaterstadt. Seine Freunde waren auch die Freunde Johann's von Dalberg, welcher gleich den florentinischen Patriciern die neuen Studien förderte und besonders die Universität Heidelberg zu heben suchte. Johann von Dalberg, welcher 1445 geboren war, hatte seine Bildung in Erfurt erhalten, und erwarb sich als Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, sowie nachher (seit 1482) als Bischof von Worms sehr bedeutende Verdienste um Deutschland. Er zog Johann Wessel und andere ausgezeichnete Männer nach Heidelberg, und stiftete nach dem Muster der freien italiänischen Akademieen von Worms aus die sogenannte rheinische Gesellschaft; denn da die fortdauernden Streitigkeiten der Wormser mit ihren Bischöfen ihn nöthigten, sich mit seinem Dom-Kapitel meistens in der pfälzischen Stadt Ladenburg aufzuhalten (besonders seit 1499), so konnte er zugleich dort und in Heidelberg seine Freunde um sich vereinigen. Die rheinische Gesellschaft war ein wissenschaftlicher Verein für deutsche und für klassische Literatur, und man braucht nur die Namen einiger Mitglieder derselben anzuführen, um zu erkennen, daß Dalberg mit vollem Recht der Mäcenas unseres Vaterlandes genannt wird, welches leider! nie einen Augustus hatte. Diesem Vereine gehörten unter Andern der vertraute Rath des Kurfürsten

von der Pfalz, Dietrich von Pleuningen, der Abt Tritheim, Johann Reuchlin, Wilibald Pirkhaimer, Ethelwolf von Stein, Martin Pollich an.

Unter den Männern, die sich an Johann von Dalberg anschlossen, muß namentlich Rudolf Agricola erwähnt werden. Er war in seiner Vaterstadt Gröningen angesehen und vermögend, und glich den italiänischen Patriciern auch darin, daß er die klassischen Studien nicht zu irgend einem äußeren Zwecke, sondern um ihrer selbst willen trieb. Er suchte sein ganzes Leben hindurch der neuen Bildung theilhaftig zu werden und sie unter seine Zeitgenossen zu verbreiten. Er hatte in Löwen studirt, reiste nachher nach Frankreich und begab sich dann nach Italien, wo er den Unterricht des Hermolaus Barbarus, des Theodorus Gaza und Anderer genoß und mit Johann von Dalberg und Dietrich von Pleuningen, welche damals ebenfalls dort verweilten, befreundet ward. In Ferrara, wo er sich einige Zeit aufhielt, um zu lehren und zu lernen, sammelte er kostbare Handschriften, welche später der Heidelberger Bibliothek einverleibt und von den Gelehrten aller Nationen benutzt wurden. Er hatte besonders Methode und Erziehungskunst studirt, und galt im sechzehnten Jahrhundert für den Mann, welcher neben einem Erasmus von Rotterdam und einem Philipp Melanchthon für die Reformation der Schulen und des nach Luther's Zeit durch die Protestanten verbreiteten Studiums der Humanitäts-Wissenschaften das Meiste geleistet habe. Agricola legte sein Stadt-Syndicat in Gröningen nieder, als sein Freund Dalberg Bischof von Worms geworden war und ihn einlud nach Heidelberg zu kommen, starb aber leider! schon 1488. Seine Handschriften-Sammlung bildete den Grund und den kostbarsten Kern der bis zur Eroberung von Heidelberg durch Tilly weltberühmten Bibliothek dieser Stadt.

Von den Männern, welche Johann von Dalberg begünstigte, verdienen neben Agricola noch zwei Andere vorzugsweise einer Erwähnung. Der Eine, Konrad Celtes, ist wegen seiner Beweglichkeit und wegen der Mannichfaltigkeit der von ihm in den verschiedensten Gegenden von Deutschland angeregten neuen geistigen Bestrebungen, der Andere, Johann Reuchlin, als Reformator des Unterrichtswesens merkwürdig. Die Verdienste, die sich der

Letztere um seine Zeit und um die Nachwelt erwarb, waren dauerhafter, als die des Ersteren; sie gehören aber mehr dem sechzehnten als dem fünfzehnten Jahrhundert an, und wir werden ihrer deshalb erst dann ausführlich gedenken, wenn von der Literatur der nächsten Periode die Rede sein wird. Konrad Celtes, der nach seinem deutschen Familiennamen entweder Pickel oder Meißel hieß, war 1459 in der Gegend von Schweinfurt geboren. Er fand zuerst in Köln Unterstützung und Unterricht, empfahl sich dann in Heidelberg durch seine Leichtigkeit im Versemachen dem Johann von Dalberg, dem Rudolf Agricola und Anderen, und erhielt durch diese Männer die Mittel, nach Italien zu reisen, von welchem Lande damals Bildung, Wissenschaft und Kunst über die Alpen herbeigebracht wurden. Er hielt sich zwei Jahre in Italien auf, und schöpfte die Kenntnisse, die er nachher als Mitglied der rheinischen Gesellschaft in Deutschland verbreitete, aus dem Umgang und Unterricht des Marsilius Ficinus, Johann Calphurnius, Guarino, Beroaldus, Sabellikus, Pomponius Lätus und anderer Begründer des erneuerten Studiums der Alten. In Italien verweilte er von 1487 bis 1489. Dann lehrte er zuerst bis 1490 in Krakau, wo er zugleich von Albert Brutlew die Astronomie erlernte, und nachher wirkte er auf jeder der fünfzehn Universitäten, welche damals in Deutschland bestanden, kürzere oder längere Zeit. Wir brauchen dies nur anzuführen und die Art seiner Wirksamkeit ganz kurz anzudeuten, um die Behauptung zu begründen, daß die Thätigkeit dieses unruhigen Mannes mit der Wirksamkeit der Griechen in Italien verglichen werden kann. Seine erste 1486 erschienene Schrift lehrte das Versemachen, worüber wir nichts zu sagen haben. Hierauf gab er einige Schriften Seneca's heraus, und lehrte zu Leipzig ebenso, wie nachher auf allen deutschen Universitäten, in einer der bisherigen scholastischen entgegengesetzten Manier. Im Jahre 1491 schrieb er sein Gedicht über das deutsche Land und seine Sitten (Situs et mores Germaniae), welches als eine Art Reisebeschreibung für den Forscher der deutschen Zustände im fünfzehnten Jahrhundert sehr wichtig ist. Im folgenden Jahre hielt er in Ingolstadt, wo er seine öffentlichen Anschläge in Verse einkleidete, Vorlesungen über den Horaz, und trieb allerlei Genialität. Im Jahre 1493 war er in Wien

und gleich nachher in Mainz, 1494 aber wieder in Ingolstadt. Der Pest wegen floh er 1496 nach Heidelberg, wo er sich für die Zwecke der rheinischen Gesellschaft sehr thätig bewies. Vom Jahre 1501 an bis zu seinem Tode (1508) war er Bibliothekar in Wien. Celtes' Werke verdienen, so groß auch ihre Wirkung auf die Deutschen des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen ist, für unsere Zeit keine Erwähnung. Von den beiden, ihrem Inhalte nach ganz verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte enthält die 1613 zu Straßburg erschienene nur anständige Oden und Epigramme; in der anderen dagegen, welche 1502 in Nürnberg gedruckt ward, finden sich namentlich vier Bücher schmutziger Elegieen oder mit anderen Worten ein in die Form einer poetischen Reisebeschreibung gefaßtes nacktes Sittengemälde, wie es ein Peter Aretin und der unter uns so sehr gepriesene Ulrich von Hutten zu geben die Dreistigkeit gehabt haben. Es werden nämlich in den ungezogensten und schamlosesten Ausdrücken die frechen Sitten und grenzenlosen italiänischen Ausschweifungen geschildert, denen Celtes ebenso wie auch Hutten unterlag. Die Manier ist dieselbe, wie in Lord Byron's Werken und in allem dem, was Göthe in Rom und Venedig meisterhaft gedichtet hat, und jenes Werk von Celtes liefert daher den Beweis, daß die aus Italien zu unserem Volke gebrachte Aufklärung und kühne Genialität des Denkens und Dichtens damals ebenso, wie heut' zu Tage, die alte deutsche Sittsamkeit und Häuslichkeit vernichteten.

C. Bildung und Literatur Italiens von Dante's Tod an bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Übergang vom vierzehnten zum fünfzehnten Jahrhundert.

Neben Dante nennt man gewöhnlich und mit allem Recht Boccaccio und Petrarcha als Schöpfer der neueren italiänischen Poesie, als Urheber des Studiums der alten Klassiker und als die Männer, welche die Anwendung dieses Studiums auf Bildung und Schriftstellerei lehrten. Ihre Poesie in der Nationalsprache glauben wir hier, wo blos von allgemeiner Bildung die Rede ist,

übergehen zu können, weil Petrarcha's Lyrik ganz ideal und überschwenglich, Boccaccio's unterhaltende und das Ohr des Italiäners durch den Rythmus der prosaischen Rede bezaubernde Erzählung zu materiell ist, als daß wir uns auf ihre Empfehlung oder Würdigung einlassen möchten. In anderer Beziehung wirkten dagegen Beide mehr, als Dante.

Petrarcha war zwar wie Dante ein Florentiner, aber nicht in Florenz, sondern in Avignon geboren, wo der päbstliche Hof sich aufhielt; es ist daher auch ein Irrthum, wenn man glaubt, Petrarcha habe die griechische Sprache von dem barbarischen Mönch Barlaam, welcher Dante's Lehrer war, erlernt, er studirte und lernte das Griechische zu Avignon. Von hier ward er, um römisches Recht zu studiren, nach Bologna geschickt, er kehrte aber, ohne dieses Studium gemacht zu haben, 1326 nach Avignon zurück. Im folgenden Jahre soll er die Laura, welche der Gegenstand seiner lyrischen Dichtungen (der sonnetti, canzone, rime und triomfi) ist, gesehen haben. Wir wollen zwar die Existenz dieser Laura und auch Petrarcha's Liebe zu ihr nicht bestreiten; allein die hochfliegende, oft mystische, oft contemplative lyrische Poesie des Dichters ist durchaus ideal und ohne Materialität, und ihr Gegenstand scheint daher eher ganz ideal, sowie die Liebe zu ihm eine Platonische Fiction zu sein, als daß sie einen körperlichen Gegenstand gehabt oder der vielen historischen Erklärungen bedurft hätte, mit denen man Petrarcha's Gedichte versehen hat, und um derentwillen Vaucluse so oft topographisch beleuchtet worden ist. Die Bewunderung, welche ganz Europa dem Dichter zu seiner Zeit geschenkt hat, verdankte er nicht den lyrischen Gedichten, die jetzt überall als sein Hauptverdienst betrachtet werden und dagegen damals nur in Italien und im südlichen Frankreich bekannt waren, sondern ganz allein seinen lateinisch geschriebenen Büchern. Er verfaßte in lateinischer Sprache sowohl Gedichte, welche zu seiner Zeit den Werken Virgil's, seines Vorbildes, zur Seite gesetzt wurden, als auch prosaische Bücher von ganz verschiedener Art, und der Abt Tritheim, ein Mitglied von Dalberg's rheinischer Gesellschaft, sagt von Petrarcha, dessen lateinischer Styl übrigens noch mehrentheils sehr schwülstig und poetisirend, oft auch incorrect ist: er habe das bildende Wissen des Alterthums (humanioras literas), welches lange ganz verschwunden

und todt gewesen sei post longa silentia mortuas), wieder vom Tode in das Leben zurückgerufen (ab inferis revocavit ad superos). Petrarcha selbst scheint gefühlt zu haben, daß er zum epischen Dichter nicht geboren sei; dennoch ward er wegen seines erzählenden Gedichtes Africa und wegen seiner Idyllen (Bucolica) zu einer und derselben Zeit von Paris und von Rom aus eingeladen, sich unter vielen Feierlichkeiten, Aufzügen und Reden als Dichter krönen zu lassen. Er wählte die Krönung zu Rom, ließ sich aber vorher in Neapel öffentlich und feierlich prüfen. Nachdem er hier in Gegenwart des Königs Robert und seines Hofes Beweise der Dichterfähigkeit und des Wissens gegeben hatte und mit jeder Art von Ehrenbezeugungen überhäuft worden war, begab er sich nach Rom, wo er dann auf dem Capitol gekrönt und im Triumph verherrlicht ward (1341). Beide Feste, das zu Neapel und das zu Rom, waren große Nationalfeste zur Feier des wiedererweckten alten Lebens im Staat und in der Literatur, bei welchen Petrarcha die Hauptperson gewesen war. Seit dieser Zeit suchten daher auch alle Gelehrten die Bekanntschaft und Gunst Petrarcha's. Städte Fürsten, Kardinäle, ja selbst der Pabst und der Kaiser nahmen ihn zum Rathgeber. Die italiänischen Staaten thaten auf sein Betreiben sehr viel für die alte Literatur, er ward von Kaiser Karl IV. bei der Stiftung der Prager Universität zu Rathe gezogen, und es lag nicht an Petrarcha, daß Karl nicht den alten Glanz des römischen Kaiserthums und die Einheit der italiänischen Nationalität wieder hergestellt hat. Petrarcha war auch bei Karl's zweitem Römerzuge (1368) in Italien, kam 1370 noch einmal dahin und starb dort im Jahre 1374.

Von den neunundzwanzig Büchern, die er dem Fabricius zufolge geschrieben hat, wollen wir nur einige wenige anführen, welche Beziehung darauf haben, daß seit Petrarcha's Zeit auch den Gelehrten ganz andere Bücher in die Hände gegeben wurden, als die im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gebrauchten. Wir nennen billig zuerst seinen Trostspiegel in Glück und Unglück (Remedium utriusque fortunae), welches Buch eine so große Verbreitung erhalten und so viele Auflagen erlangt hat, daß es in dieser Beziehung (als allgemein gelesenes Buch) nur mit des Boëthius Schrift über den Trost der Philosophie (s. Th. IV. S. 600 ff.) verglichen wer-

den kann. Dieses Buch besteht aus zweihundertvierundfünfzig Dialogen und hat zwei Hauptabschnitte; im ersten unterreden sich die Freude und die Hoffnung, im zweiten der Schmerz und die Furcht als allegorische Personen. Eine andere Schrift Petrarcha's, die er sein geheimes Tagebuch nennt (De contemptu mundi colloquiorum liber, quem secretum suum inscripsit), steht ganz im Einklang mit seiner überschwenglichen Lyrik, mit der Contemplation und dem Neuplatonismus seiner Gedichte. In dieser Schrift unterhält er sich mit Augustinus über Welt und Weltlichkeit im Geiste des Jahrhunderts, für welches er und Dante dichteten. Für unsere Zeit ist es sehr anziehend, mit dem Buche selbst dasjenige zu vergleichen, was Guingenée in der Literaturgeschichte von Italien über dasselbe sagt, weil man sich alsdann ein vollständiges Urtheil über den Gehalt der französischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts im Vergleich mit der italiänischen des vierzehnten bilden kann. Unter den vielen, mehrentheils declamatorischen Briefen Petrarcha's sind die hundertachtundzwanzig, welche den Titel Senilia führen und in denen Petrarcha als Rathgeber, Lenker und Prophet seiner Zeit erscheint, für die Geschichte der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und ihrer Cultur besonders merkwürdig. Sie sind zugleich mit einem, achtundfünfzig Briefe an Andreas Dandolo enthaltenden Buche und mit den Episteln, welche Petrarcha sonderbarer Weise an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums, einen Cicero, Livius, Varro und Seneca richtete, als eigenes Werk abgedruckt. Durch die genannten Schriften wirkte Petrarcha auf seine Landsleute von der einen Seite ihres Nationalcharakters her, und weckte in ihnen theils das Wohlgefallen am Pomp der Rede und an wohlklingenden, aber oft ganz leeren Perioden und Phrasen, theils die Liebe zu der neuen Bildung und der klassischen Literatur; denn sie nährten die Neigung zum Schärmen und zur Contemplation. Andere Schriften Petrarcha's gewannen das italiänische Volk, vermöge der Neigung desselben zur unterhaltenden Erzählung, durch Histörchen und verschönerte Geschichte. Man muß nämlich diejenige Art von Geschichte, welche Petrarcha der ernsten Geschichte vorgezogen hat, als Mittel seine Nation anzuregen betrachten. Er schrieb in seinem gefälligen Stil eine Sammlung von historischen Erzählungen (Rerum memorabilium libri IV), um das In-

teresse an einer aufs Leben angewandten Geschichte zu wecken. Wie er in diesem Buche die Geschichte nach Art des Valerius Maximus (s. Th. IV. S. 343 f.) mit der Moral zu verbinden und durch Anwendung nützlich und anziehend zu machen versucht hat, läßt sich aus der Angabe des Inhalts leicht beurtheilen. Das erste Buch enthält Geschichten über Muße und Beschäftigung gelehrter Männer, das zweite über Tugenden, über Klugheit, Gedächniß, Verstand, Witz, Spott, Scherz und Beredsamkeit, das dritte über Betriebsamkeit, Schlauheit und Einsicht in Wort und That, das vierte endlich über Vermuthungen, d. h. über Träume, Ahnungen und Wahrsagungen. Eine andere Schrift, die vierzehn Lebensbeschreibungen römischer Staatsmänner und Heerführer von Romulus an bis auf Curius Dentatus und Fabricius, ist aus jenem begeisterten römischen Patriotismus hervorgegangen, welcher Petrarcha auch mit Cola Rienzi in enge Verbindung brachte (s. Th. VIII. S. 193). Alles, was in diesem Büchlein berichtet wird, ist auch bei Livius in den Nebel der Sage und Myrhe eingehüllt, und hat bei ihm in der nämlichen rhetorischen Form schon die alten Römer begeistert und zu großen Thaten angespornt; Lorbard de Siricho hat daher Petrarcha's Zweck völlig verkannt, indem er in derselben Manier noch einundzwanzig andere Lebensbeschreibungen hinzufügte, durch welche die heroische Geschichte aus dem mythischen Zeitalter heraus in das historische bis auf Trajan geführt ward.

In ganz anderer Manier und nicht breit, wie Petrarcha, sondern mit Dante's Griffel kurz, gedrängt, ernst und streng schrieb der Florentiner Dino Compagni in italiänischer Sprache die Geschichte seiner Vaterstadt von 1280 bis 1312. Er erzählt, wie die großen Alten, denen wir ohne Bedenken ihn zugesellen, das, was er selbst gesehen und woran er als Gonfaloniere der Stadt großen Antheil gehabt hatte. Er baut nicht Perioden wie Machiavelli, und strebt nicht, wie ein anderer seiner Landsleute, Villani, nach liebenswürdiger Breite und unterhaltenden Anekdoten; er ist wahr, ernst und tief wie Thucydides, und seine Geschichte ist strenge wie das Weltgericht. Dies haben ihm die versüßten und erschlafften Italiäner lange bitter vorgeworfen, sie haben ihn sogar lange Zeit fast ganz vergessen liegen lassen, bis ihm Muratori durch den Abdruck im neunten Theile seiner Sammlung italiänischer Geschichts-

quellen zu der gebührenden Ehre geholfen hat. Obgleich wir durch das Studium Dante's gelernt haben, wie weit die geglättete Sprache der neueren Italiäner (cinquecentisti) hinter der natürlichen Kraft und originellen Eleganz eines Dante's und Dino Compagni zurückbleibt, so würden wir doch, weil dazu ein italiänisches Ohr erfordert wird, über Dino's Stil und Sprache nicht urtheilen, wenn nicht alle Italiäner von Geschmack in ihrem Urtheile übereinstimmten. Alle können die Eleganz des naiven Ausdrucks, die Kraft der Sprache, die Feinheit des ungeschmückten, einfachen, dem Inhalte durchaus angemessenen Stils nicht genug bewundern. Was aber den Vorwurf übertriebener Schärfe des Tadels, welchen man dem Dino Compagni zu machen pflegt, betrifft, so ist derselbe höchst ungerecht, wenn nämlich auch nur ein ganz geringer Theil von dem wahr ist, was Dante seinen florentinischen Landsleuten vorgeworfen hat. Dino zeigt sich vielmehr gerade durch diesen Tadel seiner Zeit als einen über dieselbe erhabenen, gleich dem Dante festen und strengen Mann und als einen ächten Republikaner, der in dem Abweichen von Gesetz, Religion und Sitte den Untergang jeder Freiheit sieht.

Der nächste florentinische Geschichtschreiber, Johann Villani, den man, weil Dino Campagni lange vernachlässigt war, gewöhnlich den frühesten klassischen Geschichtschreiber in italiänischer Sprache nennt, verhält sich zu Petrarcha gerade so, wie Dino Compagni zu Dante. Die beiden zuletzt genannten Männer sind der Ausdruck einer kräftigen, religiösen, gebildeten und bewegten Zeit, sie repräsentiren den Geist einer ächten und gesonderten Nationalität, sie suchen nichts, sondern Rede und Gedanke strömen bei ihnen aus einer vollen Seele; Villani und Petrarcha dagegen wollen und suchen die Klassicität und Erneuerung des Geistes der alten Römerzeit. Dies sagt Villani ausdrücklich. Er berichtet uns nämlich: als er 1300 in Rom gewesen sei, habe ihn der Anblick der kolossalen Reste des Alterthums auf den Gedanken gebracht, daß der alte Glanz Italiens mit der Geschichte der Thaten des altrömischen Volkes innig zusammen hänge, und daß derselbe verschwunden sei, seitdem Mönchs-Chroniken und dürre Register des Geschehenen an die Stelle des nationalen epischen Gesanges und der mit Beredsamkeit vorgetragenen Geschichte getreten wären; er habe damals

an Virgilius, Sallustius, Lucanus, Titus Livius, Valerius Maximus und Paulus Orosius gedacht und sich vorgenommen, die Geschichte seiner Vaterstadt in einer großartigen Manier zu behandeln, um die Italiäner zu Thaten anzuspornen, die ihrer Altvorderen würdig seien. Villani war durch seine Stellung geeignet, der aus Büchern gezogenen Geschichte diejenige beizufügen, die er erlebt hatte, und für welche er also Quelle und Geschichtschreiber zugleich war. Er ward nämlich in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt gebraucht, und leitete die auswärtigen Angelegenheiten derselben allein. Er konnte folglich seinen Zweck, das allmälige Wachsthum eines kleinen, gleich dem alten Rom rasch emporsteigenden Staates darzustellen, vollkommen erreichen. Villani wollte für das Volk ein Nationalwerk in der Sprache der Nation liefern, und das hat er so vollständig gethan, daß Machiavelli in seiner Geschichte von Florenz die Bekanntschaft mit ihm voraussetzt und nur das, was Villani als Volksschriftsteller nicht berührt hat, ergänzt. Da Villani für das Volk schrieb, so beginnt er wie Livius mit gut vorgetragenen Sagen, Legenden oder Mährchen, und macht dem Florentiner, wie Livius dem Römer, jedes Dorf, jede Ortschaft und jede Gegend in der Nähe seiner Vaterstadt durch eine Anekdote, einen Umstand, eine Schlacht, ein Geschichtchen oder Mährchen wichtig. In unserer Zeit würde man ihm freilich einen Vorwurf daraus machen, daß er Stellen seines Vorgängers Ricordano Malaspinni wörtlich in sein Buch einrückt, ohne denselben zu nennen; dies ist aber bekanntlich in allen Chroniken des Mittelalters geschehen. Für die Geschichte von Villani's Zeit (bis 1337) ist er Hauptquelle, und zwar auf dieselbe Weise, wie Livius Quelle ist, das heißt, er ist ausgezeichnet durch Manier, Darstellung, Lebendigkeit und originellen Stil. Die Einfalt, Kraft und Lebendigkeit waren der Zeit Villani's eigen, aber die Kunst, in das Einfache Mannichfaltigkeit zu bringen, gehört ihm allein an. Die besten und gründlichsten unter den oft sehr flachen und breiten neueren Italiänern gestehen, daß sie ihn in Rücksicht der bloßen Form als Muster und Quelle des ächten alten Stils studiren. Wie bei jedem wahren Geschichtschreiber, der nicht aufhören will, Mensch im edeln Sinne des Wortes zu sein, um berühmter Redekünstler zu heißen, so darf man auch bei Villani die Partei im Staate,

der er angehörte, nicht vergessen. Er war eifriger Guelfe und Demokrat, und man muß daher, wenn bei ihm vom Kampfe der Parteien die Rede ist, nicht außer Acht lassen, auf welcher Seite er stand.

Villani's Brüder, Matthäus und Philipp Villani, von welchen jener die Geschichte bis 1363, dieser noch ein Jahr weiter fortsetzte, dürfen wir nicht erwähnen, weil wir nicht eine Literatur der Geschichte schreiben. Ebenso verhält es sich mit des Andreas Dandolo lateinisch geschriebener Chronik von Venedig, so wichtig dieselbe auch dem eigentlichen Historiker sein mag, mit Mussatus und mit anderen Geschichtschreibern. Dagegen dürfen wir den bereits genannten Florentiner Boccaccio schon aus dem einzigen Grunde nicht übergehen, weil er mit Recht neben Dante und Petrarcha als einer der Gründer der bis auf unsere Tage in ganz Europa eifrig betriebenen altklassischen Studien angesehen wird. Die in italiänischer Sprache geschriebenen Werke Boccaccio's, welche noch immer gelesen werden und seinen Namen unsterblich gemacht haben, dürfen wir hier weder würdigen noch auch ihrem Inhalte nach genau angeben, weil sie einer Gattung von Literatur angehören, die wir von unserem Werke ausschließen; wir werden daher nur der Arbeiten gedenken, welche am Ende des fünfzehnten, sowie im sechzehnten Jahrhunderte dem gebildeten Europa den Weg zur Kenntniß der antiken Civilisation bahnten und ein neues Feld der Bildung und der Literatur eröffneten. Unter Boccaccio's italiänischen Werken hat die den Titel Decamerone führende Sammlung von zum Theil unerhört obscönen Geschichten in Prosa zugleich mit der Fiametta und dem Labirinto d'amore oder dem Corbaccio den ersten Rang, der Filicopo, der Amelo oder die Comedie delle Ninfe Fiorentine den zweiten. Die zwölf Bücher der Thebaide in ottave rime, einem Versmaße, dessen Erfindung häufig dem Boccaccio zugeschrieben wird, die Amorosa visione in 5 triomfi, den Filostrato und den Ninfalo Fiesolano soll er selbst ins Feuer geworfen haben, als er Petrarcha's Gedichte gelesen hatte; wir bezweifeln dies aber, weil sich die genannten Stücke nicht blos in den Handschriften seiner Werke, sondern auch in vielen gedruckten Ausgaben derselben finden. Von der Seite, von welcher her wir den Boccaccio hier zu betrachten haben, ist er bedeutend als der erste

Gelehrte im Abendlande, der den griechischen Homer im Original las; denn Petrarcha besaß zwar Homer's Gedichte, konnte sie aber nicht lesen. Der griechische Calabrese Leontius Pilatus, welcher 1360 nach Florenz kam und drei Jahre daselbst verweilte, unterrichtete den Boccaccio in seiner Muttersprache, und erleichterte ihm, da es an Wörterbüchern fehlte, das Verständniß des Homer durch wörtliche Übertragung. Er übersetzte die ganze Iliade und den größten Theil der Odyssee, sowie sechzehn Dialogen Plato's. Boccaccio schrieb vielleicht nicht so gut Latein, als Petrarcha, er suchte aber auf mancherlei Weise seine Zeitgenossen mit dem Inneren des Alterthums und mit den im Leben brauchbarsten Theilen der Literatur desselben bekannt zu machen. Eine Bedeutung an und für sich möchten wir zwar den Compilationen, die ihm einen Ruf und ein großes Publikum verschafften, nicht zuschreiben; sie hatten aber für die ersten Zeiten der Wiederherstellung des Studiums der Alten eine sehr große Wichtigkeit, weil sie dem Geschmack der Zeit angepaßt und unterhaltend waren. Zwei dieser Bücher, die Mythologie der Alten und die Schrift über die Namen der Wälder, Berge, Flüsse, Quellen, Seeen u. s. w., gehören eigentlich dem Boccaccio nicht an, sondern sind nur von ihm accommodirt und stilisirt worden. Das Erstere (Genealogiae deorum libri X) war von Paul Perusinus verfaßt, Boccaccio fügte aber mit Hülfe des Mönchs Barlaam dasjenige bei, was er in griechischen und lateinischen Schriften sammeln konnte. In diesem Buche führt Boccaccio, wie das auch neuerdings unter uns oft geschehen ist und zuweilen großen Lärm gemacht hat, alle mythischen Dichtungen und Überlieferungen der Alten deutend und ableitend auf ein System, einen Typus zurück, und wer ein Freund von dergleichen Deutungen und Systemen ist, wird bei ihm ebenso gut seine Rechnung finden, als bei Natalis Comes, bei Kanne oder bei Creuzer. Das zweite angeführte Werk (über die Benennungen der Wälder, Berge, Flüsse u. s. w.) ist eine von Vibius Sequester im fünften oder sechsten Jahrhundert gemachte Sammlung, in welcher Boccaccio theils das Material vermehrte und besser ordnete, theils den Stil verbesserte. Ein drittes Werk Boccaccio's, welches zur Verbreitung der Kenntniß des Alterthums geschrieben wurde, ist das Buch über berühmte Weiber (de claris mulieribus). Diese Schrift beweist, daß Boc-

caccio ebenso in lateinischer wie in italiänischer Sprache ein unterhaltender Erzähler war; denn er machte in derselben von allen möglichen wahren oder erdichteten Geschichten einen vortrefflichen Gebrauch. Um zu sehen, wie er mit den Geschichten umgeht und was er im Auge hat, darf man nur die bekannte Geschichte von der Päbstin Johanna lesen. Dieses Buch erhielt daher auch gleich nach seiner Erscheinung denselben Ruf in ganz Europa, dessen der Decamerone in Italien genoß, und ward alsbald ins Spanische, Französische, Italiänische und Deutsche übersetzt. Dasselbe war mit den zehn Büchern von den Schicksalen berühmter Männer und Weiber (de casibus virorum et feminarum illustrium) der Fall; denn auch dieses Buch ward in alle Sprachen übersetzt, und es findet sich auf der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford sogar eine alte Übersetzung in englischen Versen.

2. Mediceische Periode oder Blüthezeit der Künste und der Literatur im fünfzehnten Jahrhundert.

a) Verhältniß der italiänischen Regierungen zu der literarischen Bildung und ihren Fortschritten.

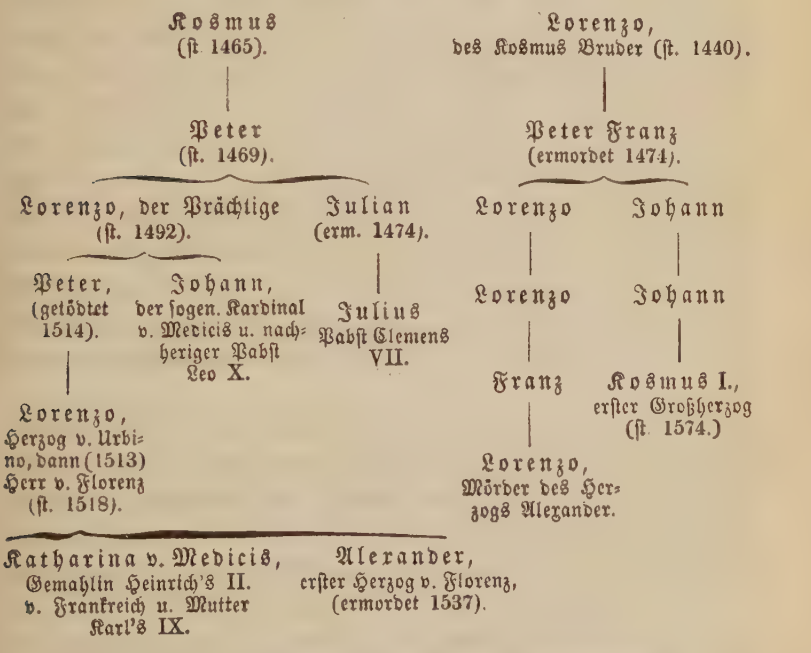
Sowohl die furchtbaren Tyrannen, welche in den verschiedenen Städten und Staaten Italiens das Andenken der grausamen Unterdrücker der Freiheit im alten Griechenland erneuten, als die gesetzmäßigen und besseren Regierungen nahmen an dem raschen Fortschritte der Bildung und Wissenschaft Italiens im fünfzehnten Jahrhundert einen thätigen Antheil. Wir beginnen, um dies anschaulich zu machen, mit Mailand und Florenz. In Mailand scheinen die ersten Visconti's, welche diese Stadt und ihr Gebiet tyrannisirten, sich des neuen geistigen Lebens von Italien viel weniger angenommen zu haben, als andere Dynasten ihrer Zeit; nichts destoweniger wurde auch in Mailand schon frühe das Studium der Alten lebhaft getrieben. Der aus demselben hervorgegangene Enthusiasmus für die Freiheit ward dem vorletzten Herrscher aus dem Hause Visconti, Johann Maria, verderblich; denn dieser wurde 1412 von Jünglingen aus den ersten Familien nicht etwa seiner Grausamkeit wegen gemordet, sondern weil der Lehrer jener jungen Leute in den Reden, die er jedes Mal, wenn er seine Erklärung der Alten begann, an sie zu halten pflegte, sie für die

Wiederherstellung der Republik zu begeistern verstand (s. oben S. 317 f.). Da kein Plan der That zu Grunde lag und die Condottieren für Geld, nicht für Ideen oder Systeme zu kämpfen gewohnt waren, so stürzten sich freilich die Begeisterten ins Verderben, und der schwache, unzuverlässige Philipp Maria herrschte gleich nachher eben so willkürlich, als vorher sein Bruder; aber die Geschichte der Erziehung dieses Mannes und seiner Beschäftigungen beweist, daß man dafür hielt, ein italiänischer Regent könne der nationalen und humanistischen Bildung nicht entbehren. Einer der berühmten Humanisten und Latinisten des fünfzehnten Jahrhunderts, Candidus December, hat ein Leben Philipp Maria's geschrieben, in welchem er die Bildung und die Studien seines Helden darstellt, und aus diesem Berichte sehen wir, wie sehr man bemüht war, das Studium der Alten für das Leben und dessen Geschäfte nützlich zu machen. Man las mit dem jungen Visconti zuerst den Petrarcha, und ließ sich von ihm die Stellen bezeichnen, die ihm besonders wohl gefielen. Dann erklärte ihm Martianus von Tortona den Dante. Daneben ward der Livius mit ihm gelesen, und man benutzte die Erklärung desselben, um ihm die Grundsätze der Staatsklugheit durch die Historie einzuprägen. Hierauf las man mit ihm das Leben berühmter Männer in französischer Sprache, womit doch wohl nur Ritterromane oder die bekannten fabelhaften Geschichten der Troubadours gemeint sein können. — Als die Familie Sforza den Visconti's in der Herrschaft folgte, zeigte sich erst recht, wie innig und nothwendig das literarische Leben mit dem politischen nnd bürgerlichen verbunden war. Franz Sforza, der Erste aus diesem Hause, war zwar freilich zu sehr mit Staats- und Kriegsangelegenheiten beschäftigt, als daß er sich um die wieder auflebenden Studien des Alterthums hätte bekümmern können; allein unter ihm und seinem Sohne leitete der schlaue Francesco Simonetta, gewöhnlich Ciecco genannt, alle Angelegenheiten des mailändischen Kabinets, und dieser wird allgemein unter die vorzüglichsten Schützer und Förderer der neuen Civilisation gerechnet. Ciecco nahm gleich den damaligen Fürsten Italiens die flüchtigen gelehrten Griechen gastlich auf, er suchte dieselben an Stellen im Staat zu bringen, er verschaffte auch vielen Italiänern, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, eine

Versorgung, und Filelfus, einer der thätigsten Reformatoren mittelalterlicher Studien, war von dem Alles vermögenden Minister ganz unzertrennlich. Franz Sforza's Nachkommen waren weder von Seiten ihrer moralischen und kriegerischen Eigenschaften, noch auch in Betreff ihrer Regentenfähigkeiten zu rühmen; aber alle ohne Ausnahme zeigten großen Enthusiasmus für die neue Literatur. Selbst der weibliche Theil der Familie Sforza war mit der römischen und griechischen Literatur innig vertraut; so hatte unter Andern Franz Sforza's Tochter, Hippolyta, den berühmten Laskaris, dessen griechische Grammatik lange Zeit dem Jugendunterrichte zu Grunde gelegt ward, zum Lehrer. Franz Sforza's jüngerer Sohn, Ludwig il Moro, den wir als Usurpator und Tyrannen, sowie als Kerkermeister und Meuchelmörder seines Neffen kennen lernen werden, war einer der Hauptbeförderer der griechischen Studien neuerer Zeit. Er berief nicht allein den Demetrius Chalkondylas, den Georg Merula und den Alexander Minutianus, um die klassischen Alten zu erklären, sondern Philipp Beroaldus erzählt uns auch, daß Ludwig keinen Tag vorbeigehen ließ, ohne sich aus irgend einem alten Schriftsteller etwas vorlesen zu lassen. Leider müssen wir hinzufügen, daß die Gelehrten damals eben so eitel und habgierig waren, als in unserer Zeit; wir würden nämlich den schändlichen Tyrannen für den edelsten und gebildetsten Schützer alles Großen und Guten halten müssen, wenn wir ihn blos aus den Vorreden und Zueignungen der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit kennten.

In Florenz war es das Haus Medicis, welchem Wissenschaft und Kunst ihre höchste Blüthe verdankten. Diese Familie war schon im fünfzehnten Jahrhundert zu königlichem Reichthum und Ansehen gelangt; denn wenn auch Sismondi durch Zahlen nachweist, daß die Summe ihrer Gesammteinnahme, verglichen mit den vielen Millionen einzelner reichen Familien unserer Zeit, ganz unbedeutend war, so sagen doch Zahlen in solchen Dingen gar nichts, weil dabei noch manches Andere, was sich nicht in Anschlag bringen läßt, berücksichtigt werden muß. Übrigens fällt die größte, mehr als königliche oder kaiserliche Verschwendung der Mediceer für die Kunst erst in das folgende Jahrhundert, in welchem dieses Haus großherzoglich wurde und zwei Päbste, Leo X. und Clemens VII.,

aus demselben hervorgingen. Wenn man sich von dem, was in Italien für Kunst und Wissenschaft geschah, einen Begriff machen will, so muß man vorzugsweise die großartigen Bemühungen der Mediceer für Beide betrachten. Der Engländer Roscoe hat daher auch, um nachzuweisen, daß die Zeit der Mediceer für das neuere Europa dasselbe war, was die Zeit des Perikles für das ganze Alterthum gewesen ist, das Leben Lorenzo's des Prächtigen und des Pabstes Leo X. ausführlich beschrieben. Wir reden hier nur von den ersten Sprößlingen des ältesten Zweiges der Familie, dem die nachherigen Großerzoge nicht angehörten; diese stammten von einem Bruder des von uns bereits ausführlicher erwähnten Kosmus Medicis (s. S. 364 ff.). Zur besseren Übersicht geben wir eine Stammtafel des Hauses Medicis von diesem Kosmus an:



Was des Kosmus Bemühungen für die Künste betrifft, so ist besonders hervorzuheben, daß er die größten Baumeister der neueren Zeit, Brunelleschi und Micheleschi, in den Stand setzte, die Denkmale zu errichten, welche ganz Europa in Florenz bewundert. Namentlich baute damals Brunelleschi die prächtige Kuppel von

Santa Maria del Fiore. Kosmus gab ferner große Summen her, damit Lorenzo Ghiberti von 1402 bis 1423 die berühmten bronzenen Thore der Johannis-Kirche vollenden könne, von welchen Michel Angelo sagte, daß sie würdig wären die Thore des Paradieses zu sein. Auch glänzten unter Kosmus Donatello als Bildhauer und Masaccio, Giotto und Lippi als Maler. In Bezug auf die Literatur stand dem Kosmus, dessen Verdienste um die neue Bildung zum Theil schon erwähnt sind (s. S. 410 f.), Nicolo Nicoli zur Seite. Kosmus lieh demselben seinen Einfluß und sein Vermögen. Er unterstützte die von Nicoli oder auf dessen Rath berufenen Gelehrten aus seinem Vermögen, und auf Nicoli's Betrieb wurden damals Emanuel Chrysoloras, Guarino von Verona, Johann Aurispa und Franz Filelfus als öffentliche Lehrer nach Florenz gezogen. Selbst während seiner Verbannung that Kosmus in Venedig, wo er sich damals aufhielt, viel für die Wissenschaften. Er gab bedeutende Summen zum Ankaufe und zur Vervielfältigung von Handschriften, und schenkte den Mönchen von St. Georg eine nicht unbedeutende Bibliothek. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, stiftete er zuerst zwei ansehnliche, damals sogar sehr kostbare Bücherſammlungen nahe bei der Stadt in San Francesco del Bosco und in San Bartolomeo bei Fiesole; dann baute er mit einem Aufwande von sechsunddreißigtausend Dukaten das Kloster der Predigermönche von St. Marcus auf eine solche Weise aus, daß in demselben eine große öffentliche Bibliothek eingerichtet werden könne, und endlich bezahlte er nach Nicolo Nicoli's Tode dessen Schulden, damit Nicoli's letzter Wille, daß seine mit großen Kosten gesammelte Bibliothek dem Publikum zur Benutzung offen stehe, erfüllt werden könne. Den Grund dieser Sammlung bildeten vierhundert besonders kostbare Handschriften römischer und griechischer Autoren, deren Geldwerth man am besten wird beurtheilen können, wenn man erfährt, daß Kosmus, als er nachher die Sammlung vermehren wollte und in Siena und Lucca, sowie auch in Griechenland Bücher einkaufen ließ, einzelne Handschriften mit zweihundertundfünfzig, ja sogar mit vierhundert Dukaten bezahlte. Über des Kosmus Enkel, Lorenzo den Prächtigen, und seine Verdienste um die Bildung gibt sein Biograph Roscoe vollständige Auskunft; wir bemerken nur das Einzige, daß er Laskaris aus-

drücklich darum mit Aufträgen an Sultan Bajesid II. schickte, damit derselbe bei dieser Gelegenheit in Griechenland umherreise und Bücher einkaufe. Laskaris ward nachher von ihm noch einmal dahin geschickt, und brachte von dieser zweiten Reise achtzig bisher unbekannte Handschriften nach Italien.

Das Haus Este in Ferrara erwähnen wir nicht, weil die Fürsten aus demselben im fünfzehnten Jahrhundert weniger für Bildung thaten, als vorher im vierzehnten und nachher im sechszehnten; doch waren zwei Este's jener Zeit, Leonello und Borso, wenigstens eifrige Büchersammler. Auch Neapel wollen wir übergehen, obgleich Alphons der Weise die letzten Jahre seiner Regierung ganz den Wissenschaften widmete, und auch sein natürlicher Sohn Ferdinand und dessen Nachfolger, welche niemand ihrer Moralität wegen rühmen wird, sich um Wissenschaft und Bildung Verdienste erwarben. Übrigens ward das, was in dieser Hinsicht in Neapel geschah, durch Laurentius Valla und Campanus geleitet.

Die Verdienste der Päbste um die Fortschritte der neuen Bildung und um die Reformation des gesammten Unterrichts und der Studien müssen wir um so eher erwähnen, als die Päbste schon in der Mitte des folgenden Jahrhunderts das, was in dieser Hinsicht früher von Rom aus geschehen war, bereuten und zurücknahmen. Wir rechnen zu ihren Verdiensten nicht, daß Martin V. 1417 die päbstliche Bibliothek wieder von Avignon nach Rom zurückbringen ließ, weil der bereits oben (S. 403) erwähnte General der Camaldulenser und Kardinal Ambrosius Traversari noch im Jahre 1432 behauptet, daß in keiner der beiden päbstlichen Bibliotheken irgend etwas für die neuen Studien zu finden sei. Erst Pabst Nikolaus V. gründete die klassische vatikanische Bibliothek. Er schaffte fünftausend Handschriften einer ganz anderen Art von Büchern an, als die von seinen Vorgängern gesammelten gewesen waren, und vermehrte nachher diese Sammlung noch dadurch, daß er Leute nach Deutschland, nach Frankreich, ja sogar nach England und Griechenland schickte, um verlorene Bücher aufzutreiben. Sixtus IV., welcher 1471 Pabst wurde, vermehrte die vatikanische Bibliothek ebenfalls in bedeutendem Grade, wies für dieselbe ein schönes Local an und öffnete sie dem Publikum. Wie durch das Sammeln von Büchern, so wetteiferten die Päbste auch durch die Aufnahme und Unterstützung

der Männer, welche das Licht des klassischen Alterthums brachten, mit den italiänischen Fürsten, Dynasten und Tyrannen ihrer Zeit. Einer von ihnen gab dem Griechen Bessarion besonders wegen seiner reformatorischen Wirksamkeit den Kardinals-Hut. Nikolaus V. führte als Privatmann wie nachher als Pabst eine ununterbrochene Correspondenz mit allen berühmten Reformatoren seiner Zeit. Unter den Männern, welche er unterstützte und ermunterte, nennt man Poggio, Georg von Trapezunt, Blondus Flavius, Leonardo Bruni, Antonio Leschi, Bartolomeo de Monte-Pulciano, Cencio, Johann Tortelli, Giannozzo Manetti, Nicolo Perotti, Franz Filelfus, Laurentius Valla, Candidus December, Theodorus Gaza und Johann Aurispa. Auch sorgte Nikolaus für Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, d. h. er gab, weil kein Honorar von Buchhändlern zu erwarten war, Geldbelohnungen an die Männer, welche im Stande waren, die Schriften der Griechen zu übertragen; denn es kam darauf an, nicht blos das Studium der alten Sprachen, die Kritik des Textes und das, was die Gelehrten Philologie und Alterthumskunde nennen, zu fördern, sondern den Geist der Alten, den Inhalt ihrer Schriften in das Publikum zu bringen und dadurch eine neue Civilisation zu gründen. Auf diese Weise ward das Abendland durch die Fürsorge des Pabstes Nikolaus mit Xenophon's Cyropädie, mit Polybius, Thucydides, Herodot, Appian, Ptolemäus, Plato und Theophrast, sowie mit der Iliade, mit Strabo's Geographie und mit dem ächten, weder durch Araber noch durch Mönche verfälschten Original des Aristoteles bekannt. Daß Nikolaus auch die Übersetzung vieler griechischen Kirchenväter belohnte, war ein Verdienst anderer Art, und gehört nicht in unseren Bericht vom Fortschreiten der neuen Bildung. Wie freigebig dieser Pabst sich gegen die Übersetzer bewies, kann man aus folgenden Notizen ersehen. Poggio ward, wie er selbst sich ausdrückt, durch die Belohnung, welche Nikolaus ihm für die Übersetzung des Diodor gab, mit dem Schicksal gewissermaßen wieder ausgesöhnt; Laurentius Valla erhielt fünfhundert Gold-Scudi für die Übersetzung des Thucydides, Guarino fünfzehnhundert Gold-Scudi für den Strabo, Perotti zweimal fünfhundert Dukaten für den Polybius; Filelfus, ein schmutziger und gemeiner Gelehrter, der jedoch für die klassischen Studien am meisten thätig war, hatte die Unver-

schämtheit, sich von Nikolaus für eine Übersetzung der Iliade und der Odyssee in lateinischen Versen zehntausend Gold-Scudi versprechen zu lassen, lieferte aber, als Nikolaus bald nachher starb, dieselbe nicht. Von des Nikolaus zweitem Nachfolger, Pius II. (dem gelehrten Aeneas Sylvius Piccolomini), hatte der gierige Filelfus viel erwartet; Pius wollte aber das Geld der Christenheit lieber auf den Türkenkrieg wenden, als eiteln und gierigen Gelehrten schenken, und Filelfus ist deshalb sehr übel auf ihn zu sprechen. Sixtus IV. (1471—1484) war in jeder anderen Rücksicht ein schlechter Pabst, für den Fortschritt der Bildung war er aber thätig; denn er unterstützte die Gelehrten freigebig, und öffnete die vatikanische Bibliothek dem Publikum.

In Mantua unterstützte die Familie Gonzaga den von reinem Eifer beseelten Victorinus von Feltre auf eine solche Weise, daß derselbe ebenso dort, wie Johann von Dalberg in der Pfalz, eine gelehrte Gesellschaft (Akademie) stiften konnte. Dieselbe Dynasten-Familie gewährte auch fremden Gelehrten Unterstützung, wie wir von Filelfus, welcher überall anklopfte, wo etwas zu haben war, bestimmt wissen. — In Venedig hatte schon Petrarcha der Republik seine Büchersammlung zu einer öffentlichen Bibliothek geschenkt, von welcher indessen den Venetianern nur ein kleiner Theil blieb. Da aber die Republik sehr viel für die flüchtigen Griechen that, so schenkte ihr der Kardinal Bessarion seine kostbare Bibliothek, auf deren Anschaffung er dreißigtausend Gold-Scudi verwendet hatte. Die Marcus-Bibliothek ward übrigens erst im folgenden Jahrhundert eingerichtet. Auch einzelne Glieder der regierenden Familien Venedig's förderten durch Geldunterstützung und durch eigene Thätigkeit die Bewegung der wieder erwachten alten Civilisation. Der als Gesandter an vielen Höfen, als Statthalter und als Geschäftsmann ausgezeichnete Franciscus Barbarus war der vertraute Freund der berühmtesten Restauratoren des alten Geschmacks; auch sind sogar seine Geschäftsarbeiten im klassischen Stile der Alten verfaßt. Er selbst übersetzte Vieles und verwendete seinen Einfluß und sein Vermögen auf die Sammlung und Erhaltung der Reste des Alterthums. Ein ganz vorzügliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die streitsüchtigen, gemeinen, schimpfenden und schmähenden Gelehrten auf Anstand und Schick-

lichkeit aufmerksam machte und sie zum Frieden ermahnte. Auch die Patricier Karl und Jakob Zeno machten sich durch das reine und zierliche Latein ihrer Reden und Aufsätze bis nach Frankreich und England hin berühmt. — Von den übrigen Herren und Städten dürfen wir nicht reden, weil wir nicht für Gelehrte vom Fach schreiben. An Notizen und Quellen würde es uns dabei nicht fehlen. Wir bemerken blos, daß auch die Markgrafen von Montferrat und die Herzöge von Savoyen von der allgemeinen Bewegung Italiens zu Gunsten einer Reformation der Studien ergriffen wurden und viel für dieselbe thaten. —

Unter den Männern, welche im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts griechische Handschriften in das Ausland brachten, oder auch lateinische aus Moder und Staub hervorsuchten, sind Filelfus und Aurispa wegen ihrer Reisen nach Constantinopel, Poggio wegen seiner Auffindung verlorener lateinischer Schriften unsterblich verdient geworden. Der Letztere entdeckte z. B. auf einer zu diesem Zwecke unternommenen Reise in Deutschland und Frankreich fünfzehn ganze Werke oder einzelne Stücke von lateinischen Schriftstellern, welche, wenn man sie nicht damals in Italien durch Abschriften vervielfältigt hätte, ganz untergegangen wären. Auch die Vervielfältigung durch den Druck ward in Italien besonders eifrig betrieben, weil die Deutschen, welche die von ihrer Nation erfundene Buchdruckerkunst dort verbreiteten und ausübten, vorzugsweise die alten Schriftsteller abdruckten. Die beiden Deutschen Schweinheim und Pannarz, die sich in Rom niederließen, konnten schon 1475 von sich rühmen, daß sie 12,475 Abdrücke verschiedener Schriften geliefert hätten. Neben ihnen hatte auch Hahn eine Druckerei in Rom. In Mailand und Venedig, wie in fast allen übrigen Städten Italiens wurden von Deutschen oder von Italiänern Druckereien errichtet. Unter alle Buchdruckern jener Zeit steht der ältere Aldus Manutius oben an. Keiner hat sich durch den gelehrten Fleiß, welchen er den Werken der Schriftsteller widmete, durch die großen Kosten, die er zum Druck derselben verwendete, durch die Ausstattung der Ausgaben vermittelst der Lettern, des Pergaments und des Papiers, durch die ängstliche und gelehrte Sorgfalt für die Richtigkeit des Textes, welche seinen Ausgaben den Werth kostbarer Handschriften verliehen hat, größeres Verdienst

erworben und seinen Ausgaben größeren Werth verschafft, als dieser Mann. Er verlor darüber sogar sein ganzes Vermögen, obgleich die fürstliche Familie Pico oder Picus, welche damals noch im Besitz von Mirandola war, ihn mit großen Summen unterstützte.

b) Einzelne Italiäner, welche den Kern der antiken Bildung für die neuere Zeit zugänglich gemacht und nicht blos für die Bibliotheken, sondern für das Leben in eine neue Form gebracht haben.

Wenn wir hier der Philologen erwähnen, so geschieht dies nur beiläufig und zufällig; unsere Absicht ist nicht, Dinge zu behandeln, die der Schule vorbehalten sind, sondern nur anzudeuten, auf welche Weise im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aus dem Studium der Alten eine ganz neue Schulwissenschaft, eine neue christliche Poesie, Philosophie und Theologie hervorging, die von dem Abschreckenden des Mittelalters nichts an sich hatte. Wir müssen daher anschaulich zu machen suchen, wie Florenz nicht blos für Italien, sondern für ganz Europa das wurde, was Athen für die alte Welt gewesen ist, und dies nöthigt uns, zunächst auf die Männer zurückzukommen, welche durch Kosmus von Medicis und seinen Enkel, Lorenzo den Prächtigen, zu der sogenannten Platonischen Akademie vereinigt wurden, oder mit anderen Worten, welche zu einem Streben und einer Thätigkeit für Weltweisheit im engeren Sinne einen heiligen Bund schlossen, der dem der Pythagoreer des alten Großgriechenlands glich (s. Th. I. S. 242 ff. und Th. II. S. 249 ff.). Mitglieder dieses Bundes waren, außer Kosmus und Lorenzo, Pico von Mirandola, der durch seinen philosophischen Commentar über Dante's Gedicht und über Virgil bekannte Christoph Landino, ferner ein Johann Cavalcanti, ein Philipp Valori, ein Bandini u. A. Schon oben (S. 410) ist berichtet worden, daß man den strengen Aristoteles durch den milden Plato aus dem Leben zu verdrängen suchte, und daß Marsilius Ficinus erwählt ward, um jenem edeln Kreise, dessen Glieder nicht alle auf gleiche Weise griechisch gelehrt waren, den Plato durch lateinische Übersetzung und durch Erklärung zugänglich zu machen. Ficinus las den versammelten philosophischen Freunden seine Übersetzung stückweise vor. Eine Tradition oder besser eine Fabel sagte, daß Plato am dreizehnten November geboren und

gestorben sei; dies war nach der Mystik jenes schönen Kreises von einer großen Bedeutung, deren Erklärung uns zu weit führen würde, und jener Tag ward deshalb auf Lorenzo's Kosten und nach seiner Angabe jährlich mit einer ganz besonderen Festlichkeit gefeiert. Übrigens wurden auch an anderen Tagen Platonische Feste der verbrüderten Edlen Italiens auf eigenthümliche Weise begangen. Eine Feier des dreizehnten November hat Ficinus in seinem Prologium zum Gastmahl des Plato, eine andere, die auf dem Landhause Careggi gehalten wurde, in einer Zuschrift an Bracciolini beschrieben, in welcher er auch über ein von Franz Bandini auf ähnliche Weise wie von den Mediceern veranstaltetes Fest in Florenz spricht. An einer solchen Feier nahmen nicht blos die gewöhnlichen Mitglieder der Platonischen Gesellschaft Theil, sondern es wurden auch aus den entferntesten Gegenden alle diejenigen eingeladen, die man als Geistesverwandte kannte. Man vertheilte unter die Versammelten gewisse Schriften Plato's durchs Loos, um sie philosophisch und rhetorisch zu erklären und zu behandeln. Auch als Lorenzo starb, erlitt der Verein dadurch keinen Stoß; denn Bernardo Ruccelai, das Haupt einer anderen reichen und angesehenen Familie zu Florenz, öffnete sein Haus zu den Versammlungen, und seine schönen Gärten wurden, was einst Plato's akademische Schattengänge gewesen waren.

Wir wollen von den Mitgliedern der Platonischen Gesellschaft zu Florenz nur einige der bekanntesten etwas näher bezeichnen, ohne jedoch auf Vollständigkeit Anspruch zu machen oder in den Inhalt der Schriften weiter einzugehen, als nöthig ist, um den Charakter einer Klasse von schwärmenden, aber moralischen Reformatoren darzustellen, welche einer anderen Klasse frivoler und himmelstürmender Gebildeten entgegen stand. Die Seele der Platonischen Akademie war Ficinus. Dieser Mann widmete fünf ganze Jahre der Übersetzung des Plato, hielt Vorlesungen über Plato und Platonische Philosophie, und war mit Lorenzo, der den florentinischen Staat lenkte, so innig verbunden, daß er Alles hätte werden, sein und besitzen können, wenn er nicht ausschließlich der von Plato hergeleiteten Philosophie hätte leben wollen. Fast alle seine Schriften betreffen den Plato und die Verbindung der Philosophie desselben mit dem Christenthum. Diese Philosophie ist sogar in den zwölf

Büchern seiner vertrauten Briefe der Gegenstand, welcher ihn und seine Freunde ganz allein beschäftigt. Sie war der aristokratischen Zeit des Ficinus ebenso angemessen, wie einst die pythagoreische den Verfassungen, welche der sogenannte pythagoreische Bund in Großgriechenland einzuführen oder zu erhalten wünschte. Man wird es daher auch natürlich finden, daß die demokratisch Gesinnten unserer Zeit sich gegen den neuerdings wieder erwachenden Neu-Platonismus, gegen Mystik, Contemplation und philosophische und christliche Schwärmerei mit derselben Wuth erhoben haben, mit welcher die Demokraten von Großgriechenland die Pythagoreer nnd den Pythagoreismus vertilgten. Ficinus überläßt sich allerdings oft ganz seiner Phantasie und verliert sich in astrologische und mystische Träume; wir betrachten ihn aber als einen philosophischen Dichter in Prosa, der den Flug einer überschwenglichen Poesie und das Feuer einer reinen Liebe des Ewigen, das im sterblichen Herzen wohnt, in das Formeln- und Ceremonien-Wesen der Kirche seiner Zeit und in die dürre Dialektik der Schulen brachte. — Die zweite Größe der florentinischen Akademie, Pico von Mirandola, war 1463 geboren und starb schon in einem Alter von zweiunddreißig Jahren. Pico erscheint während seiner frühen Jugend weniger rein, edel und wahr in seinem Schwärmen, als Ficinus; man wird jedoch einem Manne, der sich schon in jungen Jahren eine ungeheuere Gelehrsamkeit erworben hatte, wohl etwas Charlatanerie verzeihen. Seine Familie war seit langer Zeit im Besitze der Fürstenthümer Mirandola, Concordia und Julia Bojarda; er war aber der dritte seiner Brüder, und verschmähte jede weltliche Größe, um in einer wissenschaftlichen Zeit durch Wissenschaft königlich zu glänzen. Baptista Guarino, welcher damals zu Ferrara lehrte, begab sich in der ausdrücklichen Absicht, ihn zu unterrichten, nach Mirandola, und der junge Mann lernte noch vor seinem zwanzigsten Jahre nicht blos, wie damals jeder gebildete Italiäner von Stande thun mußte, Griechisch und Lateinisch, sondern auch Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch; ja, er studirte sogar einige Zeit hindurch mit großem Eifer die Kabbala. Nachher reiste Pico auf alle Universitäten von Italien und Frankreich, in seinem dreiundzwanzigsten Jahre aber begab er sich nach Rom. Hier trat er auf eine sehr anstößige, prahlend marktschreierische Weise auf. Er

ließ nämlich neunhundert Disputirsätze (propositiones), welche er aus den schwersten, sehr wenig bekannten lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen und arabischen Schriftstellern gezogen hatte, anschlagen, und forderte jedermann auf, über dieselben öffentlich mit ihm zu disputiren. Dürften wir hier die Namen aller dieser Schriftsteller anführen, so würde man auf den ersten Blick erkennen, daß die Philosophen der neuesten deutschen Schule, die sich der Allwissenheit und der ausschließlichen Fähigkeit, jede Wissenschaft, ja alle Dinge überhaupt zu beurtheilen, rühmen, noch viel von Pico lernen könnten. Dieser ward indessen in Rom nicht so gläubig anerkannt, als Seinesgleichen in Deutschland, besonders in München und Berlin. Er hatte nämlich sehr ehrwürdige Männer bewogen, jene Sätze zu unterschreiben und ihre Rechtgläubigkeit zu bescheinigen; nichts desto weniger wurden dieselben als ketzerisch verdammt, und Pico mußte sich der weiteren Verfolgung durch die Flucht entziehen. Er begab sich nach Florenz, wo man ihn mit offenen Armen aufnahm, und hier ward Pico durch den vertrauten Umgang mit den reinsten und edelsten Schwärmern der neueren Zeit, mit einem Ficinus, Lorenzo von Medicis und Angelus Politianus, welche die von ihnen gepredigten Ideen himmlischer Weisheit im Leben und im Handeln zu verwirklichen suchten, aus einem hochmüthigen, eiteln und prahlenden Gelehrten ein edler Schwärmer. Er machte der Platonischen Gesellschaft zu Florenz große Ehre, und empfahl durch sein eigenes Beispiel die Grundsätze philosophischer Ruhe und eines Lebens, welches ganz der Wissenschaft, der Entfernung vom Getümmel und der Betrachtung unserer selbst und der in uns wohnenden Gottheit gewidmet ist. Wäre nicht unsere Zeit wegen der Fratze, welche viele der Mitlebenden aus einem solchen Streben gemacht haben, sowie durch die Heuchelei, Anmaßung und Aufgeblasenheit der Neu-Frommen allzu heftig gegen den Neu-Platonismus des Pico und seiner Freunde eingenommen, so würden wir auf eine Prüfung seiner von 1498 an (in Venedig) bis 1621 (in Basel) oft wieder aufgelegten Werke näher eingehen; wir begnügen uns daher, durch eine Andeutung über einige von Pico's Schriften den Geist der Gesellschaft zu bezeichnen, zu welcher Pico gehörte. Eine seiner Hauptarbeiten ist die Schrift über die die Schöpfung (Heptaplus). Er hat in derselben zwar scheinbar

Mosis Erzählung zu Grunde gelegt, knüpft aber den schönen Traum eines wahren Weisen, welcher vortreffliche Kenntnisse beweist, an die Mosaische Erzählung, und wer den Sinn dafür hat, wird in dieser Schrift ebenso, wie in des großen Kepler Traum eines Sternsehers, ein Gedicht eigener Art finden. Eine zweite Arbeit Pico's, die an seinen Freund Lorenzo gerichtete Schrift gegen die Leute, welche ihn verketzerten (Adversus eos, qui aliquot ejus propositiones theologicas carpebant), ist besonders wichtig in Beziehung auf die Reformation des folgenden Jahrhunderts, sowie in Betreff der Verschiedenheit, welche in Rücksicht des steifen Kirchenglaubens zwischen den Romantikern und Schwätzern unserer Zeit und den edeln Mystikern und Schwärmern des fünfzehnten Jahrhunderts besteht. Man sieht aus der in dieser Schrift enthaltenen Vertheidigung des Kirchenvaters Origenes, daß Pico den Geist desselben in Bezug auf den Wortglauben sehr gut gefaßt hatte. Er sagt nämlich: „Es ist höchst einfältig, wenn geistliche Schriftsteller das Ansehen des Origines dadurch zu schwächen glauben, daß sie sagen, die Kirche habe erklärt, daß des Origines Seele verdammt sei. Die Kirche mag immerhin gewisse Leute für heilig erklären und ebenso Andere verdammen oder durch einen richterlichen Spruch verkündigen, daß dieselben in der Hölle seien; das kann und darf sie nimmermehr." Aus dem, was Pico nach diesen Worten noch weiter über Kirche und Religion sagt, könnten wir eine ganze Reihe treffender und frei ausgesprochener Sätze über viele Hauptlehren des Christenthums anführen, denen auch der aufgeklärteste Protestant unserer Zeit seine Zustimmung nicht versagen würde, wenn wir nicht fürchteten, zu viel Theologie in die Geschichte zu bringen. In einer dritten Schrift, dem Buche vom Wesen und von der Einheit (de Ente et Uno), versucht Pico seinen vergötterten Plato mit Moses und Aristoteles in Übereinstimmung zu bringen; wir können aber auf diese Schrift nicht näher eingehen, weil wir zu sehr in die Tiefe hinabdringen müßten. Einzig in ihrer Art ist Pico's Correspondenz mit den ihm befreundeten Gelehrten; denn sie erquickt das Herz des Lesers, der sonst bei den Schriften der Gelehrten, wenn er sie auch noch so sehr bewundern muß, doch in der Regel durch ihre Persönlichkeit, ihre Eitelkeit, ihr Prahlen und ihren Hochmuth tief gekränkt wird. Pico's Briefe

sind dem, der im Gelehrten den Menschen gesucht und sehr selten gefunden hat, ein wahres Labsal. Man hat sie daher auch 1682 in Jena neu und besonders abgedruckt. Der Ton und die Sprache der Briefsteller sind ganz der Ausdruck der wahren und ächten Schwärmerei von Männern, welche die Seligkeit des inneren Lebens und des reinen Strebens nach göttlicher Erkenntniß, das sie lehrten, selbst empfanden. Zu den Männern, von welchen jene Briefe geschrieben wurden, gehörten Ficinus, Guarino, Landino und Angelus Politianus.

Wir sollten jetzt eigentlich noch die Namen der vielen Gelehrten anführen, die sich um Sprache, Grammatik und Kritik der alten Schriftsteller, sowie um alles das, was mit dem Leben und der Kunst der Alten zusammen hängt, unsterbliche Verdienste erworben haben; wir überlassen dies aber den Philologen, und nennen, indem wir selbst den Filelfus übergehen, nur noch einige Männer, welche zum Theil sogar den Ruhm, den sie durch Schriften bei der Nachwelt hätten erlangen können, aufgeopfert haben, um sich gleich den christlichen Heidenbekehrern ganz dem Lehren und der Verkündigung einer neuen Civilisation zu widmen. Unter diesen Männern ist billig Guarino zuerst zu nennen. Er ward 1370 geboren, und machte den gewöhnlichen Angaben nach in seinem zwanzigsten bis dreiundzwanzigsten Jahre eine Reise nach Constantinopel, um das Griechische zu lernen und es nachher lehren zu können. Das Letztere that er später lange Zeit hindurch, da er neunzig Jahre alt geworden ist. Apostolo Zeno und Maffei haben geleugnet, daß Guarino jene Reise gemacht habe; Guingenée dagegen hat in unseren Tagen die Gründe Beider bestritten. Für unseren Zweck ist die Sache gleichgültig, da niemand bezweifeln kann, daß Guarino in den bedeutendsten Städten Italiens als Apostel des neuen Evangeliums auftrat. Er lehrte z. B. in Venedig, Padua, Verona, Trient, Florenz, Bologna und Ferrara, ward an allen Orten wegen seines Eifers, seiner Kenntnisse und seines Charakters geehrt und geachtet, und galt überall als ein Muster reiner Sitten und einer edlen Natur. Von seinen dreizehn Schriften hat keine für die Leser dieser Weltschichte eine besondere Bedeutung. Neben ihm wirkte fast ebenso lange und ebenso eifrig der Sicilianer Aurispa, dessen Reise nach Constantinopel nicht wie die des Guarino bezweifelt werden

kann. Er lebte von 1369 bis 1460, reiste nach Constantinopel, um dort Handschriften einzukaufen und das griechische Alterthum zu studiren, und lehrte abwechselnd in Ferrara, Bologna und Venedig. Auch in Florenz suchte er angestellt zu werden; dies konnte er aber nicht erlangen, weil er nur durch seinen Vortrag und seinen Eifer, nicht durch Schriften ausgezeichnet war. Bedeutender, als die beiden angeführten Lehrer und Vermitteler der griechischen und römischen Literatur, war unstreitig der edle und würdige Victorinus von Feltre, dessen von Franz Prendilacqua ausführlich beschriebenes Leben ganz neulich Natale del Caste neu herausgegeben und Morelli mit Anmerkungen versehen hat. Dieser Apostel des neuen Lichtes ist fast der Einzige, welchem keiner seiner zanksüchtigen gelehrten Zeitgenossen einen Vorwurf gemacht oder auch nur einen Flecken anzusprützen gewagt hat, vielmehr ward seine Bescheidenheit und Demuth bei unsterblichem Verdienste von Allen bewundert. Er war ebenso frei von dem Wandertriebe seiner abenteuernden Mitbrüder im humanistischen Studium, als von ihrer Habgier und Ruhmsucht, blieb stets in Mantua, und beschränkte sich auf das eigentliche Lehren und auf den mündlichen Vortrag, weshalb viele von denen, welche den Geist der Alten und die ächte Weisheit, nicht blos Genialität und geistreiche Rhetorik suchten, zu ihm nach Mantua kamen. Das, was die Dankbarkeit seiner Schüler oder die Großmuth der Fürsten ihm schenkte, verwandte er auf die Unterstützung der Armen. Er hat kein Buch geschrieben; denn ihm war der Ruhm ganz gleichgültig, weil er, wie er selbst sagt, durch die Dankbarkeit seiner Schüler und durch die göttliche Gnade zu dem inneren Frieden gelangt sei, den die wahre Wissenschaft verbunden mit einem guten Bewußtsein unfehlbar einem jeden giebt, welcher aufrichtig danach strebt. Er suche, sagte er, eine ganz andere Unsterblichkeit als diejenige sei, die das unsichere Urtheil der Menge verheiße. Wenn hier der Ort wäre, die Thätigkeit und die Bestrebungen der anderen großen Gelehrten, eines Filelfus, Leonardus Aretinus (Leonardo Bruni), Laurentius Valla, Poggio und Anderer mit der Thätigkeit und dem Lebenszwecke des Victorinus zu vergleichen, so würde man leicht erkennen, wie leer und unfruchtbar der Gelehrten Lob ist.

c) Erneuerung der antiken Beredsamkeit und Geschichtschreibung im klassischen oder Ciceronischen Latein.

Die Erneuerung der alten Literatur der Römer konnte in Italien allein eine Wiederherstellung des ganzen Römerthums werden; denn die Denkmale, die Kunstwerke, die großen Anstalten, Straßen, Kanäle und Bauwerke der Römer waren auch in ihren Resten noch großartig, und wenn die lateinische Sprache nicht mehr Volkssprache war, so diente sie doch als Bücher- und Kirchensprache, und jeder verstand sie. Als daher im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche und französische Herrschaft vom äußersten Calabrien an bis nach Savoyen und Istrien hin verschwand, als überall nur Italiäner herrschten, als wie zur Lateiner-Zeit die mannichfaltigsten Verfassungen, Republiken und Tyrannen bestanden, als wieder überall Demokratie und Aristokratie, Freiheit und Knechtschaft, dreiste Gottesleugnung und finsterer Aberglaube kämpften, da war es natürlich, daß man daran dachte, das ganze Alterthum in neuer Form zurückzurufen. Dies war bei der Literatur im Fache der politischen und geistlichen Beredsamkeit und in dem der Geschichtschreibung am ersten ausführbar, wenn man nur die Staatsreden und Staatsschriften, welche fortwährend lateinisch verfaßt wurden, in gutem klassischen Latein statt in dem barbarischen Latein des Mittelalters abfaßte, und ebenso die Geschichte nicht länger im Vulgar-Latein schrieb. Da hier nur von Thatsachen gehandelt oder blos das, was in der erwähnten Beziehung geleistet ward, angeführt werden soll, so dürfen wir nicht nachzuweisen versuchen, daß es unmöglich war, Formen zurückzurufen, deren Wesen schon vor Jahrhunderten untergegangen war. Die Beredsamkeit der eleganten Lateiner hatte keinen Gegenstand, weil Miethlinge, Geld und Arglist, nicht Vernunftgründe in politischen Dingen die Entscheidung gaben. Ebenso war es in der Geschichte vergebliche Mühe, die Thatsachen in die Sprache der Bücher einkleiden zu wollen, weil die Sprache des Lebens die höchste Vollkommenheit erreicht hatte, und die großen Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts traten daher auch lieber in die Spuren eines Dino Compagni und Villani, als in die der guten Latinisten. Mit der Wiederherstellung des Römerthums war es, wie Machia-

velli als Staatsmann mit vollem Rechte sagt, durchaus nichts, so lange sich die Italiäner von gedungenen Schaaren bewachen ließen, und nicht nach alter Sitte jeder Bürger des Staats ein Wehrmann und an Ertragung von Beschwerden gewohnt war.

In Betreff der italiänischen Beredsamkeit des fünfzehnten Jahrhunderts haben wir schon im Vorhergehenden angegeben, warum wir uns bei den Staatsrednern und bei den Verfassern stilistisch gekünstelter Staatsschriften nicht aufhalten wollen. Über die geistliche Beredsamkeit jener Zeit mag eine kurze Bemerkung hinreichen. Die Kanzelpredigt war eine doppelte, nämlich die aus dem vierzehnten Jahrhundert überlieferte und diejenige, welche aus der im fünfzehnten Jahrhundert herrschenden Nacheiferung der alten Römer hervorging. Die Erstere war unter den Italiänern noch vor wenigen Jahren bei den Predigten der Mönche, besonders bei den Fastenpredigten der Kapuziner und Franziskaner in Gebrauch. Diese machten, um das Volk herbeizulocken, die anstößigsten Possenreißereien, und mischten allerlei Geschichten und tolle Einfälle in ihre Predigten. Auch unter uns ist diese Manier, welche von Dante heftig getadelt wird (er nennt es predicar ciance), von einem Abraham a Santa Clara, der jedoch etwas weniger anstößig ist, als die Italiäner, nachgeahmt worden. Wir haben über dieselbe nichts zu sagen. Dagegen wollen wir über die Männer, welche in der zweiten Art von Kanzelberedsamkeit glänzten, einige Bemerkungen machen, weil wenigstens einer von ihnen, Savonarola, eine sehr merkwürdige historische Erscheinung war. Die Prediger der ersten Art waren wenigstens national und natürlich; denn was für uns höchst anstößig und ärgerlich ist, findet der Italiäner lustig und witzig. Die der zweiten Art dagegen halten keine Vergleichung mit den deutschen Kanzelrednern des fünfzehnten Jahrhunderts aus; ihre Mystik ist erkünstelt, ihr Stil und ihre Sprache Bombast, und sie kramen eine lästige Gelehrsamkeit aus. Zwei berühmte Kanzelredner jener Zeit, welche Guarino's Freunde waren, Caraccioli und Bernardino von Siena, gehören der Eine zu den in Abraham's a Santa Clara Manier predigenden Geistlichen, der Andere dagegen, welcher 1450 starb und später unter die Heiligen versetzt wurde (s. S. 222), zu den gelehrt declamirenden. Der Letztere (Bern-

nardino) suchte die Eleganz der Latinität dadurch zu erreichen, daß er alle im kirchlichen Gebrauch geheiligten oder aus der Bibel hergenommenen christlichen Ausdrücke durch ächte römische, aber heidnische ersetzte. Dieses unpassende Streben hat schon dem boshaften Filelfus Gelegenheit gegeben, sich in seinen öffentlichen Vorträgen über das fromme Haschen nach dem Beifall der gelehrten Welt auf bittere Weise lustig zu machen. Filelfus hatte, was sonst bei ihm selten der Fall war, diesmal unstreitig Recht; er wäre aber dafür vom Volke fast gesteinigt worden. Proben von Bernardino's Manier zu geben halten wir nicht für nöthig.

Der bedeutendste und einflußreichste von allen Kanzelrednern jener Zeit war der Dominikaner-Mönch Hieronymus Savonarola, welcher als Prophet, als Redner, als Märtyrer und als Revolutionär berühmt geworden ist. Auf die große politische Rolle, die er zu seinem Unglücke nach Lorenzo's Tod in Florenz spielte, werden wir in der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückkommen; jetzt kann nur von der Manier und Tendenz seiner geistlichen Reden und von ihrer wunderbaren Wirkung auf das Volk die Rede sein. Pico von Mirandola, Marsilius Ficinus und Neri, die ausgezeichnetsten Männer und Denker ihrer Zeit, waren dem Savonarola mit Freundschaft und Achtung ergeben, und er bewirkte durch seine feurigen Predigten mehr, als alle Fastenprediger und jesuitischen Missionäre jemals haben bewirken können; denn die Florentiner besserten während der zehn Jahre seiner Hauptwirksamkeit ihren Wandel, das freche Laster verschwand, und das Leben ward einfacher. Dies hat selten ein Prediger bewirkt. Savonarola selbst beobachtete, so mächtig er auch in Florenz ward, stets die Ordensregel in seinem Kloster. Er hatte die Bibel studirt, und predigte die biblische Lehre eines thätigen Glaubens und einer aus dem Lebenswandel zu erkennenden Frömmigkeit. Der Eindruck, den seine Lehren machten, war so groß, daß er viele Jahre lang das Orakel des ganzen florentinischen Volkes war, und daß er zuletzt auch für einen Propheten im eigentlichen Sinne des Wortes oder für einen Mann, welcher zufällige Dinge und folglich auch politische Ereignisse mit Sicherheit voraussagen könne, gehalten wurde. Er selbst glaubte, weil er eine lebhafte Phantasie hatte und die Offen-

barung Johannis ebenso fleißig studirte, als die Evangelien, von der Gottheit bevollmächtigt zu sein, Florenz und Italien zu leiten und er war in der That von seinem Kloster aus der theologische Rathgeber und Regent des florentinischen Volkes, das ihn als einen Heiligen verehrte. Diese Selbsttäuschung führte ihn ebenso irre wie in unseren Tagen die Bewunderung der Zeitungsschreiber, der Weiber, der Studirenden und aller der Leute, welche die Welt nur aus Büchern kennen oder blos nach Systemen und Büchern beurtheilen, die meisten Professoren und Doctrinäre irre geleitet hat, die sich für Staatsmänner hielten, ohne es zu sein. Savonarola glänzte von 1482 bis 1495 durch seine Predigten und durch seinen Einfluß, sank aber schon 1497, und ward 1498 gehängt und verbrannt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er den Medicis und dem schändlichsten aller Päbste, Alexander VI. aus dem Hause Borgia, trotzig entgegenwirkte und es mit den Franzosen hielt, als diese unter Karl VIII. nach Italien kamen und auf einige Zeit Neapel besetzten. Die Protestanten haben Savonarola für einen Vorläufer Luther's und Calvin's gehalten, und es scheint fast, als wenn Luther selbst sich in ihm geirrt hätte. Savonarola war jedoch im Grunde nur ein apokalyptischer und politischer Schwärmer, welcher zwar gegen das Pabstthum und gegen die römische Kirchenverfassung predigte, aber als Volksredner den unverständigen Dogmen und sogar dem an Götzendienst grenzenden Aberglauben niemals entgegentrat; er erbot sich ja sogar, die Wahrheit seiner Predigt und seiner Weissagungen durch die Feuerprobe entweder in eigener Person oder vermittelst eines seiner fanatisch ergebenen Anhänger zu beweisen, und diese Probe unterblieb nur deshalb, weil die florentinische Obrigkeit blos ein Kreuz und nicht auch das Sacrament mit in das Feuer nehmen lassen wollte. Savonarola war außerdem ein religiöser und moralischer Ochlokrat oder Socialist; er kann also auch schon darum kein Vorläufer von Luther gewesen sein, weil dieser den Gehorsam gegen jede bestehende Obrigkeit predigte. Auch redet Pabst Alexander VI. in seinen Briefen an Savonarola nur von den Prophezeiungen, durch welche seine Plane vereitelt wurden, und sagt durchaus nichts von anderen gefährlichen Irrthümern Savonarola's. Er sei, schreibt Alexander, anfangs ganz überzeugt

gewesen, daß Savonarola ein sehr frommer, gewissenhafter Mann sei und nur in guter Absicht und, um in Gottes Weinberg ein guter Arbeiter zu sein, gepredigt habe (te non praedicasse malo animo, sed potius simplicitate quadam et zelo proficiendi in vinea domini). Savonarola ward daher auch, wie die meisten der unberufenen politischen Propheten und Evangelisten unserer Zeit, erst dann verwünscht, als er den Regierungen im Wege war. Er hatte durch Enthusiasmus und begeisterte Rede die Mönche seines Klosters so sehr für sich eingenommen, daß sie insgesammt sich erboten, für die Wahrheit der sieben ihm zum Vorwurf gemachten Sätze die Feuerprobe zu bestehen. Diese Sätze waren folgende: Die Kirche Gottes bedarf einer Reformation; sie wird schwer gezüchtigt werden; sie wird gereinigt werden; auch Florenz wird, nachdem es hart gezüchtigt worden, ein frommer und wohlgeordneter Staat werden; dann wird die Hoffnung aller Menschen Herzen erfüllen, und die Ungläubigen werden sich zu Christus bekehren; alle diese Dinge werden sich in der allernächsten Zeit ereignen; der Bannfluch, den man in Rom gegen Savonarola ausgesprochen hat, ist nichtig, und Alle, welche ihm nicht nachkommen, sündigen nicht.

Savonarola hat viele erbauliche Bücher geschrieben; wir können uns aber ebensowenig auf eine Prüfung derselben, als auf eine genaue Angabe ihres Inhalts einlassen, sondern wir werden statt dessen, um die beiden Seiten der Beredsamkeit dieses Lamennais des fünfzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, zwei Stellen mittheilen, von welchen die eine nicht einmal aus seinen Schriften gezogen ist, die andere aber seine eigenen Worte enthält. Philipp von Comines, welcher überhaupt sehr günstig von Savonarola urtheilt und sogar seine politischen Prophezeiungen, die Savonarola selbst später für eine Frucht seiner politischen Verbindungen und der freundlichen Mittheilungen von handelnden Personen erklärte, in Schutz nimmt, legt dem Savonarola, als derselbe 1494 im Namen der florentinischen Demokratie den König Karl VIII. von Frankreich bei dessen Einzuge in Florenz begrüßte, folgende Worte in den Mund: „Ziehe ein, ziehe ein mit Vertrauen, komme freudig und triumphirend; denn derjenige, der dich sendet, ist derselbe, der für unsere Erlösung am Holze des Kreuzes triumphirt hat. Doch

höre meine warnenden Worte, o allerchristlicher König! und grabe sie tief in dein Herz. Der Diener Gottes, dem diese Dinge von Gott offenbart sind (hier rühmt Savonarola sich offenbar einer besonderen Beziehung zu Gott und gibt sich für einen Propheten aus, obgleich er später behauptete, er habe dies nie gethan), er warnt dich, der du von seiner göttlichen Majestät gesendet bist, damit du nach Christi Beispiel aller Orten Barmherzigkeit übest, besonders aber in der Stadt Florenz, wo er, wenn auch viele Sünden in derselben sind, doch immer noch viele treue Diener hat sowohl im geistlichen, als im weltlichen Stande. Um ihretwillen mußt du der Stadt schonen, damit sie für dich beten und dir in deinem Kriegsunternehmen beistehe. Der unwürdige Diener Gottes, der in diesem Augenblicke zu dir redet, warnt dich im Namen Gottes und ermahnt dich mit deiner ganzen Macht zu schützen die Unschuld, die Wittwen, die Waisen, die Armen und vor Allem die Bräute Christi, die in den Klöstern sind, damit du nicht Ursache seist, daß die Zahl der Sünden größer werde; denn dadurch würde die große Macht, welche Gott dir gegeben hat, vermindert werden. Endlich und zum dritten Male ermahnt dich der Diener Gottes, die Beleidigungen, die du erfahren hast, zu vergeben. Glaubst du dich vom florentinischen Volke oder von irgend einem anderen Volke beleidigt, so verzeih' ihnen; denn sie haben aus Unwissenheit gesündigt, weil sie ja nicht wußten, daß du von Gott gesendet bist. Gedenke deines Erlösers, der ans Kreuz geschlagen seinen Mördern vergab! Wenn du dies Alles thust, o König, dann wird Gott dein weltliches Reich groß machen, er wird dir aller Orten den Sieg geben und dich am Ende in sein ewiges, himmlisches Reich aufnehmen." Diese Anrede scheint uns freilich trivial und im ganz gewöhnlichen Kanzelton gehalten, auch haben wir Ursache zu glauben, daß König Karl sie ebenso beurtheilte; man muß aber dabei bedenken, daß die Begeisterung des Vortrags und das prophetische Feuer des Redners den gesprochenen Worten ein ganz anderes Gewicht gaben, als die geschriebenen haben können. Sowie die mitgetheilte Stelle uns die christlich politische Beredsamkeit Savonarola's zu erkennen gibt, so wollen wir vermittelst einer anderen Stelle, welche der von ihm selbst herausgegebenen Predigt-Sammlung (Prediche, 1469) entnommen

ist, ein Beispiel seiner den Rednern des Alterthums nachgeahmten Kanzelmanier geben. Er schließt eine seiner Predigten mit folgenden Worten: „Ich kann nicht mehr, mir mangeln die Kräfte, drum schlummere nicht länger, o Herr, an jenem Kreuze dort! Erhöre, o Herr, diese Gebete, schau in das Antlitz deines Gesalbten! O hochherrliche Jungfrau! o Heilige! o Selige des Paradieses! Ihr Engel, ihr Erzengel und du ganzer Hof des Himmels, bittet für uns zum Herrn, daß er nicht zögere, uns zu erhören! Siehst du nicht, Herr (man muß dabei an ein theatralisches Hindeuten auf ein großes Crucifix denken), wie jene bösen Menschen ihre Freude daran haben, unserer zu spotten? Siehst du nicht, wie sie deinen Dienern nicht erlauben, Gutes zu thun? Jeder hat uns zum Hohn, wir sind ein Spott der Welt geworden. Wir haben gebetet; wie viele Thränen haben wir vergossen? Wie viel haben wir geseufzet? Wo ist deine Vorsehung? Wo deine Güte und deine Treu? Ja, wahrlich, zögere nicht, o Herr, damit das ungläubige und traurige Volk nicht sage: Wo ist denn ihr Gott? Wo ist der Gott derjenigen, die so oft sich Büßungen auferlegt, so oft gefastet haben? Du siehst ja, daß die Bösen alle Tage schlimmer werden, daß sie unverbesserlich geworden zu sein scheinen! Strecke aus, reiche her deine Hand, deine Macht! Ich kann nicht mehr. Zu sagen weiß ich nichts, es bleibt mir nichts übrig als zu weinen. Zerfließen möchte ich in Thränen auf dieser Kanzel. Ich bitte nicht, o Herr, daß du mich erhörest um unserer Verdienste willen, nein um deiner Güte willen, um der Liebe deines Sohnes willen. Hab' Erbarmen mit deiner Heerde, du siehst sie ja hier ganz niedergeschlagen, siehst jeden Einzelnen verfolgt! Liebst du sie nicht, mein Gott? Kamst du nicht für sie in die Welt? Wurdest du nicht für sie ans Kreuz geschlagen und getödtet? Bin ich unwerth, daß du meine Bitte gewährest? Tauge ich nicht zu deinem Werke? Nimm meine Seele, nimm mich aus diesem Leben; was hat aber deine Heerde verbrochen? Nichts, Herr, ich bin der Sünder; aber schaue nicht auf meine Sünden, schaue einmal auf deine Milde, auf deine ewige Güte und erweise uns deine Barmherzigkeit, ja, deine Barmherzigkeit, o Herr!" —

Indem wir einige Gattungen der Volksliteratur, besonders die romantische und satyrische Poesie in italiänischer Sprache, auf die

Darstellung des folgenden Jahrhunderts versparen, fügen wir unserer Übersicht der bewunderungswürdigen im fünfzehnten Jahrhundert unter den Italiänern erwachten literarischen Thätigkeit noch eine kurze Aufzählung der gelehrten Männer bei, welche die Geschichte in der alten klassischen Sprache ihres Landes behandelten. Zum Schlusse werden wir dann noch anschaulich zu machen suchen, wie durch das neu erwachte politische Leben Italiens, durch die Unabhängigkeit aller Staaten von Fremdherrschaft, durch die bestehende Freiheit und durch die von der Freiheit unzertrennlichen Umwälzungen und inneren und äußeren Kriege die ganze Thätigkeit der Wiederhersteller des Studiums und der Bildung des Alterthums auf die Darstellung des Lebens und des Staates ihrer Zeit gelenkt wurde, und wie geistliche und weltliche Schriftsteller sich bemühten, auf die höheren Klassen, welche lieber lateinisch als italiänisch lasen, historisch einzuwirken. Wir verweilen um so lieber dabei, als fast alle zu erwähnenden historischen Schriftsteller zu den Männern gehören, die sich um die Alten unsterblich verdient gemacht haben, deren philologische Verdienste und Arbeiten wir aber dem großen Publikum genau zu beschreiben und zu rühmen nicht wagen dürfen.

Der Zeitordnung nach ist zunächst ein Mann anzuführen, welcher mit einem weit berühmtern italiänischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunders, der oft zu den Reformatoren gezählt wird, einerlei Namen hatte. Dieser Gelehrte war Peter Paul Vergerio. Er gehörte noch dem vierzehnten Jahrhundert an, weil er schon 1404 gestorben ist. Sein Hauptverdienst betrifft die eigentliche Gelehrsamkeit; wir erwähnen seiner aber nur wegen der von ihm in einem reinen, fließenden Stile verfaßten Geschichte der Herren von Carrara, welche Padua beherrschten. Muratori, welcher diese wichtige Schrift Vergerio's 1730 herausgab, glaubte sie zuerst bekannt gemacht zu haben; sie war aber schon früher (im Thesaurus antiquitatum Italiae vol. VI.) abgedruckt worden. Außer dieser Geschichte gibt es noch viele andere gedruckte und ungedruckte Schriften Vergerio's. — Wichtiger ist in historischer Beziehung der von uns schon öfters genannte edele, für Alles Gute und Wahre begeisterte Kardinal Ambrosius Traversari oder Ambrosius Camaldulensis. Er ward 1386 geboren, und starb, nachdem

er einunddreißig Jahre lang ohne irgend ein Geschäft blos der Wissenschaft gelebt hatte, 1439 eines plötzlichen Todes. Wahrscheinlich kostete der Eifer, mit welchem er die ihm übertragene Reformation der Klöster betrieb, ihm das Leben; wenigstens glaubte das Publikum, daß er durch Mönche vergiftet worden sei, und auch der gute Pabst Nikolaus V. muß nach einem Ausruf, den man ihm in den Mund legt (Ambrosi fili, quis te mihi eripuit? quis ecclesiae lumen adeo intempestive exstinxit?), diese Meinung gehabt haben. Wir erwähnen des Ambrosius, der sich um das Alterthum und namentlich um die Entdeckung der im Mittelalter verlorenen Reste desselben unsterblich verdient gemacht hat, hier besonders wegen zweier Werke. Das eine ist die für die Literargeschichte ganz unschätzbare Beschreibung der von Ambrosius zur Auffindung literarischer Schätze unternommenen Reise (das Hodoporicum), das andere die reiche Sammlung seiner für die innere Geschichte der wiedererwachten Studien höchst wichtigen Briefe. Jene Reisebeschreibung ist erst 1678 gedruckt worden, und nur sehr wenige von den Gelehrten, welche von derselben reden, haben sie auch nur gesehen; die Briefe aber sind sogar erst 1759 erschienen.

Ein Zeitgenosse des Ambrosius war Leonardo Bruni oder, wie er nach seiner Vaterstadt Arezzo gewöhnlich genannt wird, Leonardus Aretinus. Er war gleich jenem ein Schüler des Emanuel Chrysoloras und ein enthusiastischer Bewunderer Petrarcha's. Er stand als Geheimschreiber ebenso bei dem berüchtigten Pabst Johann XXIII., wie früher bei Innocenz VII. in Dienst, begleitete den Ersteren nach Constanz, war nachher Kanzler der Republik Florenz, und starb als solcher 1444 im fünfundsiebenzigsten Lebensjahre. Aretinus schrieb eine Geschichte dessen, was zu seiner Zeit (von 1378 bis 1440) in Italien vorgefallen war, und zwar in einem zierlichen Latein, an welchem jedoch die eigentlichen Latinisten mancherlei auszusetzen haben. Sein berühmtestes Werk aber ist seine florentinische Geschichte. Obgleich wir dasselbe nicht gerade für das wichtigste halten, so ist es doch sehr bedeutend und für den Forscher unentbehrlich, weil Aretinus Kanzler der Republik Florenz war. Diese florentinische Geschichte, welche mit dem Jahre 1402 beginnt und ursprünglich lateinisch geschrieben

war, ist lange Zeit ungedruckt geblieben, und bis zum Jahre 1610, wo sie zuerst in Straßburg erschien, galt die von Acciajuoli verfertigte italiänische Übersetzung derselben als Original. Es ist in diesem Werke Aretin's, was auch die Latinisten sagen mögen, unstreitig ein reiner, durchdachter und klarer Vortrag. Eine andere Arbeit Aretin's, seine Übersetzung von Prokop's gothischem Kriege, beweist leider, wie wenig die Moralität aller der großen Männer, welche sich damals in Italien einen unsterblichen Namen und ein Recht auf unser Aller und der späten Nachwelt Dankbarkeit erwarben, ihren Kenntnissen und ihrem Ruhme entsprach. Diese Übersetzung ward nämlich von Aretinus, also von einem Kabinetssecretär des Pabstes und Kanzler der Republik Florenz, für eine Originalarbeit ausgegeben, so daß er, als mehrere Jahre nachher die griechische Urschrift im Abendlande bekannt wurde, als ein schändlicher Betrüger dastand. Gleichwohl sind die Verdienste dieses Mannes unleugbar. In Betreff seiner übrigen Schriften dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er sich durch die in seiner Muttersprache geschriebenen Lebensbeschreibungen des Dante und des Petrarcha ein großes Verdienst um die italiänische Literatur erworben hat. Wenn übrigens Aeneas Sylvius behauptet, daß seit des Lactantius Zeit niemand dem Style Cicero's so nahe gekommen sei, als Aretinus, so wird freilich jeder, den den Lactantius gelesen hat und seine Art den Cicero nachzuäffen kennt, keine große Bedeutung auf dieses Lob legen; allein wir können versichern, daß doch in Aretin's Sprache mehr Mark, Nerv und Kraft ist, als in der des Lactantius.

Die Verdienste eines anderen Schülers von Emanuel Chrysoloras, des Bracciolini Poggio, welcher 1380 geboren war, haben wir schon früher (S. 454) berührt, als von seinen Bemühungen um die Aufsuchung verlorner Schriften des Alterthums die Rede war. Hier gedenken wir seiner nur in Betreff einer von ihm verfaßten historischen Schrift. Dies ist seine florentinische Geschichte, welche mit den ältesten Zeiten beginnt, von der er jedoch selbst bemerklich macht, daß er auf die in ihr behandelte Geschichte seiner Zeit den größten Werth lege (Historiae Florentinae a primis initiis urbis, sed speciatim ab anno 1350 usque ad annum 1455.) Das Buch würde viel

besser und brauchbarer geworden sein, wenn sich Poggio nicht von einer übertriebenen Sorge für gutes Latein und für die Zierlichkeit des Stils hätte beherrschen lassen. Unsere Aufmerksamkeit wird in Folge davon immer von den Sachen, in welchen Aretinus noch dazu sehr parteiisch ist, auf den redekünstelnden Verfasser gelenkt. Obgleich die Latinität ein Hauptvorzug von Poggio's Werk war, so wurde doch nicht das lateinische Original, sondern nur die italiänische Übersetzung zuerst bekannt. Diese haben Viele und unter ihnen sogar der gelehrte Fabricius dem Poggio selbst zugeschrieben; es ist aber jetzt allgemein bekannt, daß sie von seinem Sohne Jakob verfaßt worden ist. Sie ward im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert oft gedruckt; das Original selbst dagegen ist erst im achtzehnten (1715 zu Florenz) erschienen. Wir dürfen schließlich nicht übergehen, daß Poggio ebenso, wie Leonardus Aretinus, den Feinden der Aufklärung Anlaß zu der Behauptung gegeben hat, die Ruhmbegierde und sogar die ausgezeichneten Talente und Kenntnisse der Gelehrten wären eine Pest für die Sittenzucht: eine Behauptung, zu deren Begründung man unter den Deutschen des folgenden Jahrhunderts auch Ulrich von Hutten angeführt hat. Poggio hatte nämlich so viele gelehrte Streitigkeiten, daß man besondere Bücher über dieselben schreiben könnte. Er war fast mit allen den Männern, welche gleich ihm die Bildung und den Stil der Alten wieder ins Leben riefen, im heftigsten Kriege. Gegen Filelfus, Nicolo Nicoli, Laurentius Valla und Nicolo Perotti, die ihm freilich ebenfalls nichts schuldig blieben, schrieb er vier geharnischte Reden (Invectivas), in welchen alles erschöpft ist, was ein Gelehrter dem anderen zur Last legen und andichten kann, um seinem Gegner alle Ehre und jedes Verdienst abzuschneiden. Mit derselben Bosheit hat Poggio noch wenigstens zwanzig andere Gelehrte bekriegt und herabgesetzt. Es ist daher auch kein Wunder, daß er als siebenzigjähriger Mann in einem literarhistorisch sehr merkwürdigen Buche (Facetiae de infelicitate principum, de miseria conditionis humanae) über das Unglück und Elend der Gelehrten klagt, anstatt zu sagen, daß in den Stürmen des Lebens und beim Erlöschen der Leidenschaften im hohen Alter der Hafen der Wissenschaft die schönste Ruhe gewähre.

Weil zu jener Zeit für uralte Geschichte, bei der man nach Belieben faseln und dichten kann, in ganz Italien ein ebenso großer Enthusiasmus und für die aus Bruchstücken, Fabeln und Mythen Geschichte schaffenden Gelehrten ebenso viel Interesse und Bewunderung erwacht war, als vor zwanzig bis dreißig Jahren unter uns, so benutzte dies ein Gelehrter, welcher in Rom eine angesehene Stelle bekleidete, mit gleicher Unverschämtheit, wie neulich unter uns der Herausgeber eines vorgeblichen Sanchuniathon dasselbe gethan hat. Dieser Betrüger oder Betrogene — darüber wollen wir nicht entscheiden — war Johann Nanni oder, wie er mit seinem latinisirten Namen heißt, Annius von Viterbo. Er machte zum Staunen aller Welt plötzlich eine ganze Reihe vorgeblicher Fragmente von Berosus, Fabius Pictor, Mirsilius Lesbius, Sempronius, Archilochus, Cato, Megasthenes u. A. als Beiträge zur Urgeschichte bekannt (Antiquitatum variarum volumina XVII. cum commentariis Fr. Joannis Annii Viterbiensis, Romae 1498). Diese im Alterthum selbst ganz unbekannten historischen Documente erregten ein so großes Aufsehen und täuschten so viele Leichtgläubige, daß endlich die gelehrtesten Männer jener Zeit, namentlich Marcus Antonius Sabellicus, Peter Crinitus und der grundgelehrte Raphael Volaterranus, eine kritische Prüfung derselben anstellten. Die Sache wurde durch die genannten Männer so gründlich geprüft und der Betrug so klar im Einzelnen nachgewiesen, daß man kaum begreifen kann, wie mehrere achtbare Gelehrten unserer Zeit und unter ihnen der dänische Bischof Münter aufs neue die Frage haben aufwerfen können, ob nicht doch vielleicht jenes Buch Nanni's ächte Reste enthalte. Nanni selbst hat sich nie über die Sache geäußert. Übrigens ist in die früheren Geschichtsbücher, deren Verfasser von jenen Kritiken nichts wußten, Vieles aus Nanni's Werk aufgenommen worden.

Neben diesen Mann, der sich durch schriftstellerischen Trug einen literarischen Ruhm erwarb, stellen wir einen anderen Gelehrten, der sich durch Trug im Kabinet das Pabstthum verschaffte. Dies ist Aeneas Sylvius Piccolomini oder, wie er später als Pabst hieß, Pius II. Er war unstreitig der bedeutendste unter den Historikern des fünfzehnten Jahrhunderts, welche in dem Stil, der Manier und der Sprache der alten Römer zu schreiben versuchten.

Aeneas Sylvius war 1405 im Sieneſiſchen geboren, hatte zuerſt in Siena ſtudiert, und war nachher in Mailand von Filelfus unterrichtet worden. Dieſer hatte ihn beſonders zum Stiliſten, zugleich aber auch zum Gelehrten und Geſchäftsmann gebildet, weil man damals überall klaſſiſch gebildete Gelehrte zu diplomatiſchen und anderen Staats-Geſchäften gebrauchte. Aeneas Sylvius arbeitete ſpäter eifrig für die Zwecke des Baſeler Conciliums, bis er in die Dienſte eines ganz päbſtlichen Kardinals (Albergati) trat. Dieſer gebrauchte ihn zu mancherlei Geſchäften an verſchiedenen Höfen, und Aeneas Sylvius erwarb ſich damals auf ſeinen vielen Reiſen jene genaue Kenntniß aller europäiſchen Länder und Verhältniſſe, die ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten einen ſo ausgezeichneten Werth gibt. Seine weiteren Schickſale und Geſchäfte und die Wirkung, welche ſeine Schlauheit zu Gunſten des Pabſtes und zum Nachtheil der deutſchen Kirche hatte, ſind bereits oben angegeben worden. Wir gehen daher ſogleich zur Aufzählung ſeiner hiſtoriſchen Arbeiten über, bemerken aber vorher noch, daß Aeneas Sylvius, der in jeder Rückſicht ein guter Hofmann war, auch für den Zeitvertreib und für Damen, welche damals noch Latein verſtanden, Bücher geſchrieben hat. Zu dieſen Büchern rechnen wir ſeine zarte, theils in Hexametern, theils in elegiſchen Verſen abgefaßte Geſchichte des Pyramus und der Thisbe, ſowie ſeinen weit mehr bekannten, von uns bereits (S. 222 f.) erwähnten Roman von den Liebſchaften des alten Kaiſers Siegmund und ſeines Kanzlers Kaſpar Schlick (Historia amorum Euryali et Lucretiae), welchen Hahn 1724 in einer Sammlung lateiniſcher urkundlichen Nachrichten ſonderbarer Weiſe nicht im eleganten Original, ſondern in einer holperigen deutſchen Überſetzung drucken ließ. Was des Aeneas Sylvius hiſtoriſche Werke betrifft, ſo wollte er anfangs eine allgemeine Geſchichte von Europa in lateiniſcher Sprache ſchreiben, und er wäre dazu unſtreitig mehr befähigt und berechtigt geweſen, als der Franzoſe de Thou, welcher dies im ſechzehnten Jahrhundert that und ebenfalls ein gutes Latein ſchrieb; denn Aeneas Sylvius hatte alle Länder Europa's, ſelbſt Schottland und Ungarn, durchreiſt, einige ſogar mehrmals beſucht und Alles mit eigenen Augen geſehen. Er gab jedoch ſpäter dieſen umfaſſenden Plan wieder auf, und ſchrieb nur die Geſchichte Italiens, ſoweit er ſelbſt ſie erlebt hatte.

Dieses Werk ist weder jemals unter seinem Namen erschienen, noch seinen Werken einverleibt worden. Es ward erst hundertzwanzig Jahre nach seinem Tode unter dem Namen seines Geheimschreibers Johann Gobelinus herausgegeben (Gobelini commentarii rerum memorabilum, quae Pii II. temporibus contigerunt, Romae 1584), wobei Franz Bandini die Revision hatte; später (1614) erschien es zu Frankfurt mit einer Fortsetzung von Jakob Piccolomini und mit dessen Briefen. Dieses Buch ist klassisch geschrieben, würdig gehalten, unparteiisch und ächt pragmatisch, ohne daß Aeneas Sylvius gleich den Franzosen den Pragmatismus zu weit ausdehnt. Ebendasselbe gilt von seiner Geschichte der hussitischen Unruhen (Historia Bohemica). Wenn Aeneas Sylvius, welcher selbst ein Hauptgegner der Hussiten war, in diesem Werke auch weiter keinen Beweis von Unparteilichkeit und einem historischen Sinne gegeben hätte, als daß er den oben (S. 158) angeführten Brief Poggio's über das Märtyrerthum von Huß und Hieronymus aufgenommen hat, so würde dies allein hinreichen, um zu zeigen, wie hoch er über seiner Zeit stand. Es ist nur zu beklagen, daß Aeneas Sylvius so vieles von dem, was er als freier Mann geschrieben hatte, später als Geschäftsmann, besonders aber nachdem er Bischof und unter dem Namen Pius II. Pabst geworden war, nicht blos zurücknahm und verdammte, sondern verstümmelte und unterdrückte. Dies gilt besonders von seinen Briefen, welche als Geschäftsbriefe eines Mannes der vom Kaiser und vom Pabst als ein Orakel angesehen wurde, für die innere Geschichte der Zeit von der größten Bedeutung sind. Übrigens fehlen in den besonderen Ausgaben seiner Briefe aus leicht begreiflichen Gründen oft gerade die wichtigsten; doch sind die meisten gedruckt vorhanden. Wo die einzelnen, besonders diejenigen, welche das deutsche Concordat betreffen, zu finden sind, gehört nicht hieher; ein Theil liegt z. B. noch ungedruckt auf der Laurenzischen Bibliothek in Florenz.

Des Aeneas Sylvius Arbeit über das Baseler Concilium (Libri tres de concilio Basileensi) war ihm selbst sein ganzes Leben hindurch ebenso sehr ein Ärgerniß, als heut' zu Tage den meisten der vom Republikanismus zum Absolutismus übergetretenen Schriftsteller ihre früheren Schriften oder dem Herrn Odillon-Barrot seine vor dem Jahre 1849 gehaltenen Reden sind, deren Auszüge

er alle Tage in der Zeitung la Presse lesen muß. Auch hat Aeneas Sylvius alles, worüber sich die Gegner des römischen Stuhls freuen oder die Mönche und Pfaffen ärgern konnten, später mehrfach widerrufen und für anstößig und ärgerlich erklärt, sowie seine Schuld in dieser Hinsicht anerkannt und beklagt. Die Protestanten haben sich aber an seine Reue nicht gekehrt, sondern jene Schrift wiederholt abdrucken lassen und sich gegen den befangenen Pabst auf den unbefangenen und gelehrten Aeneas Sylvius gestützt, welcher die Vertheidigung des Baseler Conciliums meisterhaft geführt hatte. Eine andere Schrift, die von Böcler und Kulpis 1685 herausgegebene Beschreibung der Thaten des Kaisers Friedrich III. (Historia rerum gestarum Friderici III.), ist von geringem Werthe, woran theils die ganz unbedeutenden Thaten und der armselige Charakter Friedrich's, theils der Umstand schuld ist, daß der Verfasser als Kardinal rathsam fand, vieles von dem, was er als Geheimschreiber des Kaisers geschrieben hatte, wieder auszustreichen. Um recht deutlich zu sehen, wie es sich hiermit verhält, muß man diejenige Ausgabe des Buches vergleichen, welche Kollar (im zweiten Bande seiner Analecta omnis aevi ex manuscriptis bibliothecae Vindobonensis vol. II. unter dem Titel Historia Austriae) hat drucken lassen. Ebenso ist auch eine andere Schrift, das Fünfgespräch über Angelegenheiten des Reiches und der Kirche (Pentalogus de rebus ecclesiae et imperii), dem Verfasser später sehr ärgerlich gewesen. Aeneas Sylvius führt nämlich in dieser Schrift seinen Kaiser Friedrich, den Grafen von Bassano (Kaspar Schlick), sich selbst und zwei erdichtete Personen redend ein, und legt sich unter Andern folgende merkwürdige Worte in den Mund, in welchem er als Rathgeber des Kaisers diesem und seinem Kanzler den vortrefflichsten Rath gegen die italiänische, ihm selbst als einem Italiäner am besten bekannte Politik der Päbste ertheilt. „Man muß, sagt er, immer mit einem Concilium drohen und das eine nicht eher auseinander gehen lassen, als bis dasselbe ein anderes anberaumt hat, welches sich nach fünf oder nach zehn Jahren versammeln soll. Die Päbste werden sich dann aus Furcht vor solchen Concilien mehr in Acht nehmen, besonders wenn man diese in Deutschland halten läßt. Die Schrift des Aeneas Sylvius über die Lage Europa's zur Zeit Friedrich's III. (De statu Europae sub Fride-

rico III.), die sich zugleich mit einigen von ihrem Verfasser im Dienste Friedrich's gehaltenen Reden in Struve's Sammlung der Schriftsteller über deutsche Geschichte findet, ist besonders für die Geschichte der deutschen Sitten des fünfzehnten Jahrhunders von Bedeutung. Sie gibt eine unterhaltende Übersicht der Lage, der Sitten und des Zustandes der verschiedenen europäischen Staaten, welche Aeneas Sylvius größtentheils selbst besucht hatte. In Bezug auf Deutschland insbesondere gibt sie uns Nachricht von manchen ganz sonderbaren, jetzt schon längst spurlos verschwundenen Einrichtungen in einzelnen Städten und Ländchen unseres Vaterlandes. Man vergleiche z. B. nur das Kapitel über Thüringen. Auch eine Beschreibung von Europa und Kleinasien, welche durch die überall in die bloße Chorographie eingewebte Geschichte anziehend gemacht ist, hat Aeneas Sylvius unter dem Namen Kosmographie verfaßt. Was er über Alphons den Weisen geschrieben hat (s. S. 374 und 480), ist wenigstens unterhaltend und geistreich.

Nach Aeneas Sylvius ist zunächst Peter Candidus December zu nennen. Er hatte anfangs bei den Visconti's in Mailand Unterhalt und Schutz gefunden, und nach Philipp Maria Visconti's Tode (1447) that er alles, was er konnte, um die damals in Mailand wieder errichtete Republik (s. S. 386 ff.) zu erhalten. Als die Stadt gleichwohl zuletzt Franz Sforza als ihren Herrn anerkennen mußte, lehnte December den ihm ertheilten Auftrag, die Schlüssel derselben dem neuen Herrscher zu überreichen, ab und entfernte sich aus Mailand. Pabst Nikolaus V. nahm ihn freundlich auf und gab ihm ein Ämtchen (die Stelle eines Secretarius apostolicus). Doch kehrte Candidus December später wieder nach Mailand zurück, wo er 1477 starb. Er gehörte zu den Gelehrten, welche die Geschichte ihrer Zeit in römischer Sprache niederschrieben, weil sie hofften, sie würden mit der Wiederherstellung der alten Sprache auch römische Gesinnung und Freiheit nach Italien zurückführen können. Er schrieb ein Leben des Philipp Maria Visconti, das früh gedruckt wurde, und ein Leben des Franz Sforza, welches Muratori erst im achtzehnten Jahrhundert herausgegeben hat. Candidus December wählte sich ein nach unserer Meinung unglückliches Muster aus der späteren römischen Zeit, den Suetonius, dessen Ruf unstreitig größer war

als sein Verdienst (s. Th. IV. S. 343); dieses Muster hat er aber an vielen Stellen glücklich erreicht. Gleich dem Suetonius schildert auch Candidus December oft das Leben historisch bedeutender Personen von einer Seite her, die mit dem öffentlichen Leben derselben nur in geringer Beziehung steht. Er hat daher, wie Suetonius, eine Anzahl von Anekdoten aufbewahrt, welche, weil sie leicht zu erfinden und schwer zu prüfen sind, wahr sein können oder auch nicht, die aber der Bosheit und dem Neide der Menschen willkommen sind, und deshalb geglaubt und eifrig fortgepflanzt werden. Freilich hat er dadurch auch, wie unter den Römern Suetonius, unter den Franzosen der Düc de St. Simon und unter den Deutschen die Tochter Friedrich Wilhelm's I., eine Seite des Lebens seiner Zeit ans Licht gebracht, welche wir ohne ihn nicht kennen würden. — Des Candidus December Zeitgenosse, Merula, war ebenfalls ein guter Latinist und Philolog aus der Schule des Filelfus. Mit diesem war er lange sehr befreundet, nachher geriethen aber Beide mit einander in einen heftigen Federkrieg und schimpften sich sehr arg. Ein Hauptpunkt ihres Streites war die Frage, ob die Osmanen im Lateinischen Turci oder Turcae genannt werden müßten. Man könnte schon aus diesem Umstande schließen, daß Merula ein sehr gelehrter Philolog und Grammatiker gewesen sein muß. Seine Hauptverdienste betreffen die Philologie, seine Hauptarbeiten bestanden in grammatischer Erklärung oder Übersetzung alter Schriftsteller, und das höchste Ziel seines Strebens war ein guter lateinischer Stil. Man wird es daher auch natürlich finden, daß er die ältere Geschichte der Visconti's (Libri decem antiquitatis viccomitum Mediolanensium bis zum Jahre 1323) schrieb, und daß man dieses Buch nicht lesen darf, ohne dabei die Quelle zu vergleichen. Merula vernachlässigte nämlich nicht allein über den Stil die Sache, sondern er war auch unverschämt genug, das, was urkundliche Nachrichten über den Ursprung der Visconti's nicht berichteten, willkürlich hinzuzusetzen. Lesen läßt er sich jedoch viel besser, als sein Landsmann Cori, welcher denselben Gegenstand italiänisch behandelt hat und matt und kraftlos schreibt, nichtsdestoweniger aber dem Forscher unentbehrlich ist. Merula's Werk ist nachher von Tristan Calchi umgearbeitet worden; über diese Arbeit können

wir jedoch hier nicht reden, weil wir keine Literatur der Geschichte schreiben. Glücklicher, als in der älteren Geschichte der Visconti's, war Merula in einem anderen Werke, weil dasselbe nicht vor allem Anderen Forschung, sondern blos Stil forderte. Dies ist seine lateinische Geschichte der tapferen Vertheidigung von Scodra durch die Venetianer gegen die Türken im Jahre 1474 (Bellum Scodrense): ein Werk der Beredsamkeit, welches zu Merula's Zeit eine außerordentliche Wirkung hatte, und ganz Italien zu einer wetteifernden Anstrengung im Kampfe für christliche Civilisation gegen unchristliche Barbaren anfeuerte, wie sie durch eine treue historische Erzählung niemals würde hervorgebracht worden sein. Merula's Geschichte des Kampfes um Scodra wirkte ebenso auf seine Zeitgenossen, wie die historischen Traditionen und Lieder, aus welchem Livius schöpfte, auf die alten römischen Helden und Bonaparte's Bülletins auf seine Garden gewirkt haben. —

Von der erzählenden Dichtung in der Nationalsprache der Italiäner werden wir erst bei der Darstellung des sechzehnten Jahrhunderts handeln; dagegen wollen wir hier zum Schlusse noch eines Mannes gedenken, welcher als Dichter und als Redner gepriesen ward, als Kenner des geistlichen Rechtes ausgezeichnet war und von seiner Kenntniß desselben einen vortrefflichen Gebrauch gemacht hat. Dieser Mann ist Antonius Panormita. Er war in der sicilianischen Stadt Panormus oder Palermo geboren, lehrte aber an verschiedenen Orten des nördlichen Italiens, z. B. in Parma, Piacenza, Bologna und Padua, und kam zuletzt zu den Visconti's nach Mailand. Hier machte er die Bekanntschaft des Königs Alphons V., als derselbe in Philipp Maria Visconti's Gefangenschaft gerathen war (s. S. 354 f.). Er trat in die Dienste dieses Königs, ward dessen vertrauter Freund, und übernahm als ausgezeichneter Redner, Kenner des Rechts und Meister des Sils für ihn viele Gesandtschaften an die Genuesen, die Venetianer, den Kaiser Friedrich III. und andere Fürsten und Regierungen. Er war ein sehr geistreicher und witziger Mann, und nahm theils unmittelbar, theils mittelbar durch seine Bekanntschaften an allen wichtigen Angelegenheiten Theil, welche zu seiner Zeit verhandelt wurden. Auch auf dem Baseler Concilium übte er als Vertheidiger der Kirche gegen den Pabst großen Einfluß.

Seine Briefe sind für die innere Geschichte der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von der größten Bedeutung; nur sind sie schwer zu benutzen, weil sowohl diejenige Ausgabe, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ohne Angabe der Jahres und Druckorts erschienen ist, als die 1553 in Venedig gedruckte sehr selten ist. Desto mehr ist seine vortrefflich ausgewählte und durch guten Vortrag ausgezeichnete Sammlung von Anekdoten des Königs Alphons V. (De dictis et factis Alphonsi) verbreitet. In diesem Buche hat Antonius Panormita witzige Äußerungen, edle Handlungen und schöne Charakterzüge des ihm befreundeten Königs zusammengetragen. Aeneas Sylvius hat noch eine Anzahl anderer Anekdoten von Alphons, sowie ähnliche Erzählungen von anderen edlen Männern beigefügt. Diese Zusätze (Aeneae Sylvii commentarius in Antonium Panormitanum de rebus gestis Alphonsi Sapientis) wurden nachher stets dem Buche des Antonius Panormita beigedruckt, und beide Schriften zusammen sind seit 1538, wo sie zum ersten Male mit einander verbunden erschienen, als unterhaltendes Lesebuch oft wieder aufgelegt worden.

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Zweiter Theil.

(Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1849.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Zehnter Band.

Frankfurt a/M. 1849.
Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von **Aug. Osterrieth**
in Frankfurt a. M.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Seite

I. Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß der Literatur . . 1

V. England und Frankreich im fünfzehnten Jahrhundert . 1

1. Frankreich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts . . 1
2. England in der letzten Zeit Richard's II. und unter der Regierung Heinrich's IV. 7
3. Innere Unruhen in Frankreich unter Karl VI. bis auf die Erneuerung des Krieges mit England 30
4. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VI. und Heinrich V. 47
5. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VII. und Heinrich VI. bis auf den Frieden von Arras . . 70
6. Innere Unruhen in England unter Heinrich VI. . . 95
7. Krieg der Franzosen und Engländer und innerer Zustand von Frankreich nach dem Frieden von Arras . . 116

VI. Geschichte Burgund's, der Schweiz, Deutschland's und Frankreich's in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts 138

1. Geschichte des Herzogthums Burgund bis zum Tode Königs Karl VII. von Frankreich 138
2. Frankreich und Burgund von Ludwig's XI. Thronbesteigung an bis zum Tode Philipp's des Guten . . . 154
3. Karl der Kühne und Ludwig XI. bis zur Einmischung des Ersteren in die deutschen Angelegenheiten . . . 171
4. Innerer Zustand des deutschen Reiches unter Friedrich III. 192
5. Friedrich's III. Verhältniß zu Östreich, Böhmen und Ungarn 203
6. Friedrich's III. Verhältniß zum deutschen Reiche . . 217
7. Deutschland und Kaiser Friedrich III. zur Zeit der Kölnischen Fehde 231
8. Karl der Kühne und das deutsche Reich . . . 240
9. Karl's des Kühnen letzte Zeit 254
10. König Ludwig XI. und Erzherzog Maximilian . . 282

VII. Englische Geschichte von der Schlacht bei Northampton an bis zum Ende des Kampfes der rothen und weißen Rose 322

1. Heinrich VI. und Eduard IV. 322
2. Richard III. 372
3. Heinrich's VII. Regierung bis zum Jahre 1489 . . 393

VIII. Cultur und Literatur der Deutschen, Italiäner und Franzosen in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts . Seite 403
Einleitung 403
I. Italien 407
1. Einleitung 407
2. Poesie in der Nationalsprache 409
3. Studium der Naturwissenschaften, gegründet auf Erklärung der Alten; Erweiterung und Umgestaltung der Erfahrungswissenschaften des Mittelalters . . 417
4. Allgemeine Bemerkung über die mathematischen Wissenschaften 419
II. Erste Anfänge der neueren Literatur in Frankreich 420
1. Einleitung 420
2. Opposition der Volksdichter und Schriftsteller gegen Schul-Literatur, Mönchslehre und Mönchsleben; Schulbücher in Versen 421
3. Geschichte eigenthümlicher Art und naive Prosa . 426
III. Deutsche Bildung und Literatur bis auf Luther 437
1. Kaiser Maximilian I. und seine Freunde und Diener als dichtende Historiker 437
2. Reuchlin und Ulrich von Hutten und ihre Freunde im Kampfe mit Barbarei, Unwissenheit und Fanatismus 441
IX. Spanische und italiänische Geschichte von 1430 an bis auf Ferdinand den Katholischen 465
1. Aragonien, Catalonien und Navarra 465
2. Castilien 478

Druckfehler.

Band IV. S. 553 Z. 9 l. gefallenen st. gefangenen.
„ V. „ 161 „ 7 l. belehnt st. belohnt.
„ „ „ „ „ 20 l. Horden st. Horten.
„ IX. „ 64 „ 18 l. an der Propontis st. am Propontis.
„ „ „ 372 „ 4 u. 8 v. u. l. Vaudemont st. Vaudremont.
„ „ „ 373 „ 11 desgleichen.
„ „ „ „ „ 7 l. Huche-Chien st. Hache-Chien.
„ „ „ 438 „ 1 v. u. l. humaniores st. humanioras.

V. England und Frankreich in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Frankreich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts waren Frankreich und England theils durch innere Unruhen zerrissen worden, theils mit einander in Kriege verwickelt gewesen, und diese hatten damit geendigt, daß den Engländern großer Kriegsruhm zu Theil ward, die Franzosen aber die meisten ihrer verlorenen Besitzungen wieder erlangten. Ein Frieden war zwar nicht geschlossen worden, wohl aber ein Waffenstillstand, welchen man nachher von Zeit zu Zeit verlängerte, weil die Minderjährigkeit des französischen Königs Karl VI. und die Unfähigkeit des englischen Königs Richard II. in beiden Reichen eine Anarchie herbeiführten (s. Th. VIII. Abschnitt V. Paragraph 2 bis 6). Dieser Zustand dauerte auch dann noch fort, als am Ende des Jahrhunderts in beiden Reichen die Regierung wieder von den Königen selbst geführt wurde; denn weder Karl VI. noch Richard II. konnten der Anarchie steuern.

Im Jahre 1388 entledigte sich der junge König Karl VI. seiner Vormünder, der Herzöge von Burgund, Berry und Bourbon, und übernahm selbst die Regierung, welche er dann an der Spitze eines von ihm bestellten Staatsrathes zu führen begann. Er war schon früh an Üppigkeit, Pracht, Wollust, tolle Lustbarkeiten und Ausschweifungen gewöhnt worden, und setzte auch nach der Übernahme der Regierung sein früheres Leben fort. Froissart und die anderen

Chronikschreiber jener Zeit, welche in der Schilderung der mehrentheils ganz geschmacklosen, aber sehr kostspieligen Hoffeste unerschöpflich sind, reden in Betreff der nächsten Zeit vor und nach dem Regierungsantritt Karl's fast blos von Festen und Lustbarkeiten, welche Tage und Wochen lang fortdauerten. Karl ward in Paris, in Toulouse, in Montpellier und an anderen Orten, wo es gefällige und galante Damen gab, als der Vielgeliebte (so nannte man ihn) bekannt. Er war unermüdlich bei den vielen, mit großer Verschwendung angestellten Festlichkeiten seiner Krönung. Seine Vermählung mit Isabella von Baiern ward mit grenzenlosem Aufwande gefeiert. Ebendasselbe geschah bei der mit französischen und italiänischen Lustbarkeiten gefeierten Vermählung seines Bruders, des Herzogs Ludwig von Orleans, mit Valentine Visconti, durch welche Verbindung dieser die Grafschaft Asti erhielt nebst einer Summe Geldes, die zu jener Zeit besonders groß schien, weil damals in Frankreich viel weniger Geld in Umlauf war, als in Italien (s. Th. VIII. S. 506). Außerdem wurden auf der Reise, welche Karl in das südliche Frankreich unternahm, sowie bei der Belehnung seiner beiden Vettern Ludwig und Karl von Anjou mit der Provence, bei der feierlichen Bestattung Bertrand's dü Guesclin und bei anderen Gelegenheiten Wochen lang ganze Tage und Nächte in unaufhörlichen Belustigungen und Spielen zugebracht. Einem solchen Leben und Treiben mußte die jugendliche Natur Karl's und seine zarte Körperbeschaffenheit, welche überdies schon früh zerrüttet war, durchaus erliegen, und es bedurfte nur eines zufälligen Umstandes, um ihn blödsinnig oder wahnsinnig zu machen. Diesen zufälligen Anlaß gaben die Verhältnisse zu der Bretagne. Der lange Streit über die Bretagne mit Johann von Montfort, dessen sich der König von England annahm, war (s. Th. VIII. S. 466) durch einen Vertrag beigelegt worden, vermöge dessen Johann dem Günstlinge und Feldherrn Karl's, dem Connetable Olivier dü Clisson, hunderttausend Thaler Entschädigung zahlen und den Schwiegersohn desselben, den Herzog von Penthièvre, wegen seines Anspruches an die Bretagne abfinden sollte; allein Johann hatte nicht Wort gehalten, und übte außerdem einige königliche Hoheitsrechte in der Bretagne aus, welche ihm der König nicht zugestehen wollte. Die Herzöge von Burgund und Berry,

welche sonst dem Connetable wegen seines großen Einflusses auf Karl sehr entgegen waren, hatten zwar 1391, als ein erster kurzer Anfall von Irresein des Königs sie an den Hof zurückführte, zu Tours eine Aussöhnung zwischen Johann und dü Clisson zu Stande gebracht; diese ward aber schon im folgenden Jahre durch einen meuchelmörderischen Anschlag auf dü Clisson's Leben, welchen man dem Herzog von Bretagne Schuld gab, wieder zerstört. Einer der rohen vornehmen Herren jener Zeit, Peter von Craon, welcher große Güter in der Bretagne besaß und bei Herzog Johann von Montfort in großer Gunst stand, war mit dem Connetable tödtlich entzweit, und beschloß im Vertrauen auf den Schutz, den er bei Johann finden würde, eine blutige Rache an dü Clisson zu nehmen. Er versteckte in Paris eine Schaar der Leute, die ihm in Krieg und Raub zur Seite standen, in seinem Palaste, damit sie den Connetable bei der nächtlichen Heimkehr von einem lärmenden Feste, welches der König am Frohnleichnamstage hielt, in der Nähe des Hotel Soubise überfielen. Als dü Clisson an dieser Stelle ankam, wurden seine Begleiter auseinander getrieben und er selbst für todt am Boden liegen gelassen. Man trug ihn in einen Bäckerladen und rief den König herbei, welcher bereits im Schlafe lag und sogleich zu seinem Freunde eilte. Froissart hat nach seiner Art die Scene der Zusammenkunft Karl's mit dem Connetable in einen Dialog gebracht, um des Königs Zorn gegen Peter von Craon und seine Freundschaft für den Connetable auf dramatisch-romantische Weise zu schildern. „Wie geht es euch, Connetable?" läßt Froissart den König sprechen. „Schlimm und schwach, Sire (petitement et foiblement, Sire)", antwortet der Connetable. „Und wer hat euch in diesen Zustand gebracht?" — „Peter von Craon und seine Mitschuldigen, Sire, verrätherisch und ohne daß ich mich vertheidigen konnte (traitreusement et sans nulle défense)." Nach einigen anderen Fragen und Antworten schließt der Dialog damit, daß der König dem Connetable zuruft: „Denkt jetzt nur an euch und bekümmert euch um nichts! Es soll kein Verbrechen jemals an dem Schuldigen härter gerächt werden, als dieses; die Sache geht mich an! (Car oncque délit ne fut si cher amendé sur les traitres, comme celui-ci sera, car la chose est mienne)." Peter von Craon rettete sich zwar nach der Bretagne,

man hielt sich aber an seine großen Güter, an seinen Palast in Paris und an die in demselben aufgehäuften bedeutenden Gelder und Kostbarkeiten. Eine Straße in Paris, welche seinen Namen trug, wurde die Straße der schlechten Kerle (des mauvais garçons) genannt. Der Herzog von Bretagne aber, welcher ihm einen Zufluchtsort gegeben hatte, ward deshalb mit Krieg bedroht. Froissart hat nach seiner romantischen Manier den Herzog von Bretagne, welcher allen Antheil an Peter von Craon's That ableugnete und auch den Zufluchtsort desselben nicht zu wissen vorgab, als den Hauptschuldigen in der Sache dargestellt. Er läßt ihn nämlich in einem Zwiegespräch mit Peter von Craon bei der Nachricht, daß der Connetable nicht todt sei, ausrufen: „Ihr seid doch erbärmlich (un chétif), daß ihr nicht einen Mann umbringen (occire) konntet, den ihr unter euch hattet (auquel vous étiez dessus)." „Gnädiger Herr, antwortet Peter, das ist ein teuflisches Spiel; ich glaube, daß alle Teufel der Hölle, denen er angehört, ihn bewacht und aus meinen und meiner Leute Händen gerettet haben (que tous les diables d'enfer, à qui il est, l'ont gardé et delivré des mains de moi et de mes gens; car il eut lancés et jettés sur lui plus de soixante coups d'épée et de couteaux)." Übrigens ging die Sage, daß auch die beiden Oheime des Königs, die Herzöge von Burgund und Berry, welche sich damals in Paris befanden und den Connetable um die Gunst des Königs beneideten, von der Sache im Voraus unterrichtet gewesen wären. Auch drohten Beide, besonders Philipp von Burgund, allen denen mit ihrer Rache, welche den König in seinem Vorsatze, einen Rachezug nach der Bretagne zu unternehmen, bestärken würden. Zu diesem Zuge, welchen der König selbst leiten wollte, wurden die Ritter und ihre Vasallen mitten im heißen Sommer nach Mans entboten, und ohne Rücksicht auf den allgemeinen Widerwillen gegen einen Krieg mit dem Herzoge der Bretagne der Aufbruch des Heeres auf den 5. August 1392 angesetzt, obgleich das Aussehen des Königs einen nahe bevorstehenden Krankheitsanfall andeutete. An dem bestimmten Tage brach der König, welcher mit seiner vollen Rüstung und einem dicken Sammetrock bekleidet war, trotz der brennenden Sonnenhitze mit dem Heere auf. Er war kaum in ein nahe bei Mans gelegenes Gehölz gekommen, als plötzlich ein Wahnsinniger ihm mit den Worten: „Nicht

weiter! Deiner warten Verräther! (Roi, ne chevauche plus avant, mais retourne, car tu es trahi!)" in die Zügel fiel. Dieser Auftritt war so schrecklich und überraschend, daß, nachdem man den Wahnsinnigen fortgejagt hatte, der König zuerst in ein bewußtloses Träumen versank und gleich nachher bei einem unbedeutenden Vorfall den Verstand völlig verlor. Als Karl nämlich aus dem Gehölze in die brennende Sonnenhitze hinausgekommen war und einer seiner Knappen zufällig seine Lanze auf den Helm eines anderen Trabanten fallen ließ, weckte das Klirren der Waffe den König aus seinem träumerischen Trübsinn, und es bemächtigte sich seiner eine rasende Wuth, so daß das Leben der Begleiter und selbst seines Bruders, des Herzogs von Orleans, in Gefahr kam. Man wagte anfangs nicht, sich seiner zu bemächtigen, obgleich Philipp von Burgund den Herzog von Orleans warnte (Fuyez, beau neveu d'Orléans, monseigneur vous veut occire: haro le grand méchef! monseigneur est tout devoyé, dieu, qu'on le prenne!). Endlich ergriff man den König, und setzte ihn auf einen mit Ochsen bespannten Wagen, der ihn nach Mans zurückbrachte. Der Kriegszug nach der Bretagne unterblieb.

Berry und Burgund bemächtigten sich jetzt aufs neue der Regierung, und damit begann eine lange Reihe von Unglücksfällen für das Reich, weil der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, welcher bereits das zwanzigste Jahr überschritten hatte, die Regentschaft für sich in Anspruch nahm. Dies war freilich vorerst noch von keiner Bedeutung, da der König bald wieder zu sich kam; allein die Geistesverwirrung hatte sich schon vor dem Vorfalle bei Mans oft gezeigt, und es war deshalb jeden Augenblick eine Wiederkehr derselben zu fürchten. Auch dachte man nicht im geringsten daran, jede Möglichkeit eines plötzlichen Schreckens vom Könige fern zu halten. Als daher der König sich im Laufe des Jahres kaum einigermaßen wieder erholt und die Regierung aufs neue übernommen hatte, führte eine der vielen tollen Lustbarkeiten des ritterlichen und über allen Begriff leichtfertigen Hofes einen Rückfall herbei, welcher nur wenig Hoffnung der Genesung übrig ließ. Es ward nämlich bei Gelegenheit einer Hochzeit eine Maskerade gehalten, bei welcher der König und fünf Herren des Hofes als Bären erschienen, und zwar so, daß Alle an einander geschlossen

waren. Der Anzug war auf ganz ungeschickte Weise aus gepichter Leinewand gemacht, an welche man Büschel von Werg oder Wolle befestigt hatte. Weil man die mit einem solchen Anzuge verbundene Gefahr vorausgesehen hatte, so war verboten worden, sich mit einem Lichte der Gruppe zu nähern; der Herzog von Orleans achtete aber in seinem Leichtsinn dieses Verbotes nicht, er trat mit seiner Fackel ganz nahe herbei, und ein Funke setzte augenblicklich Alles in Flammen. Vier der Edelleute, welche Bären vorgestellt hatten, konnten sich nicht losmachen und kamen elendiglich ums Leben; der fünfte sprengte die Kette und stürzte sich in einen am Schenktische stehenden Wasserkübel; den König selbst rettete nur die bewunderungswürdige Geistesgegenwart der Herzogin von Berry, welche ihren Mantel um ihn schlug und das Feuer erstickte. Er erholte sich von dem Todesschrecken anfangs so gut, daß seine beiden Oheime Berry und Burgund, als sie bald nachher persönlich mit den Oheimen des Königs von England über eine Verlängerung des mit England geschlossenen Waffenstillstandes unterhandeln wollten, ihn nach Abbeville kommen lassen konnten, um den Engländern zu beweisen, daß er seines Verstandes wiederum mächtig sei. Nicht lange nachher aber erlitt Karl einen zweiten Anfall von Wahnsinn, welcher sieben Monate (bis Januar 1394) dauerte. Der Herzog von Burgund bemächtigte sich auch jetzt wieder der Regentschaft, und gerieth darüber in Streit mit dem Herzoge von Orleans, der als Bruder des Königs ein ausschließendes Recht auf die Verwaltung des Reiches zu haben glaubte. Dieser Streit trennte die Ritterschaft Frankreich's fast auf dieselbe Weise in zwei feindliche Parteien, wie um diese Zeit die deutsche durch die streitige Kaiserwahl gespalten war. Das Unglück Frankreich's war um so größer, als der König während der fast dreißig Jahre langen Zeit, die er noch fortlebte, nicht beständig regierungsunfähig war, sondern nach gewissen Zwischenräumen immer wieder seines Verstandes mächtig wurde. In den ersten Zeiten war es jedoch ein Glück, daß die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Bretagne beigelegt wurden, und daß Richard II. von England weder den Wunsch noch die Macht hatte, den nur durch einen Waffenstillstand, nicht durch einen Frieden beendigten Krieg wieder zu beginnen. Der Herzog von Bretagne söhnte sich mit dem Con-

netable dü Cliſſon völlig aus, und entfernte aus ſeinem Gefolge den Peter von Craon, welcher von jedermann verachtet ward, und nach einer leichten Strafe, die das Parlament ihm auferlegt hatte, nach Paris zurückkehrte. Richard II. von England, der ſich der Regierung ebenfalls bemächtigt hatte (ſ. Th. VIII. S. 461 f.), erlangte damals durch die Gunſt des Volkes ein Anſehen und ward durch dasſelbe faſt ganz unabhängig. Das Volk fürchtete die Ariſtokratie der übermüthigen Barone weit mehr, als die Tyrannei eines jungen Königs, welcher bis dahin der Sklave einer Oligarchie von Baronen geweſen war; es fügte ſich daher ganz dem Willen des Königs, mußte aber bald durch den unbegreiflichen jugendlichen Leichtſinn Richard's leiden. Richard verlängerte nämlich den Waffenſtillſtand mit Frankreich zweimal, und ſuchte ſogar eine engere Verbindung zwiſchen England und Frankreich mit ſo großer Ängſtlichkeit, daß er nach dem Tode ſeiner Gemahlin um Karl's VI. Tochter Iſabella warb, welche damals noch ein Kind war. Dieſe wurde übrigens zwar, um mit Richard vermählt zu werden, nach England gebracht, die Heirath ſelbſt aber ward, wie wir ſpäter ſehen werden, nie vollzogen.

2. England in der letzten Zeit Richard's II. und unter der Regierung Heinrich's IV.

In England dauerten die Unruhen der Wicliffiten und Lollharden (ſ. Th. VIII. S. 456) unter Richard II. fort, und dieſe Ketzer wurden grauſam verfolgt, während das Parlament, ohne ſich deshalb geradezu in geiſtliche Angelegenheiten zu miſchen oder auch nur über die Lehrſätze und die Disciplin der Kirche Geſetze machen zu wollen, den Misbräuchen abhalf, denen die Concilien weder abhelfen konnten noch wollten. An dieſen Schritten des Parlaments hatte der Herzog von Gloceſter, welcher durch ſeinen Neffen Richard anfangs von den Staatsgeſchäften entfernt, nachher aber wieder in den Rath aufgenommen worden war, als Schützer Wicliffe's und der Wicliffiten großen Antheil. Auf ſein Betreiben beſeitigte die engliſche Nation mit Hülfe ihres Königs die geiſtlichen Bedrückungen, welche in Deutſchland bis in das ſechzehnte Jahrhundert fortdauerten, weil man hier thörichter Weiſe dabei beharrte, dem Pabſte durch Concilien, auf welchen doch dieſer

selbst den Vorsitz führte, Schranken setzen zu wollen. Auch die Franzosen kamen erst nach dem Baseler Concilium auf den Gedanken, den Eingriffen der Päbste in weltliche Dinge durch Nationalgesetze zu steuern. Nachdem das englische Parlament schon seit dem Jahre 1360 wiederholt Beschlüsse gegen die päbstlichen Provisionen (s. Th. VIII. S. 238) gefaßt hatte, ward 1390 und 1391 jedem Engländer bei Verlust seines Lebens und Gutes verboten, irgend eine Pfründe von einem Ausländer anzunehmen oder für ihn zu verwalten, sowie Geld aus dem Lande zu schicken. Zwar kehrte sich der Pabst Bonifacius IX. zwei Jahre nachher nicht an diese Beschlüsse, sondern ertheilte eine reiche Pfründe, welche Richard vorher einem Engländer gegeben hatte, einem italiänischen Kardinal, und suchte jenen durch die angedrohte Excommunication von der Annahme der Pfründe abzuschrecken; das Unterhaus aber erklärte sogleich dem Könige, daß ein solches Verfahren vernichtend für die Rechte der Krone sei, und daß die Volksvertreter ihm gegen den Pabst auf Tod und Leben beistehen würden. Auch das Oberhaus trat dieser Erklärung bei, und es ward hierauf das sogenannte Statut Praemunire oder die Verordnung über Provisionen und über die Abwehr römischer Eingriffe abgefaßt, welche bis auf den heutigen Tag als ein Grundgesetz des englischen Reiches und seiner Kirche betrachtet wird. In diesem Statut heißt es: Wenn irgend jemand, wer es auch sei, beim römischen Hofe oder sonstwo Versetzungen, Excommunicationen, Bullen, Urkunden u. s. w., welche den königlichen Rechten (regality) der Krone oder der Königswürde entgegen seien, suche oder erhalte, oder wenn er sie in das Reich bringe, sie annehme oder einem Anderen im Königreich oder außerhalb desselben notificire, so solle ein solcher nebst seinen Notaren, Procuratoren, Helfern, Unterstützern (abettors), Begünstigern und Rathgebern des rechtlichen Schutzes von Seiten des Königs verlustig sein, Besitzung und Habe (chattels), Landgüter und Lehen an den König verlieren, und überall, wo man solcher Personen habhaft werden könne, festgenommen werden. Freilich ward diesem wichtigen Statut die Bestätigung des Oberhauses nicht in der gewöhnlichen Form ertheilt, und der Pabst fuhr fort, Pfründen zu vertheilen; er mußte aber doch dabei sehr vorsichtig verfahren, und konnte seinen Zweck nur dann erreichen, wenn der König es

zufrieden war, im entgegengesetzten Falle ward nach dem Statut Praemunire verfahren.

Den Frieden mit Frankreich wünschte Richard aufrichtig; denn er hatte großes Wohlgefallen an den französischen Sitten, und die Pracht seiner Feste, wie die Lustbarkeiten seines Hofes waren dem, was wir von Karl's VI. Festen gesagt haben, so ähnlich, daß, wenn man die Beschreibung des Turnirens, Tanzens, Spielens und Bewirthens an Richard's II. Hofe liest, man Karl's VI. Geschichte zu lesen glaubt. Richard kam daher auch, nachdem der Waffenstillstand mit Frankreich mehrmals für kürzere Zeit verlängert worden war, auf den Gedanken, entweder einen dauerhaften Frieden oder doch einen längeren Waffenstillstand zu schließen; ja, als nachher (1394) seine Gemahlin starb, bemühte er sich sogar um eine Heirathsverbindung mit dem französischen Könige. Auch seine beiden älteren Oheime, die Herzöge von Lancaster und York, waren dem Frieden nicht abgeneigt, während dagegen der dritte, der Herzog von Gloucester, nichts davon wissen wollte. Am französischen Hofe waren der König selbst und seine Lieblinge gegen den Frieden mit England; aber sein Oheim, der Herzog von Burgund, wünschte denselben und brachte auch den Herzog von Berry auf seine Seite. Die beiden Letzteren hielten (1393) mit Lancaster und York eine Zusammenkunft, um derentwillen auch König Karl, wie bereits (S. 6) angegeben ist, nach Abbeville kam; es ward jedoch damals blos eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf ein Jahr zu Stande gebracht, weil der König aufs neue in Wahnsinn verfiel. Auch im folgenden Jahre (1394) führten die erneuerten Unterhandlungen nicht zum Ziel. Endlich nahm man seine Zuflucht zu einem vorgeblichen Büßer, der dann ebenso in England wie beim Könige von Frankreich die Sache mit Erfolg betrieb. Dies verdient näher angegeben zu werden, weil es für die Religion und die Sitten der Zeit bedeutender ist, als für die Politik; denn man gebrauchte den Büßer nur, um das Volk zu stimmen, da die Herzöge von York, Lancaster und Gloucester recht gut wußten, was sie von dem Heiligen zu halten hätten. Ein Edelmann aus Caux, welcher eine Pilgerfahrt nach Palästina gemacht hatte und seit seiner Heimkehr unter dem Namen Robert der Eremit von der Welt getrennt lebte, ward als

Orakel an den französischen Hof gebracht. Er behauptete, daß ihm auf seiner Pilgerreise eine Gestalt hell wie Kristall erschienen sei, und eine politische Mission aufgetragen habe, welche wörtlich folgendermaßen lautete: „Sage dem Könige von Frankreich, daß er sich zum Frieden neige vor seinem Gegner, dem König Richard von England, und der König wird dich hören. Alle diejenigen aber (dies galt dem Herzog von Glocester), welche dem Frieden entgegen sein und auf Krieg bestehen werden, werden es noch in ihrem Leben theuer bezahlen müssen (Tous ceux, qui contrediront à la paix et aux traités et soutiendront la guerre, le comparéront chèrement en leur vivant)." Nachdem Robert seine Mission bei Karl VI. erfüllt hatte, begleitete er die französischen Gesandten nach England, wo der König sowie York und Lancaster seine göttliche Sendung anerkannten, Glocester aber zuerst lange nichts von ihm wissen wollte, bis auch er endlich sich zum Frieden verstand. Hierauf reisten die drei Oheime Richard's wieder nach Frankreich, hielten im Stift Lelinghen mit den Herzögen von Burgund und Berry einen neuen Congreß und verabredeten eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis Michaelis 1398. Bald nachher (1395) bemühte sich Richard, nicht nur eine bleibende Waffenruhe herzustellen, sondern auch eine innige Verbindung mit Frankreich anzuknüpfen, zu welcher ihm der Umstand, daß er 1394 Wittwer ward, das Mittel darbot. Er fürchtete seine Pairs und die drei Häupter derselben, seine Oheime, und befand sich stets in solcher Geldverlegenheit, daß auch die Bürger mit ihm unzufrieden geworden waren, weil er Anlehen von ihnen erpreßte und einst der Stadt London, die ihm ein Darlehen von tausend Pfund versagte, ihr Privilegium (charter) auf einige Zeit wegnahm; er glaubte deshalb sich an Frankreich enge anschließen zu müssen, und ließ, obgleich eine solche Verbindung das ganze englische Volk gegen ihn aufregte, durch eine Gesandtschaft um die Hand von Karl's Tochter, Isabella, werben. Da der Hauptgrund, warum er diese Prinzessin zur Gemahlin zu erhalten wünschte, seine Geldverlegenheit war, so wurden die Gesandten angewiesen, zuerst auf eine Mitgift von zwei Millionen Kronen zu bestehen, dann bis auf anderthalb herabzugehen und sich zuletzt mit einer Million zufrieden zu geben. Die Franzosen

willigten in die angetragene Heirathsverbindung ein, obgleich die Prinzessin erst sieben Jahr alt war, sie gaben auch zu, daß Isabella schon jetzt nach England gebracht werde, verstanden sich aber nur zu einer Mitgift von achtmalhunderttausend Kronen, und bedangen sich zugleich eine Verlängerung des Waffenstillstandes auf fünfundzwanzig Jahre aus. Bei dem Abschlusse der Verhandlungen wurden dann dem Kinde, als dasselbe sein Ja-Wort gab, Ausdrücke in den Mund gelegt, welche den Engländern andeuten konnten, daß ihre künftige Königin nicht sparsamer und bescheidener sein werde, als Richard selbst war (S'il plaît à dieu et à monseigneur mon père, que je sois reine d'Angleterre, je le verrai volontiers, car je serois une grande dame). Im Frühjahr 1396 wurde sowohl der neue Waffenstillstand, als der Vermählungsvertrag bestätigt, und beide Könige hielten zu diesem Zwecke eine Zusammenkunft, bei welcher auch die Herzöge von Lancaster, Gloceſter, Berry und Burgund anwesend waren. Diese Zusammenkunft und die mit ihr verbundenen Feste und Feierlichkeiten kosteten den verschwenderischen König von England die ungeheuere Summe von dreimalhunderttausend Mark Silber, also weit mehr, als die Mitgabe seiner Braut war, über welche doch so lange unterhandelt worden war. Man sieht hieraus, wie theuer es damals den Königen und den Völkern zu stehen kam, daß jene den Adel und die Ritterschaft bei jeder Gelegenheit bewirthen, vergnügen und beschenken mußten, weil sie kein stehendes Heer hatten. Ebendasselbe läßt sich auch daraus ermessen, daß kurz vorher die beiden zur Brautwerbung nach Paris geschickten englischen Gesandten in Begleitung von zwölfhundert Rittern reisten, welche während der ganzen Dauer ihres dortigen Aufenthaltes vom französischen Könige standesmäßig unterhalten und belustigt wurden. Bei der Zusammenkunft des englischen und des französischen Königs fand sich auch der Herzog von Bretagne ein, welcher kurz vorher zu Paris mit einer Tochter des Königs von Frankreich vermählt worden war. Er erhielt damals die Stadt Breſt wieder, welche Richard noch im Besitze gehabt hatte, jetzt aber wegen seiner Geldverlegenheit für hundert und zwanzigtausend Goldfranken herauszugeben versprach. Der Unwille der Engländer über diesen Handel war anfangs so groß, daß Richard sein Versprechen nicht eher erfüllte, als bis der französische

König sich des Herzogs von Bretagne annahm. Auch die Stadt Cherbourg wurde dann von Richard abgetreten.

Der englische König erbitterte damals nicht blos das Volk durch den Verkauf von Cherbourg und Brest, sondern er brachte auch zugleich durch eine willkürliche Erpressung, welche unter den Namen eines Anlehens versteckt wurde, den ganzen Adel gegen sich auf. Es gab keinen Pair des Reichs, keinen Prälaten, keinen Edelmann oder reichen Bürger, von dem er nicht irgend eine kleine Summe als Anlehen erpreßte. Das auf diese Weise erlangte Geld diente ihm, um die Damen und Herren des hohen Adels am Hofe zu unterhalten, und der Glanz seines Hofes ward in solchem Grade vermehrt, daß endlich das Unterhaus an das Oberhaus die Bitte richtete, den König zu ersuchen, er möge diesem Aufwande Schranken setzen. Statt aber die gewünschte Abhülfe zu erlangen, wurde das Unterhaus gezwungen, Deputirte an das Oberhaus zu schicken und dasselbe wegen seiner Kühnheit um Verzeihung zu bitten; es erhielt sogar, obgleich es vor dem Könige und den Pairs demüthig Abbitte that, einen derben Verweis, sowie die Erklärung, daß es sich, sobald der König weder den Zehnten noch den Fünfzehnten fordere, um dessen Ausgaben nicht zu kümmern habe. Außerdem ward der Geistliche Thomas Harey, welcher im Unterhaus den Antrag gestellt hatte, als Hochverräther verurtheilt; doch erhielt derselbe später Verzeihung. Alles dies schreckte nachher Andere ab, auf dem ruhigen und bescheidenen Wege Abhülfe zu suchen, und die Unzufriedenheit nahm somit im Stillen zu. Unter solchen Umständen war es für Richard doppelt gefährlich, daß er, im Vertrauen auf das gute Einverständniß mit Lancaster und York und auf die Freundschaft mit dem französischen Könige, sich an seinem dritten Oheim, dem Herzog von Gloceſter, für alles das zu rächen suchte, was er während seiner Minderjährigkeit von demselben erlitten zu haben vermeinte. Er haßte Gloceſter schon längst tödtlich; seine Erbitterung gegen ihn stieg aber noch mehr, als Gloceſter im königlichen Rathe seines Neffen Verfahren gegen das Parlament mit heftigen Worten rügte, und die Regierung desselben mit der seines Vorgängers in den grellsten Contrast stellte. Der Haß zwischen Oheim und Neffe nahm mit jedem Tage zu, und der Erstere ward vergebens zweimal veranlaßt, dem drohenden Sturme

auszuweichen. Das eine Mal sollte er sich nach Preußen begeben, um den deutschen Rittern gegen die Heiden beizustehen; auch hatte er schon darein gewilligt, als es ihn plötzlich wieder gereute. Das zweite Mal ward ihm die Statthalterschaft der Insel Irland angeboten, nach welcher Richard drei Jahre vorher einen Kriegszug gemacht hatte; dies lehnte er sogleich ab. Endlich hieß es auf einmal, ohne daß man, wie bei dergleichen Dingen gewöhnlich der Fall ist, wußte, ob die Beschuldigung gegründet sei oder nicht, Gloceſter habe mit dem Erzbischof von Canterbury, den Grafen von Arundel und Warwick und mehreren anderen Großen des Reiches den Plan gemacht, sich des Königs zu bemächtigen, um ihm wieder ebenso, wie vor seiner Volljährigkeit, einen Regentschaftsrath zur Seite zu setzen. Richard ließ, ohne daß dabei ein gerichtliches Verfahren beobachtet wurde, die beiden Grafen verhaften, und begab sich unter dem Scheine eines Besuches auf Gloceſter's Schloß, wo er dann diesen in dem Augenblicke gefangen nahm, als Gloceſter an der Spitze eines feierlichen Zuges ihm auf dem Schloßhofe entgegenkam. Dann ließ er ihn sogleich durch den Grafen von Nottingham nach Calais bringen, da er für gefährlich hielt, seinen Oheim in England einzukerkern. Fünf Tage nach diesen Verhaftungen, welche alle Welt mit Schrecken erfüllten (15. Juli 1397), suchte Richard den gewaltsamen Schritt durch eine Proclamation zu rechtfertigen, in der es hieß, daß er mit Zustimmung der Grafen von Rutland, Kent, Huntington, Nottingham und Salisbury, sowie der Lords Despenser und William Scroope so gehandelt habe, und daß auch seine Oheime Lancaſter und York und sein Vetter Derby die Verhaftung Gloceſter's gebilligt hätten. Die genannten Grafen und Lords wurden auch gleich nachher gebraucht, um in einer feierlichen Audienz förmlich darum anzusuchen, daß die Verhafteten von Seiten des Hauses der Gemeinen des Hochverraths angeklagt werden möchten. Diese Anklage fand wirklich am 20. September vor dem Oberhause statt; doch bezog sich dieselbe nicht auf die vorgebliche Verschwörung, von welcher dabei gar nicht die Rede war, sondern auf die vor 1389 vorgefallenen und also längst vergessenen Dinge. Doch der Erzbischof von Canterbury, den man nicht zugleich mit den Anderen, sondern erst später richtete, ward

nur aus dem Grunde in die Sache verwickelt, weil er zu jener Zeit Kanzler gewesen war. Er erlitt blos die Strafe der Verbannung und Gütereinziehung. Dagegen wurde der Graf Arundel zum Tode verurtheilt und auch sogleich hingerichtet. Gegen ihn, der das Oberhaus nicht als Richter anerkennen wollte, hatte sich der Herzog von Lancaster gebrauchen lassen. Der Graf Warwick erkannte sich selbst schuldig und ward auf die Insel Man verbannt. Lord Cobham, welcher auch zu den Angeklagten gehörte, mußte nach Jersey gehen; Mortimer aber suchte im Gebirge von Irland unter den wilden Celten eine Zuflucht. Der Herzog von Gloceſter hatte von Calais herübergebracht werden sollen, um ebenfalls vor das Parlament gestellt zu werden; allein der Graf von Nottingham, der ihn dort in Gewahrsam hielt, hatte geschrieben, er könne ihn nicht schicken, weil er plötzlich gestorben sei. Über die Art seines Todes berichten die früheren englischen Historiker, unter ihnen auch Hume, ganz anders, als die zuverlässigsten Quellen und der neueste englische Schriftsteller, Lingard, denen wir folgen. Lingard nimmt zwar auch eine Tödtung Gloceſter's an, ist aber weit entfernt, mit Bestimmtheit zu behaupten, daß derselbe auf Richard's Befehl ermordet worden sei. Das Letztere ist freilich nicht unwahrscheinlich; man muß aber bedenken, daß die später unter Heinrich IV. im Parlament vorgelesene Aussage Hall's, eines der vorgeblichen Theilnehmer der That, aus vielen Gründen kein historisches oder gerichtliches Zeugniß zu nennen ist.

Das Parlament, mit dessen Hülfe dies Alles 1397 geschah, war durch den Einfluß der Sheriffs der Grafschaften so gewählt worden, daß sich keine Opposition in ihm regte. Es soll das erste Parlament gewesen sein, welches auf diese Weise zusammengebracht wurde; später war dies bekanntlich ganz gewöhnlich. Auch im Jahre 1398, wo das Parlament nicht wie 1397 in Westminster saß, sondern nach Shrewsbury berufen wurde, bewies es die gleiche Bereitwilligkeit, sich als Werkzeug der thörichten Rache gebrauchen zu lassen, mit welcher Richard alle diejenigen verfolgte, die an der früheren Beschränkung seiner königlichen Gewalt Antheil gehabt hatten. Von derselben Rachsucht getrieben, entledigte sich Richard im folgenden Jahre auch des Grafen Heinrich von Derby, eines Sohnes von Lancaster. Dieser Prinz hatte sich in der letzten Zeit

auf eine verächtliche Weise dienstfertig und demüthig gegen den König bewiesen, und war zur Würde eines Herzogs von Hereford erhoben worden; jetzt trat er öffentlich als Ankläger seines seitherigen Freundes und Genossen, des Herzogs von Norfolk, auf, weil derselbe in einer vertraulichen Unterredung mit ihm sich gewisser verläumderischen Ausdrücke gegen den König bedient haben sollte. Da der Herzog von Hereford ein Jahr später König ward, so hat Froissart die Darstellung dieser Sache so romantisirt, daß man alle neueren Geschichtschreiber, welche ihm folgen, mit großer Behutsamkeit lesen muß. Nach Lingard, welcher die Sache urkundlich in ein neues Licht gesetzt hat, war der Hergang der Sache folgender. Die Herzöge von Hereford und von Norfolk waren die einzigen von den den Namen Appellants führenden Pairs, welche noch nicht von Richard's Rache getroffen waren. Norfolk äußerte daher einst, als er den Herzog von Hereford auf dem Wege zwischen London und Brentford zufällig antraf, sein Bedenken in dieser Beziehung, und sprach sich dabei sehr bitter über den König und dessen Vertraute und Günstlinge aus. Hereford theilte dieses Gespräch dem Könige mit und bezeichnete Norfolk als einen Verräther. Richard übertrug die Untersuchung der Sache dem aus achtzehn Mitgliedern bestehenden Ausschusse beider Häuser, welchen das Parlament bei seiner Vertagung niedergesetzt und mit allen ihm selbst zustehenden Vollmachten versehen hatte, um die noch nicht erledigten Geschäfte beendigen zu können (to hear, examine and determine all matters and subjects, which had been moved in presence of the king, with all dependencies thereof). Als in diesem Ausschusse der schriftliche Bericht über das erwähnte Gespräch, den man in dem kurzen officiellen Protokoll (Rotulus) und bei Lingard (Th. IV. S. 340) ausführlich lesen kann, vorgetragen wurde, gab Norfolk zwar zu, daß er sich über die Umgebungen des Königs in heftigen Worten ausgesprochen habe, leugnete aber, etwas gegen den König selbst gesagt zu haben. Zugleich schalt er Hereford einen Lügner (that Henry of Lancaster is a liar, and in what he has said or would say of me, lies like a traitor as he is), und erbot sich, dies durch den gerichtlichen Zweikampf zu erweisen, welcher in England noch viele Jahrhunderte gesetzlich, wenn auch nicht gerade gebräuchlich ge-

blieben ist. Nachdem hierauf die Barone, Bannerets und Ritter England's nach Windsor entboten worden waren, wiederholte Hereford vor denselben seine Anklage, Norfolk aber beharrte bei der bereits vor dem Ausschusse gegebenen Erklärung. Da der Unterredung der beiden Herzöge keine Zeugen beigewohnt hatten, so ward der gerichtliche Zweikampf beschlossen und auf den 16. September (1398) angesetzt. An diesem Tage erschienen denn auch in Coventry, wo der Zweikampf Statt finden sollte, der Ausschuß des Parlaments, der König und eine zahllose Menge Volkes, und die beiden Herzöge standen bereits kampffertig einander gegenüber, als der König plötzlich erklärte: er werde den Kampf nicht zugeben, weil beide Herzöge seine Verwandten wären und er selbst also, wie auch die Sache ausgehen möge, darunter leiden werde; er wolle aber Beiden ohne Gericht das Urtheil sprechen. Hierauf befahl er dem Herzog von Hereford, innerhalb vier Monaten das Reich zu verlassen und vor zehn Jahren nicht wieder zurückzukehren; dem Herzog von Norfolk aber gebot er, eine Pilgerfahrt in das heilige Land zu machen und sein ganzes Leben hindurch weder in Frankreich, noch in England, noch in Spanien oder Italien zu verweilen. Dieses Urtheil, welches den Herzog von Norfolk am härtesten traf, zeigte sowohl seiner Form nach, als auch in einzelnen Bestimmungen, die wir hier übergehen müssen, daß beide Männer nicht wegen des Inhalts der zwischen ihnen kurz vorher Statt gehabten Unterredung, sondern vielmehr blos deshalb, weil sie die einzigen noch übrigen Lords Appellants waren, verurtheilt wurden. Sie verließen Beide das Reich; Norfolk machte die vorgeschriebene Pilgerreise, Hereford begab sich nach Paris. Der Erstere starb auf der Rückreise von Jerusalem nach Venedig tief bekümmert über sein Geschick; Hereford aber suchte sich seit seiner Verurtheilung in den Stand zu setzen, die allgemeine Unzufriedenheit über Richard's unverständige Tyrannei zu benutzen. Er ward vom französischen Könige, sowie von den Herzögen von Orleans und Berry mit großer Aufmerksamkeit behandelt; man wies ihm dü Clisson's Palast, welcher später Palast Soubise (hotel Soubise) genannt wurde und jetzt die Archive enthält, zur Wohnung an, und gab ihm wöchentlich fünfhundert Goldkronen aus der königlichen Kasse. Der Herzog von Berry wollte ihn sogar mit seiner

Tochter, der Wittwe des Grafen Philipp von Artois, vermählen, stand jedoch wieder davon ab, als Richard die Besorgnisse kund gab, welche er wegen der Plane und geheimen Verbindungen Hereford's hegte.

Dem Könige von England war bis dahin Alles gelungen; selbst das Parlament hatte ihm treulich beigestanden, um Alle, die ihm missfielen, zu unterdrücken und, wie aus den Acten dieses servilen Parlaments hervorgeht, sogar seinen Willen und seine Einfälle zu Gesetzen zu machen. Er achtete aber jetzt weder die Privilegien, auf welche jeder Engländer stolz war, noch auch das Herkommen mehr, fuhr fort, unter dem Titel Anlehen Geld zu erpressen, zwang die Richter des Landes, die Gesetze nach seinen Vorurtheilen oder seinem Eigensinn zu deuten, nöthigte alle ehemaligen Anhänger Glocester's, von ihm nicht ein, sondern mehrere Male Verzeihung zu kaufen, und erklärte sogar, um eine recht reiche Ernte von Geldstrafen machen zu können, zu gleicher Zeit nicht weniger als siebenzehn Grafschaften außer dem Gesetze, indem er sich des leeren Vorwandes bediente, daß dieselben früher seine Feinde gegen ihn unterstützt hätten. Endlich ging er sogar soweit, daß er ein kurz vorher in offenen Briefen gewährtes Zugeständniß zurücknahm, und durch einen unerhörten Schritt seinen Vetter Hereford nebst dem ganzen englischen Volk antrieb, das Äußerste zu wagen, um der tyrannischen Gewalt des Königs und seiner Gehülfen ein Ende zu machen. Er hatte nämlich den beiden verbannten Herzögen durch besondere Patente erlaubt, daß sie, wenn ihnen während ihrer Verbannung Lehen, Güter oder Titel durch Erbschaft zufielen, die Huldigung für dieselben durch Bevollmächtigte leisten lassen könnten; dies nahm er zurück, als sein Oheim Lancaster kaum drei Monate nach Hereford's Verbannung starb (1399), und der Letztere, welcher damals den Titel eines Herzogs von Lancaster annahm, die ererbten großen Güter in Besitz nehmen wollte, indem Richard erklärte, daß die Verbannung gleich der gerichtlichen Achtserklärung (outlawry) unfähig mache, liegendes Gut zu erben. Der König bediente sich seiner Höflinge und der bereits in Westminster und Shrewsbury zu seinen Zwecken gebrauchten parlamentarischen Creaturen, um auch diese Willkür und Treulosigkeit gesetzlich zu machen. Er ließ durch den großen geheimen Rath (council), zu

welchem auch der oben erwähnte Parlaments-Ausschuß gehörte, die Erklärung geben, daß die den Herzögen von Hereford und von Norfolk gewährten Patente ungesetzmäßig und nichtig wären. Alle Mitglieder des geheimen Raths schworen, diesen Beschluß aufrecht zu halten, und der König bewog vermittelst einer Anrede auch das Volk, durch Aufheben der Hände den Beschluß zu billigen (quelle chose feust faite, heißt es im Rotulus, et assentuz par tout le peuple estantz en presence du roi). Ja, er ließ sogar seinen Kaplan Heinrich Bowet, welcher aufgetreten war, um das Patent geltend zu machen, als Hochverräther zum Tode verurtheilen, ob gleich er ihn nachher begnadigte. Dieses Verfahren rief einen offenen Kampf zwischen dem neuen Herzog von Lancaster und dem tyrannischen Könige hervor, und da der Letztere, welcher sich gleich nachher nach Irland begab, damals seinen Oheim, den Herzog von York, als Stellvertreter an die Spitze der Regierung stellte, so betrachten wir das Jahr 1399 als dasjenige, in welchem der Grund zu den langen bürgerlichen Kriegen der Häuser Lancaster und York oder, wie man sich auszudrücken pflegt, der rothen und der weißen Rose gelegt ward. Richard ging nach Irland, um für den Tod seines dortigen Statthalters, des Grafen de la Marche, welcher von den Eingeborenen überfallen und erschlagen worden war, Rache zu nehmen. Er that dies in einem Augenblicke, als ganz England gegen ihn erbittert war und die Unzufriedenen bereits mit dem Herzog Heinrich von Lancaster Verabredungen trafen. Richard war nämlich kaum nach Irland abgereist, als der Erzbischof von Canterbury, welcher zu Köln in der Verbannung lebte und sein Erzbisthum mit dem ärmlichen Bisthum St. Andrews hatte vertauschen müssen, verkleidet nach Paris zum Herzog von Lancaster ging und mit ihm den Plan zum Sturze Richard's entwarf. Heinrich von Lancaster, welcher damals nicht mehr ein Gast des französischen Königs war, sondern in seinem Palaste Wincheſter wohnte, verabredete mit dem Erzbischof eine Reise nach England, um, wie vorgegeben wurde, das väterliche Erbe mit Gewalt in Besitz zu nehmen. Von nur Wenigen begleitet, landete Heinrich am 4. Juli 1399 bei Ravenspurn in Yorkshire; er war aber kaum angekommen, als sogleich die mächtigen Herren von Northumberland und Westmoreland mit ihren zahl-

reichen Schaaren zu ihm stießen. Richard's Stellvertreter, der Herzog von York, sammelte zwar ein königliches Heer, dachte aber an keinen ernstlichen Widerstand, und wenn wir auch nicht historisch beweisen können, daß er mit seinem Neffen Heinrich einverstanden war, so machte ihn doch sein Benehmen sehr verdächtig. Er versuchte nämlich nicht, den Truppen Heinrich's den Weg nach London zu sperren, sondern wich denselben vielmehr aus. Heinrich's Heer, das auf seinem Zuge wie eine Lawine wuchs, ward in London jubelnd aufgenommen, und rückte hierauf nach Evesham, während York in Berkley anlangte, wo er dann den Antrag zu einer in der Burgkirche dieser Stadt zu haltenden Conferenz mit Heinrich annahm. Das Resultat dieser Zusammenkunft war eine Vereinigung des Oheims mit dem Neffen. Hierauf zogen Beide, jeder mit der von ihm aufgebotenen Landwehr, deren Zahl etwas übertrieben auf hunderttausend Mann angegeben wird, vor Bristol. Hier wollte der Commandant der Burg, Peter Courtenay, zwar von Heinrich nichts hören, er übergab aber die Burg an den Herzog von York. Dieser blieb dann in Bristol, während Heinrich nach Chester zog, nachdem er zuvor zwei ihm verhaßte Pairs, ohne sie vorher vor ein Gericht zu stellen, hatte hinrichten lassen. Erst drei Wochen nach Heinrich's Landung erhielt Richard in Irland Nachricht von dem Aufstande. Er schickte sogleich den Grafen von Salisbury voraus, um den Landsturm des Fürstenthums Wales aufzubieten, an dessen Küsten nachher er selbst mit den Truppen, die ihm nach Irland gefolgt waren, landen wollte. Der walisische Landsturm ward wirklich zusammengebracht; Richard verzögerte aber seine Ankunft so lange, daß, als er endlich nach vierzehn Tagen erschien, die gesammelten Leute sich bereits wieder verlaufen hatten, worauf dann auch den mit ihm angekommenen Truppen die Lust verging, weiter für ihn zu kämpfen. Jetzt verzagte Richard. Er beschloß zuerst nach Bordeaux zu fliehen, weil ein Theil von Guyenne damals noch englisch war, ließ aber diesen Gedanken wieder fallen, und begab sich nach Conway, von wo er dann seine beiden Brüder mit einer Botschaft an Heinrich schickte. Dieser hielt die beiden Prinzen bei sich zurück, und eilte, sich des Königs zu bemächtigen. Er schickte den Herzog von Northumberland nach Conway, um Richard durch das Versprechen einer Übereinkunft aus der Burg

zu locken, nachdem er zu diesem Zwecke den einen der beiden zurückgehaltenen Prinzen gezwungen hatte, dem Herzoge eine Empfehlung mitzugeben. Richard ging in die ihm gelegte Schlinge und gerieth in die Gewalt Heinrich's. Dieser ließ ihn zuerst in die Burg von Flint bringen, schleppte ihn dann als Gefangenen mit sich nach Chester, und machte Anstalt ihn nach London zu führen, weil er entschlossen war, sich des Thrones zu bemächtigen. Richard benahm sich übrigens, wie aus den einzelnen, uns sehr genau überlieferten Umständen hervorgeht, eben so schwach und feige im Unglück, als er übermüthig und tyrannisch im Glück gewesen war. Ein Versuch zu entfliehen, den er am 24. August in Lichfield machte, mislang; er wurde seitdem hart behandelt und von zwölf Bewaffneten in seinem Zimmer bewacht. Heinrich nahm ihn nachher mit sich nach London. Hier sprachen der Maire und der Syndicus (Recorder), als sie zur Bewillkommnung des neuen Herrschers ihm vor die Stadt entgegengegangen waren, geradezu das Verlangen aus, er solle Richard sogleich hinrichten lassen. Es war daher auch leicht, ein Parlament zusammenzubringen, welches dem gefangenen Könige blindlings entgegen war. Richard soll schon unmittelbar nach seiner Gefangennehmung, als er vernommen hatte, daß das ganze Reich, Volk und Aristokratie, von ihm abgefallen sei, sich erboten haben, die Krone niederzulegen; wenn dies aber auch wahr wäre, was sehr zweifelhaft ist, so hatte er jedenfalls nachher, als er so übel behandelt wurde, sein Anerbieten wieder zurückgenommen. Erst im Tower, wo ihn Heinrich nach seinem Einzug in London gefangen setzte, ward er theils durch die drohenden Anstalten seines Vetters, theils durch freundliche Reden desselben zu seinem vorigen Entschlusse zurückgebracht. Heinrich wollte jedoch nach dem Rathe seines Oheims York nicht gern sein Recht an den Thron blos auf die Abdankung Richard's gründen, sondern hielt eine motivirte Absetzung desselben durch das Parlament für nöthig. Er brachte deshalb den König dahin, daß derselbe eine in ganz erniedrigender Weise abgefaßte Entsagungs-Acte unterschrieb. Die Art, wie dies bewirkt ward, und alles, was bei der Gelegenheit zwischen Richard und Heinrich vorfiel, kennen wir nur aus dem Berichte, welcher auf des Letzteren Veranlassung in das Parlaments-Protokoll eingerückt ist; wir verweilen daher

nicht dabei, da in solchen Fällen gerade den officiellen Berichten am wenigsten zu trauen ist. Was die Absetzung Richard's durch das Parlament betrifft, so zeigte sich dabei klar und deutlich, daß Heinrich die constitutionellen Rechte der Engländer ebenso wenig achten werde, als Richard dies in der letzten Zeit getyan hatte, sowie daß es ihm ebenso leicht sei, ein zu Allem bereitwilliges Parlament zu finden, als es diesem gewesen war. Nachdem im Parlament zuerst Richard's Entsagungs-Acte vorgelesen war, erhob sich jeder Einzelne zustimmend, und auch das Volk gab durch lauten Ruf seinen Beifall zu erkennen. Dann ward eine förmliche parlamentarische Klage (impeachment) gegen den gestürzten König erhoben, deren drei oder fünf und dreißig Artikel man bei Rapin Thoyras findet. Es kam jedoch auf diese Artikel an und für sich selbst gar nicht an, sondern man hatte sie nur gehäuft, um dadurch zu bewirken, daß ohne Widerspruch und Discussion die Absetzung Richard's einstimmig decretirt nnd Heinrich an seine Stelle erwählt werde. Darin betrog sich nun freilich der Usurpator; denn Thomas Merks, Bischof von Carlisle, hatte den Muth, als Vertheidiger Richard's aufzutreten und nicht nur die einzelnen Punkte, welche man gegen denselben angeführt hatte, zu widerlegen, sondern auch namentlich denjenigen Grund des Anspruchs auf den Thron lächerlich zu machen, welchen Heinrich daher leitete, daß sein mütterlicher Großvater ein älterer Bruder Eduard's I. und folglich der eigentliche Thronerbe gewesen sei. Allein das Schicksal des Bischofs konnte allen denen zur Warnung dienen, welche etwa geneigt sein mochten, den Planen der im Parlament überwiegenden Partei Heinrich's zu widerstreben. Denn Merks hatte sich kaum wieder auf seinen Sitz niedergelassen, als er in Verhaft genommen und nach St. Albans gebracht wurde. Hierauf ward die Absetzung beschlossen, feierlich kund gemacht und dem unglücklichen, ganz gesunkenen Richard durch den Lord Oberrichter mitgetheilt. Der Wahl Heinrich's stand jetzt eigentlich das in England geltende Erbrecht entgegen, weil nicht sein Vater Johann, sondern der verstorbene Herzog Lionel von Clarence, der älteste Bruder von Richard's Vater gewesen war, und Clarence zwei Söhne einer Tochter, die noch unmündigen Grafen de la Marche, hinterlassen hatte, welche also den nächsten Anspruch auf den erledigten

Thron hatten. Auch war diesen beiden Grafen unter Richard's Regierung das Recht der Nachfolge durch einen Parlaments-Beschluß ausdrücklich zuerkannt worden. Heinrich kümmerte sich aber nichts darum, und fragte nicht einmal das Parlament, sondern bemächtigte sich ohne Weiteres des erledigten Thrones. Er nahm nämlich, indem er sich Stirn und Brust bekreuzte, ganz keck und heuchlerisch im Namen Gottes das Reich in Anspruch *), und ließ sich durch den Erzbischof von Canterbury und den Erzbischof von York auf den Thron niedersetzen. Alle Welt billigte nachher, wie sie zu thun pflegt, durch lauten, jubelnden Zuruf die glückliche Usurpation. Die Krönung erfolgte schon nach vierzehn Tagen.

Der neue König, der als solcher Heinrich IV. heißt, fand das erste Parlament, welches er nach seiner Krönung versammelte, ebenso geneigt, jeden Schritt, den der Herrscher that, zu billigen, als das letzte unter Richard gewesen war; denn beide Parlamente bestanden aus denselben Personen. Der Erzbischof von Canterbury, welcher schon längst seine frühere Stelle wieder eingenommen hatte, war zu allem dem behülflich, was geschehen mußte, um Heinrich im Besitze der Krone zu sichern. Zu diesem Zwecke waren zunächst drei Dinge erforderlich: Heinrich's Sohn mußte als Prinz von Wales oder als Kronprinz anerkannt werden; es mußte Sorge getragen werden, daß das Recht der Grafen de la Marche an die Krone aus dem Gedächtniß der Nation schwinde; und es war endlich, um auch den abgesetzten König ganz vergessen zu machen, dessen Entfernung nöthig. Das Erste geschah durch die Erlassung einer Proclamation; für das Zweite sorgten zuerst die Freunde und Verwandten der unmündigen Grafen de la Marche, indem sie ihrer gar nicht gedachten, nachher aber ließ Heinrich dieselben in Windsor sorgfältig bewachen; zu dem Dritten waren die Pairs des Reichs behülflich. Diese stellten dem Könige vor, daß es

*) In the name of the father, son and holy ghost i Henry of Lancaster challenge this realm of England and the crown with all the members and appartenances, as i am descended by right line of blood coming from the good lord king Henry III. and that right, that God in his grace hath sent me with my kin and of my friends to recover it; the which realm was in point to be undone for default of governance and undoing of good laws.

durchaus nothwendig sei, Richard in eine entlegene Burg einzusperren und von allem Zusammenhange mit der Welt abzuschneiden. Heinrich verfügte sich hierauf in das Parlament, erklärte vor demselben, daß er Richard zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt habe, und ließ ihn dann auf die Burg Pontfract bringen. Nicht lange nachher entwarfen fünf der ersten Herren des Reiches, an welche auch Richard's Brüder sich anschlossen, den Plan, Heinrich in Windsor zu überfallen, um den gestürzten König wieder auf den Thron zu erheben; dieser Versuch mislang aber und kostete sowohl den Urhebern desselben, als auch dem König Richard das Leben. Die Verschworenen wurden zugleich mit ihren Freunden und Vasallen vom aufgebotenen Volke tumultuarisch überfallen, ins Gefängniß geworfen und nachher, größtentheils ohne gerichtliches Verfahren, auf jene grausame Weise getödtet, welche damals in England gegen Hochverräther gebräuchlich war. Erst nachdem dies geschehen war, verbot Heinrich eine solche Volks-Justiz. Richard selbst ward gleich nachher umgebracht. Die Art seines Todes ist ungewiß. Nach der einen Angabe wäre er zu Tode gehungert worden und erst, nachdem man ihm fünfzehn Tage lang die Nahrung entzogen hatte, gestorben. Nach der anderen wäre er, als er Gegenwehr versuchte, durch einen Schlag am Hinterhaupte getödtet worden; denn im Gesichte war, als man die Leiche zur Schau stellte, nichts zu sehen. Daß er unmittelbar nach der Tödtung seiner Brüder und ihrer Freunde in der Burg Pontfract gewaltsam ums Leben gebracht wurde, darüber sind alle Geschichtschreiber einig. Obgleich Heinrich selbst behauptete, an seinem Tode unschuldig zu sein, so würde Richard doch, auch wenn der Versuch seiner Befreiung nicht gemacht worden wäre, schwerlich verschont geblieben sein.

Die Regierung Heinrich's IV. (1399—1413) war bis zu ihrem Ende mit Verschwörungen, Aufständen und inneren Kriegen angefüllt, sowie mit grausamen Hinrichtungen, wie sie nach dem kannibalischen Kriminalrechte jener Zeit bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bei den Engländern gebräuchlich waren. Heinrich war im Ganzen glücklich gegen die Rebellen, und wußte sich sehr geschickt der Deputirten des Volkes (knights of the shire) gegen die Barone zu bedienen. Er gewährte dem Hause der Gemeinen

scheinbar neue Vorrechte, und dieses erhielt daher zuerst unter ihm einen bedeutenderen Einfluß. Freilich hinderten die ertheilten neuen Rechte nicht, daß bis auf Jakob I. jeder kräftige König gegen das Volk, welches nicht wie die Barone durch Waffen furchtbar war, willkürlich verfahren konnte; allein wenn auch die eingeräumten Vorrechte oft lange schlummerten, so konnte doch das Andenken an dieselben nicht vertilgt werden, sie wurden vielmehr bei jeder günstigen Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht und gegen schwächere Regenten geltend gemacht. Heinrich erkannte förmlich an, daß das Haus der Gemeinen vorzugsweise das Recht habe, die Auflagen zu ordnen; er sorgte aber nach Richard's Beispiel dafür, daß durch die Sheriffs die Wahl auf Leute, die ihm wohlgefällig waren, gelenkt werde. Er gab ferner zu, daß nach alter Sitte die Deputirten gleich den Pairs nicht verhaftet oder vor Gericht gezogen werden könnten, außer wenn sie auf frischer That ertappt würden. Als freilich nachher der Deputirte John Savage einen seiner Collegen verwundete, ward ohne Rücksicht auf dieses Privilegium an ihm Justiz geübt. Auch die jedes Mal vom Sprecher des Parlaments erbetene Freiheit der Rede gestattete Heinrich dem Parlament stets ebenso, wie die Einreichung von Beschwerden; doch erklärte er dem Sprecher Thomas Chaucer, daß er ihm nur diejenige Freiheit gestatte, welche seine Amtsvorgänger gehabt hätten, und daß er die Einführung keiner Neuerung im Parlamente dulden werde, weil er im Genuß aller der Freiheiten und Vorrechte zu bleiben gedenke, welche die früheren Könige von England gehabt hätten.

Am meisten machten dem Könige die Mitglieder des mächtigen Hauses Percy und die Waliser zu schaffen. Die Percy's waren sein Schwert und sein Schild gewesen; er hatte sie deshalb gleich anfangs mit Gütern, Ehren und Würden überhäuft, und unter Andern einem von ihnen, dem Herzog von Northumberland, die ganze Insel Man überlassen. Auch nachdem Richard getödtet worden war, blieben ihm wegen der fortdauernden inneren Unruhen, wegen der häufigen Fehden mit den Schotten und wegen des Aufruhrs der Waliser die Percy's, besonders der Sohn des Herzogs von Northumberland, Heinrich mit dem Beinamen Heißsporn (s. Th. VIII. S. 464), unentbehrlich. Der König ge-

brauchte die Percy's besonders gegen die Waliser, welche aus Haß gegen die Engländer einen Fürsten ihres eigenen Stammes, Owen ap Griffith Vaughan, Herrn von Glendoudry, gewöhnlich Owen Glendour genannt, der sich der Abstammung von Llewellyn (s. Th. VII. S. 468) rühmte, als ihr Oberhaupt anerkannt hatten und in ihren Gebirgen einen furchtbaren Krieg unterhielten. Ebenso vertraute Heinrich den Percy's die Beschützung der Grenze gegen die Bergschotten oder Hochländer an, zu welchem Zwecke er auch Berwick von ihnen besetzen ließ. Die Percy's waren jedoch trotzig und brutal, der König selbst tyrannisch und argwöhnisch; ein zufälliger Anlaß entzweite daher den Letzteren zuerst mit dem Anhange der Percy's tödtlich, und bald nachher wurden auch diese selbst seine erbitterten Feinde. Heinrich erlaubte nämlich nicht, daß die Vasallen, welche für ihn ins Feld gezogen waren, der hergebrachten Sitte gemäß ihre Gefangenen nach Gutdünken festhielten oder gegen ein Lösegeld in Freiheit setzten, weil er allein über dieselben schalten wollte. Dies erregte große Unzufriedenheit, und nicht lange nachher veranlaßte ein Vorfall, welcher die Percy's besonders anging, den völligen Bruch zwischen Heinrich und den Percy's. Lord Grey von Ruthyn und Graf Edmund Mortimer waren nämlich von den Walisern gefangen genommen worden und sollten losgekauft werden. Dies erlaubte der König in Betreff des Einen, dem er gewogen war; die Loskaufung des Zweiten aber gestattete er nicht, weil derselbe der Oheim der in Gewahrsam gehaltenen eigentlichen Thronerben, der Grafen de la Marche, war. Da nun Mortimer der Gemahl von Percy Heißsporn's Schwester war, so erhob sich dieser jetzt offen und entschieden gegen den König. Er und die gesammte übrige Ritterschaft von Northumberland, die sich in ihren Rechten verletzt glaubte, kündigten dem König Heinrich IV. von England auf dieselbe Weise die Fehde an, wie im elften Jahrhundert die Sachsen und Thüringer dem deutschen Kaiser Heinrich IV. abgesagt hatten (s. Th. VI. S. 265 ff.); nur erwähnten sie dabei nicht, wie diese, des Pabstes und der Pfaffen. (Sie sagten: We do mortally defy thee and thy accomplices and adherents as traitors and subverters of the commonwealth and kingdom and invaders, oppressors, usurpers of the right of the true and direct heir of

England and France, and we intend to prove it this day by force of arms with the aid of the almighty God). Auch der schottische Graf Douglas verband sich mit den Percy's. Bei Shrewsbury trafen die Ritter von Yorkshire und Schottland mit König Heinrich's Heer zusammen (21. Juli 1403), und dieser bestand dort mit ihnen einen ebenso heftigen Kampf, als der deutsche Kaiser Heinrich IV. bei Melrichstadt mit den Sachsen und Schwaben (s. Th. VI. S. 275). Der tapfere Heinrich Percy spielte in der Schlacht bei Shrewsbury gegen seinen König dieselbe Rolle, welche Otto von Nordheim gegen seinen Kaiser gespielt hatte, ward aber nicht wie dieser vom Glücke begünstigt. Jedes der beiden Heere soll vierzehntausend Mann stark gewesen sein, und bestand aus dem Kern der Ritterschaft und der Bogenschützen, welche den vorzüglichsten Theil der englischen Heere des Mittelalters ausmachten. Der Kampf war daher heiß und die Schlacht eine der merkwürdigsten im Mittelalter; der König hatte aber das Glück für sich. Heinrich Percy wurde getödtet, Douglas nebst einem Bruder des Herzogs von Northumberland und zwei anderen mächtigen Herren, Kinderton und Vernon, gefangen genommen. Douglas ward verschont, Northumberland's Bruder aber, sowie Vernon und Kinderton hingerichtet. Auch Heinrich Percy's Wittwe, Elisabeth, hielt der König seit dieser Zeit beständig in Haft, weil sie der Familie Mortimer angehörte.

Nach der Schlacht bei Shrewsbury war Heinrich bis an sein Ende unaufhörlich mit seinen Großen, mit seinen eigenen Verwandten, mit seinen Nachbarn in Schottland und Frankreich, mit seinen Unterthanen in Wales und endlich sogar mit seinem ältesten Sohne, welcher erst nach seines Vaters Tode seine großen Eigenschaften zeigte, in Zwist oder in offenem Kriege. Der Herzog von Northumberland wurde zwar nach der Niederlage seines Sohnes nicht mit der Heftigkeit verfolgt, welche dem König Heinrich IV. sonst eigen war; er mußte sich aber eine gerichtliche Untersuchung gefallen lassen, und verlor die Insel Man nebst anderen Gütern und Ländern. Da er jedoch im Besitze der Grenzhut blieb und das Geschehene nicht vergessen konnte, so fing er bald wieder neue Händel mit dem Könige an. Ehe dies geschah, machte Heinrich auch den Sohn und Erben seines Oheims, des 1402 ver-

storbenen Herzogs von York, unschädlich. Dazu war ihm Constantia, die Tochter dieses Oheims, welche mit Lord Spenser vermählt gewesen war und als Wittwe am Hofe lebte, behülflich Constantia kam auf den Einfall, die beiden jungen Grafen de la Marche, welche noch immer in Windsor gefangen gehalten wurden, zu befreien; sie wußte sich der Schlüssel zu den Zimmern derselben zu bemächtigen, und floh mit ihnen an die Grenze von Wales; der König setzte ihr aber nach, holte sie ein und brachte sie gefangen zurück. Um sich zu entschuldigen, klagte Constantia ihren Bruder Eduard an, und sagte zugleich aus, daß derselbe an mehreren geheimen Verbindungen gegen den König Theil genommen habe. Ob diese Aussage wahr oder falsch war, können wir nicht untersuchen; gewiß ist nur, daß der König so verfuhr, als wenn er sie für wahr hielte. Er zog seines Vetters Güter ein, warf ihn selbst ins Gefängniß, und hielt ihn so lange gefangen, bis er ihn nicht mehr zu fürchten hatte. Dies war im Februar und März 1405 geschehen. Schon im Juni desselben Jahres mußte Heinrich gegen den Herzog von Northumberland, den Erzbischof Scroope von York und den tapferen schottischen Grafen Douglas zu Felde ziehen. Der ganze Norden von England war im Aufstande, und Northumberland hatte die Stadt Berwick dem damaligen Regenten von Schottland, dem Herzog von Albany, eingeräumt. Heinrich erschien jedoch mit solcher Eile, daß der ganze Aufstand in wenigen Wochen gedämpft wurde. Schon vor seiner Ankunft hatte der Graf von Westmoreland den Erzbischof und seine Verbündeten durch verrätherische List zur Entlassung eines großen Theiles ihrer Leute bewogen, und dann sie selbst verhaftet. Heinrich ließ sogleich den gefangenen Erzbischof summarisch verurtheilen und grausam hinrichten und die Stadt York hart bestrafen; dann eilte er an die Grenze gegen den Grafen von Northumberland. Da er aber gerade in diesem Augenblicke erfuhr, daß die Waliser von den Franzosen zur See Unterstützung erhalten hätten, so führte er sein Heer zuerst nach Wales. Er kehrte von dort bald triumphirend nach der nördlichen Grenze des Reiches zurück, wo der Regent von Schottland bereits den Kampf aufgegeben hatte und, nachdem er die ihm von Northumberland überlassene Stadt Berwick eingeäschert hatte, in das Hochland

zurückgegangen war. Da den Schotten, was sie im siebenzehnten Jahrhundert auch an ihrem Könige Karl I. bewiesen haben, bekanntlich ebenso wie den Schweizern Alles um Geld feil ist, so versuchte Heinrich ihre Großen durch Bestechung zur Auslieferung Northumberland's und seines Genossen Lord Bardolph, welche nach Schottland geflohen waren, zu bewegen; die Letzteren erhielten aber zu rechter Zeit Kunde davon und flüchteten sich nach Wales zu Owen Glendour. Sie hatten den Schotten um so weniger trauen können, weil der Regent von Schottland Ursache hatte, den englischen König nicht zu reizen, seitdem dieser sich im März 1405 des Erben von Schottland bemächtigt hatte. Der schottische König Robert III. hatte sich nämlich schon längst auf die Insel Bute zurückgezogen, und nicht nur die Leitung der Regierung unvorsichtiger Weise seinem Bruder, dem Herzog von Albany, überlassen, sondern sogar seine Zustimmung dazu gegeben, daß sein ältester Sohn David als Staatsverbrecher behandelt wurde. Der Herzog von Albany, welcher den Kindern seines Bruders den Thron zu entziehen suchte, hatte diesen Prinzen auf die Burg Falkland bringen lassen, wo derselbe in harter Haft gehalten und durch Entziehung der Nahrungsmittel nach und nach so sehr geschwächt wurde, daß man bei seinem Tode behauptete, er sei gleich dem Könige Richard II. durch Hunger getödtet worden. Durch den Tod David's war jedoch endlich die Besorgniß des Königs Robert geweckt worden, und dieser hatte im März 1405 seinen zweiten, kaum vierzehnjährigen Sohn, Jakob I., in Begleitung zweier Herren, denen die Leitung seiner Erziehung übertragen war, nach Frankreich einschiffen lassen. Die Reise des Prinzen war in die Zeit gefallen, wo zwischen England und Schottland Waffenstillstand war, und König Robert hatte den Begleitern seines Sohnes für den Fall, daß sie an der englischen Küste landen müßten, Briefe an Heinrich IV. mitgegeben. Dieser Fall trat, wie diejenigen Schriftsteller, welchen Hume folgt, sagen, wirklich ein, weil man der Seekrankheit wegen genöthigt war, in Norfolk ans Land zu gehen; Lingard dagegen theilt aus einer besseren Quelle die Nachricht mit, daß das Schiff mit dem Prinzen von einem englischen Kaper genommen worden sei. Genug, Jakob gerieth in Heinrich's IV. Gewalt, und dieser behielt ihn bei sich zurück.

Heinrich soll seine Weigerung, dem Prinzen die Fortsetzung der Reise zu erlauben, spöttisch damit entschuldigt haben, daß er sagte, er spreche ebenso gut französisch, als sein Bruder Karl von Frankreich, und sei ebenso sehr befähigt einen König von Schottland zu erziehen, als dieser. In Wales unterstützten die Franzosen auch nachher noch mehrere Jahre lang den Aufstand durch Truppen, die sie von Zeit zu Zeit an der Küste aussetzten, bis endlich nach dem Tode des Herzogs von Orleans, welcher ein erbitterter Feind Heinrich's gewesen war und ihn sogar einmal zum Zweikampf herausgefordert hatte, der älteste Sohn des englischen Königs im Kriege gegen Owen Glendour die ersten Beweise seiner kriegerischen Anlagen ablegte, obgleich er noch immer sein lüderliches Leben fortsetzte und mit seinem Vater in Streit war. Da nun von den Franzosen nichts mehr zu hoffen war, so suchte sich der Fürst der Waliser der beiden zu ihm geflüchteten Urheber des letzten Aufstandes in Nordengland, des Lord Bardolph und des Herzogs von Northumberland, zu bedienen, um einen inneren Krieg in England zu veranlassen. Die genannten Herren mußten in die Gegenden von York zurückkehren und dort einen Aufruf erlassen. Schon hatten sie eine sehr ansehnliche Zahl von Unzufriedenen um sich gesammelt, als Heinrich mit seiner gewohnten Rührigkeit von Süden her ein bedeutendes Heer gegen sie heranführte, während zugleich Sir Thomas Rokeby, der Sheriff von Yorkshire, ihnen den Weg nach Norden verlegte (1408). Sie griffen den Letzteren an, noch ehe der König nahe gekommen war, erlitten aber eine vollständige Niederlage. Northumberland blieb in der Schlacht, und auch Bardolph erhielt eine tödtliche Wunde. Von ihren Verbündeten geriethen der Abt von Hales und der Bischof von Bangor in Gefangenschaft. Der Erstere ward sogleich aufgeknüpft, der Andere aber vorerst verschont, weil er in seinem Ornat gefangen worden war. Gleich nach dem Siege erschien der König, und es erfolgte eine Reihe von Gütereinziehungen und grausamen Hinrichtungen. Jetzt wurden auch die Waliser auf ihre Berge und Engthäler beschränkt.

3. Innere Unruhen in Frankreich unter Karl VI. bis auf die Erneuerung des Krieges mit England.

Seitdem Karl VI. von Frankreich von Zeit zu Zeit seines Verstandes nicht mächtig war, und die Stände während der Dauer dieser Anfälle die Regentschaft, welche gesetzlich dem Herzog von Orleans gebührte, dem Herzog Philipp von Burgund überließen, war das französische Reich einer traurigen Anarchie preisgegeben. Der Herzog von Orleans erließ gleich dem Herzog von Burgund Verordnungen und Bescheide, und der König bestätigte in seinen lichten Augenblicken, wie Zufall und Laune es fügten, bald die eine, bald die andere der widersprechenden Verfügungen. Im Jahre 1396, wo Karl ebenso wie 1397 längere Zwischenräume von Gesundheit hatte, ward von den ersten Herren des Reiches der Kriegszug gegen Bajesid I. unternommen, dessen unglücklicher Ausgang bereits früher (Th. VIII. S. 555 f.) berichtet worden ist. Nachher fand die ebenfalls schon erwähnte Sendung Boucicault's mit einer Flotte nach Constantinopel (s. Th. IX. S. 47), die Reise dieses Marschalls und des griechischen Kaisers Manuel Paläologus nach Paris (s. Th. IX. S. 46 f.) und Boucicault's Zug nach Genua (s. ebendas. S. 288 f.) Statt. Von 1397 bis 1402 hatte Karl wieder länger dauernde Anfälle seines Irreseins, und der Streit zwischen Orleans und Burgund ward heftiger. Zu gleicher Zeit nahm das Ärgerniß zu, welches von Seiten des Hofes gegeben ward. Die Königin Isabella war nämlich durch die Furcht vor dem Wahnsinne ihres Gemahls schon längst vom Umgange mit ihm zurückgeschreckt worden, und hatte ein Mädchen geringeren Standes, welches man die kleine Königin zu nennen pflegte, zu ihm gebracht, während sie selbst mit dem Herzoge von Orleans in verdächtiger Vertraulichkeit lebte. Der König selbst begünstigte seines Bruders Gemahlin, Valentine Visconti, so auffallend, daß sie die einzige Person war, welche während seiner Anfälle Einfluß auf ihn üben konnte. Valentine war deshalb auch von ihrem Gemahle schon einmal längere Zeit vom Hofe entfernt gehalten worden. Der Herzog von Orleans, welcher bereits das achtundzwanzigste Jahr überschritten hatte, machte, unterstützt vom Könige, von seinem Oheim Berry und sogar vom

Herzog von Bourbon, sein Recht an die Regierung mit großem Nachdruck geltend, und kränkte den Herzog von Burgund auf jede Weise. Er ließ z. B. einst, um diesen zu ärgern, einen gewissen Jean de Bar, welcher bei seinem Oheim für einen geschickten Zauberer galt (bien bon clerc, nigromancien et invocateur des diables, et en faisoit son devoir), auf offenem Markte verbrennen, weil der Teufel, den derselbe ihm zu citiren versprochen hatte, nicht erschienen wäre. Im Felde war er jedoch dem Herzog von Burgund nicht gewachsen. Er stützte sich daher auch seit 1399 blos auf des Königs Ausspruch, wenn er einen Hauptantheil an der Regierung forderte. Ganz ausgeschlossen konnte indessen der Herzog von Burgund vorerst noch nicht werden, und die Verwaltung des Reiches blieb deshalb bis gegen das Ende des Jahres 1400 zwischen beiden Männern getheilt. Doch hatte sich der Herzog von Orleans ausschließlich der Finanzen bemächtigt. Bei der Verwaltung derselben verfuhr er mit der größten Willkür, und erlaubte sich den ärgsten Misbrauch. Er ersetzte die seitherigen Generaleinnehmer der Steuern (des aides) durch Leute, welche ihm selbst blind ergeben waren, gab denselben eine ganz unbeschränkte Gewalt und Gerichtsbarkeit, und verbot jede Einwendung gegen ihr Verfahren und jede Appellation von ihren Beschlüssen, selbst die an den königlichen Rath (conseil du roi); ja, er trieb seine egoistische Benutzung der Staatseinnahmen zuletzt so weit, daß er den unglücklichen König oft am Nöthigen Mangel leiden ließ, während er selbst die Pracht seiner Hofhaltung von Tage zu Tage vergrößerte. Im Jahre 1401 benutzte er die Entfernung des Herzogs von Burgund, welcher zur Vermählung seines Sohnes in die Niederlande gereist war, um sich mit Hülfe der Königin der ganzen Regierung zu bemächtigen. Das Pariser Parlament ersuchte damals freilich den Herzog von Burgund dringend, nach Paris zu eilen, und Philipp trat auch gleich die Rückreise an; er kam jedoch zu spät und mußte, da er sich von Paris ausgeschlossen sah, in Senlis wieder umkehren. Jetzt schien der Ausbruch eines inneren Krieges unvermeidlich. Schon zog der Herzog von Geldern, welchen Ludwig von Orleans zu Hülfe gerufen hatte, heran, und auch Philipp von Burgund sammelte bereits ein Heer, welches der kriegerische Bischof von Lüttich, Johann der Unbarmherzige,

ein baierischer Prinz, mit seinen Schaaren verstärkte, als es der Königin und den Herzögen von Berry und Bourbon gelang, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Gleich nachher schien es, als wenn der Herzog von Orleans ganz von der Regierung verdrängt werden würde. Er trieb nämlich damals seine Ausschweifungen, welche leider ganz genau aufgezeichnet sind, seine Schamlosigkeit und seine Verschwendung so weit, daß der König in einem lichten Augenblicke dahin gebracht ward, dem Herzog von Burgund aufs neue den Vorsitz im Regentschaftsrathe zuzuerkennen, im Fall er selbst wieder in seine Krankheit zurücksänke. Die Königin wußte aber der Ausführung dieser Anordnung vorzubeugen. Sie ließ sich von ihrem blödsinnigen Gemahle die Vormundschaft über ihre beiden Söhne zusichern, und verschaffte sich so einen überwiegenden Einfluß, den sie dann mit Orleans theilte.

Im Jahre 1404 starb der Herzog Philipp von Burgund. Er war ebenso wie sein Nebenbuhler ein arger Verschwender gewesen, und hatte, obgleich er über Länder herrschte, welche damals nächst Italien die reichsten in Europa waren, durch eine unbegrenzte Freigebigkeit und Gastfreundschaft, sowie durch ritterlich fürstlichen Pomp seine Finanzen so sehr zerrüttet, daß seine Wittwe auf seinen Nachlaß Verzicht leistete, um nicht seine Schulden bezahlen zu müssen. Erbe des Herzogthums Burgund und der anderen Besitzungen Philipp's in Frankreich war sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene; doch erhielt dessen jüngerer Bruder Philipp Nevers und Rethel. Die Wittwe des verstorbenen Herzogs, Margaretha, war die Erbtocher des Grafen Ludwig III. von Flandern; als sie daher schon ein Jahr nach ihrem Gemahle starb, ward Johann der Unerschrockene als Erbe seiner Mutter auch Herr der Franche Comté, sowie Graf von Flandern, Artois, Antwerpen und Mecheln. Sein älterer Bruder, Anton, erhielt zwar anfangs Brabant und Antwerpen; das Letztere fiel aber nachher bei Anton's Tod an Burgund zurück. Johann's Sohn und Nachfolger erlangte außerdem noch durch Anton's Wittwe den Besitz von Luxemburg, sowie durch dessen Sohn Philipp Brabant und Limburg, so daß derselbe einer der mächtigsten Fürsten von Europa ward. Johann der Unerschrockene trat gegen den Herzog von Orleans viel kühner auf, als sein Vater; denn ihm mangelten alle guten Eigenschaften

seines Vaters. Er war rachsüchtig, unternehmend und jähzornig und wagte, obgleich er über die ganz bigotten Niederländer herrschte, ebenso wie die italiänischen Tyrannen, dem hergebrachten Glauben und der Moral öffentlich Hohn zu sprechen. Schon im Todesjahre seines Vaters zog er das Schwert gegen den Generalstatthalter des französischen Reiches, den Herzog von Orleans, welcher ebenfalls in Verbindung mit der Königin aller Scham entsagt hatte, täglich Lustbarkeiten, Feste und Aufzüge hielt, und dagegen den König nebst den Prinzen darben ließ. Als Johann der Unerschrockene mit seinen Schaaren gegen Paris heranrückte, floh der Herzog von Orleans nach Melün, und die Königin verließ ohne Scheu ihren Gemahl, um ihrem Schwager zu folgen. Den Dauphin sollte der Bruder der Königin, Herzog Ludwig von Baiern, entführen. Dies ward aber durch Johann den Unerschrockenen verhindert, welcher auf die Nachricht von der Flucht der Königin herbeieilte, den Prinzen der Gewalt seines Oheims entriß und nach Paris führte, wo der König von Navarra, die Herzöge von Berry und von Bourbon, der Graf de la Marche und andere Großen des Reiches ihn als einen Geretteten empfingen. Der Streit der beiden ersten Pairs des Reiches war um so anstößiger, als der Dauphin mit des Herzogs von Burgund Tochter, Margaretha, und der älteste Sohn des Letzteren, Philipp der Gute, mit der Tochter des Königs verlobt war. Wie sehr damals alle Ordnung und Zucht untergegangen war, sehen wir aus den vielen Anekdoten, welche Froissart seiner Chronik einverleibt hat. Froissart erzählt z. B., daß einst der Herr von Sérisy eine feierliche Procession der Universität gröblich insultiren und, als die Studirenden nach Steinen griffen, sie durch eine Horde Edelknaben arg mishandeln ließ, daß aber nachher der Herzog von Orleans, der es nicht mit der Universität verderben wollte, eben so harte Justiz übte, indem er Sérisy aus der Stadt treiben und seinen Palast schleifen ließ. Ein ander Mal brachen die Leute des Herzogs von Berry bei Nacht räuberisch in den Palast des Bischofs von Puy ein, und nahmen alles, was sie fanden, mit sich (genannt werden: une bible, un bréviaire, une ceinture et autres chosettes et une fillette, que l'on disoit que le dit évêque avoit ou ses gens). Als die Frevler auf Befehl des Parlaments in Ver-

haft genommen wurden, drohte der Herzog von Berry, sich dafür an die einzelnen Parlamentsräthe zu halten, und das ganze Parlament mußte sich zu ihm begeben, um zu erlangen, daß diese Sache gerichtlich untersucht werden durfte, oder mit anderen Worten das Parlament mußte die Erlaubniß seine Pflicht zu thun als Gnade erbetteln (la cour arrêta, qu'elle iroit trouver les seigneurs, pour les aviser sur ce, afin qu'ils n'empêchassent point justice). Einst wurden, wie Froissart ferner berichtet, von der Regentschaft gewisse Summen unter der ausdrücklichen Bedingung erhoben, daß das Geld in einem bestimmten Thurm verwahrt und nur auf Anweisung des Schatzraths zu Zahlungen verwendet werden sollte; der Herzog von Orleans kümmerte sich aber um die öffentliche Meinung so wenig, daß er bewaffnete Mannschaft in den Thurm schickte und das Geld mit Gewalt holen ließ. Wie die brutalen Hofleute und Diener dieses Herzogs mit dem Elende des Volkes förmlich ihren Spott trieben, zeigt eine andere Anekdote Froissart's. Der Herzog, welcher eben so abergläubisch frömmelnd und wegen der Hölle besorgt, als ausschweifend und frevelnd war, hatte einmal einen Todesschrecken gehabt und in der Angst seine Gläubiger zusammenrufen lassen, wie wenn er sie befriedigen wollte. Als nun achthundert derselben in seinem Palast erschienen waren, hatten seine Hofbedienten die Unverschämtheit, sie mit den Worten abzuweisen: der gnädige Herr thue ihnen ja dadurch eine Ehre an, daß er ihr Schuldner sei und sich herablasse, zuweilen an sie zu denken. Bei einem solchen Zustande der Sitten und der öffentlichen Ordnung war es kein Wunder, daß das Parlament, als der Herzog von Orleans sich über die gewaltsame Zurückführung des Dauphin nach Paris beschwerte, zwar die Klage ins Protokoll setzte, aber am Schlusse die trostlose Bemerkung hinzufügte, nur von Gott allein sei Hülfe für Frankreich zu hoffen (qu'il en adviendra, dieu y pourvoie; car en lui doit espérance et fiance, non dans les princes et les enfans des hommes, dont on ne doit attendre de salut). Paris erhielt bald das Ansehen eines Kriegslagers; denn die Anhänger der beiden Herzöge sammelten sich in den verschiedenen Straßen und festen Gebäuden, und Johann der Unerschrockene, welcher seinen Palast von Artois befestigt hatte, rief den Bischof von Lüttich, der, weil er sein Bisthum

weltlich verwalten wollte, nie die Priesterweihen genommen hatte, stets an der Spitze von Söldnerschaaren umherzog und sich eine Ehre daraus machte, der unbarmherzige Johann zu heißen, mit seinen Reisigen in die Stadt. Auch der Herzog von Orleans, welcher die Ritterschaft des Südens und Westens an sich zu ziehen gesucht hatte, sammelte ein Heer um Melün. Man erwartete daher jeden Augenblick eine entscheidende Schlacht in der Nähe der Hauptstadt, zumal da auch die Vermittelung, welche der König in seinen lichten Augenblicken versuchte, anfangs keinen Erfolg hatte. Endlich gelang es zwar, eine neue scheinbare Aussöhnung zu Stande zu bringen; es dauerte aber noch zwei Monate, bis die Ruhe völlig wiederhergestellt werden konnte. Beide Herzöge entließen ihre Truppen, Johann der Unerschrockene erhielt einen Antheil an der Generalstatthalterschaft des Reiches, und im Oktober (1405) kehrten der Herzog von Orleans und die Königin in die Stadt zurück. Die Letztere hielt einen Einzug, der an Pracht und Kostbarkeit seines Gleichen nicht hatte, während der König, welcher Anfälle von Tobwuth hatte, ganz seinem Schicksale überlassen war und sich in einem so schauderhaften Zustande befand, daß unsere Feder das Einzelne nicht zu schildern wagt. Isabella war bei ihrem Einzuge königlich geschmückt, und auch ihre Hofdamen und Hoffräulein, welche in großer Zahl folgten, erschienen in der glänzendsten Pracht. Sie selbst saß in einer offenen Sänfte, und hatte die Herzöge von Orleans und Burgund zu ihren beiden Seiten, sowie Prinzen und Herren im Gefolge, deren Anzug und Reitzeug von Gold, Silber und Edelsteinen strotzten; sogar der Hufbeschlag der Pferde war von Silber.

Die Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen hatten unterdessen längst wieder begonnen, da Heinrich IV. zwar endlich die französische Prinzessin, welche dem König Richard II. angetraut gewesen, deren Ehe aber nie vollzogen worden war, zurückgeschickt, die Ausstattung aber nicht herausgegeben hatte. Die drei Hauptunternehmungen, welche die Franzosen in diesem Kriege machten, nämlich des Herzogs von Orleans Züge nach Guyenne und nach Wales und des Herzogs von Burgund Belagerung von Calais, mislangen gänzlich; sie bewirkten aber doch wenigstens, daß die unter sich entzweiten beiden Herzöge, welche die Verwalt-

ung des Reiches leitelen, während des Jahres 1406 scheinbar in freundschaftlichem Verhältnisse beharrten. Dagegen ward im Jahre 1407 der Zwist zwischen ihnen ärger, als er je zuvor gewesen war. Die aus England zurückgeschickte Tochter des Königs wurde mit Karl, dem ältesten Sohne des Herzogs von Orleans, vermählt, und ein anderer Sohn des Letzteren erhielt die Provinz Guyenne, obgleich der Dauphin schon seit langer Zeit den Titel eines Herzogs von Guyenne geführt hatte. Dieses und vieles Andere erbitterte den Herzog von Burgund, am meisten aber die Unverschämtheit und Leichtfertigkeit des Herzogs von Orleans, welcher damit prahlte, daß unter den vielen Schönen, deren Tugend er zum Fall gebracht habe, auch die sittsame und keusche Herzogin von Burgund sei. Johann der Unerschrockene ließ sich dadurch zuletzt bewegen, sogar einen Mordanschlag auf den Herzog von Orleans zu machen. Dieser pflegte die Königin, als sie niedergekommen war, oft Abends zu besuchen; Johann versteckte daher in der Nacht vom 23. auf den 24. November 1407 dreizehn entschlossene Leute, die er zum Morde gedungen hatte, in einem von ihm gemietheten Hause, und ließ durch einen Kammerdiener des Königs, den er in das Complot gezogen hatte, den Herzog bei der Königin abrufen (Monseigneur, sagte dieser, le roi vous mande, que sans délai vous veniez devers lui et qu'il a à parler à vous hastivement et pour chose qui grandement touche à lui et à vous). Der Herzog eilte mit geringer Begleitung durch die dunkeln, nur von seinen vier Fackelträgern erleuchteten Straßen, und ward von den dreizehn auf ihn lauernden Mördern grausam erschlagen. Der Herzog von Burgund leugnete zwar anfangs allen Antheil an dem Morde und wohnte sogar dem Leichenzuge als Leidtragender bei, hielt aber nichts destoweniger einige der Mörder in seinem Palaste versteckt. Der Pariser Kriminalrichter (prévôt de Paris) erhielt jedoch von dem letzteren Umstande Kenntniß, und bat den königlichen Rath um die Erlaubniß, die Wohnungen aller Prinzen durchsuchen zu dürfen. Um dies zu verhüten, gestand endlich Johann dem Herzoge von Berry sein Verbrechen ein, indem er dasselbe dem Teufel Schuld gab (que le diable l'avoit tenté et surpris), was der Herzog von Berry mit dem Ausruf anhörte: er habe also in Einer Nacht zwei Neffen verloren. Ungeachtet dieses

Geständnisses wollte Johann am anderen Tage der Rathsversammlung beiwohnen, in welcher über den Antrag des Kriminalrichters berathschlagt werden sollte; der Herzog von Berry wehrte ihm aber den Eintritt. Der Herzog von Bourbon drang nachher sogar auf Johann's Verhaftung; dieser hatte sich aber bereits durch eine schnelle Flucht gerettet und war glücklich in seinem eigenen Gebiete angelangt. Das Pariser Volk war über die Ermordung seines seitherigen Tyrannen sehr erfreut und gab dies laut zu erkennen; es ahnte aber die lange Reihe von Übeln nicht, welche die ruchlose That Johann's über Frankreich bringen würde. Valentine, die Wittwe des Herzogs von Orleans, rief gleich nach der Ermordung ihres Gemahles den König, welcher gerade auf eine kurze Zeit seines Verstandes mächtig war, um die Bestrafung des Mörders an, und der König sagte diese zu, ohne sich zu fragen, ob er auch im Stande sei sein Versprechen zu halten. Johann ward vorgeladen; man gestattete ihm aber eine öffentliche Vertheidigung, und er erschien im Vertrauen auf die Gunst des Pariser Volkes, umgeben von tausend Gewaffneten, nicht um sich als Verbrecher richten zu lassen, sondern um vor dem Könige, an dessen Stelle der Dauphin zu Gericht saß, den Mord zu rechtfertigen. Ein Franziskaner, Jean Petit, hatte die Unverschämtheit, am 8. März 1408 vor dem königlichen Rath und nachher noch einmal vor dem Volke die Ermordung des Herzogs von Orleans damit zu entschuldigen, daß derselbe ein Tyrann gewesen, und daß Tyrannen-Mord nicht allein kein Verbrechen, sondern vielmehr ein ausgezeichnetes Verdienst sei. Dieser gottlose und gefährliche Satz ward nachher von den beiden Bettelorden mit allen Gründen der scholastischen Philosophie und Theologie gepredigt und nach dem Tode Jean Petit's von den Geistlichen und Bischöfen in Burgund, besonders vom Bischofe von Arras, zu einem burgundischen Dogma gemacht. Die Universität Paris dagegen, namentlich ihr gelehrter und weltberühmter Kanzler Johann Gerson, verurtheilte neun Sätze über den Tyrannen-Mord, welche Jean Petit gelehrt haben sollte, als ketzerisch und seelenverderblich. Dies veranlaßte zu derselben Zeit, als zwischen den Anhängern der beiden Häuser Orleans und Burgund ein Bürgerkrieg entstand, einen heftigen Schulstreit zwischen den burgundischen und französischen Geistlichen. Von den

Letzteren waren dabei viele und sogar solche, welche der Pariser Universität angehörten, dem Kanzler Gerson entgegen, und hingen, selbst als der König über die Lehre der Bettelmönche Beschwerde führte, mehr diesen, als jenem an, indem sie behaupteten, Jean Petit habe die ihm vorgeworfenen neun Sätze gar nicht aufgestellt. Der Streit über Jean Petit und über die Lehre von Tyrannen-Mord oder mit anderen Worten über die nämliche Casuistik, welche im sechzehnten Jahrhundert von den Jesuiten erneuert, sowie leider! auch von Calvin's Freund, Theodor Beza, nicht ganz verworfen ward, entzweite nachher sogar die Väter des Constanzer Conciliums einige Jahre lang. Obgleich nämlich endlich der französische König und von ihm angetrieben auch Kaiser Siegmund auf der Verdammung der burgundischen Lehre hartnäckig bestanden, so ward diese Lehre doch von den Kardinälen des Conciliums gebilligt und die Pariser Universität nebst ihrem Kanzler wegen der Verurtheilung jener Sätze getadelt. Man machte aber hierauf gegen die Unparteilichkeit der Kardinäle den Umstand geltend, daß dieselben des Herzogs von Burgund, welcher mächtiger war, als Kaiser Siegmund und König Karl VI., bedurften, und sie wurden genöthigt, ihren Ausspruch zurückzunehmen; doch ließ sich das Concilium zu keinem eigentlichen Beschluß bringen, und Johann Gerson machte deshalb sehr bittere Bemerkungen über die Gerechtigkeit des Pabstes und der versammelten Väter, weil sie in der hussitischen und der burgundischen Sache ganz widersprechend verfahren wären. Kurz vor der Wahl des Pabstes Martin V. ward das Constanzer Concilium durch die von den beiden Bettelorden rhetorisch-sophistisch vertheidigte Lehre vom Tyrannen-Mord noch einmal in Verlegenheit gebracht. Ein Dominikaner in Polen stellte nämlich zu Gunsten des deutschen Ordens und zum Verderben des polnischen Königs Ladislaus Jagello ähnliche Behauptungen wie Jean Petit auf und wurde dafür vor das Gericht des Conciliums gezogen. Dieser Dominikaner war Johann von Falkenberg, welcher in einer als Sendschreiben an alle Fürsten und an die gesammte Christenheit überhaupt gerichteten Schrift den polnischen König und seine ganze Nation mit den schwärzesten Farben gemalt, und es als das größte Verdienst angepriesen hatte, wenn sich die Christenheit zur Ausrottung jenes Königs und seines Volkes verbände. Es sei,

hieß es in dieser Schrift, ebenso verdienstlich, die Polen und ihren König zu tödten, als wenn man gegen die Heiden und Ungläubigen zu Felde ziehe, und Alle, welche sich des ketzerischen Königs und der Polen annähmen, würden sich der ewigen Verdammniß schuldig machen. Über diese Lehre ward der Erzbischof von Gnesen, welcher Falkenberg's Schrift in Paris fand, ebenso sehr erbittert, als früher der Kanzler Gerson über Jean Petit's Sätze. Er ließ deshalb, als er nach Constanz gekommen war, den Falkenberg verhaften, und klagte ihn vor dem Glaubens-Ausschuß oder der sogenannten Congregation des Concils an. Die Congregation erklärte Falkenberg's Schrift für aufrührerisch, gottlos, ketzerisch, beleidigend und den guten Sitten wie dem Glauben verderblich, und im Juni 1417 sprachen auch die Kardinäle und die Abgeordneten der Nationen das Urtheil, daß jene Schrift verbrannt und ihr Verfasser auf Lebenslang gefangen gehalten werden solle. Allein dieser Beschluß ward in keiner öffentlichen Sitzung des Conciliums bestätigt, und Pabst Martin versprach sogar eine Revision des Falkenberg'schen Processes, weil Beide, das Concilium und der Pabst, ebensowenig geneigt waren, den deutschen Orden zu kränken, als sie vorher den Herzog von Burgund und seine Advokaten hatten verurtheilen wollen. Die Polen appellirten daher auch am 19. Februar 1418 an ein künftiges Concilium.

In Frankreich hatten sich nach der von Jean Petit am 8. März 1408 gehaltenen unverschämten und schimpfenden Rede die Königin und die Prinzen aus Paris entfernt, und der unglückliche König hatte hierauf dem Herzog von Burgund ein Abolitions-Decret ertheilt, oder mit anderen Worten ihn von aller gerichtlichen Verantwortlichkeit freigesprochen. Dies wurde wieder zurückgenommen, als der Herzog sich auf einige Zeit nach den Niederlanden begeben mußte; es hatte aber die Folge, daß die Pariser sich für ihn erklärten, daß Johann bei seiner Rückkehr sich der Hauptstadt und der Regierung bemächtigte, und daß König und Königin nach Tours flohen. Am Ende des Jahres starb die Wittwe des Herzogs von Orleans, und nun kam nicht nur eine Aussöhnung mit dem erst sechzehn Jahre alten Sohne derselben zu Stande, sondern Johann erhielt auch einen neuen Abolitions-Brief. Der Hof kehrte hierauf (März 1409) nach Paris zurück. Schon im Anfange des fol-

genden Jahres jedoch riß der Herzog von Burgund wieder eine Art von vormundschaftlicher Aufsicht über den Dauphin und den Hauptantheil an der Regierung an sich, und machte von seiner Stellung, sowie von der Übermacht, welche ihm der Besitz von Flandern und ein enges Bündniß mit Brabant und Lüttich verschaffte, einen solchen Misbrauch, daß sich endlich alle Prinzen von Geblüt förmlich gegen ihn verbanden. Diese Partei erhielt damals in dem Grafen Bernard von Armagnac einen entschlossenen Führer, der ihr bis dahin gefehlt hatte; denn der junge Herzog ward mit Bernard's Tochter Bonne vermählt. Die Orleanisten trugen seit dem auch den Namen Armagnac's, weil ihr neuer Führer, welcher seinen Stammbaum bis über die Karolinger hinaus zurückleitete, ausgedehnte Besitzungen hatte, viele feste Burgen besaß und alle Abenteurer des Südens um sich vereinigte. Beide Parteien nahmen unterscheidende äußere Kennzeichen an, welche ebenso in Kreuzen und Schärpen bestanden, wie man in unseren Tagen Farben und Kokarden hat: die Armagnac's trugen weiße Schärpen mit geradem Kreuze in rechten Winkeln, die Burgunder (Bourgignons) rothe Schärpen mit einem schrägen Andreas-Kreuz. Ganz Frankreich schien jetzt in zwei Theile zerrissen zu sein. Jeder der Prinzen und Herzöge, besonders die Herzöge von Berry und Bretagne, hielten eigene Heere oder Banden, beide Parteien machten die Straßen unsicher und die Rechtsverwaltung unmöglich, und weder der König in seinen lichten Augenblicken, noch der Dauphin, dem man die Regentschaft für einige Zeit übertragen hatte, konnten der Anarchie und Demagogie steuern. Wie traurig es mit dem Zustande des Reiches aussah, bezeugt das Parlament in seinen Registern; denn in diesen heißt es unter Andern: Des grands périls sont de présent par toutes les marches de ce royaume, dont l'on n'ose venir à Paris tant pour gens d'armes proprement appelés pillards et larrons que pour brigands et compagnies, qui se sont mis sus pour rencontrer et piller les dits larrons. Bei den Raubschaaren des Grafen von Armagnac zeichnete sich besonders Montagü, Erzbischof von Sens, durch Wildheit aus (au lieu de mitre il portait un bacinet, pour dalmatique un haubargeon, pour chasuble une pièce d'acier, et au lieu de crosse il portait une hache). Die Stadt Paris war während

des Jahres 1411 mehrere Male im Belagerungszustande, welcher darin bestand, daß die damals noch sehr engen Gassen mit Ketten gesperrt wurden. Endlich übertrug die Bürgerschaft, ohne den König zu fragen, im Vertrauen auf Burgund den Oberbefehl in der Stadt dem Grafen von St. Paul, welcher dem Herzoge von Burgund ganz ergeben war. Dieser errichtete eine förmliche Revolutions-Armee von fünfhundert Metzgerknechten und anderen handfesten Gesellen solcher Handwerke, welche große Körperstärke erfordern; er nannte dieselbe aber nicht revolutionäre oder republikanische, sondern königliche Kriegsmacht (milice royale). Anführer waren die privilegirten Unternehmer der Schlächterei, welche damals die furchtbarste Zunft bildeten. Diese Leute wütheten gegen jeden, den sie für gut fanden einen Armagnac zu nennen, ebenso, wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegen jeden gewüthet ward, den man als einen Aristokraten bezeichnete. Während es so in Paris herging, verübten die leibeigenen Bauern alle Greuel eines Bauern- oder Sklavenkriegs; der König hatte ihnen erlaubt, sich zur Abwehr des ritterlichen Räubervolkes zu bewaffnen, und sie ließen nun ihre ganze Wuth an den Rittern und dem Adel aus. Während die Metzger Paris für den Herzog von Burgund behaupteten, erließ der Dauphin im Namen des Königs einen Aufruf an das ganze Land, daß man dem Herzoge ebenso gehorchen solle, als wenn der König selbst gegenwärtig wäre. Endlich bot Johann der Unerschrockene, um die Partei der Orleanisten ganz zu unterdrücken, den Bann und Hinterbann von Flandern und anderen Ländern auf, und zog mit einem unzählbaren, aus den Bürgerschaften und Arbeitern der großen Städte bestehenden Heere durch Artois und durch die Picardie gegen Paris heran; er fand sich aber plötzlich mit seiner Ritterschaft ganz allein, weil die Dienstzeit der Bürger abgelaufen war und deshalb über fünfzigtausend Mann, welche nur des Plünderns wegen mitgegangen waren, sein Heer verließen. Er fühlte sich jetzt dem orleanistischen Heere, welches aus zwölftausend zum Kriegsdienst gedungenen und in demselben geübten Leuten bestand, nicht mehr gewachsen, und kehrte deshalb in sein Land zurück. Dadurch gerieth die Hauptstadt und die Königin Isabella, welche im Louvre gefangen gehalten wurde, in eine schreckliche Lage; denn während innerhalb der Mauern

die revolutionären Handwerksgesellen auf eine furchtbar rohe Weise wütheten, drohten von außen die wilden Söldlinge des Grafen Armagnac, welche alsbald St. Denis und sogar St. Cloud besetzten. Der Herzog von Burgund verschaffte sich jedoch eine aus sechstausend Bogenschützen unter dem Grafen von Arundel bestehende Hülfsschaar, vereinigte dieselbe mit seinen Rittern und drang dann (Oktober 1411) in Paris ein, wo er vom kranken Könige, wie vom revolutionären Volke mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Im November entriß er auch St. Cloud und St. Denis den Armagnac's wieder. Diese verzagten jetzt, und knüpften eine Unterhandlung mit König Heinrich IV. von England an, um dem Herzoge von Burgund die Hülfe desselben zu entziehen und es dahin zu bringen, daß die furchtbaren englischen und walisischen Schützen ihnen zu Hülfe geschickt würden. Zu diesem Zwecke schlossen die Herzöge von Berry, Orleans und Bourbon und der Graf von Armagnac, der sich, weil er auf Souveränität Anspruch machte, einen Grafen von Gottes Gnaden nannte, am 18. Mai 1412 zu Bourges den schimpflichsten Vertrag mit England, welcher jemals von französischen Prinzen oder Pairs geschlossen worden ist. Sie versprachen nämlich, mit ihrer ganzen Macht dem englischen Könige zur Wiedererlangung aller der festen Plätze in Guyenne, welche England seit dem Frieden von Bretigny verloren hatte, behülflich zu sein und ihm als ihrem Oberherrn Einlaß in jede der fünfzehnhundert Burgen zu gestatten, welche sie in jener Provinz besaßen. Ferner erkannte sich der Herzog von Orleans für die Länder Angouleme und Perigord, sowie der Herzog von Berry für die Grafschaft Poitou, welche nach seinem Tode an Heinrich IV. oder seine Erben zurückfallen solle, als Vasall des englischen Königs. Beide Prinzen von Geblüt werden im Vertrage ausdrücklich Vasallen England's genannt, während dem Grafen von Armagnac diese Demüthigung nicht widerfuhr, obgleich auch er für vier Castellaneien huldigte. Heinrich IV. rief gleich nach der Abschließung jenes Vertrages seine Schützen vom burgundischen Heere zurück; noch ehe dieselben aber den Armagnac's zugeführt werden konnten, war der Vertrag zur Kenntniß des Herzogs von Burgund gekommen, und dieser hatte ihn bekannt gemacht, worauf sowohl der König und der Dauphin, als die ganze Nation so sehr gegen die

Landesverräther erbittert wurden (qui avoient juré la déstruction du roi, du dauphin, du royaume, de France et de la bonne ville de Paris), daß selbst der Bruder der Königin, Herzog Ludwig von Baiern, als ein Freund der treulosen Prinzen die Stadt Paris verlassen mußte. Der König selbst stellte sich mit der Reichsfahne (oriflamme) an die Spitze des Aufgebotes, und zog gegen die mit England verbündeten Reichsfeinde nach Berry. Hier belagerte er die Stadt Bourges (Juni 1412), hatte aber mit seiner der Beschreibung nach sehr wenig brauchbaren Artillerie noch nicht viel ausgerichtet, als er in der Mitte Juli die Nachricht von der Landung englischer Truppen erhielt. Dies brachte dann die Unterhandlungen, welche wegen des Friedens bereits eingeleitet waren, zum Ziele. Bei Gelegenheit derselben trat der Dauphin zum ersten Male entschieden auf; denn er bewog seinen Schwiegervater, Johann den Unerschrockenen, die Beschießung der Stadt einzustellen und wegen eines Friedens mit dem Herzoge von Berry persönlich zu verhandeln. Die Zusammenkunft beider Herzöge fand unter ganz ungewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln auf freiem Felde Statt, und hatte die Wiederherstellung des Friedens zur Folge. Was bei Bourges verabredet worden war, ward nachher zu Aurerre, wohin alle Prinzen und Großen sich begaben, förmlich abgeschlossen. Die englischen Hülfstruppen, welche die Normandie, Anjou, Maine, das Gebiet von Orleans und das von Blois raubend und verwüstend durchzogen hatten, wurden mit zweimalhundert und zwanzigtausend Schildthalern abgekauft, welche zur Hälfte vom Könige und zur Hälfte vom Herzoge von Orleans gezahlt werden sollten. Was man übrigens dem Herzoge von Burgund, also dem reichsten und mächtigsten Fürsten diesseit der Alpen, zutrauen durfte, geht aus dem Umstande hervor, daß die Chroniken jener Zeit fast einstimmig berichten, er habe in einer geheimen Berathung mit seinen beiden Vertrauten, des Essarts und Jacqueville, den Gedanken ausgesprochen, die Zusammenkunft in Aurerre zur Ermordung der Herzöge von Berry, Bourbon und Orleans zu benutzen, und dies sei nur deshalb nicht geschehen, weil die beiden Vertrauten Johann's vor einer solchen That zurückgeschaudert wären und davon abgerathen hätten.

Das gute Einverständniß zwischen den Prinzen und Herren

konnte um so weniger von Dauer sein, als einerseits der Herzog von Burgund eine Anzahl heftiger Pariser Demagogen in seinem Solde hatte, und andererseits der Herzog von Orleans mit seinem Anhang den Plan entwarf, den Dauphin, welcher damals die Reichsangelegenheiten leitete und in Paris ganz unter den Befehlen des Herzogs von Burgund stand, aus der Hauptstadt zu entführen. Diese Absicht der Orleanisten war dem Herzoge von Burgund kaum zu Gehör gekommen, als er seine furchtbaren Demagogen, den Wundarzt Johann vom Troyes, den Unternehmer des von der Metzgerei getrennten Abhäutens der Schlachtthiere (écorcheur), Caboche, und die Häupter der Metzgerinnung, St. You, Goix und Thibert, in Bewegung setzte. Man organisirte förmlich einen Aufstand des Pöbels, mishandelte Alle, welche zur Hofhaltung des Königs oder des Dauphins gehörten, plünderte die Häuser, machte einen Sturm auf die Bastille, der jedoch keinen Erfolg hatte, und zwang, nachdem Johann von Troyes an der Spitze des wüthenden Pöbels in das Zimmer des Dauphin eingedrungen war, demselben das neu erfundene Abzeichen der burgundischen Partei auf (29. April 1413). Dieses Zeichen der sogenannten Cabochiens war gleich dem der Jakobiner, welches am 20. Juni 1792 dem Könige Ludwig XVI. in ähnlicher Weise aufgedrungen ward, eine Mütze (chaperon); nur war das Erstere von weißer, das Zweite von rother Farbe. Als man dem Dauphin die Mütze aufgesetzt hatte, ergriff der schon seit längerer Zeit für eine Reform arbeitende Karmeliter-Mönch Eustachius von Pavilly im Namen der Aufrührer das Wort, und sagte dem Prinzen: seines Vaters Krankheit sei eine Strafe für die Sünden desselben und eine Folge seiner Ausschweifungen, ihm selbst aber werde es, wenn er nicht auf die Volksstimme höre, ebenso gehen, wie es dem Herzoge von Orleans gegangen sei. Die Herrschaft des Pariser Pöbels und seiner rohen, wilden Führer, die Verhaftungen und Gewaltthätigkeiten gegen Herren und Damen des Hofes dauerten auch dann noch fort, als der König am 25. Mai eine reformatorische Ordonnanz in zweihundert fünfunddreißig Artikeln erlassen hatte, welche freilich nie ausgeführt wurde. Die Sache ward zuletzt so gefährlich und mörderisch, daß es dem Herzoge von Burgund erging, wie es den Anstiftern der Anarchie zu ergehen pflegt. Er erschrack vor seinem

eigenen Werk, schämte sich seitdem der Gemeinschaft mit den Häuptern des Aufstandes, und war froh, als er eine Gelegenheit fand, seinen Sohn, den Herzog von Charolais, unter schicklichem Vorwand aus Paris zu entfernen. Auch die Bürgerschaft von Paris sah sich nach Mitteln um, von dem Drucke und der Peinigung der Demagogen erlöst zu werden, und trat mit den Anhängern des Hauses Orleans, sowie mit den Herren, welche die Pariser Demokratie nicht dulden wollten und zur Befreiung des Königs und des Dauphin bereits eine Heeresmacht gesammelt hatten, in Verbindung. Zu Pontoise hielten die mit Orleans verbündeten Herren eine Conferenz, welcher auch die Herzöge von Berry und Burgund und acht Abgeordnete der Pariser Bürgerschaft beiwohnten, und hier ward dann die Abschaffung des bisherigen tumultuarischen Zustandes und die Wiederherstellung der Reichsverwaltung durch den Dauphin verabredet. Der in dieser Beziehung geschlossene Vertrag wurde am 2. August auf dem Pariser Stadthause vorgelesen, und der Dauphin führte gleich darauf mit einem Heere, zu welchem nicht blos der bessere Theil der Pariser Bürgerschaft, sondern auch der Herzog von Burgund Leute gestellt hatte, Alles zur gesetzlichen Ordnung zurück. Ruhe und Frieden konnten jedoch, wie der naive Peter de Fenin in seinem Tagebuche richtig bemerkt, unmöglich lange aufrecht erhalten werden, weil auf der einen Seite die Armagnac's nach Paris zurückkehrten und auf der anderen der Herzog von Burgund mit den Demagogen in steter Verbindung blieb. (Après que la paix eut esté confirmée à Auxerre, comme il vient d'estre dit, il se passa environ deux ans que la chose s'entretint de la sorte pacifiquement; lors ne parloit on d'aucune guerre; mais par envie, que chacun avoit de gouverner le royaume, la chose se remit dedans le trouble plus fort qu'auparavant). Die Armagnac's, mit welchen die Königin innig verbunden war, bestanden auf einer vollständigen Unterdrückung der Partei des Herzogs Johann von Burgund; dieser aber hatte sich von Paris nach Flandern und Brabant begeben, um ein Heer zu rüsten, und erschien nicht, als man den Proceß wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans erneute und ihn vorlud. Nun brach der Streit von neuem los. Auf Befehl der Königin wurden vier der angesehensten Freunde des Herzogs von Burgund

verhaftet, man rüstete sich von beiden Seiten aufs neue zum Krieg, und Johann machte den Versuch, den König in Paris zu überfallen. Dieser Versuch schlug jedoch fehl, und Johann ward wegen desselben am 17. Februar 1414 für einen Hochverräther und Mörder erklärt. (Das Journal von Paris sagt: Le 17 février fut crié le duc de Bourgogne à trompettes parmi les carrefours de Paris et banni comme faux, traitre, meurtrier, lui et tous les siens et abandonnés corps et biens sans pitié et sans mercy). Jetzt ward auch die Rede des Franziskaners Jean Petit über den Tyrannen-Mord von sechzehn Doctoren der Theologie geprüft und wegen der in ihr enthaltenen gottlosen Sätze eine Klage beim Glaubensgerichte angestellt. Johann's Feinde suchten ihn auch in diesen Proceß zu verwickeln, indem sie, ehe der Erzbischof ein Verdammungsurtheil über Jean Petit's Rede aussprach, bei ihm anfragen ließen, ob er die Gründe seines Vertheidigers billige; der Herzog zog sich aber dadurch aus der Sache, daß er ausweichend erwiderte: er billige die Rede, soweit die in ihr enthaltenen Gründe haltbar seien. Während hierauf der Herzog von Burgund seine Städte befestigte und ein Heer rüstete, hielten die Königin, die Prinzen von Geblüt, die geistlichen und weltlichen Herren und die Leute des königlichen Rathes unter dem Vorsitze des Dauphin eine allgemeine Versammlung, in welcher gegen Johann ein Kriegszug unter des Königs Anführung beschlossen ward (jusqu'à ce que lui et ses partisans fussent du tout détruits et deshérités ou au moins humiliés). Die Versammlung erlaubte sich zugleich ohne Berufung der Stände ganz drückende Steuern für diesen Zug auszuschreiben und den Steuerpflichtigen wie den Einnehmern im Namen des Königs die furchtbarsten Strafen anzudrohen, wenn das Geld nicht bald herbeigeschafft werde. Im Sommer rückte das königliche Heer ins Feld, und zwar unter der Fahne des Dauphin; diese trug übrigens, was für die Hofsitten jener Zeit bezeichnend ist, nicht den Namenszug der Gemahlin des Dauphin, einer Tochter des Herzogs von Burgund, sondern den eines Hoffräuleins der Königin, welches der Dauphin liebte (une demoiselle moult belle du l'hôtel de la reine, fille de messire Guillaume Cassinel, la quelle vulgairement on nommait la Cassinel). Die Truppen des Königs hatten bald die Städte

Soissons und Compiegne erobert und belagerten hierauf Arras; Johann dagegen hatte das Unglück, daß die Fläminger sich weigerten gegen den König zu dienen. Da nun auf der anderen Seite von England her Krieg drohte, so glaubten die Gräfin von Hennegau und der Herzog Anton von Brabant, Johann's Bruder, eine Vermittelung herbeiführen zu können. Dies würde ihnen jedoch nicht gelungen sein, wenn nicht der Dauphin über die Herrschsucht und den übermüthigen Trotz des Grafen Armagnac und des Herzogs von Orleans unzufrieden gewesen wäre. Man ward einig, daß die Abgeordneten der flandrischen Städte nebst der Gräfin von Hennegau und dem Herzoge von Brabant den Dauphin demüthig um Frieden ersuchen und im Namen des Herzogs von Burgund versprechen sollten, daß derselbe die besetzten Städte räumen und die Schlüssel von Arras dem Könige zu Füßen legen wolle. Außerdem sollten die burgundischen Abzeichen abgelegt werden, und Herzog Johann nicht nur mehrere ihm zu nennende Personen aus seiner Umgebung entfernen, sondern auch ohne Einwilligung der Regentschaft weder eine Übereinkunft mit England schließen, noch nach Paris kommen dürfen. Dieser im Oktober 1414 zu Arras geschlossene Frieden ward im Februar 1415 von dem Herzoge von Orleans erst nach vielen Schwierigkeiten, von den Ständen des Herzogs von Burgund aber, sowie von der Gräfin von Hennegau und dem Herzoge von Brabant und sogar von Johann's Sohne, dem Herzoge von Charolais, gutwillig beschworen. Johann selbst entzog sich der Eidesleistung unter dem Vorwande, daß er erst mit dem Könige und dem Dauphin sprechen müsse.

4. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VI. und Heinrich V.

Heinrich V., welcher im März 1413 seinem Vater Heinrich IV. auf dem englischen Throne folgte, hatte sich als Prinz von Wales nur durch seinen steten Verkehr mit Wüstlingen und Wildfängen und durch die Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten, welche er mit denselben verübte, berüchtigt gemacht; jedermann war daher überrascht, als er gleich nach seiner Thronbesteigung jene Leute von sich entfernte und alle Pflichten eines tüchtigen Regenten erfüllte. Shakespeare hat in mehreren Dramen den

Wandel und die Witze der rohen Menschen, welche den jungen Heinrich umgeben hatten, sowie das Leben des Prinzen von Wales selbst meisterhaft geschildert; man darf aber bei diesen Darstellungen nie vergessen, daß poetische und historische Wahrheit ganz verschieden sind, obgleich wir nicht leugnen, daß Shakespeare Chroniken benutzt hat, und daß manches Einzelne in seinen Stücken auch historisch wahr ist.

Schon unter Heinrich IV. hatten, wie vorher bemerkt worden ist, die beiden politischen Parteien Frankreich's, die Armagnac's und die Burgunder, sich nach England um Hülfe gewandt; Heinrich IV. hatte aber weder selbst das Reich zu verlassen, noch seinem Sohne die Anführung eines Heeres im Ausland anzuvertrauen gewagt. Ebenso, wie er aus Politik einen auswärtigen Krieg vermied, hatte er sich seines Adels und seiner Geistlichkeit gegen die Ketzer angenommen, obgleich er sonst wenig kirchengläubig war; denn er sah, daß die Letzteren einer Demokratie zugeneigt waren und durchgreifende Staats-Reformen forderten. Er hatte strenge Maßregeln gegen die Klasse der Wicliffiten, die man Lollharden nannte, angeordnet, weil sie eine Lehre aufstellten, welche der englischen Verfassung verderblich zu werden drohte; er hatte sogar einen ihrer Prediger verbrennen lassen und dem Hause der Gemeinen, als es gegen sein Verfahren mit den Lollharden protestirte, eine harte Antwort gegeben. Sein Sohn Heinrich V. zeigte sich anfangs schonend gegen die Ketzer; einer der vornehmsten Lollharden, Sir John Oldcastle oder Lord Cobham, war sogar sein unzertrennlicher Gesellschafter. Dieser Freund und originelle Rath des neuen Königs ist, obgleich er ein ganz verständiger Mann war, von den älteren Dramatikern England's, wie wir aus Fuller sehen, unter seinem wahren Namen als eine Art von Hofnarr auf die Bühne gebracht worden, und Shakespeare hat aus ihm seinen Falstaff gemacht. Er hegte die Prediger und Missionäre, welche von den Lollharden in alle Theile England's geschickt wurden und als Volksredner einen großen Einfluß hatten, auf dem von seiner Frau ererbten Gute Cobham, und schützte sie gegen die Justiz der Bischöfe. Heinrich V. war gleich bei seinem Regierungsantritt von der Ritterschaft und von der Geistlichkeit mit der Bitte bestürmt worden, der biblischen Demagogie ein Ende zu

machen; an John Oldcastle aber wagten sich Beide lange nicht, weil er beim Könige in großer Gunst stand. Als die Geistlichen endlich eine förmliche Klage gegen ihn vorbrachten, ließ sich Heinrich nur zu dem Versprechen bewegen, daß er durch freundliches Zureden Oldcastle auf andere Gedanken bringen wolle, und erst nachdem dieser Versuch fruchtlos geblieben war, gab der König die Erlaubniß zu Oldcastle's Verhaftung. Der dem Könige befreundete Gefangene ward aber schlecht bewacht und entkam. Seine Flucht wirkte elektrisch auf das ganze Volk, und die Geistlichkeit, welche damals ebenso, wie jetzt, mit der Aristokratie einerlei Interessen hatte, benutzte diese Bewegung im Volke, um Oldcastle und alle Lollharden politisch verdächtig zu machen. Man warf den Lollharden vor, daß sie eine förmliche Verschwörung gegen den Staat gemacht hätten, was freilich sehr unwahrscheinlich ist, wenn man auch zugeben muß, daß die evangelische Demokratie der Lollharden bei der in England herrschenden großen Erbitterung über die Misbräuche der römischen Kirche allerdings gefährlich war. Auch der König selbst glaubte endlich, daß die evangelischen Radikal-Reformers wirklich staatsgefährlich seien, und gebot den Friedensrichtern, alle Lollhardischen Prediger und Missionäre zu verhaften. Dies geschah, und auch Oldcastle wurde eingezogen. Man stellte ihn vor ein geistliches Gericht. Der schlaue und gleißnerische Vorsitzer desselben nahm bei der Verhandlung einen um so milderen Ton an, je heftiger sich der von Unwillen fortgerissene tapfere Ritter aussprach. Dieser wandte sich mit seinen Worten nicht an die geistlichen Richter, sondern an die Zuhörer, und die Äußerungen, welche er vor Gericht gethan haben soll, beweisen, daß er die englische Kirche von derjenigen Seite her angriff, welche noch gegenwärtig ihre schwächste Seite ist, obgleich sie sich jetzt protestantisch nennt. Er erklärte nämlich: die Kirche sei kein Versorgungshaus für die Aristokratie, sondern eine Zufluchtstätte für die Armen; sie habe aufgehört evangelisch zu sein, seitdem sie durch weltlichen Reichthum vergiftet wäre; der Klerus sei der Antichrist oder vielmehr das apokalyptische Thier dessen Kopf der Pabst, dessen Glieder die Bischöfe und Prälaten, dessen Schwanz die Mönchsorden wären; ein Nachfolger Petri aber sei nur der, welcher des heiligen Petrus Tugenden am fleißig-

sten übe. Oldcastle entkam bald wieder aus seiner Haft. Heinrich V. zeigte nachher ebensowenig als sein Vater Lust, die Vertheidiger des praktischen Christenthums zu verfolgen. Man suchte ihm daher die Lollharden als eine politisch gefährliche Secte verdächtig zu machen, welche unter dem Vorwande der Religion Republikanismus und Communismus einführen wolle. Dazu benutzte man einen unvorsichtigen Schritt, welchen 1414 eine Anzahl Lollharden thaten. Diese hielten nämlich in St. Giles, welches damals noch ein mit Buschwerk bewachsener Ort vor den Thoren von London war, jetzt aber das elendeste und ärmste Kirchspiel in der Stadt ist, eine Berathung, und gaben dadurch ihren Feinden Gelegenheit, dem Könige vorzuspiegeln, daß zwanzigtausend Ketzer eine förmliche Verschwörung gemacht hätten und von St. Giles aus London überfallen wollten. Der König brach, ohne das Unwahrscheinliche der Sache zu bedenken, eilig mit Reisigen auf, ließ die Thore der Stadt schließen, und machte dann förmlich Jagd auf einige hundert Leute, die sich in den Gebüschen von St. Giles fanden. Nachdem er einmal die Execution dem Urtheil hatte vorangehen lassen, durfte er nicht stille stehen bleiben. Freilich konnte die Ketzerei durch Gewalt nicht ausgerottet werden; allein die Ketzer selbst waren und blieben fortan dem Grimm und der Rache derer preisgegeben, welche damals, wie noch jetzt, die Güter der englischen Kirche verpraßten. Diese sorgten für die Verfolgung und gerichtliche Ermordung der Armen in Christo. Sie spürten endlich auch John Oldcastle auf, der sich vier Jahre lang seinen Verfolgern entzogen hatte. Er ward von den kirchlich Frommen zum Tode verurtheilt und auf die kannibalische Weise, mit welcher man damals Hochverräther hinzurichten pflegte, aus der Welt geschafft.

Durch die Verfolgung seiner evangelisch-demokratischen Unterthanen erwarb sich Heinrich V. die Gunst der aristokratischen Geistlichen und der Ritterschaft. Auch unterstützte ihn die Letztere bei ihrer Streitlust und Raubgier gern im Kriege mit Frankreich, weil sie die seit dem Frieden von Bretigny dort verlorenen Herrschaften und Güter wieder zu erobern hoffte. Dieser Krieg, welchen schon Heinrich V. beschlossen und sein Sohn nur so lange, als die Umstände es erforderten, aufgeschoben hatte, ward durch die fort-

dauernden inneren Streitigkeiten der Prinzen und Großen Frankreich's erleichtert. Der Friede von Arras hatte zwar dem Kriege der Armagnac's und Burgunder ein Ende gemacht; aber nicht nur konnten die Demagogen der Stadt Paris jeden Augenblick neue Unruhen erregen, sondern es war auch die hohe Aristokratie in drei Parteien getheilt, deren Führer insgesammt das Volk auf gleich furchtbare Weise drückten und die von demselben erpreßten Abgaben vor seinen Augen schnöde verpraßten. Die eine dieser drei Parteien war die burgundische, deren Haupt, Johann der Unerschrockene, den Frieden von Arras auch im Anfange des Jahres 1415 noch immer nicht beschworen hatte, weil er auf eine Gelegenheit und einen Vorwand wartete, sich wegen des zuletzt erlittenen Verlustes zu entschädigen und seinen Einfluß auf die Reichsverwaltung wieder zu erobern. Die zweite Partei war die der Armagnac's, des Herzogs von Orleans und anderer Prinzen, welche dem Dauphin die Führung der Geschäfte während der Perioden des Irrseins seines Vaters auch ferner gern entzogen hätten. Die dritte Partei war die des Dauphin, welchem gesetzlicher Weise die Regentschaft des Reiches gebührte, der sie aber eben so egoistisch und ohne Schonung des Volkes führte, als seine Mutter und die anderen Prinzen. Der Dauphin hatte sich nach der Entfernung des Herzogs von Burgund der Stadt Paris bemächtigt, nachdem ein erster gewaltsamer Überfall derselben durch die Prinzen war vereitelt worden; er hatte hierauf alle diese Herren mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Berry aus der Stadt vertrieben und sich der Staatskasse bemächtigt, und brachte durch sein wüstes Leben, durch seine grenzenlose Verschwendung, Üppigkeit und Wollust das Land zur Verzweiflung. Um seine Hofleute und Lieblinge zu befriedigen und seine Mätressen zu bereichern, schonte er sogar seiner Mutter nicht; denn er ließ die von ihr erpreßten, bei Bürgern und Geistlichen niedergelegten Gelder mit Gewalt wegnehmen. Er beleidigte auch den Herzog von Burgund, indem er seine durch weibliche Tugenden ausgezeichnete Gemahlin, eine Tochter des Herzogs, nicht allein vernachlässigte, sondern auch ganz von sich entfernte. Johann weigerte sich deshalb fortwährend den Vertrag von Arras zu beschwören, und ließ durch seine Gesandten in einer feierlichen

Audienz öffentlich erklären, daß er dies nicht eher thun werde, als bis der Dauphin seine Gemahlin wieder nach Paris gebracht habe (que le dauphin demeurât avec sa femme, qu'il avoit reléguée à Saint Germain en Laye, et qu'il deboutât de sa compagnie une amie, qu'il tenoit au lieu de femme). Johann beschwor zwar nachher, obgleich seine Forderung nicht erfüllt wurde, den Vertrag; er sprach aber offen aus, daß er unter diesen Umständen zu dem bevorstehenden Kriege mit den Engländern die Truppen nicht stellen werde, welche er als Vasall zu stellen schuldig sei. Den Krieg mit England suchte der Dauphin als Regent des Reiches zu vermeiden, und er würde den Frieden gern durch Aufopferung von Städten und Landschaften erkauft haben; Heinrich V. hatte aber seine Forderungen stets höher gesteigert und zuletzt sogar den Anspruch erneut, welchen einst Eduard III. an die französische Krone gemacht hatte (s. Th. VIII. S. 265). Diese Forderung des englischen Königs war im Juli 1414 gemacht worden, also gerade zu der Zeit, wo die inneren Unruhen Frankreich's am heftigsten waren; daraus allein muß man sich erklären, daß über eine so ganz wunderliche Forderung bis zum Anfange des Jahres 1415 unterhandelt werden konnte. Als endlich der Frieden von Arras bestätigt worden war, gab Heinrich V. Einiges nach; er beschränkte sich auf die Forderung, daß ihm die Normandie, Anjou und Maine herausgegeben würden. Zuletzt schien er sogar geneigt, auch diese Ansprüche wieder fallen zu lassen und dagegen eine Entschädigung, sowie die Hand einer französischen Prinzessin anzunehmen, als er auf einmal die Unterhandlungen wieder abbrach und das Schwert zog. Er hatte nämlich die Unterhandlungen nur aus dem Grunde fortsetzen lassen, damit er seine Rüstungen vollständig beendigen und sich die nöthigen Geldsummen verschaffen könne; sobald dies geschehen war, erklärte er (April 1415) ganz unerwartet in einer Versammlung von fünfzehn geistlichen und achtundzwanzig weltlichen Pairs, er sei fest entschlossen, sich mit den Waffen in der Hand wieder in den Besitz des Erbes seiner Väter zu setzen. Auf welche Weise er übrigens sein Heer zusammenbrachte, organisirte und mit sehr großen Kosten unterhielt, findet man ganz genau in den von Rymer gesammelten Actenstücken der englischen Geschichte angegeben. Die Franzosen

hatten noch gar keine Kriegsanstalten gemacht, als Heinrich am 14. August mit sechstausend Schwergerüsteten und vierundzwanzigtausend Bogenschützen in der Normandie landete und das für jene Zeit vortrefflich befestigte Harfleur zu belagern begann. Die Franzosen rüsteten jetzt so schnell als möglich ihr Reichsheer aus, erschienen aber erst dann im Felde, als Harfleur bereits von Heinrich erobert war. Bei dem französischen Heere befanden sich, wie bei den deutschen Reichsheeren, viele Prinzen und fürstliche Personen, aber keine Befehlshaber. Es erschienen nämlich außer dem Connetable d'Albret der König, der Dauphin, die Herzöge von Berry, Bourbon, Anjou, Alençon und Bar und viele Grafen und Barone. Auch der Herzog von Orleans fand sich ein, obgleich ihm verboten worden war, den Zug mitzumachen. Der Herzog von Burgund dagegen erschien nicht; ja, er gab nicht einmal zu, daß sein Sohn, der Herzog von Charolais, dem Feldzuge beiwohne, obgleich seine Brüder, die Herzöge von Brabant und von Nevers, ihre Vasallenpflicht erfüllten.

Das englische Heer sollte nach der Einnahme von Harfleur eingeschifft werden, um die Provinz Guyenne wieder zu erobern. Es war durch Krankheiten und durch die Beschwerden der Belagerung sehr zusammengeschmolzen; König Heinrich beschloß aber dessen ungeachtet, dem Feinde trotzend durch die Normandie, die Picardie und Artois zu marschiren. Auf diesem Marsche kam er fast in dieselbe Verlegenheit, in welcher sich Eduard III. vor der Schlacht bei Cressy befunden hatte (s. Th. VIII. S. 270). Heinrich hatte nämlich gehofft über die Somme an der nämlichen Stelle setzen zu können, an welcher einst Eduard III. durch diesen Fluß gegangen war; allein er fand die dortige Furth durch ein Pallisaden-Werk gesperrt und von einem ihm an Zahl fünfmal überlegenen Heere besetzt. Er zog daher an der Somme weiter hinauf, bis er endlich bei Bethencourt zwischen Peronne und St. Quentin den Übergang bewerkstelligen konnte. Dies führte ihn jedoch in die Nähe des französischen Heeres, und er mußte jetzt Calais zu erreichen suchen, weil er sich mitten im feindlichen Lande gegen das mit jedem Augenblick wachsende feindliche Heer unmöglich auf die Dauer halten konnte, wenn dieses einem Treffen auswich. Die Franzosen hatten bis dahin nach dem Vorschlag ihres Connetable

wirklich das System befolgt jeden Kampf zu vermeiden; allein die im Kriegsrathe versammelten Prinzen und ritterlichen Herren hielten strategetische Klugheit für Feigheit, und bestanden darauf, daß eine entscheidende Schlacht geliefert werde. Dies ward in der That beschlossen und am 25. Oktober 1415 ausgeführt. Die Schlacht fand in der Nähe des Schlachtfeldes von Cressy bei der Burg Azincourt Statt, nach welcher dieselbe nachher benannt wurde. Bei den Vorbereitungen zum Kampfe benahm man sich auf beiden Seiten gerade so, als wenn es sich um einen ritterlichen Zweikampf oder um ein Turnier handele: man schickte Boten und Herolde hinüber und herüber, um zur Schlacht herauszufordern und die Zeit derselben zu bestimmen. Doch hielt der Connetable, als die Heere auf einander trafen, seine Landsleute ab, daß sie nicht, wie bei Cressy und Poitiers, blindlings auf den Feind stürzten, sondern den Angriff der Engländer erwarteten. Dagegen nahm er keine Rücksicht darauf, daß die Hauptstärke der Engländer in ihren Bogenschützen bestand, welche in Europa ihres Gleichen nicht hatten. In Folge davon wurden die Franzosen nicht nur völlig geschlagen, sondern die Engländer erkauften auch den glänzendsten Sieg mit verhältnißmäßig sehr geringem Verluste; denn die gepanzerten Franzosen, welche unbesonnen vordrangen und ein vorsichtiges Zurückweichen für schimpflich hielten, wurden aus der Ferne mit Pfeilen getödtet. Nach den Angaben der Sieger blieben mehr als achttausend Ritter und Edelleute der Franzosen. Dies mag freilich übertrieben sein; aber es fielen doch auf Seiten der Franzosen ganz gewiß mehr als hundert Bannerherrn, sowie sieben Grafen, die Herzöge von Brabant, von Bar und von Alençon und der Connetable d'Albret. Auch wird durch das uns aufbewahrte Namensverzeichniß der Fürsten und Ritter, welche in der Schlacht bei Azincourt umkamen, die gleichfalls überlieferte Behauptung bestätigt, daß keine einzige angesehene Familie in Frankreich gewesen sei, die nicht einen Angehörigen zu beweinen gehabt hätte. Unter den Gefangenen, von welchen übrigens Heinrich anfangs einen großen Theil durch seine Bogenschützen hatte niederschießen lassen, befanden sich die Herzöge von Orleans und Bourbon, die Grafen von Eu, Vendome und Richemont und der Marschall Boucicault. Gegen den Herzog von Orleans benahm sich Heinrich

weder artig noch edelmüthig, wenn er anders denselben wirklich so anredete, wie eine Chronik berichtet; denn die ihm in den Mund gelegten Worte passen besser für einen Methodisten oder Pietisten, als für einen siegreichen König, der einen gefangenen Prinzen begrüßt. (On dit, soll er gesagt haben, que oncques plus grand desroy et desordonnance de voluptés, de péchés et de mauvais vices ne fut veu, que regnent aujourd'hui en France, et est pitié de l'ouir recorder et horreur aux écoutants, et se dieu est courroucé, ce n'est de merveilles, et nul ne doit s'en ébahir.) Die Herzöge von Orleans und Bourbon wurden nachher noch bis über Heinrich's Tod hinaus in England festgehalten. Alle übrigen Gefangenen wurden gegen Lösegeld freigegeben; doch entließ der König auch viele von ihnen auf ihr Ehrenwort, daß sie dasselbe später bezahlen würden. Übrigens kehrte Heinrich vom Schlachtfelde aus nach England zurück.

Der Herzog von Burgund, welcher mit Heinrich lange über ein Bündniß unterhandelt hatte, rückte bald nach der Schlacht bei Azincourt mit seinen Truppen vor Paris, sah sich aber, nachdem er bei Lagny lange unthätig gelagert gewesen war, zur Rückkehr genöthigt. Seine Partei in Paris erlitt durch diesen fehlgeschlagenen Versuch eine große Niederlage. Caboche und seine Schinder, die Metzger mit ihrem Zunftmeister, wurden gedemüthigt, der souveraine Graf Armagnac, welcher an der Spitze der Partei Orleans stand, ward aus dem Süden in den Norden gerufen und an d'Albret's Stelle zur Würde eines Connetable erhoben, und als der Dauphin Ludwig, welcher gleich im Anfange des Krieges zum Generalstatthalter des Reiches (lieutenant du roi) ernannt worden war, schon im December 1415 starb, schien die Obergewalt in Frankreich ganz an den Grafen Armagnac zu fallen. Nicht blos das gesammte Kriegswesen kam unter diesen Grafen, weil er Connetable war, sondern auch die Finanzen wurden ganz in seine Hand gelegt, er war das, was man später Premierminister nannte, und vergab die Commandanten-Stellen in den vielen Burgen und festen Städten, sowie alle übrigen Ämter. Sobald er sich in seiner Stelle festgesetzt hatte, ward auch wieder darauf angetragen, daß der Proceß wegen der Ermordung des Herzogs von Orleans aufs neue begonnen werde. Jetzt kam der Herzog von Burgund auf

den Gedanken, den neuen Dauphin Johann, Karl's VI. zweiten Sohn, dadurch in Schrecken zu setzen, daß er sich scheinbar mit England innig verband, womit es ihm damals gewiß nicht ernst war. Er unterhandelte lange mit Heinrich V., und hatte endlich im September 1416 zu Calais eine Unterredung mit ihm, bei welcher niemand zugegen war. Das Ergebniß der Zusammenkunft Johann's und Heinrich's soll ein Vertrag gewesen sein, der sich unter den von Rymer gesammelten Urkunden der englischen Geschichte befindet. In diesem Vertrage heißt es: der Herzog von Burgund sei jetzt zu der Einsicht gekommen, daß Heinrich V. der rechtmäßige König von Frankreich sei, welchem bis dahin sein Erbe vorenthalten worden wäre; sobald sich daher derselbe in den Besitz eines ansehnlichen Theiles von Frankreich gesetzt haben werde, wolle ihm der Herzog alles leisten, was ein Vasall seinem Oberherrn schuldig sei. Außerdem verspricht der Herzog, während der Dauer des um den Besitz von Frankreich geführten Krieges seinerseits mit aller Macht die im Vertrage blos durch die Buchstaben A, B, C und D bezeichneten Herren und ihre Unterthanen, falls sie dem Könige von England nicht gehorchen wollten, mit den Waffen zu bekämpfen. Dieser Vertrag ist jedoch, trotz der entgegengesetzten Behauptung Villaret's und anderer gelehrten Franzosen, niemals unterschrieben oder förmlich ausgefertigt worden; er war, was auch die gelehrten Benedictiner, welche das Werk l'art de vérifier les dates verfaßt haben, und der neueste englische Geschichtschreiber, Lingard, anerkennen, ein bloßer Entwurf. Dies geht namentlich aus zwei Umständen hervor. Erstens hat König Heinrich V. weder vorher noch nachher bis zum Tode des Herzogs Johann von Burgund in allen Unterhandlungen je etwas Anderes geltend gemacht, als seinen Anspruch an den souverainen Besitz der Länder Guyenne und Normandie, welche man nur als Lehen abtreten wollte. Zweitens befand sich der Dauphin Johann zur Zeit der angeblichen Abschließung jenes Vertrages bei dem Grafen von Hennegau, einem Schwager des Herzogs von Burgund, und dieser reiste nicht nur von Calais nach Compiegne, wo der Dauphin damals sich aufhielt, sondern er unterhandelte auch fortwährend freundlich mit Paris, und erklärte sich, erst als der Dauphin Johann im April 1417 gestorben war, für England. Rapin Thoyras und Hume lassen den Letzteren irr-

thümlich schon im Jahre 1416 sterben, und es ist deshalb bei ihnen Alles falsch motivirt.

Beim Tode des Dauphin Johann klagten beide Parteien, die burgundische und die Armagnac's, einander öffentlich der Vergiftung desselben an, und der Herzog von Burgund legte in einem 1418 erlassenen Manifest die einzelnen Umstände dar, welche wahrscheinlich machen sollten, daß der Dauphin vergiftet worden sei. (Il trépassa tout enflé des joues, par la langue et les lèvres, ayant les yeux elevés et saillants, tellement que c'étoit grand pitié à voir, vu que cette forme de mourir est une manière, dont gens empoisonnés ont coutume de mourir.) Eine Untersuchung ward nicht angestellt. Übrigens trat an des Gestorbenen Stelle Karl's VI. jüngster Sohn, der nachherige König Karl VII. Von diesem Augenblicke an wurde die Verwirrung in Frankreich ärger, als sie je gewesen war; denn der neue Dauphin Karl war erst vierzehn Jahre alt, und die Königin, welche der Graf von Armagnac wie eine Gefangene behandelte, ward beschuldigt, die burgundische Partei zu begünstigen. Sie hatte sich nach Vincennes begeben, und ärgerte dort das Volk durch ihre Feste und Verschwendungen; selbst der wunderliche und lästige Putz der Königin und ihrer Hofdamen und Hoffräulein wird ihr von dem naiven Jüvenal des Ursins, welcher unter Karl's VII. und Ludwig's XI. Regierung eine Geschichte Karl's VI. schrieb, sehr übel gedeutet (les dames et demoiselles, heißt es bei ihm, menoient grands et excessifs états et cornes merveilleuses, hautes et longues, et avoient de chacun côté au lieu de bourlées deux grandes oreilles si larges, que, quand elles vouloient passer l'huis d'une chambre, il falloit qu'elles se tournassent de côté et baissassent, ou elles n'eussent pu passer). Um sich der Königin zu entledigen, gebrauchte Armagnac den unglücklichen König selbst. Er bezeichnete ihm den Obersthofmeister der Königin, Ludwig Bourdon, als ihren begünstigten Liebhaber, und Karl VI. eilte sogleich selbst nach Vincennes, wo er den Beschuldigten verhaften ließ und dann augenblicklich wieder umkehrte, ohne die Königin gesehen zu haben. Der Gefangene ward grausam gefoltert, und man brachte ihn durch dieses Mittel leicht zu allen Aussagen, die man wünschte. Eben so willkürlich und tumultuarisch, als die gerichtliche Untersuchung, war die über

ihn verhängte Strafe: er ward Nachts in einem ledernen Sack, welcher die Aufschrift „Achtung vor der Strafe des Königs (laissez passer la justice du roi)" hatte, durch die Stadt getragen und in die Seine geworfen. Die Königin selbst wurde nach Tours verbannt, wo man sie, nachdem ihre ganze Hofhaltung entlassen war, durch drei Aufseher überwachen ließ. Alle ihre Schätze, welche sie Klöstern oder Privatleuten anvertraut hatte, wurden vom Connetable und vom Dauphin ohne Weiteres in Besitz genommen. Nachdem die Königin bei Seite geschafft war, erlaubte sich Armagnac unter dem Namen des Dauphin die ärgsten Gewaltthaten und Erpressungen. Diese gaben dann dem Herzog von Burgund Gelegenheit und Vorwand, als Vertheidiger der Rechte des unterdrückten Volkes und der mishandelten, gefangenen Königin aufzutreten. Dagegen erließ die herrschende Partei fast jede Woche neue Erklärungen, in welchen der Herzog und seine Anhänger als Rebellen und Feinde der öffentlichen Ordnung bezeichnet waren, und der Dauphin forderte alle Unterthanen des Königs auf, Johann und seine Freunde zu verfolgen und als Hochverräther auszurotten. Der Herzog von Burgund blieb in seinen Manifesten den Armagnac's und ihrem Dauphin nichts schuldig. Er ließ in allen großen Städten Anschläge anheften, und drohte in denselben, alle diejenigen bis aufs Äußerste zu verfolgen und mit Feuer und Schwert zu vertilgen, welche die Armagnac's, die er Tyrannen, Mörder und Giftmischer nennt, unterstützen würden. Er ließ es aber nicht beim bloßen Schreiben und Schimpfen bewenden, sondern ermunterte auch den großen Haufen und die Pariser durch dieselben Mittel, deren sich unsere Republikaner zu bedienen pflegen, zum Abfall von der Regierung. Er versprach nämlich allen Städten und Orten, die sich für ihn erklären würden, die Befreiung von allen drückenden Abgaben (des aides, tailles, dixmes, gabelles et autres vexations, dont le pauvre peuple étoit grevé). Außerdem sammelte er ein Heer von Abenteurern, denen er vorerst seine eigenen Unterthanen preisgab, bis er sie in die Gegend von Paris führen könne. Dieses Heer vermehrte sich beständig, während zu gleicher Zeit König Heinrich V. von England seine Truppen in die Normandie führte und den größten Theil derselben eroberte. Bald erklärten sich die Städte von Ponthieu, Picardie, Vermandois und Beauvoisis, sowie Rheims,

Troyes, Auxerre und viele andere Orte und Landschaften für Burgund, und fast an jedem Tage hörte man von neuen Städten, welche das burgundische Andreas-Kreuz zu ihrem Feldzeichen gemacht hätten. Endlich drang der Herzog mit einem ansehnlichen Heere, welches jedoch gewiß nicht, wie Monstrelet sagt, sechzigtausend Mann stark war, bis zu den Mauern von Paris vor, und besetzte alle umliegenden Burgen und Orte. Er war jetzt so mächtig, daß der Kaiser Siegmund, das Constanzer Concilium und der von diesem erwählte Pabst Martin V. mit seinen Kardinälen Gesandte an ihn schickten und ihn als denjenigen anerkannten, dem die Verwaltung des französischen Reiches gesetzlich zukomme.

Da den französischen Königinnen bei der Minderjährigkeit oder Unfähigkeit der Könige ein Antheil an der Regierung verfassungsmäßig gebührte, so beschloß Johann der Unerschrockene, die Königin Isabella aus ihrer Haft zu befreien und zu seiner Verbündeten zu machen. Dies gelang ihm auch wirklich. Er ließ die Königin aus der Abtei Marmoutier, in welche sie sich unter dem Vorwande Messe zu hören öfters begab, durch achthundert Mann plötzlich wegführen und dann über Chartres nach Troyes geleiten (November 1417). Hier errichtete Isabella alsbald eine Gegen-Regentschaft. Sie bestellte außerdem, weil das Pariser Parlament orleanistisch sei, ein Parlament in Amiens, ließ ein eigenes Reichssiegel stechen, und bediente sich in ihren Decreten, Edicten und Manifesten einer einleitenden Formel, durch welche sie die Regierungsgewalt als vom Könige selbst übertragen in Anspruch nahm (Isabelle par la grace de dieu royne de France, ayant pour l'occupation de Monseigneur le roi le gouvernement et administration du royaume par l'octroi irrevocable à nous sur ce fait par mon dit seigneur et son conseil). Auch ernannte sie den Herzog von Lothringen zum Connetable. Johann der Unerschrockene setzte sich nach der Befreiung der Königin mit seinen Pariser Demagogen in Verbindung, um sich durch dieselben den Eingang in die Hauptstadt des Reiches zu verschaffen, bei deren Bewohnern nicht blos der Graf Armagnac, sondern auch der junge Dauphin täglich verhaßter wurden. Die ganze zu diesem Zwecke angesponnene Kabale ward, wie Peter de Fenin sagt, von Lisle Adam, dem burgundischen Commandanten zu Pontoise, geleitet (avoit grandes ac-

cointances en la ville de Paris). Nachdem die Pariser Demagogen den ganzen Winter 1417/18 hindurch gearbeitet hatten, um das geringe Volk für den Herzog von Burgund zu fanatisiren, stahl im Mai 1418 der Pariser Kaufmann Perrinet le Clerc, der sich beleidigt glaubte, bei Nacht die Schlüssel des Thores von St. Germain, welche sein Vater als Hauptmann eines Quartiers zu bewahren hatte, unter dem Kopfkissen desselben hinweg und öffnete das Thor einem burgundischen Truppen-Corps. Dieses bestand nur aus achthundert Reisigen, welche Lisle Adam auf einen gegebenen Wink eiligst zusammen gerafft hatte, während in der Stadt damals noch einige tausend Mann von dem Heere des Connetable lagen. Die Pariser Bürger vereinigten sich mit den einziehenden Burgundern, indem sie diese und den Frieden hoch leben ließen und dagegen Armagnac mit seiner Partei verwünschten. Vergebens suchte Armagnac sich zu verbergen, er wurde ebenso wie zwei Legaten des Pabstes, der Erzbischof von Rheims und mehrere andere Bischöfe ins Gefängniß geworfen. Die Legaten und den Erzbischof setzte man zwar alsbald wieder in Freiheit, die Anderen aber blieben im Kerker, wo ihrer ein entsetzlicher Tod harrte. Die Schilderung, welche die naiven Chroniken jener Zeit von dem geben, was bei und unmittelbar nach dem Einbruch der Burgunder in Paris vorging, trifft wörtlich mit dem überein, was diese Stadt von 1789 bis 1794 erlitten hat; nur daß im achtzehnten Jahrhundert der Pöbel, im fünfzehnten dagegen der Adel die Gräuel verübte. Von allen Seiten her strömten Frevler jeder Art in die Stadt, wo sie sich dann ihrer wilden Wuth und Mordlust überließen. Diese stieg aufs höchste, als Tanneguy dü Chatel, der sich mit dem Dauphin in die Bastille gerettet hatte, einen Ausfall machte. Er ward zurückgetrieben und entkam nachher mit dem Dauphin glücklich aus der Stadt; die burgundische Partei rächte sich aber durch eine allgemeine Ermordung der Orleanisten und durch die Plünderung der Häuser aller derer, die man im Verdacht hatte, daß sie dem Grafen Armagnac anhingen. Am 12. Juni 1418 wurden alle Gefängnisse erstürmt und in allen Straßen von Paris die grausamsten Mordthaten begangen. Man tödtete zuerst die Wachen und Gefängnißwärter und dann die Gefangenen, sowie jeden Anderen, der dem Pöbel verdächtig war.

Die Wuth des wilden Haufens war so groß, daß selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschont blieb, und daß man bis über die Knöchel im Blut wadete. Die Darstellungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber gleichen bis auf ein Haar den Pariser Scenen der ersten Tage des September 1792; uns schaudert aber, dergleichen Dinge zu beschreiben. Übrigens ward das Morden nicht etwa blos von dem Gesindel, von dem niedrigsten Haufen der Stadt und von gedungenen Verbrechern verübt, sondern die Häupter der ersten Familien des französischen Reiches, ein Lisle Adam, ein Harcourt, ein Luxembourg, ein Fosseuse, ein Chevreuse und Andere, munterten die Mörder dazu auf und unterstützten sie durch Reisige. Unter den gleich anfangs von der einen Mitternacht bis zur anderen Gemordeten, welche das Journal von Paris aufzählt, und deren Zahl fünfzehnhundertachtzehn betragen haben soll, befanden sich, außer vielen anderen Männern und Frauen des ersten Ranges, der Connetable, der Kanzler, der Sohn desselben und der Bischof von Coutance. Die chronologische Geschichte Karl's VI. sagt, es seien während dieser blutigen Tage im Ganzen dreitausend Menschen erschlagen oder ersäuft worden. Nach dem Morden kamen der Herzog von Burgund und die Königin in die Stadt und übernahmen die Regierung; sie gebrauchten den König ebenso, wie ihn die Armagnac's gebraucht hatten (car le roi estoit du tout content des Bourguignons et des Armagnacs, et peu lui chaloit et lui estoit comme indifférent comme tout allast. Chacun qui avoit de lui connaissance pouvoit bien savoir l'estat et lamentable où il se trouvoit).

Das Reich schien damals seiner Auflösung nahe. Der König von England hatte die ganze Normandie bis auf Cherbourg und Rouen besetzt, und sieben Monate später waren auch diese beiden festen Städte in seine Gewalt gefallen. Der Herzog von Bretagne und die Titularkönigin von Sicilien als Vormünderin ihres Sohnes, des Herzogs von Anjou und Maine, wurden ihrer Lehenspflicht gegen Frankreich ungetreu und schlossen einen Waffenstillstand, ohne an die Pflichten zu denken, die sie dem König Karl VI. schuldig waren; im Süden des Reiches führten die souverainen Grafen von Foix, von Cominges und von Armagnac, welche zur Partei des Dauphin gehörten, Krieg gegen den auf burgundischer Seite stehen-

den Prinzen von Oranien, wobei sie jedoch wie dieser unter dem Schein von Parteizwecken ihre eigenen Vortheile verfolgten; und zu derselben Zeit, als Paris der Schauplatz von schauderhaften Mordthaten war und zwei Connetables, zwei Parlamente, zwei Regentschaften einander bekriegten, besetzte der Prinz von Oranien die Städte von Languedoc, und ließ dort die Regentschaft der Königin und des Herzogs von Burgund anerkennen. Endlich schien die Einnahme von Rouen den Dauphin oder vielmehr seine Rathgeber zu einer Aussöhnung mit der Königin und dem Herzoge von Burgund geneigt zu machen, nachdem im vorhergehenden Jahre ein Versuch des Herzogs von Bretagne und der päbstlichen Legaten, einen Vergleich zu Stande zu bringen, gescheitert war. Beide Theile gingen auf eine Unterhandlung ein; allein diese hatte wieder keinen Erfolg. Der Herzog von Burgund suchte daher den König Heinrich von England, der sich bereits auf den Münzen, die er in Rouen schlagen ließ, König von Frankreich nannte, für sich und für die Königin zu gewinnen. Er begab sich mit Isabella nach Pontoise, Heinrich kam in die nahe gelegene Stadt Mantes, und es ward dann in einem auf zwei Seiten mit Pallisaden eingeschlossenen offenen Raume, in Gegenwart der beiderseitigen Heere, eine Zusammenkunft zwischen beiden Theilen gehalten. Der Herzog und die Königin waren von der Tochter des Königs Karl, Katharina, begleitet, die dem englischen Könige schon längst zur Gemahlin angeboten worden war, und von deren Reizen man die Erlangung besserer Bedingungen erwartete. In der That machte auch die Schönheit der Prinzessin einen sichtbaren Eindruck auf Heinrich; dessen ungeachtet gab er aber in Betreff des Hauptpunktes, seines Anspruches an Frankreich, nicht nach. Während diese Unterhandlungen mit England noch fortdauerten, versuchte Tanneguy dü Chatel, welcher deshalb selbst nach Pontoise kam, eine Aussöhnung zwischen dem Dauphin und Johann dem Unerschrockenen zu Stande zu bringen. Dü Chatel wußte des Letzteren Leute und eine seiner Geliebten, eine Frau von Giac, zu gewinnen, und so gelang es ihm im Juni 1419, den Herzog zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Dauphin zu bewegen. Diese Zusammenkunft ward am 11. Juli 1419 zu Poilly le Fort zwischen Melün und Corbeil gehalten, das Ergebniß derselben war eine Aussöhnung, welche

der Herzog und der Dauphin durch die heiligsten, vor dem Bischof von Laon als Legaten des Pabstes auf die Evangelien und auf das Crucifix abgelegten Eide beschworen. Was zwischen Beiden mündlich ausgemacht worden war, wurde nachher schriftlich aufgesetzt, von beiden Theilen unterschrieben und bestätigt und dann dem Pariser Parlament mitgetheilt. Vermöge dieses Vertrages sollten künftig der Dauphin und der Herzog von Burgund die Regierung im Namen des Königs gemeinschaftlich führen.

Alle Städte des Reiches feierten die Beendigung des unseligen Zwistes der königlichen Familie durch lauten Jubel und durch Festlichkeiten aller Art; ihre Freude war aber von kurzer Dauer. Der Dauphin Karl war seit dem Tode des Grafen Armagnac in der Gewalt des ganz gewissenlosen Tanneguy dü Chatel, und dieser faßte mit seinen ritterlichen Freunden, dem Vicomte de Narbonne, den Herren von Barbazan, von Gitery und Anderen, welche wegen der Tödtung des Herzogs von Orleans durch Johann erbittert und über die Mittel dieselbe zu rächen nicht bedenklich waren, den Entschluß, sich des lästigen Herzogs von Burgund durch Meuchelmord zu entledigen. Der fünfzehnjährige Dauphin ward zu einer ähnlichen That beredet, wie diejenige war, welche Johann einst an dem Herzoge von Orleans verübt hatte. Zur Ausführung dieser That bestimmte man die Gelegenheit einer nochmaligen Zusammenkunft, welche nach der zu Poilly getroffenen Verabredung zwischen Johann und dem Dauphin am 18. August Statt finden sollte. Jeder der beiden Prinzen fürchtete sich vor den bösen Absichten des anderen; die Zusammenkunft ward deshalb von Woche zu Woche verschoben; endlich setzte man sie auf den 10. September fest. Der Herzog von Burgund fühlte zwar, als dieser Tag herannahte, neue Bedenklichkeiten; Tanneguy dü Chatel wandte sich aber an die Dame, welche den Herzog früher zur Aussöhnung mit dem Dauphin bewogen hatte, und diese bewirkte, daß er sich endlich zu der Unterredung mit dem Dauphin entschloß. Die Zusammenkunft fand wirklich an dem bestimmten Tage zu Montereau Statt, und zwar auf der Yonne-Brücke. Diese war durch doppelte Schranken so getheilt worden, daß in der Mitte ein für die Zusammenkunft bestimmter Raum blieb, in welchen dann der Herzog und der Dauphin mit

je zehn Begleitern eintraten, während die vierhundert Mann, welche jeder von Beiden nach Montereau mitgebracht hatte, in einer bestimmten Entfernung zurückblieben. Unter den Begleitern des Dauphin, welche der Zusammenkunft beiwohnten, finden wir Tanneguy dü Chatel, Barbazan, den Vicomte de Narbonne und andere Creaturen Armagnac's, welche durch dessen Mord tödtlich beleidigt waren. Viele von ihnen hatten Streitärte mitgebracht, und trugen unter ihren Kleidern einen Panzer (armés à couvert); während die Leute des Herzogs von Burgund blos Schwerter und Waffenröcke hatten. Außerdem war von den Ersteren eine Anzahl Leute in die bei der Brücke liegenden Häuser versteckt worden, und man hatte wahrscheinlich den Herzog von Burgund zu täuschen gewußt, als derselbe diese Häuser durchsuchen ließ. Das Gespräch begann freundlich, doch hielt sich der Herzog von Burgund etwas entfernt, bis dü Chatel ihn vorwärts stieß und die Thür der Schranken schloß. Zu gleicher Zeit gab ein anderer Begleiter des Dauphin, der Präsident der Provence, Louvet, das verabredete Signal, und nun hieb dü Chatel mit seiner Art auf den Herzog, sowie der Vicomte de Narbonne auf den Herrn von Noailles, welcher den Herzog schützen wollte; die aus den nahen Häusern hervorbrechenden Mörder aber vollendeten die schauderhafte Gräuelthat. Der Herzog von Burgund wurde erschlagen, und auch Noailles fiel unter den Streichen der Mörder, die anderen Begleiter des Herzogs wurden gefangen genommen mit alleiniger Ausnahme des Herrn von Montagü, welcher über die Schranken sprang und entkam. Nach dem dreizehn Seiten füllenden Auszug aus den Denkschriften über diesen Mord war die kannibalische Wuth der hochadeligen Mörder des fünfzehnten Jahrhunderts eben so groß, als die der radikalen Mörder des achtzehnten. (L'animosité des assassins, heißt es dort, fut telle, que chacun prit un morceau de la robe du duc et le porta comme une marque honorifique de cet affreux exploit. Du Chastel d'un des eperons noirs du duc fit faire un etuy pour enchasser la hache au bec de faucon dont il s'étoit servi.) Übrigens lassen sich in Betreff der einzelnen Umstände der Mordscene die verschiedenen Erzählungen nicht in Einklang bringen, obgleich in der Hauptsache alle Berichte übereinstimmen. Inwiefern der Dauphin selbst bei der schänd-

lichen That betheiligt war, ist nicht der Mühe werth zu untersuchen.

Die Ermordung des Herzogs von Burgund erbitterte besonders den Norden und Westen von Frankreich, weil die Leute, welche den Dauphin regierten und die That angestiftet hatten, in der Bretagne oder im Süden ansässig waren und aus diesem Grunde nicht für Franzosen galten (le dauphin estoit gouverné en ce tems par les seigneurs de Barbazan, Tanneguy du Chastel, le vicomte de Narbonne, le seigneur de Gitery et plusieurs autres, qui point n'estoient du royaume de France). Es erhob sich deshalb zugleich von diesen beiden Seiten und von Burgund her ein heftiger Sturm gegen den Dauphin und gegen alle seine Anhänger. Die Unzufriedenen fanden nicht nur an der Königin, in deren Gewalt der König war, einen Stützpunkt, sondern auch an dem Sohne und Erben des gemordeten Herzogs, Philipp dem Guten, und an seinem Neffen, dem Grafen von St. Paul, welcher, obgleich er erst im vierzehnten Lebensjahre stand, von seinem Oheim, als Stellvertreter des Königs und als Gouverneur von Paris zurückgelassen worden war und vom Kanzler de Baitre, sowie von anderen Männern geleitet wurde. Die Königin erließ an alle Städte des Reiches Rundschreiben gegen ihren Sohn und, wie es hieß, gegen seine Mitschuldigen, die Mörder des Herzogs von Burgund; in diesen Briefen wurde Namens des Königs allen Unterthanen befohlen, die Dienste seines Sohnes Karl zu verlassen, und damit, wie die Worte lauteten, jedermann die Schlechtigkeit des besagten Karl kennen lerne, so sollten die Briefe jede Woche aufs neue bekannt gemacht werden. In Paris erregte der laute Unwillen über die Ermordung des Herzogs wilde Wuth, die rothe Schärpe und das Andreas-Kreuz erschienen wieder als Parteizeichen, und der Adel, die Klerisei und die Mitglieder der Gerichte legten in die Hände des Grafen von St. Paul einen Eid ab, daß sie den Tod des Herzogs rächen wollten. Auch ertheilte die Stadt Paris dem Grafen von St. Paul oder vielmehr dem Kanzler de Baitre und einigen der vornehmsten Bürger Auftrag und Vollmacht, mit dem Könige von England eine Übereinkunft zu treffen. Alle die Städte aber, welche, ohne dem Herzoge anzugehören, seine Partei ergriffen hatten, schlossen unter

einander und mit Paris einen engen Bund zur Selbsterhaltung. Der neue Herzog von Burgund, Philipp der Gute, welcher die Nachricht vom Tode seines Vaters in Gent erhielt, überließ sich, da er erst dreiundzwanzig Jahre alt war, blindlings seinen Empfindungen. Er schickte den Marschall von Burgund zum König und zur Königin, und suchte sie zu einer unnatürlichen Verbindung mit Heinrich V. von England zu bewegen, welcher seinen sonderbaren Anspruch an das französische Königthum durch eine Vermählung mit Isabella's Tochter Katharina fester zu begründen strebte, und im Laufe des Jahres 1419 nördlich und östlich von Paris eine Stadt nach der anderen eroberte. Wirklich begannen auch noch im September die Unterhandlungen zwischen Heinrich's Bevollmächtigten und den Gegnern des Dauphin, und schon im November ward ein Waffenstillstand für Paris geschlossen, welcher nachher im December in einen allgemeinen verwandelt wurde. Der Dauphin hatte unterdessen den Herzog der Bretagne zu gewinnen und sich im Süden des Reiches festzusetzen gesucht. Hier hatte er Touraine, Poitou und Languedoc durchzogen, die Statthalterschaft der zuletzt genannten Provinz dem Grafen von Clermont übertragen, das Parlament von Toulouse wieder hergestellt, die Städte Nismes und Pont St. Esprit, welche Johann der Unerschrockene dem Prinzen von Oranien übergeben hatte, diesem wieder entrissen und die oranischen Truppen aus der ganzen Provinz verjagt. Er hatte außerdem durch Gesandte die Könige von Castilien und von Aragonien, sowie den Regenten von Schottland um Hülfe ersuchen lassen.

Während durch den Dauphin in den letzten Monaten des Jahres 1419 das südliche Frankreich ganz von den Anhängern des Herzogs von Burgund gesäubert ward, veranstalteten Philipp der Gute und die Königin einen großen Congreß zu Arras, um mit Heinrich V. über den Frieden zu unterhandeln. Außer den Gesandten Philipp's und der Königin erschienen daselbst auch Abgeordnete der vornehmsten Städte Frankreich's, sowie der Graf von St. Paul, welcher als Statthalter von Paris im Namen des Königs den Unterhandlungen beiwohnen sollte. Man kam über folgende Friedens-Präliminarien überein: der König von England solle die Prinzessin Katharina zur Gemahlin erhalten und sein

Schwiegervater Karl bis an seinen Tod König von Frankreich bleiben, nachher aber solle das Königreich an Heinrich und seine Erben fallen. Ferner solle, da König Karl anerkannter Maßen unfähig sei, die Regierung zu führen, die Regentschaft einstweilen dem König Heinrich überlassen werden. Diesem sollten die Bürger jedes Standes die Huldigung leisten, indem sie zugleich versprächen, daß sie ihn gleich nach Karl's Tode als ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen wollten. Nachdem diese Präliminarien angenommen waren, wurde ein Waffenstillstand gewährt, welcher bis zum März 1420 dauern sollte, von dem aber der Dauphin und dessen Anhänger (nommés Armagnacs) ausdrücklich ausgeschlossen wurden. Der Frieden selbst ward im Mai 1420 zu Troyes abgeschlossen, wo sich der König Karl und seine Gemahlin aufhielten. Er wurde dort am 21. Mai unterzeichnet, nachdem Heinrich am Tage vorher mit zwölftausend Mann angekommen war. Dieser ganz widersinnige und unnatürliche Vertrag, welcher von dem damals schon längere Zeit völlig wahnsinnigen König Karl zum Nachtheil seines eigenen Sohnes unterschrieben wurde, schloß den Dauphin ganz von der Nachfolge aus, und knüpfte Frankreich und England als Ein Reich (perpetuellement et indivisément) innig zusammen. Im Juni wurde auch Heinrich's Vermählung mit Katharina vollzogen. Er eroberte nachher Montereau, sowie Melün, dessen Besatzung kräftigen Widerstand leistete, und andere feste Plätze in Frankreich, und hielt dann am ersten December seinen Einzug in Paris. Dieser Einzug war prachtvoll; denn Heinrich führte den König nach Paris zurück, und war von vielen vornehmen burgundischen und englischen Herren, sowie von zwei Königinnen, seiner Schwiegermutter und seiner Gemahlin, begleitet. Gleich darauf ward in Paris eine sogenannte allgemeine Ständeversammlung gehalten; diese bestand aber zum Theil aus Engländern, und es hatten in ihr sogar verschiedene englische Großen zum Verdruß des Herzogs von Burgund den Vorrang vor diesem. Auch war ein gezwungenes Anlehen, welches beschlossen wurde, und die vorgenommene bedeutende Verschlechterung der Münze, die den achten Theil des im Reiche umlaufenden Silbergeldes an Heinrich brachte, nicht geeignet, dem neuen Regenten das Zutrauen des Volkes zu gewinnen. Übrigens bestätigte und beschwor die

Ständeversammlung den Vertrag von Troyes. Nachher wurde das Parlament versammelt, um in Gemeinschaft mit dem königlichen Rathe über die Klage, welche Philipp von Burgund gegen die Mörder seines Vaters erhob, Recht zu sprechen. Dieses Gericht begann wirklich einen Proceß gegen die Urheber des Mordes, und der Kanzler versprach, daß im Namen des Königs Heinrich erkannt werden solle, was Rechtens sei. Auch wurde der Dauphin zur Verantwortung vorgeladen, er erschien aber nicht. Die Gerichtsverhandlung endigte damit, daß Heinrich im Namen des Königs Karl ein Contumaz-Urtheil gegen die Mörder Johann's erließ. Ob auch der Dauphin schuldig erkannt und unter den Mördern aufgeführt worden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Der Geschichtschreiber Mezeray behauptet dies zwar, und auch eine scheinbar urkundliche Nachricht in den Annotationen zur Geschichte des Juvenal des Ursins spricht sich so aus; allein der Namen des Dauphin findet sich in dem erwähnten Contumaz-Urtheile nicht, sondern blos in dem vom Parlament ausgegebenen Entwurfe dieses Urtheils (le dauphin, heißt es in dem Letzteren, et ses complices, meurtriers du duc de Bourgogne, sont déclarés criminels de lèze majesté au premier dégré et comme tels indignes et privés de toutes honneurs, successions et dignités, leurs sujets et vassaux déliés de tous sermens de féauté). Die meisten Franzosen leugnen daher auch, daß der Dauphin namentlich verurtheilt worden sei.

Von jetzt an bestanden in Frankreich zwei Regierungen, zwei Parlamente und zwiefache oberste Stellen. Auf der einen Seite suchte sich der englische König, auf der anderen der Dauphin als Regent geltend zu machen, und Beide hatten ihre Anhänger. Der Dauphin mußte sich, nachdem Heinrich in Paris als Stellvertreter und Nachfolger Karl's ausgerufen worden war, hinter die Loire zurückziehen und es seinen Leuten überlassen, die einzelnen festen Plätze im Norden dieses Flusses so lange als möglich zu behaupten. Das Letztere gelang den Anhängern des Dauphin, welche im Kampfe mit ihren Gegnern durch Heinrich's Verhältniß zu den Schotten begünstigt wurden. Schottland ward nämlich damals ebenfalls in die französischen Händel verwickelt. Der Herzog von Albany (s. S. 28) herrschte in diesem Lande noch immer als Regent, da König Robert III. zwar mittlerweile gestorben war,

sein Sohn und Nachfolger, Jakob I., aber sich fortwährend in englischer Gefangenschaft befand. Dieser Regent erklärte sich, während Jakob vom englischen König gewonnen wurde, für den Dauphin von Frankreich, und schickte ihm fünf- oder siebentausend Schotten unter der Führung seines Sohnes, des Grafen von Buchan, zu Hülfe. Im Jahre 1421 nun, als König Heinrich nach England zurückgekehrt war, glaubte sein Bruder, der Herzog von Clarence, den er zum Statthalter der Normandie ernannt und mit dem Oberbefehl über die zurückgelassenen Truppen betraut hatte, die Provinz Anjou erobern zu können, stieß aber auf das dem Dauphin zu Hülfe geschickte schottische Heer, und ward bei Beaugé völlig geschlagen. Zwölfhundert Engländer blieben todt auf dem Schlachtfelde, unter ihnen auch der Herzog von Clarence, welcher zuerst von William Swynton verwundet und nachher vom Grafen von Buchan selbst mit der Streitart getödtet worden war. Dieser glänzende Sieg, welcher vorzugsweise dem schottischen Oberanführer, sowie dem Grafen von Wigton und dem Lord Stuart von Darnley zugeschrieben wurde, richtete den Muth der ganz niedergeschlagenen Partei des Dauphin wieder auf. Heinrich eilte auf die Nachricht von der Niederlage seines Bruders nach Frankreich zurück, und der Krieg begann jetzt mit verdoppelter Heftigkeit, führte aber zu keinem bestimmten Ergebniß, da der Dauphin sich in Acht nahm, entscheidende Schlachten zu wagen, und die Belagerung der einzelnen Städte den König von England oft Monate lang aufhielt. Das Letztere war besonders der Fall, als er im Oktober 1421 die Stadt Meaux angriff; denn die aus tausend Franzosen, Schotten und Irländern bestehende Besatzung vertheidigte sich sieben Monate lang gegen das ganze englische Heer, so daß die Stadt selbst zwar im Februar 1422 erstürmt wurde, die Burg aber sich erst im Mai ergab. Schon im folgenden Monat erkrankte Heinrich gefährlich, und am 31. August 1422 erlag er der Krankheit. Wenige Wochen nachher (im Oktober) starb auch Karl VI. von Frankreich. Er war in seinen letzten Tagen so sehr vernachlässigt worden, daß durch eine besondere Verordnung, die sich im Parlaments-Protokoll findet, vorgeschrieben werden mußte, es solle soviel von seiner fahrenden Habe versteigert werden, als nöthig sei, um die Kosten seiner Bestattung zu bestreiten (que par

préprovision on vendroit le plus profitablement que faire se pourroit des biens meubles du feu roi jusqu'à la somme, qui seroit necessaire pour faire accomplir ses funerailles).

5. Krieg der Franzosen und Engländer unter Karl VII. und Heinrich VI. bis auf den Frieden von Arras.

Nach Karl's VI. Tode nahm der Dauphin als Karl VII. sogleich den Königstitel an. Da weder Rheims noch Paris in seiner Gewalt war, so ließ er sich in Erwartung besserer Zeiten zu Poitiers krönen und salben. In England veranlaßte der Tod Heinrich's V. die Pairs zu einem Schritte, welcher schon lange vorbereitet worden war. Sie hatten nämlich früher diesem Könige erklärt, daß ihnen die im Frieden von Troyes beschlossene Vereinigung von Frankreich und England misfalle, weil dieselbe ihren Rechten nachtheilig zu werden drohe, und gleich nach dem Tode Heinrich's V. bewiesen sie, daß sie diese Rechte gegen seine Eingriffe zu schützen verständen. Heinrich hatte vor seinem Ende mündlich die Verfügung getroffen, daß während der Minderjährigkeit seines Sohnes und Nachfolgers, Heinrich's VI., welcher erst neun Monate alt war, sein ältester Bruder, der Herzog von Bedford, die Regentschaft von Frankreich, sein zweiter Bruder aber, der Herzog von Glocester, die von England führen solle. Dieser Verfügung gemäß trat der Letztere gleich nach dem Tode des Königs als Regent von England auf, und forderte, als das Parlament in der Mitte des November sich versammelte, von demselben die Anerkennung der ihm durch seinen Bruder übertragenen Gewalt. Die Pairs wiesen aber, nachdem sie das Archiv befragt und den Ausspruch der zwölf Richter eingeholt hatten, Glocester's Forderung zurück, und trafen, ohne Rücksicht auf Heinrich's V. Anordnung, für sich allein eine neue Einrichtung. Sie erklärten: jene Forderung widerstreite dem Herkommen und der Constitution; Heinrich V. habe kein Recht gehabt, über die Regierung des Reiches zu verfügen; die Titel Regent, Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi), Gouverneur oder Vormund seien nicht zulässig, weil sie den Begriff von Souverainetät enthielten; es müsse daher durch die Pairs ein Regentschaftsrath bestellt werden; als Präsidenten desselben wollten sie den Herzog von Bedford nach hergebrachter

Weise unter dem Titel Protector des Königreichs und der Kirche von England anerkennen; so lange aber Bedford in Frankreich sei, dürfe der Herzog von Gloceſter in England seine Stelle vertreten. Auch ernannten die Pairs in der That sogleich einen Kanzler, einen Schatzmeister, einen Siegelbewahrer (privy seal) und sechzehn Räthe, welche unter dem Vorsitze Bedford's oder seines Bruders die Regierung führen sollten.

Die Lage Karl's VII. von Frankreich war gleich anfangs in jeder Beziehung sehr bedenklich. Sein Gegner Bedford besaß alle Vorzüge Heinrich's V., ohne dabei wie dieser brutal, hochmüthig und grausam zu sein. Karl VI. dagegen hatte keine einzige ausgezeichnete Eigenschaft. Er war gutmüthig, aber auch schwach, und machte, wie die guten Leute pflegen, den wahren Freunden des Vaterlandes das Leben sehr sauer. Er ließ sich von seinen Lieblingen, und zwar nicht nur von den Männern, denen er seine Gunst schenkte, sondern auch von den Weibern und Mädchen, denen er huldigte, unbedingt leiten. Dies war so sehr der Fall, daß einst Tanneguy dü Chatel, einer seiner Lieblinge, es wagen durfte, den Grafen Dauphin von Auvergne vor den Augen des Königs niederzustoßen. Unter seinen vielen Geliebten ist die schöne Agnes Sorel von den französischen Geschichtschreibern unmäßig gepriesen worden, weil sie im Augenblick der Gefahr dem König Karl Standhaftigkeit einzuflößen wußte. Diese Eigenschaft fehlte ihm, wie jede andere männliche Tugend, ganz und gar. Selbst als die Männer, die sich in dem englisch-französischen Kriege von 1423 bis 1428 unsterblichen Ruhm erworben hatten, ein Graf Dunois, ein la Hire, ein Graf Richemont und Andere, den Nationalsinn der Franzosen in Flammen setzten und durch Begeisterung Unglaubliches zu erreichen wußten, war es nicht der König, der die Nation weckte, anführte und durch sein Beispiel zum Kampfe ermunterte, sondern man bediente sich des Gaukelspiels einer von Gott zur Rettung ihres Vaterlandes mit Wunderkraft ausgerüsteten Jungfrau. Endlich war Karl VII. auch auf eine sehr geringe Macht beschränkt. Er besaß, als er sich in Poitiers krönen ließ, fast nichts als die Provinz Berry, weshalb man ihn auch nach der Hauptstadt derselben spottweise den König von Bourges nannte. Während nämlich der Herzog von Bedford als Stellvertreter seines Neffen, Heinrich's VI.,

in Paris und in der ganzen Provinz Isle de France, in der Normandie, in Brie, in der Champagne, in der Picardie, in Ponthieu, Boulonais und Calaisis bis an die Gränzen von Flandern, sowie im Süden (im Lande Aquitanien) bis an die Pyrenäen und den Ocean herrschte, hatte Karl VII. nur mit Mühe das zuerst vom Prinzen von Oranien und dann vom Grafen von Foix besetzt gehaltene Languedoc wieder unterworfen, und ward außerdem nur in der Dauphiné, in Auvergne, in Bourbonnais, Berry, Poitou, Saintonge, Touraine und Orleanois, sowie in einem Theile von Anjou anerkannt. Der Herzog von Bretagne, welchen Bedford für sich zu gewinnen suchte, schwankte zwischen England und Frankreich; sein Bruder aber, der Graf von Richemont, war eine Hauptstütze Karl's VII.

Unter diesen Umständen und Verhältnissen würde, da auch Karl's VII. Finanzen, seine ganze Verwaltung und sein Kriegswesen sich in der größten Verwirrung befanden, Frankreich 1424 und 1425 seinem Schicksale gänzlich erlegen sein, wenn damals nicht der Herzog von Gloceſter den von Bedford ganz gewonnenen Herzog von Burgund beleidigt hätte; denn da ohne die Mithülfe des Letzteren die Engländer sich in Frankreich nicht behaupten konnten, so mußte Bedford einige Zeit hindurch seine Aufmerksamkeit auf den Streit seines Bruders mit Burgund richten, und dies verschaffte den Generälen, welche aus Patriotismus Karl's VII. Sache führten, eine gerade in jenem Augenblicke sehr vortheilhafte Frist. Die Streitigkeit zwischen Philipp dem Guten von Burgund und dem Herzoge von Gloceſter drehte sich um eine Heirathsangelegenheit oder vielmehr um den Besitz von Holland, Friesland, Seeland und Hennegau. Diese Länder hatte nämlich die Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau 1417 von ihrem Vater Wilhelm VI. geerbt, und es war Aussicht vorhanden, daß dieselben in Zukunft an Burgund kämen, weil Jakobäa mit Johann von Brabant, einem Vetter des Herzogs Philipp von Burgund, vermählt war; auch vererbte später Johann wirklich, da er ebenso wie sein Bruder, Philipp von St. Paul, keine Nachkommenschaft hinterließ, seine Länder an den Herzog von Burgund. Jene Aussicht verschwand bald wieder, weil Jakobäa ihren Gemahl böslich verließ und ihre Hand dem Herzoge von Gloceſter anbot. Dieser konnte der Ver-

suchung, mit ihr das reichste Erbe in Europa zu erlangen, nicht widerstehen, obgleich Jakobäa nichts weniger als reizend und, wie ihr Proceß mit ihrem früheren Gemahle beweist, noch dazu sehr schamlos war. Er vermählte sich mit ihr, nachdem Jakobäa sich von England aus eine Ehescheidung durch den abgesetzten aragonischen Pabst Benedict XIII. erwirkt hatte. Als Vorwand zur Scheidung hatte sie den Umstand geltend gemacht, daß sie mit Johann von Brabant zu nahe verwandt wäre, obgleich vor ihrer Vermählung mit ihm eine Dispensation bei dem Constanzer Concilium eingeholt worden war. Philipp der Gute von Burgund nahm sich aber der Sache seines Vetters, die seine eigene war, kräftig an, und gerieth so mit Glocester in die heftigste Feindschaft. Vergebens suchte der Herzog von Bedford seinen Bruder zu bewegen, daß er die Frage, ob seine Ehe und die des Herzogs von Brabant gesetzlich gültig wären, durch den Pabst (Martin V.) entscheiden lasse; der Herzog von Glocester griff zu den Waffen, um dem Herzoge von Brabant, welcher im Besitze der Länder der Jakobäa war, diese gewaltsam zu entreißen. Er landete (1424) in Calais und eroberte wirklich einen großen Theil des Hennegau. Philipp von Burgund bot aber seine ganze Macht gegen ihn auf, und zog selbst diejenigen seiner Truppen, welche beim Heere Bedford's waren, an sich. Es war ein Glück für ihn, daß weder der englische Regentschaftsrath, dessen Präsident Glocester in Abwesenheit seines Bruders war, noch die Stände von Hennegau sich der Sache des Herzogs von Glocester und seiner Gemahlin ernstlich annehmen wollten. Die Letzteren hatten keine Lust, sich um der Jakobäa willen den Feindseligkeiten der Brabanter und Burgunder auszusetzen, und die Engländer hinderte der Herzog von Bedford, für seines Bruders schlechte Sache zu fechten. Bald nachher kehrte Glocester nach England zurück, und überließ der Jakobäa selbst die Fortsetzung des Kampfes, da sie eine halbe Amazone war. Von England aus schickte er eine Herausforderung an den Herzog von Burgund, um den Streit durch einen Zweikampf auszumachen, der in Gegenwart des Herzogs von Bedford gehalten werden solle. Auch erklärte sich Philipp sogleich dazu bereit. Die Wuth, welche beide Herzöge hierdurch zu erkennen gaben, rührte jedoch nicht etwa von dem Eifer des Einen für seinen Vetter uud von der

Liebe des Anderen zu seiner Gemahlin her, sondern Beide wurden nur von ihrem Eigennutz geleitet; der Herzog von Gloceſter hatte ſogar, als er nach Calais kam, ſeine Geliebte, Eleonore Cobham, das Weib eines anderen Mannes, bei ſich. Übrigens fand der Zweikampf nachher doch nicht Statt. Jakobäa fiel bald in die Gewalt der Burgunder. Sie ward eine Zeitlang zu Mons in Haft gehalten, entwiſchte aber in männlicher Kleidung nach der holländiſchen Grenze, und ward von den Holländern und Weſtfrieſen in Schutz genommen, welche dann dafür durch den Herzog von Burgund bekriegt wurden (1426). Dieſer Krieg dauerte zwei Jahre, und der Herzog von Gloceſter ſchickte in demſelben der Jakobäa einige hundert Ritter zu Hülfe, obgleich er vom Pabſte, welcher die erſte Ehe der Jakobäa für gültig erklärte, mit der Excommunication bedroht wurde und öffentlich mit der ausſchweifenden Eleonore Cobham zuſammen lebte, die er auch ſpäter heirathete. Endlich wurde 1428 durch die Dazwiſchenkunft des Herzogs von Bedford und der engliſchen Regentſchaft der ganze Streit beigelegt, weil derſelbe die Fortſetzung des Krieges mit Karl VII. hinderte und die Engländer der burgundiſchen Hülfe zu berauben drohte. Gloceſter ward nicht allein vom Regentſchaftsrath ſehr ſtrenge getadelt, weil er Truppen zur Aufrechthaltung der Anſprüche der Jakobäa abgeſchickt hatte, ſondern der Herzog von Bedford verwehrte auch nachher, als Gloceſter die Holländer aufs neue unterſtützen wollte, dies nachdrücklich. Endlich mußte Gloceſter die Jakobäa aufgeben, und dieſe, welche einen geringen ſeeländiſchen Edelmann heirathete, ſah ſich (1428) genöthigt, vom Kampfe abzuſtehen und ſogar, obgleich ihr früherer Gemahl, der Herzog von Brabant, mittlerweile geſtorben war, den Herzog von Burgund als ihren Erben anzuerkennen. Ihre Beſitzungen wurden bald darauf mit Burgund vereinigt, an welches nach ihres Schwagers Philipp Tode (1430) auch Brabant und Limburg fielen.

Durch den Streit zwiſchen den Herzögen von Gloceſter und Burgund, von welchen jener zu gleicher Zeit auch mit ſeinem Oheim, dem Biſchof von Wincheſter, ärgerliche Händel hatte, war nicht allein Philipp von Burgund, ſondern auch der Regent Bedford und der Regentſchaftsrath von England während der Jahre 1423 bis 1428 abgehalten worden, alle Kräfte auf den Krieg mit

Frankreich zu richten. Unterdessen waren die Franzosen in ihrem Kampfe fortwährend von den Schotten unterstützt worden, und auch zwei italiänische Fürsten hatten ihnen Hülfe geschickt. Der Sohn des Regenten von Schottland, der Graf von Buchan, welcher den glänzenden Sieg bei Beaugé erfochten hatte, war zum Dank dafür von Karl VII. zum Connetable von Frankreich ernannt worden, und leistete der Sache desselben die besten Dienste. Er blieb in Frankreich auch dann noch zurück, als sein Vater gestorben und die Regentschaft von Schottland an ihn gefallen war; sein Heer ward von Schottland aus, wo sein schwacher und unfähiger Bruder, Mandoc, einstweilen die Regierung leitete, durch neue Truppen unter Lord Stuart verstärkt. Von Italien her schickte dem König Karl VII. nicht nur der Graf von Savoyen Hülfe, sondern auch der Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand, dessen Schwestersohn, der Herzog von Orleans, noch immer in englischer Gefangenschaft war, sandte sechshundert Lanzen und tausend Schwergepanzerte. Außerdem bildeten auch die alten, abgehärteten Banditen, welche dem Grafen Armagnac gedient hatten, einen furchtbaren Theil von Karl's VII. Heer. Allein was half dies Alles? Es fehlte an einem Feldherrn. Man verstand nicht einmal die Abwesenheit des Herzogs von Bedford zu benutzen, welcher 1423 auf 1424 ein ganzes Jahr in England verweilte. Damals erlitt auch der schottische Graf von Buchan bei Crevant im Gebiet von Aurerre eine schwere Niederlage (19. Juli 1423), und gerieth in englische Gefangenschaft; er ward aber wieder losgekauft und erhielt von Karl VII. die Grafschaften Evreux und Dreux, sowie die Herrschaft Aubigny. Gleich nachher wurden die Schotten der Verwaltung des schwachen und unfähigen Mandoc müde, und suchten die schon lange ohne Erfolg geführte Unterhandlung über die Befreiung ihres Königs Jakob aus der englischen Gefangenschaft zum Schlusse zu bringen. Es traten daher englische und schottische Commissaire zusammen, und schlossen in London einen Vertrag über die Freilassung des Königs von Schottland, kraft dessen König Jakob nach Schottland zurückkehren, aber für seine lange Verpflegung in England vierzigtausend Mark bezahlen sollte. Diese Summe vermochte das arme Schottland nicht aufzubringen; man half sich damit, daß man den

schottischen König mit einer englischen Prinzessin vermählte und deshalb zehntausend Mark von der geforderten Summe erließ. Außerdem ward, was in der Ausführung auf größere Schwierigkeiten stoßen mußte, ausgemacht, daß sieben Jahre lang keine Feindseligkeiten zwischen beiden Nationen geübt und die Schotten aus Frankreich zurückgerufen werden sollten. In dieser Beziehung ging der schottische König zwar die Verpflichtung ein, seine Leute im Mai 1424 aus Frankreich zurückzurufen; er erklärte sich aber außer Stande, dafür zu bürgen, daß dieselben seinem Befehle Folge leisten würden. Auch blieb in der That der Graf von Douglas, ohne Rücksicht auf diesen von den schottischen Ständen bestätigten Vertrag, an der Spitze der Kerntruppen, welche Karl VII. zur Belagerung der Stadt Ivry gesammelt hatte.

Die Belagerung von Ivry zog den Franzosen eine neue Niederlage zu. Der Herzog von Bedford war nach Frankreich zurückgekehrt, und eilte im August 1424 Ivry zu entsetzen; er kam jedoch zu spät, und forderte nun auf eine ritterliche und romantische, für uns aber lächerliche und eher eines Borers, als eines Feldherrn würdige Weise die Franzosen zur Schlacht heraus. Er ließ nämlich, wie es heißt, dem Grafen von Douglas durch einen Herold sagen, er komme mit ihm zu trinken; dieser aber soll ihm geantwortet haben, der Schenktisch sei ganz eingerichtet, und er selbst sei ausdrücklich deshalb aus Schottland gekommen. Es ward hierauf wirklich eine Schlacht geliefert. Sie fand bei Verneuil Statt, und endigte zum Verderben des französischen Heeres. Die Schuld dieses Unglückes schreiben viele Franzosen dem Umstande zu, daß ihre Landsleute durch die Streitlust des Grafen von Douglas zu einer übereilten Heftigkeit fortgerissen worden wären; es scheint aber, als ob umgekehrt Douglas und sein Landsmann Stuart zum Zögern gerathen und dagegen d'Aumale und Narbonne einen unmittelbaren Angriff der Feinde verlangt hatten. Die Engländer hatten, wie sie pflegten, ihre Stellung durch spanische Reiter förmlich befestigt; diese Stellung stürmten die Franzosen mit unbedachtsamer Hitze, und sie zogen sich dadurch eine Niederlage zu, welche gleich der bei Azincourt gerade die Blüthe ihres Herrenstandes und ihrer Ritterschaft traf. Andererseits mußten freilich auch die Engländer diesmal ihren Sieg theuer

erkaufen. So groß aber auch der Verlust der Letzteren war, so ist es doch eine Fabel, wenn die gewöhnlichen Geschichtsbücher, um eine Redensart mehr zu haben, erzählen, es sei durch den Herzog von Bedford jede Feier des Sieges verboten worden, weil derselbe zuviel Blut gekostet habe; denn das Gegentheil läßt sich aus den Parlaments-Registern und aus anderen Urkunden beweisen. Unter den gebliebenen Führern der Franzosen waren der Connetable, der Graf von Douglas und sein Sohn, Lord Stuart, Aumale, Narbonne, Harcourt, Ventadour und viele Andere. Die Italiäner des Herzogs von Mailand waren, wie die Condottieri pflegten, frühe davon gegangen. Die Schlacht bei Verneuil würde den König Karl zu Grunde gerichtet und dem Kriege ein Ende gemacht haben, wenn nicht gerade damals der Herzog von Bedford durch den Streit zwischen den Herzögen von Burgund und Gloceſter genöthigt worden wäre, zwei Jahre hindurch seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederlande und auf die Unternehmungen seines Bruders zu richten. Übrigens suchte gleich nachher König Karl den Herzog der Bretagne dadurch von den Engländern abzuziehen, daß er dem Bruder desselben, dem Grafen von Richemont, die erledigte Würde eines Connetable übertrug. Er verknüpfte zugleich damit die Hoffnung, daß durch den Herzog der Bretagne vielleicht auch Philipp von Burgund, dessen Schwester, die Wittwe des Dauphin Ludwig, sich mit Richemont vermählt hatte, gewonnen werden könne. Dieser Plan scheiterte aber; denn als der neue Connetable wirklich einen Bund des Herzogs von Bretagne mit Karl VII. zu Stande gebracht hatte, nöthigte Bedford alsbald den Herzog und die Stände von Bretagne, der Verbindung mit Frankreich wieder zu entsagen.

Der Krieg wurde seit der Schlacht bei Verneuil nach Art der Ritterfehden geführt. Obgleich nämlich das Land unsäglich litt und der Patriotismus der Franzosen nach und nach mächtig erwachte, traten doch keine Heere einander im Kampfe gegenüber. Auch war der Connetable Richemont zwar im Felde und im Kabinet tüchtig; er richtete aber sein Augenmerk weit mehr auf die Intriguen und Kabalen der Mätressen und Günstlinge des elenden Karl's VII., als auf die Leitung des Krieges. Sowie er früher schon den Präsidenten der Provence, Louvet, und den Herrn von

Giac nebst seiner Gemahlin aus dem Palast und den Armen des Königs gerissen und grausam hingerichtet hatte, so wollte er 1427 auch la Tremouille, den er doch selbst dem Könige zum Günstling empfohlen hatte, wieder verdrängen; er unterlag aber diesmal und mußte auf la Tremouille's Betreiben sowohl den Hof als das Heer verlassen. Ein Mann, der in solchem Grade mit den Kabalen des Hofes beschäftigt war, konnte daher natürlich auch nicht den günstigen Umstand benutzen, daß in den Jahren 1426 und 1427 Bedford fast ganz von den englischen und burgundischen Angelegenheiten in Anspruch genommen war; Richemont blieb damals ruhig in Vannes, anstatt mit den vom Grafen von Foix und von anderen Verbündeten gesandten Verstärkungen das ganz zusammengeschwundene Heer der Engländer anzugreifen. La Hire und der Graf Dünois, der, weil er ein Nebensohn des ermordeten Herzogs von Orleans war, gewöhnlich der Bastard von Orleans genannt wird, schützten und retteten in jener Zeit den König Karl; denn ohne sie wäre derselbe damals von dem englischen Helden Talbot sogar aus Bourges und Orleans vertrieben worden. Im Jahre 1428 erhielt Bedford endlich freie Hand, und rüstete ein neues furchtbares Heer, um den Krieg zum Schlusse zu bringen. Er hatte im vorhergehenden Jahre nicht nur den Streit seines Bruders mit dem Herzoge von Burgund energisch beendigt, sondern auch den Herzog der Bretagne gezwungen, die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen anzunehmen, war dann im Winter nach Paris gegangen, hatte die Stände berufen und die englischen Herren und Barone aufgefordert, Truppen zu schicken. Im Jahre 1428 erschien der Graf von Salisbury mit sechstausend Mann in Frankreich, diesen fügte Bedford noch viertausend Mann hinzu, und wenn auch gerade damals der beste englische General, der Graf von Warwick, nach England zurückkehrte, um die ihm von Heinrich V. übertragene Leitung der Erziehung Heinrich's VI. zu übernehmen, so stießen dagegen Talbot, Suffolk, Arundel und andere Herren mit bedeutenden Corps zu Salisbury's Heere. Auch König Karl sah sich nach neuer Hülfe um. Er glaubte sie bei König Jakob I. von Schottland zu finden, und schloß mit demselben einen Vertrag, nach welchem die mit Karl's ältestem Sohne Ludwig verlobte schottische Prinzessin Margaretha ein Heer von

sechstausend Schotten als Ausstattung erhalten sollte, und Karl dagegen dem Könige von Schottland nicht nur die Provinz Saintonge gab, sondern auch die Abtretung der Grafschaft Evreux zusagte, sobald die Engländer gänzlich aus Frankreich vertrieben sein würden. Allein dieser Vertrag kam erst am 19. Juli zu Stande, als Salisbury sich bereits mit fünfzehntausend Mann gegen Orleans in Marsch gesetzt hatte, und folglich das versprochene schottische Hülfsheer, wenn es auch nachher eingetroffen wäre, jedenfalls zu spät gekommen sein würde. Der Graf von Salisbury eroberte eine ganze Anzahl fester Plätze, und begann im Oktober die Belagerung von Orleans. Da diese Stadt gut befestigt und der Gebrauch des Geschützes bei den Engländern noch neu war, so billigte der Herzog von Bedford die Belagerung derselben in später Jahreszeit so wenig, daß er vielmehr für gut fand, in einem uns aufbehaltenen Briefe an seinen König jeden Antheil daran von sich abzuweisen. (All things prospered for you, till the tyme of the seage of Orleans taken in hand, God knoweth by what advice.) Zur Rettung der Stadt Orleans eilten aus allen Gegenden des französischen Reiches begeisterte Patrioten herbei, und sowohl viele freiwillige Kämpfer, als auch alle ausgezeichneten Heerführer der Franzosen kamen entweder nach Orleans oder zum Könige, um die Stadt vertheidigen oder entsetzen zu helfen. Unter den Führern werden besonders genannt: der Bastard von Orleans, la Hire, Gaucourt, Xaintreilles, Quittery, Villars, Giresmes, Dorval, Thouars, Chabannes, Boussac, la Fayette und Graville. Während aber Männer und Weiber Unglaubliches thaten und litten, um Orleans zu retten, während der Patriotismus der Franzosen Wunder wirkte und sich immer allgemeiner verbreitete, lebte Karl VII. ganz sorglos und lustig mit seinen Günstlingen und Geliebten in Bourges. Man erzählt sogar, er habe einst, als ihm la Hire einen Bericht über die Gefahr, in welcher Orleans schwebe, abstattete, seine Gedanken nicht von den Anordnungen zu einer Festlichkeit abzuziehen vermocht, und deshalb auf la Hire's Vortrag so wenig Acht gegeben, daß dieser ausgerufen habe: er müsse gestehen, daß niemand ein Königreich lustiger zu verlieren vermöge, als König Karl. Nach langem Zaudern brach Karl endlich im Anfang des

Jahres 1429 auf, um Verstärkung und Proviant in die Stadt Orleans zu schaffen, deren Belagerer übrigens fast eben so sehr, als die Belagerten, an Lebensmitteln Mangel litten. Er hatte jedoch höchstens sechstausend Mann bei sich, während die Zahl der Feinde vierfach größer war. Als Karl in die Nähe der Stadt gekommen war, erfuhr er, daß der englische General John Fallstaff mit achtzehnhundert Mann von Paris abgegangen sei, um sowohl Munition, als auch den nöthigen Proviant, welcher nach der Gewohnheit des Mittelalters und wegen der Fasten hauptsächlich aus gesalzenen und geräucherten Heringen bestand, in das Lager vor Orleans zu bringen. Diesen Transport wollte Karl überfallen lassen; er schickte daher seine besten Truppen, zu welchen besonders die Schotten gezählt wurden, aus, und diese trafen am 12. Februar 1429 bei Rouvray, einem Dorfe im Beauce, auf John Fallstaff's Schaar. Die Franzosen waren den Engländern an Zahl weit überlegen, sie begingen aber auch diesmal den Fehler, der ihnen bis dahin in allen Schlachten mit den kalten und besonnenen Engländern verderblich gewesen war. Sie griffen die Engländer mit übereilter Hitze innerhalb des spitzigen Pfahlwerkes derselben an, und geriethen dabei überdies noch untereinander selbst in Zwist, indem die Einen zu Pferd, die Anderen zu Fuß angegriffen haben wollten. Die Engländer erfochten daher in dem Treffen bei Rouvray, welches man sonderbarer Weise das Herings-Treffen nennt, einen vollständigen Sieg. Jetzt glaubte jedermann, daß Orleans sich nicht länger werde halten können, und der König selbst verzagte; er wollte die Loire verlassen und sich in die Provence zurückziehen. Seine Gemahlin dagegen und seine Geliebte, Agnes Sorel, erwarben sich den Ruhm, daß sie mehr Muth und Patriotismus zeigten, als er. Von der Königin insbesondere rühmt man, daß sie ihre Kleinodien, ihr Gold, ihr Silber und sogar die Geräthschaften und Zierrathen ihrer Kapelle willig geopfert habe, um den Sold der Kriegsleute bestreiten zu können.

In diesem Augenblicke, als Orleans verloren schien, zugleich aber auch der Herzog von Burgund auf die Engländer eifersüchtig zu werden und seine Truppen allmälig von ihnen weg zu ziehen begann, fand sich zufällig ein Werkzeug, durch welches man mit Hülfe des Aberglaubens und Fanatismus jener Zeit den mächtig

erwachenden Patriotismus aufs Höchste zu steigern im Stande war. Ein achtzehnjähriges Bauernmädchen aus dem lothringischen Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs, Johanna d'Arcq oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, die Jungfrau von Orleans, glaubte, was damals nicht selten war, vom Himmel selbst den Beruf erhalten zu haben, Orleans zu retten und den König zur Krönung nach Rheims zu führen. Sie hatte, hieß es, schon im dreizehnten Jahre himmlische Gesichte gehabt, sie verkehrte mit Eremiten, die heilige Katharina und die heilige Margaretha waren ihr befreundet, und der Vorkämpfer und Führer der himmlischen Heerschaaren gegen die Banden der Hölle, der Erzengel Michael, war ihr Patron. Ihr war unter Andern geoffenbart worden, daß in einem Grabmale hinter dem Hauptaltar von St. Katharina de Fierbois ein Ritterschwert verborgen sei, durch welches sie Frankreich retten solle. Eine außerordentliche Erscheinung war dieses Bauernmädchen auf jeden Fall, und sie wirkte in der That Wunder, wenn man auch nicht zu glauben geneigt ist, daß sie von Gott zur Rettung Frankreich's besonders erkoren war. Man verstand übrigens in jener Zeit ebenso gut, als in der unsrigen, die Kunst, das Volk und die Enthusiasten durch künstliche Reizmittel aufzuregen und in der Aufregung zu erhalten. Hierbei waren König Karl und die vielen Weiber, mit welchen er umging, sehr thätig. Johanna ward in Bezug auf den rechten Glauben von Theologen sowie in Bezug auf ihre Keuschheit von den Damen des Hofes mit großem Aufsehen geprüft und bewährt gefunden. Auch das Parlament erhielt eine Rolle bei der Mystification, welche der König selbst bekräftigte, indem er versicherte, Johanna sei mit einem ihn betreffenden Geheimnisse bekannt, welches sie nur durch göttliche Offenbarung habe erfahren können. Nachdem König und Parlament die Jungfrau dadurch, daß sie die göttliche Sendung derselben anerkannten, zu einer Staatsperson gemacht hatten, ward ihr der Oberbefehl über die Truppen förmlich übertragen. Sie war aber verständig genug, vor der Befreiung von Orleans zweien bekannten Generalen, sowie nach dem Entsatze der Stadt dem Grafen Dünois und dem la Hire zu folgen. Die Hauptsache war jedoch, daß sie selbst an ihre Sendung glaubte, daß der Haß gegen die Engländer und die Liebe zum Vaterland ihr von

Kindesbeinen an eigen waren, und daß Muth, Geistesgegenwart, Frömmigkeit und Tugend ihr die Bewunderung eines jeden erwarben, welcher Gelegenheit hatte sie zu sehen. Außerdem machte auch der Glauben an ihre göttliche Sendung der ritterlichen Zuchtlosigkeit und Anarchie, welche bisher den Franzosen verderblich gewesen war, ein Ende; denn es wurden jetzt die weisen Anordnungen der besten Anführer und Streiter als göttliche Eingebungen geltend gemacht. Dies erklärt den unerwarteten Effect eines fanatischen Einfalles.

Johanna hatte sich, als sie den von Gott erhaltenen Auftrag auszuführen beschloß, zuerst an den in Vaucouleurs commandirenden Edelmann Baudricourt gewandt, und von ihm verlangt, daß er sie zum Könige schicke. Baudricourt hatte sie zweimal zurückgewiesen, willfahrte ihr aber, als sie ihn zum dritten Male anging, weil der Wunderglauben zu seiner Zeit allgemeiner war, als in der unserigen. Im Februar 1429 ward sie zu Chinon, wo Karl sich damals aufhielt, diesem vorgestellt. Hier that sie dem Könige vor dem ganzen Hofe den Zweck ihrer Sendung kund, und die einfachen Worte, welche sie nach den Chroniken bei dieser Gelegenheit gesprochen haben soll, mußten den König bewegen, wenigstens den Versuch zu machen, ob Johanna nicht vielleicht der Theatergott sei, dessen sich das Schicksal bedienen wolle, um Frankreich aus einer ganz verzweifelten Lage zu erretten. (Gentil dauphin, sagte sie, j'ai nom Jeanne la Pucelle; le roi du ciel m'a envoyé pour vous secourir, s'il vous plaît me donner gens de guerre; par grace divine et force d'armes je ferai lever le siège d'Orleans et vous menerai sacrer à Rheims malgré tous vos ennemis. C'est ce que le roi du ciel m'a commandé de vous dire, et que sa volonté est, que les Anglois se retirent en leur pays u. s. w.) Der König ließ ihr eine Rüstung geben und das Schwert holen, welches ihrer Versicherung nach hinter dem Hauptaltar von St. Katharina de Fierbois vergraben und für sie zur Waffe bestimmt war. Nachdem sie hierauf die bereits oben erwähnte Prüfung durch die Geistlichkeit und die Damen des Hofes bestanden hatte, und ihre göttliche Sendung auch vom Parlament anerkannt worden war, begann sie mit ganz außerordentlichem Erfolge die Ausführung ihres Werkes. Wer bedenkt,

was noch in unseren Tagen die Wunder des Rockes Christi zu bewirken vermocht haben, der wird begreifen, daß in jener Zeit die Bewunderung einer Heldin und das Zutrauen zu ihrer Wunderkraft ganz Frankreich in Bewegung brachte. Johanna begann ihr Werk damit, daß sie der vom Grafen Dünois commandirten Besatzung von Orleans Verstärkungstruppen und Lebensmittel zuzuführen beschloß. Sie setzte sich zu diesem Zwecke im April 1429 in Marsch, und gelangte mit ihrer Schaar am 4. Mai glücklich in die Stadt. Hierauf nöthigte sie am 8. Mai den Feind, die Belagerung von Orleans, welche sieben Monate lang fortgesetzt worden war, ganz aufzuheben. Durch die Befreiung von Orleans war der erste Theil ihrer Aufgabe erfüllt. Der zweite bestand darin, daß sie den König Karl zur Krönung nach Rheims führen solle, wohin kein anderer Weg möglich war, als durch Gegenden, deren feste Plätze insgesammt feindliche Besatzungen hatten. Auch dies gelang ihr vollständig. Die wider alles Erwarten zu Stande gebrachte Befreiung von Orleans und der kühne Entschluß des von dem Mädchen angeführten französischen Heeres, sich durch die Engländer hindurch den Weg nach Rheims zu bahnen, vor allem Andern aber der allgemein verbreitete Glauben an die göttliche Sendung der Jungfrau erfüllten das englische Heer, welches zum Theil aus Franzosen bestand, mit Schrecken. Die Generale Fallstaff und Talbot wurden, als die von Johanna ermunterten französischen Führer bei Patay auf offenem Felde einen Angriff gegen sie wagten, vollständig geschlagen; Fallstaff floh und Talbot gerieth in Gefangenschaft (18. Juni 1429). Der Herzog von Bedford hielt, als er erfuhr, daß das Volk und die Ritterschaft von allen Seiten dem patriotischen Heere der Jungfrau zuströme, nicht für rathsam, diesem Heere vorerst im offenen Felde entgegenzugehen; er sammelte seine Engländer in Paris und in Isle de France, und überließ die Vertheidigung von Rheims den burgundischen Truppen, welche die Besatzung dieser Stadt bildeten. Karl und die Jungfrau traten in Gien, wo sie ein Heer gesammelt hatten, den Marsch nach Rheims an. Sie mußten, um dahin zu gelangen, einen Weg von achtzig Stunden machen und, wie schon bemerkt, durch ein Land ziehen, in welchem jeder haltbare Platz vom Feinde besetzt war. Sie schlugen sich glücklich durch. Unter-

wegs griffen sie auf ihrem Marsche durch Burgund die Stadt Auxerre, welche ihnen ihre Thore verschloß, nicht an, entweder weil Karl's Liebling, la Tremouille, um dessentwillen der Connetable Richemont seit drei Jahren vom Hofe verbannt war, sich hatte erkaufen lassen, oder weil man den Herzog von Burgund, welcher immer kälter gegen die Engländer ward, durch die Schonung der Stadt gewinnen wollte. Troyes dagegen wurde von den Franzosen erobert. Noch ehe dieselben hierauf in die Nähe von Rheims kamen, hatte die burgundische Besatzung bereits diese Stadt verlassen, so daß Karl am 27. Juli 1429 ungehindert einziehen konnte, und also auch die zweite Aufgabe der Jungfrau zu aller Welt Erstaunen glücklich gelöst war. Karl ward in Rheims von dem neu ernannten Erzbischof mit den hergebrachten Ceremonien gekrönt und gesalbt, obgleich keiner der weltlichen Pairs dabei anwesend war und auch die Reichskleinodien, Krone, Scepter (main de justice) u. s. w., fehlten, weil sie in dem von den Engländern besetzt gehaltenen St. Denis verwahrt wurden. Jetzt schien die Jungfrau von Orleans das Ziel ihrer Sendung erreicht zu haben, und sie selbst wollte sich deshalb vom öffentlichen Leben zurückziehen. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, und bat ihn flehentlich, sie zu entlassen; dieser hielt sie aber zurück, um sich ihrer auch ferner zu bedienen. Sie nahm daher an den zunächst folgenden Kämpfen Theil, und focht bei jeder Gefahr in den vorderen Reihen.

Noch in demselben Jahre, in welchem Orleans entsetzt und Karl VII. gekrönt worden war, eroberten die Franzosen Soissons, Provins, Chateau Thierry, Crépi, Senlis, Beauvais, Compiegne, Melün und Sens, und der Connetable Richemont bedrohte die Normandie so ernstlich, daß der Herzog von Bedford seine ganze Aufmerksamkeit auf diese Provinz wenden und deshalb Paris auf einige Zeit von Truppen entblößen mußte. Dies bewog den König und die Jungfrau gegen Paris vorzurücken. Sie lagerten sich mit ihrem Heere auf dem Montmartre und machten einen Angriff auf die Stadt, wurden aber zurückgeschlagen und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Karl selbst begab sich hierauf nach Bourges und brachte dort den Winter mit Lustbarkeiten zu. Im Frühling des folgenden Jahres (1430) ward der Herzog von Burgund,

welcher seit einiger Zeit den Engländern keine Unterstützung mehr gewährt hatte, von ihnen aufs neue gewonnen und belagerte hierauf Compiegne. Johanna eilte daher in diese Stadt. Hier nahm sie eines Tages an einem Ausfalle Theil und ward dabei, wahrscheinlich durch Verrath, gefangen (25. Mai). Es scheint fast, als wenn es der königlichen und aristokratischen Partei in Frankreich ganz gelegen gewesen wäre, der Bäuerin, welche die Retterin der Nation geworden war und das bürgerliche Nationalgefühl erweckt hatte, entledigt zu werden, sobald man des durch sie erregten Enthusiasmus entbehren und das Reich durch diplomatische Kniffe und militärische Waffen retten zu können glaubte. Man hatte nämlich bei jenem Ausfalle aus Compiegne nicht das Geringste gethan, um die Jungfrau, welche dabei den Rückzug deckte, glücklich in die Stadt zu bringen, sondern man hatte vielmehr das Thor früher, als nöthig war, geschlossen und die Brücke aufgezogen. Auch nachher geschah von Seiten des französischen Hofes gar nichts, um Johanna aus der Gefangenschaft zu befreien, obgleich man zu ihrer Auslösung Gefangene genug gehabt hätte. Endlich benahmen sich Karl und sein Hof während des Processes, durch welchen die Engländer das Mädchen als eine Hexe oder Zauberin gerichtlich verurtheilen ließen, auf eine solche Weise, daß man geneigt sein möchte, der von vielen Schriftstellern ausgesprochenen Behauptung Glauben zu schenken, Agnes Sorel habe ein junges Bauernmädchen, dessen Verdienste von ganz anderer Art waren, als die ihrigen, nicht länger eine Hauptrolle in Frankreich spielen lassen wollen. Die Engländer veranstalteten nämlich 1431 einen geistlichen Proceß gegen Johanna, weil sie, wie es scheint, für nöthig hielten, gerichtlich zu beweisen, daß das seitherige Glück der Franzosen ein Werk des Teufels und einer mit ihm verbundenen Betrügerin gewesen sei, und folglich gegen so orthodoxe Feinde, wie die Engländer sind, am Ende doch nicht werde bestehen können. Ihre eifrige Rechtgläubigkeit hatten sie ohnedies der Christenheit kurz vorher bewiesen; denn zwei Prinzen des englischen Königshauses, der Herzog von Gloceſter und der Bischof von Wincheſter, hatten eine Art Kreuzzug gegen die Hussiten gerüstet, und der Letztere war wirklich mit einer Vollmacht des Pabstes nach Deutschland abgegangen, ohne freilich mit seinem Zuge große Ehre einzulegen

(s. Th. IX. S. 201 f.). Johanna war ursprünglich nicht in der Gewalt der Engländer, sondern in der des burgundischen Generals Johann von Ligny, dessen Vasall Vendome sie bei Compiegne gefangen genommen hatte; der französische Generalvicar der Inquisition hatte sie aber schon drei Tage nach ihrer Gefangennehmung dem Herzoge von Burgund und seinem General abgefordert (comme véhémentement soupçonnée, wie es hieß, de plusieurs crimes sentant l'hérésie, crimes, qui ne pourroient se dissimuler ni passer sans bonne et convenable réparation). Die Pariser Universität unterstützte, wie von den gelehrten Theologen der Sorbonne nicht anders zu erwarten gewesen war, die Forderung des Inquisitors bei dem Herzoge von Burgund und seinem General aufs nachdrücklichste, und auch der Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, welcher vorher seiner Schlechtigkeit wegen von seinen eigenen Unterthanen fortgejagt worden war, drängte sich herbei, um an dem Verdienste der Verfolgung des patriotischen Mädchens Theil zu nehmen. Vergebens beschwor die Gräfin von Ligny ihren Gemahl fußfällig, die Unglückliche nicht geistlichen Richtern, deren Gericht damals barbarisch und deren Herzen von Eisen waren, zu überliefern; der Graf Johann, welcher nur an seinen und seines Vasallen Vendome Vortheil dachte, lieferte das Mädchen gegen ein Jahrgeld von dreihundert Livres für Vendome und gegen eine Summe von zehntausend Livres für sich selbst an den Herzog von Bedford aus. Dieser hätte nach dem kannibalischen Gebrauche jener Zeit die Gefangene ohne Weiteres tödten lassen können, ohne große Vorwürfe fürchten zu müssen; er that es aber nicht, weil er durch einen geistlichen Proceß die Wirkung des Glaubens an ihre göttliche Sendung zerstören zu können hoffte. Er fand hierzu gewissenlose geistliche Herren, die sich als Werkzeuge gebrauchen ließen, und von Seiten dieser geistlichen Herren hatte dann die unglückliche Gefangene eine entsetzliche Behandlung zu dulden. Die Barbarei, Grobheit und Gemeinheit ihrer Richter und die schmälige Art des Verfahrens gegen sie würden unglaublich sein, wenn sich nicht der ganze Wust der Proceß-Acten vollständig erhalten hätte. Die Hauptrolle spielten der Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, dessen ganzes Leben eine Reihe von Schandthaten war, der Inquisitor, Jean Graverend, und zwei Promotoren oder Kirchen-

anwälte. Übrigens empfand der eine von den beiden Letzteren (Epinel), nachdem er als erster Promotor, d. h. als derjenige Rechtsgelehrte, der bei geistlichen Gerichten den Generalprocurator vorstellte, mit Johanna schrecklich verfahren war, noch vor dem Ende des Processes Reue, und mußte deshalb einem anderen, ganz unbarmherzigen Manne Platz machen. Johanna ward, nachdem sie der Bischof von Beauvais im Juli 1430 für sein geistliches Gericht in Anspruch genommen hatte, im Oktober nach Rouen gebracht und durch gräßliche Kerker, sowie durch schwere Fesseln (sie war sogar mit einer Kette um den Leib angeschlossen) abscheulich gepeinigt. Erst im Januar 1431 ward sie auf Bedford's Geheiß dem Bischof und seinen Doctoren förmlich überlassen. Im Februar begann dann ihr Proceß, welcher bis in den Mai dauerte. Der erste Promotor brachte folgende vier Artikel gegen sie vor: 1) Sie habe, um in der Welt Bedeutung zu erlangen, einen Bund mit dem Teufel gemacht und von diesem die Geheimnisse und Voraussagungen erfahren, durch deren Ausspruch sie sich Glauben verschafft habe. 2) Sie habe das Volk verführt und die Franzosen gegen die Engländer aufgereizt. 3) Sie sei der Ketzerei schuldig, weil sie geduldet habe, daß man sie als eine Heilige verehre. 4) Sie habe im Widerspruch mit dem Schaamgefühl und der Pflicht des weiblichen Geschlechtes männliche Kleidung getragen, die Waffen geführt und freventlich ihre Hände in Blut getaucht. Mit dieser Anklage wurde dann der Proceß begonnen, oder mit anderen Worten, man fing an, die Unglückliche durch Verhöre, durch grobe Schimpfreden und durch schmähende Predigten zu quälen. Zuerst ward sie im Gerichte selbst vor vierzig bis sechszig der sauberen beisitzenden geistlichen Doctoren gepeinigt, dann aber im Gefängniß von dem Bischof Cauchon und seinem Collegen, dem Inquisitor, verhört. Die Letzteren schrieben dabei auf, was ihnen beliebte, und ließen dagegen alles dasjenige weg, was zur Entschuldigung dienen konnte. Vermittelst der aus ihr herausgequälten Antworten wurden dann die erwähnten vier Artikel bis auf zwölf vermehrt. Diese legte man, ohne daß Einsicht in die Acten gewährt ward, den achtundfünfzig Doctoren des Gerichtes und dem Capitel von Rouen vor, welche hierauf am 12. April die Strafe lebenslänglicher harter Gefangenschaft bei

magerer Kost für angemessen erklärten. Dieses gutachtliche Urtheil wurde der Universität Paris vorgelegt und von derselben einstimmig gebilligt. Obgleich dasselbe nun der Gefangenen als ihr Urtheil verkündigt wurde, so verlangten doch nachher der Graf Warwick und der Bischof von Winchester, welche im vorhergehenden Jahre mit dem achtjährigen König Heinrich VI. nach Frankreich gekommen waren, vom Bischof Cauchon, daß er ein Todesurtheil gegen sie auswirke. Cauchon sagte ihnen dies auch sogleich ohne Bedenken zu. Ein Schein des Rechtes dazu wurde leicht aufgefunden. Es war nämlich nicht schwer, die von ihren Eingebungen überzeugte Jungfrau dahin zu bringen, daß sie nicht nur einige frühere Äußerungen wiederholte, sondern auch ihre männliche Kleidung, welche man, als sie erkrankt war, in ihr Gefängniß gelegt hatte, wieder anzog. Dies war dann vom Bischof Cauchon und von dem Vice-Inquisitor der Diöcese Rouen, le Maitre, benutzt, um das vorige Urtheil dahin abzuändern, daß Johanna, weil sie sich als unverbesserliche Ketzerin bewiesen habe, der Strafe des Feuers schuldig sei und zur Erduldung derselben dem weltlichen Richter überantwortet werden solle (comme relapse excommuniée, rejettée du sein de l'église et jugée digne par ses forfaits d'être abandonnée à la justice séculaire). Hierauf ward sie dann endlich am 30. Mai 1431 in Rouen öffentlich verbrannt. Karl VII., seine vornehmen Generale und Hofleute und die Weiber, die ihn umgaben, thaten, soviel wir sehen, während des ganzen Jahres vom Mai 1430 bis zum Mai 1431 durchaus nichts Bedeutendes, um das Leben und die Ehre der Heldin des französischen Volkes zu retten; denn Johanna war seit ihrer Gefangenschaft für die Aristokratie wieder eine bloße Bäuerin geworden. Was später zur Rettung ihrer Ehre geschah, mußte des Volkes wegen gethan werden; Karl VII. ließ es geschehen, weil er und die Seinigen ebenso dachten wie Caracalla, welcher nach der Ermordung seines Bruders Geta den schlimmen Eindruck dieser Gräuelthat dadurch zu verwischen suchte, daß er seinen Bruder für einen Gott erklären ließ (Sit divus, dum non sit vivus!). Übrigens ward erst 1456 unter Karl's Nachfolger, Ludwig XI., die Revision des Processes der Johanna durchgesetzt. Die französische Nation hat auf jede Weise das Andenken der

muthigen und begeisterten Bäuerin geehrt und verewigt, und Johanna wird bis auf den heutigen Tag als das Ideal des französischen Enthusiasmus für Nationalität und Vaterland betrachtet.

An der grausamen Verfolgung der Heldin hatte der Herzog von Burgund, dessen Staaten im Jahre 1430 durch den Tod des Herzogs von Brabant einen bedeutenden Zuwachs erhielten, keinen Antheil. Dieser war übrigens ein höchst zweideutiger Verbündeter der Engländer, und unterhandelte fortwährend mit den Franzosen, welche das ganze Jahr 1430 hindurch in der Champagne, in der Picardie, in Isle de France und sogar in der Normandie mit Erfolg kämpften. Erst als sie einen Angriff auf Rouen versuchten, ward das Glück ihnen wieder einmal untreu. Der König Karl versank auch in diesem Jahre nach einer kurzen Anstrengung wieder in sein gewöhnliches Leben des Müßigganges und der Wollust. Er bewies sich damals, wie in dem ganzen Kriege, verächtlich, und wenn er auch später, nach der Beendigung desselben, achtungswerth und vortrefflich war, so verdankt er es doch nur der Schmeichelei der französischen Hofschriftsteller und Memoirenschreiber, daß seiner kleinen Seele, seinen geringen Fähigkeiten und seinem blos mit Weibern, Hofleben und Vergnügungen beschäftigten Verstande ein Antheil an der Wiedereroberung seines Reiches zugeschrieben wird. Während jeder Graf, Baron und Rittersmann, ja die ganze Nation eine ähnliche Energie zeigte, wie die Spanier in den Jahren 1809 bis 1812, lebte Karl unbekümmert um sein Reich in Lust und Freude. Er erschien nicht beim Heere, und unterstützte nicht einmal den Aufstand in der Normandie, wo die Bauern, über die Erpressungen der Engländer erbittert, die Waffen ergriffen. Es gab daher auch keinen allgemeinen Plan und keine obere Leitung im Kampfe mit England, sondern jeder Hauptmann führte für sich allein Krieg. Nichtsdestoweniger ward eine Stadt nach der anderen von den Franzosen besetzt, und der Herzog von Bedford konnte sich, nachdem er seinen Neffen Heinrich VI. durch den Bischof von Wincheſter in Paris hatte krönen lassen (December 1431), nur mit großer Anstrengung im Besitze dieser Stadt behaupten. Ja, er fühlte sich sogar gedrungen, schon nach wenigen Tagen den jungen König von Paris nach Rouen und von da nach England zu bringen. Freilich war der

ganze Zustand der Dinge ebenso verderblich für Karl's VII. Unterthanen, als für denjenigen Theil von Frankreich, welcher unter der Herrschaft der Engländer stand und von diesen des Krieges wegen durch Auflagen gedrückt wurde. Das Volk litt unsäglich; ein Schriftsteller jener Zeit sagt sogar geradezu, Vernunft und Gerechtigkeit habe es nicht mehr gegeben, und das Volk sei überall im Elend gewesen (il y avait ni raison, ni justice, et les peuples n'avoient d'autre recours, si non de crier misérablement).

Übrigens brachte seit dem Jahre 1432 Karl's VII. Unthätigkeit ihm selbst und seinem Volke mehr Nutzen, als eine rasche Thätigkeit hätte bringen können; denn der Herzog Philipp von Burgund fand bald Karl's Indolenz vortheilhafter für seine Absichten, als den Stolz des Herzogs von Bedford. Dieser verlor nämlich damals seine Gemahlin, eine Schwester Philipp's, und vermählte sich schon sechs Monate nachher mit Jacqueline von Luxemburg, der Tochter eines burgundischen Vasallen, ohne dem Lehenrechte jener Zeit gemäß die Erlaubniß ihres Lehensherrn dazu einzuholen. Dies entfremdete Philipp dem Regenten von England, und erleichterte die Bemühungen der Franzosen, den Ersteren vom Bunde mit dem Reichsfeinde zu trennen. Doch konnte erst nach zwei Jahren eine Verbindung zwischen Karl VII. und Philipp zu Stande gebracht werden, weil immer wieder neue Hindernisse entgegentraten. Nicht nur bemühten sich die Engländer, Philipp von Burgund wieder mit dem Herzoge von Bedford auszusöhnen, sondern Philipp hatte auch 1433 in seinem eigenen Lande genug zu thun, und gerieth zu der nämlichen Zeit mit seinem Schwager, dem Herzoge von Bourbon, in Krieg. Die Städte und Stände der mit seinem Gebiete vereinigten freien Provinzen nahmen an seinem Kriege wenig Antheil, und zwei dieser Städte, Gent und Ypern, welche damals ebenso wie Amsterdam und Rotterdam im siebenzehnten Jahrhundert eine Macht bildeten, erhoben sich 1433 in offenem Aufstande gegen ihn. Der Herzog von Bourbon aber behauptete das Heirathsgut seiner Gemahlin nicht erhalten zu haben, fiel deshalb seinem Schwager in das Land und eroberte einige dreißig Burgen, wofür Philipp sich dadurch rächte, daß er 1434 Beaujeu wegnahm. Nichtsdestoweniger söhnte sich Philipp im folgenden Jahre mit dem König

Karl völlig aus. Dazu trug die Rückkehr des Connetable Richemont an den französischen Hof das Meiste bei. Dieser war, wie oben (S. 77 f.) berichtet worden ist, durch den Einfluß la Tremouille's vom Hofe und vom Commando entfernt worden, und la Tremouille hatte sogar zu bewirken gesucht, daß der König den Grafen Richemont nicht einmal in der gefährlichsten Zeit des Krieges, als Richemont seine Dienste anbot und wirklich wesentliche Vortheile errang, an der Spitze eines Heeres dulden wollte. Endlich ward aber la Tremouille selbst gestürzt und dem Connetable der ihm gebührende Einfluß wieder ertheilt. Die Art, wie dies geschah, verdient näher angegeben zu werden, denn sie ist bezeichnend für Karl's Charakter und für die Schlaffheit, welche er während des aufopfernden Kampfes aller Klassen seines Volkes zeigte. La Tremouille's Einfluß war gegen das Ende des Jahres 1433 dem Bruder der Königin, dem Grafen Karl von Maine, sowie dem Herzoge von Alençon und mehreren anderen Herren unerträglich geworden; diese beschlossen daher seinen Sturz, und vereinigten sich mit dem Connetable Richemont, sowie mit den Herren dü Büeil, Chaumont, Coitivy, la Varenne und Rosnyeven. Es ward ausgemacht, daß man den verhaßten Liebling gewaltsam ergreifen, vom Hofe fortbringen und in Haft halten wolle. Die zuletztgenannten Herren übernahmen die Ausführung. Sie drangen Nachts in la Tremouille's Schlafzimmer, versetzten ihm, als er aus dem Bette sprang und sich wehren wollte, einen Dolchstich in den Unterleib und schleppten ihn dann gefesselt auf das Schloß Montresor. Gleich nach geschehener That begaben sich zwei von ihnen, dü Büeil und Coitivy, zum Könige, meldeten ihm den Hergang der Sache, und versicherten ihn, daß sie nur zum Besten des Staates gehandelt hätten. Karl blieb einige Zeit hindurch unentschieden, schon nach wenigen Tagen aber hatte sich sein Schwager Karl von Maine ihm so unentbehrlich gemacht, als la Tremouille nur jemals gewesen war, und der König ließ gleich darauf den in Tours versammelten Ständen durch den Kanzler erklären, daß er mit dem, was jene Herren gethan hätten, gar nicht unzufrieden sei (que l'attentat commis par les sires de Bueil et de Coitivy étoit avoué par lui et qu'il les retenoit dans ses bonnes graces). Die Entfernung des seit-

herigen Lieblings hatte die unmittelbare Folge, daß der Connetable Richemont, welcher im Felde wie im Kabinet große Fähigkeiten gezeigt hatte und ungemein thätig war, wieder die Leitung der Geschäfte erhielt. Er eilte nach Compiegne, und trieb die Engländer aus vielen Orten der Picardie, hütete sich aber sorgfältig, den Herzog von Burgund anzugreifen, als dieser den Krieg gegen den Herzog von Bourbon fortsetzte, sondern bemühte sich vielmehr eine Aussöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen, was ihm endlich auch im Januar 1435 bei einer Zusammenkunft, welche zwischen ihm und den beiden Herzögen zu Nevers gehalten wurde, vollständig gelang. Bei dieser Zusammenkunft ward auch die Aussöhnung des Herzogs von Burgund und des Königs Karl eingeleitet und zum Zwecke derselben, sowie zur Herstellung des Friedens überhaupt ein europäischer Congreß verabredet, welcher im Juli zu Arras gehalten werden sollte. Man lud auch den Pabst und das Baseler Concilium ein, Gesandte zu schicken, damit, wenn die Engländer auf die billigen Friedensvorschläge, welche Frankreich in Arras machen wollte, nicht eingingen, der Herzog von Burgund seiner eidlichen Verbindlichkeiten gegen dieselben durch die Kirche entbunden werden könne.

Der Congreß ward im Juli und August gehalten, und war so glänzend, daß die Chroniken berichten, es seien über zehntausend Menschen zu demselben zusammen gekommen. Es erschienen in Arras nicht nur englische und französische Gesandte, sowie der Herzog von Burgund, sondern auch der deutsche Kaiser, die Könige von Castilien, Aragonien, Navarra, Portugal, Sicilien, Schottland, Polen, Dänemark und Cypern, die Herzöge von der Bretagne und von Mailand und andere Fürsten hatten Gesandte geschickt. Von Seiten der Engländer, deren König zugleich als Beherrscher von Frankreich und von England gelten wollte, kamen nicht weniger als siebenunddreißig Gesandte, an deren Spitze der Kardinal Heinrich von Wincheſter, der Erzbischof von York und zwei andere Bischöfe standen. Der König von Frankreich schickte siebenzehn Gesandte, unter denen sich der Connetable Graf Richemont, sowie zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Bourbon und der Graf von Vendome, befanden. Der Herzog von Burgund, in dessen Lande ja die Stadt Arras lag, war persönlich anwesend,

und zwar in Begleitung seiner Gemahlin, sowie des Herzogs von Geldern, der Bischöfe von Lüttich und von Cambray und der Grafen von Nevers, Vaudemont und Ligny; der zuerst genannte Bischof blendete Alle, welche weltlich dachten, und ärgerte alle Frommen durch die ganz thörichte Pracht und Üppigkeit, die er entfaltete. Die Franzosen erboten sich auf dem Congreß, den Engländern die Normandie und Guyenne unter der Bedingung abzutreten, daß beide Provinzen französische Lehen blieben; allein bei der englischen Gesandtschaft befanden sich außer den genannten vier Bischöfen die Herren, welche seit Heinrich's V. Tod neben Bedford und Glocester den bedeutendsten Einfluß gehabt hatten, die Grafen von Warwick, Huntington und Suffolk, und von diesen war wenig Nachgiebigkeit zu erwarten. Sie forderten die Hälfte des französischen Reiches, sowie den Titel eines Königs von Frankreich für ihren König. Dazu konnten und wollten die Franzosen sich nicht verstehen und die englische Gesandtschaft verließ deshalb trotzig den Congreß. Dies war vorauszusehen gewesen; auch hatte man die Engländer nur in der Absicht zugezogen, damit der Herzog von Burgund einen schicklichen Vorwand erhalte, sich der mit England eingegangenen Verbindung zu entziehen. Zwischen dem Herzoge selbst und dem König Karl ward leicht ein Vertrag zu Stande gebracht, da der Letztere seine Gesandten bevollmächtigt hatte, auf jede Forderung des Herzogs einzugehen. Dieser Vertrag wurde am 21. September 1435 geschlossen, und legte dem Könige von Frankreich folgende Verpflichtungen auf. Karl mußte dafür, daß Philipp von Burgund ihn als seinen Oberherrn und als König von Frankreich anerkannte, erstens in aller Form erklären, daß er nur wegen seiner Jugend sich habe bewegen lassen, den Mord des Herzogs Johann von Burgund zu billigen und die Mörder zu hegen. Er versprach ferner, die Mörder auszuliefern oder, wenn dies nicht geschehen könne, sie auf immer zu verbannen. Er verpflichtete sich drittens zur Stiftung einer Kapelle, welche mit dem nöthigen Einkommen für einen vom Herzoge zu ernennenden Kaplan ausgestattet werden sollte, sowie einer Karthäuser-Kirche zu Montereau, in welcher beständig Seelenmessen für den gemordeten Herzog gelesen werden sollten, und mußte außerdem an der Stelle, wo unter seinen Augen der Mord

geschehen war, ein großes Kreuz errichten lassen. Viertens verstand er sich dazu, fünfzigtausend Dukaten (écus d'or) für die dem Herzoge nach seiner Ermordung geraubten Effecten zu zahlen. Endlich überließ Karl — und dies ist der für die ganze spätere Geschichte, besonders aber für die des Königs Ludwig XI. folgenreichste Artikel des Vertrages — dem Herzoge oder seinem Sohne nicht nur die Städte Macon und St. Jangon als Pairie, sondern auch die Grafschaft Charolais und alle königlichen Rechte über dieselbe, über Burgund und über Artois, sowie die Grafschaft Boulogne und die Städte St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville, St. Riquier, Crevecoeur und andere Orte an der Somme, jedoch unter der Bedingung, daß die genannten Städte für viermalhunderttausend Thaler wieder eingelöst werden könnten. Außerdem erließ der König dem Herzoge jede Art von Huldigung und versprach eine vollständige Amnestie. In Folge dieser Vertragsbedingungen ward der Herzog von Burgund, welcher früher sehr weislich die deutsche Kaiserwürde abgelehnt hatte, der mächtigste und reichste Herrscher in Europa.

Am Tage vor der Unterzeichnung des Friedens von Arras hatte die Königin Isabella, Karl's VII. Mutter, ihr Leben unter den traurigsten Umständen geendet, und acht Tage früher war auch der Herzog von Bedford gestorben. Die Engländer hatten seit dem Frühjahre im Kampfe stets den Kürzeren gezogen und eine Stadt nach der anderen verloren, der schmerzlichste Verlust aber, den sie erlitten, war der Tod des Herzogs von Bedford; denn dieser große Mann hatte allein den englischen Staat im Felde wie im Kabinet aufrecht erhalten, und sein Bruder, der Herzog von Gloceſter, besaß nicht Ansehen genug, um dem Kardinal von Wincheſter, mit welchem er seit Heinrich's V. Tode in Streit gewesen war, und dem Herzoge von Sommerset gewachsen zu sein. Es wurden daher gleich nach Bedford's Tode die Unruhen vorbereitet, welche in den folgenden zwanzig Jahren England eben so sehr zerrissen, als Frankreich vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an bis auf den Frieden von Arras zerrissen gewesen war.

6. Innere Unruhen in England unter Heinrich VI.

Die Erziehung des jungen Königs von England, Heinrich's VI., war zuerst seinem Großoheim, dem Herzoge von Exeter, anvertraut gewesen; nach dem Tode desselben (1424) erhielt sie der Graf von Warwick, dessen Patent und Instruction jedoch erst im Juni 1428 ausgefertigt wurden. Dieser leitete den unmündigen König ganz im Sinne der Adels-Partei, welche im Regentschaftsrath herrschte. Die Gegner bewogen daher den Knaben schon in seinem elften Jahre, größere Unabhängigkeit und die vorgängige Mittheilung dessen, was in seinem Namen verordnet werde, zu fordern. Man verwies ihn jedoch zur Ruhe, und ertheilte dem Grafen von Warwick die Vollmacht, den König auf jede Weise beobachten und unter Aufsicht halten zu lassen. Im vierzehnten Jahre verlangte Heinrich aufs neue, daß er, was mit gewissen Beschränkungen zu der Ausbildung eines künftigen Regenten für das praktische Leben durchaus nothwendig zu sein scheint, den Sitzungen des Regentschaftsrathes beiwohnen dürfe, um in denselben zu lernen, wie die Reichsangelegenheiten geführt würden. Die streng aristokratischen Mitglieder des Rathes wiesen auch diese billige Forderung zurück, und gaben dem jungen Könige eine lange theologisch-pedantische Antwort, welche darauf hinauslief, daß derselbe von der Theilnahme an der Regierung ganz und gar ausgeschlossen bleiben müsse (They therefore think, it would be perilous and harmfull to change the rule and government, that afore this in his tender age hath been appointed for the good and surety of his noble person and of his land). Gern hätten sie auch nachher seine Zulassung verweigert, als er in seinem siebenzehnten Jahre (1437) sich der Vormundschaft wenigstens so weit entziehen wollte, daß er Kunde von dem erhalte, was im Kabinet vorging. Dies konnten sie jedoch nicht wagen. Sie gewährten ihm daher eine Theilnahme an der Regierung, setzten ihm aber dabei solche Schranken, daß die Leute, welche sich seiner bedienen wollten, nicht viel schaden konnten. Er sollte nämlich Strafen erlassen oder mildern, Pfründen vergeben und besondere Gunstbezeugungen für sich allein ertheilen dürfen; er sollte ferner von denjenigen Berathungen, welche für seine Krone und deren Vorrechte von Bedeutung wären,

in Kenntniß gesetzt werden, und endlich bei allen Beschlüssen des Regentschaftsrathes, welche nicht eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen für sich hätten, den Ausschlag geben.

Von diesem Augenblicke an erhielt die bittere Feindschaft, welche schon seit Heinrich's V. Tod zwischen des jungen Königs Oheim, dem Herzoge von Gloceſter, und seinem Großoheim, dem Bischof von Wincheſter und Kardinal Heinrich, bestand, eine für das Reich verderbliche Bedeutung. Der Kardinal, ein ebenso habgieriger und geiziger, als hochmüthiger und herrschsüchtiger Mann, verschaffte sich dadurch einen großen Einfluß, daß er dem schwachen, ganz unfähigen Könige, über dessen abergläubige Seele er ohnedies als Geistlicher große Gewalt hatte, zu schmeicheln wußte, und daß er ihm, da Heinrich über die Reichseinkünfte nicht gebieten konnte, von Zeit zu Zeit bedeutende Summen lieh; er hatte sich jedoch durch seinen Papismus, seinen Kreuzzug gegen die Hussiten (s. S. 85 f.) und sein Streben, den Frieden mit Frankreich herzustellen, bei der Nation nicht beliebt gemacht. Auch hatte er ein so böses Gewissen, daß er sich einst vom jungen Könige in einer noch vorhandenen Urkunde einen Generalpardon für alles, was er jemals begangen haben könnte, ertheilen ließ. Sein Gegner, der Herzog von Gloceſter, hatte sich durch seine niederländischen Händel (s. S. 72 ff.) und durch seine zwiefache Heirath mit Weibern anderer Männer, nämlich zuerst mit Jakobäa von Hennegau und dann mit Eleonore Cobham, ebenfalls viel geschadet; er gewann aber nachher dadurch wieder an Ansehen, daß er stets auf die Fortsetzung des Krieges mit Frankreich drang. Beide Männer hatten in und außer dem Regentschaftsrath ihre Anhänger, und suchten diese bei jeder Gelegenheit zu befördern und zu heben. Namentlich arbeitete beim Tode des Herzoges von Bedford Einer dem Anderen entgegen, um einem seiner Anhänger die Statthalterschaft von Frankreich zu verschaffen. Der Kardinal von Wincheſter wollte seinem Brudersſohn, dem Grafen Beaufort von Sommerset, die Regentschaft in Frankreich übertragen haben. Diesem setzten aber der Herzog von Gloceſter und die Mehrzahl der Regentschaftsräthe den Herzog Richard von York entgegen, welcher nicht nur ein Enkel von des Königs Eduard III. viertem Sohne, dem Herzog Edmund von York, war,

sondern auch von seiner Mutter Anna Mortimer, einer Urenkelin von Eduard's III. zweitem Sohne, dem Herzog von Clarence, die Rechte des Hauses Clarence geerbt hatte. Richard von York ward wirklich Bedford's Nachfolger in Frankreich; die Gegenpartei hintertrieb aber sieben Monate lang die Ausfertigung der Bestallungsurkunde für ihn, und veranlaßte dadurch, wie wir später sehen werden, den Verlust der Stadt Paris. Mehrere Jahre nachher wurde Richard trotz aller Kabalen des Kardinals von Wincheſter zum zweiten Male als Statthalter nach Frankreich geschickt. Es bildeten sich also damals in England unter ähnlichen Verhältnissen zwei politische Parteien, wie in Frankreich zur Zeit Karl's VI. die Parteien der beiden Häuser Orleans und Burgund entstanden waren.

Der Zwiespalt dieser Parteien verwandelte sich in eine offene Fehde, als die Frage wegen der Freilassung des Herzogs von Orleans entschieden wurde. Der Herzog von Orleans war 1415 bei Azincourt in englische Gefangenschaft gerathen, und wurde noch immer in England zurückgehalten, weil er das ungeheuere Lösegeld, welches man von ihm forderte, nicht aufzubringen vermochte. Im Jahre 1439 betrieb der Kardinal von Wincheſter die Freilassung desselben auf das nachdrücklichste, sowohl weil er durch ihn den Frieden mit Frankreich herstellen zu können hoffte, als auch weil König Heinrich des sehr bedeutenden Lösegeldes, welches der Herzog zu bezahlen versprach, für sich nöthig hatte. Der Herzog von Gloceſter dagegen bot Alles auf, um die Sache zu hintertreiben, und überreichte dem Könige sogar eine Anklageschrift gegen den Kardinal, in welcher diesem eine Reihe der ärgsten Vergehungen, wie Habgier und Treulosigkeit, vorgeworfen wurde; alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich, er ward mit seiner Anklage abgewiesen und der Herzog von Orleans im Jahre 1440 freigegeben. Von dieser Zeit an kränkten beide Prinzen einander bei jedem Anlaß öffentlich. Namentlich vergalt 1441 der Kardinal den zwei Jahre früher gegen ihn gethanen Schritt durch einen ähnlichen Versuch gegen Gloceſter. Dieser ward nämlich dem abergläubigen Volke als Schützer und Begünstiger von Leuten, die mit dem Teufel im Bunde ständen, verdächtig gemacht. Zuerst klagte man Roger Bolingbroke, einen der Kaplane des Herzogs, als Hexenmeister an, und stellte ihn

in seinem Zauber-Ornat vor einer Kirche zur Schau aus. Dann ward des Herzogs Gemahlin, Eleonore Cobham, angegriffen. Diese hatte sich in der zweiten Nacht nach Bolingbroke's Verhaftung aus Furcht, von dem ihr und ihrem Gemahle feindlich gesinnten Kardinal und seiner Geistlichkeit verfolgt zu werden, in die Sakristei der Westminster-Kirche als in ein Asyl geflüchtet, und wurde in die Sache des Kaplans verwickelt. Sie war lasterhaft, ausschweifend, hochmüthig und habsüchtig, hatte ihren ersten Gemahl verlassen und den Herzog ungesetzlich geheirathet, und es kann leicht sein, daß sie geglaubt hatte, sie könne durch den Kaplan die Mächte der Hölle zu ihrem Dienste aufbieten. Wenigstens fand sich in der gegen sie angestellten Untersuchung, daß sie sich von einer berühmten Hexe einen Liebestrank hatte bereiten lassen, um Glocester's wankelhafte Liebe zu fesseln, und daß sie durch Bolingbroke die Geister der Unterwelt über die Dauer von Heinrich's VI. Leben befragt hatte. Sie wurde zugleich mit jener Hexe vor ein geistliches Gericht gestellt, und ergab sich ohne lange Vertheidigung in das Schicksal, welches die geistlichen Herren über sie verhängten. Sie ward von diesen für ihre Albernheit und für ihren dummen, aber bösartigen Aberglauben hart genug bestraft; denn sie mußte drei Tage baarfuß und baarhaupt mit einer brennenden Kerze in der Hand durch die Straßen der Hauptstadt wandeln, und wurde dann zur lebenslänglichen Haft gebracht, indem man hundert Pfund für ihren Unterhalt anwies.

An den Herzog selbst wagten sich seine Gegner erst dann, als die Partei, welche den Frieden wünschte, einen Waffenstillstand und eine Heirath des Königs, die zum Frieden führen sollte, durchgesetzt hatte. Der Herzog von Orleans hatte wahrscheinlich seit seiner Befreiung fortdauernd gearbeitet, um einen Frieden zu Stande zu bringen; es fanden sich aber unerwartete Hindernisse, und man kam erst im Jahre 1444 zu einer Übereinkunft, nachdem vorher auch ein Waffenstillstand zwischen Burgund und England geschlossen worden war. Der Kardinal von Winchester und seine Partei waren so eifrig, dem Kriege ein Ende zu machen, daß sie sich dazu verstanden, in der französischen Stadt Tours zu unterhandeln, während doch die Regentschaft seither immer verlangt hatte, daß dies auf englischem oder auf neutralem Gebiete ge-

scheben solle. In Tours erschienen von französischer Seite der Graf Dünois, ein Halbbruder des Herzogs von Orleans, und der Graf von Vendome, ein Prinz des königlichen Hauses, von Seiten England's Wilhelm de la Pole, Graf und später Herzog von Suffolk, welcher damals zugleich mit dem Kardinal von Winchester und dem Herzoge von York den fast blödsinnigen König Heinrich beinahe unbedingt leitete. Der englische Unterhändler hatte sich in einer Urkunde, die wir unter den Actenstücken der englischen Geschichte finden, für den von ihm etwa abzuschließenden Vertrag im Voraus Straflosigkeit zusichern lassen; denn er fühlte, daß die von ihm geleitete Waffenstillstands-Unterhandlung und die mit demselben verbundene Kabale der Verheirathung des Königs ihm leicht einmal sehr gefährlich werden könne. Ein Frieden kam in Tours nicht zu Stande, wohl aber ein Waffenstillstand, welcher achtzehn Monate dauern und für den Landkrieg in der Mitte Juni, für den Kampf zur See am 1. Juli beginnen sollte. Auch die Verhandlungen wegen der Heirath des englischen Königs wurden in Tours zum Schlusse gebracht. Diese Verhandlungen waren von Gloceſter's Feinden aus dem Grunde begonnen worden, weil sie, um ihm den Untergang bereiten zu können, dem schwachen Könige eine Gemahlin geben wollten, welche ihnen Alles verdanke und von ihnen abhängig bleibe. Sie wählten Margaretha, die Tochter des Titularkönigs von Neapel und Sicilien Renatus, welcher erst kurz vorher von seinem fehlgeschlagenen Zuge nach Neapel zurückgekehrt war und auch in Frankreich alle seine Besitzungen eingebüßt hatte (s. Th. IX. S. 353 u. 372—377). An eine Mitgabe war also nicht zu denken, man mußte vielmehr bedacht sein, dem Vater der künftigen Königin von England wenigstens einen Sitz zu verschaffen. Dieser Umstand machte die Unterhandlung lange schwierig; allein der Graf von Suffolk vermochte damals Alles, weil der Kardinal von Winchester sich vom Hofe entfernt hatte und nur noch zuweilen dem Könige Geld lieh. Er beredete den König, seinem künftigen Schwiegervater die demselben ursprünglich gehörenden Herzogthümer Maine und Anjou, welche in den Händen der Engländer waren, abzutreten, und bewirkte auch, daß die Mehrheit im Regentschaftsrathe ihre Einwilligung dazu ertheilte. Selbst der Herzog von Gloceſter gab über diese

sonderbare Heirath laut seinen Beifall zu erkennen; denn es ist, wie Lingard richtig bemerkt, ein Irrthum, wenn einige Schriftsteller behaupten, Gloceſter habe sich der Heirath auch noch in der letzten Zeit widersetzt. Doch konnte ihn dies nachher nicht retten. Margaretha ward mit dem Könige vermählt und in London gekrönt (Mai 1445).

Die neue Königin bemächtigte sich, da sie einen männlichen Sinn hatte, sogleich der Herrschaft über ihren schwachen Gemahl, und der von ihr begünstigte Suffolk ward allmächtig. Durch seinen Einfluß kam auch eine zweimalige Verlängerung des Waffenstillstandes, zuerst bis Ostern 1446 und dann bis zum Juni 1449, zu Stande. Die Königin und ihr Günstling richteten ihre Verfolgungen alsbald gegen den Herzog von Gloceſter. Der Hauptgrund, warum sie diesen zu verderben suchten, war der doppelte Umstand, daß Gloceſter als der einzige noch lebende Oheim des Königs, so lange der Letztere keinen Sohn hatte, der künftige Thronerbe war, und daß er bei dem Volke, das ihn nur den guten Herzog nannte, in großer Gunst stand. An seinem Sturze nahm auch der Herzog Richard von York Theil, welcher 1446 aus Frankreich zurückkehrte und mit großer Auszeichnung aufgenommen ward; denn so heftig auch nachher der Zwist zwischen den Häusern Lancaſter und York wurde, so scheint man doch damals von Richard noch nichts befürchtet zu haben. Gloceſter ward von seinen Feinden beschuldigt, er gehe damit um, den König, dessen abergläubige Bußübungen eine Art von Blödsinn zur Folge gehabt hatten, gewaltsam den Händen der Margaretha und ihrer Günstlinge zu entreißen und unter seine Vormundschaft zu bringen. Diese Beschuldigung wurde bald in eine förmliche Anklage umgewandelt, und der König versammelte das Parlament, um den Herzog richten zu lassen. Da das Parlament nicht, wie gewöhnlich, nach Weſtminſter, sondern nach Bury St. Edmunds berufen war, und überdies die Deputirten des Volkes (knights of the shire) den Befehl erhalten hatten, in demselben bewaffnet zu erscheinen, so ließ sich leicht erkennen, daß an kein unparteiisches Gericht zu denken sei. Auch hätte sich Gloceſter, welcher damals auf seiner Burg Devizes lebte, demselben leicht entziehen können; er that es aber nicht, sondern wohnte sogar schon der Eröffnung des Parlaments (10. Februar 1447)

bei, obgleich das Sitzungsgebäude auf allen Seiten mit Bewaffneten umgeben war. Er ward gleich am folgenden Tage durch den Lord Constable von England, Beaumont, des Hochverraths angeklagt und verhaftet. Siebenzehn Tage nachher fand man ihn Morgens todt im Bette liegend. Ob er gewaltsam aus der Welt geschafft wurde, ist schwer zu sagen. Da er nach der Sitte jener Zeit im Gefängnisse unmenschlich hart gehalten wurde, so könnte es leicht sein, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei; auch ist es nach dem Zeugnisse des Abtes von Whethamstede gewiß, daß er nicht noch am Abend vor seinem Ende völlig gesund war, wie Hume, Rapin und Andere berichten. Lingard, auf jenes Zeugniß gestützt, behauptet zuversichtlich, daß Gloceſter nicht ermordet worden sei. Im Volke glaubte jedermann an eine Tödtung des Herzogs, obgleich man Gloceſter's Leiche öffentlich ausstellen ließ und auf jede mögliche Weise zu beweisen suchte, daß er eines natürlichen Todes gestorben sei. Suffolk und die Königin wurden laut des Mordes beschuldigt. Gleich darauf erbitterten Beide durch ihr Verfahren gegen Gloceſter's Freunde und Dienstleute das Volk noch mehr. Sir Roger Chamberlayne, Richard Middleton, Thomas Herbert, Richard und Arthur Needeham und andere Herren und Ritter, welche zur Hofhaltung Gloceſter's gehört hatten und nebst einer Anzahl Diener desselben am Tage seiner Verhaftung in Greenwich zusammengekommen waren, wurden unter dem Vorwande, daß sie Eleonore Cobham hätten befreien, den König stürzen und Gloceſter auf den Thron erheben wollen, von Leuten des Königs eingeschlossen und die Vornehmsten unter ihnen als Rädelsführer ins Gefängniß geworfen. Zu ihrer Bestrafung wurde eine außerordentliche gerichtliche Commission (Oyer and Terminer) bestellt, deren Präsident der Graf von Suffolk und deren Mitglieder lauter Creaturen desselben waren, und dieses Gericht verurtheilte die Verhafteten zum Tode. Zwar wagte man nicht, das Urtheil vollstrecken zu lassen; das ganze Verfahren war aber so empörend, daß dadurch das Gerücht von der Ermordung Gloceſter's die größte Wahrscheinlichkeit erhalten mußte.

Durch die Verfolgung des Herzogs von Gloceſter hatten Suffolk und die Königin das Haus Lancaſter des einzigen Mannes, welcher dasselbe hätte auf dem Thron erhalten können, beraubt, und die

Freunde dieses Hauses gegen sich aufgebracht. Als wenige Wochen nach Glocester's Tode auch der alte Kardinal von Winchester starb (April 1447), maßte Suffolk sich die ganze Regierungsgewalt an, beleidigte den vorher mit ihm und dem Kardinal gegen Glocester verbündeten Herzog Richard von York, und erbitterte so auch die Anhänger des Hauses York, obgleich dasselbe als ein Zweig der Königsfamilie das nämliche Recht gegen Heinrich VI. geltend machen konnte, mit welchem das Haus Lancaster einst unter Heinrich IV. gegen den König Richard II. aufgetreten war. Der Herzog Richard von York mußte die Statthalterschaft von Frankreich zum zweiten Male aufgeben und dem mittlerweile zur Würde eines Herzogs erhobenen Grafen von Sommerset überlassen, welcher mit Suffolk und Margaretha ein Kleeblatt bildete. Zugleich benutzte man eine in Irland ausgebrochene Empörung, um Richard dadurch zu entfernen, daß man ihn zum Statthalter dieser Insel ernannte. Richard begann aber jetzt, die Misvergnügten, deren Zahl sehr groß war, um sich zu sammeln. Unmittelbar nachher wurden nicht nur Maine und Anjou dem Vater der Königin und somit den Franzosen übergeben, sondern England verlor auch alle seine Besitzungen in Frankreich mit alleiniger Ausnahme von Calais und der bei dieser Stadt gelegenen Festung. Hierdurch ward die Erbitterung der Nation gegen die Königin, welche den bigotten und fast geistesschwachen König unbeschränkt beherrschte, und gegen Suffolk, welcher alle Geschäfte leitete, in hohem Grade gesteigert. Besonders richtete sich der allgemein herrschende Unwillen gegen den Letzteren, dessen Vertraulichkeit mit Margaretha auch in anderer Beziehung übel gedeutet wurde. Ihm schrieb man die Vermählung des Königs und den in Folge derselben Statt gehabten Verlust von Maine und Anjou zu. Ihm warf man vor, daß er trotz der Protestation Glocester's den Herzog von Orleans aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und, seiner Geliebten, der Königin, zu Gefallen, die Vertheidigung der Normandie vernachlässigt habe. In dieser Provinz, welche bald nachher von den Franzosen vollständig erobert wurde, hatte 1449 die wichtige Stadt Rouen dem Feinde übergeben werden müssen, weil die Verstärkungen, welche dem Herzoge von Sommerset geschickt wurden, zu spät ankamen, und man warf die Schuld davon auf Suffolk. Auch hieß

es von ihm, daß er alle Subsidien, welche das Parlament gewähre, für ganz andere Zwecke, als für den Krieg verwende. Endlich beschuldigte man Suffolk noch, er habe den Herzog von York blos deshalb nach Irland geschickt, damit derselbe dort ein Opfer der Rebellen werde.

Der drohende Verlust der Normandie brachte endlich die allgemeine Unzufriedenheit zum Ausbruch, und zwar sowohl im Volke, als im Parlament. Dieses war im November 1449 versammelt worden, um die nöthige Hülfe zur Rettung der Normandie zu gewähren; es war aber kaum zusammengetreten, als sich eine so heftige Opposition gegen die Regierung erhob, daß man rathsam fand, es von Westminster nach London zu verlegen. Schon im December machte das Parlament eine unerhörte gerichtliche Demonstration gegen Suffolk. Eines Abends fand man nämlich William Taillebois, welcher als eine Creatur Suffolk's bekannt war, nebst einer Anzahl Haudegen in der Nähe des Sitzungsgebäudes versteckt; dies deutete man so, als wenn Taillebois dem Lord Cromwell, dem Haupte der Opposition, aufgelauert habe, und das Parlament ließ ihn deswegen nicht nur in den Tower werfen, sondern verurtheilte ihn auch zu der in jener Zeit ungemein hohen Geldstrafe von dreitausend Pfund. Schon vierzehn Tage nachher kam auch die Wuth des Volkes gegen Suffolk zu einem blutigen Ausbruch. Der Pöbel überfiel und tödtete nämlich im Januar 1450 Suffolk's Freund, den Siegelbewahrer und Bischof von Chichester, Adam Molyns, welcher im Verdachte stand, das Hauptwerkzeug bei den Kabalen wegen der Provinzen Anjou und Maine gewesen zu sein. Man behauptete nachher, was freilich sehr unwahrscheinlich ist, Molyns habe, um die Wuth des Haufens von sich abzuwenden, vor seinem Ende die ärgsten Beschuldigungen gegen Suffolk ausgesprochen. Dies bewog den von allen Seiten her bedrohten Günstling der Königin, Ende Januar vor dem Parlament durch eine lange Rede, die sich im Protocoll (Rotulus) findet, sein ganzes politisches Leben zu rechtfertigen; er vermochte aber trotz aller seiner Anstrengungen den herannahenden Sturm nicht zu beschwören. Schon vier Tage nachher, als er jene Rede gehalten hatte, ward er im Unterhause von Lord Cromwell des Hochverrathes angeklagt. Das Unterhaus ordnete, obgleich die

Anklage nicht im Einzelnen begründet worden war, augenblicklich eine Deputation an das Oberhaus ab, um von demselben die Verhaftung Suffolk's zu fordern. Die Pairs gaben jedoch, nachdem sie die Oberrichter befragt hatten, die Antwort: sie hätten kein Recht, einen Pair auf eine allgemeine Anklage hin in den Tower setzen zu lassen. Die erbitterten Mitglieder des Unterhauses ließen hierauf schon nach zwei Tagen durch ihren Sprecher dem Oberhause eine einzelne Beschuldigung vortragen, auf welche die Anklage des Hochverraths sich stütze. Nun ward wirklich Suffolk's Verhaftung angeordnet. Man warf ihn in den Tower, und bereits am 7. Februar wurden acht Klage-Punkte, sowie am 7. März noch sechzehn andere gegen ihn aufgestellt. Diese vierundzwanzig verschiedenen Punkte, unter welchen sich übrigens die auf Suffolk's Befehl vollbrachte Ermordung des Herzogs von Gloceſter nicht findet, drehen sich um bloße Beschuldigungen, nicht um Handlungen, welche gerichtlich als Verbrechen erweisbar gewesen wären; die Stimmung der Nation war aber so gereizt, daß der König oder vielmehr seine Umgebung Suffolk nur durch ein eigenmächtiges Verfahren retten konnte, welches von den Pairs als eine Verletzung ihrer Vorrechte angesehen wurde und deshalb eine förmliche Protestation derselben hervorrief. Anstatt nämlich, wie Sitte und Recht es verlangten, das Oberhaus als Gerichtshof einzurichten und ihm die Verhandlung des Processes zu überlassen, beschied der König die Lords und den Kanzler zu sich, forderte vor ihnen Suffolk zur Selbstvertheidigung auf, und gab, als dieser erklärte, er verzichte auf sein Vorrecht als Pair und stellte sein Schicksal dem Könige anheim, ohne weitere Verhandlung und ohne Urtheil durch den Mund des Kanzlers eine Entscheidung. Der König — so lautete der Spruch — wolle in Rücksicht der Anklage wegen Hochverraths Suffolk weder für schuldig noch für unschuldig erklären, in Betreff der anderen Anklage-Punkte aber befehle er ihm, das königliche Gebiet noch vor dem ersten Mai zu verlassen und in fünf Jahren nicht wieder zu betreten. Der Urtheilsspruch war also, wie man deutlich sieht, so gefaßt, daß der Angeklagte durch denselben blos dem allgemeinen Hasse auf einige Zeit entzogen werden sollte. Dieser Ausgang des Processes rief im ganzen Lande eine gewaltsame Bewegung hervor. An allen Kirchenthüren wur-

den Aufforderungen angeschlagen, daß man den Herzog aufsuchen und umbringen solle, und mehrere tausend Menschen versammelten sich vor Suffolk's Gefängniß, um gleich bei seiner Freilassung über ihn herzufallen. Suffolk entkam zwar damals glücklich dem Verderben und gelangte auf seine Güter, konnte aber seinem Schicksale doch nicht entgehen. Seine unzähligen Feinde beobachteten jeden seiner Schritte, und als er sich im Mai zu Ipswich eingeschifft hatte, um nach Frankreich zu fliehen, griff der Herzog von Exeter, welcher zu diesem Zwecke ein großes Fahrzeug, den Nicolaus de la Tour, ausgerüstet hatte, Suffolk's Schiff an, nahm ihn gefangen und ließ ihn auf dem Meere enthaupten. Seine Leiche warf man in der Nähe von Dower auf den Strand hin.

Nicht lange nachher kehrte Herzog Richard von York mit einem Heere aus Irland zurück. Er hatte seine Statthalterschaft ohne Erlaubniß des Königs verlassen, und setzte sich, sobald er an der englischen Küste gelandet war, gegen London hin in Marsch. Unterwegs ließ er den Sprecher des Unterhauses, John Tresham, einen der Hauptgegner Suffolk's, zu sich rufen; dieser ward aber, als er wieder heimkehrte, ganz nahe bei der Wohnung des Herzogs durch Leute des Lord Grey von Ruthyn ermordet. Richard marschirte gerades Weges nach dem Hoflager des Königs, benahm sich, als er vor Heinrich erschien, sehr trotzig, und zwang ihn zu dem Versprechen, das Parlament einzuberufen. Alles am Hofe zitterte vor Richard's Absichten. Zwar traf damals zufällig auch Sommerset aus Frankreich ein, wodurch die Königin und ihr Anhang vorerst beruhigt wurden; es zeigte sich aber bald, daß Sommerset gleich allen anderen Männern, welche in die französischen Angelegenheiten verwickelt gewesen waren, vom Hasse des Volkes verfolgt werde. Die Unzufriedenheit im Lande und die Unfähigkeit des Königs waren so groß, daß Richard von York jetzt sogar mit seinen Ansprüchen auf die Nachfolge in der Herrschaft hervortreten, und daß einer seiner Anhänger im Parlament den Antrag stellen konnte, ihn förmlich zum Thronerben zu erklären. Beharrte er doch selbst noch dann auf diesen Ansprüchen, als einige Jahre nachher (1453) der König einen Sohn erhielt, indem Richard's Anhänger die Ächtheit desselben zu bestreiten suchten! Richard war der Enkel von Eduard's III. viertem Sohne (dem Herzog Edmund

von York), er konnte aber gegen Heinrich VI. von dieser Abstammung kein Recht auf den Thron herleiten, so lange man Heinrich IV., Eduard's III. Enkel von seinem dritten Sohne (dem Herzog Johann von Lancaster), als rechtmäßigen König betrachtete; er stützte daher seine Ansprüche zugleich auf seine mütterliche Abstammung. Seine Mutter, Anna Mortimer, war nämlich eine Enkelin von der mit Edmund Mortimer Grafen de la Marche vermählten einzigen Tochter des Herzogs von Clarence, des zweiten Sohnes Eduard's III., und dieser Linie des königlichen Hauses war unter Richard II. durch eine Parlaments-Acte das Recht der Nachfolge vorbehalten worden (s. S. 21 f.). Der nächste Erbe aus dem Hause Lancaster war, so lange Heinrich VI. keine Nachkommen hatte, der Herzog Edmund von Sommerset, weil er der einzige noch lebende Sohn von Heinrich's IV. Bruder Johann war. Ihn begünstigte Heinrich VI. oder vielmehr seine Gemahlin Margaretha; er hatte aber nicht nur zu Suffolk's Partei gehört, sondern sollte auch am Verluste der französischen Provinzen schuld gewesen sein, und Richard's Anhänger nahmen daher gegen ihn die Leidenschaft des Volkes zu Hülfe. Sie stellten, nachdem der Versuch, dem Herzoge von York die Nachfolge auf den Thron durch das Parlament ertheilen zu lassen, mislungen war, im Unterhause den Antrag, daß Sommerset und mit ihm die Herzogin von Suffolk, sowie alle Freunde und Verwandte des Hauses Lancaster vom Hofe entfernt werden sollten. Das Unterhaus nahm diesen Antrag auch wirklich an. Ihm widersetzte sich aber der König mit Glück, und nun beschloß Richard, zu den Waffen zu greifen. Er rüstete in Wales ein Heer, welches aus Freunden und Vasallen der Grafen Mortimer de la Marche bestand, und verstärkte dasselbe in England durch Anhänger seines eigenen Hauses. Margaretha und Sommerset, die den willenlosen König in ihrer Gewalt hatten, suchten den Herzog von York im Felde auf, verfehlten ihn aber, so daß Richard unerwartet vor London erschien, wo man ihn jedoch nicht einließ. Als er sich hierauf nach Kent hin wendete, erreichte ihn das königliche Heer eine Stunde von London, und nun wußten die Rathgeber des Königs den Herzog durch Unterhandlungen zu täuschen. Sie schickten zwei Bischöfe an Richard, welche ihm die Gewährung dessen, was er forderte, versprachen und ihn dadurch zur Nach-

giebigkeit beredeten. Er beklagte sich gegen dieselben, daß Sommerset und seine Partei ihn sowohl vor seiner Abreise nach Irland, als auch nach seiner Rückkehr hätten verhaften und des Verrathes anklagen wollen, und verlangte deshalb, daß alle Personen, welche ihn beleidigt hätten (all persons noised or indicted of treason), verhaftet und von einem neu bestellten Rathe gerichtet werden sollten. Der König bewilligte diese Forderung, und versprach, den Herzog in seinem Zelte zu empfanden, wenn derselbe unbewaffnet und ohne Kopfbedeckung vor ihm erscheine. Er gab sogar den Befehl zur Verhaftung Sommerset's, damit Richard bewogen werde, seine Truppen zu entlassen, hielt aber die seinigen beisammen. Soweit befolgte Heinrich die Rathschläge seiner Gemahlin und des Herzogs von Sommerset; als aber Richard wirklich in der ausbedungenen demüthigenden Form vor ihm erschien und sich in seine Hände gab, hatte Heinrich nicht den Muth, auch das, was seine Umgebung weiter zu thun gerathen hatte, auszuführen, nämlich sich des Prätendenten auf irgend eine Weise zu entledigen. Während der Audienz war Sommerset im Zelte des Königs versteckt; er trat hervor, als York ihn offen des Hochverraths beschuldigte und zu spät erkannte, daß er in eine Schlinge gelockt sei. Die beiden Gegner hatten hierauf in Anwesenheit des Königs einen heftigen Streit mit einander, und Richard ward, als er sich entfernen wollte, verhaftet. Er wäre sogleich als Hochverräther vor die Pairs gestellt worden, wenn Sommerset's Rath befolgt worden wäre. Dies geschah jedoch nicht, sondern Richard wurde sogar alsbald wieder aus der Haft entlassen. Was der Grund davon war, wagen wir nach den vorliegenden Acten und Geschichten jener Zeit nicht zu entscheiden. Entweder konnte sich der schwache, wiewohl noch nicht geisteskranke König zu einer politischen Mordthat nicht entschließen, oder Margaretha und Sommerset wurden durch die Nachricht erschreckt, daß Richard's Sohn, Eduard, mit einem Heere von Walisern im Anmarsch sei, oder Beide fürchteten, daß sie ohne den bekannten Talbot, welcher damals auf Bitten der Bewohner von Guyenne in diese Provinz geschickt wurde, um die Franzosen wieder aus derselben zu vertreiben, einem neuen Aufstande nicht gewachsen sein möchten. Genug, Richard von York erhielt die Freiheit wieder, nachdem er zuvor in der Pauls-

kirche vor den Pairs und vor einer großen Versammlung dem Könige mit den heiligsten Eiden aufs neue Treue geschworen hatte (1452).

Nach allem, was vorgefallen war, ließ sich nicht hoffen, daß irgend eine Form des Eides den Herzog binden werde. Überdies ward bald nachher sein Anhang durch den dreifachen Umstand vergrößert, daß der nach Guyenne unternommene Zug einen unglücklichen Ausgang hatte, daß Talbot auf demselben sein Leben verlor, und daß der König nicht lange darauf in Geistesabwesenheit verfiel. Auch hatte damals der allgemeine Haß des Adels gegen die Königin und gegen Sommerset einen so hohen Grad erreicht, daß man sogar, als dem Könige im Oktober 1453 ein Sohn geboren wurde, die Ächtheit desselben bestritt, obgleich nicht nur der König ihn als Sohn anerkannte, sondern auch das Volk sich seiner annahm. Im Vertrauen auf diese Lage der Dinge kehrte Richard von York in Begleitung der ersten Herren seiner Partei, von denen die Grafen von Salisbury und von Warwick fortan für seine Plane thätiger waren, als er selbst, an den Hof zurück. Er brachte eine so große Zahl Bewaffneter mit, daß man sich genöthigt sah, ihm und seinen Begleitern einen Platz im königlichen Rathe zu geben. In diesem setzte die Partei York's gegen die Anhänger des Hauses Lancaster den Beschluß durch, daß Sommerset gefänglich eingezogen werden sollte. Sommerset ward hierauf sogleich in den Zimmern der Königin verhaftet und in den Tower eingesperrt (November 1453). Während des Winters hatte York, weil der König völlig geistesschwach geworden war, die Reichsverwaltung, und im Februar (1454) eröffnete er als Stellvertreter des Königs das Parlament. In diesem hielten die Pairs zu Richard, obgleich es, wie aus den Protokollen hervorgeht, auch unter ihnen nicht an heftigen Gegnern desselben fehlte; das Unterhaus dagegen war so sehr über die Kabalen der Yorkisten erbittert, daß Richard den Sprecher desselben verhaften und mit einer Klage verfolgen ließ, um ihn entfernt zu halten. Alle Bitten der Vertreter des Volkes, ihren Präsidenten wieder frei zu lassen, wurden von dem Oberhause abgeschlagen, und das Unterhaus mußte sich bequemen, einen anderen zu wählen. Übrigens machten auch Richard's Feinde unter den Pairs ihm

viel zu schaffen; er wurde von ihnen sogar einmal mit einer förmlichen Anklage bedroht. Nichts desto weniger ernannte ihn das Parlament im März zum Protector oder Regenten des Reiches, weil der König in einem Zustande war, der ihn zu jedem Geschäfte unfähig machte. Selbst in diesem Augenblicke war jedoch der Anhang des Hauses Lancaster noch stark genug, um dem Herzoge von York die Aussicht auf den Thron abzuschneiden. Man wies ihm nämlich zwar eine jährliche Einnahme für die Verwaltung der Regentschaft an, er erhielt aber keine Regierungsrechte, welche dem Könige oder dem fünf Monate zuvor gebornen Prinzen von Wales hätten nachtheilig werden können. Es wurde vielmehr beschlossen, daß der König, sobald er wieder zum Bewußtsein komme, jeden Augenblick das Protectorat aufkündigen könne, und daß der Titel eines Protectors dem Rechte des Prinzen von Wales keinen Eintrag thun dürfe; ja, es wurde sogar hinzugesetzt, daß, im Falle des Königs Zustand sich als unheilbar zeige, das Protectorat an den Prinzen von Wales übergehen solle. Den Prinzen selbst übergab man auf sieben Jahre fünf Pairs von beiden Parteien, an deren Spitze jedoch York's Genosse, der Graf von Salisbury, stand. Dagegen gewährte man dem Herzog Richard den Vortheil, daß die unter den damaligen Umständen sehr wichtige Stelle eines Statthalters von Calais dem Herzoge von Sommerset genommen und dem Protector anvertraut wurde.

Bis zum Ende des Jahres 1454 blieb die Reichsverwaltung in den Händen des Herzogs von York und seiner Partei; gegen Weihnachten aber erlangte der König endlich des Selbstbewußtsein wieder, und dies änderte die Lage der Dinge. Der König, welcher damals, wie ein Zeitgenosse sehr naiv berichtet, seinen Sohn zum ersten Male erkannte und sich dessen Namen sagen ließ *), zog gleich im Anfange des folgenden Jahres die Regierungsgeschäfte wieder an sich. Er bewies sich dabei gegen den Herzog von York

*) And on the monday afternoon the queen came to him and brought mylord prince with her, and there he asked, what the princes name was, and the queen told him Edward, and then he held up his hands and thanked god thereof. And he said, he never knew till that time, nor wist not what was said to him, nor wist not, where he had been, whilst he hat been sick till now.

zwar sehr freundlich, nahm ihm aber die Regentschaft, und schenkte dem Herzoge von Sommerset die Freiheit. Dieser ward sogar, obgleich er bei seiner Entlassung aus dem Tower Bürgschaft hatte stellen müssen, gleich nachher durch den königlichen Rath von aller weiteren Verantwortlichkeit freigesprochen. Übrigens versuchte der König das Mögliche, um die beiden Herzöge mit einander auszusöhnen; er gebot Beiden, ihre Streitigkeiten der Entscheidung von Schiedsrichtern zu überlassen, welche bis im Juni ein Urtheil gefällt haben müßten, und beseitigte den Zwist wegen der Statthalterschaft von Calais dadurch, daß er diese selbst übernahm. Der Herzog von York wollte indessen nicht abwarten, bis seine Feinde stark genug geworden wären, um die Maske abwerfen zu können, sondern zog aufs neue das Schwert. Er begab sich nach Wales, sammelte dort die Anhänger des Hauses Mortimer, zog dann die des Hauses York, welche die Herzöge von Salisbury, Norfolk und Warwick ihm zuführten, an sich, und marschirte auf die Hauptstadt des Reiches los. Bei St. Albans begegnete er dem Heere, welches Sommerset und die übrigen Anhänger des Hauses Lancaster gesammelt hatten, und bei dem sich auch der König Heinrich selbst befand. Dieser ließ Richard auffordern, sich über seine Absichten zu erklären, und erhielt statt einer Antwort die Forderung, daß Sommerset nebst den vornehmsten seiner Freunde dem Herzoge von York ausgeliefert werden sollten. Richard's Forderung ward natürlich zurückgewiesen, und so kam es denn am 23. Mai 1455 bei St. Albans zu einer Schlacht. Sie begann damit, daß die Rebellen die Stadt St. Albans zu erstürmen suchten. Clifford, welcher die Thore vertheidigte, schlug sie zwar zurück, Warwick drang aber durch einen Garten in St. Albans ein, und nun entspann sich in den Straßen der Stadt ein heißes Gefecht, an welchem man auch den König Theil nehmen ließ. Das Heer des Letzteren unterlag zuletzt, weil die Bogenschützen der Waliser, welche in jenen Zeiten die Hauptkriegsmacht des brittischen Reiches bildeten, alle Tapferkeit der englischen Ritterschaft vereitelten. Auf Seiten der Königlichen wurden der Herzog von Buckingham, Lord Sudley und der Graf von Strafford, und zwar durch Pfeile, verwundet, der Herzog von Sommerset aber, der Graf von Northumberland, Lord Clifford und andere Herren

getödtet und der König selbst gefangen genommen. Die Gesammtzahl der Getödteten wird von den meisten Geschichtschreibern ganz lächerlich bis auf mehrere Tausende übertrieben; Lingard hat sie, nach einer authentischen Quelle, auf hundert und zwanzig (six score) zurückgeführt. Der gefangene König ward von Richard und seinen Genossen mit aller Freundlichkeit behandelt und als ein Werkzeug für ihre Zwecke gebraucht. Er mußte bald nach der Schlacht von St. Albans dem Parlament Sommerset und dessen Anhang als seine Feinde, York und die Seinigen als Freunde und Rächer, die Rebellion als eine zu seiner Befreiung vorgenommene rechtmäßige Bewaffnung darstellen.

Von dieser Zeit an strebte Richard von York offenbar nach dem Throne; er fand aber die Volksstimme zu mächtig und das Mitleid mit dem immer wieder von Zeit zu Zeit geistesabwesenden Könige zu groß, als daß er gewagt hätte, diesen ganz zu beseitigen. Dagegen that er alle nöthigen Schritte, um sich der Regierung völlig zu bemächtigen. Im Oktober, während das Parlament vertagt war, sank der König in seine Krankheit zurück; Richard eröffnete daher im November, als das Parlament wieder zusammentrat, die Sitzungen desselben als Stellvertreter des Königs. Er stand also wieder an der Spitze der Regierung, und es fehlte ihm nur noch der Titel eines Protectors oder Regenten. Um diesen zu erlangen, ward die Komödie gespielt, durch welche in constitutionellen Staaten das Volk getäuscht wird: die Deputirten des Volkes im Unterhause mußten die Herren im Oberhause bitten und beschwören, daß sie einen Protector ernennen möchten, die Letzteren erwählten hierauf den Herzog von York, und dieser sträubte sich lange und heftig, die Würde eines Protectors anzunehmen, bis er endlich (noch im November) den flehentlichen Bitten Gehör schenkte. Bei der Übertragung des Protectorats auf ihn wurde aber die Clausel, welche man bei seiner früheren Ernennung zum Protector beigefügt hatte, weggelassen. Statt daß es nämlich damals hieß, der König könne, sobald er genese, den Herzog wieder unbedingt und ohne Anfrage beim Parlament entfernen, wurde jetzt folgende Erklärung dem Beschlusse angehängt: „die Regentschaft sei widerrufbar, sobald der König im Parlament nach dem Rathe und Beispiele der geistlichen

und weltlichen Pairs für gut halte und beschließe, dieselbe aufzuheben." Freilich erhielt Richard nicht die unmittelbare Leitung der Staatsangelegenheiten, denn er wurde der Stimmenmehrheit eines Regentschaftsrathes unterworfen. Allein dies war keine Beschränkung für ihn, weil er sich der Majorität im voraus versichert hatte, und außerdem einer seiner Anhänger, der Graf von Salisbury, zum Kanzler, sowie ein anderer, der Graf von Warwick, zum Statthalter von Calais ernannt worden war. Die Königin, welche eigentlich an der Spitze des Hauses Lancaster stand, hatte Alles geschehen lassen müssen, weil der König in seinem Geiste so zerrüttet war, daß man ihn nicht öffentlich erscheinen und reden lassen konnte; sobald dies der Fall war, mußte York aufs neue weichen. Der König erlangte am Ende des Jahres 1455 sein Bewußtsein wieder, und ward, als er im Februar 1456 vor dem Parlament erschien, mit solcher Freude begrüßt, daß die kühne Margaretha sich ermuthigt fühlte, in seinem Namen die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Das Oberhaus ertheilte seine Zustimmung zur Aufhebung des Protectorats, Salisbury mußte sein Kanzleramt niederlegen, und der König setzte seine Anhänger in ihre frühere Stellen ein. Der Herzog von York trat also wieder zurück. Er und seine Gegner verhielten sich hierauf fast zwei Jahre lang ruhig. Doch blieben in diesen zwei Jahren einer scheinbaren Ruhe beide Theile gerüstet, sie erschienen auch im Parlament nie anders als mit ihren bewaffneten Getreuen umgeben, und es fehlte in den Sitzungen desselben nicht an Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, sowie an Anträgen auf Strafen und Rachehandlungen wegen des Vergangenen; aber die Königin oder wer immer die weisen Schritte angab, welche in den Chroniken dem Könige zugeschrieben werden, wußte stets das Äußerste zu verhüten. Im Anfange des Jahres 1458 ward vom Könige oder vielmehr von den Rathgebern seiner Gemahlin beschlossen, die offene Spaltung zwischen den Anhängern der Häuser York-Montimer und Lancaster durch eine feierliche Aussöhnung zu beendigen. Man entbot daher die Großen beider Parteien nach London. Diese erschienen auch, jedoch an der Spitze bewaffneter Schaaren: Richard hatte hundertundvierzig Reiter bei sich, sein Freund, der Graf von Salisbury, vierhundertundachtzig Mann

nebst achtzig Rittern und Knappen, der Sohn des bei St. Albans getödteten Herzogs von Sommerset aber zweihundert Mann. Die Freunde des Königs mußten sich außerhalb, die Anhänger des Herzogs von York innerhalb der Stadt lagern, und der Lordmayor überwachte an der Spitze von fünftausend Bürgern beide Parteien, damit keine Feindseligkeiten ausbrächen. Nachdem beide Theile dem Könige ihre Klagen vorgetragen hatten, that dieser den schiedsrichterlichen Spruch: den Söhnen Clifford's und Sommerset's solle ein Bußgeld für die Tödtung ihrer Väter bei St. Albans gezahlt werden, wogegen sie Vergessenheit des Geschehenen zu geloben hätten (März 1458).

Obgleich die drei Häupter der Partei York, der Herzog Richard und die Grafen von Salisbury und Warwick, diese Entscheidung des Königs angenommen hatten, so entwarfen sie doch schon am Ende des Jahres aufs neue den Plan, sich der Regierung zu bemächtigen, und rüsteten im Mai 1459 einen Angriff auf ihre Gegner, so daß sich auch der König genöthigt sah, ein Heer aufzustellen. Zum Kampfe kam es indessen erst im September. Mittlerweile breitete sich die Zwietracht so sehr in der Nation aus, daß jeder Engländer für York oder für Lancaster Partei nahm und entweder die rothe oder die weiße Rose als Abzeichen zur Schau trug. Am 26. September kam es zwischen dem Grafen von Salisbury und dem Lord Audley, den der König an der Spitze eines Heeres ausgesandt hatte, zu einem Treffen, in welchem der Erstere siegte. Salisbury vereinigte sich hierauf bei Ludlow mit dem Herzoge von York, zog auch Warwick, der aus seiner Statthalterschaft Calais herüber gekommen war, an sich, und wurde bald nachher noch durch eine Schaar alter Krieger unter John Blount und Andreas Trollop verstärkt. Diese Truppenmacht kam am 13. Oktober dem Könige, dessen Heer, wahrscheinlich übertrieben, auf sechzigtausend Mann angegeben wird, bei Ludiford so nahe, daß beide Theile keine halbe Stunde weit von einander entfernt waren. Die Rebellen, welche mit einer furchtbaren Artillerie versehen waren, hatten sich in einem festen Lager verschanzt, der König dagegen stand auf offenem Felde und erwartete den Angriff. Eine entscheidende Schlacht schien unvermeidlich, als plötzlich eine Veränderung der Dinge eintrat. Der

König hatte seinen Gegnern Anerbietungen zu einer neuen Versöhnung machen lassen, York, Salisbury und Warwick hatten dieselben aber trotzig zurückgewiesen; dies erregte bei ihren Anhängern, welche immer noch geglaubt hatten, daß der Aufstand nicht gegen den König gerichtet sei, Bedenklichkeiten wegen des dem Kriege zu Grunde liegenden Zweckes. Überdies hatte der König trotz aller seiner Schwäche und Unfähigkeit durch sein gutmüthiges Wesen die Herzen des Volkes gewonnen. Vergebens suchten York, Salisbury und Warwick, als sie die bedenkliche Stimmung ihrer Anhänger bemerkten, das Gerücht vom Tode Heinrich's zu verbreiten; eine auf Befehl des Königs erlassene Proclamation bewog die beiden Anführer des besten, im Kriege erprobten Theiles ihrer Truppen, Trollop und Blount, zum Abfall, und kaum waren dieselben mit ihrer Schaar am 1. November zum Könige übergetreten, als ihr Beispiel von Anderen befolgt wurde und die gegen Heinrich verbündeten Herren sich plötzlich von ihren eigenen Leuten verlassen sahen. Sie ergriffen deshalb eiligst die Flucht: Richard rettete sich mit einem seiner Söhne nach Irland, Salisbury und Warwick flohen nach Devonshire und von da nach Calais. Der König gewährte hierauf dem Haufen, welcher gegen ihn ins Feld geführt worden war, Straflosigkeit, und berief ein Parlament nach Coventry, um die Rädelsführer der Empörung gerichtlich zu verfolgen. Hier verdarb seine Gemahlin, welche die Staatsgeschäfte leitete, Alles durch ihre Leidenschaftlichkeit, nachdem es anfangs geschienen hatte, als wenn sie den errungenen Sieg mit großer Mäßigung gebrauchen werde. Sie bediente sich des Parlaments, um ohne Gericht, durch eine bloße gesetzliche Bestimmung (bill of attainder) den Herzog und die Herzogin von York nebst ihren Söhnen, den Grafen von Rutland und la Marche, sowie den Grafen und die Gräfin von Salisbury, den Grafen von Warwick, den Lord Clinton und mehrere andere Ritter und Edle des Majestäts-Verbrechens schuldig erklären und, ohne daß dieselben vorher gehört worden wären, verurtheilen zu lassen. Der gutmüthige König wollte freilich durchaus die Clausel beigefügt haben, daß ihm erlaubt sei, das Urtheil aufzuheben, und versagte demjenigen Theile des Beschlusses seine Bestätigung, durch welchen über drei Lords, die sich

am 2. November ihm zu Füßen geworfen und seine Verzeihung erhalten hatten, die Strafe der Gütereinziehung ausgesprochen wurde. Unglücklicher Weise begnügte sich die Königin mit jenen harten Verfügungen nicht, sondern erregte, als die Yorkisten sich zu einem neuen Kampfe rüsteten, dadurch große Unzufriedenheit, daß sie eine strenge Untersuchung wegen des letzten Aufstandes anstellen und über die Theilnehmer desselben die gesetzlichen grausamen Strafen des Hochverraths verhängen ließ. Diese Härte traf besonders die Bewohner der Grafschaft Kent und der Stadt London, weil dieselben sich bei dem Aufstande vorzugsweise betheiligt hatten.

Bald brach der Bürgerkrieg von neuem aus, und zwar unter Umständen, welche für die Partei Lancaster sehr bedenklich waren. Warwick, bisher Oberbefehlshaber der Flotte und Statthalter von Calais, war gleich nach seiner Verurtheilung für abgesetzt erklärt worden, und an seiner Stelle hatte man den Herzog von Exeter zum Ober-Admiral und den jungen Herzog von Sommerset zum Gouverneur von Calais ernannt; allein da Warwick sowohl bei den Seeleuten, als auch bei der Besatzung dieser Stadt sehr beliebt war, so wurde Exeter von den Ersteren nicht anerkannt, und Sommerset hatte, als er in den Hafen von Calais einlaufen wollte, das Unglück, daß seine Leute ihn verließen und mit den Schiffen zu Warwick übertraten. Der Letztere war also Herr der See. Er segelte alsbald von Calais zum Herzoge von York nach Dublin, und hier ward dann am Ende des Jahres 1459 eine allgemeine Conferenz der Yorkisten gehalten, auf welcher man sich verabredete, die in der Grafschaft Kent und besonders in London herrschende Unzufriedenheit zu einem neuen Angriff auf den König und seine Anhänger zu benutzen. Zu diesem Zwecke erließ zunächst der Herzog von York ein heftiges und aufregendes, obgleich mit Betheuerungen seiner Treue und Ergebenheit gegen den König angefülltes Manifest an die Nation. Dann landete Warwick (Ende Juni 1460) mit einem Heere an der Küste der Grafschaft Kent, deren Bewohner ihn und seine Freunde aus Furcht vor der königlichen Partei gerufen hatten. Die Bürger von London öffneten ihm ihre Thore, nachdem sie einen königlichen General, welcher ihm hatte zuvor-

kommen wollen, abgewiesen und genöthigt hatten, sich in den Tower zurückzuziehen. Von London aus marschirten die Yorkisten schon nach wenigen Tagen auf das Heer des Königs los, welches bei Coventry gelagert war. Dieses zog ihnen sogleich unter den Herzögen von Sommerset und Buckingham entgegen, und am 19. Juli 1460 kam es bei Northampton zu einer Schlacht. Der König verlor dieselbe durch die Verrätherei des Waliser Lords Grey von Ruthyn, welcher gleich anfangs seinen Posten verließ und dem Feinde den Weg in das königliche Lager öffnete. Es kamen auf Seiten der Besiegten besonders viele Leute vom ersten Rang ums Leben; denn sobald der Kampf entschieden war, sorgte Warwick dafür, daß die Herren und Ritter des feindlichen Heeres erschlagen, die Gemeinen aber geschont wurden. Dieses Verfahren hielt Warwick in allen Schlachten ein, und die Folge davon war, daß der Krieg der rothen und weißen Rose für den alten englischen Adel vernichtend ward. Die Königin Margaretha, welche beim Kampfe zugegen gewesen war, entfloh mit ihrem Sohne und dem Herzoge von Sommerset, und gelangte, obwohl sie unterwegs von ihren eigenen Dienern geplündert wurde, glücklich nach Wales, von wo sie sich alsbald nach Schottland rettete. Ihr Gemahl dagegen ward gefangen und vom Herzog Richard von York nach London geführt. Hier wurde dann sogleich ein Parlament versammelt, und Richard trat jetzt endlich offen mit seinen Ansprüchen an den englischen Thron hervor.

7. Krieg der Franzosen und Engländer und innerer Zustand von Frankreich nach dem Frieden von Arras.

Die in England herrschende Zwietracht kam den Bestrebungen der Franzosen, die verlorenen Theile ihres Reiches wieder zu erobern, sehr zu Statten. Dies zeigte sich schon gleich nach dem Tode des Herzogs von Bedford; denn der Streit, der sich zwischen dem Kardinal von Winchester und dem Herzoge von Gloceſter über Bedford's Nachfolge in der Regentschaft von Frankreich entspann (s. S. 96 f.), hatte die unmittelbare Folge, daß die Engländer aus Paris vertrieben wurden. Hier war man schon längst mit der englischen Herrschaft unzufrieden gewesen, und kaum hatte sich daher Herzog Philipp der Gute von Burgund mit König Karl VII.

völlig ausgesöhnt, als die Bürger demselben Lisle Adam, welcher achtzehn Jahre früher im Einverständniß mit ihnen ihre Stadt für den Herzog von Burgund besetzt und den damaligen Dauphin Karl VII. aus derselben verjagt hatte (s. S. 59 f.), ihre Thore für Karl VII. öffneten. Paris hatte nur eine schwache englische Besatzung, weil der an Bedford's Stelle ernannte Regent von Frankreich, Richard von York, wegen der Kabalen des Kardinals von Wincheſter nicht zu rechter Zeit mit den nöthigen Verstärkungen von England herüberkommen konnte; als daher Lisle Adam, welcher damals Marschall von Frankreich war, in Verbindung mit dem Bastard von Orleans die Stadt angriff, erregten die Bürger in derselben einen Aufstand, der die Engländer an der Vertheidigung hinderte, und Paris ward von den Truppen des französischen Königs besetzt (13. April 1436).

Nach der Eroberung von Paris wurde der Krieg Jahre lang von beiden Theilen mit Schlaffheit geführt. Zwar erwarb sich der tapfere Talbot auf Seiten der Engländer, sowie der Bastard von Orleans, la Hire und andere Männer auf Seiten der Franzosen in Rittergefechten und bei Belagerungen großen Ruhm; aber Entscheidendes wurde nicht vollbracht. Dagegen hatten die unglücklichen Bewohner der Provinz Guyenne und der Gegenden an der Seine, Somme und Loire durch den Krieg unsäglich zu leiden. Oberanführer der Engländer war zuerst der Herzog von York, nachher (seit 1437) Beauchamp, Graf von Warwick, und, als dieser schon 1439 gestorben war, wieder der Herzog von York. Die Unternehmungen beider Männer beschränkten sich auf Streifzüge und auf die Vertheidigung oder Belagerung einzelner Plätze. Nach der im Jahre 1441 Statt gefundenen Eroberung von Pontoise, der wichtigsten Unternehmung, welche für König Karl damals gemacht wurde, dachte man auf beiden Seiten an Frieden; die Unterhandlungen über denselben führten aber um so weniger zum Ziel, als seit 1440 zugleich die Franzosen und die Engländer auf verschiedene Weise die Folgen des anarchischen Treibens ihrer Barone und ihrer Ritterschaft, sowie des Mangels einer regelmäßigen Militärgewalt, durch welche die Regierung die Ordnung hätte erhalten und die Polizei handhaben können, zu erdulden hatten. Ganz Frankreich war mit Kriegsleuten aus allen Gegenden an-

gefüllt; denn das Kriegshandwerk war damals das einträglichste aller Gewerbe, weil die Soldaten nicht allein sehr gut bezahlt wurden, sondern auch noch dazu sich durch Beute und Raub bereichern durften. Unter den vielen Kriegerschaaren, welche damals Frankreich mishandelten, zeichneten sich am meisten zwei Banden aus, die sich nicht schämten, durch selbstgewählte Namen ihre Grausamkeit zu bezeichnen. Dies waren die sogenannten écorcheurs und rotondeurs. Sie erfüllten das ganze Reich, besonders aber die Niederlande, die Champagne, Poitou und Guyenne, in welchen Provinzen der Krieg am ärgsten wüthete, mit dem Schrecken ihres Namens, und Ritter, welche, wie Bouffac, Chabannes und la Hire von den Franzosen als Helden und als Retter des Vaterlandes gepriesen werden, hielten es nicht unter ihrer Ehre, an der Spitze dieser Horden zu fechten. Sie entschuldigten ihre Gräuelthaten damit, daß es den Engländern und den diesen unterworfenen Gegenden gelte.

Während so der Krieg mit England und der Mangel eines besoldeten Heeres die Bewohner von Frankreich den Mishandlungen roher Kriegerbanden blosstellte, wurde das Reich zugleich dadurch der Auflösung nahe gebracht, daß König Karl sich fortwährend von Lieblingen und Weibern leiten ließ, und daß die Prinzen und Großen sich, wie in Deutschland, ganz unabhängig zu machen suchten. Es entstand nämlich im Jahre 1440 eine förmliche Empörung der Großen gegen den König, welche man ebenso die Praguerie zu nennen pflegt, wie man den demokratischen Aufstand im vorhergehenden Jahrhundert die Jacquerie genannt hat (s. Th. VIII. S. 288 und 292). Der Namen wird gewöhnlich daher geleitet, daß man diesen inneren Krieg mit den Gräueln der Hussiten habe zusammenstellen wollen. Der unmittelbare Anlaß zur Empörung der Großen war die Art, wie Karl's VII. Schwager, der Graf Karl von Maine, nach dem Sturze des früheren Günstlinges la Tremouille (s. S. 91) sich benahm. Karl von Maine hatte sich des schwachen Königs ganz bemächtigt, und kränkte durch sein Benehmen die übrigen Prinzen und Großen, besonders den Herzog von Bourbon, so sehr, daß diese eine förmliche Verschwörung gegen ihn und den König machten. Nach dem Berichte der Chroniken hätte der frühere Günstling des Königs, la Tremouille,

erbittert über seine Entfernung vom Hofe, den Neid der Herzöge von Bourbon und von Alençon gegen Karl von Maine geweckt und sie zur Empörung getrieben. An dieser Verbindung der Großen nahmen, außer la Tremouille und den genannten beiden Herzögen, nicht nur der Graf von Vendome, der Graf Dünois oder der sogenannte Bastard von Orleans (ein außerehelicher Bourbon), die Herren von Prie und Chaumont, der Seneschall von Poitou, la Roche, sowie die Herren von Chabannes und Boucicault Theil, sondern auch der Dauphin oder der nachherige König Ludwig XI., welcher über den Einfluß der Agnes Sorel erbittert war und mit seinem Vater stets im Streite lag, gesellte sich zu jenen Herren und ward an die Spitze der Verschwörung gestellt. Die Verschworenen sammelten sich in Niort um den Dauphin, beschlossen den König zu entführen und unter die Vormundschaft seines Sohnes zu bringen, und erließen ein Manifest gegen ihn. Der König rief schnell den Connetable Richemont herbei, dieser folgte zur großen Freude desselben dem Rufe augenblicklich. Beide zogen dann rasch gegen die Verschworenen zu Felde, und das drohende Wetter zerstreute sich hierauf sogleich. Karl bediente sich zur Unterdrückung der Verschwörung nicht blos der Waffengewalt, sondern seine Gegner wurden auch durch die Künste der Politik überwunden. Der Herzog von Bourbon, die Seele der Praguerie, hatte auf die Hülfe des Herzogs von Burgund gerechnet; dieser bot ihm aber nur seine Vermittelung an, und der Herzog von Bourbon eilte dieselbe anzunehmen. Auch der Dauphin suchte alsbald die Verzeihung seines Vaters zu erlangen, der Bastard von Orleans aber war schon vor diesen Beiden zum Könige gekommen. Karl verzieh allen Dreien; von la Tremouille dagegen, sowie von Chaumont und Prie wollte er nichts hören. In Betreff der Letzteren hatte er sogar einen heftigen Zank mit seinem Sohne. Dieser erklärte nämlich, er werde, wenn sein Vater jenen Herren nicht ebenfalls Verzeihung gewähre, seinem gegebenen Versprechen gemäß zu ihnen zurückkehren (il faut, que je m'en revoise); der König erwiderte ihm aber, er möge nur gehen, er habe sich schlecht genug gegen seinen Vater betragen (Lois, les portes sont ouvertes; et si elles ne vous sont assez grandes, je vous ferai abattre seize ou vingt toises de mur pour passer, où mieux vous semblera etc.).

Der König gab nachher seinem Sohne die Statthalterschaft der Dauphiné nebst den Einkünften aus derselben zurück und verzieh auch den anderen Verbündeten. Die ganze Empörung war innerhalb eines halben Jahres gedämpft.

Eine neue Einrichtung des Kriegswesens, welche schon vor dem Ausbruche dieser Empörung (1439) entworfen worden war, gewährte nicht nur dem König Karl die Mittel zur Herstellung der Ordnung im Reiche und zur Begründung einer unabhängigen Macht der Krone, sondern Karl's Nachfolger wurden dadurch auch in den Stand gesetzt, die Macht der Großen ganz zu brechen und sogar der Stände entbehren zu können. Um nämlich dem Räuber- und Fehdewesen Schranken zu setzen, berief Karl, nachdem er 1439 des Friedens wegen zu Orleans eine Ständeversammlung gehalten hatte, den weltlichen Theil der Stände nach Angers, und legte mit Zustimmung derselben den ersten Grund zur Organisation einer disciplinirten stehenden Kriegsmacht. Ein besoldetes und also nicht mehr auf Raub und Plünderung angewiesenes Heer sollte eingerichtet werden, und da dies feste, nicht blos auf kurze Zeit zugestandene Einnahmen voraussetzte, so mußte man erlauben, daß die dafür zu verwendenden Abgaben dauernd erhoben würden, statt daß früher die Steuern stets nur für bestimmte Zwecke und während einer von den Ständen festgesetzten Zeit entrichtet worden waren. Eine solche Einrichtung mußte den Großen, sowie dem Ritterstande, welcher seither das Heer gebildet hatte, sehr nachtheilig werden; denn mit einem stehenden königlichen Heere konnte der König der Willkür der Großen und Edelleute innerhalb ihres eigenen Gebietes Schranken setzen. Freilich drohte damit zugleich auch ein Übel über Frankreich zu kommen, welches in unserer Zeit alle Staaten zu Boden drückt und unerschwingliche Abgaben nöthig macht. Dies ahnte man jedoch damals nicht, und das Volk entrichtete die neue Steuer gern, theils weil vor der Aufstellung einer königlichen Miliz niemand seines Eigenthums vor den Söldnern sicher gewesen war, und während des Krieges die Bebauung des Bodens und jede Gewerbthätigkeit hatte unterbleiben müssen, theils aber auch weil seit der Erhebung jener bleibenden Steuer durch den König alle die Feudalabgaben, welche die Unterthanen den Standesherren für die Vertheidigung des Landes hatten entrichten

müssen (taille personelle ou réelle, taille arbitraire ou à volonté, taille pour l'ost), ganz aufhörten. An das Letztere gewöhnten sich freilich die Herren nur langsam; denn selbst die scharfen Ordonnanzen, welche Karl's dritter Nachfolger, Ludwig XII., in dieser Hinsicht erließ, halfen dem Übel nicht völlig ab. Hätten übrigens die 1439 in Angers versammelten Stände geahnt, welche schlimmen Folgen die neue Einrichtung für sie selbst haben würde, sie würden nimmermehr ihre Zustimmung gewährt haben; es ward ihnen aber erst viel später einleuchtend. Man irrt daher auch ganz gewiß, wenn man behauptet, die Veranlassung zu der genannten Praguerie sei die in Angers beschlossene Maßregel gewesen, weil der Adel in derselben eine Einrichtung gesehen habe, durch welche die Feudalmacht der Ritterschaft überflüssig gemacht und der Einfluß der Landherren vernichtet werden würde. Übrigens ward die neue Einrichtung erst im Jahre 1445 vollständig ausgeführt; wir wollen sie jedoch gleich hier ausführlich darstellen. Sie bestand darin, daß man ein zugleich aus Cavallerie und Infanterie zusammengesetztes stehendes Heer errichtete. Doch bildete eigentlich nur die Erstere, welche fünfzehn Compagnien stark war und den Namen Gensd'armes führte, ein königliches und als besoldetes Militair stehend unterhaltenes Heer; die Infanterie dagegen oder, wie sie genannt wurde, die Franc-archers oder freien Schützen waren eine Art Nationalgarde, welche nicht von Ober- und Unterofficieren, die der König bestellte, commandirt wurde, sondern den einzelnen Gemeinden angehörte und deshalb bald in Verachtung kam. Die Soldaten der letzteren Klasse waren uniformirt und mit Bogen bewaffnet. Sie wurden nur im Kriege besoldet, mußten aber stets zum Dienste bereit sein und waren deswegen von jeder Art Abgaben befreit, aus welchem Grunde sie auch den Namen franc-archers erhielten. Sie machten, weil sie vor den anderen Gliedern der Gemeinden gewisse Freiheiten voraus hatten, Anspruch auf Adel, und waren die erste Infanterie der Franzosen, leisteten aber so wenig, daß Karl's VII. Nachfolger statt ihrer lieber Schweizer in Dienst nahm. Zu der stehenden Reiterei oder den Gensd'armes wurden nur die reicheren gedienten Leute des alten Heeres genommen, und von ihnen durfte jeder statt der Schaaren, welche die Ritter sonst mit sich führten, nur eine bestimmte Zahl

Diener mit bringen. Auch diese waren alle beritten, und bestanden aus je einem Knappen (coutillier), zwei Bogenschützen (archers), einem Pagen und einem Reitknecht (gros valet). Die Gensd'armes (tous riches, mais ils portoient tous leurs harniers, et sans paniers) waren unter bestimmte Hauptleute vertheilt; diese mußten eine Liste ihrer Leute halten, und erhielten nach derselben den Sold, welchen sie den Leuten auszuzahlen hatten. Es war ihnen bei schwerer Strafe untersagt, selbst Geld zu erheben, wie dies bisher geschehen war; auch durfte niemand außer dem Könige fernerhin für sich Soldaten werben. Für den Unterhalt der aus sieben- bis neuntausend Mann bestehenden Gensd'armes ward von den Ständen eine fortdauernd zu erhebende Steuer (taille perpetuelle) angewiesen. — Die neue Einrichtung half, wiewohl freilich nicht unmittelbar, sondern nur nach und nach, den schreienden Misbräuchen des bisher dem Herren- und Ritterstande überlassenen Militair-Wesens ab; sie wurde aber auch der Freiheit des Landes nachtheilig, und zwar auf doppelte Weise. Erstens bedurfte der König von jetzt an der Stände weniger, weil er jene bleibende Abgabe nur ein wenig erhöhen durfte, und zweitens konnte er, was schon Ludwig XI. that, mit den auf diese Weise erhobenen Summen Schweizer in Dienst nehmen, welche für Geld zu Allem zu gebrauchen waren. Wie bald die Gensd'armes und Francarchers, die doch nur der Stamm (cadre) einer Armee oder Polizei gegen die Miethtruppen hatten sein sollen, eine drückende Last für das Land wurden, sieht man daraus, daß viele Gemeinden, welche unter Karl VII. zu der ohne fernere Befragung der Stände zu erhebenden und zu erhöhenden Steuer nur dreißig bis vierzig Livres entrichteten, schon unter Karl's nächstem Nachfolger, Ludwig XI., tausend zu zahlen hatten. Auch lesen wir bei Comines die bittere Klage, daß Ludwig XI. für seine Kriegsmacht (sans l'artillerie et autres choses semblables) vier Millionen siebenmalhunderttausend Livres erhebe, während doch sein Vater für die seinige nie mehr als achtzehnmalhunderttausend erhoben habe.

Ehe diese Reform des Kriegswesens ausgeführt war, bemühte man sich mehrere Jahre lang (von 1439 bis 1443), einen Frieden zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Für die Herstellung desselben war besonders der bis zum Jahre 1440 in

England gefangen gehaltene Herzog von Orleans (s. S. 97) thätig. Dieser hatte schon im Jahre 1437 sich die Erlaubniß zu einer Unterredung mit dem Herzoge der Bretagne zu verschaffen gesucht, um durch den Letzteren den Herzog von Burgund zu gewinnen; erst 1439 aber wurde endlich durchgesetzt, daß in der Nähe von Calais und Gravelines ein Friedens-Congreß gehalten werden sollte, und auch dem Herzoge von Orleans ward gestattet, nach Calais zu gehen, um das Friedenswerk zu fördern. Die Vermittelung übernahm die Herzogin von Burgund, eine Tochter der mit dem König Johann I. von Portugal vermählten Schwester Heinrich's IV. von England. Als Bevollmächtigte des englischen Königs erschienen der Kardinal von Winchester, der Erzbischof von York, der Herzog von Norfolk, die Grafen von Buckingham, Strafford und Northampton und die Bischöfe von Nortwyk, Lisieux und St. David; Frankreich dagegen war durch die Erzbischöfe von Rheims und von Narbonne, den Bischof von Chalons, die Grafen von Vendome und von Dünois, die Herren von Dampierre und von Crevecoeur und den Kanzler von Burgund vertreten. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, weil einerseits die englischen Gesandten Dinge verlangten, welche ihnen unmöglich zugestanden werden konnten, und weil andererseits die französischen ihnen nicht offen entgegen kamen. Auch ein zweiter Congreß, welcher im folgenden Jahre (1440) gehalten wurde, hatte kein Resultat. Wenn es übrigens der Herzogin von Burgund auch nicht gelang, die Könige von England und von Frankreich mit einander auszusöhnen, so machte sie doch dem verderblichen Zwiste der Häuser Orleans und Burgund ein Ende. Sie bewog nämlich ihren Gemahl zu dem Versprechen, sich mit dem gefangenen Herzoge zu versöhnen und sogar die Auslösung desselben bewirken zu helfen, wogegen dieser seine Nichte, die Tochter des Herzogs von Cleve, heirathen und einen Bund mit ihm gegen jedermann außer dem Könige von Frankreich und dessen Sohne, dem Dauphin, eingehen sollte. Die Versöhnung wurde auch wirklich zu Stande gebracht, und Philipp von Burgund verbürgte sich nach Monstrelet's Versicherung bei dieser Gelegenheit mit Siegel und Unterschrift für die Zahlung der hundertundzwanzigtausend Dukaten (écus d'or), welche der Herzog von Orleans für seine

Freilassung aus der Gefangenschaft zahlen sollte. Diese Bürgschaftsleistung findet sich freilich nicht unter den Urkunden der englischen Geschichte, nach welchen nur der Dauphin, die Herzöge von der Bretagne und von Alençon, die Grafen von Vendome, la Marche und Harcourt, die Bischöfe von Rheims und Narbonne, sowie die Herren von Mailly und Loheac sich verbindlich gemacht hätten, einen Beitrag zur Auslösungssumme zu geben; allein da Philipp's Großmuth allgemein gepriesen wird, so könnte es doch wohl der Fall gewesen sein, daß er die eine Hälfte der Summe gezahlt hätte, während die andere von den Verwandten, Freunden und Vasallen des Gefangenen zusammengebracht wurde. Dies wird auch durch den Umstand wahrscheinlich gemacht, daß Philipp von Burgund zu den Männern gehörte, welche wegen der Auslösung des Herzogs von Orleans dem König Karl verdächtig wurden. Karl scheint nämlich über die Aufopferung, welche sein Sohn und die anderen Herren für den Herzog von Orleans bewiesen hatten, betroffen gewesen zu sein und eine neue aristokratische Verbindung gegen die königliche Macht geargwöhnt zu haben. Als nun der Herzog von Orleans nach einer Zusammenkunft, die er mit Philipp von Burgund und den anderen Herren gehabt hatte, sich mit einem zahlreichen Gefolge, in welchem auch burgundische Schaaren waren an den Hof begeben wollte, verbat sich der König seinen Besuch oder wollte ihn doch nur unter der Bedingung gestatten, daß sich keine Burgunder im Gefolge des Prinzen befänden.

Karl VII. sah in der Harmonie seiner Verwandten und Reichsfürsten eine Feindseligkeit gegen die Monarchie, sowie den Versuch, die Bildung königlicher Truppen zu verhindern und in Frankreich deutsche Fürsten- und Adelsgewalt mit allen ihren verderblichen Folgen einzuführen. Er hatte ganz Recht, die Sache so anzusehen, und sie mußte ihm um so gefährlicher scheinen, als jetzt auch die Herzöge von Burgund und Orleans, von denen der Erstere königlichen Reichthum und königliche Macht besaß, sich an den Bund der Großen des Reiches angeschlossen hatten. Auch der Dauphin Ludwig, der sich damals an den Planen der Verbündeten betheiligte, erkannte dies später, und richtete, als er König geworden war, seine ganze Kraft und Thätigkeit auf die Unterdrückung der großen Herren. Die Großen, welche zu des Herzogs von Orleans Los-

kaufung beigetragen hatten, und denen sich auch der Herzog der Bretagne zugesellte, hatten es mit ihrer Verbindung offenbar auf eine neue Praguerie abgesehen. Sie baten 1442 den König um die Erlaubniß, sich in Nevers zu versammeln, indem sie den Schein annahmen, als wenn sie mit einander über Reichsangelegenheiten berathschlagen wollten. Karl verwies zwar die sämmtlichen Herren mit ihren Beschwerden an eine künftige Ständeversammlung, hielt aber doch für klug, die gewünschte Versammlung zu gestatten. Diese wurde wirklich gehalten, und die Verbündeten setzten in derselben folgende Forderungen auf, welche sie dem Könige überreichten: Es solle Frieden mit England geschlossen werden; der König solle alle die Fehler, die sich in der Verwaltung eingeschlichen hätten, verbessern, besonders aber die Rechtspflege neu einrichten, die Processe abkürzen und die Richter besser wählen lassen, sowie die Zahl der Staatsräthe vermehren; ferner müßten die Räubereien der Hauptleute und Soldaten, wenn sie sich auch nicht ganz beseitigen ließen, doch wenigstens beschränkt werden; auch sollten die zum Unterhalt der Kriegsmacht angewiesenen Gelder fest bestimmt und geordnet werden, damit man den Sold regelmäßig bezahlen könne; außerdem müßten die regelmäßigen Steuern (tailles) und andere Abgaben vermindert werden, um die das Volk drückende Last zu erleichtern, und endlich sollten zu Mitgliedern des königlichen Rathes nur Prinzen von Geblüt, sowie für alle Stellen und Ämter nur Personen von Stande (naissance) ernannt werden. Man sieht, daß die Verbündeten das Volk auf ihre Seite zu ziehen suchten, und sich deswegen das Ansehen gaben, als wenn sie dasselbe gegen den König in Schutz nehmen wollten, während sie sich doch sonst um des Volkes Wohl nicht im geringsten kümmerten. Der letzte Theil ihrer Forderungen zeigt aber klar und deutlich, worin ihre eigentliche Absicht bestand. Der König vereitelte dieselbe dadurch, daß er den Herzog von Orleans zu sich herüberzog, indem er ihm begreiflich machen ließ, wie er (der König) ihm weit mehr Vortheile verschaffen könne und wolle, als jemals von den Prinzen und vom Volke für ihn zu erwarten wären. Er hatte nämlich dem Grafen von Vendome, einem Prinzen von Geblüt, welcher auf sein Geheiß der Versammlung zu Nevers beiwohnte, den Auftrag gegeben, insgeheim dem Herzoge von Orleans,

welcher früher am Hofe sehr kalt empfangen worden war, nicht nur im Namen des Königs eine sehr günstige Aufnahme zu versprechen, sondern ihm überdies auch den Rang und das Ansehen des ersten Prinzen von Geblüt, sowie ein Jahrgeld von zehntausend Livres und eine außerordentliche Erhebung von hundertundsechzigtausend Livres zur Abtragung der für sein Lösegeld schuldigen Summen zuzusichern. Der Herzog nahm dies Alles sehr gern an, trennte sich von den Verbündeten, kam um Pfingsten nach Limoges zum Könige, welcher sein Versprechen treu erfüllte, und bewog auch den Herzog von Burgund zum Austritt aus dem Bunde. Dadurch ward der ganze Plan der Prinzen und Herren vereitelt; diese fügten sich, sobald sie von jenen Beiden verlassen worden waren, in den Willen des Königs, und vom Volke war nicht weiter die Rede.

Fast um dieselbe Zeit, als König Karl sein Ansehen innerhalb der den Engländern entrissenen Landschaften zwischen Seine, Somme und Garonne neu begründete, wurde auch der Souverainetät der Grafen von Armagnac ein Ende gemacht. Dies geschah bei Gelegenheit eines Erbschaftsstreites über die Grafschaft Cominges. Der Stamm der Grafen von Cominges, deren Land freies Eigenthum war und also auch auf die Tochter überging, starb unter Karl's VI. Regierung mit der Gräfin Margaretha aus. Diese sehr unverträgliche und sinnliche Frau war dreimal vermählt gewesen. Ihr erster Gemahl war Graf Johann III. von Armagnac, der Bruder des 1418 in Paris ermordeten Connetable (s. S. 61). Nach dem Tode desselben hatte sie Johann von Armagnac, einen Sohn des Grafen von Fezenzac, geheirathet; da derselbe aber ihrer Sinnlichkeit nicht genügte, so hatte sie sich von ihm getrennt und noch vor seinem Tode den Grafen von Foix zum Gemahl genommen. Dies rief zwischen den souverainen Grafen von Armagnac und von Foix einen Streit über das Erbe der Margaretha, die Grafschaft Cominges, hervor; Margaretha wollte aber, da sie auch mit dem Grafen von Foix zerfiel, ebenso wenig dem einen als dem anderen Theile ihr Erbe zukommen lassen, und machte deshalb ein Testament, in welchem sie zunächst ihre einzige Tochter und nach deren Tode, welcher auch bald nachher erfolgte, den König von Frankreich zum Erben einsetzte. Sie ward dafür vom

Grafen von Foix, der sich nicht, wie den Chroniken zufolge ihr zweiter Gemahl gethan hatte, ihretwegen zu Tode ärgerte, verhaftet, fünfundzwanzig Jahre lang in hartem Gefängniß gehalten und auf alle mögliche Art gequält. Sie ließ sich dessenungeachtet nicht zu einer Umänderung ihres letzten Willens bewegen, und fand, als der König 1443 nach Languedoc kam, Mittel und Wege, um ihm aus dem Gefängniß das Testament zukommen zu lassen. Der König übertrug hierauf die Entscheidung über die Ansprüche der Grafen von Armagnac und Foix an die Grafschaft Cominges und über die Rechte, welche er selbst durch das Testament erlangt habe, dem Parlament von Toulouse. Dieses sprach sich zu Gunsten des Testamentes aus, und verbot bei der Gelegenheit zugleich dem Grafen von Armagnac, sich ferner den Titel eines souverainen Herren (par la grace de dieu comte d'Armagnac) beizulegen. Der Letztere fügte sich anfangs, weil er nicht anders konnte, in den Spruch des Parlaments, und überließ dem Könige die Grafschaft Cominges; sobald aber der König sich wieder entfernt hatte, suchte der Graf das Verlorene gewaltsam wieder zu erobern. Er vertraute bei diesem ungleichen Kampfe auf Verwandte, Freunde und Bundesgenossen. Er ward nämlich nicht nur von dem König Karl III. von Navarra, mit dessen Tochter er vermählt war, sowie von seinem natürlichen Sohne, Jean Dandie, Herrn von Lascün, welcher für ein Wunder der Tapferkeit galt, und von den Grafen de la Marche, d'Albret und Foix unterstützt, sondern er ließ auch die Beherrscher von Aragonien und England durch Gesandte um Hülfe bitten. In der That brachte er ein so starkes Heer zusammen, daß er noch im Herbst 1443 die ganze Grafschaft Cominges besetzen konnte. Seine Freude war jedoch von sehr kurzer Dauer. Schon im Frühjahr 1444 zog der Dauphin Ludwig mit den Truppen, an deren Spitze er in der Normandie die Engländer bekämpft hatte, nach Languedoc, und eroberte nicht allein Cominges wieder, sondern entriß dem Grafen auch die Länder Rouergue und Armagnac, die ihm eigenthümlich gehörten, und nahm ihn selbst gefangen. Erst zwei Jahre nachher erhielt der Graf in Folge der dringenden Vorstellungen der Könige von Castilien und Aragonien sowie der Grafen von Foix, d'Albret und la Marche die Freiheit und den Besitz der Länder Armagnac und Rouergue wieder; er

durfte sich aber fortan nicht mehr Graf von Gottes Gnaden nennen.

Auf diese Weise wurde also um dieselbe Zeit, als in England die Jugend und Charakter-Schwäche Heinrich's VI. und der Zwist unter den Großen die größte Verwirrung hervorriefen, in Frankreich die Monarchie neu befestigt und der Anarchie eine Schranke gesetzt. Freilich dauerten die Kabalen am französischen Hofe ebenso fort, wie am englischen; allein Karl VII. war, trotz seiner Abhängigkeit von Günstlingen und Weibern, trotz seines grenzenlosen Leichtsinnes und seiner beständigen Ausschweifungen, nicht blödsinnig wie Heinrich VI., er war außerdem neben seiner Gutmüthigkeit schlau und wurde vom Glücke begünstigt. Dieses war ihm besonders in der letzten Zeit seiner Regierung sehr hold. Übrigens haben die dankbaren Franzosen alles, was sich unter ihm Glückliches ereignete, seiner Weisheit zugeschrieben und ihn in dieser Hinsicht übermäßig gepriesen, weil er seinem Leben und Charakter nach durchaus Franzose war und dadurch, daß er einen Grafen Richemont und einen Grafen Dünois an die Spitze des Heeres stellte, ihre Nationalität und Freiheit rettete. Unter die glücklichen Ereignisse seiner Regierung rechnen wir besonders, daß er während des 1444 geschlossenen Waffenstillstandes mit England Gelegenheit erhielt, einen großen Theil des Verderbens, welches der Krieg seinem Reiche gebracht hatte, in die Nachbarländer hinüberzuleiten. Fünfzig- bis sechzigtausend abenteuernde und raubende Krieger, welche man noch immer mit dem Namen Armagnac's bezeichnete, hatten während des Krieges Frankreich verwüstet, sie behandelten Freund und Feind auf gleiche Weise, und würden in den fünf Jahren des Waffenstillstandes doppelt gefährlich geworden sein, wenn nicht das Glück ein Mittel dargeboten hätte, sich ihrer zu entledigen. Dieses Mittel bestand in dem Hülfegesuch, welches Kaiser Friedrich III. in seinem Kriege mit den Schweizern an Karl VII. richtete (s. Th. IX. S. 266 ff.). Der Letztere ging mit Freuden auf die Bitte des Kaisers ein, und schickte jene Horden raubender Miethlinge in das Elsaß, nach Schwaben und in die Schweiz. Sie wurden nachher aus diesen Ländern nach Lothringen geführt, und blieben dort, bis beim Ablauf des Waffenstillstandes mit England der französische König ihrer

aufs neue bedurfte. Ebendieselben vom Raube lebenden Kriegsschaaren erleichterten durch das Elend, welches sie über Frankreich gebracht hatten, dem Könige die vorher erwähnte Errichtung einer besoldeten und disciplinirten Kriegsmacht, und machten die zu diesem Zweck eingeführte beständige Steuer dem Volke annehmlich. Mit Hülfe des neu geschaffenen königlichen Heeres aber stellte Karl die Ordnung im ganzen Reiche wieder her, und machte aller Unordnung ein Ende. Er ward auf diese Weise nach und nach Herr im Lande, so daß man sogar in Languedoc, wo kurz vorher noch d'Albret, Foix und Armagnac als Souveraine gewaltet hatten, seine Gerechtigkeitspflege anrief, und daß die Bürger der Städte fortan unmittelbar unter dem Könige zu stehen verlangten. (Diese sagten: qu'ils étoient sujets au roi sans moyen; que, comme les sujets ne pouvoient rien faire contre le gré de leur seigneur, aussi ne devoit le seigneur faire chose à leur préjudice, ni les mettre hors ses mains sans leur consentement et celui du roi.) Endlich hatte Karl VII. auch das Glück, daß er durch den Tod Johann's VI. von der Bretagne (1442) einen neuen Bundesgenossen gegen England gewann. Während nämlich dieser Herzog sich als Vasallen des englischen Königs und sein Herzogthum als zur Normandie gehörend betrachtet hatte, schloß sich sein Sohn, Franz I., wieder ganz an Frankreich an, huldigte dem französischen Könige und kündigte die bestehenden Verträge mit England förmlich auf.

Im Juni des Jahres 1449 ging der fünf Jahre früher mit England geschlossene Waffenstillstand zu Ende. Die Feindseligkeiten waren aber schon im vorhergehenden Jahre wieder begonnen worden, weil der Herzog von York, welcher damals englischer Statthalter in der Normandie war, die von Suffolk bewilligte Abtretung von Anjou und Maine nicht zugegeben und namentlich die Stadt le Mans nicht geräumt hatte. Die Franzosen hatten deshalb le Mans zu belagern begonnen, und die englische Regierung hatte hierauf, statt einen kräftigen Widerstand anzuordnen, die Stadt durch Commissäre übergeben lassen. Durch diesen Beweis von Schwäche ermuthigt, übten die Franzosen auch im folgenden Jahre, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes, als Bundesgenossen des Herzogs der Bretagne Feindseligkeiten. Sie erfreuten

sich beim Wiederausbruch des Krieges des doppelten Vortheiles, daß die Schotten im December 1448 die früheren Bundesverträge mit ihnen erneuert hatten, und daß von der Königin Margaretha und ihrem Günstling Suffolk, welche die Regierung in England führten, nichts geschehen war, um die englisch-französischen Besitzungen in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Vergebens hatte der Herzog von Sommerset, welcher zugleich mit dem tapferen Talbot in der Normandie commandirte, den Herzog von Suffolk und die Königin darauf aufmerksam gemacht, daß alle dortigen Burgen verfallen wären und das englische Heer zu schwach sei, um den von zwei Seiten her drohenden Franzosen die Spitze bieten zu können; man hatte ihm ungeachtet seiner Vorstellungen weder Geld noch Truppen geschickt. Von Westen her drohte ein französisches Heer unter dem Herzoge von Bretagne und dem Connetable Richemont, von Osten her König Karl VII. und der Graf Dünois, welcher unter der Bedingung zum Generalissimus ernannt worden war, daß er, so oft der Connetable sich beim Heere befinde, den Oberbefehl diesem überlassen müsse. Schon im November (1449) sah sich der Herzog von Sommerset genöthigt, die Hauptstadt der Normandie zu räumen. Die Bürger von Rouen erhoben sich nämlich und drangen, von ihrem Erzbischof geleitet, auf Übergabe, und da die aus nur zwölfhundert Mann bestehende englische Besatzung natürlich nicht stark genug war, um zugleich dem äußeren Feinde und den Einwohnern einer bevölkerten Stadt Widerstand zu leisten, so mußte Sommerset capituliren. Im Januar 1450 konnten die Engländer ebenso den Besitz von Harfleur und Honfleur nicht länger behaupten, und nun war nur noch der dritte Theil der Normandie in ihrer Gewalt. Auch dieser ward ihnen noch in den nächsten sieben Monaten durch den französischen König entrissen, welcher damals eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit bewies. Karl bewerkstelligte nämlich gleich nach der Eroberung von Harfleur und Honfleur die Vereinigung der beiden französischen Heere, welche von verschiedenen Seiten her in die Normandie eingedrungen waren, und die Engländer, die endlich eine kleine Verstärkung unter Sir Thomas Kyriel erhalten hatten, wurden zuerst im April bei Fourmigny (zwischen Bayeux und Charenton) auf offenem Feld geschlagen,

und dann in Caen, wohin sich Sommerset mit dem Reste des Heeres und mit seiner ganzen Familie zurückgezogen hatte, nach einer vierwöchentlichen Belagerung (1. Juli) zur Capitulation gezwungen. Einen Monat später wurde auch Cherbourg von den Franzosen genommen und hiermit die Eroberung der ganzen Normandie vollendet.

Der König Karl hatte sich bei diesen Unternehmungen persönlich bedeutende Verdienste erworben; er war und blieb aber, obgleich er auch bei anderen Gelegenheiten großen Muth bewiesen hatte, in seinem Leben und Wandel derselbe Mann, der er von jeher gewesen war. Er beschäftigte sich in der Regel nur mit Spiel und Possen, setzte seine Ausschweifungen bis ins hohe Alter fort, und schenkte leichtfertigen Mädchen und Hofleuten seine Gunst. Er gerieth daher zuletzt auch wegen der Agnes Sorel und des Grafen von Maine mit seinem Sohne, dem Dauphin Ludwig, in eine solche Zwietracht, daß dieser als Staatsmann und später als Regent unübertreffliche, als Mensch aber verächtliche und jedes Verbrechens fähige junge Mann mehrere Male den Versuch machte, seinen Vater zu stürzen. Erbittert über Agnes Sorel war Ludwig zuerst an die Spitze der unter dem Namen der Praguerie bekannten Verschwörung getreten, nach deren Unterdrückung er in die Dauphiné verwiesen wurde. Sobald er von dort wieder zurückgekehrt war, wollte er den Herrn von Chabannes und die schottische Garde seines Vaters bereden, diesen entweder gefangen zu nehmen oder gar, wie Andere behaupten, zu ermorden; Chabannes lehnte jedoch den Antrag unwillig ab und zeigte die Sache dem Könige an, welcher dann seinen Sohn zur Rechenschaft zog und, als derselbe der Schuld überführt worden war, wieder nach der Dauphiné in das Exil schickte. Von dort aus soll Ludwig aufs neue gegen seinen Vater conspirirt und in Verbindung mit dem Schatzmeister und Finanzminister desselben, Jacques Coeur, einem unermeßlich reichen und habsüchtigen Wucherer, Agnes Sorel durch Gift aus der Welt geschafft haben. Wir lassen es unentschieden, ob Ludwig, welcher später alle italiänischen und griechischen Tyrannen an Grausamkeit und teuflisch ausgesonnener Quälerei übertraf, diesen Mord wirklich veranstaltet hat; ausgemacht ist es aber, daß Agnes Sorel am 28. Februar 1450

plötzlich starb. Ihr Tod wurde von den Franzosen aus demselben Grunde beklagt, aus welchem sie im achtzehnten Jahrhundert auch den Tod der Pompadour beklagten. Es ward nämlich nachher am Hofe noch ärger, als es vorher gewesen war; denn Karl machte zwar, wie Ludwig XV., eine andere Dame (die Nichte der Agnes Sorel, Antoinette de Maigielais) zur repräsentirenden Mätresse, begünstigte aber, da diese ihn nicht zu fesseln vermochte, nachher ein Fräulein und eine Frau nach der andern, so daß die Geschichtschreiber von ihm ebenso wie von Ludwig XV. berichten, sein Palast sei zuletzt ein förmlicher Harem geworden.

Auf dem Kriegszuge, welchen die Franzosen zur Wiedereroberung der ganzen Normandie unternommen hatten, war Herzog Franz I. von der Bretagne eines plötzlichen Todes gestorben. Die Art und Weise, wie derselbe endete, ist so auffallend, daß sie näher angegeben zu werden verdient. Franz I. war ein schwacher, argwöhnischer und abergläubiger Mann, der sich von seinen drei täglichen Gesellschaftern, Arthur von Montauban, Jean Hingant und dem Bischof von St. Malo, unbedingt leiten ließ. Diese wußten ihm einen seiner beiden Brüder, Giles, dessen Gemahlin Arthur zu heirathen wünschte, verhaßt zu machen, als derselbe sich mit der dem Adel der Bretagne eigenthümlichen Heftigkeit über die geringen Einkünfte beschwerte, welche Franz ihm ausgesetzt hatte. Giles ließ sich hierauf mit den Engländern ein; Franz dagegen bediente sich des französischen Königs, um in dessen Namen seinen Bruder gerichtlich verfolgen zu können. Giles ward gefänglich eingezogen und in Dinan als Criminal-Verbrecher behandelt, obgleich ein zweiter Bruder des Herzogs, Peter, sowie sein Oheim, der Connetable Graf von Richemont, sich mit dringenden Bitten an Herzog Franz wandten und ihm vorstellten, daß Giles ein Opfer boshafter Verläumder sei. Selbst der Generalfiscal (procureur général) weigerte sich den Proceß gegen Giles zu führen, und auch die Stände, an welche Franz sich in Folge dieser Weigerung wenden mußte, um sich auf ihren Ausspruch berufen zu können, wiesen die Sache von sich. Nichtsdestoweniger ließ Franz seinen Bruder von Kerker zu Kerker schleppen, aufs härteste behandeln und, nachdem ein Versuch ihn zu vergiften mißglückt war, durch Hunger tödten. Man hatte

jedoch vor seinem Ende einem Franziskaner erlaubt, ihm die Beichte abzunehmen, und diesem hatte Giles den Auftrag gegeben, den Herzog Franz innerhalb vierzig Tagen vor Gottes Richterstuhl zu laden, weil derselbe ihm weder ein ordentliches Gericht gestattet habe, noch auch selbst gegen ihn aufgetreten sei. Der Mönch entledigte sich seines Auftrages bei einem zufälligen Zusammentreffen mit dem Herzoge, und die feierliche Art, mit welcher er es that, wirkte auf den schwachen Mann, welcher von dem Aberglauben seiner Zeit beherrscht ward und noch dazu ein böses Gewissen hatte, gleich einem Todesurtheile, zumal da bei seiner Vorladung auch der Connetable gegenwärtig war, welcher nicht nur früher bemüht gewesen war, den Brudermord zu hindern, sondern auch nachher nicht aufgehört hatte, die grausige That mit den härtesten Worten zu tadeln. Franz fühlte sich, unmittelbar nachdem die Vorladung ihm überbracht worden war, krank, hatte seit diesem Augenblicke stets das Bild des ermordeten Bruders vor Augen, schwand körperlich hin und starb bald nachher eines plötzlichen Todes. So weit ist die Geschichte von seinem Ende gewiß; die Chroniken der Bretagne haben sie aber mit vielen Anekdoten ausgeschmückt und erbaulich gemacht. Uns scheint Alles ohne Wunder begreiflich, weil wir wissen, daß die moralische und physische Ordnung der Dinge im Leben ebenso, wie Seele und Leib im Menschen, mit einander verschlungen sind, wiewohl wir dies nur selten wahrnehmen. Übrigens folgte dem Herzog Franz sein zweiter Bruder, Peter, in der Herrschaft nach, und dieser huldigte, obgleich er sich wie ein König krönen ließ, dem französischen Könige ohne Widerspruch.

Karl VI. hatte, um das ganze Königreich wieder unter seiner Herrschaft zu vereinigen, nur noch Guyenne zu erobern; er versuchte auch dies, und die innern Unruhen, welche England's Kräfte lähmten, erleichterten ihm sein Unternehmen. Noch im Herbste des Jahres 1450 eroberte ein französisches Corps, welches Karl nach der Einnahme von Caen an die Garonne geschickt hatte, Bergerac, Gensac, St. Foix, Chalais und Montferrand. Im März des nächsten Jahres marschirte das ganze königliche Heer gegen Guyenne. Es stand unter dem Oberbefehl des Grafen Dünois, welcher als Generalissimus die Normandie erobert hatte, und war in vier

Armee-Corps getheilt, von denen das eine von Dünois selbst, das andere vom Grafen von Penthièvre, das dritte vom Grafen von Foix und das vierte vom Grafen von Armagnac angeführt wurde. Während die drei Letzteren jeder einen Theil der Provinz eroberten, zog Dünois vor Fronsac, welche Stadt nicht nur der Sitz des Obergerichtes (chambre royale) war, sondern auch für die Vormauer von Guyenne galt, und von den Engländern als ein für die Vertheidigung der Provinz so wichtiger Punkt angesehen wurde, daß vermöge eines eigens erlassenen Gesetzes die Besatzung der Burg von Fronsac nur aus geborenen Engländern bestehen durfte. Gleichwohl wurde die Stadt selbst schon am dritten Tage nach dem Eintreffen des französischen Heeres mit Sturm genommen und unmittelbar darauf die Belagerung der Burg angefangen. Da das französische Heer so rasche und bedeutende Fortschritte machte, und keine Aussicht vorhanden war, daß die englische Regierung der bedrängten Provinz werde Hülfe leisten können, so traten auf Anregung des französischen Kanzlers des Ursins, welcher ausdrücklich deshalb den Connetable begleitet hatte, die Stände von Guyenne, Adel, Klerus und Bürgerschaft, im Anfange des Juni zu Bordeaux zusammen, um zu berathschlagen, was unter diesen Umständen zu thun sei. Sie waren kaum versammelt, als Dünois sie durch zwei Gesandte zur Anerkennung des französischen Königs als ihres Oberherrn auffordern und im Namen desselben ihnen solche Vortheile anbieten ließ, daß sie schon am 12. Juni einen Vertrag mit ihm schlossen. Sie verpflichteten sich in demselben, die Stadt Bordeaux und den übrigen, von den Franzosen noch nicht besetzten Theil ihrer Provinz dem Könige von Frankreich zu übergeben, wenn ihnen nicht bis zum 24. Juni aus England hinreichende Hülfe geschickt würde, um die Fortsetzung der Belagerung der Burg von Fronsac zu hindern. Dagegen wurde ihnen im Namen des Königs Karl versprochen, daß jede Stadt von Guyenne ihre alten Vorrechte und Freiheiten behalten, daß in Bordeaux ein Parlament und ein Münzhof errichtet, und in den nächsten zwei Jahren die Münze nicht geändert werden, und daß jeder, der sich mit seiner Habe nach England begeben wolle, Abzugsfreiheit haben solle. Außer diesen allgemeinen Bedingungen, welche besonders die Städte angingen, machten die Häupter der adeligen

Familien oder mit anderen Worten die Standesherren, wie sie zu thun pflegen, noch insgeheim gewisse Privatvortheile für sich und ihre Familien aus. Fast alle diese Herren erhielten dafür, daß sie die Abschließung des Vertrages betrieben hatten, Gnadenbezeugungen oder Jahrgelder; dem Herrn von Montserrand z. B. wurden nicht blos alle Güter, die man ihm abgenommen hatte, zurückgegeben, sondern auch ein Jahrgeld von viertausend Livres gewährt. Die Hülfe aus Englaud kam nicht; die Burg von Fronsac wurde daher den Franzosen übergeben. Graf Dünois hielt hierauf am 29. Juni seinen Einzug in Bordeaux, und im Anfange des folgenden Monats war die ganze Provinz mit alleiniger Ausnahme der Stadt Bayonne ihrem früheren Oberherrn wieder unterworfen. Schon im August mußte sich auch Bayonne dem siegenden Heere ergeben. Zwar empörte sich Guyenne schon im folgenden Jahre wieder gegen den französischen König; allein dieser behauptete sich dessen ungeachtet nachher im Besitze der Provinz. Dieselben Herren nämlich, welche den Vertrag von Bordeaux veranlaßt hatten, fühlten sich gleich anfangs unter der französischen Regierung unbehaglich, ohne daß man anzugeben wüßte, worüber sie sich eigentlich zu beschweren hatten. Sie suchten sich daher der Franzosen wieder zu entledigen, und die Herren von Montserrand, de l'Esparre, Rosan, Düras, l'Anglade und Lalande schickten in Gemeinschaft mit einem großen Theile der Bürgerschaft von Bordeaux Bevollmächtigte nach London, um die Engländer herbei zu rufen. Dort schiffte man hierauf sogleich ein kleines Heer unter dem achtzigjährigen Talbot nach Guyenne ein. Dieser erschien am 18. Oktober 1452 unerwartet vor Bordeaux, und war, da die Bürgerschaft ihn sogleich einließ, eher in der Stadt, als der Commandant der französischen Besatzung auch nur die Nachricht von seiner Annäherung erhalten hatte. Ganz Guyenne folgte dem Beispiele der Hauptstadt, und Talbot drang auf der einen Seite in Perigord ein, und eroberte auf der anderen das wichtige Fronsac fast unter den Augen des französischen Königs, der sich in der Provinz befand. Dieser sammelte hierauf ein Heer, um die Engländer wieder zu vertreiben. Im Juli des Jahres 1453 lagerte er sich vor der Stadt Castillon, und zwar mit einem so bedeutenden Zuge von Geschütz, daß siebenhundert Artilleristen

zur Bedienung desselben erforderlich waren. Talbot eilte mit seinem Sohne herbei, um die Stadt zu entsetzen; dieser Versuch mislang aber, der alte Held selbst verlor nebst seinem Sohne nach einem mörderischen Gefechte das Leben, und sein Tod entschied nicht nur das Treffen, sondern zugleich auch das Schicksal von Guyenne. Die ganze Provinz ward nämlich unmittelbar nachher wieder unterworfen, und auch die Stadt Bordeaux, deren Bürger am längsten und hartnäckigsten Widerstand leisteten, mußte sich im Oktober 1453 ergeben. Sie ward mit einer Contribution und mit dem Verlust ihrer Privilegien bestraft; doch gab Karl diese gleich nachher der Stadt aus Gnaden wieder zurück. Er gewährte außerdem eine allgemeine Amnestie, und schloß von derselben nur vierzig Männer aus, welche auf Lebenszeit verbannt wurden. Die in Bordeaux befindlichen Engländer durften mit ihrer Habe entweder nach England oder nach Calais, der einzigen Stadt, welche die Engländer noch in Frankreich besaßen, abziehen.

Im Jahre 1461 starb König Karl VII., und ihm folgte sein Sohn, Ludwig XI., in der Regierung nach (1461—1483). In Folge dieses Thronwechsels erhielt die Monarchie in Frankreich zu derselben Zeit eine bis dahin unerhörte Stärke, als sie sich bei den Engländern in Aristokratie und Anarchie aufzulösen drohte. Ludwig XI. ist nämlich als Regent, als Gründer einer monarchischen Ordnung und als Schöpfer eines stolzen und trotzenden Nationalgefühls einer der bedeutendsten Könige von Frankreich, und seine Landsleute haben ihn deshalb stets mit Recht geehrt und bewundert. Dagegen ist er als Mensch in ebenso hohem Grade verabscheuungswürdig. Wir haben bereits gesehen, daß er seinem Vater nach dem Throne und, wie es heißt, sogar nach dem Leben gestrebt und mit den Prinzen und Herren gemeine Sache gemacht hatte, als diese das Ansehen des Königs und folglich auch das der Nation auf dieselbe Weise verkleinern wollten, wie dies in Deutschland seit dem Tode des Kaisers Friedrich II. geschehen war. Als König suchte Ludwig XI. die monarchische Gewalt auf jede Weise zu vermehren und fest zu gründen, und er scheute zu diesem Zwecke kein Verbrechen, schonte keines Menschen und übte gegen seine eigenen Freunde und Werkzeuge unerhörte Grausamkeiten. Übrigens hatte man, schon ehe er König ward, von seinem mo-

ralischen Charakter einen so schlechten Begriff, daß sein Vater während der letzten Zeit in steter Furcht vor ihm lebte und aus Angst, von ihm vergiftet zu werden, fast keine Speise mehr zu genießen wagte, und daß nachher das Gerücht Glauben fand, Karl sei in Folge davon Hungers gestorben. Mit Ludwig's XI. Regierung beginnt eigentlich erst die neuere Geschichte, weil von seiner Zeit an, besonders aber seit dem Zuge seines Sohnes Karl VIII. nach Italien, die Franzosen mit Hülfe gedungener Schweizer-Truppen dieselbe Rolle in Europa spielten, welche vorher die Deutschen gespielt hatten, und weil nun die Spanier, nicht mehr die Deutschen ihnen diese Rolle streitig machten. Von dem Augenblicke an nämlich, als die Franzosen und Spanier um den Besitz von Italien, die Deutschen und Franzosen um die Beute des gesunkenen Staates Burgund und des geschwächten Herzogthums Lothringen stritten, und der Kaiser durch drohende Bewegungen der Madscharen und Türken gehindert war, die Franzosen von Italien und von Burgund abzuwehren, entstand jenes System des Gleichgewichts der größeren europäischen Mächte, um welches sich die ganze neuere Geschichte dreht. Da Ludwig's XI. Regierung und die Geschichte von Italien, Spanien, Östreich und der Schweiz (Deutschland spielte leider eine passive Rolle) aufs innigste mit der Geschichte des großen, unter Karl's VII. Regierung entstandenen Reiches zusammenhängt, welches den bescheidenen Titel Herzogthum Burgund führte, so glauben wir die zunächst folgenden Begebenheiten im südwestlichen Europa und in Deutschland mit der Geschichte der beiden letzten burgundischen Herzöge beginnen zu müssen.

VI. Geschichte Burgund's, der Schweiz, Deutschland's und Frankreich's in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Geschichte des Herzogthums Burgund bis zum Tode Königs Karl VII. von Frankreich.

Als 1361 mit Herzog Philipp die ältere, dem Kapetingischen Hause angehörende Linie der Beherrscher von Burgund ausstarb, fiel dieses Land als erledigtes Lehen an Frankreich zurück. König Johann benutzte damals nicht, wie später Ludwig XI. that, die Gelegenheit, um wenigstens den eigentlich französischen, westlich vom Genfer, Neufchateller und Bieler See gelegenen Theil von Burgund dem französischen Reiche einzuverleiben, sondern er gab das Herzogthum seinem jüngsten Sohne, Philipp dem Kühnen, als erbliches Lehen. Schon dieser erste Herzog aus dem Hause Valois (1361—1404) erweiterte Burgund durch Landstriche, welche als Eigenthum (Allodium) auch an die weibliche Linie übergehen konnten. Er heirathete seines Vorgängers Wittwe, die Erbin von Flandern, von Artois, Antwerpen, Mecheln, Nevers, Rethel und der Franche-Comte oder, wie dieselbe auch hieß, der Grafschaft Burgund. Nach seinem und seiner Gemahlin Tode wurden zwar der Sitte jener Zeit gemäß die burgundischen Besitzungen wieder zersplittert, indem sein ältester Sohn, Johann der Unerschrockene (1404—1419), dieselben mit seinen Brüdern Anton und Philipp theilte; allein nachher fielen doch alle Länder mit alleiniger Ausnahme von Nevers und Rethel wieder an Johann oder an seinen Sohn zurück (s. S. 32). Jeder der drei auf

Philipp den Kühnen folgenden Herzöge des jüngeren burgundischen Hauses erweiterte das Gebiet durch Heirath oder durch Wiedervereinigung getrennt gewesener Provinzen, und Burgund wurde eines der mächtigsten Reiche. Schon Johann brachte die reichsten und blühendsten französischen Niederlande und die streitbare Bevölkerung des Jura-Gebirgs an Burgund, und machte sich, wie bereits früher dargestellt worden ist, zum eigentlichen Beherrscher von Frankreich. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp der Gute (1419—1467), erwarb noch viel bedeutendere Besitzungen. Unter ihm wurden, als die durch seinen Oheim Anton gestiftete Nebenlinie ausstarb, nicht nur die demselben zugefallenen burgundischen Länder wieder mit denen der Hauptlinie vereinigt und überdies noch andere von Anton erworbene Länder dem Herzogthum Burgund zugefügt, sondern Philipp der Gute brachte auch, wie oben (S. 72—74) angegeben worden ist, die bedeutenden Besitzungen der Gräfin Jakobäa oder Jacqueline von Hennegau an sein Haus. Auf diese Weise war Philipp schon um das Jahr 1430 in den Besitz von Brabant, Limburg, Luxemburg, Hennegau, Holland, Seeland, Friesland, Namur, Nieder-Lothringen (le Lothier) und Antwerpen gekommen. Er gab nachher, wie wir ebenfalls schon erzählt haben, seine Verbindung mit England auf, schloß sich statt dessen an den französischen König an, und sicherte sich 1435 durch den mit diesem geschlossenen Vertrag von Arras (s. S. 93 f.) nicht nur alle Erwerbungen, welche in der Zeit des Krieges und der Anarchie gemacht worden waren, sondern er wurde auch durch jenen Vertrag so mächtig in Frankreich, daß später König Ludwig XI. während seiner ganzen Regierung vorzugsweise darauf bedacht war, dem Sohne Philipp's alles dasjenige wieder zu entreißen, was der Vater an sich gebracht gehabt hatte. Philipp erlangte nämlich die Befreiung von der Vasallen-Pflicht gegen Frankreich, sowie den Besitz der Grafschaften Macon, Auxerre und Ponthieu, der Herrschaften Peronne, Roye, Montdidier, St. Quentin, Corbie, Amiens, Abbeville und Dourdan und der Städte Dourlens, St. Riquier, Crevecoeur, Arleux und Mortagne. Das burgundische Gebiet wurde also damals bis in die Nähe von Paris ausgedehnt.

Philipp der Gute spielte auch in den Streitigkeiten über den Besitz von Ober-Lothringen, welches damals ausschließend Loth-

ringen genannt wurde, eine bedeutende Rolle. Diese Streitigkeiten müssen wir etwas ausführlicher angeben, weil nachher Philipp's Sohn, Karl der Kühne, durch sein Verhältniß zu Lothringen in die Händel gerieth, welche ihm verderblich wurden. Über Lothringen herrschte im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts Herzog Karl II., dessen Bruder, der Kardinal Ludwig, das Herzogthum Bar und die Grafschaft Pont à Mousson erbeigenthümlich besaß, und folglich auch durch Testament über diesen Besitz verfügen konnte. Beide starben bald nach einander, und zwar Herzog Karl zuerst. Nun hatte der Kardinal Ludwig den uns bereits aus der italiänischen Geschichte bekannten Renatus oder Rainer (s. Th. IX. S. 353 und 372 ff.), welcher mit des Herzogs Karl zweiter Tochter, Isabella, vermählt war, nicht nur zum Erben von Bar und Pont à Mousson eingesetzt, sondern er hatte auch, als sein Bruder Karl 1430 starb, über das Herzogthum Lothringen zu Gunsten des Renatus verfügt. Dieser gelangte beim Tode des Kardinals ohne Widerspruch in den Besitz von Bar und Pont à Mousson; das Herzogthum dagegen ward ihm von dem Grafen Anton von Vaudemont streitig gemacht, weil der Kardinal kein Recht gehabt hatte, über dasselbe testamentarisch zu verfügen. Anton, welcher die Grafschaft Vaudemont von seiner Mutter geerbt hatte, war der Sohn von einem in der Schlacht bei Azincourt erschlagenen Bruder Karl's und Ludwig's, und hatte als männlicher Sprößling des lothringischen Hauses allerdings ein näheres Recht an die Nachfolge, als Renatus, welcher seine Ansprüche nur auf das Testament des Kardinals Ludwig und auf seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs Karl gründete. Beide Prätendenten griffen sogleich zu den Waffen. Sie kamen zwar bald nachher überein, die Entscheidung, ob Lothringen ein bloßes Mannslehen sei, oder ob es auch auf weibliche Nachkommen vererbt werden könne, dem deutschen Kaiser und dem Baseler Concilium zu überlassen, weil Lothringen mit dem deutschen Reiche verbunden war; als aber der Spruch zu Gunsten des Renatus ausfiel, weigerte sich Anton von Vaudemont, demselben Folge zu leisten. Obgleich sein Nebenbuhler bereits alle festen Plätze des Herzogthums besetzt hatte und außerdem auch als Bruder der damaligen Königin von Frankreich gefährlich scheinen konnte, so ließ Anton sich dadurch

doch nicht vom Kampfe abschrecken, weil er mit Recht glaubte, daß er gerade wegen des zweiten Umstandes auf die Hülfe Philipp's des Guten von Burgund rechnen könne, welcher zu jener Zeit (1431) noch mit Karl VII. in Krieg war. In der That nahm sich der König von Frankreich seines Schwagers und Philipp von Burgund des Grafen von Vaudemont an. Beide schickten ihren Schützlingen gedungene Miethlinge zu Hülfe. Karl VII. sandte den Statthalter (lieutenant général) von Champagne und Brie, Barbazan, mit einem Heere, welches alsbald ganz Lothringen und sogar die Grafschaft Vaudemont besetzte. Philipp der Gute aber ließ nicht nur den Marschall von Burgund nach Lothringen ziehen, sondern nahm auch Schaaren der sogenannten Bastarde in Dienst. Beide Heere übten furchtbare Grausamkeiten, und es zeigt sich bei dieser Gelegenheit recht auffallend, welche gräßlichen Leute die ihrer Tapferkeit wegen gepriesenen Schaaren waren, deren sich die Fürsten jener Zeit im Kriege bedienten, und die sie statt der Soldzahlung auf Plünderung und Raub anwiesen. Die zuletzt erwähnten Bandenführer gehörten einer besonderen, zahlreichen Menschenklasse an. Sie waren nämlich außereheliche Söhne von Großen und von Mädchen bürgerlichen Standes, machten sich eine Ehre daraus, Bastarde vornehmer Väter zu heißen, und erwarben sich als Anführer roher Abenteurer ritterliche Ehren und Güter. Wir brauchen des Beispiels wegen nur daran zu erinnern, daß der Bastard von Orleans, Graf Dünois, einen berühmten Namen und die Ehre, Frankreich's Retter genannt zu werden, erlangt hat. An solche Bastarde und ihre Genossen hatte sich Philipp von Burgund gleich anfangs gewandt, als Anton von Vaudemont in der Hauptstadt seiner Grafschaft von den Truppen Karl's VII. belagert wurde, und dieselben brachten bald ein Heer von Abenteurern zusammen, welches nach dem Berichte von Monstrelet alle Eigenschaften der modernen Freischärler in sich vereinigte (c'étoient de pauvres compagnons, mais roides, vigoureux et qui ne cherchoient que leur avantage, tant sur leur propre pays qu'ailleurs). Die von Philipp in Dienst genommenen Bandenführer waren der Bastard von Hümières, der Bastard von Fosseuse, der Bastard von Brimen, der Bastard von Neuville und eine Art Schinderhannes, den man Robinet Hundepfeifer

(Robinet Huche-Chien) nannte. Sie wurden dadurch herbeigelockt, daß ihnen der Marschall von Burgund reiche Beute versprach und alles Land, durch welches sie ziehen würden, preisgab. Auch verwüsteten sie in der That die ganze Champagne und das Gebiet von Bar auf eine schauderhafte Weise. Das Gesindel, aus welchem ihre Schaaren bestanden, war freilich für den Gegner Anton's von Vaudemont nicht gefährlich, und würde sich von selbst zerstreut haben, wenn nicht Renatus mit thörichter Hitze die verzweifelten Räuber angegriffen hätte, statt sie den für sie selbst am meisten verderblichen Folgen ihres zuchtlosen Treibens zu überlassen. Er brach, nachdem er die Stadt Vaudemont drei Monate lang belagert und bereits aufs Äußerste gebracht hatte, gegen den Rath des kriegserfahrnen Barbazan auf, um den burgundischen Schaaren, welche sieben Stunden von ihm entfernt waren, ein Treffen anzubieten. Dieses Treffen wurde (2. Juli 1431) im Gebiete von Bar, nahe bei der Maas geliefert. Der Ort selbst, bei welchem es Statt fand, ist nicht sicher bekannt; wahrscheinlich war es Neufchatel. Vor dem Beginn des Kampfes redete der Graf von Vaudemont die burgundischen Bastarde in einem Stile an, welcher ganz ihrer würdig war (assurant les uns et les autres sur la damnation de son ame, que sa querelle étoit bonne et juste). Sein Gegner verschmähte beim Kampfe selbst nochmals den verständigen Rath Barbazan's und griff den Feind mit einer ritterlichen, aber höchst unbesonnenen Heftigkeit an. Der Marschall von Burgund, welcher anfangs Miene machte, als wenn er Stand halten wollte, dann aber sich plötzlich auf beiden Flügeln zurückzog, empfing die Angreifenden mit einem furchtbaren Artillerie-Feuer seines hinter der Linie aufgestellten Geschützes, und in Folge davon war das Treffen in weniger als einer Viertelstunde zu seinem Vortheile beendigt. Renatus selbst ward nebst dem Bischof von Metz von den Burgundern gefangen, Barbazan aber getödtet. Der Graf von Vaudemont war und blieb jetzt Herr von Lothringen; denn Renatus wurde bis zum Jahre 1437 gefangen gehalten, und mußte dann, um in das Königreich Neapel, auf welches er als Sprößling des Hauses Anjou Ansprüche machte (s. Th. IX. S. 353), gelangen zu können, nicht blos ein Lösegeld von zweimalhunderttausend Dukaten bezahlen, sondern auch seine Tochter mit Anton's Sohn Friedrich vermählen.

Da er sechs Jahre lang ein Gefangener des Herzogs von Burgund war, so leitete dieser allein die Unterhandlungen zwischen ihm und Anton, und schrieb die Bedingungen vor. Auf diese Weise erwarb Philipp der Gute für Burgund ein Schutzrecht über Lothringen, welches eigentlich dem deutschen Kaiser gebührte, von demselben aber bei seiner Ohnmacht nicht geltend gemacht werden konnte. Übrigens wurde damals zugleich auch der zwischen Anjou und Burgund bestehende Zwist ausgeglichen, und des Renatus Sohn, der Herzog von Calabrien, mit einer Tochter der Agnes von Burgund und des Herzogs von Bourbon vermählt.

Die innern Angelegenheiten des großen burgundischen Reiches machten Philipp dem Guten ebenso, wie seinen Vorgängern und seinem Nachfolger, viel zu schaffen. Die Städte und Stände aller Provinzen seines Reiches besaßen sehr große Vorrechte; sie hatten sich besonders in den Niederlanden fast ganz unabhängig gemacht und städtische und ständische Verwaltungen eingerichtet, welche die Bürgerschaften und Stände mit dem Fürsten in Einen Rang stellten. Es verfloß daher kein Jahr, ohne daß in irgend einer Stadt Bürger und Regierung mit einander in Streit geriethen. Die privilegirten Klassen hatten überdies sowohl in den wallonischen Provinzen, als in den von Flamländern und Friesen bewohnten Ländern, gleich denen des englischen Reiches die Masse des Volkes auf ganz verschiedene Weise in ihr Interesse zu ziehen verstanden, weshalb sie auch ihre Freiheiten unter harten Kämpfen und schweren Leiden bis zur Zeit der französischen Revolution behauptet haben. Diese Verhältnisse machten es dem Herzog Philipp von Burgund, der doch den König von Frankreich zu einem harten Frieden nöthigte und mit England einen siegreichen Krieg führte, unmöglich, in seinen eigenen Provinzen eine monarchische oder militärische Ordnung einzuführen, welche ihn in den Stand gesetzt hätte, ein festes System zu befolgen. Er erklärte daher auch einmal dem Kanzler Ludwig's XI., als derselbe sich gegen ihn etwas trotzig benahm, sein Herr möge bedenken, daß er hätte König sein können, dies aber nicht gewollt habe. Die meisten Schwierigkeiten bereiteten ihm Gent und Brügge. Diese Städte, welche zu den bevölkertsten von Europa gehörten, und schon mit ihren alten Grafen, sowie mit den Königen von Frankreich manchen blutigen Kampf gehabt

hatten, waren nach und nach beinahe ganz unabhängig geworden, und Philipp lag fast beständig mit einer derselben in Streit. Im Jahre 1437 kam er sogar in Gefahr, mit seinem Gefolge von den Brügger Bürgern und ihren Arbeitern erschlagen zu werden. Er war nämlich im vorhergehenden Jahre, nachdem er sich durch den Frieden von Arras der französischen Oberhoheit entledigt hatte, nach Flandern zurückgekehrt, wo die Bürger von Brügge und Gent die Bewohner von Sluis und anderen Orten drückten, und überdies die Genter die ihnen aufgedrungenen Herren von Adel nicht nur aus ihrer Stadt gejagt, sondern sogar einen Preis auf den Kopf mehrerer von ihnen gesetzt hatten. Philipp machte damals sein Ansehen gegen beide Städte geltend; er setzte sogar seine Kriegs-Amtleute in Flandern ein, ordnete einen Roewart von Flandern an, ernannte Johann von Comines zum Gouverneur von Gent, und gab außerdem den Städten Oudenarde und Kortryk ritterschaftliche Statthalter. Auch die Bürger von Brügge demüthigten sich, nachdem sie den Herzog mit seiner bewaffneten Ritterschaft lange nicht in die herzogliche Burg ihrer Stadt hatten einlassen wollen, am 17. Oktober 1436 durch Absendung ihrer Bürgermeister, Schöffen, Rathsherren nnd Dekens. Schon im nächsten Monat aber rief das Verfahren der Brügger gegen die Stadt Sluis und gegen mehrere adelige Herren einen neuen Streit über die Gerichtsbarkeit hervor, welche Brügge anderen Städten gegenüber sich angemaßt hatte. Philipp zog deshalb im December mit siebenhundert Bogenschützen gegen Brügge, nahm die Städte Sluis, Oudenarde und Nieuwport unmittelbar unter seine Regierung, und brachte es dahin, daß sich um Weinachten die Brügger wieder in seinen Willen fügten. Doch auch diesmal dauerte das wieder hergestellte Verhältniß der Stadt zu ihrem Herrn nicht lange; denn schon im Januar 1437 übten beide Theile wieder offene Feindseligkeiten gegen einander. Der Streit währte die folgenden Monate hindurch fort, und sowohl in Gent als in Brügge ward jeder geächtet und verfolgt, der von einer Aussöhnung mit dem Landesherrn auch nur zu reden wagte. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther war es natürlich, daß die Demokraten sehr besorgt wurden, als Philipp am 21. Mai mit vierzehnhundert Mann und vielen wallonischen Bogenschützen, sowie [in

Begleitung nach Rousselaere kam und am 22. in Brügge einziehen wollte. Man öffnete ihm zwar nach einigem Widerstreben die Thore der Stadt, schloß aber, sobald er mit einigen hundert Mann eingerückt war, dieselben wieder zu, und trennte so den Herzog von dem übrigen Theile seiner Kriegsschaar. Philipp zog, ohne dies zu merken, bis auf den Freitagsmarkt, wo dann sogleich ein Tumult gegen ihn entstand. Das Volk ermordete nämlich zwei angesehene Bürger, welche ihn huldigend begrüßten, und als hierauf des Herzogs Bogenschützen zu schießen begannen, griff die ganze Stadt zu den Waffen. Philipp gerieth dadurch in große Gefahr, weil er nicht in der Stadt bleiben und doch weder zu seinen Leuten vor den Thoren gelangen, noch auch diese an sich ziehen konnte. Er kam zwar glücklich bis an das Thor, dieses war aber zugeschlossen und verrammelt, und Philipp wäre umgebracht worden, wenn nicht ein Brügger Bürger, Jakob von Hardoye, welcher an der Spitze einer Deputation vor ihm erschienen und dann mit ihm zurückgezogen war, durch einen herbeigerufenen Schmidt das Thor hätte einschlagen lassen. Der Schmidt wurde nachher zur Strafe dafür, daß er den Herzog gerettet hatte, von seinen Mitbürgern geviertheilt. Diese ließen auch zweiundzwanzig von Philipp's Begleitern, welche sie nebst hundertachtundvierzig anderen gefangen genommen hatten, in der Stadt enthaupten.

Nun entstand ein förmlicher Krieg der mächtigen Stadt mit ihrem Oberherrn. Dieser schnitt die Brügger von der Verbindung mit der See gänzlich ab, besetzte die Ortschaften der Umgegend, plünderte und verheerte Alles rings umher, und verfolgte alle Personen, welche Brügge begünstigten. Zwar baten ihn die Städte Gent und Ypern, sowie die zahlreichen Handelsleute aus der Fremde, deren Schicksal an das einer Stadt geknüpft war, welche damals dieselbe Wichtigkeit hatte, wie später Amsterdam und London, dringend um Gnade für die Bürger von Brügge; er nahm aber auf alle Bitten und Vorstellungen keine Rücksicht. Selbst der Umstand, daß er durch den Krieg mit England öfters abgerufen ward, hatte keinen Einfluß auf die von ihm gegen Brügge beschlossenen Maßregeln; er überließ die Sache während seiner Abwesenheit den in Flandern stehenden Truppen und seiner Gemahlin, und kehrte, so oft er konnte, selbst wieder nach Flandern zurück.

Indessen konnte er doch lange nichts gegen Brügge ausrichten, und selbst als endlich die Zünfte und Waffengenossenschaften von Gent wegen der in den Gewerken und im Wollehandel mit England eingetretenen Stockung auszogen, um sich mit ihm zu vereinigen, ließen sich die Bürger von Brügge nicht zur Unterwerfung bewegen. Diese fuhren fort, Sluis zu befehden, welches auch von den Gentern feindlich behandelt ward, weil es denselben die Zufuhr zur See wehrte. Im Januar 1438 sahen endlich die Bürger von Brügge ein, daß ein längerer Widerstand ihnen verderblich werden müsse. Sie schickten daher vierzehn Abgeordnete an den Herzog, welcher in Arras Hof hielt, und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Schon im Februar machte der Herzog den Deputirten die Bedingungen bekannt, unter welchen er Verzeihung gewähren wolle; erst im April aber überbrachten die Deputirten seinen Beschluß den Brüggern. Die von Philipp gewährten Bedingungen betrafen hauptsächlich die künftige Stellung der Frankonaten oder derjenigen Einwohner von Flandern, welche weder zu den Bürgern noch zum Adel gehörten, sondern das sogenannte freie Land bewohnten. Diese Frankonaten, welche einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bildeten, und zu denen auch die aus Brügge Verbannten gehörten, hatten seit Johann dem Unerschrockenen große Privilegien erkauft, waren aber durch die Bürgerschaften stets gehindert worden, von denselben Gebrauch zu machen. Sie sollten fortan neben den drei Ständen als vierter Stand (veerde Led) gelten, und erhielten also gleiche Rechte mit den Bürgern. Außerdem schrieb Philipp der Stadt Brügge vor, daß sie auf die Herrschaft über Sluis ganz verzichten, zweimalhunderttausend Dukaten zahlen und jeder Protestation gegen die Ausschließung von zweiundvierzig ihrer Bürger aus der Amnestie entsagen müsse. Diese zweiundvierzig hatte Philipp schon früher, als die Brügger das erste Mal um Frieden baten, von der zu gewährenden Amnestie ausgenommen, und ihre Mitbürger mußten jetzt wirklich zugeben, daß dieselben für vogelfrei und friedelos erklärt und ihres Vermögens beraubt wurden. Auch später waren die Brügger wie die Genter wiederholt in offener Fehde mit ihrem Herzoge, besonders weil er bei dem Pomp seiner Hofhaltung und dem königlichen Luxus seines ganzen Lebens oft versuchte, von den reichen Städten auf die eine oder

andere Weise Geld zu erheben. Alle diese Streitigkeiten gehören jedoch mehr der Specialgeschichte der Niederlande, als der zusammenhängenden Geschichte der größeren europäischen Staaten an, welche wir vorzugsweise ins Auge fassen. Übrigens war unter Philipp dem Guten der Zustand der belgischen Provinzen nach der Schilderung Philipp's von Comines, eines Zeitgenossen und geborenen Belgiers, über alle Vorstellung glücklich. Comines berichtet nämlich, der Herzog Philipp habe wenig Steuern erhoben (le quel peu tailloit), und die Reichthümer aller Länder seien nach Flandern, Brabant und Artois geströmt (ils estoient combléz de richesses et en grand repos, ce qu'ils ne furent oncques puis). Daß die belgischen Städte in Handel und Industrie sogar mit Florenz wetteiferten, haben wir bereits an einer andern Stelle (Th. VIII. S. 29) bemerkt.

Für die allgemeine Geschichte ist in Betreff Philipp's des Guten nichts so wichtig, als sein Verhältniß zu Frankreich und zu dem Dauphin Ludwig XI., welcher nachher als König der größte Feind Burgund's war. Philipp verband sich mit dem Sohne Karl's VII. innig, und hoffte ihn, wie er fälschlich wähnte, durch Bande der Dankbarkeit an sein Haus zu knüpfen. Auch seinen eigenen Sohn, den Grafen von Charolais und nachherigen Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, suchte er durch Heirath mit dem französischen Königshause zu verbinden. Er verlobte ihn zu diesem Zwecke schon beim Frieden von Arras mit Karl's VII. Tochter, Katharina, obgleich Beide noch Kinder waren, und die Prinzessin ward in ihrem zehnten Jahre nach Burgund gebracht, um daselbst erzogen zu werden; das Schicksal vereitelte aber Philipp's Absichten, da Katharina frühe starb. Nach ihrem Tode wollte Karl der Kühne, welcher schon damals voll von Chimären der künftigen Größe seines Reiches war, sich dadurch eine Aussicht auf den englischen Thron verschaffen, daß er eine Tochter des Herzogs von York heirathete, obgleich dieser damals noch zwei Söhne hatte; Philipp gab aber seine Einwilligung nicht dazu, sondern vermählte Karl mit Isabella von Bourbon, um ihn bei Frankreich zu erhalten. Mit dem Dauphin Ludwig blieb Philipp fortwährend in einem nahen Verhältnisse, und dieser warf sich ihm endlich bei seinem Zwiste mit Karl VII. ganz in die Arme.

Ludwig war nach dem vereitelten Anschlage auf seines Vaters Leben (s. S. 131) vom Hofe und von den Geschäften entfernt gehalten und auf die Dauphiné beschränkt worden, welche er als unabhängiges Fürstenthum verwaltete. In diesem Lande zeigte er dasselbe Streben, sich der Aristokratie furchtbar und bei dem unterdrückten Volke beliebt zu machen, welches nachher seine entsetzlich grausame Regierung für die französische Nation so wohlthätig gemacht hat. Es gelang ihm, in der Dauphiné, wo das Faustrecht fast noch ärger als in Deutschland geübt wurde, den Privatkriegen der Ritterschaft ein Ende zu machen, Handel und Verkehr zu fördern und das Münzwesen besser zu ordnen. Bald nach seiner Verweisung in die Dauphiné gerieth Ludwig durch eine Heirathsverbindung, welche er anknüpfte, aufs neue mit seinem Vater in Zwist. Er verlobte sich nämlich mit der savoyischen Prinzessin Charlotte, welche noch halb ein Kind war. Wahrscheinlich bestimmten ihn finanzielle Rücksichten zu dieser Verbindung; denn er befand sich oft in Geldverlegenheit. Er war in erster Ehe mit einer sehr geistreichen, aber, wie es scheint, etwas leichtfertigen schottischen Prinzessin vermählt gewesen, welche nur zwölftausend Dukaten (écus d'or) zur Mitgabe erhalten hatte; der Herzog von Savoyen dagegen gab zweimalhundertsechzigtausend Dukaten. Der König ward durch die Verlobung seines Sohnes sehr erzürnt, weil Ludwig, der sich in der Dauphiné als unabhängiger Herrscher betrug, dadurch in dem Herzoge von Savoyen einen Verbündeten erhielt. Er schickte Gesandte nach Savoyen, um gegen die Verlobung zu protestiren, da er seine Einwilligung dazu nicht ertheilt habe; der Herzog berief sich aber darauf, daß ihm durch den Legaten des Pabstes die Versicherung gegeben worden sei, der Dauphin habe die Zustimmung seines Vaters vorher eingeholt, und die Vermählung wurde später wirklich vollzogen.

Der Zwist zwischen dem Könige und dem Dauphin ward mit jedem Jahre bitterer, da der Letztere in der Dauphiné wie ein souveräner Fürst regierte. Er verwandelte das Obergericht dieser Provinz in ein Parlament, änderte die alten Einrichtungen, ließ Münzen mit seinem Bilde prägen, und unterhandelte mit den Schweizern, mit den italiänischen Fürsten, mit Navarra, Aragonien und England, wie wenn er ein unabhängiger Regent wäre. Er

erbitterte dadurch seinen Vater im höchsten Grade. Nachher hörte Karl auch noch von seinen Kundschaftern, Ludwig sei innig mit Burgund verbunden, er werde nächstens am Hofe erscheinen und die ihm tödtlich verhaßten Minister, Hofleute, Mätressen und deren Helfershelfer mit Gewalt vertreiben. Karl ließ zwar den Ersten, welcher ihn durch diese falschen oder wahren Anzeigen geängstigt hatte, als Verläumder anklagen und verurtheilen; der Haß zwischen Vater und Sohn nahm aber in den Jahren 1452 bis 1456 in solchem Grade zu, daß Karl sogar den Beistand seines Sohnes verschmähte, als die kaum eroberte Provinz Guyenne wieder abfiel und die Engländer den Empörten Hülfe schickten (s. S. 135 f.). Im Jahre 1456 kam es endlich zu offenen Feindseligkeiten zwischen Beiden. Ludwig rüstete damals nicht nur Truppen, sondern er suchte auch den Prinzen von Oranien, die Berner und sogar den Pabst gegen seinen Vater zu gewinnen, und diesen Anlaß ergriff Chabannes, Graf von Dammartin, nebst allen denjenigen, welche gleich ihm von einem Prinzen, wie Ludwig war, das Schrecklichste zu fürchten hatten, als eine Gelegenheit, den König gegen seinen Sohn aufzuregen. Chabannes schrieb dem Könige: Ludwig habe alle Einwohner der Dauphiné zu den Waffen gerufen und den Bastard von Armagnac an die Spitze seines Heeres gestellt, der König dürfe also nicht säumen, Gegenanstalten zu treffen, zumal da die Ritterschaft der Dauphiné, über die Begünstigung der Bürger und Bauern erbittert, zum königlichen Heere stoßen werde, sobald sich dasselbe nur zeige. Das Letztere gab dem Könige den Muth zur Bekriegung des Dauphin. Umsonst versuchten der Pabst, der König von Castilien und der Herzog von Burgund eine Vermittelung; Karl ertheilte dem Grafen von Dammartin den Auftrag, in die Dauphiné einzurücken und sich der Person Ludwig's zu bemächtigen. Das Heer, welches der Graf von Dammartin gegen den Dauphin führte, hatte unmittelbar vorher eine ähnliche Expedition gegen den Grafen Johann von Armagnac gemacht. Johann hatte nämlich zuerst durch eine förmliche Vermählung mit seiner leiblichen Schwester die ganze Christenheit geärgert: was freilich, da Beide nachher auch im Elende des Exils einander ehelich liebten, eher ein Unglück als ein Verbrechen zu nennen wäre, aber hauptsächlich dadurch großes Ärgerniß

erregte, daß Johann aus der päbstlichen Kanzlei eine Dispensation erhalten hatte, welche freilich der Pabst nachher, als Lärm entstand, nicht anerkennen wollte. Außerdem hatte sich der Graf Johann Gewaltthätigkeiten gegen benachbarte Bischöfe erlaubt. Doch würden weder diese, noch die unerlaubte Ehe Johann's den König zur Bekriegung desselben bewogen haben, wenn nicht Johann's Bruder Lescün, der Bastard von Armagnac genannt, an der Spitze der Truppen des Dauphin gestanden hätte. Johann wurde von Land und Leuten vertrieben, seiner beiden Besitzungen Armagnac und Rouergue beraubt, und nebst seiner Gemahlin genöthigt, nach Aragonien zu fliehen, von wo er erst unter Ludwig's XI. Regierung wieder zurückkehren durfte. Was den Krieg gegen den Dauphin betrifft, so kam es zwischen diesem und den königlichen Truppen nicht zum Kampfe, weil Ludwig keinen Widerstand zu leisten wagte und auf die Nachricht, daß man ihn aufheben und gefangen fortführen wolle, sogleich die Flucht ergriff. Er wollte sich anfangs nach Savoyen retten; als er aber vernahm, daß der Weg dahin verlegt sei, sah er sich genöthigt, nach Brüssel zu fliehen, obgleich seine argwöhnische Seele dem Herzoge von Burgund nicht ganz traute. Dieser konnte ihm seine Gastfreundschaft und seinen Schutz nicht versagen, entschuldigte sich aber sogleich in einem Briefe bei dem König Karl darüber, daß er seinem rebellischen Sohne einen Aufenthalt bei sich gewähre. (Je ne m'en donnois point de garde, j'en ai été bien emerveillé et vous en avertis comme raison est. Vous savez, mon très redouté seigneur, que pour honneur de vous, de lui et de votre noble maison raison veut, que je lui fasse tout honneur, révérence et plaisir, que je pourrai bonnement.) Philipp selbst befand sich übrigens, als der Dauphin nach Belgien kam, nicht dort, sondern in Holland, wo er den Utrechtern seinen natürlichen Sohn David mit gewaffneter Hand als Bischof aufdrang. Ludwig traf daher in Brüssel nur die Herzogin, Philipp's dritte Gemahlin, und diese, eine portugiesische Prinzessin, empfing ihn auf orientalische Weise; denn der burgundische Hof war damals lange vorher, ehe die spanische Etikette durch Heirath nach Belgien kam, wegen seines Pompes und Luxus berühmt und glänzender, als irgend ein königlicher Hof jener Zeit. Ludwig gerieth durch die Art, wie er in Brüssel

aufgenommen wurde, in doppelte Verlegenheit, weil er nichts weniger als prachtliebend, eitel und an Formen gewöhnt, sondern vielmehr stets nur um das materiellste Wesen der Dinge besorgt war, und überdies wegen seiner bösartigen, treulosen und ängstlich argwöhnischen Natur hinter einem solchen Empfange geheime Absichten versteckt glaubte. Wir wollen in Betreff der Art, wie Ludwig in Brüssel empfangen ward, einige Einzelheiten angeben, um theils die Entstehung des spanischen Ceremoniels, welches schon den beiden Kaisern Karl IV. und Sigmund mehr am Herzen lag, als die Förderung deutscher Nationalität und Einheit, anschaulich zu machen, theils aber auch um den Rang zu bezeichnen, welchen Frankreich seit der Besiegung England's erhalten hatte. Nach dem Berichte St. Palaye's, welcher diesen Dingen, wie allem dem, was Ritter und Ritterzeiten angeht, einen unsäglichen Fleiß gewidmet hat, gingen die Herzogin und ihre Schwiegertochter, die Gräfin von Charolais, an der Spitze der Damen, Herren und Ritter dem Dauphin bis an den im Hofe des Palastes befindlichen Schlagbaum entgegen, und knieeten, als Ludwig vom Pferde sprang, auf dem platten Boden nieder. Ludwig küßte Beide und umarmte auch die anderen Damen. Als sie sich hierauf in den Palast begaben, wollte die Herzogin durchaus nicht gestatten, daß der Dauphin zur Linken gehe. (Monsieur, sagte sie, il me semble, que vous avez désir, qu'on se moque de moi, car vous voulez me faire ce qui ne m'appartient pas.) Der Prinz erwiderte aber, er müsse ihr nothwendig Ehre erweisen, denn er sei der ärmste Mensch in Frankreich, und wisse nicht, wo er Zuflucht suchen solle, außer bei seinem Oheim und bei ihr. Endlich ließen sich die Herzogin und die Gräfin auch, so oft sie mit dem Dauphin speisten, nicht wie sonst bedienen (on ne les servoit pas à couvert), und wenn sie mit ihm gingen, trugen sie ihre Schleppen selbst. Auch der Herzog erwies, als er aus Holland zurückkehrte und vom Dauphin im Hofe des Palastes empfangen wurde, ihm dieselbe Ehrenbezeugung, wie vorher seine Gemahlin: er ließ sich durchaus nicht abhalten, ihn mit drei Kniebeugungen zu begrüßen.

Der Dauphin nahm seine Wohnung in dem einige Stunden von Brüssel entlegenen Orte Gueneppe, und Philipp der Gute wies ihm monatlich sechstausend Livres für seine Hofhaltung an.

Seinem Sohne, Karl dem Kühnen, trug Philipp auf, für die Unterhaltung des Dauphin zu sorgen, obgleich Karl fast zehn Jahre jünger war, als dieser. Beide Prinzen waren von ganz verschiedenem Charakter, und der Verkehr derselben mit einander erzeugte deshalb eine tödtliche Feindschaft zwischen ihnen. Der burgundische Prinz Karl, dem man später den Beinamen des Kühnen gegeben hat, statt daß man ihn den Tollkühnen hätte nennen sollen, war ritterlich, stolz, heftig, und dachte nur an Krieg und Eroberungen; der Dauphin Ludwig dagegen war grausam, schmutzig, gemein und bösartig, aber mäßig, verständig, volksfreundlich, jeder Verstellung fähig, diplomatisch und politisch schlau, sowie feigherzig, obgleich es ihm nicht an physischem Muthe fehlte. Trotz des tödtlichen Hasses Beider gegen einander wählte Karl bei der Geburt seiner Tochter Maria, der nachherigen Gemahlin des Kaisers Maximilian I., den Dauphin zum Taufpathen derselben. Der Dauphin dagegen, welcher überall Feindschaft zu stiften wußte, machte, wie ihm wenigstens vorgeworfen wird, einen aus geringfügigem Anlaß entstandenen Zwist zwischen dem Herzoge und seinem Sohne unversöhnlich. Jener Anlaß war der Umstand, daß zwei Kammerherren des Herzogs, Anton Robin und Philipp von Croy, der Sohn des Herrn von Chimay, als einst die beiden ersten Kammerherren verhindert waren, den Dienst zu verrichten, sich darüber stritten, wer von ihnen berechtigt sei, die Stelle derselben zu versehen. Der Herzog und der Dauphin nahmen Robin's Partie, der Graf von Charolais die des Herrn von Croy, woraus denn, und zwar, wie es hieß, durch die Schuld des Dauphin, ein heftiger Zwist zwischen Vater und Sohn entstand, so daß der Letztere, welcher seit dem einen unversöhnlichen Haß gegen die Familie Croy hegte, sich in seine Statthalterschaft Holland begab und lange Zeit in derselben blieb.

Karl VII. hatte, sobald der Dauphin aus dem Lande geflohen war, die Dauphiné besetzt und ihr zwei Statthalter gegeben. Ludwig erkannte diese zwar nie an, sondern setzte ihnen den Bastard von Armagnac entgegen, welchem er in dem Patent das Zeugniß gab, daß derselbe ihm Alles aufgeopfert habe (qui a quitté biens, parens et amis, et m'a toujours fidélement servi); allein der König behauptete nichts desto weniger sein Ansehen in der Dauphiné,

deren Einwohner später sehr bereuten, daß sie nicht fester an dem Dauphin gehalten hatten. Philipp von Burgund ward um des Dauphin's willen von Karl bedroht und hart behandelt, und im Jahre 1458 entspann sich sogar bei Gelegenheit eines gegen den Herzog von Alençon eingeleiteten Processes ein ernster Zwist zwischen ihm und dem Könige. Den Herzog von Alençon, einen Prinzen von Geblüt, unterdrückte Karl VII. zum Schrecken der Großen, welche noch an eine neue Praguerie denken mochten; denn Karl bahnte nicht blos in Rücksicht der Dauphiné und der ehemals souverainen Fürsten von Armagnac, Foix, Cominges (s. S. 126 f.), sondern auch in anderen Beziehungen seinem Sohne Ludwig den Weg zu der souverainen königlichen Macht, zu welcher die französischen Könige seit Ludwig's Zeit und durch ihn gelangt sind. Karl ließ den Herzog von Alençon 1456 durch den Grafen Dünois verhaften, indem er ihn beschuldigte, mit den Engländern über einen neuen Angriff auf das französische Reich unterhandelt zu haben. Er behielt ihn zwei Jahre lang in Haft, machte während dieser Zeit allerlei Versuche, ihn unter einem Scheine des Rechtes verurtheilen zu lassen, und stellte ihn dann trotz der dringenden Fürbitten der beiden ersten Pairs des Reichs, des Herzogs von Burgund und des Herzogs der Bretagne, vor ein Blutgericht. Karl beorderte nämlich im August 1458 das Parlament nach Montargis, wo dasselbe ganz unter seinem Einflusse stand, berief auch die weltlichen und geistlichen Pairs dahin, und ließ durch dieses Gericht das Todesurtheil über den Herzog von Alençon aussprechen. Er vollzog zwar nachher das Urtheil nicht, ließ aber den Herzog in einen Kerker werfen. Erst nach Karl's Tode ward der Herzog auf Ludwig's Befehl wieder freigelassen, und dieser, welcher glaubte, daß derselbe um seinetwillen so hart behandelt worden wäre, gab ihm auch seine eingezogenen Güter und Besitzungen zurück. Den Herzog von Burgund hatte Karl zuerst auf sehr gebieterische Weise zu dem Gerichte über Alençon entbieten lassen; als Philipp aber in Begleitung seiner Ritterschaft erscheinen wollte, erhielt er den Befehl, nicht selbst zu kommen, sondern nur Bevollmächtigte (des officiers) zu schicken. Philipp nahm hierauf eine kriegerische Stellung an, der König dagegen sammelte in der Picardie so viele Truppen, daß man den Ausbruch eines Krieges besorgte. Auch mit dem

Grafen von Charolais conspirirte der König gegen dessen Vater und gegen seinen eigenen Sohn, er konnte aber mit ihm nicht einig werden, weil der burgundische Prinz den Herrn von Croy verderben, der König von Frankreich dagegen denselben nicht aufopfern wollte. (Pour deux royaumes comme le mien, sagte er, je ne consentirois un vilain fait.)

2. Frankreich und Burgund von Ludwig's XI. Thronbesteigung an bis zum Tode Philipp's des Guten.

Im Juli 1461 ward Ludwig XI. durch den Tod seines Vaters König von Frankreich. Jedermann hatte geglaubt, er würde, sobald er den Thron besteige, den Herzog Philipp von Burgund, der ihn viele Jahre hindurch beschützt und ernährt, und um seinetwillen sich sogar mit Karl VII. ganz entzweit hatte, vorzugsweise begünstigen; Ludwig war aber zu sehr Politiker und Diplomat, um die Schwäche der Dankbarkeit zu kennen. Gleich im ersten Augenblick bewies er seinem bisherigen Schützer, daß er weit mehr von Argwohn, als von dem Gefühle der Dankbarkeit geleitet werde. Er nahm nämlich Philipp's Anerbieten, ihn an der Spitze einer zahlreichen Ritterschaft nach Frankreich zu geleiten, nicht an, sondern reiste mit nur wenigen Hofbedienten aus Belgien ab. Am 18. August ließ er sich zu Rheims salben und krönen. Bei dieser Feierlichkeit machte der alte, gute und ehrwürdige Herzog von Burgund, welcher gleich den übrigen weltlichen und geistlichen Pairs zugegen war, auf alle Anwesenden einen tiefen Eindruck, als er vor dem Könige niederkniete und ihn bat, allen denen, die ihn bei Lebzeiten seines Vaters beleidigt hätten zu verzeihen. Der König konnte sich freilich nicht durchaus weigern, eine Amnestie zuzusagen, von welcher er nur den Kanzler Juvenal des Ursins, den Grafen von Dammartin (Chabannes) und fünf andere Männer ausschloß; sein grausames und rachgieriges Gemüth erlaubte ihm aber nicht, zu halten, was er versprochen hatte. Er rächte sich bald nachher durch Absetzungen und Verfolgungen an allen Dienern seines Vaters, und begünstigte dagegen diejenigen, welche ihm wider seinen Vater beigestanden hatten, so daß der Herzog von Burgund, als er seinen wohlgemeinten Rath verschmäht sah, den Widerstand der beleidigten Aristokratie

des Adels und der Beamten voraussagte. Übrigens bewies Ludwig dem Herzoge von Burgund und dem Grafen von Charolais, aus Politik und um Beide zu täuschen, anfangs viele Freundschaft, und ertheilte dem Letzteren sogar das Herzogthum Normandie mit einem Jahrgelde von sechsunddreißigtausend Livres; gleich nachher aber suchte er auf jede Weise den übermächtigen Vasallen zu schwächen. Karl der Kühne trat deshalb auch, während sein Vater sich ruhig verhielt, alsbald in nähere Verbindung mit dem Herzoge von Bretagne, welcher ebenso wie er Ursache hatte, den Versuchen Ludwig's, die großen Vasallen des Reiches zu demüthigen, entgegen zu wirken.

Schon unter Ludwig's Vater war die Bretagne dem früheren Vasallen-Verhältniß zu Frankreich wieder näher gebracht worden. Einige Jahre nach dem Tode des Herzogs Franz I. (s. S. 132 f.) war nämlich dessen Nachfolger, Peter II, gestorben (1457) und das Herzogthum an seinen Oheim, den bekannten Connetable Grafen von Richemont, gekommen. Dieser, welcher als Herzog der Bretagne Arthur III. heißt, hatte nicht nur die Connetable-Würde beibehalten, sondern es auch ganz unbestimmt gelassen, ob die dem Könige geleistete Huldigung eine ihn verpflichtende (ein sogenannter hommage lige) sei oder nicht, obgleich seine Stände auf der Erklärung bestanden hatten, daß die Bretagne eine Art Königreich sei, und daß deshalb die Huldigung des Herzogs nur als eine bloße Form, nicht aber als eine Anerkennung des Souverains angesehen werden müsse. Arthur war schon 1458 gestorben, und hatte seinen Neffen, Franz II., zum Nachfolger erhalten. Von diesem verlangte Ludwig statt der Ehren-Huldigung ein förmliches Vasallen-Gelöbniß (einen hommage lige); Franz weigerte sich dessen jedoch, und schloß, um dem befürchteten Andringen widerstehen zu können, mit dem Grafen von Charolais einen geheimen Vertrag. Der neue König gerieth dadurch allerdings in Besorgniß, wagte aber weder dem Herzoge von Burgund, noch dem Grafen von Charolais öffentlich entgegenzutreten. Er erwies sich vielmehr in den beiden ersten Jahren seiner Regierung dem alten Herzoge sogar auf jede Weise gefällig. Den Sohn desselben suchte er dagegen nach seiner heimtückischen Art durch angezettelte Conspirationen und durch die Begünstigung seiner Feinde zu kränken, und er that dies in so auffallender Weise, daß schon damals die heftige persönliche

Feindschaft, welche zwischen dem neuen Könige von Frankreich und dem künftigen Herzoge von Burgund bestand, für jedermann sichtbar wurde. Er machte unter Andern einen Todfeind Karl's, den Herrn von Croy, dessen er sich schon früher gegen den heftigen und trotzigen Grafen angenommen hatte, zu seinem Hofmarschall, schenkte demselben die Stadt Guines und ihr Gebiet, und ließ diese Gunstbezeugung, blos um den Grafen von Charolais zu ärgern, in Paris unter Trompetenschall bekannt machen. Der alte Herzog that alles Mögliche, um die Heftigkeit seines Sohnes zu mäßigen, gerieth aber bald selbst mit dem Könige in Zwist. Dieser muthete ihm nämlich ebenso, wie dem Herzoge der Bretagne, zu, daß er die geleistete Huldigung als eine verpflichtende betrachte, und als Philipp sich dessen weigerte, trat der hinterlistige Ludwig zwar, wie immer, wenn er ernsten Widerstand erfuhr, behutsam zurück, um auf eine bessere Gelegenheit zu lauern, ärgerte aber den Herzog bald durch eine andere Forderung. Er schickte Gesandte an Philipp, welche unter dem Vorwande, ihn zu Rüstungen gegen eine Landung der Engländer aufzufordern, darauf dringen sollten, daß die französische Salzsteuer auch in Burgund eingeführt werde. Philipp erkannte in dieser Forderung den Versuch, ihn als einen eigentlichen Vasallen zu behandeln, und schickte deshalb einen seiner Großen, den Herrn von Chimay, ab, um gegen die Misdeutung der geleisteten Huldigung zu protestiren. Der König wollte den burgundischen Gesandten nicht vor sich lassen; der Herr von Chimay pflanzte sich aber so nahe an das königliche Gemach auf, daß der König ihn endlich anreden mußte. Ludwig that dies auf eine solche Art, daß er jeden Anderen eingeschreckt haben würde. „Was für ein Mann", schrie er, „ist denn der Herzog von Burgund? Ist er ein Anderer oder von anderem Metall, als die übrigen Fürsten und Herren meines Königreichs?" „Ja", erwiderte der Herr von Chimay, „der Herzog von Burgund ist wahrhaftig ein Anderer und von anderem Metall (voirement autre et d'autre metal), als die übrigen Fürsten Ihres Reiches und der umliegenden Länder; denn er hat Sie gegen die Absichten Ihres Vaters Karl, dem Gott seine Sünden vergeben möge, bewacht und beschützt (il vous a gardé, porté et soutenu) und sich dadurch dessen Mißfallen zugezogen. Das hatten andere Fürsten weder thun wollen, noch thun

dürfen." Der König entfernte sich bei diesen Worten unwillig, hielt aber doch für klug, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Dagegen machte er eine andere Forderung, welche der alte Herzog nicht wohl verweigern konnte, weil sie in dem Vertrage von Arras begründet war. Er verlangte die dem Herzoge überlassenen Städte an der Somme zurück, welche nach jenem Vertrage gegen eine bestimmte Summe Geld wieder eingelöst werden konnten (s. S. 94), und deren Rückgabe schon Karl VII. vergebens zu bewirken gesucht hatte. Da er aber einsah, daß er dieser Forderung auf geradem Wege kein Gehör verschaffen könne, so bediente er sich seiner gewohnten italiänischen Arglist, welche ihm und der französischen Nation während seiner ganzen Regierung durch Verrath, Lüge und Frevel zu großen Zwecken verhalf. Er täuschte den Grafen von Charolais durch die Vorspiegelung, daß jene Summe ihm zufallen werde, und bestach die vertrauten Diener des alten Herzogs, damit sie diesen beredeten, er könne und dürfe die Städte nicht behalten, wenn ihm das im Vertrage ausbedungene Geld bezahlt werde. Philipp erfüllte wirklich die Forderung Ludwig's, der ihm das Geld in zwei Terminen bezahlte, und diese Wiedereroberung der Grenzstädte in Nordosten ward mit Recht als ein Meisterstück der königlichen Politik und als ein Triumph für die Nation betrachtet, da sie keinen Tropfen Blut gekostet hatte (1463). Der Graf von Charolais, welcher zugleich mit seinem Vater und mit dem Könige entzweit war, hatte freilich zuletzt gemerkt, daß er betrogen sein werde, und die Herren von Imbrecourt und von Contay an Ludwig gesandt, um in seinem und der Provinz Artois Namen gegen die Rückgabe der Städte zu protestiren; er kam aber mit seiner Beschwerde zu spät. Was übrigens die dem Herzoge bezahlte Geldsumme betrifft, so hatte Ludwig, dessen Moral nichts weniger als engherzig war, sie leicht herbeizuschaffen gewußt: er hatte geborgt, er hatte die zum Solde der Kriegsleute und Hofbedienten bestimmten Gelder in Beschlag genommen, er hatte sich der deponirten Summen bemächtigt, und dagegen alle diejenigen, deren Geld er gebrauchte, auf den Ertrag einer außerordentlichen Steuer angewiesen, welche ihm die Stände der einzelnen Provinzen gewährten.

Kaum hatte Ludwig die Städte an der Somme eingelöst, als

er Philipp zu bewegen suchte, ihm auch die einst an den ersten Herzog von Burgund verpfändeten Städte Orchies, Douay und Lille gegen die Pfandsumme zurückzugeben. Dies ward freilich abgelehnt; Ludwig hatte aber durch den wiedererlangten Besitz der zuerst erwähnten Städte die Grenze Frankreich's gegen das burgundische Gebiet hin ausgedehnt, und konnte jetzt in seinen Planen weiter vorschreiten. Zunächst suchte er den Grafen von Charolais unschädlich zu machen und ihm einen Verbündeten zu entziehen, welcher nach dem Tode des alten Herzogs von Burgund für Frankreich sehr gefährlich werden konnte. Dieser Verbündete Karl's des Kühnen war der Herzog Franz II. von Bretagne, welcher längst erkannt hatte, daß Ludwig entschlossen sei, ihn und die anderen Großen zu unterdrücken und dagegen das Volk zu heben. Es entging dem Könige so wenig als irgend jemandem in seinem Reiche, daß nächstens eine Verschwörung aller Großen zu erwarten wäre, an deren Spitze, sobald Karl Herzog von Burgund geworden sei, die beiden ersten Pairs des Reichs, Burgund und Bretagne, sich stellen würden. Um dies zu hindern, beschloß Ludwig, dem Herzoge der Bretagne zuvorzukommen, indem er zugleich die zwischen Karl und seinem Vater bestehende Zwietracht zu unterhalten und zu vergrößern suchte, was er auch durch die in seinem Solde stehenden Hofleute des Herzogs Philipp, sowie durch den Anhang des Herrn von Croy und des Grafen von Etampes, der Todfeinde Karl's, erreichte. Er zog unvermerkt ein Heer an den Grenzen der Bretagne zusammen, und ließ dann durch seinen Kanzler, Peter von Morvilliers, dem Herzoge erklären, daß der König ihm verbiete, sich fernerhin einen Herzog von Gottes Gnaden zu nennen und Regierungshandlungen zu üben, welche nur einem souverainen Herrn zukämen. Als solche Handlungen wurden bei dieser Gelegenheit bezeichnet: Goldmünzen schlagen zu lassen; von den Unterthanen andere Steuern, als die von Alters hergebrachten, zu erheben; den Vasallen bei der Huldigung die Verpflichtung aufzulegen, daß sie dem Lehensherrn gegen und wider Alle, welche leben und sterben können, dienen wollten; endlich sich von seinen Prälaten huldigen zu lassen, weil diese unmittelbare Vasallen der Krone wären (de recevoir les sermens de fidélité des prélats, ainsi que leurs aveux et dénombremens, attendu qu'ils rélevoient

nuement de la couronne de France). Der Kanzler hatte den Auftrag, dem Herzoge den Krieg zu erklären, wenn derselbe die Forderungen des Königs nicht sogleich zugestehe. Diesmal war jedoch Ludwig der Betrogene; denn er sah sich genöthigt, einen Aufschub von drei Monaten zu gewähren, weil der Herzog ihm vorstellte, daß er zuerst seine Stände versammeln müsse, ohne deren Zustimmung alles, was er bewillige, ungültig sei. Da der König seine Truppen hierauf sogleich in die Picardie schickte, so ist nicht unwahrscheinlich, daß er besorgt habe, der Herzog Philipp oder vielmehr dessen Sohn Karl möchte sich bei dem Unternehmen gegen den Herzog der Bretagne nicht ruhig verhalten. Auch waren in der That mehr oder weniger alle Großen des Reiches, welche während der letzten Regierungen unabhängig geworden waren, ganz besonders aber der Herzog von Burgund, bei dem, was Ludwig von dem Herzoge der Bretagne verlangte, betheiligt. Der König mußte sich nachher gefallen lassen, daß die Streitigkeit mit dem Letzteren in die Länge gezogen wurde. Er hatte wegen dieser Angelegenheit sogar eine Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund. Er kam mit demselben überein, daß der ganze Streit im September 1464 zu Chinon schiedsrichterlich beendigt werden solle; hier reisten jedoch die Bevollmächtigten des Herzogs von Bretagne im Oktober wieder ab, ohne sich dem Ausspruche des königlichen Commissärs gefügt zu haben.

Die Schuld der Zögerung und Widersetzlichkeit des schwachen Herzogs Franz II. ward dem Grafen von Charolais, der sich immer noch in Holland aufhielt, zugeschrieben, und Ludwig begab sich sogar selbst einmal zum Herzoge von Burgund nach Hedin, um sich über dessen Sohn zu beklagen. Wirklich hatten Karl der Kühne und Franz II. gemeinschaftliche Plane gegen König Ludwig entworfen, und betrieben dieselben aufs angelegentlichste. Ludwig wußte, daß Abgeordnete des Herzogs der Bretagne als Franziskaner verkleidet bei allen Großen des Reiches umherreisten, um sie auf die Absichten des Königs aufmerksam zu machen, und daß Tannegui dü Chatel, Genlis und Romillé, der Vicekanzler von Bretagne, von Seiten des Herzogs Franz, sowie der Graf von St. Paul und dessen Bruder Jakob von Luxemburg von Seiten des Grafen von Charolais die Seele der beabsichtigten Verbindung gegen ihn

wären. Auch ließen Franz und Karl damals durch die genannten Männer eine Erneuerung ihres längst geschlossenen Bündnisses unterzeichnen, und Romillé reiste nach England, um dort das Nöthige zu verabreden, während Jakob von Luxemburg, des Grafen von Charolais Statthalter zu Rennes, der sich aber bei diesem in Holland aufhielt, seinen Stellvertreter Anton von Lamet fortwährend zwischen Holland und der Bretagne hin und her schickte. Endlich ertheilte König Ludwig, welcher kein Verbrechen scheute, wenn es ihm nützen konnte, einem jener vielen furchtbaren Haudegen und außerehelichen Rittersöhne, dem Bastard von Rübempré, den Auftrag, den bretagnischen Vicekanzler mit seinen Papieren in Gorkum aufzuheben. Rübempré schiffte sich auch wirklich mit einer kleinen Zahl handfester Männer ein, landete an der holländischen Küste, ließ seine Leute auf Walchern zurück, und ging mit zwei Begleitern nach Gorkum, wo er jedoch, weil der Graf von Charolais sich daselbst aufhielt, Verdacht erregte und verhaftet wurde. Durch einen der burgundischen Hofleute, Olivier de la Marche, dessen Denkwürdigkeiten eine Hauptquelle dieser Geschichten sind, ward dann dem alten Herzoge sogleich berichtet, Rübempré habe den Auftrag gehabt, den Grafen von Charolais aufzuheben und zum König Ludwig zu bringen, weil dieser durch Sterndeuter erfahren habe, daß der Herzog nicht mehr lange leben werde. Der Letztere glaubte dies, weil er den Charakter des Königs von der schlimmsten Seite her hatte kennen lernen, und weil Ludwig sich wirklich auf ganz thörichte Weise mit astrologischen Studien beschäftigte. Auch sah alle Welt die Sache so an, und es erschienen die heftigsten Schriften gegen den König, welcher damals sogar von den Kanzeln herab geschmäht wurde. Vergebens bot Ludwig Alles auf, um den Herzog von Burgund zu beruhigen; dieser reiste sogar schnell von Hedin ab, als der König sich bei ihm zum Essen melden ließ. Endlich schickte Ludwig eine glänzende Gesandtschaft, an deren Spitze der französische Kanzler Morvilliers stand; diese wurde aber von dem Herzoge in Gegenwart seines Sohnes abgefertigt. Doch sprach Philipp selbst sich gegen die Gesandten keineswegs so heftig aus, als sein Sohn, dessen Stolz dadurch schwer gekränkt wurde, daß der französische Kanzler eine Äußerung von ihm mit den Worten erwiderte, er sei nicht gekommen, um mit ihm, sondern

um mit seinem Vater zu sprechen (Monseigneur de Charolais, je ne suis pas venu pour parler à vous, mais à Monseigneur votre père). Karl gerieth über diese Antwort in die größte Wuth, und stieß, wie Comines berichtet, gegen den Erzbischof von Narbonne, welcher den zweiten Platz unter den Gesandten hatte, die Drohung aus: der König habe ihm durch seinen Kanzler den Kopf waschen lassen, werde aber, noch ehe ein Jahr verflossen sei, dies bereuen. (Recommandez moi, sagte er, humblement à la bonne grace du roy, et dites lui, qu'il m'a bien fait laver par les chancelier, mais avant qu'il soit un an, il s'en repentira.)

Von dem Augenblicke an, als es zwischen Ludwig und dem Herzoge von Burgund zu einem entschiedenen Bruche gekommen war, machte der gesammte hohe Adel Frankreich's, welcher unter dem Schutze von Bretagne und Burgund seit einem Jahre gegen die demokratischen Umtriebe Ludwig's conspirirt hatte, Anstalten zum Kriege. Man ernannte Bevollmächtigte, die sich durch eine grünseidene Schleife am Gürtel unter einander kenntlich machten (et portoyent, iceux qui avoyent les scelez, secrètement chascun une aiguillette de soye à sa ceinture, à quoy ils congnoissoyent les uns les autres), und diese schlossen (Ende 1464) in Paris einen Bund, welcher den Namen des Bundes für das öffentliche Wohl (ligue du bien public) annahm. Philipp der Gute hielt sich anfangs, seines Sohnes Heftigkeit scheuend, von dem Bündnisse fern, wurde aber bald durch seinen Schwestersohn, den Herzog von Bourbon, in dasselbe hineingezogen. Dieser zürnte dem Könige, weil ihm die durch den Tod des Herzogs Arthur von Bretagne erledigte Connetable-Würde nicht ertheilt worden war, und trat deshalb nicht nur selbst der Verschwörung bei, sondern brachte auch seinem Oheim die Überzeugung bei, daß der unter dem Vorwande einer Vereinigung für das öffentliche Wohl geschlossene Bund der Großen gegen einen demokratischen Despoten durchaus rechtmäßig sei. (Anfang 1465.) Der Herzog willigte ein, daß ein Heer aufgestellt werde, und rief seine Vasallen zu den Waffen. Er mußte daher jetzt auch zugeben, daß sein rüstiger Sohn ein Commando führe und an der Leitung der Dinge Antheil nehme. Dieser war kaum in die Lage gebracht, selbstständig zu handeln, als er dieselbe unverständige Heftigkeit des Charakters,

die ihm von jeher eigen gewesen war und ihn später unglücklich machte, zu erkennen gab, und durch seine erste Handlung seinen alten, schwachen Vater in die größte Wuth versetzte. Er verjagte nämlich die Herren von Croy, weil sie seines Vaters Rathgeber und vertraute Freunde und dagegen seine persönlichen Feinde waren, eigenmächtig vom Hofe, indem er ihnen gebot, augenblicklich das Land zu verlassen, und sie durch Androhung des Todes so sehr einschreckte, daß sie nicht einmal Abschied vom Herzoge zu nehmen wagten. König Ludwig suchte sich, als der Krieg mit den Großen drohte, zuerst durch treulose Künste aus der Gefahr zu ziehen, und traf dann aufs neue Anstalten zur Errichtung eines stehenden Heeres. In Beziehung auf das Letztere stellte er das Steuergericht, welches er früher abgeschafft hatte, wieder her, hob durch eine oft schmutzige Sparsamkeit und durch strenges Beitreiben der Abgaben seine Finanzen, und machte gleich den Tyrannen Italiens den Söldnerdienst zu dem besten Gewerbe des Mittelstandes und des niederen Adels. Wie einträglich der Söldnerdienst unter ihm ward, geht daraus hervor, daß Ludwig den Reisigen (Gensd'armes) je fünfzehn Livres, den Bogenschützen aber halb soviel monatlich bezahlte, und daß also unter ihm der Sold eines geworbenen Kriegers weit bedeutender wurde, als der Taglohn des geschicktesten und fleißigsten Arbeiters war.

Im März (1465) trat auch Ludwig's Bruder, der Herzog Karl von Berry, welchem der König schon längst nicht getraut hatte, offen zu den Verbündeten über und floh nach der Bretagne. Dies ward dann endlich das Signal zu dem Bürgerkriege, welcher den Namen des Krieges für das öffentliche Wohl (guerre du bien public) erhalten hat. Die Herzöge von Berry, von Bourbon, von der Bretagne und von Alençon, der Graf von Armagnac und Johann von Calabrien, Herzog von Lothringen und Bar, welcher gegen den Willen seines Vaters, des Titularkönigs Renatus von Neapel und Sicilien, dem Bunde beigetreten war, erließen heftige Manifeste gegen den König, in denen sie behaupteten, daß ihr Aufstand keinen anderen Zweck habe, als das Wohl des Volkes zu fördern: wobei allerdings die Dreistigkeit dieser Herren sehr auffallend ist, indem sie kurz vorher zu Tours, wo der König sie versammelt hatte, ihren höchsten Unwillen über die Verbindung von Burgund und

Bretagne kund gegeben hatten. Der Herzog von Bourbon klagt in seinem Briefe an den König, in welchem er seine Weigerung, Truppen zum Heere des Königs zu stellen, ausspricht, ganz in der Manier seiner Standesgenossen, daß der König durchaus nur nach eigenem Willen regiert, das Herkommen nicht beachtet, in seinem Rathe die Prinzen und Großen durch gemeine Leute ersetzt und die Gegenvorstellungen des Adels verachtet habe. Dann fährt er fort: um so vielen Übeln abzuhelfen und aus Mitleid mit dem armen Volke hätten alle Prinzen und Großen sich unter einander enge verbunden, damit sie den König zu einer Änderung seines Systems brächten, Alles zu dessen eigenem Besten und zum Besten seiner Krone. Übrigens gehörten zu den Verbündeten unter Andern auch Dünois, Loheac und Chabannes, Graf von Dammartin. Der König dagegen erhielt an dem Herzog Franz Sforza von Mailand, der ihm seinen Sohn Galeazzo Maria zu Hülfe schickte, einen guten Bundesgenossen. Dieser hatte nämlich ein besonderes Interesse, dem König Ludwig gegen die Verbündeten beizustehen, weil der Herzog Karl von Orleans, welcher kurz vor dem Ausbruche des Krieges (1465) gestorben war und zu den erbitterten Feinden des Königs gehört hatte, eben so wenig als sein Sohn und sein Neffe den Franz Sforza als rechtmäßigen Beherrscher des Herzogthums Mailand anerkannt, sondern vielmehr dieses Land als Erbe von Karl's Mutter Valentine Visconti für ihr Haus in Anspruch genommen hatten (s. Th. VIII. S. 506).

Im Mai hatte sich fast das ganze Reich, Lyonnois, Dauphiné und Normandie etwa ausgenommen, gegen den König erhoben. Im Juni führte Ludwig seine Truppen gegen den Herzog von Bourbon und bedrohte gerade Bourges, als er die Nachricht erhielt, daß zu gleicher Zeit der Herzog von Bretagne in seinem Rücken erscheine, und daß der alte Herzog von Burgund seinem Sohne ein Heer von sechsundzwanzigtausend Mann zum Zuge gegen Paris anvertraut habe. Auf diese Nachricht ließ Ludwig einen Theil seiner Truppen zurück, um Auvergne und Berry besetzt zu halten, während Galeazzo Maria die Länder la Foreſt und Beaujolais verheerte; mit der Hauptmasse seines Heeres brach er selbst gegen den Grafen von Charolais auf, welcher nach der Somme hin heranzog, während der Herzog von Bretagne an der Loire heraufmarschirte,

um sich in Isle de France mit jenem zu vereinigen und dann mit der verbundenen Macht Beider Paris zu besetzen. Der Graf von Charolais setzte zwar ungehindert über die Somme und die Seine hinüber, konnte aber nicht in Paris eindringen, weil die Bürger der Stadt ihm mit großer Standhaftigkeit den Eintritt verwehrten, und weil die Herzöge von Bretagne und Berry nicht an dem bestimmten Punkte zu ihm stießen. Sein Heer, in welchem eine große Zahl Bastarde, unter ihnen auch Bastarde des Herzogs von Burgund, eine bedeutende Rolle spielten, war nach der von Comines gegebenen genauen Schilderung schlecht geordnet und noch schlechter eingeübt, sowie des Krieges ungewohnt. Er selbst war ein unvorsichtiger Anführer, und der alte Herzog hatte unnöthiger Weise seines Sohnes Tollkühnheit noch dadurch vermehrt, daß er beim Abmarsche aus Burgund ihn ermunterte, tüchtig zuzuschlagen, da, wenn es nöthig sei, er selbst an der Spitze von hunderttausend Mann nachkommen werde. Anfangs wollte Karl zwar nach dem vergeblichen Angriff auf Paris wieder umkehren, da Bretagne und Berry immer noch ausblieben und dagegen der König mit seinem Heere heranzog; er ließ sich aber dadurch zurückhalten, daß der Kanzler von Bretagne ihm von Zeit zu Zeit Briefe vorzeigte, in welchen die Ankunft des Herzogs als nahe bevorstehend verkündigt ward. Auch war dieser nebst dem Herzoge von Berry ihm wirklich schon so nahe gekommen, daß Ludwig einige Zeit ungewiß war, ob er zuerst sie oder den Grafen von Charolais angreifen solle. Die Mehrheit seines Kriegsrathes stimmte für das Letztere, weil Karl zwar eine zahlreiche und vortreffliche Artillerie, aber ein keineswegs furchtbares Heer hatte (mais ils dirent tous, qu'il vailloit mieux tomber sur les Bourgongnons, parceque l'ancienne haine d'entre les Français et les Bourgongnons éstoit plus grande que contre les Bretons). So kam es denn am 16. Juli 1465 bei Montlhery im Seine-Departement zu einem Treffen zwischen Ludwig und dem Grafen von Charolais. In Rücksicht dieses Treffens würden wir, selbst wenn die Beschreibung von Schlachten in das vorliegende Werk gehörte, nicht wagen auf das Nähere einzugehen, da man weder durch eine genaue Vergleichung dessen, was die beiden Berichterstatter Olivier de la Marche und Comines, welche zugegen waren, erzählen, noch

auch durch die gelehrten Anmerkungen, welche die Franzosen über Beide gegeben haben, in den Stand gesetzt wird, ein richtiges Urtheil zu fällen, was auch Duclos in seiner berühmten Geschichte Ludwig's XI. gefühlt hat. Übrigens kämpfte sowohl der König von Frankreich, als der Erbe von Burgund mit großem persönlichen Muth, der Letztere kam sogar in Gefahr, gefangen genommen zu werden, und wurde nur durch einen rüstigen Reiter, den er dafür auf der Stelle zum Ritter schlug, gerettet. Der Sieg blieb unentschieden. Beide Führer rühmten sich desselben, Ludwig, weil die Burgunder mehr Leute verloren hatten als er, sowie weil er Paris entsetzte und daselbst als Sieger empfangen ward, Karl aber, weil er auf dem Schlachtfelde übernachtete und ganz ungehindert nach Etampes abzog, wo die Herzöge von Berry und Bretagne sich mit ihm vereinigten.

Das verbündete Heer der Ligue, welches Philipp der Gute durch die Zusendung bedeutender Schaaren von Reiterei verstärkte, und dem sich die Herzöge von Bourbon, von Nemours und von Lothringen, sowie der Graf von Armagnac und der Herr von Albret anschlossen, rückte nach der Schlacht bei Montlhery vor Paris. Unter ihren Truppen zeichnete sich besonders ein Corps von fünfhundert Schweizern aus, welches taktische Übung mit Disciplin und Ordnung verband. Es war das erste schweizerische Fußvolk, welches in Frankreich Aufsehen machte. Dasselbe stand im Dienste des Herzogs von Lothringen, Johann von Calabrien, in dessen Heer sich außerdem eine Schaar abgehärteter Reiter befand, welche von Kopf bis zu Fuß mit Eisen bedeckt waren, auf ganz gepanzerten Pferden saßen und dem Hause Anjou Jahre lang in Italien gedient hatten. Die Gesammtzahl der vor Paris vereinigten Truppen der Ligue wird von Comines auf hunderttausend Mann angegeben, sie betrug aber gewiß nur etwa die Hälfte. Jedenfalls litt das Land um Paris herum unsäglich, da die beiderseitigen Heere einander vom Juli bis zum September gegenüber lagen, und sich in kleinen Gefechten bekämpften, und da der König auch noch den in der Normandie aufgebotenen Hinterbann an sich zog. Gleichwohl ward im Ganzen Ordnung und Zucht gehalten, und nur die Truppen des Herzogs von Nemours und des Grafen von Armagnac machten in dieser Hinsicht eine

Ausnahme, da sie vom Raube leben mußten. Paris wurde von den Truppen des Königs tapfer vertheidigt. Dieser verlangte damals auch, daß sich die dortigen Studenten bewaffneten, der Rector der Universität, Fichet, widersetzte sich aber mit großem Nachdruck, und Ludwig's Forderung blieb unerfüllt. Der in unserer Zeit oft zum Ideal gemachte König vergaß bei seiner bösartigen Natur dies dem Rector nicht; er wartete einige Jahre und jagte ihn dann aus dem Lande. Ludwig vertraute übrigens damals, wie in dem ganzen Kriege mit den Großen, weniger auf seine Kriegsmacht, als auf die Künste der Arglist, in denen er Meister war. Er suchte seine Gegner zu entzweien, und gab scheinbar nach, um dann die Herren einzeln zu Grunde zu richten. Diese selbst boten ihm hierzu die Mittel dar. Es bestand unter ihnen eine so große Verschiedenheit des Charakters, daß eine dauernde Freundschaft zwischen ihnen unmöglich war. Dies hatte sich z. B. schon zu Etampes in Betreff des Herzogs von Berry und des Grafen von Charolais gezeigt. Der Erstere sprach sich dort öffentlich über das Schicksal der unglücklichen Opfer des Bürgerkrieges milde und theilnehmend aus, der Letztere dagegen brutal, hochmüthig und egoistisch, wie Leute seiner Kaste und seines Ranges zu thun pflegen, wenn ihr Interesse gefährdet ist. (Avez vous oui parler cet homme? sagte Karl vom Herzoge von Berry; il se trouve ebahi pour sept à huit cents hommes, qu'il voit par la ville allants blessés, qui ne lui sont rien, ni qu'il ne conoit point, il s'ebahiroit bientôt, si le cas lui touchoit, de quelque chose, et seroit homme pour appointer bien legèrement et nous laisser en la fange; et pour les anciennes guerres, qui ont été entre le roi Charles son père et le duc de Bourgogne mon père, aisément toutes ces deux parties se convertiroient contre nous, par quoi est nécessaire de se pourvoir d'amis.)

Als Ludwig auf den Gedanken kam, zu diplomatischen Künsten seine Zuflucht zu nehmen, traf es sich zufällig, daß der Graf von Charolais zu einer Aussöhnung geneigt war, weil eine Kränkung, die ihm von den Städten Lüttich und Dinant angethan worden war, in ihm den Wunsch erregt hatte, schnell zur Rache gegen diese Städte schreiten zu können. Die Lütticher hatten nämlich, durch das trügerische Versprechen des Königs ihnen beizustehen

verleitet, dem Herzoge von Burgund durch einen Herold Krieg auf Tod und Leben (à feu et à sang) ankündigen lassen, und sogar den Versuch gemacht, Luxemburg zu überfallen. Die Bürger von Dinant aber, einer in jener Zeit sehr bevölkerten Stadt, hatten die Grafschaft Namur verheert und einen Mann von Holz oder Stroh, der den Grafen von Charolais vorstellen sollte, mit einer schimpflichen Inschrift vor den Thoren von Bouchain an den Galgen gehängt. (Vées là, riefen sie in der Inschrift den Burgundern zu, le fils de votre duc, le faux traitre comte de Charolais, que le roi de France a fait ou fera prendre.) Die Unterhandlungen zwischen dem Könige und den Verbündeten wurden in Charenton eröffnet. Ludwig schickte anfangs Bevollmächtigte dahin, erschien aber bald in eigener Person, weil er für gut hielt, zu derselben Zeit, wo mit den Verbündeten über die Befriedigung ihrer Forderungen unterhandelt wurde, den Prinzen und Herren zu schmeicheln, besonders aber sich vor dem Stolze des Grafen von Charolais zu demüthigen. Er kam, ohne vorher Geißeln oder Bürgschaften gefordert zu haben, nach Charenton, und vertraute sich auf diese Weise ganz dem ritterlichen Ehrenworte des Grafen von Charolais an, welcher viel zu romantisch war, um gleich dem Könige weder Wort und Ehre zu achten, wenn es äußere Vortheile galt. Ludwig redete den Grafen vertraulich an, leugnete ohne Bedenken alles ab, was sein Kanzler Morvilliers früher gesagt hatte (s. Seite 160), und erklärte, er erkenne jetzt erst klar, daß der Graf von Charolais aus königlich französischem Blute sei. Als ihn Karl nach der Ursache des Letzteren fragte, erwiderte er: der Graf habe, als er zu Lille von Morvilliers mit heftigen Worten angefahren worden sei, eine Drohung ausgestoßen, welche jetzt in Erfüllung gegangen wäre; er habe nämlich damals durch den Erzbischof von Narbonne ihm sagen lassen, er wolle es dahin bringen, daß der König jenes Wort binnen einem Jahre sehr bereue, und dies sei jetzt geschehen. (Vous m'avez tenu promesse, et encore beaucoup plutôt que le bout de l'an; avec telles gens veux je avoir à besogner, qui tiennent ce qu'ils promettent tout de suite.) Die Forderungen der Prinzen und Herren waren so übertrieben, und dienten dabei so offenbar zum Verderben des Reiches, daß der König anfangs großen Anstand nahm, sich auf dieselben

einzulassen. Nicht blos die Prinzen und Herzöge, sondern auch jeder der Herren Tanneguy dü Chatel, Dünois, Albret, Armagnac, Dammartin, Loheac, Büeil und St. Paul forderten Geld, Güter und Vortheile auf Kosten des Königs und des Reiches. Von dem vorgeblichen Gegenstande des Bundes, dem öffentlichen Wohle, war keine Rede, außer daß man die Berufung einer Versammlung zur Reform des Staatswesens verlangte, welche nachher eben so endigte, wie die Reichstage in Deutschland. Ludwig faßte jenen Forderungen gegenüber einen unerwarteten Entschluß, zu welchem ihm auch der Herzog von Mailand und sein Sohn gerathen hatten. Diese Beiden, welche Meister in allen Künsten der italiänischen Treulosigkeit waren, hatten nämlich dem Könige sagen lassen: sie seien überzeugt, das einzige Mittel zur Trennung und Beseitigung des Bündnisses der Großen bestehe darin, daß Ludwig diesen alles, was sie verlangten, gewähre, nachher aber, wenn es darauf ankomme, den Vertrag entweder zu erfüllen oder zu brechen, nur auf die Umstände Rücksicht nehme und blos frage, was ihm selbst am vortheilhaftesten sei. Sie gaben ihm also den Rath, welchen Guido von Montefeltro bei Dante dem Pabste gibt (Lunga promessa, con l'attender corto, ti fera triomfar nell' alto Seggio). Ludwig befolgte nicht allein diesen Rath, sondern er ging sogar noch weiter. Er gewährte den Verbündeten mehr, als sie verlangten; denn er war mit Recht der Meinung, daß, je weiter die Herren jetzt ihre Forderungen trieben, nachher das Volk desto eher sich seine demokratische Dictatur werde gefallen lassen, um der Oligarchie der Großen entledigt zu werden. Übrigens trennte er den Grafen von Charolais, weil derselbe an der Spitze eines förmlichen Reiches stand und eine Macht besaß, die es allenfalls allein mit der königlichen aufnehmen konnte, ganz von den Anderen, indem er am 5. Oktober zu Conflans mit ihm einen besonderen Vertrag schloß. Die Übereinkunft mit den übrigen Mitgliedern des Bundes ward erst am 29. Oktober zu St. Maur unterzeichnet. Die sämmtlichen Herren konnten schon aus der Bereitwilligkeit, mit welcher Ludwig sogar die übertriebensten Forderungen zugestand, so wie aus dem heftigen Widerspruch des Parlaments beim Registriren der Verträge ersehen, daß weder der König, noch das Volk, noch das Parlament ernstlich daran denke, die Monarchie in eine ganz

schmähliche Oligarchie umwandeln zu lassen; sie wurden aber vom Grafen von Charolais fortgerissen, und überdies die Kleineren unter ihnen, ein Dammartin, ein Loheac, ein Dünois u. s. w., durch die ihnen gewährten Vortheile von den Größeren getrennt. Wir begnügen uns, einige wenige Punkte aus beiden Verträgen anzuführen, da diese nie ausgeführt wurden und Ludwig sogar seinem Bruder das ihm Zuerkannte nie zu Theil werden ließ. Der Graf von Charolais, welchen der König in der Vertragsurkunde seinen Bruder und Vetter nennt, sollte die Städte an der Somme, die Districte (prévôtés) Vimeu, Beauvoisis und Foulloy, die Städte Peronne, Montdidier und Roye und die Grafschaften Boulogne und Guines erhalten. Dem Bruder des Königs sollte nicht allein das Herzogthum Berry zurückgegeben werden, sondern Ludwig versprach ihm auch noch die Normandie mit der an derselben klebenden Lehenshoheit über Bretagne und Alençon. Der Herzog von Calabrien sollte die ihm bequem gelegenen Städte Mouson, St. Menehould, Vaucouleurs und Epinal erhalten, sowie außerdem noch fünfhundert Lanzen (zu je fünf Mann) nebst dem Solde für dieselben und hunderttausend Dukaten baar, um das Königreich Neapel wieder erobern zu können. Dem Herzoge von Bretagne wurden nicht nur die Grafschaften Etampes und Montfort und die Statthalterschaft in der niederen Normandie zugesprochen, sondern der König entsagte auch jedem Anspruch an irgend ein Regale in der Bretagne. Der Herzog von Bourbon sollte die Castellanei von Usson und einen Theil der Auvergne erhalten, der Graf von Armagnac aber die vier Castellancien, welche ihm unter der vorigen Regierung bei seiner Vertreibung nach Aragonien (s. S. 149 f.) entrissen worden waren, sowie außerdem noch das Commando einer königlichen Ordonnanz-Compagnie und ein Jahrgeld. Dem Herzoge von Nemours wurde die geforderte Statthalterschaft von Paris und von ganz Isle de France nebst einem Jahrgelde gewährt. Den Grafen Dünois und Dammartin sollten ihre eingezogenen Güter zurückgegeben werden. D'Albret erhielt Güter, die in der Nähe seiner Erbgüter lagen, der Graf von St. Paul aber die Connetable-Würde, welche seit dem Tode des Herzogs Arthur von Bretagne unbesetzt geblieben war. Loheac endlich ward Marschall von Frankreich, sowie Büeil (le sire de Bueil)

Admiral und Tanneguy dü Chatel Oberstallmeister. Übrigens begnügte sich der König bei der Abschließung dieser Verträge, welche er weder halten konnte noch wollte, nicht mit dem stillen Vorbehalt der Jesuiten (der reservatio mentalis), sondern er legte im Parlament eine förmliche und juridische Protestation nieder, in welcher er die Verträge für erzwungen und ungültig erklärte (qu'il n'acceptoit, heißt es in derselben, une paix si desavantageuse, que contre son courage et volonté par force et contrainte et que pour éviter les inconvéniens tant de sa personne que du royaume, qu'il voyoit en disposition d'advenir).

Der Erste, welcher dessen, was Ludwig ihm hatte geben müssen, wieder beraubt wurde, war Ludwig's Bruder Karl von Berry. Der König benutzte einen zwischen Karl und dem Herzoge von Bretagne entstandenen Zwist, um die Normandie wieder an sich zu reißen. Er gab, ehe er in dieses Land einbrach, dem Herzoge von Bretagne die Versicherung, daß er es allein auf seinen Bruder abgesehen habe; und da weder der Graf von Charolais, welcher damals mit seinem Rachezug gegen Lüttich und Dinant beschäftigt war, noch einer der anderen Herren dem Herzoge von Berry Hülfe leistete, so war die Normandie den königlichen Truppen bald unterworfen. Sie ward für den Widerstand, den die Einwohner mehrere Monate hindurch hier und da geleistet hatten, hart bestraft. Karl von Berry flüchtete sich zum Herzoge der Bretagne. Von diesem Augenblick an war Ludwig unabläßig bedacht, auch den übrigen Vasallen durch List wieder zu entreißen, was er ihnen in dem Friedensvertrage hatte einräumen müssen. Burgund ward unterdessen immer mächtiger. Die Städte Dinant und Lüttich mußten es schwer büßen, daß sie im Vertrauen auf Ludwig den Grafen von Charolais verhöhnt hatten und in das Burgundische eingefallen waren. Karl der Kühne zog nämlich, sobald er den Vertrag mit Ludwig abgeschlossen hatte, gegen die Lütticher und demüthigte sie. Sie mußten sich verpflichten, ihm jährlich zweitausend Gulden und außerdem noch binnen sechs Jahren sechsmalhunderttausend Gulden zu zahlen, die Beherrscher des burgundischen Reiches für immer als ihre Schutzvögte anzuerkennen und ihrem Bischofe allen Schaden, den sie ihm zugefügt hatten, zu ersetzen. Trotz dieser harten Bestrafung ließen sich die Lütticher bald nachher aufs neue von

Ludwig aufregen, und auch die Dinanter fielen raubend in Namür und in das Hennegau ein. Karl rüstete daher im Juli 1466 einen neuen furchtbaren Kriegszug, griff dann im August zuerst die Stadt Dinant an, und ließ dieselbe, da sich die Bürger aus Furcht vor seinem Zorne dem burgundischen Heere mit unbeschreiblicher Wuth widersetzten, acht Tage lang mit kolossalen Geschützen so heftig beschießen, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Als die Stadt in seiner Gewalt war, verfuhr er gegen sie gerade so, wie der Tatare Timur zu verfahren pflegte. Er machte sie nicht nur dem Erdboden gleich, sondern ließ auch die Einwohner zusammenhauen und siebenhundert derselben Paarweise an einander binden und in die Maas werfen. Die Lütticher fügten sich hierauf ganz in seinen Willen. Er gewährte ihnen Gnade, gab aber dem Theile seines Heeres, welcher bei der Plünderung von Dinant leer ausgegangen war, die den Lüttichern gehörenden Städte Huy und St. Trojen zur Plünderung preis. Auf diese Weise ward Karl der Kühne noch vor seinem Regierungsantritt für seine Unterthanen und seine schwächeren Nachbarn ein Gegenstand des Schreckens; er erfüllte aber dadurch, daß er selbst sein Reich verwüstete und seine vielen Kriegsleute, die er nicht anders ernähren konnte, im eigenen Lande wie im feindlichen hausen ließ, den König von Frankreich mit Hoffnungen. Im folgenden Jahre (15. Juni 1467) starb Philipp der Gute, welcher schon früher vom Schlage gerührt worden war, und Karl der Kühne ward als einziger ehelicher Sohn desselben Beherrscher des burgundischen Reiches.

3. Karl der Kühne und Ludwig XI. bis zur Einmischung des Ersteren in die deutschen Angelegenheiten.

Die innere Beschaffenheit des burgundischen Staates war beim Tode Philipp's des Guten von der Art, daß ein kriegerischer und dabei übermüthiger und unvorsichtiger Regent, wie Karl der Kühne war, das aus ganz verschiedenartigen Provinzen und Stämmen zusammengesetzte Reich nothwendiger Weise zu Grunde richten mußte. Dies fühlte niemand besser als Ludwig XI., der deshalb auch in allen Städten Burgund's eine Anzahl Wühler unterhielt, um durch die Benutzung der Unzufriedenheit, welche die von Philipp erfundenen neuen Steuern hervorriefen, jeden Augenblick Unruhen

erregen zu können. Dem burgundischen Reiche mangelte eines Theils alle Centralisation, also diejenige Leitung von oben, welche zur glücklichen Führung von Kriegen unentbehrlich ist, anderes Theils hatte dasselbe aber auch keine geregelte Einrichtung der Finanzen, und da man aus diesem Grunde kein stehendes Heer halten konnte, so hatte der Beginn eines jeden Krieges die nothwendige Folge, daß der Beherrscher entweder zu neuen Steuern, welche eigenmächtig erhoben wurden, seine Zuflucht nehmen mußte, oder daß die friedlichen Einwohner durch die nicht bezahlten und vom Raube lebenden Truppen mishandelt wurden. Beides war schon in den letzten Jahren Philipp's der Fall gewesen; denn Karl's Aufgebot hatte ebenso die burgundischen Lande wie die benachbarten Orte geplündert, und Philipp hatte, um die ungeheuere Artillerie, welche das burgundische Heer furchtbar machte, anschaffen zu können, den reichen flandrischen Städten Steuern auferlegt und dadurch eine solche Unzufriedenheit erregt, daß gleich nach seinem Tode in Gent heftige Unruhen ausbrachen. Es verhielt sich mit der Größe des burgundischen Reiches gerade so, wie mit dem Reichthum der Niederlande, in welchen der Sitz dieses Reiches war: sie beruhte auf Frieden, Ordnung, Sparsamkeit und Beobachtung der Verfassung. Darin hatte auch Philipp sie gesucht; seinem Sohne dagegen genügte dies nicht. Johannes von Müller hat in seiner Schweizer-Geschichte den Glanz des burgundischen Reiches, sowie den Charakter Karl's des Kühnen und den Reichthum, die Pracht und den königlichen Luxus desselben nach seiner Weise geschildert, wie er denn auch Ludwig XI. als einen zweiten Karl den Großen gepriesen hat. Uns gefällt diese Manier so wenig, als irgend etwas anderes Manierirtes; wir wollen daher nur einiges Einzelne mittheilen, um anzudeuten, daß in Burgund schon unter Philipp die Üppigkeit der Ritterschaft und des Hofes eben so groß war, als die Mäßigkeit und der Reichthum der Bürgerschaften. Die Truppen wurden größtentheils von ritterschaftlichen Bastarden (s. S. 141) angeführt, und Philipp hatte seinerseits dieses Corps von außerehelichen Officieren beträchtlich vermehrt; denn er hinterließ gegen dreißig Bastarde. Diese Nebensöhne hatten gleich ihren Müttern versorgt werden müssen, und es ist deshalb doppelt zu verwundern, daß Philipp, obgleich sein

Sohn Karl sogar noch in den beiden letzten Jahren viel Geld auf den Krieg verwendet hatte, einen bedeutenden Privatschatz hatte sammeln können. Philipp hinterließ nämlich außer dem ungemünzten Golde, den Perlen, Edelsteinen und seltenen Prachtstücken, welche aufgehäuft und bei festlichen Gelegenheiten zur Schau ausgestellt worden waren, viermalhunderttausend Dukaten (écus d'or), zweiundzwanzigtausend Mark Silber, sowie zwei Millionen in Kostbarkeiten verschiedener Art.

In der letzten Zeit hatte Philipp die Genter und andere Städte durch die Einführung einer neuen Abgabe (Caillot oder Cueillette), welche besonders für die niedere Bürgerklasse drückend war, sehr erbittert. Nach seinem Tode glaubten die Genter von derselben wieder befreit zu werden, da sie Karl dem Kühnen stets gegen seinen Vater, dessen Residenz Brügge gewesen war, beigestanden hatten; Karl erließ aber, als er nach der Bestattung seines Vaters zur Feier der Huldigung (blyde Inkomst, joyeuse entrée) in Gent eingezogen war, keine Bekanntmachung dieses Inhalts, und rief dadurch einen Aufstand hervor. Die gesammte Bürgerschaft ergriff die Waffen, und der neue Herzog ward gewissermaßen der Gefangene derselben. Er sah sich also genöthigt, den Forderungen des tobenden Pöbels vorerst nachzugeben, wozu ihm auch die Mitglieder der Ritterschaft, welche sein Gefolge bildeten, riethen. Knirschend willigte er ein, daß jene Abgabe aufhören und die Genter von den Beschränkungen und Demüthigungen frei sein sollten, welche Herzog Philipp bei ihrer letzten Empörung ihnen auferlegt hatte. Das Glück der Genter mußte nothwendiger Weise auch in anderen Städten Unruhen hervorrufen, und König Ludwig suchte aus diesem Umstande, wie aus dem ganzen Verfahren und Wesen Karl's für sich Nutzen zu ziehen. Karl der Kühne war der Held und das Ideal der Ritterschaft, er vermehrte die Pracht seines Vaters, hatte aber dessen Sinn für das Sammeln eines Privatschatzes nicht, er wendete außerdem viele Summen auf sein Heer, und wollte mit Gewalt durchsetzen, was Ludwig weit leichter durch List erlangte; es brach daher auch gleich in den ersten Jahren seiner Regierung bald hier bald dort eine Empörung aus. Ludwig dagegen lebte einfach, wie einer aus dem Volke, scheute nicht, des öffentlichen Vortheiles wegen persönliche Kränkungen zu erleiden,

suchte seine Zwecke mehr durch die Unterhandlungen, als durch die Waffen zu erreichen, und vertraute auf die Pariser, welche ihm unbeschreiblich gewogen waren, sowie auf das Volk überhaupt, das er überall begünstigte, während er den Adel niederhielt. Er dachte Tag und Nacht nur an Geschäfte, suchte und fand die Leute, welche er brauchte, unterhielt überall Spione und gewann sich überall durch Bestechung Anhänger, wußte Alle, die sich gegen ihn verbündeten, zu überlisten, zürnte nicht, wenn ihm Einer eines größeren Vortheiles wegen nicht Wort hielt, und gründete seine Entwürfe auf die Selbstsucht und Bestechlichkeit der Großen, wodurch er stets weit sicherer zu dem gewünschten Ziele gelangte, als wenn er sich auf die Ehrlichkeit derselben gestützt hätte. Er erneuerte daher auch, als Franz Sforza von Mailand 1466 gestorben war, das zwischen diesem und ihm bestandene enge Bündniß mit dem Sohne desselben, dem ihm geistesverwandten, schrecklichen Galeazzo Maria. Bald nach dem kurz zuvor erwähnten Vorfalle in Gent regte er die Lütticher gegen Karl den Kühnen auf, unterhielt auch nachher fortwährend eine geheime Verbindung mit ihnen, und versprach ihnen seinen Schutz, überließ sie aber, sobald die Sache gefährlich ward, ihrem Schicksale. Die Lütticher zürnten ihrem Herzoge, weil er ihnen im vorhergehenden Jahre die Herrschaft über die Städte St. Trojen und Huy genommen hatte. Sie überfielen diese Städte jetzt, gaben aber glücklicher Weise ihren Bischof und den Herrn von Imbrecourt, welche sie dort gefangen genommen hatten, wieder frei und der Letztere bewog den Herzog zur Schonung der dreihundert Lütticher Geißeln, welche er hatte niederhauen lassen wollen. Karl sammelte hierauf die Truppen, mit denen er die Stadt aufs neue angreifen wollte, im Gebiete von Löwen, und die Lütticher zogen gegen ihn aus, weil sie erwarteten, Ludwig XI. werde ihnen zu Hülfe kommen. Dies erlaubte jedoch die Politik des Königs nicht, welcher damals zwar bereits den Herzog von Berry der Vortheile des Tractats von St. Maur beraubt und andere ehemalige Mitglieder der Ligue ganz für sich gewonnen hatte, aber noch immer durch den Herzog von Bretagne beunruhigt war, und erst mit diesem fertig sein mußte, ehe er sich mit dem Herzoge von Burgund einlassen durfte. Er gab bei dieser Gelegenheit den Beweis, wie sehr er sich die Politik

seines Verbündeten, des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand, angeeignet habe; denn er unterhielt einerseits in Lüttich Agenten, welche das Feuer schürten, und schickte andererseits eine drohende Gesandtschaft an Karl, ließ ihm aber zugleich zu verstehen geben, daß er sich nicht ernstlich um die Lütticher bekümmere. Er sandte nämlich den Connetable, Grafen von St. Paul, einen ehemaligen Theilnehmer des Fürstenbundes, welchen er ganz an sich gezogen hatte, mit der drohenden Botschaft in Karl's Lager, ließ denselben aber von dem in seine arglistigen Entwürfe eingeweihten Kardinal de la Balüe und einigen anderen Männern begleiten, welche einen entgegengesetzten Auftrag hatten. (Toutefois ils offrirent, heißt es von den Letzteren, s'il vouloit consentir que le roy peust faire la guerre en Bretagne, que le dit seigneur le laisseroit faire avec les Liègeois.) Der Herzog von Burgund zog am 11. November 1467 vor das von Ludwig verlassene Lüttich, und demüthigte die trotzigen Wallonen zum dritten Male. Bald nachher regte der König dieselben von neuem auf.

Wie mit Lüttich, so hatte Karl auch mit den Städten und Ständen von Brabant, Hennegau und Flandern viel zu schaffen, weil er die Rechte derselben kränkte und Steuern von ihnen forderte. König Ludwig dagegen brachte es dahin, daß er die Commission, welche er zum Behuf einer Reform des Reiches hatte errichten müssen, gebrauchen konnte, um gegen die edlen Herren, denen sonst nicht beizukommen war, gerichtlich zu verfahren. Von derselben Commission erwirkte er auch in Betreff der von Karl dem Kühnen in der Picardie besetzten Städte, besonders St. Quentin's, einen Spruch, an welchen sich freilich Karl vorerst wenig kehrte. Mit seinem Bruder, Karl von Berry, suchte Ludwig um so mehr freundlich übereinzukommen, als sich die Herzöge von Bretagne und von Burgund schon seit mehreren Jahren um eine innige Verbindung mit Eduard IV., dem ersten englischen Könige aus dem Hause York, bemüht hatten. Diese Verbindung kam endlich auch, nachdem Ludwig durch diplomatische Künste den Bund der beiden Herzöge unschädlich zu machen gewußt hatte, gegen das Ende des Jahres 1467 wirklich zu Stande. Damals verlobte sich nämlich Karl der Kühne, welcher seine frühere Gemahlin durch den Tod verloren hatte, mit Eduard's VI. Schwester, Margaretha von York,

im Februar 1468 ward die Vermählung Beider mit großer Pracht vollzogen, und Eduard IV. versprach dem Bundesgenossen Karl's, dem Herzoge von Bretagne, dreitausend Bogenschützen zu einem Einfalle in die Normandie zu schicken, wobei er jedoch die Bedingung machte, daß die zu erobernden Plätze den Engländern verbleiben müßten. Ludwig hatte damals sowohl den Herzog von Bourbon schon ganz von dessen früheren Verbündeten entfernt, als auch seinen Bruder Karl von Berry dahin zu bringen gesucht, daß derselbe sich für den Besitz der Normandie durch eine aus der Staatskasse zu zahlende jährliche Summe entschädigen lassen wollte. Um dies auszuführen, versammelte Ludwig im April 1468 zu Tours eine ziemlich demokratisch zusammengesetzte Reichsversammlung, welcher viele Herren, Barone und Bischöfe, sowie die Abgeordneten von sechzig Städten, je ein Geistlicher und zwei Weltliche von jeder, beiwohnten, in der aber die ersten Pairs des Reiches fehlten. Diese Versammlung erklärte sich gegen den Herzog von Berry und dessen Schützer, Franz II. von Bretagne, weil die Normandie unzertrennlich von der Krone sei, und beschloß, daß dem Ersteren zwölftausend Livres jährlich auf liegende Güter und sechzigtausend Livres baar angewiesen werden sollten. Unmittelbar nachher wagte der König einen Angriff auf Bretagne, ehe noch die englischen Hülfstruppen angekommen waren; er zog zugleich alle außerhalb der Bretagne gelegenen Güter des Herzogs Franz ein, sowie, um diesen persönlich zu ärgern, die Herrschaften der am meisten begünstigten Geliebten desselben, der Antoinette de Maignelais oder, wie sie genannt wurde, der Dame von Villequier. Während seine Truppen in die Normandie und die Bretagne eindrangen, ließ sich Karl der Kühne, der dem Könige und dessen Diplomaten nicht gewachsen war, von Zeit zu Zeit bereden, den Waffenstillstand mit Ludwig zu verlängern, verschwendete das zum Kriege nöthige Geld bei verschiedenen Festlichkeiten, und erschien erst im September, als es schon zu spät war, an der Somme. Der Herzog von Bretagne und sein Schützling, Karl von Berry, hatten nicht nur bereits einen Waffenstillstand geschlossen, sondern es war auch durch den Herzog von Calabrien zu Ancennis ein Frieden zu Stande gebracht worden, den der Herzog von Bretagne ratificirte, und zu dessen Annahme nachher Karl von Berry durch seinen Liebling

Odet d'Aidie, Herrn von Lescün, beredet wurde. Dieser Frieden war ein Meisterstück der Politik; denn Ludwig erreichte durch denselben seinen Zweck, Herr im Reiche zu werden, und spielte dem Herzoge von Burgund einen sehr argen Streich. Karl von Berry söhnte sich nämlich in Folge jenes Friedensschlusses mit Ludwig aus, nahm einstweilen die ihm bewilligten Gelder an, und ging auf den Vorschlag ein, daß seine weiteren Forderungen durch eine zwischen dem Herzoge von Calabrien und dem Connetable Grafen von St. Paul zu verabredende Übereinkunft innerhalb eines Jahres geordnet werden sollten. Doch traute Karl von Berry seinem Bruder nicht, und blieb vorerst in der Bretagne zurück.

An den Herzog von Burgund, welcher mit seinen Truppen gegen die Somme heranzog, schickte Franz von Bretagne auf Bitten Ludwig's eine Abschrift des geschlossenen Vertrags; Karl der Kühne sah aber die ganze Sache anfangs als eine bloße Kriegslist an, weil eine der Hauptbedingungen des Vertrages darin bestand, daß die Herzöge von Bretagne und Berry dem Bündnisse mit ihm entsagen sollten. Er hätte sich deshalb auch fast an des Herzogs von Bretagne Wappenherold, der ihm jene Abschrift überbrachte, vergriffen. Indessen erhielt er bald nachher die Beglaubigung der Nachricht*), und nahm dann den Antrag zu Unterhandlungen an. Diese führten zu keinem Ziele, weil die Bevollmächtigten des Königs sich auf den oben erwähnten Ausspruch der Reichs-Reformations-Commission beriefen, von welchem Karl der Kühne nichts wissen wollte. Karl widersetzte sich vielmehr so trotzig, daß er sogar während der Berathungen sein Heer sammeln ließ, und daß auch der Graf von Dammartin, Ludwig's General, die Geduld verlor und ebenfalls seine Truppen in Marsch setzte. König Ludwig dagegen war weniger ungeduldig und weniger reizbar von Seiten der Ehre: er ließ damals dem Herzoge von Burgund nicht nur hunderttundzwanzigtausend Dukaten anbieten, sondern lieferte

*) Bien fort esbahi fut le duc de Bourgogne de ces nouvelles, veu qu'il ne s'éstoit mis aux champs que pour secourir les dits ducs, et fut en très grand danger le dit heraut; et cuida le dit duc, pourcequ'il (der Herold) éstoit passé par le roy, qu'il eut contrefait les lettres; toute fois il eut de semblables lettres par ailleurs.

sogar, was in der That unerklärlich ist, sich selbst in die Hände seines ärgsten Feindes. In demselben Augenblicke nämlich, als er die Lütticher durch seine Agenten aufforderte, im Rücken Karl's Unruhen zu erregen, ließ er dem Herzoge einen Besuch in Peronne anbieten. Dieser, welcher anfangs durch einen solchen Antrag sehr überrascht war, beantwortete denselben durch einen eigenhändig geschriebenen Geleitsbrief, der dem Könige freundliche Aufnahme und Schutz zusicherte. Ludwig reiste hierauf von nur hundert Personen begleitet nach Peronne, und ward von Karl sehr ehrenvoll empfangen. Man berichtet, daß der treulose Kardinal de la Balüe, welcher dem Könige die gewagte Zusammenkunft mit Karl angerathen hatte, die ganze Sache mit dem Herzog Karl verabredet und folglich den König verrätherischer Weise in eine Falle gelockt habe.

Ludwig erhielt, weil die Burg von Peronne nur enge und schlechte Räume hatte, in der Stadt selbst eine Wohnung, welche sehr anständig war; er fühlte sich aber hier sogleich unbehaglich und unsicher, als er drei Brüder, Philipp von Savoyen, Franz von Savoyen, Bischof von Genf, und Jakob von Savoyen, Grafen von Romont, sowie einige deutsche Herren und sehr viele andere Männer, die ihn tödtlich haßten, in der Gesellschaft des Herzogs antraf. Er zog daher alsbald auf die Burg. Dies war kaum geschehen, als in Peronne die Nachricht eintraf, daß die Lütticher sich empört hätten, und daß zweitausend von ihnen die Stadt Tongern überfallen, den Bischof, die Domherren und den Herrn von Imbrecourt gefangen mit sich nach Lüttich geschleppt und, wie flüchtige Bürger von Tongern dem Herzoge berichteten, den Archidiakonus Robert de Mormez nicht nur vor den Augen des Bischofs gemordet, sondern auch die Leiche desselben kannibalisch zerrissen hätten. Karl der Kühne und seine Rathgeber waren zu sehr mit dem Charakter und der Politik des Königs und der Leute, welche derselbe hervorzog und gebrauchte, bekannt, um nicht zu vermuthen, daß Ludwig die Lütticher zur Empörung ermuntert habe; auch war überdies zu gleicher Zeit gemeldet worden, daß man unter den tobenden Lüttichern französische Agenten gesehen habe. Der Herzog gerieth bei diesen Nachrichten in wahre Wuth. Er ließ, da er dem Könige die ganze Sache zuschrieb, sogleich die

Thore der Stadt und der Burg schließen, und würde, wie sein Kammerherr, der Geschichtschreiber Philipp von Comines, behauptet, gegen Ludwig aufs heftigste verfahren sein, wenn dieser ihn nicht zurückzuhalten verstanden hätte. Comines erzählt, es sei, als Karl seinen ersten Zorn ausgeschüttet habe, glücklicher Weise niemand als er und zwei Kammerdiener zugegen gewesen, und ihnen sei es gelungen, den Herzog zu besänftigen. (Avec moy n'y avoit à ces paroles que deux valets de chambre, l'un appelé Charles de Visen, natif de Dijon, homme honneste et qui avoit grand credit avec son maistre. Nous n'aigrismes rien, nous adoucismes à notre pouvoir.) Derselbe Comines rieth auch dem Könige, einen sehr harten Vertrag, welchen Karl ihm vorlegen würde, unbedingt anzunehmen, weil der Herzog in einer Wuth sei, die an Raserei grenze. Dieser Vertrag ward dem gefangenen König wirklich vorgelegt, und Ludwig trug kein Bedenken, alles, was man von ihm verlangte, einzugehen, um nur frei zu werden, da ja das Halten bei ihm stand. Am 14. Oktober unterschrieb er die Bedingungen, welche der übermüthige Herzog durch Drohungen erzwungen hatte. Er bestätigte nicht nur die Verträge von Arras und Conflans (s. S. 93 f. und S. 168 f.), sondern gestand auch zu, daß Karl's Abhängigkeit von Frankreich in den leeren Schein der Lehensverbindlichkeit einzelner Provinzen verwandelt, und alle Gerichtsbarkeit in Flandern den französischen Parlamenten entzogen werde. Wir sind in Betreff der Art, wie Ludwig die damals eingegangenen Verpflichtungen ansah, anderer Meinung, als sein Biograph Düclos; denn wir halten dafür, daß ein auf solche Weise zu Stande gebrachter Vertrag ebensowenig bindend sein könne, als ein von Räubern auf der Heerstraße abgezwungenes Versprechen. Nur zwei Umstände werfen einen Schatten auf das Verfahren des Königs und auf seinen Charakter. Er gab nämlich erstens die Lütticher, welche er doch durch seine Gesandten zum Aufstand gereizt hatte, nicht blos in dem Vertrage ganz auf, sondern er ließ sich auch zwingen, den Herzog auf seinem Rachezug gegen Lüttich zu begleiten, obgleich man dort französische Fahnen aufgepflanzt hatte. Zweitens muß selbst Comines, welcher in Peronne, ohne den Herzog zu beleidigen oder gegen sich zu reizen, fortwährend den König aus der Falle zu ziehen suchte und die

Politik desselben auch sonst billigt, das Eingeständniß machen: Ludwig habe angeboten, Geißeln für die Ausführung des Vertrages zu stellen, würde dieselben aber, wenn sie gestellt worden wären, höchstwahrscheinlich ohne Bedenken im Stiche gelassen haben (ceux qu'il nomma s'offrirent hautement, je ne sçais s'ils disoient ainsi à part, je me doute, que non; et à la verité je crois, qu'il les y eust laisséz). Acht Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages von Peronne (22. Oktober) stand der Herzog in Begleitung des Königs vor Lüttich, und der Letztere mußte am 30. Oktober der Erstürmung und Plünderung dieser Stadt beiwohnen und alle die Gräuel mitansehen, welche durch die von allen Seiten her zusammengerafften Schaaren des Herzogs in Lüttich begangen wurden. Erst am 2. November athmete Ludwig wieder frei; denn an diesem Tage durfte er in sein Reich zurückkehren.

Nach seiner Heimkehr hielt Ludwig zunächst für vortheilhaft den Vertrag von Peronne zu erfüllen und vor allem Anderen seinen Bruder, Karl von Berry, sowie die übrigen Verbündeten des Herzogs von Burgund zu befriedigen. Er ließ daher jenen Vertrag in das Protokoll des Pariser Parlaments eintragen, beschenkte die Gesandten, welche Karl der Kühne an ihn schickte, mit freigebiger Hand, hob die Urtheile der französischen Reichsgerichte, welche gegen den Herzog von Bretagne und dessen Unterthanen erlassen worden waren, wieder auf, gab alle eingezogenen Besitzungen zurück, und wies dem Herzoge von Bourbon, dem Herrn von Croy und dem Connetable St. Paul liegende Güter und Jahrgelder an. Während Ludwig auf solche Weise mit Schlauheit den Umständen diente und seinen Vortheil verfolgte, bereitete sich der unruhige, heftige, nur auf Krieg und Eroberung bedachte Herzog von Burgund neue Händel und Verlegenheiten, indem er mit dem damals zu ihm in die Niederlande gekommenen Erzherzog Siegmund von Tyrol Unterhandlungen anknüpfte, welche später sein Verderben herbeiführten, statt ihn, wie er gemeint hatte, zum mächtigen Könige zu machen. Mit dem Herzoge von Berry konnte sich Ludwig nicht eher, als im Herbst 1469, verständigen. Daran war Ludwig's vertrautester Minister, der Kardinal de la Balüe, schuld, welcher bis dahin die völlige Aussöhnung zwischen beiden Brüdern gehindert und in Verbindung mit dem Bischof von Verdün auch

dem Herzoge von Burgund die Geheimnisse des Königs verrathen hatte, im Herbste 1469 aber ertappt und nebst jenem Bischof sehr strenge bestraft wurde; der König ließ beide Prälaten in eiserne Käfige einsperren, in welchen sie zehn Jahre lang blieben. Ludwig hatte den Grundsatz, in seinen Geschäften sich nur solcher Leute zu bedienen, welche er als schlau und gewandt erprobt hatte, und die sich in keiner Sache durch Gewissenhaftigkeit aufhalten oder bedenklich machen ließen. Er blieb übrigens dabei stets sein eigener Meister, und betrachtete seine Diener sowie seine ganze Umgebung nur als Werkzeuge, die er ohne Bedenken wegwarf, wenn sie nicht in seine Gedanken eingingen. Zu jenen Leuten hatte früher der berüchtigte Schatzmeister seines Vaters, Jacques Coeur, gehört, der seine Verbindung mit Ludwig oder vielmehr seinen königlichen Reichthum zu Karl's VII. Zeit schwer büßen mußte (s. S. 131); zu ihnen gehörten auch de la Balüe und viele Andere, welche Ludwig später mit unmenschlichen Martern quälen ließ. Zur Aussöhnung mit seinem Bruder bediente sich Ludwig eines Mannes, welcher bisher stets sein Gegner gewesen war, nämlich des bereits früher erwähnten Odet d'Aidie, Herrn von Lescün. Dieser bewog den Herzog von Berry zu einem Vertrage, welcher demselben das Herzogthum Guyenne als Entschädigung für die Normandie gewährte. Übrigens mußte der neue Herzog von Guyenne sich zugleich durch Eid und Siegelbriefe verpflichten, daß er nie Karl's Erbtochter heirathen und dem Könige nicht einmal von einer solchen Verbindung reden wolle: ein Beweis, wie sehr der Letztere den Herzog von Burgund scheute. Übrigens blieb Ludwig's Bruder, auch nachdem er jenen Vertrag geschlossen hatte, mit Karl dem Kühnen in Verbindung: er schickte ihm z. B. nicht lange nachher ein geheimes Billet, in welchem er ihn ermahnte, durch die niederländischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit nicht von Frankreich ablenken zu lassen (mettez peine de contenter vos sujets et ne vous souciez; car vous ne manquerez d'amis). Um jene Zeit ließ Ludwig einen anderen von den Frevlern, welche er, wenn sie ihm brauchbar schienen, zu seinen Busenfreunden machte, dafür bestrafen, daß er sich der von ihm gegründeten neuen Ordnung nicht fügen wollte. Dies war jener Graf von Armagnac, der unter Karl VII. aus Frankreich vertrieben worden war (s. S. 149 f.).

Ludwig hatte ihm seine gottlose Heirath mit der leiblichen Schwester verziehen und nicht nur die Erlaubniß zur Rückkehr aus Aragonien ertheilt, sondern auch seine eingezogenen Güter zurückgegeben; der Graf spielte aber nach seiner Heimkehr den Bandenführer, unterhielt fünfzehnhundert Gensd'armes, mit denen er im südlichen Frankreich sein Wesen trieb, und soll dieselben sogar dem Könige von England zu einem Angriffe auf Guyenne angeboten haben. Der König, welcher nur dann, wenn List oder Geld nicht ausreichte, zu den Waffen seine Zuflucht zu nehmen pflegte, bewog den Grafen durch zehntausend Livres, seine Gensd'armes zu entlassen. Da aber der Graf nichts desto weniger seine Räubereien und Gewaltthätigkeiten fortsetzte, so klagte ihn Ludwig, seinem System getreu, beim Parlament von Toulouse an, und beauftragte, als Armagnac sich dem Urtheile desselben nicht fügen wollte, den Grafen von Dammartin mit der Execution. Dieser führte ein furchtbares Heer gegen den Widerspenstigen, welcher sogleich aus dem Reiche entfloh. Das Parlament erklärte hierauf den Grafen von Armagnac als Hochverräther des Lebens und der Güter verlustig, und Ludwig vertheilte die Letzteren an Dammartin und andere seiner Dienstleute. Dammartin marschirte nach der Flucht des Grafen gegen den Herzog von Nemours, welcher mit diesem in enger Verbindung gestanden hatte und vom Könige für einen Majestäts-Verbrecher erklärt worden war, jetzt aber auf Dammartin's Verwendung Verzeihung erhielt, wiewohl nur unter demüthigenden Bedingungen.

Im Anfange des Jahres 1470 schien Ludwig zuerst den Herzog von Bretagne und dann den Herzog von Burgund angreifen zu wollen; als aber beide Herzöge mit ihren Heeren im Felde erschienen, ließ er sich wieder vom Kriege abschrecken, und schloß zu Angers mit Beiden einen Vergleich, in welchem der Tractat von Ancennis bestätigt wurde. Das Jahr 1470 war übrigens den Planen Ludwig's gegen Burgund sehr günstig; denn in England drohte die Partei Lancaster, welche von Ludwig durch Kabalen und Geld unterstützt wurde, den König Eduard IV., Karl's des Kühnen Schwager, vom Throne zu stoßen, und dadurch wurde Karl's Aufmerksamkeit von Frankreich hinweg nach England gerichtet. Als im Herbst Eduard wirklich den Thron verlor und nach den Niederlanden floh, rüstete Karl ein bedeutendes Heer, um ihn

im Anfange des folgenden Jahres wieder in sein Reich zurückzuführen. Im Jahre 1470 schnitt Ludwig dem Herzoge auch die Verbindung mit den Schweizern ab, indem er zuerst im Mai eine Gesandtschaft der Eidgenossenschaft sehr gnädig empfing, dann seinerseits zwei Gesandten an die Eidgenossenschaft schickte, und mit ihr einen Vertrag schließen ließ, in welchem beide Theile sich verpflichteten, dem Herzoge von Burgund keine Hülfe zu leisten. Dieser vorerst unbedeutende Vertrag ward der Anfang eines für die Schweiz und Frankreich gleich wichtigen Zusammenhanges der beiden Staaten. In demselben Jahre 1470 trat Ludwig, dessen Heer damals unter Führung des Connetable in der Picardie stand, endlich auch gegen den ihm abgezwungenen Vertrag von Peronne auf. Er hatte seither über denselben geschwiegen, jetzt ließ er ihn aber zuerst in Schriften angreifen, in welchen die Behauptung aufgestellt ward, jener Vertrag sei eine Folge der Treulosigkeit des Kardinals de la Balüe und des Herzogs von Burgund. Dann gab Ludwig dem Pariser Parlament einen Wink. Dieses hatte sich lange geweigert, den Vertrag von Peronne zu registriren, weil derselbe mit den Grundgesetzen des Reiches im Widerspruch stehe und deshalb ungültig sei; jetzt aber fing das Parlament ohne Weiteres an, die Gerichtsbarkeit wieder zu üben, welche ihm durch den Vertrag von Peronne entzogen worden war. Es nahm wieder Appellationen von den flandrischen Gerichten an, und ließ durch einen seiner Gerichtsboten mehrere Fläminger vor das Pariser Parlament laden. Karl gerieth darüber in einen solchen Zorn, daß er jene Gerichtsboten ins Gefängniß werfen ließ. Als hierauf die Präsidenten geschickt wurden, um über diese Verhaftung ein gerichtliches Protokoll aufzunehmen, ließ Karl auch sie ergreifen und so lange in Haft halten, bis sie von ihrem Auftrage abstanden. Mit seinen Flämingern, welche entweder an das Parlament appellirt oder Miene gemacht hatten, der Vorladung desselben Folge zu leisten, verfuhr er noch ärger: er ließ sie in den Kerker werfen, durch ein von ihm ernanntes Gericht zum Tode verurtheilen und dann öffentlich hinrichten. Diesen despotischen Handlungen des Herzogs setzte der König gerichtliche entgegen; denn er erlaubte dem Parlamente, die Drosteien Vimeu, Foulloy und Beauvoisis, für welche Karl vertragsgemäß hätte Huldigung leisten sollen, für heimgefallene Lehen zu erklären. Karl

schrieb wegen dieses Schrittes, der ihn sehr erbitterte, an das Parlament und an den König, erhielt aber von Beiden sehr unbefriedigende Antworten. Er verlangte daher von den Herzögen von Lothringen und Bretagne, die sich für die Haltung des Vertrags von Peronne verbürgt hatten, die übernommene Gewährleistung. Da sich nun auch Ludwig an diese und andere Herren wandte, so begann ein neues Kabaliren unter den Großen, welchem endlich der Connetable dadurch ein Ende machte, daß er den König beredete, den Streit mit den Waffen zu entscheiden. Ludwig nahm bei dieser Gelegenheit wieder den Schein an, als wenn er auch da, wo er seine Wünsche mit Gewalt zu erreichen suchte, nur den gesetzlichen Weg gehe: er berief, wie er schon einmal gethan hatte, eine bestimmte Anzahl Personen aus verschiedenen Ständen und Theilen des Reiches nach Tours, und legte dieser Versammlung, welche als Reichsversammlung gelten sollte und auch häufig so genannt worden ist, die Frage über die Gültigkeit des Vertrages von Peronne vor (November 1470). Die Versammlung verordnete nicht blos alles, was der König wollte, sondern sie erklärte auch auf Grund einer ganzen Reihe von Beschuldigungen den Herzog von Burgund für einen Majestäts-Verbrecher. Hierauf ward dann das Parlament von Paris bevollmächtigt, den Proceß gegen den Herzog einzuleiten. Das Parlament schickte auch wirklich einen Gerichtsboten nach Gent, um Karl persönlich vorzuladen. Dieser war aber vor Wuth außer sich, gab dem Gerichtsboten keine Antwort, sondern blickte ihn wüthend an, ließ ihn in Fesseln legen, und schickte ihn einige Tage nachher zurück, ohne ihn eines einzigen Wortes gewürdigt zu haben.

Karl wäre damals unerwartet angegriffen worden, wenn ihm nicht der Herzog von Bourbon heimlich hätte melden lassen, daß ein königliches Heer gegen ihn gerüstet sei. Er erhielt zugleich die Anzeige von einem gegen ihn beabsichtigten Versuch der Vergiftung. Der König blieb sich auch bei dieser Gelegenheit gleich: er begann, als beide Anschläge auf den Herzog gescheitert waren, keineswegs sogleich den Krieg, sondern überließ es dem Führer seiner Truppen, Dammartin, welcher ein persönlicher Feind Karl's war, demselben einstweilen zu schaden, wie er könnte. Der königliche Befehlshaber suchte mit Hülfe der Urtheile des Parlaments [theils unter den Bürgern der Städte

sich eine Partei zu bilden, theils die burgundischen Vasallen, welche die Städte schützen sollten, zu gewinnen und diese dann mit den in der Picardie gesammelten Truppen zu überfallen. Sein Plan gelang ihm mit St. Quentin, Montdidier und Roye. Bei dem gleichen Versuche gegen Abbeville wurde zwar in demselben Augenblick, als die französische Partei ihm die Stadt überliefern wollte, die Sache dadurch vereitelt, daß eine burgundische Truppenschaar sich plötzlich in die Stadt warf; dagegen weckte aber dieser Überfall die anderen Städte, und machte sie um ihre Municipalfreiheit besorgt. Unmittelbar darauf knüpfte Amiens mit dem königlichen Befehlshaber Verbindungen an, und schickte auf den tückischen Rath desselben zugleich Gesandte an Karl den Kühnen, welche diesen durch erheuchelte Treue und durch Unterhandlungen so lange täuschen mußten, bis Dammartin die zweitausend Mann beisammen hatte, deren er bedurfte, um nicht etwa in der Stadt eingeschlossen zu werden. Amiens ward hierauf von ihm besetzt. Karl schrieb in seiner Wuth darüber dem General Dammartin einen unerhört groben Brief, dieser antwortete ihm aber in gleichem Stile, und suchte sogar durch die Aufschrift seines Briefes den stolzesten unter den Herrschern jener Zeit zu kränken (Antoine de Chabannes, comte de Dammartin, grandmaitre de l'hôtel de France et lieutenant pour le roi en sa ville de Beauvais à Monsieur de Bourgogne). Der Herzog zog damals seine Truppen nach Arras zurück, weil er den Krieg nicht eher förmlich beginnen wollte, als bis er seinem Schwager Eduard IV. die zur Wiedereroberung des englischen Thrones nöthige Hülfe geleistet, und ihm bei der Überfahrt nach England selbst das Geleit gegeben hätte. Sobald dies geschehen war, sammelte er ein Heer von einer in jener Zeit ganz unerhörten Stärke; denn die Zeitgenossen schätzten dasselbe auf achtzigtausend Mann. Der ängstliche und bei jedem Schritte sehr behutsame König Ludwig war daher anfangs auch mit seinem Connetable höchst unzufrieden, als derselbe den Burgundern über die Somme entgegen ging, und drei Tage lang keine Nachricht vom französischen Heere am Hofe einlief. Diese Angst sprach Ludwig auf eine für seinen Charakter und seine Manier sehr bezeichnende Weise in einem Schreiben an den Admiral von Bourbon aus, welcher mit einem Heere in der Nähe

stand*). Ludwig faßte übrigens wieder Muth, als Dammartin ihm sagte, wenn auch das burgundische Heer das seinige an Zahl übertreffe, so sei doch nicht alles, was glänze, darum auch Gold.

Als nachher der König selbst an die Spitze des Heeres getreten war, suchte er vor allen Dingen die burgundischen Städte zum Abfall von ihrem Herzoge zu bewegen. Er versprach ihnen in dieser Absicht so übermäßige Privilegien, daß die Parlamente kräftige Vorstellungen dagegen machten, weil sie glaubten, der König sei gesonnen, sein Versprechen zu halten. Die Vasallen, welche den König begleiteten, besonders sein Bruder, der Herzog von Guyenne, wußten recht gut, wie wenig Ludwig daran denke. Sie gaben dem kühnen Herzoge von Burgund Winke, welche ihn ermuthigten, rasch vorwärts zu gehen. Karl überfiel hierauf die Stadt Pequigny, setzte über die dortige Somme-Brücke, und gab das ganze Land in seinem Rücken dem Feinde preis. Er begann sogar tollkühner Weise die Belagerung von Amiens, während der Connetable von der einen, Dammartin von der anderen Seite sein Land ausplünderten, so daß er vor sich eine volkreiche Stadt mit starker Besatzung, hinter sich das königliche Heer hatte, welches ihn unaufhörlich beunruhigte, aber jede entscheidende Schlacht vermied. Zu gleicher Zeit litten die Burgunder auch in den Grafschaften Charolais und Macon von den Franzosen. Es kam daher dem Herzoge sehr zu statten, daß gerade damals sein Schwager Eduard IV. in seinem Versuche, das englische Reich wieder zu erobern, vom Glücke begünstigt ward. Er benutzte diesen Umstand, um Unterhandlungen über einen Waffenstillstand anzuknüpfen. Andererseits war auch Ludwig bereit, die gewonnene Aussicht auf Vernichtung des Herzogs aufzugeben und einen neuen Vertrag mit ihm zu schließen, weil er fürchtete, Karl der Kühne möchte von England aus bedeutende Hülfe erhalten, und weil dieser ihm urkundlich bewies,

*) Mon fils, schrieb Ludwig, je ne vis onc si haute follie que celle, qu'a faite Dammartin en faisant passer la rivière aux gens, qu'il a, ou mieux courir au grand déshonneur ou grand dommage. Je vous prie, envoyez y quelques gens pour sçavoir, comment il s'y gouverne, et m'en faites sçavoir des nouvelles deux ou trois fois le jour; car je suis en grande malaise, doutant que le grand maître n'ait fait du hardi Merdoux, et si dieu ne le sauve et Notre Dame et sa compagnie, qu'ils ne se perdent par leur défaut.

daß weder sein Bruder, der Herzog von Guyenne, noch der Herzog von Bretagne es aufrichtig mit ihm meine. So wurde denn schon am 4. April 1471 zu Amiens ein Waffenstillstand geschlossen, während dessen über den Frieden unterhandelt werden sollte. Der Termin desselben ward auf drei Monate bestimmt, nach Verlauf dieser Zeit aber bis zum 1. Mai 1472 verlängert. Auch die Verbündeten und Vasallen beider Theile wurden in diesen Waffenstillstand miteingeschlossen, jedoch nur diejenigen, welche der König und der Herzog innerhalb acht Tagen als einbegriffen nennen würden. Zu Bürgen (conservateurs) des Waffenstillstands-Vertrages wurden nicht, wie man sonst zu thun pflegt, fremde Herren, sondern Vasallen des Königs und des Herzogs bestellt, von Seiten des Ersteren nämlich Dammartin, Mouy, dü Chatel und Chatillac, von Seiten des Letzteren aber Raveſtein, des Querdes, d'Imbrecourt und Rothelin. Der König ward wegen dieses Waffenstillstandes von seinen eigenen Vasallen und Unterthanen, welche seine wahren Beweggründe nicht kannten, verspottet. Der Herzog von Bretagne schalt ihn sogar einen Feigling (le roi couard), und wie man früher, als Ludwig sich in Peronne hatte fangen lassen, bei seiner Rückkehr von Lüttich Hohn- und Spottlieder gegen ihn gemacht und Papagaien und Elstern abgerichtet hatte, ihm das Wort Peronne zuzurufen, so empfingen ihn jetzt auch die Pariser mit Gassenhauern über den Waffenstillstand. Ludwig war jedoch ein zu guter Diplomat, um sich an solche Dinge zu kehren. Ihm lag Alles daran, sich die Freundschaft des Volkes, besonders die der Pariser, zu erhalten; er ließ daher die Letzteren singen, begab sich bei seiner Rückkehr nach Paris auf das dortige Stadthaus, besuchte viele angesehene Bürger in ihren Wohnungen, zündete den Parisern beim Johannis-Feste das übliche Freudenfeuer eigenhändig an, und gewann so die Bürger wieder für sich, trotz aller Bestrebungen des Adels, ihn verhaßt zu machen.

Der Herzog von Burgund blieb dem Vertrage von Amiens getreu, obgleich in den drei Monaten, für welche derselbe anfänglich geschlossen worden war, die Umstände sich ganz änderten. Karl's Schwager, Eduard IV., stieß nämlich den Bundesgenossen Ludwig's, Heinrich VI., vom englischen Thron, und statt daß Ludwig vorher auf die zehntausend Bogenschützen, die ihm der Letztere

versprochen hatte, rechnen durfte, hatte Karl jetzt England's Macht für sich. Ludwig bewies sich auch damals als einen Meister der neueren Staatskunst, und leistete mehr, als unsere Diplomaten, welche nur sophistisiren können, zu leisten pflegen. Er übersah Kleinigkeiten, um Größeres zu erlangen: er gab dem Herzoge von Burgund, als derselbe auf die Einräumung einiger Plätze drang, sogleich nach, weil es unter den damaligen Umständen nicht rathsam war, den Krieg wieder zu beginnen. Beide Theile standen sich übrigens fortwährend beobachtend gegenüber, und bekriegten einander im Kabinet mit allen Künsten und Tücken italiänischer Kabalen. Der König war besonders aufmerksam auf seinen Bruder, den Herzog von Guyenne, welcher noch immer insgeheim mit Karl dem Kühnen conspirirte und in offener Verbindung mit dem Herzoge der Bretagne blieb. Um den immer wieder erneuerten Plan einer Vermählung desselben mit Maria von Burgund zu vereiteln, war Ludwig auf den Gedanken gekommen, seinem Bruder eine castilianische Prinzessin zur Gemahlin zu verschaffen; er hatte deshalb auch Unterhandlungen mit Castilien angeknüpft, die Sache scheiterte aber an verschiedenen Schwierigkeiten. Der Herzog von Guyenne setzte seine Bewerbung um die Erbin von Burgund ohne Unterlaß im Stillen fort. Da er nun von königlichen Kundschaftern umgeben und in ein Netz von Intriguen verstrickt war, so folgte er dem Rathe des oben erwähnten Herrn von Lescün, und suchte seine geheime Verbindung mit Burgund hinter das seinerseits durchaus nicht ernst gemeinte Project einer anderen Vermählung zu verstecken, von welcher er im voraus wußte, daß sie dem Könige eben so wenig angenehm sein werde, als die mit Maria von Burgund. Er stellte sich nämlich, als wenn er eine jüngere Tochter des Grafen von Foix heirathen wolle. Dadurch brachte er den König in große Verlegenheit; denn jener Graf besaß nicht nur Foix, Bigorre und Bearn, sondern seine Kinder mußten auch Navarra erben, er hatte überdies eine seiner Töchter an den Herzog von Bretagne verheirathet, und wenn nun noch der Herzog von Guyenne mit ihm in nahe Verbindung kam, so entstand für den König die Gefahr, daß sich im Südwesten des Reiches ein Dreiherren-Bund bildete. Dies konnte Ludwig, dessen einziges Streben es war, eine Einheit der Regierung und des

Nationalgefühls in Frankreich herzustellen, unmöglich zugeben. Andererseits konnte er sich aber auch nicht geradezu widersetzen. Hier bedurfte er also der ganzen Feinheit seiner aus Italien stammenden Politik und aller treulosen Künste der Männer, welche seine Creaturen und Werkzeuge waren. Unter diesen nahm dü Bouchage, der die Unterhandlungen mit Karl von Guyenne leitete, einen ausgezeichneten Platz ein. Ihm schrieb daher Ludwig, er möge jene Heirathsangelegenheit zu vereiteln suchen, sich dabei aber immer stellen, als wenn der König nichts gegen dieselbe einzuwenden habe. (Mettez y, schreibt er, tous vos cinq sens de nature — — — si vous venez à bout de ce point, vous me mettrez en paradis.) Ludwig ward jedoch damals, während er die Anderen zu täuschen glaubte, selbst getäuscht; denn sein Bruder blieb wegen der Maria von Burgund in Unterhandlung, obgleich ihm Ludwig sogar seine eigene Tochter Anna, welche schon mit Nikolaus von Lothringen versprochen war, angeboten hatte. Bald nachher ward der Herzog von Guyenne gefährlich krank, und Ludwig trug jetzt in seiner Verlegenheit kein Bedenken, sich gegen seinen Bruder eines Giftmischers zu bedienen oder doch wenigstens mit einem abscheulichen Mönch, welcher seines Bruders Zutrauen misbrauchte, in Correspondenz zu treten, und zugleich Karl dem Kühnen die vortheilhaftesten Anerbietungen zu machen, wenn er die Herzöge von Bretagne und Guyenne ihrem Schicksal überlassen wolle. Seine Freude über den Zustand seines Bruders spricht er in einem Briefe an Dammartin aus. (J'ai eu nouvelles, que Mr. de Guyenne se meurt, et qu'il n'y a point de remède en son fait, et me le fait sçavoir un de ses plus privés, qu'il ait avec lui, par homme exprès, et ne croit pas, ainsi qu'il dit, qu'il soit vife à quinze jours d'ici — — celui qui me mande cela c'est le moine, qui dit ses heures avec Mr. de Guyenne.) Da der Herzog von Burgund zu nachdrücklich daranf drang, daß der Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt werde, so schloß Ludwig am 3. Oktober 1471 zu Crotoy einen Frieden, in welchem er Amiens, St. Quentin, Roye und Montdidier zurückzugeben und den Connetable St. Paul nebst dem Herzoge von Nevers der Rache Karl's des Kühnen zu überlassen versprach. Die Ratification dieses Friedens verzögerte er aber so lange, bis zu seiner großen

Freude sein Bruder, der Herzog von Guyenne, starb (24. Mai 1472), und nun war nicht mehr an dieselbe zu denken.

Der Herzog von Burgund kannte den König zu gut, um ihm zu trauen; er hatte daher, obgleich der Waffenstillstand bis zum 14. Juni 1472 verlängert worden war, sich schon vor dem Tode des Herzogs von Guyenne für den Wiederbeginn des Krieges gerüstet. Er hatte während des Waffenstillstandes den durch den Einfall der Franzosen im Jahre 1471 erregten Schrecken benutzt, um die reichen Niederländer dahin zu bringen, daß sie ihm zur Beschützung der Grenzen, statt der seither nur nach den jedesmaligen Umständen und für bestimmte Zeit gewährten Steuer, eine beständige Abgabe bewilligten. Diese Einnahme diente ihm zur Aufstellung eines Heeres, welches seine abenteuerlichen Vergrößerungs-Pläne ausführen sollte, und er wußte sie so zu vergrößern, daß er jährlich eine halbe Million Dukaten auf seine Truppen verwenden konnte. Freilich rief er dadurch nicht blos in Holland und Seeland öftere gefährliche Unruhen, sondern auch in Flandern Unzufriedenheit und ängstliche Besorgniß hervor. Sein Heer, welches er seit 1472 fortwährend vermehrte, bestand im Jahre 1475 aus zweitausendzweihundert Speeren oder Berittenen, von welchen jeder einen Knappen, einen Waffenträger und acht schwer bewaffnete Fußgänger hatte, aus viertausend Schützen, sechshundert Musketieren und sechshundert Artilleristen oder zusammen aus zwanzigtausend Mann. Zu diesen kamen noch die Bürger-Milizen der Städte, sowie englische und italiänische Miethtruppen. Er hatte außerdem dreihundert Kanonen und zweitausend Pulverwagen, König Ludwig ließ unmittelbar nach seines Bruders Tode das Herzogthum Guyenne mit einem Heere besetzen, welches er längst bereit gehalten hatte, um sogleich vorzurücken, wenn sein Bruder die Augen geschlossen habe. Er ernannte für das Herzogthum Guyenne das er unmittelbar an die Krone zog, einen Statthalter, und war eben im Begriff, mit fünfzigtausend Mann in die Bretagne einzurücken, als der Herzog von Burgund, ohne den Ablauf des Waffenstillstandes abzuwarten, in die Picardie und Normandie einbrach. Karl hatte jedoch auf seinem Zuge gleich anfangs schlechten Erfolg, und hätte sich schon aus dem Grunde abhalten lassen sollen, auf die Stärke seines Heeres zu vertrauen, weil er nicht einmal zu

einer Zeit, wo Ludwig dem Herzoge von Bretagne gegenüber stand, etwas auszurichten vermochte. Die Stadt Beauvais ward von den Burgundern vergebens angegriffen, und Rouen, vor dessen Mauern Karl sich endlich mit achtzigtausend Mann lagerte, konnte nicht einmal ernstlich bedroht werden. Die Burgunder richteten übrigens gräßliche Verwüstungen an, sie zogen sengend und brennend durch das Land, zerstörten die offenen Plätze und verbreiteten solches Entsetzen, daß man deshalb dem Herzoge den Beinamen des Gräßlichen gab. Karl ward übrigens damals seinen eigenen Unterthanen eben so verderblich und eben so verhaßt, als den Franzosen; denn während er die Picardie und Normandie verheerte, streiften nicht nur die französischen Besatzungen von Amiens und St. Quentin bis tief in die Niederlande, sondern auch im eigentlichen Burgund wurden durch den Grafen Roussi, den ältesten Sohn des Connetable, die Städte und Dörfer bis in die Nähe von Tonnère, Joigny, Troyes und Langres niedergebrannt, und der Dauphin von Auvergne verheerte auf Befehl des Königs die Franche Comté. Die lauten Klagen seiner Unterthanen, der Mangel an Lebensmitteln, das in Folge davon eintretende Hinschwinden seines allzu großen Heeres und der Wunsch, sich an dem Connetable wegen der Verwüstung seines Landes zu rächen, bewogen den Herzog Karl schon im September zur Rückkehr.

Karl's Zug hatte wenigstens die eine Wirkung, daß er dem Herzoge von Bretagne nützlich ward; denn der König hielt, als er von dem Einfall der Burgunder in die Normandie benachrichtigt ward und zugleich erfuhr, daß der König von England mit dem Herzoge von Bretagne ein Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß geschlossen habe, nach seiner ängstlichen Behutsamkeit für rathsam, dem Letzteren einen Waffenstillstand auf ein Jahr zu gewähren. Auch Karl schloß am 3. November 1472 einen Waffenstillstand auf fünf Monate, vermöge dessen vorerst Alles beim Alten blieb. Daß Ludwig, schlau, schleichend und herablassend, seinen stolzen, heftigen, aller Vorsicht und Politik ermangelnden Nebenbuhler stürzen werde, ahnte damals schon jedermann, mehr als alle Anderen aber der vortreffliche Geschichtschreiber dieser Zeiten, Philipp von Comines. Dieser hatte schon seit dem Vertrage von Peronne mit Ludwig in Verbindung gestanden; denn er zeigte

sich stets als einen schlauen Politiker und Diplomaten, der nicht gerade rechtlich zu sein braucht, und Ludwig wußte dergleichen Leute durch jedes Mittel an sich zu ziehen, statt daß Karl sie beleidigte und von sich abstieß. Philipp von Comines trat jetzt ganz in des Königs Dienste, weil er voraus sah, daß Karl sich bald selbst muthwillig zu Grunde richten werde. Weit aussehende Pläne verrieth Karl, als er gleich nach dem Abschluß des Waffenstillstandes nicht blos Geldern besetzte und sich bis nach Aachen und Metz ausbreitete, sondern auch die Errichtung eines burgundischen Königreiches betrieb. Hierzu sollte ihm der gelehrte, aber zum Handeln unfähige deutsche Kaiser Friedrich III. behülflich sein. Wir müssen daher unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die deutschen Angelegenheiten jener Zeit richten, wobei wir uns aber auf die Particulargeschichte der zahllosen kleinen Staaten, in welche das deutsche Reich seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich aufgelöst hatte, nicht weiter einlassen werden, als zur Kenntniß des Zusammenhanges der allgemeinen Geschichte durchaus nöthig scheint.

4. Innerer Zustand des deutschen Reiches unter Friedrich III.

Der Zustand des deutschen Reiches zu der Zeit, als Friedrich III. das Interesse der Nation und der Religion dem Pabste opferte, und dafür zuerst die geweihte Rose und dann die Kaiserkrone erhielt (s. Th. IX. S. 280—283), war nicht ganz so schlimm, als er dem Äußeren nach scheinen könnte, weil gerade damals die Städte und ihr Gewerbe, die Künste, der Handel und die Handwerke den höchsten Grad der Blüthe erreichten, und Deutschland den Norden wie den Osten Europa's bis ins Innere von Rußland hinein mit seinen Producten und Fabrikaten versorgte. Fürsten, Ritter und Herren oder mit anderen Worten diejenigen in der Nation, welche stets bewaffnet waren und zu Pferde kämpften, betrachteten freilich noch immer, wie die Araber, Turkmannen, Kurden und afrikanischen Völker von jeher thaten, jeden Unbewaffneten oder vielmehr alle die, denen sie überlegen waren oder auf der Heerstraße begegneten, als ihre Beute, raubten ihnen das Ihrige oder nöthigten sie, das Geleite zu bezahlen

Allein die Bürgerschaften der Städte waren hinter ihren Mauern und, wenn sie gute Führer hatten, auch im Felde der unbeholfenen ritterlichen Mannschaft völlig gewachsen; denn sie besaßen Geschütz, und ihre Milizen hatten den Vortheil der Beweglichkeit, während es den Rittern an Geschützen oder doch wenigstens an Leuten, welche es zu bedienen verstanden, sowie an aller Taktik und Strategie mangelte. Außerdem waren die Städte unter sich und mit einzelnen Fürsten und Herren in Bündnissen vereinigt. Übrigens hatten sie mit den Fürsten und Rittern unaufhörliche Händel, und die Versuche, Polizei und gerichtliches Verfahren im Reiche geltend zu machen oder die Ausführung der von den Reichsgerichten gefällten Urtheile durchzusetzen, gelangen nur hier und da. Was man in Hinsicht auf das Letztere aus einem vorgeblichen Edict Friedrich's III. über Reichs-Justiz herleitet, hat ebensowenig historischen Boden, als das, was man in Betracht des rechtlichen Zustandes unserer Zeit etwa aus den Frankfurter Grundrechten von 1849 herleiten würde. Friedrich habe, heißt es, beschlossen, eine kaiserliche Gerichtskammer, sechzehn Provinzialgerichte und vierundsechzig Vehmgerichte einzurichten. Außerdem sollte auch das römische Recht von den Gerichten gänzlich ausgeschlossen werden, woraus wenigstens das Eine hervorgeht, daß dieses fremde Recht mit einem in fremder Sprache geschriebenen Gesetzbuche, welches bis auf den heutigen Tag unsere Rechtsgelehrten durch seinen gelehrten Inhalt erdrückt, das gute deutsche Herkommen verdrängt hatte und allen deutschen Seelen verhaßt war. Der Mangel an Einheit in Deutschland und die Erbärmlichkeit des Kaisers, welcher gesetzlich berechtigt war, Ordnung und Frieden zu erhalten, machen es unmöglich, die deutsche Geschichte dieser Zeit ausführlich zu erzählen, ohne in ein Labyrinth zu gerathen. Wir wollen daher zunächst den Zustand des Reiches dadurch anschaulich zu machen suchen, daß wir des Beispiels wegen die vier bedeutendsten deutschen Fürsten jener Zeit hervorheben, und bei Gelegenheit ihrer Geschichte sowohl Einiges über den Misbrauch des Faustrechtes anführen, als auch den Unfug jener vielen kleinen Fürsten, Grafen, Herren und Ritter darstellen, von denen jeder in seinem Dorfe oder in seiner Burg souverain war. Nachher aber wollen wir von den Verhältnissen des Kaisers und von seiner Ohnmacht

reden. Jene vier Fürsten waren: der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich I. der Siegreiche, der Markgraf Albrecht von Brandenburg mit dem Beinamen Achilles oder auch Ulysses, Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolstadt und Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut, dessen Geschichte wir jedoch erst später erzählen werden.

Die Pfalz war nach dem Tode des Kaisers Ruprecht zwar unter mehrere Prinzen, welche besondere Linien bildeten, getheilt worden (s. Th. IX. S. 135); aber das Kurland ward doch ungetheilt von Ludwig III. und dessen Sohne, Ludwig IV., beherrscht. Unter den Nebenlinien besaßen die nicht sogleich wieder erlöschenden und historisch merkwürdigen von Zweibrücken, Simmern und Veldenz großen Stolz und große Ansprüche bei kleinen Mitteln. Ludwig IV. hinterließ (1449) einen erst elf Monate alten Sohn, Philipp; er hatte deshalb, was auch den Bestimmungen der goldenen Bulle entsprach, vor seinem Tode verfügt, daß sein ältester Bruder, Friedrich I., die Regierung der Rheinpfalz und die Vormundschaft des Kindes übernehmen solle. Die größeren Vasallen und die Nachbarn suchten aus der Minderjährigkeit des Erben der Pfalz Vortheil zu ziehen. Namentlich erhoben sich die Grafen von Lützelstein, welche bereits 1447 von Ludwig IV. gedemüthigt worden waren. Dieser hatte ihr Schloß Lützelstein erobert, die von ihnen vertriebenen Grafen von Bitsch wieder eingesetzt und sie selbst zu pfälzischen Vasallen gemacht. Sie hatten hierauf, schon vor Ludwig's Tode, in Verbindung mit anderen kleinen Grafen, Reichsbaronen und Rittern das Ihrige wieder zu erobern versucht, und glaubten jetzt dem Vormunde seines Sohnes völlig gewachsen zu sein. Friedrich war daher kaum vormundschaftlicher Regent der Pfalz geworden, als er in die sogenannte Lützelsteinische Fehde verwickelt ward, weil er sich auch in den Streit mischte, den die Lützelsteiner als Verbündete der Herren von Lichtenberg mit den Grafen von Leiningen führten. Zweimal, in Heidelberg und in Weißenburg, versuchte Friedrich den Streit in seiner Eigenschaft als Pfalzgraf oder Reichsrichter zu schlichten; als dies ihm nicht gelang, griff er (Herbst 1450) zu den Waffen. Von diesem Augenblick an war er beständig mit seinen Nachbarn in Krieg, weshalb er nachher von den Pfälzern, welche stolz auf ihn

waren, der Siegreiche, von denen aber, die er durch Morden, Sengen und Brennen zur Ruhe zwang, der böse Fritz genannt wurde. Die Lichtenberger siegten im Juni 1451 bei Reichshofen über die Grafen von Leiningen; dies ermuthigte die mit ihnen verbündeten Lützelsteiner, mehrere Dörfer Friedrich's niederzubrennen und ihm einen Fehdebrief zu schicken. Dabei verließen sie sich nicht blos auf die kleinen Herren, welche jede Gelegenheit ergriffen, um durch Raub ihre Dienstleute ernähren zu können, sondern auch auf größere Herren, welche Friedrich's Nachbarn und Verwandte waren. In der That nahm auch Friedrich's Vetter, Ludwig der Schwarze von Veldenz, sowie der Kurfürst Dietrich von Mainz und der Markgraf Jakob von Baden Partei für die Lützelsteiner. Die Sache wurde dadurch für Friedrich so gefährlich, daß er den Kampf nicht anders unternehmen wollte, als wenn er auch persönlich den Lohn des Sieges ernten könne: was offenbar zugleich der Vortheil der Pfalz war, weil diese bei einer langen Minderjährigkeit ihres Fürsten nicht glücklich sein konnte, sondern den Arm eines rüstigen Ritters brauchte. Friedrich half sich auf die nämliche Weise, wie nachher in ähnlichen Verhältnissen Ludwig XI. sich zweimal geholfen hat (s. S. 177 und 184). Dieser berief, da ihm die Stände Frankreich's für seinen Zweck nicht dienen konnten, Notablen und nannte sie Stände; in der Pfalz aber gab es, wie der neueste Geschichtschreiber derselben, Häusser, beweist, keine Stände, Friedrich berief also, nachdem zwei Versuche, die Sache anders zu ordnen, gescheitert waren, Verwandte, Ritter und Geistliche als erbliche Repräsentanten des Volkes, und nannte sie ebenfalls Stände. Er versammelte im September 1451 zu Heidelberg die Bischöfe von Worms und Speier, den Deutschmeister, den Domprobst, seinen eigenen Erzieher Ernst Landschade von Steinach, die Grafen von Werthheim, Katzenelnbogen, Hanau, Isenburg und Nassau, den Rheingrafen, sowie die ersten Glieder des pfälzischen Adels, die Gemmingen, Sickingen, Dalberg u. A., nebst den angesehensten Beamten, und diese sogenannten Stände genehmigten, daß Friedrich fortan als Kurfürst und Regent die Regierung führe, seinen Neffen an Kindesstatt annehme, keine Heirath mit einer Ebenbürtigen, die ihm rechtmäßige Erben geben könne, eingehe, und mehrere Punkte beschwöre, welche den Vasallen gewisse Rechte sicherten. Friedrich's Neffe willigte zwar

ebenfalls ein, dieser war aber erst vier Jahre alt, und seine Zustimmung verlieh folglich jenem Beschlusse keine größere Gültigkeit, als derselbe an und für sich hatte. Nur die kaiserliche Zustimmung konnte Friedrich zum Kurfürsten machen; diese wurde ihm jedoch lange versagt. Gleichwohl ließ sich Friedrich im Januar 1452 zu Heidelberg die Huldigung leisten. Er verschaffte sich nachher für sein gutes Geld auch die ganz unnöthige Zustimmung des Pabstes, und bewirkte nach und nach, daß die anderen Kurfürsten ihn anerkannten. Der Kaiser dagegen beharrte auf seinem Sinn, und auf diesen vertrauten die gegen Friedrich kämpfenden Fürsten.

Friedrich erhielt an den Städten Speier, Wimpfen, Ulm, Reutlingen, Weil, Kempten, Giengen, Aalen, Nürnberg, Nördlingen, Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim und Weißenburg, welche von denselbeu raubenden Rittern, die ihn beunruhigten, bedroht wurden, Bundesgenossen gegen seine Feinde. Auch verbanden sich die Bischöfe von Würzburg und Speier, sowie die Herzöge Ludwig und Albrecht von Baiern, mit ihm. Er beendigte zuerst (im Herbst 1452) die Lützelsteiner Fehde, indem er mit einem Heere von sechstausend Mann gegen die Herren von Lützelstein auszog, sie aus dem Lande trieb und ihre Grafschaft, ohne Rücksicht auf die Reichsgesetze, auf den Kaiser und auf das Recht, mit der Pfalz vereinigte. Es war dies eine Zeit, in welcher immer der Stärkste Recht behielt; das erfuhren jetzt die Lützelsteiner ebenso vom Kurfürsten Friedrich, wie sie selbst es vorher den Leiningen fühlbar gemacht hatten. Im folgenden Jahr gebrauchte Friedrich einen der Leiningen, um die Oberpfälzer, besonders die Stadt Amberg, zu nöthigen, sich dem zu fügen, was die Unterpfälzer beschlossen hatten. Diese Sache wurde 1454 militärisch beendigt; Amberg ward gebrandschatzt, mehrere Bürger öffentlich hingerichtet und eine Besatzung in die Burg der Stadt gelegt, um die Andern in Schrecken zu halten. Die Energie, welche Friedrich auf solche Weise von seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre an bewiesen, oder vielmehr das Glück, welches ihn begleitet hatte, bewirkte, daß am Ende des Jahres 1454 die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen ihn als Collegen anerkannten, nachdem dies von Trier und Köln schon im März 1453 geschehen war. Auch seinen Vetter, Ludwig en Schwarzen von Veldenz, welcher seine Lehenshoheit nicht an-

erkennen wollte, zwang Friedrich mit Gewalt dazu. Schauderhaft ist für unsere Zeiten und Sitten die Art, wie er, um diese leere Form zu erzwingen, das Paradies von Deutschland zur Wüste machte. Er brannte nämlich, als er gegen Bergzabern, die Hauptfestung des Landes, zog, über dreißig Dörfer nieder; sein Vetter Ludwig wandte sich hierauf an Philipp den Guten von Burgund um Hülfe, und dieser schickte ihm viertausend Picarden, die sich noch besser, als Friedrich's Deutsche, auf das Verwüsten verstanden. Friedrich's Raubschaaren wütheten nachher noch einmal auf türkische Weise im Zweibrücker und Veldenzer Gebiet, und Ludwig äscherte zur Rache dafür mehr als zwanzig kurpfälzische Dörfer ein. Das Ende der grausigen Fehde war, daß Ludwig von Philipp dem Guten und von seinem anderen Bundesgenossen, dem Markgrafen von Baden, aufgegeben wurde und hierauf die Lehensverbindlichkeit anerkennen mußte. Um diese Zeit entsagte ein anderer Feind des Pfalzgrafen, Dietrich von Mainz, seinem Groll auf Friedrich, weil die deutschen Kurfürsten damals fast auf denselben Gedanken gekommen waren, den die französischen Prinzen und Großen hatten, als sie den Bund der Praguerie und den Bund für das öffentliche Wohl schlossen, um die Monarchie in eine Unzahl Particularherrschaften zu verwandeln (s. S. 118 ff. und 161). Sie hatten eine Verbindung gegen den Kaiser und gegen die Vehmgerichte geschlossen, und um für dieselbe einen rüstigen Streiter zu gewinnen, söhnte Dietrich sich mit Friedrich dem Siegreichen aus. Er erkannte ihn als Kurfürsten an, zog ihn in die Verbindung, und nahm überdies mit seiner Hülfe das furchtbare Raubnest Montfort bei Kreuznach, welches den Mainzer Unterthanen ebenso verderblich gewesen war, als den pfälzischen (Oktober 1456).

Der Plan gegen den Kaiser ward durch den zweiten der oben genannten Fürsten vereitelt, deren Leben und Wirken uns vom Zustande des unglücklichen deutschen Reiches eine Vorstellung geben kann. Albrecht Achilles oder Ulysses von Brandenburg war der Bruder des Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, und hatte, da man damals, statt Apanagen auszusetzen, die Länder wie Privatgut theilte, nach seines Vaters Tode (1440) die fränkisch-brandenburgischen Besitzungen unterhalb des Gebirges

erhalten. Später (1469) ward er, weil sein Bruder keine Söhne hinterließ, auch Kurfürst von Brandenburg. Er war wie sein Bruder, welchen man den Eisernen oder den Kurfürsten mit den eisernen Zähnen nennt, von schönem und riesenhaftem Körperbau, und zeichnete sich schon zu Lebzeiten seines Vaters in Kriegszügen so sehr aus, daß man ihn mit demselben Rechte, wie später den Herzog von Guise, den Benarbten (le balafré) hatte nennen können. Er diente dem Kaiser Albrecht II. wider die Böhmen und Polen, wurde von den Breslauern zum Feldherrn gegen die Polen gewählt, ward dann Statthalter in Schlesien, und leitete als solcher die Vermittelung zwischen dem Kaiser, dem Baseler Concilium, den Böhmen und den Polen. Gleich nach seines Vaters Tode ward ihm die Ausführung eines Urtheils, welches der Kaiser in einem Streit der Würzburger Stifts-Unterthanen mit ihrem Bischofe erlassen hatte, übertragen, und er vollzog den ihm gewordenen Auftrag vollständig. Von diesem Augenblick an war er die einzige Stütze des kaiserlichen Ansehens in Deutschland, welches Friedrich III. selbst nicht behaupten konnte. Man machte dem Markgrafen Albrecht sogar den in Deutschland und bei deutschen Fürsten unerhörten Vorwurf, er habe mehr für Kaiser und Reich gethan, als seinem eigenen Hause zuträglich gewesen sei. Er selbst handelte für das Reich mit dem Schwerte, sein Rath aber, der durch Klugheit und Geschicklichkeit ausgezeichnete Peter Knorrens, leistete im Kabinet dasselbe, was Albrecht im Felde vollbrachte. Nachdem er mit den Würzburgern fertig war, ward er in die Händel verwickelt, welche Ludwig der Bärtige von Ingolstadt sein ganzes Leben hindurch mit seinen Verwandten, mit dem Kaiser, mit der Kirche, mit dem Concilium, ja mit aller Welt hatte.

Herzog Ludwig der Bärtige von Baiern-Ingolstadt, dessen bereits früher (Th. IX. S. 208) gedacht worden ist, hatte 1413 die zerstreuten, von den Ländern der beiden Häuser Baiern-München und Baiern-Landshut vielfach durchschnittenen Besitzungen der ältesten baierischen Herzogslinie geerbt. Er war als junger Mensch lange in Frankreich gewesen; dort hatte er auf nicht gerade rechtliche Weise die für jene Zeit ungeheure Summe von fünf Millionen zusammengebracht und, wie Ebram von Wilten-

berg in seiner Chronik sagt, die Gottlosigkeit gelernt. Gleich vom ersten Augenblick seiner Regierung an zeigte er seine streitsüchtige Natur, und gab dadurch dem Kaiser Siegmund, der die Strafgelder der Fürsten als Quelle für seine Schatulle benutzte, die erwünschte Gelegenheit, von Zeit zu Zeit recht schöne Summen von ihm zu erheben. Im Jahre 1419 ward ihm, weil er den Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg ungerechter Weise befehdet hatte, von Siegmund eine Geldstrafe von zweimalhunderttausend Mark auferlegt; die Erhebung derselben aber überließ Siegmund weislich dem Kurfürsten Friedrich selbst. Ludwig zahlte nicht, weil er den Kurfürsten in Pommern beschäftigt wußte; er schrieb vielmehr diesem sehr grobe Briefe, und ließ durch seinen Sohn, Ludwig den Buckeligen, mit Hülfe des raubsüchtigen Adels Franken verheeren und die Burg zu Nürnberg verbrennen. Friedrich erlangte nur durch Vermittelung Siegmund's einen Waffenstillstand (1421). Kaum waren die Händel in Franken beigelegt, als Ludwig gegen seinen Vetter Heinrich den Reichen von Baiern-Landshut einen Verwüstungskrieg begann, in welchem der Ritter Kaspar Torringer den raubenden Landadel für ihn aufregte. Dieser Krieg endigte jedoch ganz zu Ludwig's Nachtheil: die Stadt Donauwerth fiel von ihm ab und suchte reichsstädtische Privilegien vom Kaiser zu erhalten, und es würde ihm noch schlechter ergangen sein, wenn nicht auch diesmal der Kaiser Frieden gestiftet hätte (1422). Gleich nachher gerieth Ludwig beim Aussterben der Straubingischen Linie mit seinen Vettern über die Vertheilung der Erbschaft in Fehde, und als Kaiser Siegmund 1431 aus Italien nach Basel kam, war Ludwig bereits wieder von seinen Vettern und von der Geistlichkeit beim Concilium angeklagt. Ludwig hatte es damals allerdings sehr arg getrieben *); er hatte unter Andern Hunde, Falken und Jäger in die Klöster einquartiert, und diese auch ihrer Güter beraubt. Er war deswegen von sechs Klöstern in den Bann gethan worden, so daß in Eichstädt oder Straubing, so oft er dahin kam, aller Gottesdienst still stand. Dies

*) Der Fürst, heißt es von ihm in einer Chronik, überlegt die chlöster und all geistlich gueter gar schwärlich mit jägern und valknern nach den französischen sitten, das die Prälaten nicht erleiden mochten; und namen den Fürsten für den geistlichen gericht und brachten in (ihn) in den Pann, darin er sein lebtag beleib.

hatte ihn jedoch nicht im geringsten angefochten, und die Klöster waren daher mit den von ihm beraubten und mishandelten Fürsten zusammengetreten, um ihn beim Kaiser und beim Concilium zu verklagen. Seine Ankläger waren: der Kurfürst von Brandenburg, der Herzog Heinrich von Landshut, die Grafen von Oettingen, die Bischöfe von Passau, Regensburg und Eichstädt, sowie mehrere Reichsstädte und Klöster. Das Concilium ließ ihn durch den Abt von Creilsheim vor sich laden: er erschien aber nicht, sondern schickte nur seinen buckeligen Sohn Ludwig, welcher ein eben so böser Mann war als er. Dieser suchte die Anklage gegen seinen Vater dadurch zu entkräften, daß er erklärte, die weltlichen Kläger seien seines Vaters Feinde, die geistlichen aber nicht seines Gleichen. Das Concilium nahm jedoch diese Ausflucht nicht an, sondern sprach den Bann gegen Herzog Ludwig aus. Die Reichsacht folgte bald nach. Ludwig widersetzte sich damals nicht, weil ihm der Bann gleichgültig war, und weil er in Betreff der Acht wohl wußte, daß Kaiser Siegmund für Geld feil sei. Er trat durch seinen Sohn mit dem Kaiser in Unterhandlung, und verschaffte sich wirklich die Lösung von der kaiserlichen Acht. Wie viel er für dieselbe bezahlen mußte, sagen die Chroniken nicht; nur berichtet Eberhard von Windeck, daß dem Kaiser aus diesem Handel etwas Dickes geworden sei. Gewiß ist, daß eine Summe von 23,000 Ducaten, welche Siegmund dem Herzog Ludwig schon seit langer Zeit schuldig war, von diesem nicht zurückgezahlt wurde, daß Ludwig den Verkauf der Reichsfreiheit an die Stadt Donauwerth, welche dem Kaiser 13,000 Gulden einbrachte, zugeben mußte, und daß Siegmund außerdem noch andere 13,000 Gulden erhielt. Der Kaiser hatte zwar damals auch die Rückgabe der von Ludwig eingezogenen geistlichen Güter geboten; als er aber sein Geld hatte, bekümmerte er sich nicht weiter darum, ob die Geistlichen wieder in den Besitz ihres Eigenthums kamen oder nicht. Ludwig behielt die Güter, um derentwillen er nachher bis an sein Ende im Bann blieb, und sie gingen bei seinem Tode sogar auf seinen Erben, den Herzog Heinrich von Baiern-Landshut, über.

Durch das erlittene Misgeschick war der raub- und streitsüchtige Herzog, welcher zugleich ein Haupt und ein Muster der baierischen Raubritter war, zwar geschreckt; er fuhr aber nichtsdesto-

weniger fort, seinen Vetter, Heinrich von Landshut, auf jede Weise zu necken, und übernahm in dieser Beziehung die Rolle des Ritters Kaspar Torringer, welcher bis dahin an der Spitze der Ritterschaft gestanden hatte, wenn dieselbe Raubzüge durch Heinrich's Land machte. Kaspar Torringer selbst hatte den Herzog Heinrich als Zerstörer seines Stammschlosses bei dem westphälischen Vehmgerichte (s. Th. IX. S. 208) verklagt, dadurch aber nur sein eigenes Verderben herbeigeführt. Er war nämlich am Tage der Entscheidung nicht vor der Vehme erschienen, weil er wußte, daß Heinrich's Freund, der Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg, als Mitwisser und Mitrichter des geheimen Gerichts gegen ihn sprechen werde; er ward deshalb der falschen Anklage schuldig erkannt und fiel als Opfer der verborgenen Mord-Justiz. Diese verlor übrigens einige Zeit nachher das Recht, für das Land Baiern zu gelten und auf dasselbe einwirken zu dürfen. Kaspar Torringer's Rolle in Baiern übernahm Herzog Ludwig der Bärtige. Dieser machte zugleich mit den kleinen Herren, von welchen keiner auf das freie Gebiet des Anderen Rücksicht nahm, alle Heerstraßen und Flüsse des Landes unsicher, war mit den baierischen Herzögen zu München und Landshut im ewigen Streit, und gerieth endlich auch mit seinem eigenen Sohne, Ludwig dem Buckeligen, in Krieg. Der Sohn beschwerte sich über die kostspieligen Bauten und andere Verschwendungen des Vaters, sowie darüber, daß derselbe eine Geliebte und deren Söhne allzu sehr begünstige. Außerdem warf er ihm seine verschwenderischen Schenkungen an geistliche Stifter vor, und klagte zugleich, was neben diesem Vorwurf auffallend ist, darüber, daß sein Vater noch immer im Kirchenbann bleibe. Im Jahre 1438 verband sich der Sohn sogar mit dem ärgsten Feinde seines Vaters, indem er gegen den Willen desselben die Tochter des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zur Gemahlin nahm, und nun entstand der heftigste Streit zwischen Beiden.

Dieser Krieg zwischen Vater und Sohn, in welchem Markgraf Albrecht Achilles zuerst die Rolle erhielt, die eigentlich dem Kaiser gebührt hätte, begann 1439 damit, daß Ludwig der Buckelige seinen Vater für kindisch geworden erklärte, und mit Hülfe seines Schwagers, Albrecht Achilles, die Burg Friedberg eroberte. Da

unmittelbar darauf die Bürger von Ingolstadt den alten Herzog aufgaben, so gelangte der Sohn auch sogleich in den Besitz dieser Stadt, und bemächtigte sich des väterlichen Schatzes, Archivs und Siegels. Nachher bedrängte er den Vater in Neuburg an der Donau, wo sich derselbe eingeschlossen hatte und mit einer Schaar Miethlinge von 1440 bis 1443 aufs hartnäckigste vertheidigte. Im letzteren Jahre wurde endlich Neuburg, nachdem es in aller Form belagert und von Ostern bis in den September hinein beschossen worden war, von Ludwig dem Buckeligen und seinem Schwager erobert, und Ludwig der Bärtige gerieth in die Gefangenschaft seines Sohnes und des Markgrafen Albrecht. Die Bürger von Neuburg mußten, weil sie ihrem alten Herzoge treu geblieben waren, fünfzehntausend Gulden zahlen. Über das Schicksal des gefangenen Herzogs sind die sehr mangelhaften Chroniken der Zeit nicht einig. Wahrscheinlich wurde er bis zu dem 1445 erfolgten Tode seines Sohnes in Neuburg gefangen gehalten, und dann als Gefangener des Markgrafen Albrecht von diesem nach Ansbach geführt. Aus der Antwort, welche die Chroniken dem eisenharten und eigensinnigen Manne in den Mund legen, läßt sich schließen, daß Albrecht unedel genug war, seinem Gefangenen mit dem Dolche oder Schwerte zu drohen. „Steche nur zu!" soll Ludwig gesagt haben; „du bekommst doch nichts, denn du hast mich nicht in redlicher Fehde gefangen." Albrecht trieb, um das auf den Krieg verwendete Geld zurück zu erhalten und dabei noch Einiges mehr zu gewinnen, förmlich Handel mit seinem Gefangenen. Er trat zu gleicher Zeit mit den Landständen von Baiern-Landshut und mit ihrem Herzoge, Heinrich dem Reichen, welcher als das Haupt der nächst-ältesten Linie seit Ludwig's des Buckeligen Tode der künftige Erbe von Baiern-Ingolstadt war, in Unterhandlung. Die Ersteren konnten mit Albrecht nicht einig werden, und als man sich deshalb an Kaiser Friedrich III. wandte, benahm sich dieser ebenso, wie bei jeder andern Gelegenheit: er handelte nicht, gab keine Entscheidung, und machte noch weniger das, was er etwa wollte, mit Kraft und Nachdruck geltend: er schickte vielmehr Räthe, welche so lange rathschlagten, bis im Juli 1446 Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht mit ihrem längst geschlossenen Vertrage hervortraten. Nach demselben wurde Ludwig der Bärtige

für zweiunddreißigtausend Gulden an Heinrich verkauft. Von diesem ward er dann nach Burghausen gebracht, wo er bis zu seinem ein Jahr später (1447) erfolgten Tode in Haft blieb. Sein Land kam an die in Baiern-Landshut herrschende Linie. Diese erhielt später auch das ganze übrige Baiern mit alleiniger Ausnahme von Baiern-München, und endlich ward auch noch das Letztere mit Baiern-Landshut vereinigt. Übrigens erbte Herzog Heinrich nicht blos Ludwig's des Bärtigen Land, sondern auch den reichen Schatz desselben. Doch ward aus diesem an Albrecht Achilles die Summe bezahlt, für welche derselbe den Herzog Ludwig an Heinrich verkauft hatte, und auch die, nicht gerade keusche, Schwester Albrecht's, Margaretha, die Wittwe von Ludwig dem Buckeligen, erhielt einen Antheil an den von Ludwig dem Bärtigen hinterlassenen Schätzen und Mobilien. Diese Schätze, über welche man das Nähere in Ludwig's des Bärtigen Geschichte von Lang aufsuchen muß, waren so groß, daß sowohl Heinrich, als sein Sohn und sein Enkel denselben den Beinamen des Reichen verdanken. Heinrich ging mit dem ererbten Reichthum sehr sparsam um, sowie er denn überhaupt das Geld sehr zu Rathe zu halten wußte. Dies wagte er sogar gegen den Pabst zu beweisen; denn als derselbe einst ein Jubiläum ausschrieb, verbot Heinrich seinen Unterthanen die Reise nach Rom, damit, wie er hinzusetzte, das Geld nicht aus dem Lande gehe.

5. Friedrich's III. Verhältniß zu Östreich, Böhmen und Ungarn.

Die Verwirrung in Deutschland, welche unter Friedrich III. immer größer ward, machte dort endlich allgemein das Bedürfniß eines Kaisers fühlbar, welcher nicht wie Friedrich seine Familie und deren Vortheil dem deutschen Reiche und der Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung in demselben vorziehe. Wir müssen daher zunächst angeben, wie es sich mit Friedrich's Hausmacht verhielt; denn die Macht im deutschen Reiche war unter ihm den Kurfürsten und Herzögen überlassen. Friedrich hatte zwar, wie bereits (Thl. IX. S. 245 ff. und S. 260 f.) berichtet worden ist, sein Recht der Vormundschaft über Kaiser Albrecht's II. nachgebornen Sohn Ladislaus geltend gemacht; aber sowohl in Böh-

men, als in Ungarn und sogar in dem östreichischen Erbtheile seines Mündels hatten die Herren, welche unter den Ständen am meisten vermochten oder durch ihre Vasallen und Besitzungen mächtig waren, die Regierung an sich gerissen. In Böhmen, wo die Zahl der Utraquisten oder gemäßigten Hussiten weit stärker war, als die der Rechtgläubigen, genoß Georg Podiebrad des Zutrauens der Nation und führte die Regierung, obgleich die Böhmen unaufhörlich ihren jungen König Ladislaus von dem Kaiser Friedrich zurückverlangten, welcher denselben unter Vormundschaft hielt und mit Vorurtheilen gegen die Hussiten erfüllte. Podiebrad stellte die Ordnung in Böhmen wieder her, machte den Namen der Czechen auch in Sachsen furchtbar, und war so sehr der Abgott seiner Landsleute, daß sie ihn schon 1451 zum Könige erwählt haben würden, wenn sie nicht durch die Beredsamkeit des Aeneas Sylvius bewogen worden wären, ihrem jungen Könige, welcher damals mit Friedrich die Reise nach Italien machen sollte, treu zu bleiben. In Ungarn war Johann von Hunyad eben so angesehen, als Georg Podiebrad in Böhmen. Er regierte gleich diesem mit königlichem Ansehen, obwohl auch die Madscharen den Sprößling ihres Königs-Stammes vom deutschen Kaiser zurückforderten. Sogar in dem von Ladislaus ererbten Theile des Erzherzogthums Östreich wollte man sich, als Ladislaus heranwuchs, die Verwaltung Friedrich's nicht länger gefallen lassen. Dort stritten um die Regierung der mütterliche Großoheim des jungen Fürsten, Ulrich von Cilley, der von jeher ein Bösewicht gewesen war, und der Ritter Ulrich Eyzinger, welcher, obgleich kein geborner Östreicher, stets der Anstifter innerer Unruhen war.

Wenn wir alle die Händel, Unterhandlungen und Unruhen, welche in Folge dieser Verhältnisse den Kaiser Friedrich von 1440 bis 1456 in Anspruch nahmen, darstellen wollten, so würde man begreifen, warum er sich fast gar nicht um Deutschland bekümmerte, sondern nur höchstens dann und wann einmal Räthe oder Commissäre in das Reich schickte. Im Jahre 1451 machte er, da er auf Titel, Pomp und äußere Ehrenbezeugungen großen Werth legte, eine zweite Krönungsreise nach Rom, und nahm gegen den Willen der Ungarn, Böhmen und Östreicher den jungen Ladis-

laus mit. Diese Reise ihres Königs und Herzogs hatten die Böhmen und die Östreicher durch Drohungen hindern wollen, sie hatten aber, obgleich sie die Männer, welche die ständische Opposition gegen Friedrich's Eigensinn und Fanatismus leiteten, an den Kaiser sandten, ihren Zweck nicht erreichen können. Jene Häupter waren: in Böhmen Heinrich von Rosenberg, das Haupt der dortigen Katholiken, welche den jungen König dem Georg Podiebrad und seinen Hussiten entgegen setzen wollten, sowie Gessek Swoganowsky und Wenzel Giczinsky, in Östreich Ulrich von Cilley und Ulrich Eyzinger. Die Deputirten beider Völker erneuerten ihre dringenden Forderungen, als Friedrich 1452 nach Neustadt zurückgekehrt war, mit größerem Ernst, und wurden dabei auch von den Ungarn unterstützt. Er weigerte sich jedoch wiederum, weil er sich auf Georg Podiebrad verließ, der von ihm als Statthalter von Böhmen anerkannt worden war und deshalb seinerseits den Kaiser als vormundschaftlichen Regenten gelten ließ. Nun sammelten Eyzinger und Rosenberg ein Heer von vielen tausend Mann, schlugen die Truppen, welche der Kaiser ihnen entgegen schickte, und schlossen ihn selbst nebst dem jungen Ladislaus in Neustadt enge ein. Hier wurde er bald auf das Äußerste gebracht, und die Stadt wäre genommen und der Kaiser gefangen worden, wenn nicht ein Steiermärker, Andreas Baumkircher, ihn gerettet hätte. Dieser Mann, welcher mit der Gestalt eines Riesen ungeheuere Stärke verband, hielt mit einigen Leuten von gleicher Kraft die gegen ein Thor andringenden Feinde so lange auf, bis dasselbe geschlossen war. Der Kaiser konnte also doch wenigstens capituliren. Podiebrad war ihm zwar mit einem Heere zu Hülfe geeilt, hatte aber unterwegs erfahren, daß es zu spät sei, weil sich der Kaiser dem Willen der Anführer der Unzufriedenen bereits gefügt habe. Das Resultat der am 4. September geschlossenen Übereinkunft war für den Kaiser und für das Reich beschämend; denn Ladislaus wurde den Böhmen und Ungarn als ihr künftiger König übergeben, und statt daß derselbe bisher der Mündel seines Oheims gewesen war, regierten jetzt als seine Vormünder Georg Podiebrad in Böhmen und Johann Hunyad in Ungarn. In Östreich zerfielen Ulrich von Cilley und Ulrich Eyzinger bald miteinander, weil jeder von Beiden unter

dem Namen des Prinzen herrschen und sich mit Gütern bereichern wollte.

Die Anschauung der Verhältnisse, in welchen Kaiser Friedrich sich von diesem Augenblick an befand, läßt sich am besten an die Geschichte des Grafen Ulrich von Cilley und des jungen Königs Ladislaus knüpfen. Cilley führte den König Ladislaus auf sein Schloß Bertholdsdorf und von da nach Wien. Dann begab er sich mit ihm nicht nach Böhmen, wo er selbst gar nichts galt, sondern nach Ungarn, wo er und sein noch lebender Vater Friedrich großen Anhang hatten. Hier hatte Johann Hunyad, dessen älterer Sohn, Ladislaus, mit der gerade damals gestorbenen Tochter Ulrich's von Cilley, Elisabeth, verlobt gewesen war, alle Ursache, sich vor dem als Bösewicht bekannten Grafen zu fürchten. Er entzog sich also unter dem Vorwande großer Rüstungen gegen die Türken den etwaigen Anschlägen desselben. Graf Ulrich verweilte mit dem jungen Könige, in dessen Namen er Befehle erließ, ein halbes Jahr lang (bis zum September 1453) in Ungarn, dann kehrte er mit ihm wieder nach Östreich zurück. Dem Verlangen der Böhmen, Ladislaus auch zu ihnen zur Krönung zu bringen, war er durch die Erklärung ausgewichen, daß er die Kosten der Reise nicht aufzubringen vermöge. Als jedoch die Forderung der Böhmen zu dringend wurde, schrieb er zum Behufe von Geldbewilligungen einen östreichischen Landtag nach Krems aus. Ehe dieser eröffnet wurde, begab er sich nach Wien. Hier wartete seiner eine große Gefahr. Sein Nebenbuhler Eyzinger nämlich, welcher gleich den anderen Mitgliedern der östreichischen Stände in sehr zahlreicher Begleitung nach Wien gekommen war, hatte bereits alle Welt gegen den Grafen Ulrich zu erbittern gewußt, weil derselbe es darauf abgesehen zu haben schien, die Gesundheit und die Sitten des jungen Königs durch Essen, Trinken und ermüdende Lustbarkeiten zu Grunde zu richten. Außerdem war zwischen Eyzinger, dem Bürgermeister und den angesehensten Bürgern von Wien ein Überfall des Grafen Ulrich verabredet worden. Dieser Anschlag würde, da Ulrich seine Wohnung nicht in der Burg, sondern in der Stadt nahm, auch ausgeführt worden sein, wenn Ulrich nicht durch seinen Freund, den Grafen Michael von Waidburg, gewarnt worden wäre. Nur mit genauer Noth rettete

sich Ulrich, welchem bei dieser Gelegenheit der Herzog Albrecht von Östreich wesentliche Dienste leistete, aus den Händen der tobenden Wiener und der erbitterten Östreicher auf sein Schloß Bertholdsdorf. Nach der Vertreibung Ulrich's von Cilley verständigte sich Eyzinger mit den in Wien zusammengekommenen Ständen von Östreich, ließ Johann Hunyad noch einmal zum Ober-Kapitain des ungarischen Reiches ernennen, führte dann den jungen König nach Prag, wo derselbe im Oktober zum böhmischen Könige gekrönt wurde, und hielt hierauf im November den Landtag zu Krems. Auf diesem wurde das, was bereits in Wien ausgemacht worden war, bestätigt: Ladislaus sollte bis zu seinem zwanzigsten Jahre als minderjährig betrachtet und das Land durch zwölf durch die Stände zu erwählenden Herren regiert werden. Vergebens hatte Ulrich von Cilley von Krummau aus beim Wiener Landtage Beschwerden gegen Eyzinger geführt; die erwähnte Anordnung wurde beschlossen und durchgeführt, und Eyzinger, welcher an die Spitze der neuen Administratoren kam, leitete fortan Alles. Er ließ in Ungarn, wo Johann Hunyad durch ihn wieder Regent geworden war, auf einem außerordentlichen Reichstage (Januar 1455) den Beschluß fassen, daß der Ober-Kapitain des Reiches einen entscheidenden Kriegszug gegen die Türken unternehmen solle. Er schloß sich in Prag, wohin er hierauf mit Ladislaus reiste, an Georg Podiebrad enge an, um auch in Böhmen unter dem Namen des Königs eine Rolle zu spielen. Daß dies nicht umsonst geschah, beweist das aus fünftausend Dukaten, sowie aus massiv silbernen und vergoldeten Geräthschaften, nämlich vier Becken und zweiundzwanzig Bechern und Schüsseln, bestehende Geschenk, welches die Republik Ragusa ihm im April 1454 aus Anlaß der Bestätigung ihrer vom Reiche Ungarn erhaltenen Privilegien durch drei Gesandte zu Prag überreichen ließ. Von Böhmen begab sich Eyzinger nach Polen, um auch dort als Regent und Vormund des jungen Königs zu prunken. Damals vermählte sich nämlich die Schwester seines Mündels, Elisabeth, mit dem polnischen König Kasimir II. Eyzinger reiste, um der Hochzeit beizuwohnen, mit Ladislaus nach Polen, nachdem er Östreich ebenso unter die Verwaltung des Landeshauptmannes Wolfgang von Waldsee gestellt hatte, wie Ungarn unter Hunyad und Böhmen unter Georg Po-

diebrad stand. Die Vermählung der Elisabeth ward auf polnische oder vielmehr auf litthauische Weise gefeiert. Eyzinger wohnte nach derselben auch der in Breslau gehaltenen Krönungsfeier Kasimir's, sowie noch einem anderen Feste in der Lausitz bei. Erst im Februar 1455 kehrte er mit Ladislaus nach Östreich zurück. Hier hatten sich unterdessen die Dinge zu seinem Nachtheile geändert. Die Östreicher waren wegen seines Umherreisens mit dem Könige, sowie wegen der willkürlichen Verfügungen Wolfgang's von Waldsee, welche sie dem Eyzinger zuschrieben, sehr unzufrieden, und es hatte sich gegen diesen eine mächtige Partei gebildet, deren Haupt, Pankraz von Blankenstein, sich jetzt an Ulrich von Cilley wandte. Der Letztere, dessen Vater Friedrich um diese Zeit starb, hatte in der Zwischenzeit eine gehässige Rolle gegen Eyzinger's Freund, Johann von Hunyad, gespielt; er hatte den glänzenden Unternehmungen desselben gegen die Türken nicht allein seine Unterstützung versagt, sondern war auch mehrmals feindlich in Kroatien eingefallen. Er ging mit Freuden auf das Gesuch der Wiener ein, welche jetzt denselben Mann, den sie früher mit dem Untergange bedroht hatten, zurückwünschten, ihm, als er nach Wien kam, freundlich entgegenzogen, und von Eyzinger verlangten, daß er sein Ansehen mit Ulrich theilen sollte. Eyzinger verschmähte dies und zog sich auf seine Güter zurück. Ulrich von Cilley trat daher ganz an seine Stelle (April 1455).

Ulrich von Cilley, dessen dargebotene Dienste vorher sowohl Kaiser Friedrich, als die Venetianer verschmäht hatten, war von diesem Augenblick an mächtiger, als er früher gewesen war, und herrschte in des jungen Ladislaus Namen sowohl über Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz, als auch über die ungarischen Länder und über denjenigen Theil von Östreich, welchen Kaiser Albrecht II. besessen hatte. Auf welche Weise der junge König unter seiner Leitung lebte, und welche Gewohnheiten derselbe damals annahm, darüber könnten wir, wenn es für unseren Zweck nicht unwichtig wäre, Einzelnes aus des Aeneas Sylvius Bericht anführen. Ulrich von Cilley hatte seit der Verdrängung Eyzinger's zweierlei Absichten, welche er bis zu seinem Tode unausgesetzt verfolgte: er suchte den Kaiser Friedrich in Angst zu setzen und seinen Feind, Johann von Hunyad, sowie die beiden Söhne desselben zu

vernichten. Den Kaiser ängstigte er dadurch, daß er mit dessen nächsten Verwandten, welche zugleich die heftigsten Gegner Friedrich's waren, ein Bündniß schloß. Diese Verbündeten Ulrich's waren: Friedrich's Bruder, Albrecht der Verschwender, der in Deutschland die Absetzung des Kaisers betreiben half, damit er an dessen Stelle erwählt werde, und Friedrich's Vetter, Siegmund der Blödsinnige von Tyrol. Den Regenten der Ungarn, Johann Hunyad, ließ Ulrich von Cilley, um ihn zu verderben, durch den König Ladislaus auf ganz freundliche Weise nach Wien einladen. Hier suchte Ulrich zuerst den ihm ertheilten Sicherheitsbrief in seine Hände zu bringen, und dann Hunyad in einen Hinterhalt zu locken. Damit dieser bewogen werde, sich von den Seinigen zu entfernen, reiste Ulrich selbst mit vierzig Reitern ihm entgegen; Hunyad merkte aber Ulrich's Absicht und entzog sich seinen Anschlägen. Doch nahm der ungarische Held keine Rache, und seine Landsleute legen ihm bei der Zusammenkunft mit Cilley die edeln Worte in den Mund: „Du willst mich verderben; aber jetzt bist du in deiner eigenen Schlinge gefangen. Ich könnte dich tödten, wenn mich die Achtung für den König nicht zurückhielte; dem Könige, nicht dir schenke ich dein Leben." Mit dem Könige söhnte sich Johann von Hunyad aus, und er gab ihm seinen Sohn Matthias als Geissel seiner Treue. Ladislaus ging hierauf (1456) nach Ungarn; Ulrich von Cilley wagte aber nicht, ihn daselbst zu lassen, und entführte ihn bald wieder nach Wien. Hunyad verewigte unmittelbar nachher das letzte Jahr seines Lebens durch eine Heldenthat, welche von der ganzen Christenheit gepriesen und verherrlicht worden ist. Sultan Mohammed II. hatte nach der Einnahme von Constantinopel sein ganzes Heer gegen Belgrad geführt und diese Stadt so bedrängt, daß man an ihrer Rettung verzweifelte; da erschien Hunyad an der Spitze der madschar'schen Reichsmacht, entsetzte Belgrad und schlug bei einem wüthenden Ausfalle die Türken, welche von Mohammed selbst angeführt wurden. Wenige Tage nachher starb er in Belgrad (11. August 1456).

Sobald Ulrich vom Tode des Helden Nachricht erhalten hatte, schiffte er sich in Begleitung des Königs auf der Donau ein, um nach Belgrad zu fahren; allein Hunyad's Söhne, Ladislaus

und Matthias Corvinus, ließen ihn hier nicht ein, weil sie aus einem aufgefangenen Briefe Ulrich's an seinen Schwiegervater, den Despota oder Regenten von Servien, erkannt hatten, daß Ulrich es auf ihr Leben abgesehen habe. Sie luden ihn dagegen zu einer persönlichen Unterhaltung ein. Bei derselben ward ihm dann jener Brief vorgehalten, und es entspann sich ein heftiger Streit, welcher damit endigte, daß Ulrich einem Waffenträger das Schwert entriß, Ladislaus von Hunyad aber den wahrscheinlich hierzu bereit gehaltenen Trabanten das verabredete Signal gab, worauf diese hereinstürzten und Ulrich trotz seiner tapferen Gegenwehr und des unter seinen Kleidern versteckten Panzers erschlugen (December 1456). Auf diese Weise starb Ulrich von Cilley, und mit ihm erlosch sein Stamm. Der junge König Ladislaus war so sehr zur Verstellung erzogen worden, daß er nicht allein im Augenblick der Ermordung Ulrich's heuchlerisch die blutige That billigte, sondern auch nachher Hunyad's Söhne auf jede Weise, sogar durch den gemeinschaftlichen Genuß des Abendmahls, über seine Gesinnungen und Absichten beruhigte. Diese begaben sich zu ihm nach Ofen, wurden aber, sobald Ladislaus stark genug zu sein glaubte, auf Betreiben der Feinde ihres Vaters verhaftet und der Eine, Ladislaus, in Ofen öffentlich enthauptet, der Andere, Matthias Corvinus, gefangen mit nach Wien geführt (1457). Ladislaus gerieth unmittelbar nachher wegen der Cilley'schen Erbschaft mit Kaiser Friedrich in einen förmlichen Krieg. Die Sache ward jedoch durch die Vermittelung Georg Podiebrad's und des Ritters Ulrich Eyzinger, welcher nach Cilley's Tode wieder die Leitung der östreichischen Angelegenheiten erhalten hatte, bald beigelegt. Zwischen den Anhängern der Familie Hunyad und ihren Feinden suchte Ladislaus eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Er setzte zu diesem Zwecke alle ungarischen Großen, welche nach der Hinrichtung des Ladislaus von Hunyad verhaftet worden waren, in Freiheit. Auch Matthias Corvinus, den er auf der Feste Guttenstein in freier Haft hielt, sollte aus derselben entlassen werden; dies wurde aber durch Umstände, welche anzuführen nicht nöthig scheint, verzögert, und Ladislaus ließ, als er nach Prag reiste, Matthias ebenfalls dahin bringen. An demselben Tage, an welchem der Letztere nach Prag gebracht wurde, starb Ladislaus daselbst in

seinem achtzehnten Lebensjahre (23. November 1457). Sein Tod änderte auf einmal alle Verhältnisse; denn die Ungarn und Böhmen erhielten jetzt eigene, aus ihrer Mitte gewählte Könige, und zwar solche, welche die Krone nicht dem bloßen Zufall der Geburt oder dem Vorurtheile des Volkes, sondern ihrer Tapferkeit, ihrer Bildung und ihren Verdiensten verdankten.

Auf die Nachricht von Ladislaus Tode traten in Ungarn die Gegner des Hauses Hunyad, der Erzbischof Dionysius von Gran, die Bischöfe von Raab und Agram, der Palatinus Ladislaus von Gara und der Woiwode von Siebenbürgen, Niklas von Ujlak, zusammen und schrieben auf den ersten Januar 1458 eine Königswahl nach Ofen aus. Die Anhänger der Familie Hunyad schickten hierauf einen der Ihrigen, Johann Vitez, mit bedeutenden Geldsummen nach Prag, um bei Georg Podiebrad, welcher seit des Königs Tode den Matthias Corvinus als seinen Gefangenen betrachtete, die Freilassung desselben zu erwirken. Podiebrad forderte jedoch ein allzu großes Lösegeld. Matthias saß daher noch gefangen in Prag, als am 24. Januar zu Ofen die Königswahl gehalten wurde. Bei dieser wurden die Wählenden eines Theils durch die Masse des Volkes, welches viele Tausende stark zusammengeströmt war und sogar auf dem Eise der Donau stand, in Schrecken gesetzt, und anderes Theils hatte des Matthias Corvinus Oheim, Szilagüi, nicht nur unter dem Vorwande die Wahlhandlung zu schützen drohende Truppenschaaren aufgestellt, sondern sogar einen Galgen am Ufer des Stromes errichten lassen. Die Wahl fiel daher auf Matthias Corvinus. Diesem überbrachte zuerst Georg Podiebrad die Nachricht von seiner Erwählung. Podiebrad benahm sich überhaupt von dem Augenblick an, als er die Erhebung seines Gefangenen auf den ungarischen Thron erfuhr, sehr freundlich gegen ihn. Er verlobte ihn am 9. Februar mit seiner Tochter Kunigunde, und geleitete ihn, nachdem er ein Lösegeld von sechzigtausend Dukaten und zugleich das Versprechen, daß Matthias ihm zur Erlangung und Behauptung der böhmischen Krone seine Hülfe gewähren wolle, erhalten hatte, bis an die Grenze von Ungarn. Unter der langen Regierung des Matthias Corvinus (1458—1490) waren nachher die Madscharen nicht blos durch die Tapferkeit desselben den furchtbaren Türken und dem schwachen deutschen

Reiche gewachsen, sondern ihr König wetteiferte auch durch den Schutz, welchen er den freien Künsten und der wiederauflebenden klassischen Literatur angedeihen ließ, mit den glänzendsten Fürsten Italiens.

Nicht lange nach der Erwählung des Matthias Corvinus stellten auch die Böhmen einen Mann ihres Stammes als König an die Spitze ihres Reiches. Ihr Statthalter, Georg Podiebrad, hatte gleich nach dem Tode des Ladislaus erklärt, daß die Wahl eines neuen Königs erst nach Pfingsten vorgenommen werden könne, weil bis dahin ihm die Statthalterschaft von Ladislaus übertragen worden sei. Die Stände hatten in dieses Begehren eingewilligt, und die dadurch gewonnene Zeit war von Podiebrad benutzt worden, um seine Freunde für sich arbeiten zu lassen. Mitbewerber um den Thron waren mehrere Fürsten, namentlich auch König Karl VII. von Frankreich. Dieser ward von dem Haupte der orthodoxen Partei, Zdenko von Sternberg, vorgeschlagen, und ließ am Wahltage sehr prahlerische Versprechungen machen; allein der Führer der Heterodoxen, der Erzbischof Rokyczana, wußte seine Czechen zu Gunsten Podiebrad's patriotisch zu begeistern, indem er ihnen von den Großthaten der Hussiten redete und Podiebrad einem Zizka und Procopius an die Seite stellte. Georg Podiebrad wurde zum Könige gewählt. Die Nebenländer Mähren, Schlesien und Lausitz sträubten sich zwar anfangs, den neuen König anzuerkennen, sie wurden aber durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Podiebrad entsprach als König den Erwartungen seiner Landsleute; er herrschte (1458—1471) ruhmvoll über ihr Reich, und begann, wie wir später sehen werden, bald auch in Deutschland eine bedeutende Rolle zu spielen.

Kaiser Friedrich war in dem Augenblick, als die Verbindung von Östreich mit Ungarn und Böhmen ganz aufhörte, in einer sehr bedrängten Lage, weil es schien, als wenn auch der bisher von Ladislaus beherrschte Theil von Östreich sich von ihm abwenden werde. Sein Bruder, Albrecht der Verschwender, und sein Vetter, Siegmund der Blödsinnige von Tyrol, machten dieses Land ihm streitig, und auch die östreichischen Stände, welche bis dahin bald unter Cilley's, bald unter Eyzinger's Führung das Land oligarchisch regiert hatten, schienen sehr geneigt, das Regi-

ment noch ferner in den Händen zu behalten. Die Stände erklärten, daß sie bis zur Ausgleichung des Streites keinem der drei Prätendenten gehorchen würden, und ernannten eine Regentschaft. Selbst die Hofburg zu Wien ward von den Bürgern besetzt; doch gestatteten diese zuletzt den drei Fürsten, drei abgesonderte Wohnungen in der Burg zu beziehen. Friedrich war zwar nicht besser als seine Mitbewerber, er behielt aber ruhige Haltung und war den anderen an Klugheit weit überlegen. Er wußte sich daher, gerade als diese im Begriff waren Krieg anzufangen, mit ihnen abzufinden, Siegmund erhielt Geld, Albrecht das Land ob der Ens, Friedrich das unter der Ens. Nachher bewog der Kaiser seinen Bruder, ihm gegen eine Geldsumme auch die Stadt Wien zu überlassen. Eyzinger ward in den Kerker geworfen. Seine Brüder und Verwandte ergriffen hierauf zwar die Waffen und riefen Georg Podiebrad herbei; dieser zeigte sich aber dem Kaiser sehr gefällig und höflich, während er sich gegen dessen Bruder sehr heftig erklärte, und versprach ihm seine Hülfe zur Eroberung von Ungarn. Er ward dafür mit Böhmen belehnt und erhielt Geld. Er war von Anfang an nicht im geringsten willens, jenes Versprechen zu erfüllen. Als daher Friedrich im Vertrauen auf die sehr starke Partei der Gegner von Hunyad's Familie, eines Ladislaus von Gara, eines Niklas von Ujlak und Anderer, das Anerbieten des Königs Matthias Corvinus, die heilige Krone der Ungarn von ihm einzulösen, zurückwies und einen Krieg begann, erreichte er seinen Zweck keineswegs. Er wurde, nachdem er eine erste Schlacht gewonnen hatte, in der zweiten geschlagen, und mußte einen Vertrag schließen, kraft dessen er die ungarische Krone für sechzigtausend Gulden herausgab, Matthias Corvinus an Sohnes Statt annahm, und für seinen eigenen Sohn das Recht der Nachfolge in Ungarn erlangte, falls Matthias ohne Erben sterben würde.

Auch mit seinen Östreichern kam Friedrich, der sich fortwährend mit Wissenschaft und Kunst beschäftigte und immer um Geld verlegen war, in sehr gefährliche Händel. Ganz Östreich klagte über das Elend, welches durch seine und seines Bruders Schuld über das Land kam: das Faustrecht herrschte in Östreich, die Landstraßen waren unsicher, unschuldiger Leute Güter wurden eingezogen,

Friedrich und Albrecht drückten einer wie der Andere das Land durch Steuern, und die Münze wurde von ihnen auf eine solche Weise verschlechtert, daß aller Verkehr stockte; Beide schlugen z. B. Pfennige, welche man, weil sie um wenigstens elf Zwölftel ihres Neunwerthes zu gering waren, Schinderlinge nannte. Dabei waren Friedrich und Albrecht stets in Zwist mit einander und befehdeten sich gegenseitig. Endlich ging den Östreichern die Geduld aus, und es bildete sich in Wien eine demokratische Partei, welche dem phlegmatischen und grübelnden Kaiser um so mehr verderblich zu werden drohte, als Albrecht sich derselben gegen ihn zu bedienen suchte. Im Juli 1462 brach in Wien eine förmliche Revolution aus. Es sollte nämlich damals dort ein Landtag gehalten werden, welchem beide Brüder die Entscheidung ihres Zwistes zu überlassen versprochen hatten; noch ehe derselbe aber eröffnet war, erhob sich Albrecht's Partei unter der Führung des Arztes und Rathsherrn Kirchheimer, um Friedrich's Anhänger gewaltsam aus dem Magistrat zu vertreiben. Kirchheimer erschien plötzlich gerüstet und von sechzig Bewaffneten begleitet auf dem Rathhause, sprengte die Thüren desselben, nahm den Bürgermeister, welcher den Demagogen feindlich war, sowie alle dem Kaiser getreuen Rathsherren gefangen, und setzte das Haupt der Revolutionärs, den Hebmeister oder Stadtkämmerer Wolfgang Holzer, im Namen des Volkes als eine Art von Dictator ein. Holzer war eines sehr reichen Viehhändlers Sohn, welcher von Eyzinger in die Geschäfte eingeführt, nachher von Ulrich Cilley grausam mishandelt, nach dessen Tode aber durch Eyzinger wieder zu seinem früheren Ansehen in Wien gebracht worden war. Der Kaiser befand sich zu jener Zeit nicht in Wien, wo seine Gemahlin und sein Sohn bereits angekommen waren. Er eilte auf die Nachricht von dem Geschehenen schnell dahin, mußte aber drei Tage lang vor den Thoren warten, bis man ihn einließ, und auch dann geschah es erst nach einer schmählichen Capitulation mit Holzer und seinen Genossen. Seine Gemahlin, eine portugiesische Prinzessin von heißem Blut und königlichem Sinn, gerieth, als sie dies hörte, in einen solchen Unwillen, daß sie, erbittert über Friedrich's Phlegma und deutsche Kälte, ihren Sohn, den nachherigen Kaiser Maximilian I., laut beschworen haben soll, er möge doch einst, wenn er

Kaiser sei, männlicher handeln und nicht gleich seinem Vater Schande über sie bringen. In Wien, wo Friedrich die Burg bezog, war er ganz von den Bürgern der Stadt abhängig. Er mußte sich in alles, was man verlangte, fügen, und ward sogar einst, als er einen ihm ergebenen Mann zum Bürgermeister hatte wählen lassen, durch das Toben und Schreien des Volkes gezwungen, eine neue Wahl zu gestatten und sich gefallen zu lassen, daß Holzer gewählt wurde. Eine solche Art von Aussöhnung mit den Empörern konnte natürlich nicht dauerhaft sein, zumal da Friedrich's Söldner, welche nicht bezahlt wurden, von der Burg aus die Bürger neckten und großen Unfug verübten. Es kam daher bald so weit, daß das Volk den Kaiser in der Burg belagerte und diese mit Kanonen beschoß. Friedrich hatte nur etwa zweihundert Ritter und getreue Bürger bei sich, und entbehrte der nöthigen Lebensmittel für dieselben. Die Gefahr, in der er sich befand, ward noch größer, als die Bürger seinen bösen Bruder Albrecht zum Oberfeldherrn ernannten, und dieser nicht nur ihre Einladung annahm, sondern auch die Belagerung und Beschießung der Burg mit einer wahren Wuth betrieb. Der Kaiser des heiligen römischen Reiches, welches, wie man prahlte, von der Nordsee bis an die Tiber reichte, würde daher damals die Beute des Wiener Viehhändlers Wolfgang Holzer geworden sein, wenn nicht König Georg Podiebrad von Böhmen das Hülfegesuch Friedrich's erhört hätte und zur günstigen Stunde erschienen wäre, um ihn zu retten. Er eilte, indem er seinen Sohn Victorin vorausschickte, mit einem Heere herbei, und zwang den Oberfeldherrn der Wiener, die Belagerung der Burg sogleich aufzuheben. Doch blieb Podiebrad auch diesmal seiner gewöhnlichen Politik treu: er rettete Friedrich, ohne es mit Albrecht oder mit den Östreichern ganz zu verderben, und verfuhr so, daß Albrecht, nicht Friedrich den Vortheil der böhmischen Hülfe hatte. Anstatt nämlich den Kaiser kräftig zu unterstützen, vermittelte Podiebrad einen Vertrag, kraft dessen Albrecht Wien und das ganze Land unter der Ens auf acht Jahre erhielt, und dafür dem Kaiser jährlich viertausend Goldgulden zahlte und die Schlösser, die er ihm vorher entrissen hatte, zurückgab. Diesen Frieden verkündigte Albrecht selbst dem Volke von der Kanzel der Stephans-Kirche herab.

Die Wiener, sowie die Östreicher überhaupt, erkannten bald, daß sie sehr übel gethan hätten, einen bösen und verschwenderischen Herrn für einen zähen und phlegmatischen Feigling einzutauschen. Albrecht mishandelte sie auf eine entsetzliche Weise, so daß endlich Holzer in Verbindung mit dem Probst Georg von Preßburg, welcher ihm dafür im Namen des Kaisers sechstausend Gulden versprach, den Plan entwarf, sich des Herzogs zu bemächtigen und ihn an Friedrich auszuliefern. Der Hauptmann Augustin Tristam, welcher mit vierhundert Reitern in der Nähe der Stadt lag, sollte eingelassen werden, um Albrecht unerwartet zu überfallen. Dies geschah auch, ein Zufall vereitelte aber die unmittelbare Ausführung, und Albrecht entkam in die Burg. Hier fand er sich jedoch ebenso, wie vorher sein Bruder, aus Mangel an Lebensmitteln in einer verzweifelten Lage, und er wäre verloren gewesen, wenn er nicht die Wiener gegen ihren Bürgermeister aufzureizen verstanden hätte. Holzer war diesen bereits dadurch verdächtig geworden, daß er so viele rohe Söldner in Dienst genommen hatte, und Albrecht wußte, ohne daß wir sagen können wie, von der Burg aus die Bürger zu dem Glauben zu bringen, daß derselbe auch sie an Friedrich verrathen wollte. Das Volk nahm also plötzlich Partei für Albrecht, und erhob sich gegen seinen eigenen Bürgermeister. Dieser unterlag im Kampfe mit den Bürgern, und suchte sich dann durch die Flucht zu retten. Er wurde jedoch eingeholt, von denselben Wienern, die ihn früher angebetet hatten, schmählich verhöhnt, auf Albrecht's Befehl grausam gefoltert und, obgleich er nichts bekannte, doch auf empörende Weise geviertheilt. Auch über alle diejenigen, welche auf irgend eine Weise verdächtig waren, ließ Albrecht mit Behagen unerhörte Strafen verhängen, weil er am Quälen Vergnügen fand. Mit seinem Bruder war er bald aufs neue im Kriege. Viele mächtige östreichische Herren fielen, durch sein wüstes Wesen beleidigt, von ihm ab, und des Kaisers Schaaren umschwärmten die Stadt Wien. Nachher bemühten sich zwar Friedrich's Gemahlin und die Schwester der beiden Brüder, Frieden zu stiften; allein als Alles fertig war, machte der Kaiser wieder Einwendungen. Ebenso ging es, als Albrecht seine Zustimmung dazu gab, daß ein östreichischer Landtag den Streit zwischen ihm und seinem Bruder beilegen solle; Friedrich verbot seinen Unterthanen, sich auf diesen

Landtag zu begeben. Endlich machte Albrecht's plötzlicher Tod (2. December 1463), welcher einer Vergiftung zugeschrieben wurde, dem Zwiste ein Ende, und verschaffte den Östreichern den ersehnten Frieden.

6. Friedrich's III. Verhältniß zum deutschen Reiche.

Aus dem Vorhergehenden wird man zur Genüge erkannt haben, warum Kaiser Friedrich III., welcher nicht einmal in seinen Erblanden sein Ansehen aufrecht erhalten konnte, die deutsche Nation ganz ihrem Schicksale überlassen mußte, und warum die größeren Fürsten auf den Gedanken kamen, sich und dem Reiche ohne den Kaiser zu helfen. Kaum hatten sich nämlich Kurfürst Dietrich von Mainz und Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, welcher schon 1454 mit Albrecht von Östreich einen Vertrag für den Fall der Absetzung Friedrich's geschlossen hatte, mit einander ausgesöhnt, als ein Theil der deutschen Kurfürsten öffentlich gegen den Kaiser auftrat, und der im Reiche herrschenden Anarchie auch ohne ihn und wider seinen Willen zu steuern suchten. Die Kurfürsten schrieben zur großen Unzufriedenheit des Kaisers einen im November 1456 zu haltenden Reichstag nach Nürnberg aus, und forderten gewissermaßen drohend den Kaiser auf, persönlich auf demselben zu erscheinen. Sie konnten sich bei dem damaligen Zustande von Deutschland, wie ihn eine Stelle in der von ihnen nachher zu Nürnberg erlassenen Erklärung der Wahrheit gemäß schildert, allerdings zum Äußersten berechtigt halten. Jene Stelle, welche wir übrigens nicht selbst bemerkt, sondern von einem Collegen entlehnt haben, mag zur Erbauung der Freunde des Fortschreitens unserer, von vielen unheilbaren Übeln unzertrennlichen modernen Civilisation, sowie zum Trost aller derer, welche trauern, daß es jetzt so elend mit dem heiligen römischen Reiche steht, hier ihren Platz finden. „Wir auch zu Herzen nehmen," sagen die Fürsten, „wie gar swerlichen, hertlichen und manichfeldigen beide geistlich und weltlich Staat und Wesen in dem heiligen römischen Reiche, vorab in deutschen Landen, lange Zeit bisher angefochten und beschedigt, auch mancherley Unrad, gewaldigliche und andere unziemlich und verlich Zugriff beschen sint und leider noch täglich beschen

mit Raub, Mord und Brand, davon dann das heilige Reich gar schedlich gemindert wird und viel des Reichs Undertanen Verderbnis, groß Mord und Beschedigung teglich lyden, und deshalb Deutschland von ihm selbst so gar verirret ist, daß die Deutschen ihre große Kraft und Macht, die sie haben, manch zit bisher nicht in Redlichkeit gebrauchen mögen, dodurch denn das heilige Reich und deutsche Zunge von allen andern Nationen gräßlich angefochten, verachtet und klein gehalten wird, deshalb werden wir inbrünstiglich bewegt u. s. w." Es ging auch damals, wie es gewöhnlich in Deutschland geht: es war des Geschreies viel und der Wolle wenig. Auf dem Nürnberger Reichstag fanden sich die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg, sowie der Kurfürst von der Pfalz, welcher die Hauptstütze der gegen den Kaiser verbundenen Reichsstände war, persönlich ein, Andere schickten Gesandte, es erschien eine beträchtliche Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten, und es ward die kräftige Erklärung erlassen, aus welcher die angeführte Stelle genommen ist; dies war aber auch Alles. Obgleich nämlich die Kurfürsten eine drohende Miene gegen den Kaiser annahmen, und auf den Mai des nächsten Jahres eine neue Versammlung nach Frankfurt ausschrieben, zu welcher sie den Kaiser entboten, so hatten sie dabei doch keineswegs Lust, dem Reiche zu dienen, sondern sie dachten allein an sich. Der Kurfürst von Brandenburg stand zuerst ab, Köln und Trier hatten an der Sache gar keinen Theil genommen, Dietrich von Mainz und der böse Fritz schlossen im März 1457 einen Vertrag über Münzrechte, Zölle und Privilegien, die sie zum Verderben des Reiches dem Kaiser abpressen wollten, der Markgraf Albrecht Achilles endlich, welcher dem Kaiser schon in den östreichisch-baierischen Streitigkeiten nützlich gewesen war, handelte aus Patriotismus für den Kaiser und half den Sturm von dessen Haupte abwenden. Auf diese Weise ging der auf den Mai 1457 angesetzte Reformations-Tag in Frankfurt ebenso aus, wie jeder andere auch.

Die Einigkeit der Herren, welche sich auf Kosten des Reiches und des Kaisers bereichert hatten, dauerte nicht lange. Schon im folgenden Jahre entzweite sich der böse Fritz sowohl mit Dietrich von Mainz als auch mit dem Markgrafen Albrecht Achilles und dieser wieder zugleich mit Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-

Landshut, und es kam zwischen diesen Fürsten aufs neue zum Kriege. Obgleich der Kurfürst von der Pfalz seine Hauptkämpfe am Rhein führte, so war doch zwischen seinen Fehden und denen, welche der Markgraf Albrecht Achilles mit dem Herzog Ludwig von Baiern bestand, einiger Zusammenhang, theils weil er Herr der Oberpfalz war, theils weil Ludwig sich mit ihm verband. Übrigens waren Friedrich von der Pfalz und Albrecht Achilles gleich gute Haudegen, und erweiterten Beide ihr Gebiet auf Unkosten der Schwächeren nah und fern; Albrecht Achilles wurde aber dabei vom Kaiser Friedrich unterstützt, und stand dafür diesem wieder bei jeder Gelegenheit zu Diensten, weshalb der Kaiser ihn auch 1455 zu seinem Oberhofmeister ernannt hatte, der Kurfürst von der Pfalz dagegen machte seine Eroberungen nicht nur ohne den Kaiser, sondern bot demselben sogar öffentlich Trotz und Hohn. Nach dem oben (S. 201 f.) erwähnten Kriege mit Ludwig dem Bärtigen gerieth Albrecht Achilles, welcher in Franken viele Güter und Herrschaften ankaufte, mit der mächtigen Stadt Nürnberg in einen Streit, weil er die Rechte seines Burggrafenthums weiter ausdehnte, als die Stadt zugeben wollte. Da nun in Deutschland der Kaiser und die Gerichte so gut als nicht vorhanden waren, oder mit anderen Worten da beide zwar Urtheile fällten, aber niemand dieselben vollstrecken konnte oder wollte, so brach zwischen Albrecht und den Nürnbergern ein förmlicher Krieg aus (1449). In diesem wurden die Nürnberger von anderen Städten und von den Eidgenossen der Schweiz unterstützt, Albrecht dagegen schloß mit siebenzehn weltlichen Fürsten, fünfzehn Bischöfen, vielen Grafen und der ganzen fränkischen Ritterschaft ein Bündniß. Obgleich nun der Letztere der berühmteste General und Streiter seiner Zeit war, und noch dazu an der Spitze eines mächtigen Bundes stand, so müssen wir doch in diesem Kriege weit mehr die Stadt Nürnberg und ihre Patricier, als den Markgrafen von Brandenburg bewundern. Albrecht siegte, wie es heißt, in acht Schlachten, nichtsdestoweniger unterlag er nachher in der neunten (bei Pillersdorf), obwohl er durch dieselbe nicht viel verlor. Das arme fränkische Land mußte den Ruhm des brandenburgischen Achilles eben so theuer bezahlen, als einst das trojanische Reich den des griechischen; denn über zweihundert Dörfer wurden während dieses

Krieges, welcher ein Jahr lang geführt ward, niedergebrannt. Das Ende des verheerenden Kampfes war, daß beide Theile, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, die Vermittelung kaiserlicher Commissäre annahmen. Als sie sich miteinander ausgesöhnt hatten, hielt Friedrich ein glänzendes Turnier in Nürnberg.

In den zunächst folgenden Jahren war Albrecht Achilles für den Kaiser thätig; nachher gerieth er aber in den kurz zuvor erwähnten Krieg mit Herzog Ludwig dem Reichen von Baiern-Landshut, dem Sohne des aus Ludwig's dem Bärtigen Geschichte bekannten Herzogs Heinrich (s. S. 200 f.). Dieser Krieg war für Baiern, Franken und die Gegend am Oberrhein, welche Länder damals der Tummelplatz der Ritterschaft wurden, so verheerend, daß der Abt von Tritheim es der Mühe werth gehalten hat, eine eigene Geschichte desselben zu schreiben. Veranlaßt wurde der Krieg durch Ludwig's Angriff auf die Stadt Donauwerth, die er wieder zu einer baierischen Stadt machen wollte, obgleich die Reichsfreiheit derselben nicht blos vom Kaiser ausgesprochen, sondern auch von Ludwig dem Bärtigen, welchem Donauwerth früher gehört hatte, anerkannt worden war (s. S. 200). Ludwig der Reiche wurde dabei anfangs sowohl von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, als auch von dem Markgrafen Albrecht Achilles unterstützt und die von drei Seiten her bedrohte Stadt hielt deshalb, obgleich die Augsburger ihr Hülfe geschickt hatten, für klug, die weiße Fahne aufzustecken und die Baiern einziehen zu lassen (Oktober 1458). Bald nachher gerieth jedoch Albrecht Achilles sowohl mit Friedrich vor der Pfalz, als auch mit Herzog Ludwig dem Reichen in Streit, und dieser doppelte Zwist verhalf der Stadt Donauwerth wieder zur Freiheit. Mit Friedrich zerfiel Albrecht wegen des Raubritters von Horneck, welchen er gegen ihn in Schutz nahm; mit Ludwig aber kam er darüber in Streit, daß er als Burggraf von Nürnberg das kaiserliche Landgericht in Kadolzburg auch im baierischen Nordgau geltend machen wollte, weil der Kaiser alle diesem entgegenstehenden Privilegien cassirt hatte. Aus dem Haupteinwande, welchen Ludwig gegen die zu Gunsten des Burggrafen jenem Landgerichte ertheilten Privilegien machte, kann man gelegentlich erkennen, was für Mittel damals gebraucht wurden, um die Fürsten auf Unkosten des Volkes und des Reiches zu

gewinnen. Ludwig erhob nämlich den ganz vernünftigen Einwand, daß jene kaiserliche Bevollmächtigung mit dem ersten Rechte des Deutschen, nur von seinem natürlichen Richter gerichtet zu werden, im Widerspruch stehe und deshalb nicht gelten könne. Im Februar 1459 ward die Donauwerther Angelegenheit auf einem zu Eßlingen gehaltenen Reichstage zum Nachtheile Ludwig's entschieden, sowohl weil dieser mit Albrecht Achilles in Zwist gerathen war, als auch weil der Kaiser im vorhergehenden Jahre den Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht's Bruder, für sich gewonnen hatte. Das Letztere war dadurch bewirkt worden, daß Kaiser Friedrich dem Kurfürsten von Brandenburg das unerhörte Vorrecht ertheilte, die alten bestehenden Zölle nach Belieben zu erhöhen und überall, wo er wollte, neue einzuführen. Der Eßlinger Reichstag sprach die Acht gegen Ludwig den Reichen aus, und gab demselben Albrecht, welcher im vorigen Jahre mit Ludwig gegen Donauwerth gezogen war, den Auftrag, an der Spitze eines Reichsheeres die Achtserklärung zu vollstrecken und die Stadt Donauwerth dem Herzoge von Baiern zu entreißen. Die Sache wurde zwar einige Monate nachher auf einem Fürstentage zu Nürnberg vermittelt; auf demselben Fürstentage brach aber ein neuer verderblicher Streit aus. Es sollte nämlich in Nürnberg eines Theils Albrecht die Urkunde vorzeigen, durch welche ihm als Burggrafen von Nürnberg das Amt eines Reichsschultheißen übertragen worden war, und anderes Theils sollte zugleich ein Streit, in welchen Friedrich von der Pfalz mit seinen Nachbarn gerathen war, ausgeglichen werden. Als jedoch das Erstere geschah, ward Ludwig durch den bloßen Anblick der Urkunde so erzürnt, daß er sie vor Aller Augen in Stücke zerriß. Natürlich erbitterte er dadurch den Kaiser aufs äußerste; er hatte aber eine Stütze an Friedrich von der Pfalz, und konnte mit seinen großen Schätzen Leute genug zum Kampfe gegen den Kaiser und dessen Freunde anwerben.

In dem Kriege, welcher jetzt ausbrach und drei Jahre dauerte, verwüstete Ludwig das fränkische Land, Albrecht Achilles aber als Reichsfeldherr Baiern. Der Letztere ward von dem Herzog Georg von Sachsen, von dem Bischof von Eichstädt und von vielen anderen Fürsten, Herren und Bischöfen unterstützt, so daß er im ersten Jahre nicht weniger als vierundzwanzigtausend Mann bei-

sammen hatte, dessen ungeachtet war Ludwig ihm überlegen, weil er nicht, wie Albrecht, geliehene und gezwungen dienende Truppen, sondern geworbene Soldaten hatte. Diese bestanden nicht blos aus Schweizern, sondern auch aus Deutschen, besonders Böhmen und Östreichern; denn es war damals in Deutschland ebenso, wie in Italien und in Frankreich, Sitte geworden, daß Viele sich bald diesem, bald jenem Herrn, welcher einen Krieg führen oder aus seinem Erbschlosse ein Raubnest machen wollte, als Söldner in Dienst gaben. Die ritterlichen Thaten, kannibalischen Grausamkeiten und abwechselnden Siege und Niederlagen des von 1460 bis 1463 in Baiern, Franken, am Rhein und in einem Theile von Schwaben wüthenden Krieges einzeln darzustellen, gehört nicht zu unserer Aufgabe. Es genügt, zwei Hauptpunkte hervorzuheben und in Betreff des Ganges, den der Krieg nahm, nur so viel zu berichten, als zum Verständniß derselben nöthig scheint. Zuerst ist bemerkenswerth, daß Georg Podiebrad, damals schon König von Böhmen, mit einer Politik, welche darauf berechnet war, die deutschen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, sich beiden Parteien gefällig machte, ohne eine von ihnen zu beleidigen oder ausschließend zu begünstigen. Podiebrad hatte nämlich nicht übel Lust, das Haus Habsburg um die Kaiserwürde zu bringen. Der zweite Punkt betrifft die deutschen Reichsanstalten. Diese erscheinen damals in demselben Lichte, wie bei jeder anderen Gelegenheit: die Reichsstände und unter ihnen sogar jeder kleine Herr und jede winzige Reichsstadt sorgen nur für sich oder für den militärischen Ruhm irgend eines Fürsten, Land und Leute aber gehen zu Grunde. Der Markgraf Albrecht erleidet, ungeachtet seines zahlreichen Heeres, gleich im ersten Jahre des Krieges bei Roth in Franken eine Niederlage, und nun ziehen Herzog Georg und die Anderen ohne Weiteres nach Hause, und bekümmern sich nicht mehr um die Sache. Die Folge davon ist, daß Eichstädt niedergedrückt und das ganze Burggrafenthum überschwemmt wird, und daß die Städte dem Baiern-Herzoge ihre Thore öffnen. Im darauffolgenden Winter ändert sich wiederum Alles. Die Baiern werden aus dem Burggrafenthum vertrieben, die Städte, mit Ausnahme von Roth, wieder besetzt und dann Unterhandlungen eingeleitet, welche, wie gewöhnlich, zu keinem Ziele führen. Man wollte Georg Podiebrad zum Schiedsrichter

annehmen, der Kaiser wittert aber Verrath, und der Krieg beginnt wieder. Jetzt erneuert der Kaiser die Acht gegen der Herzog Ludwig, und bietet alle seine Freunde nebst den sehr zahlreichen Feinden Ludwig's und seines Verbündeten, des bösen Fritz, gegen ihn auf, so daß endlich Albrecht als Reichsfeldherr wieder an der Spitze eines ansehnlichen Heeres erscheint und in Baiern ebenso hausen kann, wie die Baiern während des vorhergehenden Jahres in Franken gehaust hatten. Nun wird aber Ludwig zuerst durch den bösen Fritz von der Oberpfalz aus unterstützt, und dann durch geworbene Böhmen und durch Zuzug aus Östreich verstärkt, Albrecht's Reichsheer dagegen schwindet zusammen, weil die Contingente wieder nach Hause eilen. Nachher wird Albrecht nach Schwaben gedrängt, und als er sich dort bei Giengen in eine Wagenburg einschließt, wird er von Ludwig geschlagen, welcher bei dieser Gelegenheit auch das Reichspanier, das Kaiser Friedrich dem Markgrafen bei seiner Ernennung zum Reichsfeldherrn geschenkt hatte, erbeutete (19. Juli 1462). Gleich nachher ward ein Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen, während dessen über einen Frieden unterhandelt werden sollte. Der Kurfürst von der Pfalz vertraute aber, obgleich er den Waffenstillstand auch seinerseits annahm, ebenso wie die um ihn vereinigten Raubritter auch fernerhin mehr auf die Lanze und das Schwert, als auf das Recht, und der Krieg dauerte daher am Rhein fort. In Baiern dagegen war man der Zerstörung und Verwüstung müde. Es waren dort, wie die Chroniken, wenn auch vielleicht übertreibend, doch im Allgemeinen wahr, berichten, mehr als sechshundert Schlösser, Städte, Flecken und Dörfer eingeäschert worden. Man sieht hieraus, wie theuer das arme Volk die in Gesängen und Chroniken gepriesenen Razzia's und Mordthaten seiner Ritterschaft, sowie die Kriege, durch welche seine Fürsten auf Unkosten der Schwächeren ihr Gebiet vergrößerten und sich den Beinamen eines Achilles oder eines Siegreichen erkämpften, bezahlen mußte. Beide Parteien gewannen durch solche Zerstörungen wenig. Dies beweisen die Bestimmungen des Friedens, welcher im August 1463 unter Podiebrad's Vermittelung zu Prag geschlossen ward. Die Gefangenen wurden beiderseits freigegeben, jeder erhielt das Seinige wieder, in Betreff des kaiserlichen Landgerichts war schon vorher ausgemacht

worden, daß der Kläger dem Gerichtsstande des Beklagten folgen müsse, von der Acht Ludwig's war keine Rede mehr, Donauwerth endlich ward, wiewohl mit Vorbehalt, wieder eine Reichsstadt.

In der Pfalz und am Rhein war schon in den Jahren 1458 und 1459 von achtzehn Herzögen, Markgrafen und Grafen, die sich mit einander gegen den Kurfürsten Friedrich verbunden hatten, geraubt, gebrannt und gemordet worden, und Friedrich hatte Gleiches mit Gleichem vergolten. Als aber im März 1460 auch noch der Kurfürst Dietrich von Mainz seinem bösen Nachbarn den Krieg erklärte, da walteten vom Elsaß an bis nach Bacharach Mord und Brand. Bischöfe und Fürsten nahmen bald für Kaiser und Reich, bald wieder für den bösen Fritz Partei, der den Kaiser dadurch verhöhnte, daß er einer Warte, die er auf einem südlich von Heidelberg gelegenen Berg erbaut hatte, den Namen des Trutzkaisers gab; und wie in Baiern und Franken damals böhmische und östreichische Söldner, so dienten am Rhein Schweizer und Wallonen der einen oder der anderen Partei. Die Einzelnheiten dieses Krieges können hier nur in so weit erwähnt werden, als sie uns zeigen, auf welche Weise in jenen Zeiten die Starken Gewalt übten und die Schwachen bedrückten. Das wichtigste Ereigniß ist das am 4. Juli 1460 gelieferte Treffen bei Pfeddersheim, weil der Ausgang desselben den Frieden in der Pfalz vorerst wieder herstellte, und dem Kurfürsten Friedrich außer dem Ruhme auch sehr großen Vortheil brachte. Friedrich traf, nachdem er sich mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen vereinigt hatte, bei Pfeddersheim mit dem Kurfürsten von Mainz, dem Landgrafen von Pfalz-Zweibrücken und anderen Fürsten und Herren, welche ein Heer von achttausend Mann vereinigt hatten, zusammen, und erfocht einen glänzenden Sieg, obgleich sein Heer nur halb so stark war als das feindliche. Vier Grafen, Johann von Nassau, Otto von Henneberg, Philipp von Leiningen und Dietrich von Runkel, sowie hundertundfünfzig Ritter wurden von ihm gefangen genommen. Die unmittelbare Folge seines Sieges war, daß schon am 18. Juli durch Vermittelung Karl's von Baden zwischen Mainz und Pfalz ein Frieden, wie Friedrich ihn verlangte, geschlossen wurde. Auch Ulrich von Würtemberg stand gleich darauf von seinen bisherigen

Forderungen ab. Obgleich nun Ludwig von Veldenz und der Graf von Leiningen sich selbst überlassen waren, so dauerte doch das Morden, Sengen und Brennen in der Pfalz noch ein ganzes Jahr lang fort, bis endlich der Markgraf von Baden auch die genannten beiden Feinde des Kurfürsten beredete, sich in den Willen desselben zu fügen, ihm Geld zu zahlen, die ihm gelegenen Orte abzutreten und seine Oberhoheit förmlich anzuerkennen. Dieser Frieden ward am 30. Juni 1461 zu Baden bestätigt. Ruhen konnte aber Friedrich nicht, sobald er eine Gelegenheit fand, sich auf Unkosten eines Nachbarn zu bereichern; er nahm sich deßhalb noch in demselben Jahre der Angelegenheit des Erzbischofs Dietrich von Mainz an, und veranlaßte dadurch einen zweiten furchtbaren Krieg am Rhein, in welchem er, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Rechte der deutschen Kirche und des deutschen Reiches, seine Gegner aber die unerhörten Anmaßungen des Pabstes verfochten.

Der Kurfürst Dietrich aus dem Hause Isenburg war durch eine streitige Wahl Erzbischof von Mainz geworden, und hatte deshalb der päbstlichen Anerkennung, welche alle Bischöfe einholen mußten, noch mehr als jeder andere bedurft. Er hatte sie dadurch erhalten, daß er alles, was der Pabst verlangte, versprach. Pabst war damals Pius II., derselbe Mann, welcher unter dem Namen Aeneas Sylvius in des Kaisers Diensten gewesen war, und die Deutschen um die Vortheile des Concordats gebracht hatte (s. Th. IX. S. 263 ff. und 275 ff.). Dieser mit allen Fürsten des Reiches und mit dem Wesen und Leben der Deutschen vertraute Pabst benutzte 1459 die Verlegenheit Dietrich's, um sich für seine Anerkennung Dinge von ihm versprechen zu lassen, welche kein Anderer zugestanden haben würde, weil sie den Rechten der deutschen Kirche und der Ehre der Nation nachtheilig waren. Dietrich versprach zuerst, daß er sich auf der Versammlung einfinden wolle, welche wegen eines von Pius II. betriebenen Kreuzzuges gegen die Türken zu Mantua gehalten wurde; er ging ferner die Verpflichtung ein, innerhalb eines Jahres nach Rom zu kommen, um sich von dem Pabste über die Führung seines Amtes belehren zu lassen; er sagte endlich die Bezahlung der dem Pabste zu entrichtenden Abgabe der sogenannten Annaten (s. Th. IX. S. 237) zu, welche wegen ihrer Statt gehabten willkürlichen Erhöh-

ung überall in eine runde Summe gebracht worden war und für Mainz zehntausend Gulden betrug. Auch bevollmächtigte er sogleich einen römischen Bankier zur Auszahlung der genannten Summe. Bei diesem erhob der Pabst nachher mit Zustimmung von Dietrich's Agenten das Doppelte, Dietrich weigerte sich aber, dem Bankier seine Ausgabe zu ersetzen. Als hierauf der Letztere beim geistlichen Untergerichte in Rom klagte, sprach dieses, wie es in gewöhnlichen Fällen zu thun pflegte, den Kirchenbann gegen Dietrich aus. Dadurch wurde denn Dietrich zu den feindseligsten Schritten gegen den Pabst getrieben. Er äußerte sich nicht nur sehr heftig über ihn, sondern appellirte auch an ein Concilium, und brachte die Sache vor den deutschen Reichstag. Der Kardinal Raynaldus meint freilich, Dietrich habe dadurch unnöthiger Weise ein böses Beispiel gegeben, weil es mit jenem Rittersprüche nicht viel auf sich gehabt habe; Dietrich hätte sich nur an den Pabst wenden dürfen, welcher dann das Gericht in seine Schranken gewiesen haben würde; statt dessen habe er vorgezogen, rechten Lärm über die Sache zu machen. Nach des Raynaldus Berichte schimpfte Dietrich, als man sich weigerte, den Ertrag des Zehnten, welcher unter dem Vorwande des Türken-Krieges im Mainzischen erhoben wurde, mit ihm zu theilen, vor dem päbstlichen Legaten in starken Ausdrücken über Pius II. Er soll namentlich gesagt haben, dem Pabste liege nicht das Seelenheil der Deutschen am Herzen, sondern er gehe auf Raub aus und suche Beute zu machen. Daß Dietrich sich so äußerte, ist unzweifelhaft, weil es der Fortsetzer des Baronius sagt, dessen Zweck die Rechtfertigung des Pabstes gegen jeden Vorwurf ist. Übrigens stellte Dietrich jedenfalls auf dem Reichstage zu Nürnberg die ganze Sache einseitig dar. Dieser Reichstag wurde von den deutschen Fürsten im Februar und März 1461 gehalten, und war die Fortsetzung einer anderen Versammlung derselben, welche kurz vorher in Eger Statt gefunden hatte, und auf welcher der Plan, Friedrich III. abzusetzen und Georg Podiebrad von Böhmen zum Kaiser zu wählen, besprochen worden war. In Nürnberg fanden sich zwar die Kurfürsten von Mainz, Pfalz und Brandenburg, sowie die Gesandten der Kurfürsten von Trier, Sachsen und Böhmen und vieler Fürsten und Städte ein; allein niemand wollte Wort haben, daß er mit Georg Podiebrad gegen

den Kaiser Friedrich conspirire. Doch erließ die Versammlung ein drohendes Schreiben an Friedrich, in welchem ihm ganz offen Pflichtvergessenheit vorgeworfen und mit Wenzel's Schicksal gedroht wurde. Zum Glück für den Kaiser brachte auf demselben Convent Dietrich von Mainz seine Beschwerden über die römischen Bedrückungen und seine Appellation an ein Concilium von dem gegen ihn ausgesprochenen Bann vor; denn jetzt machten Pabst und Kaiser gemeine Sache, und verhinderten eine neue Versammlung, welche die Fürsten gegen den Letzteren nach Frankfurt ausgeschrieben hatten. Dagegen ward im Juni (1461) zu Mainz ein Convent gehalten, und hier wiederholte Dietrich nicht allein seine Appellation, sondern er bewies auch den Fürsten, daß die Annaten vom Baseler Concilium aufgehoben seien. Seine Rede, welche er deutsch hielt, weil er, wie Raynaldus höhnisch sagt, nicht lateinisch sprechen konnte, schloß mit den Worten: „Die Zehnten, welche die hier anwesenden Legaten fordern, die Indulgenzen, welche sie bringen, indem sie sagen, man müsse Krieg mit den Türken führen, Alles, glaubt nur, ist Prellerei. Wenn Ihr mir folgt, wird ihnen ihr Lug und Trug nichts nützen. Ich habe an eine Kirchenversammlung appellirt, nicht sowohl weil ich zu Rom unschuldiger Weise in den Bann gethan worden bin, als vielmehr damit meine armen Unterthanen nicht die Last eines Türken-Zehnten zu tragen haben. Dieses einzige Mittel gegen die Tyrannei der Päbste ist uns übrig geblieben; laßt daher auch Euch durch mein Beispiel bewegen, Euch und Eueren Unterthanen zu rechter Zeit zu helfen!" Dietrich's Vorstellungen fruchteten nichts; denn der Pabst hatte zwei Legaten, einen deutschen Dechanten aus Worms und einen spanischen aus Toledo, nach Mainz geschickt, und diese machten, wie man aus den Reden sieht, welche Pius II. selbst in seinem unter Gobelin's Namen erschienenen Werke (s. Th. IX. S. 475) uns aufbehalten hat, den guten frommen Deutschen die Hölle im allereigentlichsten Sinne so heiß, daß die Mitglieder des Convents zurückschauderten. Hierauf bot Dietrich selbst, da er sich von Allen verlassen sah, den päbstlichen Legaten an, daß er alles, was er gesagt und gethan habe, zurücknehmen wolle. Kaum hatte Pius II. dies durch seine Legaten erfahren, als er vermittelst des Baseler Dechanten nachforschte, ob nicht einer der Mainzer Domherren

Anhang und Verbindungen genug habe, um sich gegen Dietrich gebrauchen zu lassen. Der päbstliche Gesandte fand wirklich einen Mann, den Grafen Adolf von Nassau, bereit, sich dazu herzugeben. Der Pabst setzte also jetzt Dietrich ab, und ernannte Adolf vermittelst der sogenannten Provision zum Erzbischof von Mainz. Diesen erkannte nicht nur der Kaiser sogleich als Kurfürsten an, sondern auch die meisten deutschen Fürsten folgten dem Beispiele desselben. Sie unterstützten sogar Adolf mit Truppen, um ihn mit Gewalt in den Besitz des ihm verliehenen Erzbisthums zu setzen. Jetzt blieb dem abgesetzten Kurfürsten nichts Anderes übrig, als sich an seinen bisherigen Feind, Friedrich von der Pfalz, zu wenden, welcher damals gerade in der Oberpfalz war, um dem Herzog Ludwig dem Reichen gegen Albrecht Achilles Hülfe zu leisten. Friedrich eilte, als er Dietrich's Botschaft erhielt, schnell in die Unterpfalz, und schloß am 19 November mit dem abgesetzten Kurfürsten von Mainz einen Bund. Er versprach ihm seine Hülfe gegen Adolf, und erhielt dafür die 1232 an Mainz gekommene Bergstraße zurück. Dietrich verpfändete nämlich an Friedrich alle Städte und Orte von Heidelberg an bis nach Dieburg für hunderttausend Gulden, welche Friedrich durch Raub und Brandschatzung leicht zusammenbrachte.

Adolf hatte unterdessen eine Anzahl Fürsten und Herren für sich gewonnen, und im December brachte es der Kaiser dahin, daß auch Ulrich von Würtemberg und Albrecht von Brandenburg gegen Dietrich und seinen Verbündeten zu den Waffen griffen. Im Anfang des folgenden Jahres (1462) ward nicht nur der Bann gegen Friedrich von der Pfalz ausgesprochen, sondern auch Ludwig von Hessen verließ ihn und nahm für Adolf Partei, so daß Friedrich auf die Kräfte seines eigenen Landes beschränkt war. Zu seinem Glücke faßten die gegen ihn verbündeten Fürsten im Vertrauen auf ihre große Zahl den Entschluß, ihn mit ihrer ganzen Macht in Heidelberg anzugreifen, wohin er sich, wie wenn er die Menge der Feinde fürchte, zurückgezogen hatte. Sein ganzes Heer betrug keine dreitausend Mann, zu welchen nachher noch im letzten Augenblicke Dietrich mit dreihundert auserlesenen Rittern stieß; er ersetzte aber das, was ihm an äußerer Macht abging, durch ein Feldherrn-Talent, welches selbst in unseren Zeiten anerkannt werden würde,

weil es Überlegenheit des Geistes verrieth. Er überfiel am 30. Juni 1462 die Verbündeten ganz unerwartet bei Seckenheim, versteckte dabei einen Theil seiner Ritter im Walde, und drängte den Feind in die Ecke zwischen Rhein und Neckar, so daß sich derselbe nur durch einen verzweifelten Kampf retten konnte. In diesem erfocht jedoch Friedrich nicht nur einen vollständigen Sieg, sondern er machte auch den Grafen Ulrich von Würtemberg, den Markgrafen Karl von Baden, den Bischof Georg von Metz, einen badischen Prinzen, und andere Herren zu Gefangenen. Diese legte er insgesammt gleich groben Verbrechern in Ketten und Banden, und sperrte sie in grausige Kerker, um sie dadurch zur Bezahlung von übermäßig großen Lösegeldern zu zwingen. Sie sträubten sich anfangs dagegen, waren aber schon im April 1463 soweit gebeugt, daß sie sich die harten Bedingungen, welche ihnen der böse Fritz vorschrieb, gefallen ließen. Länger dauerte es, bis Adolf von Nassau, welcher nicht in Ketten und Banden lag, mit Dietrich einig wurde. Adolf ließ nach Friedrich's Siege bei Seckenheim seinem Gegner Dietrich, welcher im Besitze von Mainz war, eine Zusammenkunft und Besprechung in dieser Stadt vorschlagen; er hatte dabei aber, wie wir vermuthen, nur die Absicht, Dietrich sicher zu machen. Er war nämlich insgeheim mit den Bürgermeistern von Mainz in Verbindung getreten, und diese hatten, wie es scheint, den Plan, Dietrich und den Kurfürsten von der Pfalz, welcher an jener Zusammenkunft Antheil nehmen sollte, in die Gewalt Adolf's zu liefern. Friedrich wurde glücklicher Weise gehindert, sich in Mainz einzufinden; Dietrich aber und der Graf Philipp von Katzenelnbogen waren in der Stadt, als die Bürgermeister dem Grafen Adolf und seinen Truppen ein Thor öffneten. Sie entgingen der Gefangennehmung nur mit genauer Noth, indem sie sich vermittelst eines Seiles an der Mauer herabließen und nach Oppenheim retteten (Oktober 1462). Eine Übereinkunft hintertrieb nachher der böse Fritz, bis er die bei Seckenheim gefangenen Herren durch Kerker und Bande zu einem drückenden Frieden gezwungen hatte, und bis sein Bruder Ruprecht, der sich um das erledigte Erzbisthum und Kurfürstenthum Köln bewarb, dieses unter der Bedingung erhalten hatte, daß er den Zwist wegen des Bisthums Mainz vermitteln wolle. In Folge davon trat im

April 1463 eine Waffenruhe ein. Beim Beginn derselben fügten sich endlich auch die Gefangenen Friedrich's in dessen Willen. Der Bischof Georg von Metz erkaufte seine Freilassung mit fünfundvierzigtausend Gulden und mit drei lothringischen Schlössern, welche er zuerst an Friedrich überlassen und dann wieder, um dessen Vasall zu werden, als Lehen zurücknehmen mußte. Markgraf Karl von Baden sollte sogar hunderttausend Gulden Lösegeld zahlen; er entsagte aber statt dessen seinem Antheile an der Grafschaft Sponheim, trat einstweilen Besigheim und Bonheim ab, und nahm Pforzheim von Friedrich zu Lehen. Ulrich von Würtemberg mußte Marbach für ein pfälzisches Lehen erklären, vierzigtausend Gulden baar bezahlen und für andere zwanzigtausend Gulden eine in seinen Händen befindliche Schuldverschreibung Adolf's geben. Auch der Bischof von Speier demüthigte sich vor Friedrich. Im Oktober 1463 kam zwischen Dietrich und Adolf ein Vertrag zu Stande, durch welchen sie sich auf Unkosten des Stiftes Mainz mit einander aussöhnten. Dietrich entsagte dem Besitze der Kurwürde, und erhielt dafür von Adolf die Orte Höchst, Steinheim und Dieburg mit der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit auf Lebenszeit, sowie das Versprechen, daß Adolf seine Schulden übernehmen und auf seine eigenen Kosten ihm die Lösung vom Bann erwirken wolle. Friedrich von der Pfalz ging auch bei dieser Gelegenheit nicht leer aus; denn Adolf mußte ihm, um vor seinen Raubzügen sicher zu sein, im November ebenso große Vortheile gewähren, als er im Oktober dem Dietrich gewährt hatte. Adolf versprach, auch ihm die Absolution des Pabstes zu verschaffen, und stellte in seinem und des Dom-Kapitels Namen eine Urkunde aus, nach welcher die Bergstraße so lange bei der Pfalz bleiben solle, bis die an Dietrich geleistete Pfandsumme von hunderttausend Gulden zurückgezahlt sei.

Nach der Beendigung des Kampfes um das Bisthum Mainz entstanden in dem Bisthum Köln Streitigkeiten, in welche Karl der Kühne von Burgund verwickelt wurde. Zu derselben Zeit ward die nach Karl's Tode eintretende Verbindung Burgund's mit dem deutschen Reiche eingeleitet; denn damals wurde der Plan entworfen, Friedrich's III. Sohn, Maximilian I., mit Karl's Tochter und Erbin, Maria, zu vermählen. Für diesen Sohn und Nachfolger des Kaisers Friedrich eröffnete sich überhaupt um jene Zeit

eine weite Aussicht, weil er als Erbe von Ungarn anerkannt war und dort viele Anhänger hatte, und weil damals nicht nur in Östreich sein Vater alleiniger Herr ward, sondern auch Tyrol, dessen Beherrscher, Siegmund der Blödsinnige, weder Kinder noch Brüder hatte, voraussichtlich demnächst an Friedrich oder seinen Sohn fallen mußte.

7. Deutschland und Kaiser Friedrich III. zur Zeit der Kölnischen Fehde.

Die Geschichte des Streites, welchen Dietrich und Adolf wegen des Bisthums Mainz führten, hat uns gezeigt, wie zwei Mainzer Erzbischöfe in jener wegen ihrer Frömmigkeit gerühmten Zeit mit der Moral, mit dem Leben und Gut der ihrer geistlichen Fürsorge anvertrauten Christen und mit dem Eigenthum ihrer Kirchen umgingen. Wir wollen nun auch von dem unmittelbar nachher entstandenen Streite in dem Bisthum Köln etwas ausführlicher reden, weil es Zweck dieses Werkes ist, die Zustände und die Charaktere der Menschen vermittelst unbestrittener Thatsachen darzustellen. Schon unter den letzten hohenstaufischen Kaisern, welche an den Bischöfen von Köln tüchtige und rüstige Freunde im Krieg und im Frieden hatten, war das Erzstift Köln sehr vergrößert und bereichert worden. Nachher, zu Siegmund's Zeit, war der Erzbischof Friedrich von Saarwerden sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen, die Besitzungen des Erzstiftes zu vermehren. Er hatte bedeutende Schätze gesammelt und mit denselben nicht nur Herrschaften und Güter zusammengekauft, sondern auch einen Schatz gebildet, welcher bei seinem Tode die für jene Zeit ungemein große Summe von drittehalb Millionen betrug. Unglücklicher Weise hatte er aber nicht dafür gesorgt, daß sein Neffe, Dietrich von Moers, welcher nachher, wie Friedrich gehofft hatte, ihm als Erzbischof folgte, durch seine Erziehung befähigt werde, das Erworbene zu erhalten oder doch wenigstens nützlich zu gebrauchen. Dietrich ward zum Fürsten und Ritter, nicht zum Geistlichen erzogen, und machte sich nachher als Kurfürst von Köln durch seine unaufhörlichen Kriege, sowie durch seine ganz abenteuerliche Pracht und Verschwendung berühmt. Gleich anfangs gerieth er mit seinem Mitbewerber, Wilhelm von Ravensberg, und dessen Oheim,

dem Herzog Adolf von Berg, in einem heftigen Kampf um den Besitz des Erzstiftes, dann hatte er einen Krieg mit der Stadt Köln, und später spielte er in den böhmischen Kriegen eine große Rolle. In diesen zeichnete er sich vor allen anderen Fürsten durch königlichen Glanz und Aufwand aus; in einem Kriege, welchen Adolf von Cleve mit der Stadt Soest führte, soll er sogar hunderttausend Mann ins Feld geführt haben. Kein deutscher Fürst hatte eine so glänzende Hofhaltung, keiner beschenkte seine Umgebung und seine Dienerschaft so freigebig, als er. Bei Friedrich's III. Erwählung und Krönung überglänzte er den damals blutarmen habsburgischen Vierfürsten. Dietrich war es gewesen, welcher diesen Fürsten zum Kaiser gemacht hatte, oder mit anderen Worten welcher bewirkt hatte, daß die Deutschen in Friedrich III. einen Schattenkaiser (roi fainéant) oder eigentlich noch etwas Schlimmeres erhielten. Bei den Festlichkeiten, welche die Wahl desselben begleiteten, war Dietrich von fünfundzwanzig Doctoren und vielen Grafen, Baronen, Rittern und anderen Vasallen umgeben; diese zeichneten sich insgesammt durch prächtige Anzüge aus, für welche Dietrich die Kosten bestritten hatte, und bei dem Mahle wurden sie insgesammt, zum großen Staunen der ärmlichen Herren aus Oberdeutschland und des armen Kaisers, auf Silber bedient. Eine so grenzenlose, Jahre lang fortgesetzte Verschwendung mußte natürlich die Finanzen des Stiftes Köln bald erschöpfen und den Erzbischof in Schulden stürzen, obgleich Dietrich's geiziger Vorgänger einen unermeßlichen Schatz erspart hatte, und obgleich man damals sagte, die tägliche Einnahme eines Erzbischofs von Köln belaufe sich auf tausend Gulden. Als Dietrich 1463 starb, war nicht nur jener Schatz verschwunden, sondern auch alle erzbischöflichen Güter waren bis auf eine einzige Herrschaft verpfändet, und alle Zölle befanden sich in den Händen der Wucherer, welche dem Erzbischof in seiner großen Noth Geld geliehen hatten.

Die Domherren erwählten zu Dietrich's Nachfolger den Bruder des bösen Fritz von der Pfalz, Ruprecht, einen wüsten Trinker und Jäger, welcher blos aus dem Grunde Geistlicher geworden war, damit er auf ein Erzbisthum speculiren könne. Sie sahen sich jedoch ebenso, wie Ruprecht selbst, bald sehr getäuscht. Der Letztere erhielt statt eines reichen Bisthums, auf

welches er gehofft hatte, ein völlig verarmtes, und sollte sich mit der allein übrig gebliebenen jährlichen Einnahme von zweitausend Gulden begnügen; die Domherren aber, welche den pfälzischen Prinzen in der Hoffnung gewählt hatten, daß unter ihm das lustige Leben fordauern werde, fanden in ihm einen rücksichtslosen Gebieter. Da nun überdies unter den Domherren, die sich zugleich mit Ruprecht um die erzbischöfliche Würde beworben hatten, nicht nur Prinzen von Nassau, Würtemberg und Hessen waren, sondern auch der Bruder jenes Ludwig des Schwarzen von Veldenz und Zweibrücken, der mit Ruprecht's Bruder viele Streitigkeiten gehabt hatte, als Domprobst an ihrer Spitze stand, so entspann sich gleich von Anfang an ein heftiger Zwist zwischen Ruprecht und dem Dom-Kapitel. Ruprecht suchte durch die Stände des Bisthums durchzusetzen, daß er den Städten und Herren, an welche die erzbischöflichen Güter verpfändet waren, diese wieder entreißen dürfe, weil der Judenzins, den sein Vorgänger hatte zugestehen müssen, es ihm unmöglich mache, sie einzulösen. Er stieß jedoch auf einen so heftigen Widerstand, daß er die Sache wieder fallen lassen mußte. Er wandte sich daher an seinen Bruder Friedrich, und dieser schickte ihm eine Hülfsschaar unter der Führung seiner zwei tüchtigen Feldhauptleute Rauschenbach und Buck und seines Neffen Philipp, welcher, als er mündig geworden war, ihn noch einmal als Kurfürsten und Regenten auf Lebenszeit anerkannt hatte. Die pfälzischen Truppen sollten dem Bruder ihres Herrn wenigstens zu einigen der Güter verhelfen, welche dessen Vorgänger für schnödes Geld verpfändet hatte, und in der That verschafften sie ihm auch vorerst dasjenige wieder, was vor seiner Erwählung durch das Dom-Kapitel verschleudert worden war. Im Anfang des folgenden Jahres (1469) erschien Friedrich selbst, und verhalf seinem Bruder auch zu dem Übrigen. Er begann nach seiner gewohnten Art den Proceß über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Verpfändungen und Zinsen mit der Execution: er besetzte nämlich Bonn, Ruys, Brühl, Kaiserswerth, Kempen, Andernach und andere verpfändete Orte für seinen Bruder, und bot erst dann den Gläubigern eine Entschädigung an, welche dieselben gezwungen annehmen mußten. Für sich selbst forderte er fünfunddreißigtausend Gulden als Ersatz für seine Kosten, und behielt

einstweilen Kaiserswerth und die Zollgefälle als Unterpfand. Friedrich sah übrigens recht wohl ein, daß mit seinem Bruder nicht auszukommen sei; denn er gab dem Dom-Kapitel, als dasselbe ihm seine Beschwerden über Ruprecht vortrug, die Antwort: er würde ihnen nie gerathen haben, seinen Bruder, welcher sehr wenig Geistliches an sich habe, zu ihrem Bischof zu erwählen; da sie es aber einmal gethan hätten, so müßten sie ihn auch behalten. Friedrich ließ, als er heimkehrte, seinem Bruder einige seiner verständigen Räthe zurück; diese blieben aber mit Ausnahme von Rauschenbach und Buck nicht lange in Ruprecht's Diensten, weil derselbe ihnen kein Gehör gab.

Unmittelbar nachher benutzte Friedrich von der Pfalz die Abwesenheit des Kaisers, welcher damals auf einer Pilgerreise nach Rom begriffen war, um auch nach dem Elsaß hin seine Macht auszubreiten. Der Kaiser hatte ihn nicht nur nicht als Kurfürsten anerkannt, sondern auch in die Acht erklärt; Friedrich kehrte sich aber an Beides so wenig, daß er sogar das Reichs-Vicariat, welches nach der goldenen Bulle im Osten dem Kurfürsten von Sachsen, im Westen dem von der Pfalz gebührte, mit den Waffen geltend zu machen beschloß, um von demselben für sich Vortheil zu ziehen. Die Veranlassung dazu gab die Abtei Weißenburg im Elsaß. Diese diente ebenso im Elsaß, in Lothringen und in der überrheinischen Pfalz, wie die anderen reichen Stifter im übrigen Reiche, mit ihren Domherren-Stühlen zur Versorgung junger Leute vom höchsten Adel, welche dann als Domherren die ihnen zufließenden bedeutenden Einnahmen keineswegs nach der Regel des heiligen Benedict, auf die sie verpflichtet waren, verwendeten. Die Welt und selbst der damalige Abt von Weißenburg nahmen großes Ärgerniß an dem wüsten Leben der brutalen Ritter, und der böse Fritz fand in der Abwesenheit des Kaisers für gut, aus vorgeblichem Eifer für das Haus Gottes die Stadt und Abtei Weißenburg ebenso unter seine Gewalt zu bringen, wie es kurz vorher mit dem Stifte Köln geschehen war. Er ließ als kaiserlicher Landvogt im Februar 1469 durch eine nach Weißenburg gesandte Commission statt der schwelgenden Rittersöhne fromme Mönche einsetzen. Der Abt und der Probst des Stiftes erboten sich hierauf zum Rechtsgange, und riefen ebenso wie die Stadt,

welche Friedrich aufs härteste drückte, die Hülfe des Pabstes an; dieser erklärte sich zu Gunsten der früheren und gegen die vom Kurfürsten eingesetzten Domherren, und auch der Kaiser war kaum aus Italien zurückgekommen, als er die Ersteren wieder einzusetzen befahl. Auf Pabst und Kaiser gestützt widersetzten sich dann nicht blos die ritterlichen Familien, deren Rechte der Kurfürst umgestoßen hatte, dem vorgeblichen Beschützer der Religion, sondern auch die Stadt Weißenburg suchte den eisernen Arm Friedrich's von sich abzuwenden. Dieser zog darauf nach seiner Art sengend und brennend gegen die Weißenburger zu Felde, verwüstete in Verbindung mit den Bürgern von Wimpfen und Heilbronn sowie mit dem schrecklichen Grafen Eberhard von Würtemberg die Umgegend von Weißenburg auf gräßliche Weise, und ließ die Stadt, wiewohl ohne Erfolg, heftig beschießen. Die Verheerung des Landes und die Belagerung der Stadt dauerten unaufhörlich fort, bis endlich nach drei Monaten die elsässischen Städte einen Frieden vermittelten, dessen Bedingungen beweisen, daß beide Theile des Krieges müde waren (Februar 1470). Die Sache des Stiftes sollte nämlich durch Schiedsrichter festgesetzt werden, dem Kurfürsten aber wurde, was für ihn die Hauptsache war, die angemaßte Ausdehnung der Rechte eines Landvogts im Elsaß zugestanden.

Das Letztere wollte der Kaiser durchaus nicht zugeben; er beschloß vielmehr, diese Gelegenheit zu ergreifen, um seinem alten Gegner Friedrich zu schaden. Er hatte schon im Januar den Todfeind desselben, Ludwig den Schwarzen von Veldenz, zum Reichshauptmann ernannt, erneuerte jetzt die Acht gegen Friedrich und ließ alle Gegner desselben ins Feld rufen. Die Folge davon war ein Krieg, welcher über die schönen Rhein-Gegenden in der Pfalz und im Elsaß wilde Verwüstung brachte, das kaiserliche Ansehen den Deutschen ganz verächtlich machte, und dagegen dem vom Kaiser verfolgten Kurfürsten in einer Zeit, wo nur Gewalt Recht war, den höchsten Ruhm und die Bewunderung der ganzen Ritter- und Fürstenwelt verschaffte. Dieser Krieg gehört der allgemeinen Geschichte nicht an; er verdient hier hauptsächlich nur deshalb eine Erwähnung, weil er uns zeigt, warum Friedrich von der Pfalz nicht kräftig in die Kölnischen Angelegenheiten eingreifen konnte, welche gleich nachher durch die Einmischung Karl's des Kühnen

eine große Wichtigkeit erhielten. Übrigens schadete der Kaiser durch sein Verfahren am meisten seinem eigenen Feldhauptmanne, Ludwig von Veldenz, dem er doch durch seine Decrete und Diplome hatte nützen wollen. Er hatte auf einem Reichstage dem Kurfürsten Friedrich das nicht diesem persönlich, sondern dem Hause desselben eigenthümliche Recht der Landvogtei im Elsaß genommen und an Ludwig von Veldenz übertragen; der Letztere mußte aber sammt seinen unglücklichen Unterthanen für die Gunst des Kaisers hart büßen. Kurfürst Friedrich zwang ihn nicht nur, der vom Kaiser verliehenen Landvogtei wieder zu entsagen, sondern Ludwig mußte ihm auch in dem zu Heidelberg geschlossenen Frieden zwölf Städte und Schlösser an der Bergstraße und auf dem linken Rheinufer überlassen. Der Kaiser selbst setzte seinen Krieg gegen den Kurfürsten mit Worten und Pergamenten fort, ohne zu fühlen, daß er dadurch sich und das kaiserliche Ansehen lächerlich mache. Der Kurfürst kümmerte sich gar nicht um ihn; nichts destoweniger erklärte der Kaiser im Mai 1474 auf dem Augsburger Reichstag, auf welchem er einen drei Jahre früher befohlenen, aber nicht durchgesetzten Landfrieden bestätigte, seinen alten Feind zum dritten Male in die Reichsacht, weil derselbe, wie die Worte lauten, die Kurwürde eigenmächtig und widerrechtlich an sich gerissen und aller kaiserlichen Abmahnungen ungeachtet dem rechtmäßigen Erben vorenthalten, auch zwölf ehrliche Personen des Raths zu Amberg, die ihm nicht huldigen wollen, mit dem Tode bestraft habe. Der Kurfürst blieb bis zu seinem Tode in seinen Ehren und Würden. Als er im December 1476 starb, folgte ihm sein Neffe Philipp.

Die Geschichte Friedrich's von der Pfalz kann allein schon uns zeigen, wie traurig es im deutschen Reiche mit der Nationaleinheit und mit dem Nachdruck der nur dem Namen nach monarchischen Regierung aussah, und zwar zu derselben Zeit, als in Burgund Karl der Kühne eine neue europäische Monarchie mit militärischen Mitteln zu gründen suchte, und in Frankreich König Ludwig XI., obgleich er ein grausamer Tyrann war, sich bei seinem Volke dadurch unsterblichen Ruhm erwarb, daß er die Franzosen in ein Ganzes vereinigte und die hohe Aristokratie oder, wie man es in Deutschland nannte, die Fürstenfreiheit und Fürstengewalt unterdrückte.

Wir sind jetzt bei den Begebenheiten, welche Karl den Kühnen an den Rhein führten, und folglich bei dem Zeitpunkte angekommen, wo die deutsche Geschichte wieder mit der von ganz Europa innig verbunden ward. Ehe wir jedoch jene Begebenheiten darstellen, müssen wir einige anscheinend weniger bedeutende Umstände und Ereignisse der deutschen Geschichte flüchtig erwähnen, weil dieselben theils für die Sittengeschichte wichtig sind, theils den Beweis geben, daß die Staatskirche die Ceremonien als Hauptsache, das Haupt-Element des Christenthums aber, die Moral, als Nebensache betrachtete und deshalb unhaltbar geworden war. Man wird zugleich aus dieser Darstellung ebenso, wie aus der Literatur des Zeitraumes, erkennen, daß dasjenige, was Luther im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ausführte, bereits im fünfzehnten ganz reif geworden war. Es wird sich also auch zeigen, daß die Reformation nicht, wie die Obscuranten bei jeder durchgreifenden Verbesserung sagen, das Werk eines einzigen unruhigen Mannes und vieler mit ihm verbundenen Wühler, sondern ein Bedürfniß der Zeit war, welches nur aus dem Grunde zu einer Revolution führte, weil die starrsinnigen Freunde des Alten sich auch den leisesten Verbesserungen dessen, was veraltet war, widersetzten.

Gerade als Friedrich von der Pfalz das Ansehen seines Säbels bis zur niederländischen Grenze hin geltend machte und bereits von ganz Süd- und Westdeutschland gefürchtet wurde, verschwendete Kaiser Friedrich III. seine Armuth, um einem Gelübde gemäß nach Rom zu pilgern und sich dort vor dem Pabste zu demüthigen. Er ließ sich von dieser Pilgerschaft nicht einmal durch die Gefahren, welche sein Erbland bedrohten, abhalten. Er war nämlich damals nicht nur mit Georg Podiebrad in einen bedenklichen Krieg verwickelt, sondern es fielen auch die Türken zweimal nach einander in die Länder Istrien und Krain ein, richteten in denselben furchtbare Verwüstungen an, und schleppten Tausende von Menschen als Sklaven mit sich fort. Friedrich vertraute, als er seine Pilgerreise unternahm, auf den Umstand, daß er in Verbindung mit dem Pabste den ungarischen König Matthias Corvinus gegen Georg Podiebrad aufzuhetzen gewußt hatte, und daß diese beiden Könige, die einzigen tüchtigen Regenten in Europa, die es damals neben Ludwig XI. gab, gegenseitig ihre Reiche verheerten, anstatt ihre

Kräfte zum Kampfe gegen die Türken zu vereinigen. Im November 1468 reiste der Kaiser mit einer Bedeckung von nur fünfhundert Mann nach Rom ab. Er kam dort gerade in der Christnacht an und eilte sogleich in die Kirche. Hier kniete er schon von ferne zweimal vor dem Pabste, Paul II., nieder, und als er sich ihm genähert hatte, fiel er zum dritten Male auf die Kniee, küßte Paul's Hände und Füße, und bestieg dann den für ihn errichteten Thron, welcher um so viel niedriger als der päbstliche war, daß des Kaisers Haupt gerade bis an die Füße des Pabstes reichte. Dann sang Friedrich als Diakonus gekleidet einem bekannten kaiserlichen Vorrechte gemäß das Evangelium (s. S. 134). Er blieb siebenzehn Tage in Rom, wohnte während dieser Zeit der Heiligsprechung eines Markgrafen Leopold aus dem Hause Babenberg bei, erlangte die Errichtung zweier neuen östreichischen Bisthümer (zu Wien und zu Neustadt), und verschaffte sich die Erlaubniß, die dreihundert geistlichen Pfründen, welche er gestiftet hatte, nach Belieben vergeben zu dürfen. Auch spendete ihm der Pabst ein Christgeschenk von Ablaßbriefen, Reliquien, Perlen und Edelsteinen; der ganze Plunder war aber, selbst nach dem Zeugnisse der Leute, welche großes Aufheben davon machen, nur zweitausend Dukaten werth. Erst im Juli 1469 kam Friedrich nach Östreich zurück, obgleich er in Rom selbst sich nur kurze Zeit aufgehalten hatte. Seine Abwesenheit war, wie wir bereits wissen, von dem Kurfürsten der Pfalz, welcher bei weitem nicht so gelehrt, aber dagegen viel praktischer und mehr den Zeiten und Umständen gewachsen war, als Friedrich, vortrefflich benutzt worden, um das kaiserliche Ansehen im Reiche zu verhöhnen. Außerdem war in Steiermark eine gefährliche Empörung ausgebrochen. Sie wurde nach der Rückkehr des Kaisers nur dadurch unterdrückt, daß Friedrich die beiden mächtigen Vasallen Baumkircher und Greiffenegger nach Graetz lockte und dort ohne Gericht und Urtheil enthaupten ließ. Dieser Mord war um so entsetzlicher, als Baumkircher einst dem Kaiser das Leben oder doch die Freiheit gerettet hatte (s. S. 205), und überdies nicht allein in den Kriegen mit Albrecht dem Verschwender sein Vorkämpfer, sondern auch in anderen Gefahren eine mächtige Stütze für ihn gewesen war. Auch hatte ja Baumkircher nicht mehr verbrochen, als was viele Andere ungestraft

übten: er hatte, als der Kaiser mitten in der von den Türken und Böhmen drohenden Gefahr einer Pilgerfahrt wegen Land und Leute verließ, sein vermeintliches Recht mit dem Schwerte verfolgt. Seine Hinrichtung wurde deshalb dem Kaiser als feige Undankbarkeit angerechnet.

Auch in Bezug auf Böhmen und Ungarn spielte Friedrich III. eine sehr traurige Rolle. Als Georg Podiebrad im März 1471 starb, suchte der Kaiser durch jede mögliche List zu verhindern, daß der ungarische König Matthias Corvinus nicht auch Beherrscher von Böhmen werde, und dennoch stellte er sich, als wenn er sehnlichst wünsche, daß der rechtgläubige Matthias Corvinus den ketzerischen Georg Podiebrad ersetze. Die Böhmen gaben ihre Krone dem polnischen Prinzen Ladislaus, einem Sohne Kasimir's II. Dieser nahm auch sogleich Besitz vom böhmischen Reiche; Matthias Corvinus machte ihm aber denselben streitig, und der Kaiser begünstigte, während Beide sich um Böhmen stritten, öffentlich den Einen und insgeheim den Anderen. In der nächsten Zeit verdarb Friedrich es auch mit der ganzen übrigen Welt, sogar mit dem Pabste und seinen Kardinälen. Er ließ 1473 die Türken in Steiermark und Kärnthen wüthen, ohne die geringsten Anstalten gegen sie zu treffen. Er gab ferner zu, daß Siegmund der Blödsinnige von Tyrol, welcher des Kaisers Sohn und Erben Maximilian an Kindesstatt annahm, die reichsvogteilichen Rechte des Hauses Habsburg im Elsaß, im Breisgau, im Sundgau und über die Waldstädte, sowie alle dortigen Güter, selbst die Grafschaft Pfirt (Ferrette), an den hochmüthigen und für Deutschland sehr gefährlichen Herzog von Burgund gegen die elende Summe von achtzigtausend Dukaten verpfändete. Dies that übrigens Siegmund nicht sowohl weil er Geld brauchte, als vielmehr weil er seine Rechte gegen die nach Freiheit strebenden Einwohner nicht geltend machen konnte, und lieber seine deutschen Landsleute der Tyrannei eines Franzosen preisgeben, als ihre Freiheit dulden wollte. Den Pabst und die Kardinäle erbitterte Friedrich durch die Saumseligkeit, welche er den Türken gegenüber zeigte, in so hohem Grade, daß die Kardinäle, selbst als es ihm endlich mit dem Türken-Kriege ernst zu sein schien, ihren Unwillen in starken Worten äußerten. Als nämlich Friedrich im Frühjahr 1473 einen

Reichstag nach Augsburg ausschrieb, um einen Zug gegen die Türken zu Stande zu bringen, und Pabst Sixtus IV., der Nachfolger Paul's II., auf sein dringendes Bitten diesen Reichstag durch eine glänzende Gesandtschaft beschicken wollte, brach der Kardinal Franz von Siena einer lateinischen Chronik zufolge in die Worte aus: „Es sind schon zehn Reichstage gehalten worden, zu welchen alle Welt eingeladen war, und aus allen ist nichts geworden. Die Fürsten und Herren belasten wegen der Reise zu diesen Versammlungen ihre Unterthanen mit unerschwinglichen Steuern; die Sache selbst aber wollen sie nicht, und der Haß des Volkes fällt jetzt auf die Kirche, weil es heißt, nur auf ihr Gebot und zu ihrem Vortheile werde die Türken-Steuer erhoben." In der That war auch jener Reichstag ebenso fruchtlos, wie jeder andere. Es ward auf allen diesen Versammlungen viel geredet, viel gezankt und Vieles, womit man unsere Geschichtsbücher zu füllen pflegt, geschrieben; aber durchgeführt wurde nicht das Geringste. Friedrich selbst kam, wenn eine solche Versammlung gehalten wurde, meistens nicht einmal in das Reich, obgleich er, wie Campanus in seinen Briefen bitterlich klagt, zuweilen innerhalb dreier Tage zu kommen versprach (Cum Caesar, sagt Campanus, eheu quam non Caesar! ad triduum se venturum promiserit, et jam centiduum est).

8. Karl der Kühne und das deutsche Reich.

Ebenso, wie Kaiser Friedrich in Bezug auf die Böhmen, die Ungarn und den Pabst sich selbst Misverhältnisse bereitete, erregte er auch den Argwohn der deutschen Fürsten, indem er 1473 zu Trier eine Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen von Burgund hielt. Karl der Kühne hatte sich im Elsaß und in Schwaben verhaßt gemacht, und die deutschen Fürsten waren durch den burgundischen Hochmuth schon mehrmals, besonders aber auf dem 1471 zu Regensburg gehaltenen Reichstage, empfindlich beleidigt worden. Auf diesem Reichstage waren, weil eine Art Kreuzzug gegen die Türken beschlossen werden sollte, nicht nur viele Kurfürsten, sondern auch Gesandte des Herzogs von Burgund und anderer ausländischer Fürsten erschienen. Man hatte den burgundischen Gesandten den nächsten Platz nach den Kurfürsten angewiesen; sie hatten aber vor denselben zu sitzen verlangt, und deshalb nicht allein protestirt,

sondern auch gar nicht mehr erscheinen wollen, und man hatte ihnen endlich, um sie zufrieden zu stellen, unter den anwesenden königlichen Gesandten einen Sitz gewähren müssen. Das, was den langsamen, pedantischen und ängstlichen Kaiser mit dem raschen, heftigen und tollkühnen Karl von Burgund zusammenführte, waren die weit aussehenden Plane beider Männer. Karl und Friedrich wurden einer wie der Andere von Hochmuth und leerer Eitelkeit getrieben, und gaben, um gleich dem Hunde der Fabel einem Schatten nachzurennen, die vor ihnen liegende erreichbare Größe auf, welche ein Friedrich von der Pfalz und ein Ludwig XI. erlangt haben, obgleich diese weit entfernt waren Regenten-Muster zu sein. Der Kaiser wünschte seinen Sohn Maximilian, einen schönen, stattlichen und ritterlichen, leider! aber selbst für jene Zeiten allzu romantischen Prinzen, mit Karl's Erbtochter Maria oder vielmehr mit dem reichen und mächtigen Herzogthum Burgund zu vermählen; Karl aber wollte durch Friedrich's Hülfe König werden, weil er, wenn er die Freundschaft Friedrich's hatte, auch der Gunst des Pabstes sicher war, der sich damals einen Antheil am Königmachen anmaßte, und dessen Creatur Friedrich war. Beide Fürsten waren jedoch in ihrem Wesen und Charakter zu sehr von einander verschieden, und die Deutschen, welche den Kaiser umgaben, waren gegen die Franzosen in Karl's Gefolge zu sehr eingenommen, als daß die persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit dem Herzoge eine Freundschaft hätte begründen können. Wenn dessen ungeachtet nachher die beabsichtigte Heirath Maximilian's zu Stande kam, so war dies nicht das Ergebniß eines politischen oder diplomatischen Kunststückes, sondern die Wirkung weiblicher Leidenschaft. Maria von Burgund bewunderte Maximilian's Heldengestalt und Heldenunruhe, sowie sein romantisches Wesen und seinen ritterlichen Sinn, und wurde durch diese Vorzüge des Prinzen hingerissen, ihm Alles zu opfern. Dieselben inneren Eigenschaften aber, welche die Tochter Karl's des Kühnen für Maximilian begeisterten, sind nachher dem deutschen Reiche und den Erbstaaten Maximilian's verderblich geworden, weil ein geistreicher, ein genialer, ein nach Ruhm strebender Regent stets ein Unglück für sein Land ist.

Die Zusammenkunft des Kaisers Friedrich mit dem Herzoge

von Burgund begann Ende September (1473), und dauerte zwei Monate hindurch, während welcher Zeit Festlichkeiten und Unterhandlungen mit einander abwechselten. Des Kaisers Sohn Maximilian, damals noch ein erst vierzehn Jahre alter Knabe mit blühendem Antlitz und lang herabhängenden Locken, ritt beim Einzuge in Trier, in schwarzen Sammt gekleidet, auf einem stolzen braunen Hengst neben seinem Vater, und nahm alle Anwesenden für sich ein. Besonders aber gewann er das Herz der Maria von Burgund, so daß diese nachher nicht zu bewegen war, einem anderen Manne ihre Hand zu geben. Karl der Kühne entfaltete in Trier die größte Pracht, und ließ um seinen allerdings erstaunlichen Reichthum zu zeigen, eine Menge goldener und silberner Tafelgeräthe und anderer Möbeln und Zierrathen auskramen, deren Verzeichniß für die Kunst des Mittelalters, sowie für das Talent der Silber- und Goldarbeiter und der Verfertiger der kostbaren und soliden Luxus-Artikel jener Zeit sehr wichtig ist. Alle Schriften der Zeitgenossen sind mit Berichten über Karl's Pracht angefüllt, weil die Menschen damals ebenso, wie die Höfe und vornehmen Häuser unserer Zeit, auf den theatralischen Tand der Erscheinung mehr Werth legten, als auf das Wesen der Dinge. Wir unseres Theils müssen den Liebhaber von Festen und Prunk auf jene Schriften verweisen, weil unser Zweck uns nicht erlaubt, auf dergleichen Gegenstände einzugehen. Gelegentlich bemerken wir, daß sich die Menschen und diejenigen Schriftsteller, welche in den Salons gelesen sein wollen, stets völlig gleich bleiben. Bekanntlich haben die Feste, Bälle, Schmausereien und Liebschaften jener großen Herren, welche 1814 und 1815 in Wien so lange tanzten, scherzten und schwelgten, bis Napoleon sie aufschreckte, zwei geistreiche Darsteller und Lobredner gefunden, die in besonderen Büchern, der Eine deutsch, der Andere französisch, dieses Treiben beschrieben haben. Dasselbe Glück hat Karl der Kühne gehabt; denn Olivier de la Marche, einer der burgundischen Hofleute, hat in einem eigenen Buche, dessen Inhalt auch in das Lateinische übertragen worden ist, Karl's Festlichkeiten und seinen prahlenden Prunk ausführlich beschrieben. Der Herzog verschwendete damals, in die tollen Träume eines Königreiches Burgund-Lothringen und eines Reichs-Vicariats auf dem linken Rhein-Ufer versunken, die

von seinem Vater erworbenen Reichthümer, und zog diesen Träumen zu Liebe mit großen Kosten venetianische und mailändische Hauptleute von Söldnern an sich, welche ihn nachher, gleich den in seinem Dienste stehenden Franzosen, im Augenblick der Gefahr verriethen. Er wollte den Kaiser Friedrich als den Schattenbeherrscher des weströmischen Reiches gebrauchen, um alle seine, einander ganz ungleichen und mit sehr verschiedenen Freiheiten und Rechten begabten Besitzungen in ein Königthum von Gottes Gnaden vereinigen und unter Justinian's Gesetzbuch und despotische Novellen (s. Th. V. S. 11 f.) beugen zu können. Dieses neue deutsche Königreich (denn die französischen Länder Karl's konnten als Lehen der Krone Frankreich's dabei nicht in Betracht kommen) sollte aus allen Provinzen und Städten der Niederlande, aus den Herzogthümern Lothringen und Geldern und den Bisthümern Utrecht, Dole und Lüttich, aus den östreichischen Besitzungen und Rechten im Elsaß und in Schwaben, welche Siegmund von Tyrol an Karl abgetreten hatte, und aus dem, was dieser in der deutschen Schweiz besaß, bestehen. Das Letztere setzen wir hinzu, das Erstere wird in einem Briefe des damaligen Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht Achilles, an den Herzog Wilhelm von Sachsen als das von Karl beabsichtigte souveraine Königreich genannt. Als Karl dem Herkommen gemäß die Wappen der ihm zu übertragenden Provinzen aushing, steckte er auch die Habsburgischen Wappen des Breisgaues und Sundgaues, sowie der Landvogtei des Elsasses auf, obgleich Siegmund diese Gegenden und Rechte ihm nur verpfändet und sich die Rückgabe derselben gegen die Pfandsumme vorbehalten hatte.

Die Unterhandlungen zu Trier zogen sich sehr in die Länge. Friedrich versprach zwar Alles, zögerte aber von Tag zu Tag mehr. Er fand sich durch Karl's anmaßenden Ton im Gespräche, durch den ihn selbst ganz verdunkelnden Glanz desselben (fastu plus quam Persico), durch des Herzogs hochmüthige Geberden und durch dessen Forderung beleidigt, daß in den zwischen ihm und Friedrich zu schließenden Bund auch Friedrich's Feind, Matthias Corvinus von Ungarn, aufgenommen werden sollte. Nach dem Berichte Philipp's von Comines verachtete und verhöhnte Karl die Armuth der Deutschen und die Ohnmacht ihres Kaisers, der

sich den Schein des Weltbeherrschers gab und doch, wie Comines richtig bemerkt, nichts unternehmen oder auch nur befehlen konnte, ohne vorher Andere gefragt zu haben. Karl war ein militärischer Despot geworden, und schien es darauf abgesehen zu haben, den Kaiser zu verdunkeln und die ihn begleitenden Deutschen zu beleidigen. Auch meinte er es nicht aufrichtiger mit Friedrich, als dieser mit ihm. Er versprach mündlich und selbst schriftlich, daß Maximilian sein Schwiegersohn werden solle, er redete mit diesem darüber, er erlaubte, daß er Maria oft sehen und ihr schreiben, ja sogar, daß diese ihm antworten durfte, und doch ließ er auch wieder seine Absicht merken, die Vermählung Beider noch mehrere Jahre hinauszuschieben. Ob Karl außer der Hoffnung, ganz unsichere neue Erwerbungen zu machen, auch das künftige Kaiserthum im Auge gehabt habe, lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß Ludwig XI. von Frankreich dies dem Kaiser Friedrich schrieb und ihn vor dem Herzoge warnte. Ludwig war über Karl's tolles Treiben und über die Verblendung, mit welcher derselbe sich in Verlegenheiten stürzte, aus denen es keinen Ausweg gab, höchst erfreut. Er benutzte das Jahr 1473 vortrefflich, um Karl und seine übrigen mächtigen Feinde durch Waffenstillstände einige Zeit ruhig zu erhalten und mittlerweile die weniger mächtigen zu verderben. Er scheute zu diesem Zwecke weder Verrath noch Meuchelmord, und entledigte sich im Jahre 1473 namentlich des Herzogs von Alençon und des Grafen Johann von Armagnac. Der Letztere mußte damals seine lange Laufbahn voll Verbrechen und Lastern (s. S. 149 f. und 181 f.) auf eine gräßliche Weise endigen, weil er in Ludwig einen noch größeren Frevler, als er selbst war, gegen sich hatte. Er ward grausam gemordet und seine ganze Familie, besonders der weibliche Theil derselben, auf empörende Weise behandelt; Ludwig aber bezeigte sein Wohlgefallen über die Tödtung Johann's dadurch, daß er den Mörder desselben zum archer de la garde machte oder mit anderen Worten in seine Leibgarde aufnahm. Um dieselbe Zeit besetzte Ludwig auch die Grafschaft Roussillon. Alle, welche der arglistige, grausame König damals vernichtete, hatten früher zum Bunde für das öffentliche Wohl (s. S. 161) gehört, dessen Mitglieder Ludwig mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, obgleich er ihnen so lange, als er sie zu fürchten hatte, sehr freundlich

begegnet war. Vor Karl dem Kühnen warnte Ludwig einen Jeden; er arbeitete ihm überall entgegen, und scheute weder Kosten noch Mühen, um alle Welt zu Karl's Feinden zu machen. Er trat deshalb auch mit dem Kaiser Friedrich in Verbindung, und suchte dessen ängstlichen und kleinlichen Sinn zu wecken. Wir glauben jedoch, daß man Unrecht hat, wenn man den üblen Ausgang der Verhandlungen, welche zwischen Friedrich und Karl Statt fanden, den Briefen und Kabalen Ludwig's zuschreibt. Es bedurfte der Intriguen des französischen Königs nicht; denn Friedrich mußte schon von selbst Verdacht schöpfen, als Karl nicht blos König werden wollte, sondern auch das Verlangen aussprach, daß er zum Generalstatthalter (legatus) des Kaisers und zum Reichs-Vicar ernannt werde. Der Kaiser brach ganz plötzlich die Unterhandlungen ab.

Er hatte den trotzigen Herzog lange hingehalten und ihn immer an die deutschen Fürsten gewiesen, welchen Comines, während er gegen ihren erbärmlichen Kaiser die größte Verachtung ausspricht, Kraft und Nationalgefühl genug zutraut, um einen hochmüthigen Fremden von sich abzuhalten (car les princes de l'empire encore que l'empereur fut homme de peu de vertu y donneront ordre). Friedrich hatte lange Zeit Alles versprochen; auf einmal aber sah sich der stolze Herzog durch ihn betrogen. Karl hatte für das zu haltende prächtige Krönungsfest seine majestätische Gemahlin und seine Tochter Maria nach Trier kommen, Krone, Scepter und alles, was zum königlichen Ornat gehörte, auskramen, einen Mantel voll Perlen und Edelsteinen, deren Werth eine Chronik auf zweimalhunderttausend Dukaten angibt, verfertigen, einen Thron erbauen und die zur Krönung bestimmte Kirche mit den nöthigen Sitzen versehen lassen, als zwei Tage vor dem festgesetzten Termin der Kaiser ganz plötzlich von Trier abreiste, ohne von Karl Abschied genommen oder ihn auch nur von seiner Abreise in Kenntniß gesetzt zu haben. Karl der Kühne suchte hierauf das neue Königreich, welches er zu gründen hoffte, auf Unkosten des Erzbisthums Köln zu vergrößern.

Der Herzog von Burgund hatte übrigens schon früher durch den Streit des Herzogs Arnold von Geldern mit seinem Sohne Anlaß und Gelegenheit erhalten, sich am Niederrhein festzusetzen

und den Gedanken an ein dortiges Reichs-Vicariat zu fassen. Er war zugleich vom Kaiser selbst und vom Pabst aufgefordert worden, sich in diesen Streit einzumischen. Arnold von Geldern hatte in seinen alten Tagen sich noch einmal verheirathet und eine junge Frau zur Gemahlin genommen. Diese war des schwachen alten Mannes bald überdrüßig, und suchte sich desselben zu entledigen. Sie verband sich zu diesem Zwecke mit ihrem Stiefsohn Adolf, und der leibliche Sohn und Erbe des alten Herzogs verübte 1470 eine schauderhafte That an seinem Vater. Er überfiel Nachts den kranken alten Mann in seinem Bette, schleppte ihn baarfuß und im bloßen Hemde zehn Stunden weit über das Eis, und warf ihn, nachdem er ihn so über die deutsche Grenze hinaus nach Grave gebracht hatte, in ein schreckliches Burgverließ. (Adolf avoit pris son père prisonnier à un soir, comme il se vouloit aller coucher, et mené à cinq lieues d'Allemagne à pied, sans chausses par un temps très-froid, et le mit au fonds d'une tour, où il n'y avoit nulle clarté que par une petite lucarne, et là le tint près de six mois.) Diese Gräuelthat verbreitete allgemeines Entsetzen, und der Herzog von Cleve, ein Schwager des Gefangenen, erklärte dem jungen Herzoge von Geldern sogleich den Krieg. Vergebens schrieb Pabst Paul II. im September 1470 einen rührenden Brief an Adolf von Geldern, vergebens verwendete sich auch der Kaiser für den unglücklichen Greis, Adolf entließ seinen Vater nicht aus dem Kerker. Kaiser und Pabst forderten daher Karl den Kühnen von Burgund auf, den Herzog Arnold zu befreien. Karl, welcher mit dem Letzteren nahe verwandt war, entbot hierauf unter dem Scheine, als wenn er Vater und Sohn mit einander aussöhnen wolle, den jungen Herzog zu sich. Er gab demselben Geleitsbriefe und alle möglichen Versicherungen in Betreff seiner Person, forderte aber zugleich, daß Adolf, wenn er zu ihm komme, auch seinen Vater mitbringen solle. Adolf mußte diesem Begehren Folge leisten, da er, zugleich von Pabst, Kaiser und Reich bedrängt und vom Herzoge von Cleve befehdet, einen so mächtigen Nachbarn, wie Karl der Kühne war, nicht beleidigen durfte. Dieser bemühte sich hierauf, wie Comines versichert, ernstlich, Vater und Sohn auszusöhnen, obgleich der Alte aufs höchste gegen seinen Sohn

erbittert war *). Es war jedoch keine Aussöhnung zwischen Beiden möglich. Karl ließ also dem Sohne durch Comines den Vorschlag machen, daß derselbe sich bis zum Tode seines Vaters mit einem Striche Landes, einem standesmäßigen Einkommen und dem Herzogstitel begnügen möchte. Die ganz rohe Antwort Adolf's auf dieses Anerbieten kann zeigen, wie tief damals die Ritterschaft in Folge ihres wilden Lebens gesunken war, und wie traurig es mit der Religion der höheren Klassen der Gesellschaft aussah. Sein Vater, sagte Adolf, wäre lang genug Herzog gewesen, da derselbe es bereits 44 Jahre sei, und er wünsche lieber seinen Vater und sich selbst ersäuft zu haben, als daß er einen solchen Vergleich eingehe (qu'il aimeroit mieux avoir jetté son père tête devant dans un puits et de s'estre jetté après, que d'avoir fait cet appointement, et qu'il y avoit quarante et quatre ans que son père estoit duc, et qu'il estoit bien temps qu'il le fût, et autres paroles assez mal sages). Karl mußte gerade damals plötzlich aufbrechen, weil die Nachricht ankam, daß die Franzosen Amiens besetzt hätten und gegen ihn heranrückten (s. S. 185). Er nahm den Herzog Adolf mit sich. Dieser fand unterwegs Gelegenheit zu entwischen, wurde aber, als er verkleidet mit zwei Gefährten in sein Herzogthum zurückkehren wollte, wieder gefangen. Man erkannte ihn, wie einst den unglücklichen Konradin und seinen Freund Friedrich von Baden (s. Th. VII. S. 324), daran, daß er die Überfahrt über einen Fluß mit einem Dukaten bezahlte. Er wurde eingesperrt und blieb bis zu Karl's Tod in burgundischer Gefangenschaft. Sein Vater Arnold, der ihn mit Recht unversöhnlich haßte, verkaufte im September das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen um ein Spottgeld an Karl den Kühnen; er erhielt neunzigtausend Dukaten und eine jährliche Rente. Karl nahm das auf solche Weise erworbene Land mit Gewalt der Waffen in Besitz, benutzte aber doch auch die Gleichgültigkeit der Deutschen in Betreff der Größe und des Glanzes ihres Reiches, um sich die Rechtstitel über den Besitz eines so schnöde gekauften Reichslandes zu verschaffen.

*) Je les vis, sagt Comines, tous deux en la chambre du dit duc par plusieurs fois et en grande assemblée du conseil, où ils plaidoient leurs causes, et vis le bon homme vieil présenter le gage de bataille à son fils.

Er bewog zuerst den Herzog Gerhard von Jülich und Berg, dem Anspruch an Geldern und Zütphen für sich und seine Nachkommen förmlich zu entsagen; dann ließ er in Trier sich von Kaiser Friedrich mit beiden Ländern belehnen und sein Recht an dieselben durch ein mit einem großen Siegel versehenes Patent beurkunden, für welches er dem Reichskanzler elfhundert Dukaten bezahlte.

Hierauf benutzte Karl der Kühne die Verhältnisse des Erzbisthums Köln, um seinen Plan eines Reichs-Vicariats am Rhein zu verwirklichen oder doch sich auf irgend eine Weise dort festzusetzen. Der Kurfürst Ruprecht von Köln besaß keine jener männlichen Eigenschaften, welche für einen Regenten der Ritterzeit erforderlich waren; denn diese verstattete zwar, daß ein Fürst grausam und tyrannisch, nicht aber, daß er schwach und verschwenderisch sei. Ruprecht gerieth daher zu derselben Zeit, als sein Bruder Friedrich in die oben (S. 234 ff.) erwähnten elsässischen Streitigkeiten verwickelt war, mit seinen Städten, Ständen und Domherren in einen noch ärgeren Zwist, als der frühere gewesen war. Bei der Entscheidung über die Verpfändungen und Forderungen an das Erzstift Köln, welche von Friedrich dem Siegreichen auf militärische Art gemacht worden war, hatten die Städte Bonn, Nuys und Köln, besonders die beiden Letzteren, am meisten verloren. Sie waren daher sehr erbittert, und haßten namentlich die Pfälzer Hauptleute Buck und Rauschenbach, weil dieselben bei der willkürlichen Wegnahme der Pfandstücke vorzugsweise thätig gewesen waren. Gerade diese beiden Männer waren aber in Köln geblieben, als die anderen verständigen Pfälzer, welche Friedrich bei seinem Bruder zurückgelassen hatte, aus Unwillen über des Erzbischofs Wesen und Treiben wieder nach Hause gereist waren. Die Stadt Nuys hatte schon bei Gelegenheit des im Herzogthum Geldern ausgebrochenen Kampfes den Erzbischof schwer beleidigt; denn sie hatte die Truppen, welche dieser dem Herzoge von Cleve gegen Adolf von Geldern zu Hülfe sandte, nicht durchziehen lassen wollen. Die Feindschaft zwischen dem Erzbischof und der Stadt Nuys dauerte nachher fort, bis endlich ein förmlicher Aufstand und Krieg ausbrach. Ruprecht schickte nämlich den tapferen und wackeren Buck nebst einem anderen seiner Vertrauten nach Nuys, hier aber glaubte man, daß dies nur deshalb geschehen sei, um zwischen den

Bürgern und ihrem Magistrat Feindschaft zu stiften, und Buck wurde, ungeachtet der dringenden Fürbitten des Erzbischofs, auf offenem Markte hingerichtet. Dies war das Signal zum Kriege. Die Städte Nuys, Köln und Bonn kündigten dem Erzbischof den Gehorsam auf, und das Dom-Kapitel in Köln schritt zur Wahl eines Administrators für das Erzbisthum (1472). Gewählt wurde der Landgraf Hermann von Hessen, Probst zu Fritzlar und Aachen und Domherr zu Köln, welcher, um sich den geistlichen Studien ganz zu widmen, das Land Hessen seinem Bruder und seinem Neffen überlassen hatte, und schon einmal zum Bischof von Hildesheim ernannt gewesen war. Er ließ sich sogleich in Bonn und an anderen Orten huldigen, und gerieth dadurch natürlich in einen Krieg mit Ruprecht. Er ward in demselben von seinem Bruder Heinrich mit den Waffen unterstützt; Ruprecht dagegen wandte sich an Karl den Kühnen um Hülfe. Dieser mischte sich hierauf wirklich in den Streit, unterhandelte aber anfangs zugleich mit Ruprecht und mit dessen Feinden. Er schickte den Herrn von Arberg nach Köln, wo Ruprecht's Feldhauptmann Rauschenbach bei einem wüthenden Angriffe auf die Stadt zurückgeschlagen und selbst getödtet worden war. Karl ließ der Stadt Köln und ihren Verbündeten durch Arberg die freundlichsten Anerbietungen von Beistand machen; diese wurden aber abgelehnt, und zwar aus einem Grunde, den wir aus dem naiven Küchenlatein eines Zeitgenossen wörtlich übersetzt mittheilen wollen. „Man fürchte, hieß es, aus jener französischen Kanone des Truges beschossen zu werden, aus welcher goldene Kugeln geschossen würden, und durch die schon viele sonst nicht zu erobernde Städte zum Fall gebracht worden wären."

Unterdessen hatte die bekannte Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Friedrich und dem Herzoge von Burgund Statt gefunden, und der Erstere war von Trier nach Köln gegangen, wo er sich des Dom-Kapitels, der Stände und des erwählten Administrators gegen den Erzbischof Ruprecht annahm, weil er diesen um seines Bruders, des bösen Fritz, willen ebenso unversöhnlich haßte, als Ludwig XI. von Frankreich den Herzog Karl. Der Letztere dagegen rüstete ein furchtbares Heer, um in das Kölnische einzufallen, und erschien 1474 vor Nuys, während der Kaiser Reichstage halten

ließ und seine Erbstaaten besuchte. Die Stadt Nuys wurde von dem Administrator Hermann vertheidigt, der sich mit einem in Hessen geworbenen Heere von tausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reitern in dieselbe geworfen hatte. Von beiden Seiten wurden alle möglichen Anstrengungen für den bevorstehenden Kampf gemacht; der Erfolg entsprach aber, wie dies auch in unseren Zeiten zu geschehen pflegt, bei weitem nicht den Opfern und Mühseligkeiten, welche Land und Leute tragen mußten, oder den Anstalten, welche getroffen, und den Bündnissen, welche geschlossen wurden. Karl der Kühne, der schon in Trier außer seiner prächtig gekleideten Leibwache achttausend Reiter und viertausend Mann zu Fuß bei sich gehabt hatte, ließ noch seine ganze kolossale Artillerie gegen Nuys ziehen, und nahm außerdem Tausende von Söldnern verschiedener Länder, besonders aber viele italiänische Condottieren, in Dienst. Um diese alle bezahlen zu können, mußte der reichste Fürst in Europa ein Anlehen bei der Bank von Venedig machen. Auf Seiten der Gegner hatten die Kölner die nöthigen Summen hergegeben, um gediente Leute anzuwerben, welche man damals für Geld überall haben konnte. Es war daher nicht nur ein ansehnliches Heer für den Administrator angeschafft worden, sondern die Stadt Köln schloß auch mit dessen Bruder, Heinrich von Hessen, einen Vertrag, in welchem dieser sich verpflichtete, mit zwölftausend Mann zu Fuß und achthundert Reitern zum Entsatze von Nuys herbeizueilen. Die Sache kostete den Kölnern viel Geld; denn der Kaiser hatte zwar zu aller Welt Erstaunen versprochen, das Commando des gegen Karl den Kühnen aufgebotenen Reichsheeres zu übernehmen, blieb aber acht Monate lang aus, und Landgraf Heinrich, der schon im August 1474 mit fünfzehntausend Mann zum Entsatze seines Bruders im Anzuge war, mußte jedem seiner Reiter acht und jedem Fußgänger sechs Gulden monatlich geben. Das gegen Karl den Kühnen aufgebotene deutsche Heer wird bald auf achtzigtausend, bald auf fünfzigtausend Mann angegeben; es dauerte jedoch ein volles Jahr, bis dasselbe im Feld erscheinen konnte. Zum Glück überließ dann der Kaiser das Commando dem Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg; denn der Administrator Hermann würde schwerlich gewagt haben, es mit dem Herzoge von Burgund aufzunehmen, wenn nicht der träge, geizige Kaiser

und das uneinige Reich diesmal einen tüchtigen Vorfechter erhalten hätten. Die Deutschen oder vielmehr ihr Kaiser schlossen zwar außerdem einen Vertrag mit dem französischen König Ludwig XI., der sich verpflichtete, den Herzog von Burgund mit dreißigtausend Mann anzugreifen, und auch die Schweizer versprachen, mit einem Heere zu erscheinen; allein Ludwig hütete sich wohl, sein Wort zu halten, und die Eidgenossen fielen nur in den ihnen benachbarten Theil des burgundischen Reiches ein, plünderten und raubten in demselben, und vereinigten Städte und Dörfer mit ihrem Bunde. Die eigentliche Hülfe kam also den Kölnern weder vom deutschen Reiche, dessen Heer zu der Zeit, als Nuys von Karl eingeschlossen wurde, noch nicht einmal auf den Beinen war, noch von Frankreich oder der Schweiz, sondern blos von den beiden hessischen Landgrafen Hermann und Heinrich.

Die Belagerung von Nuys ist eine der merkwürdigsten des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts, da diese Stadt damals für den am besten befestigten Platz galt, und die beiden Landgrafen von Hessen durch die Vertheidigung derselben gegen die ungeheuere Macht des tollkühnen Herzogs von Burgund unsterblichen Ruhm erwarben, dieser aber bei der Belagerung sich selbst zu Grunde richtete. Hierüber sind Philipp de Comines und Olivier de la Marche mit den deutschen und niederländischen Schriftstellern ganz einig. Die Belagerung dauerte, weil das Reichsheer so langsam heranzog, vom 29. Juli 1474 bis zum 28. Juni 1475. Karl lag während derselben auf dem linken Rheinufer, Heinrich von Hessen dagegen weiter oben auf dem rechten. Karl war während der ganzen Zeit der Belagerung unaufhörlich und an allen Stellen thätig; die Chroniken erzählen sogar, er sei — was wir dahin gestellt sein lassen — Tag und Nacht nicht aus den Kleidern gekommen. Er richtete aber ungeachtet aller seiner Anstrengungen, welche Olivier de la Marche uns ausführlich schildert, und ungeachtet des glänzenden Heeres, das zur Belagerung aufgeboten worden war, gegen die fünfzehnhundert Hessen in Nuys nichts aus. Man wird sich hierüber nicht verwundern, wenn man hört, daß Karl's Heer theils aus seinen höchst unzufriedenen und von Ludwig XI. bearbeiteten französischen Lehensleuten; theils aus unwilligen Niederländern und gezwungen dienenden Lüttichern und Geldernländern, theils end-

lich aus geworbenen Engländern und Italiänern bestand. Die Belagerten geriethen zuletzt in die äußerste Noth; denn sie zehrten nicht nur alle ihre Lebensmittel, über deren großen Vorrath der neueste Geschichtschreiber von Hessen (Rommel) sehr anziehende Mittheilungen macht, gänzlich auf, sondern mußten endlich auch die Pferde der Besatzung und der Bürger schlachten, während das burgundische Lager einem Markte voll Überfluß glich und der Herzog glänzende Tafel hielt, an welcher täglich fremde Gesandte als Gäste bewirthet wurden. Schon hatte Karl siebenzehn Thürme und dreihundert Häuser der Stadt mit seinem Geschütze zerstört, einen Arm des Rheines abgedämmt, den kleineren Flüssen einen anderen Lauf gegeben und eine Insel, auf deren Besitz Alles anzukommen schien, erobert, als er bei der Nachricht vom nahen Anzug des Reichsheeres muthwilliger Weise gegen die Werke der Stadt Sturm laufen ließ und mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde.

Das Reichsheer war endlich auf die Beine gebracht worden. Der Kaiser hatte den Kriegszug, dessen Führung er selbst übernehmen wollte, erst im Juli 1474 auf einem Reichstage zu Augsburg ausschreiben lassen. Hier hatten die Kölner und andere Städte die Zeche des Kaisers bezahlt, damit derselbe flott werde; wie langsam es aber mit dem Heere und seinem Auszuge zuging, kann man aus dem Umstande ermessen, daß nach dem Augsburger Reichstage noch ein halbes Schock anderer gehalten und viel geschrieben und getrunken ward. Der Kaiser selbst spielte im Vergleich mit dem Herzoge von Burgund eine sehr ärmliche Rolle. Auf einer Fürstenversammlung, welche bald nach dem Augsburger Reichstage in Würzburg gehalten wurde, nahmen die von ihm nicht bezahlten Handwerker seinen Wagen in Beschlag; als er 1473 auf der Reise nach Trier begriffen war, spannte man in Schwäbisch-Hall Ochsen vor seinen Wagen, und in Reutlingen gab man ihm, weil wegen des schlechten Pflasters seine Pferde ganz einsanken, zur Entschädigung zwei Ochsen und sechzehn Gulden. Doch muß es mit den Letzteren eine eigene Bewandtniß gehabt haben, wiewohl Kaiser Friedrich auch sonst, wenn es nicht anders ging, mit Kleinem vorlieb nahm. Im Mai 1475 war endlich das Reichsheer unter Albrecht Achilles von Brandenburg und dem Herzog Albrecht von Sachsen, welcher die Stelle seines

Bruders, des Kurfürsten Ernst, vertrat, zum Abzuge nach Nuys gerüstet. Karl hatte damals in den sechsundfünfzig Stürmen, die er tollkühn unternehmen ließ, bereits den Kern seines Heeres verloren. Dessen ungeachtet ließ er sich nicht bewegen, die Belagerung aufzuheben, bis endlich der Landgraf Heinrich von Hessen durch den Vortrab des Reichsheeres unter dem Bischof von Münster und dem Grafen von Schwarzburg eine solche Verstärkung erhalten hatte, daß er zum Angriff schreiten konnte. Auch Albrecht Achilles verlangte eine Schlacht, und wenn man auf seinen Rath eingegangen wäre, so hätten wahrscheinlich die Deutschen den Ruhm der Vernichtung der burgundischen Macht erworben, welchen späterhin die Schweizer ernteten; dies widerstritt aber der von Friedrich befolgten östreichischen Heiraths-Politik (Felix Austria, nube!), eine Politik, die sich immer gleich geblieben ist, die das Wasser trübt und dann fischt. Der Kaiser knüpfte, statt sich in einen entscheidenden Kampf einzulassen, Friedensunterhandlungen an, bei welchen ein päbstlicher Kardinal-Legat, der Bischof von Friaul, ihm als Vermittler diente, der Herzog von Burgund aber durch den Bischof von Utrecht und zwei andere angesehene Männer vertreten wurde. Karl der Kühne ließ, von seiner Tochter Maria gedrängt, den Vorschlag einer Vermählung derselben mit Friedrich's Sohn Maximilian erneuen, und zu aller Welt Erstaunen ward schon am 17. Juli ein Frieden zwischen ihm und dem Kaiser geschlossen. Beide Theile handelten dabei auf Unkosten derer, welchen sie ihren Schutz versprochen hatten: Karl opferte den Kurfürsten Ruprecht auf und willigte ein, daß Landgraf Hermann als Erzbischof und Kurfürst von Köln anerkannt werde; Friedrich dagegen versprach, bei dem Angriffe, welchen Karl gegen den Herzog von Lothringen und die Schweizer beschlossen hatte, neutral zu bleiben. In einer geheimen Unterredung Karl's mit Friedrich war wahrscheinlich auch von Maximilian's Vermählung mit Maria die Rede, bekannt wurde jedoch über diese vorerst nichts. Der Abschluß des Friedens zog den Herzog von Burgund, welcher sein Heer alsbald nach Hause zurückführte, mit Ehren aus dem Spiele; der tollkühne Mann stürzte sich aber gleich nachher in eine noch größere Gefahr und kam in derselben um.

9. Karl's des Kühnen letzte Zeit.

Nachdem der Frieden zwischen Karl dem Kühnen und Kaiser Friedrich geschlossen war, griff der Erstere sogleich das Herzogthum Lothringen an. Dieses Land war, wie wir oben (S. 140—143) gesehen haben, durch Gewalt der Waffen dem alten Renatus entzogen und an die Familie Vaudemont (die Wurzel der Guisen) gebracht worden; nachher hatte Renatus zwar mit Hülfe des französischen Königs Karl VII. den Besitz von Lothringen wieder erlangt, durch eine besondere Fügung der Umstände aber war das Land doch wieder an die Vaudemonts gekommen. Renatus hatte nämlich das Herzogthum Lothringen seinem Sohn Johann abgetreten, welcher von uns oft unter dem Namen Herzog von Calabrien erwähnt worden ist, und als dieser gestorben war, hatte dessen Sohn Nikolaus dasselbe erhalten. Diesem jungen und schönen Herzog Nikolaus hatte Karl der Kühne früher nicht nur versprochen, daß er seine Erbtochter Maria zur Gemahlin erhalten solle, sondern ihm auch sogar erlaubt, an Maria zu schreiben, und diese hatte, obgleich sie noch ein Kind war, ihm geantwortet; Karl hatte aber, sobald er mit dem Kaiser Friedrich in Unterhandlung trat, sein Wort wieder zurückgenommen. Nikolaus starb 1473, und zwar so plötzlich, daß man, was damals in solchen Fällen fast immer geschah, ihn für vergiftet hielt und seinen Tod dem König Ludwig XI. schuld gab, welchem überhaupt alles ersinnliche Böse zugeschrieben wurde. Damals lebte der alte Renatus noch; da er jedoch allzu bejahrt war, um die Regierung des Herzogthums führen zu können, so übergab man dasselbe seiner Tochter Jolantha, durch deren Vermählung mit Friedrich von Vaudemont Renatus sechsunddreißig Jahre früher sich aus der Gefangenschaft losgekauft hatte (s. S. 142). Jolantha trat ihre Rechte an ihren jungen Sohn Renatus II. ab, und so gelangte das Haus Vaudemont wieder in den Besitz von Lothringen. Dies geschah zu derselben Zeit, als Karl der Kühne die Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich betrieb. Da er nun die ganz französische Linie der Vaudemont fürchtete und die Sache der Deutschen auch in Lothringen aufrecht erhalten wollte, so ließ er den jungen Herzog in dessen eigenem Lande aufheben. Er fand zwar bald für gut, ihn

wieder frei zu geben, weil König Ludwig XI. das Vergeltungsrecht übte und einen deutschen Herrn, welcher durch Frankreich reiste, in Haft nahm; allein er preßte doch vorher dem Herzog Renatus einen harten Vertrag ab. Renatus mußte nämlich vor seiner Entlassung einen ewigen Bund mit Burgund schließen, dessen Bedingungen Lothringen völlig unabhängig von den burgundischen Herzögen machten. Sobald daher Kaiser Friedrich 1474 mit Karl dem Kühnen in Krieg gerieth, gab Renatus jenen Bund wieder auf, schloß sich, wie Ludwig XI., aber enger als dieser, an Karl's Feinde, die Schweizer an, schickte dem Herzoge von Burgund eine trotzige Herausforderung in das Lager vor Nuys, und fiel raubend in Luxemburg ein, während die Schweizer in die Grafschaft Burgund eindrangen.

Karl rächte sich dadurch, daß er, sobald er mit dem Kaiser über einen Friedensvertrag übereingekommen war, gegen den Herzog von Lothringen zu Felde zog. Um aber bei diesem Unternehmen kein Hinderniß zu erleiden, schloß er vorher in Solothurn einen neunjährigen Waffenstillstand mit Ludwig XI. Jeder der beiden Theile gab dabei seinen Schützling der Rache des anderen preis: Ludwig versprach, sich des Herzogs von Lothringen nicht anzunehmen, Karl dagegen verpflichtete sich, den Connetable Jakob von Luxemburg, Grafen von St. Paul, welchen Ludwig ohne allen Grund verfolgte, nicht nur nicht zu schützen, sondern ihn sogar, wenn er in seine Hände falle, auszuliefern. Beide hielten einander Wort. Auf welche Weise der Connetable, Jakob von Luxemburg (aus derselben Familie wie das Haus Luxemburg, das dem deutschen Reiche mehrere Kaiser gegeben hat), dem Könige von Frankreich geopfert und von diesem getödtet wurde, werden wir später berichten. Ebenso, wie dieser unglückliche Mann, mußte auch Renatus von Lothringen bald die Wirkung des zwischen Ludwig und Karl geschlossenen Vertrages empfinden. Es erschien nämlich auf einmal an den Grenzen seines Landes eine so große burgundische Kriegsmacht, daß er sich nach fremder Hülfe umsehen mußte. Er reiste also selbst zum König Ludwig, um den Beistand desselben zu erbitten; dieser täuschte und betrog ihn aber auf eine unerhörte Weise. Die Art, wie Ludwig sich gegen den unglücklichen Renatus benahm, würde allein schon sein Andenken beschimpfen, wenn auch

nicht die ganze Regierung dieses Königs, obgleich sie seine Politik und seine Fürsorge für den Staat und die Nation im glänzendsten Lichte zeigt, ihn als einen treulosen, grausamen Mann ohne Grundsätze und ohne Erbarmen erkennen ließe. Er stellte sich dem Herzog Renatus gegenüber, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, redete ihm seine Furcht aus, und betheuerte, daß er, wenn die Sache sich so, wie Renatus sage, verhielte, augenblicklich selbst zu seiner Rettung erscheinen würde (par la Pâque-Dieu, si je croyois ce que vous me dites, j'irois en personne défendre la Lorraine); nichts desto weniger war schon Ende September ganz Lothringen besetzt und der einzige haltbare Ort desselben, die Hauptstadt Nancy, enge eingeschlossen. Ludwig betrog damals seinen Schützling doppelt, denn er ließ, um seines Drängens entledigt zu werden, den Admiral, welcher die französischen Truppen befehligte, endlich marschiren, befahl ihm aber, an der lothringischen Grenze Halt zu machen. Da weder Ludwig noch die Schweizer dem Herzoge von Lothringen Wort hielten, so öffnete die Stadt Nancy, die sich bis aufs Äußerste vertheidigt hatte, am letzten November ihre Thore den Burgundern. Karl rief alsbald die Stände von Lothringen zusammen, und gab ihnen die Versicherung, daß er nicht gesonnen sei, das Land als ein erobertes zu behandeln, daß er vielmehr selbst in Nancy residiren und zur Verbürgung seines Versprechens seinen Vetter, den Herrn von Bièvres, dessen Klugheit, Gerechtigkeit und Mäßigung jedermann kenne, als Statthalter zurücklassen wolle. Auf diese Weise schien also das Herzogthum Lothringen dem großen burgundischen Reiche völlig einverleibt zu sein.

Unglücklicher Weise glaubte Karl der Kühne gleich darauf mit den Schweizern ebenso leicht fertig werden zu können, als mit dem Herzoge von Lothringen, bereitete aber dadurch sich selbst den Untergang, während er zugleich den Schweizern einen Kriegsruhm verschaffte, den sie nachher ökonomisch auszubeuten verstanden. Karl hatte es übrigens, als er gegen die Schweizer auszog, nicht blos mit diesen zu thun, sondern auch mit den deutschen Städten im Elsaß und in den oberschwäbischen Landschaften, welche Siegmund von Tyrol ihm verpfändet hatte. Wir wollen daher, ehe wir den Sturz des großen burgundischen Reiches darstellen, das Verhältniß der Schweizer und jener Städte zu demselben angeben

und dabei zugleich einige früher nur im Vorbeigehen berührte Umstände darlegen.

Die Hauptursache des Grolles der Schweizer war der Übermuth und der Raub, welchen die von Karl dem Kühnen begünstigte Ritterschaft und sein Landvogt im Elsaß, Peter von Hagenbach, sich gegen sie erlaubten. Jene Ritter durften zwar, seitdem Siegmund dem Herzoge von Burgund die Grafschaft Pfirt, den Elsaß und Oberschwaben verpfändet hatte (s. S. 239), ihr Gewerbe des Straßenraubes und der Bedrückung der Bürgerschaften nicht mehr auf eigene Rechnung treiben, weil Hagenbach mit unerbittlicher Grausamkeit strafte; sie trieben dasselbe aber dagegen im Dienste dieses Vogtes auf unerhörte Weise. Durch die Schweiz ging damals der Handel mit Tuch und Seidenzeugen, welcher zwischen Italien und Frankfurt geführt wurde; dieser Handel war in Folge jenes Raubwesens ganz gestört, und Hagenbach spielte im Namen seines Herrn zugleich den Statthalter und Schützer, den Räuber, den brutalen Rittersmann und den glänzenden Fürsten. Da man in neuerer Zeit auch die berüchtigten Vögte des Kaisers Albrecht I. (s. Th. VIII. S. 100 f.) gerechtfertigt hat, so wollen wir nicht behaupten, daß Hagenbach wirklich so schwarz war, wie die Chroniken ihn malen; gewiß ist aber, daß er uns als ein zweiter Geßler dargestellt wird. Er soll zuletzt sogar auch die Edeln im Lande gedrückt und die Stadt Mühlhausen, welche den Schweizern früher (sowie nachher bis zum Jahre 1798) gewissermaßen einverleibt war, beinahe um ihre Freiheit gebracht haben. Auch Basel schloß im Gedränge zwischen Karl und seinem Vogt einen engen Bund mit der Eidgenossenschaft, nahm achthundert Mann von ihr an, und erhielt das Versprechen, daß die Schweizer im Nothfall mit ihrer ganzen Macht erscheinen wollten. Karl selbst kränkte auf einem Zuge, den er vor seinem Angriffe auf Nuys in den Elsaß unternahm, nicht blos die Bürger der ihm verpfändeten Städte, sondern er behandelte auch die an ihn gesendeten Berner Abgeordneten, welche ihm im Namen der Schweiz Vorstellungen machten, sowie den sehr zahlreichen deutschen Adel des Landes auf eine hochmüthige und brutale Weise. Dies Alles benutzte der arglistige König Ludwig XI. zu seinem Zwecke. Er hatte seither, während er stets freundlich gegen Karl war, ihn

überall umstrickt, vernichtete alle Freunde desselben in Frankreich, täuschte den Herzog der Bretagne, riß bis über Roussillon hinaus ein Gebiet nach dem anderen an sich, und vernichtete durch Gift und Dolch seine inneren Feinde. Jetzt suchte er die Schweizer für sich zu gewinnen und zugleich mit dem habsburgischen Hause auszusöhnen. Die Umstände erleichterten ihm sein Bemühen; denn eines Theiles waren Karl und der Kaiser damals auf einige Zeit mit einander entzweit, und anderes Theiles hatten Hagenbach's Despotie und Karl's Stolz den zahlreichen und sehr streitbaren Adel des oberen Landes und die ebenfalls gerüsteten Patricier der Städte weit heftiger gereizt, als die niederen Bürger und die Landleute, welche der burgundische Vogt nicht drückte. In der That brachte Ludwig sowohl für sich als für das Haus Habsburg eine Verbindung mit jenem Volke zu Stande, welches gleich den Engländern viel von Freiheit und Demokratie redete, aber aristokratisch handelte und selbst in den ganz eigentlich demokratischen Kantonen sehr aristokratisch regiert wurde.

Die Feindschaft, welche zwischen dem Hause Habsburg und der Schweiz bestand, schien bis dahin eine unversöhnliche zu sein. Die Habsburger hatten zuerst nach den Schlachten bei Morgarten, Sempach und Näfels ihre alten Rechte und vieles Gebiet den Schweizern überlassen müssen. Hierauf hatten diese die Gewinnsucht des Kaisers Siegmund und die Erbitterung des Constanzer Concils über den Herzog von Tyrol, Friedrich mit der leeren Tasche, auf eine schmähliche Weise benutzt, um dem Letzteren die schönsten Besitzungen seines Hauses zu entreißen (s. Th. IX. S. 162 ff.). Nachher hatten die Schweizer in dem sogenannten Züricher, dem Thurgauer und dem Waldshuter Kriege noch andere Erwerbungen gemacht. Endlich war ihnen derselbe Pabst Pius II., welcher vorher als Aeneas Sylvius in Verbindung mit Kaiser Friedrich die deutsche Kirche um ihre Rechte gebracht hatte, behülflich gewesen, um dem unglücklichen Sohne jenes Herzogs von Tyrol, Siegmund dem Blödsinnigen, auch noch dasjenige zu rauben, was dessen Vater in der Schweiz übrig behalten oder später, als er durch die in Tyrol entdeckten Bergwerke reich geworden war, wieder erlangt hatte. Den Anlaß dazu gab der bekannte Kardinal Nicolaus Cusanus, dessen große Verdienste um die Literatur jener

Zeit wir an einem anderen Orte (Th. IX. S. 430 ff.) gepriesen haben. Dieser war durch den Pabst Nikolaus V. auf ganz unrechtem Wege Bischof von Brixen geworden, und misbrauchte als solcher seine Gelehrsamkeit, um dem armen Siegmund weltliche Rechte streitig zu machen, welche von allen Vorgängern des Bischofs anerkannt worden waren. Er hetzte endlich sogar die fanatischen Tyroler zu Gewaltthätigkeiten gegen ihren Fürsten auf, und erbitterte dadurch den Letzteren so sehr, daß derselbe den trotzigen Kardinal-Bischof in die Feste Bruneck bringen ließ. Dafür belegte Pius II. den Erzherzog Siegmund mit dem Banne (August 1460). Dieser blieb zwar anfangs ohne Wirkung; als aber Pius das früher vom Constanzer Concil gegebene Beispiel befolgte und den Schweizern alles, was sie dem Herzoge von Tyrol abnehmen könnten, im voraus schenkte, griffen dieselben zu den Waffen, und bedienten sich der Briefe das Pabstes ebenso, wie sie vorher des Kaisers Diplome gebraucht hatten, um den unrechtmäßigen Besitz in einen rechtmäßigen zu verwandeln. Sie nahmen Rapperswyl in Besitz, Unterwalden, Zug, Lucern und Schaffhausen sagten sich von den Habsburgern ganz los, Thurgau wurde nicht etwa ein freier Kanton, sondern eine Provinz der Eidgenossenschaft, und der im Juni 1461 auf fünfzehn Jahre geschlossene Stillstand ließ die Schweizer im Besitze ihres Raubes.

Dies Alles ward jetzt, wo Karl der Kühne zugleich den Kaiser und die Schweiz bedrohte und Beide Ludwig's XI. Freundschaft und Hülfe suchten, vergessen, und des Letzteren Künste brachten zwischen Siegmund und der Eidgenossenschaft die sogenannte ewige Richtung zu Stande, welche im April 1474 zu Constanz verabredet und im Juni desselben Jahres mit den von Ludwig gemachten Veränderungen zu Senlis abgeschlossen wurde. Dieser Vertrag, welcher von zehn zu zehn Jahren erneut werden sollte, erkannte den Eidgenossen das, was in ihrem Besitze war, zu, und enthielt außerdem folgende Bestimmungen: „In allen anderen Landen und in uneingelöseten Pfandschaften bleiben dem Fürsten seine herrschaftlichen und Lehen-Rechte. Die Bischöfe und die deutschen Städte Constanz und Basel sind insoweit souverain, daß sie über Kriegsforderungen, Rechtlosigkeiten und Staatsfragen ohne Appellation selbst richten. Kein Theil gibt den Feinden des anderen Theiles

Aufenthalt oder Durchpaß. Handel und Wandel ist frei, und die Zölle dürfen nicht erhöht werden. Dies gilt (wie ausdrücklich hinzugesetzt wird) vom Schwarzwald und von den Waldstädten Laufenburg, Waldshut, Seckingen und Rheinfelden." In Folge der ewigen Richtung und der Zureden des Königs von Frankreich schlossen auch die deutschen Städte von Basel bis nach Straßburg, welche wenige Tage vorher dem Schweizer Bunde beigetreten waren und seit dem die Städte der niederen Vereinigung hießen, eine Richtung. Diese Städte verpflichteten sich, die Pfandsumme zu zahlen, für welche Siegmund die Grafschaft Pfirt und die von Hagenbach tyrannisirten Städte an Karl den Kühnen überlassen hatte. Das Geld war in kurzer Zeit zusammengebracht, da Straßburg allein die Hälfte desselben zahlte; es ward in Basel niedergelegt, und Siegmund, welcher dieser Sache wegen selbst aus Tyrol nach Zürich gekommen war, ließ Karl den Kühnen durch eine in das Lager vor Nuys geschickte Botschaft ersuchen, die Summe in Empfang zu nehmen und dagegen die verpfändeten Orte zu räumen. Karl antwortete auf diese Ankündigung: nicht gesucht habe er die verpfändeten Städte und Länder, sondern Siegmund habe ihm dieselben zu einer Zeit anvertraut, als er sie gegen die Schweizer nicht mehr habe schützen können; die Einlösung sei nicht auf die erforderliche Weise und nach gewohnten Formen in Besançon verkündigt worden; und Siegmund solle bedenken, daß, wenn er die Städte gewaltsam nehmen würde, er mehr ihn als die Schweizer zu fürchten habe. Bei dieser Ausflucht hatte es sein Bewenden, bis nachher der Krieg den Ausschlag gab.

Ehe jene Verträge und Verbindungen gegen Karl den Kühnen geschlossen worden waren, hatte Ludwig XI. sich im Januar 1474 durch einen besonderen Traktat mit den Schweizern verbunden; er war deshalb auch schon seit Januar im Stande, den Herzog von Burgund ganz in den Schlingen seiner treulosen Politik zu bestricken und den deutschen Kaiser zu betrügen, ohne sich selbst der geringsten Gefahr auszusetzen. Sein Vertrag mit der Eidgenossenschaft oder die sogenannte ewige Allianz wurde durch den Berner Gesandten, Niklas von Diesbach, im Namen aller der acht Kantone, aus welchen damals die Eidgenossenschaft bestand,

abgeschlossen, weil Bern von denselben bevollmächtigt war. Dieser merkwürdige Tractat, welcher nachher bis zur französischen Revolution allen zwischen Frankreich und der Schweiz geschlossenen Verträgen zur Grundlage diente, sicherte dem König Ludwig und denjenigen seiner Nachfolger, welche keine stehenden Truppen hatten, ein allzeit schlagfertiges Heer, sowie andererseits den Schweizern, die sich arme Lüt nannten, Subsidien, ihren Proletariern einträglichen Kriegsdienst und ihren Patriciern Officiers-Stellen und Pensionen. König Ludwig verpflichtet sich in demselben, den Schweizern, so lange er lebe, jährlich zwanzigtausend Franken (welche nach dem jetzigen Gelde zu drei Franken und vierzig Centimes zu berechnen sind) in vierteljährigen Beiträgen zu bezahlen, und zwar, wie der jetzt Barmherzigkeit bedeutende Ausdruck lautet, aus Wohlwollen (par charité). Dagegen versprechen die Schweizer, ihm, wenn er es verlangt, auf seine Kosten so viele ausgerüstete Soldaten zu stellen, als ihnen schicklich scheint (qu'il leur semblera honnête). Jeder Soldat soll eine monatliche Löhnung von fünfthalb rheinischen Gulden erhalten. Die erste monatliche Zahlung läßt der König, sobald er die Soldaten verlangt, zu Bern, Zürich oder Lucern im voraus berichtigen, die anderen zu Genf. Ferner wird er, wenn die Eidgenossen seiner Hülfe gegen den Herzog von Burgund bedürfen und er nicht etwa selbst durch einen Krieg gehindert ist, ihnen während der Dauer ihres Kampfes mit Burgund außer jenen jährlichen zwanzigtausend Franken alle Vierteljahre zwanzigtausend Gulden rheinisch als Subsidien in Lyon auszahlen lassen. Endlich enthält der Vertrag noch die Bestimmung, daß die Schweizer ohne Ludwig weder Waffenstillstand noch Frieden schließen dürfen, wogegen auch er verspricht, sie in jeden Tractat aufzunehmen. Seit dieser ewigen Allianz zahlte Frankreich der Eidgenossenschaft unter einem schicklichen Namen einen jährlichen Tribut, und die europäischen Staaten überboten sich unter einander, um die als sehr tapfer, aber auch als sehr gierig bekannten Schweizer im Dienste zu haben. Der Krieg war also, so lange das Fußvolk in jeder Schlacht die Entscheidung gab, und das der Schweizer für das einzige brauchbare in Europa galt, für die Patricier und Proletarier derselben das einträglichste Gewerbe.

In Folge der geschlossenen Verträge wurden die Eidgenossen und die Städte dreister. Besonders wagte Bern, als alle Anderen die burgundischen Gesandten mit Demuth und Unterwürfigkeit empfingen, sich laut und kühn gegen Karl's Statthalter Hagenbach zu erklären. Dieser hatte den Stadtbürgern öffentlich seine Verachtung zu erkennen gegeben und die freien Berner Leibeigene gescholten. (Ha! Ha! hatte er gesagt, êtes-vous ici par l'encontre de Monsieur de Bourgogne? Par la char Dieu, vilains, vous passerez par là!) Dadurch ward die Erbitterung über seine Tyrannei noch mehr gesteigert. Gegen die Folgen des Bundes, welchen die Schweizer mit den deutschen Städten geschlossen hatten, suchte Hagenbach sich durch die grausame Bestrafung aller politischen Umtriebe im Elsaß, sowie durch die Besetzung fester Orte zu sichern. Er wüthete aus diesem Grunde in Tann zuerst mit Hinrichtungen, ließ diese Stadt dann befestigen, und legte achthundert Lombarden nach Breisach. Auch die Ensisheimer wollte er auf gleiche Weise bändigen; allein gerade als er dies versuchte, brach der lange zurückgehaltene Sturm gegen ihn los. Agenten, welche Erzherzog Siegmund geschickt hatte, erregten in den Gegenden der östreichischen Pfandschaft einen allgemeinen Aufstand, und in Breisach wurden die in den Häusern zerstreuten Lombarden Hagenbach's eingeschlossen und er selbst gefangen in das Stadtgefängniß geführt. Von seinen Miethlingen, denen man freien Abzug gestattete, verrathen, blieb der Landvogt ganz in der Gewalt der gegen ihn erbitterten Deutschen und Schweizer. Nun kam Siegmund nach Basel, und auf sein Geheiß wurde Hagenbach vor das Landgericht gestellt, um wegen seines Betragens zur Rechenschaft gezogen zu werden; dies war aber leere Form: der Landvogt sollte als ein Opfer revolutionärer Volks-Justiz fallen. Nachdem man den Unglücklichen in Breisach vier Wochen in sehr harter Haft gehalten hatte, wurden die nahen und fernen Feinde desselben, besonders die grimmigen und unversöhnlichen Schweizer, durch Siegmund's Räthe zu dem, was man das Landgericht nannte, nach Breisach aufgeboten. Johannes von Müller, der Lobredner der Schweizer Patricier, berichtet aus seinen Quellen, es seien auf die in Siegmund's Namen erlassene Mahnung mehrere Tage hinter einander die Boten aller ansehnlichen Gemeinden von dem Sundgau

und Breisgau, von den Städten des Ober-Elsaß, sowie von Solothurn, Basel, Bern und Lucern erschienen, begleitet von einer in die Tausende gehenden, durch Haß und Neugierde getriebenen Volksmenge. Das Gericht wurde auf offenem Markte gehalten, den Vorsitz führten der Landvogt von Eptingen und der Schultheiß des von Hagenbach grausam behandelten Ensisheim. Vierundzwanzig Richter, unter welchen sechzehn Ritter waren, hörten die Anklage und Vertheidigung an, beobachteten alle Formen und Gerichts-Gebräuche, ließen drei Vertheidiger des Beschuldigten reden, und waren doch längst vorher entschlossen, ihren Feind zu verurtheilen. Dies thaten sie noch am Abend desselben Tages, und der Stellvertreter des mächtigsten und reichsten Herrn, den es damals in allen deutschen und französischen Landen von der Grenze Savoyen's an bis zur Nordsee gab, wurde hierauf in Breisach öffentlich enthauptet.

Diese Gewaltthat erbitterte den Herzog von Burgund aufs äußerste und trieb ihn an, unverzüglich einen tollen Zug gegen die Schweiz zu unternehmen, bei welchem er im glücklichsten Falle nichts gewinnen konnte. Sein Heer war freilich groß, aber in der Schweiz durchaus unbrauchbar; die einzelnen Theile desselben paßten weder zusammen, noch waren sie gewohnt, irgend eine strategetische oder taktische Bewegung vereinigt vorzunehmen, noch hatten sie einen Anführer, welcher große Massen zu leiten verstand. Daher triumphirte auch König Ludwig XI., als Karl den Krieg mit der Schweiz begann. Er hatte in den nächstvorhergehenden Jahren das Gebiet des ermordeten Herzogs von Alençon, die Grafschaft Armagnac, das Land Roussillon und die Güter des hingerichteten Connetable St. Paul an sich gerissen; er hoffte jetzt, daß Karl und die Schweizer sich gegenseitig aufreiben, und daß dann die Ernte ihm zufallen würde. Die Schweizer verlangten allerdings die ihnen in der ewigen Allianz kurz vorher zugesagten Vortheile; Ludwig war aber nie um Ausflüchte verlegen und schämte sich sogar der elendesten nicht. Er erklärte den Schweizern, er wolle ihnen recht gern helfen, müsse aber zuvor bei seiner Geistlichkeit anfragen, ob es nicht eine Sünde gegen Gott sei, wenn er bei dem zwischen ihm und Karl bestehenden Waffenstillstand den Feinden des Herzogs beistehe. Die Antwort, welche die Casuisten ihm auf diese Frage ertheilten, war gleich einem

Orakel auf Schrauben gestellt; sie sieht ganz wie eine vorher verabredete aus, und sollte dem Könige nur einen Vorwand geben, die versprochene Nothhülfe nicht zu leisten. Ludwig dürfe, hieß es, wegen des erst neulich mit Karl geschlossenen Waffenstillstandes diesen nicht bekriegen; allein Karl habe sich soviel gegen ihn zu Schulden kommen lassen, daß Ludwig den Feinden desselben ohne Bedenken erklären dürfe, er werde sie nicht hindern, Karl anzugreifen, und habe nichts dagegen, daß dies geschehe.

Da wir im Begriffe sind, von dem Untergang und der Zersplitterung des mächtigsten und reichsten europäischen Staates zu reden, durch dessen Fall die Verhältnisse des ganzen Südens und Westens von Europa verändert wurden, so glauben wir zunächst einen Blick auf Karl's des Kühnen Heer werfen zu müssen. Man wird erkennen, daß nicht einmal ein so scharfes und geübtes Auge, wie das des Königs Ludwig XI., erforderlich war, um einzusehen, daß dieser sich keiner Gefahr auszusetzen brauchte, um den tollkühnen Herzog in seinen Eroberungsplänen zu stören, sondern daß Ludwig mit Sicherheit erwarten konnte, Karl werde scheitern, ehe er irgend einen Hafen erreicht habe. Das burgundische Heer war ein Feudalheer und ganz verschieden von der in ewigen Kriegen geübten Volksbewaffnung der Schweizer und der deutschen Städte, sowie von der mit ihnen verbundenen Ritterschaft. Diese Gegner Karl's stellten stets ein und dasselbe mit dem Kampfe vertraute und an militärische Ordnung gewöhnte Aufgebot ins Feld, statt daß Karl seine Truppen jedes Mal von neuem werben oder sammeln und von neuem ordnen mußte. Er hatte beim Abzuge von Nuys, wie die Feudalordnung es forderte, seine Truppen entlassen, er hatte unmittelbar darauf zum Kampfe mit Lothringen ein neues Heer gesammelt, und mußte dies noch einmal thun, als er die Schweizer anzugreifen beschloß. Seine aus allen Nationen und Waffengattungen zusammengesetzte Truppenschaar war, trotz seines Prahlens und der von ihm entfalteten Pracht, schon im Kölnischen Kriege nicht einmal den Hessen, den Bürgern von Nuys und den diesen zu Hülfe gesendeten Kölnern und Bonnern gewachsen gewesen. Beim Kriege mit der Schweiz sagten alle verständigen Männer jener Zeit, unter ihnen Ludwig XI., Eduard IV. von England und Philipp von Comines, voraus, daß, wenn Karl sich mit einem

Heere, welches jeder Einheit und jeder taktischen Übung im Großen ermangle, an die Nationalmacht eines ganzen Volkes wage, und noch dazu in thörichter Üppigkeit alle seine Schätze mit ins Feld schleppe, er nur seine armen Feinde reich machen werde. Seine Truppen waren nicht blos aus den verschiedenen niederländischen, flämischen und wallonischen Unterthanen und aus den Franzosen seiner französischen Provinzen gemischt, sondern auch aus Lombarden, Engländern und Picarden. Die Ersteren waren wenigstens nicht feindselig gegen einander gesinnt, wenn sie auch einander nicht verstanden; die Übrigen aber, welche um Lohn und Raub dienten, waren aller Welt verhaßt. Besonders war dies mit den Lombarden der Fall. Ihnen gab man, wie die große belgische Chronik erzählt, vor Nuys Laster Schuld, welche wir nicht einmal nennen dürfen, und sogar die Picarden baten als Gefangene in Nuys dringend, daß man sie doch nicht mit jenen Bösewichtern in Einen Raum einsperren möge. Die verhaßten Lombarden wurden damals in ein so tiefes Gefängniß geworfen, daß man sie mit Stricken hinablassen mußte. Auch die Führer der Lombarden waren nach dem Ausdrucke der belgischen Chronik von Freund und Feind verabscheut (amicis et inimicis detestandi), und jedermann warnte den Herzog von Burgund vor denselben. Nichtsdestoweniger schenkte er gerade ihnen sein Vertrauen. Er hatte sich, nachdem er anfangs nur die mit Renatus nach Frankreich gekommenen Schaaren angenommen hatte, zweier Neapolitaner, des Jacques Galiot und des Grafen von Campobasso, bedient, um andere Banditen in Italien werben zu lassen. Von diesen beiden Männern scheint der Erstere ihm stets treu geblieben zu sein; Campobasso aber war und blieb ein Verräther, und gerade ihm ertheilte Karl, als er aus Lothringen nach Hochburgund ziehen wollte, den Auftrag, noch einige Compagnieen von Condottieren zu werben, zu welchem Zweck er ihm vierzigtausend Dukaten mitgab. Schon auf der Reise nach Italien machte Campobasso, wie Comines berichtet, dem König Ludwig XI. durch dessen Statthalter in Lyon und durch den französischen Gesandten in Piemont das Anerbieten, gegen gewisse Bedingungen zu veranstalten, daß Ludwig sich des Herzogs von Burgund bemächtigen könne. Auf der Rückreise soll er dem Könige noch einmal einen Wink gegeben haben, wie er

den Herzog, welcher öfters ohne Bedeckung ausreite, gefangen nehmen oder aus der Welt schaffen lassen könne. Ja, Comines erzählt, daß Campobasso dem Könige zuletzt noch angeboten habe, er wolle den Herzog, wenn die Franzosen ihn angriffen, auf dem Schlachtfelde verlassen. Wenn wir jenem Berichterstatter Glauben schenken, so wäre Ludwig bei diesen Anerbietungen sehr großmüthig gewesen; denn Comines behauptet, der König habe den Herzog warnen lassen, Karl habe aber nicht darauf geachtet, weil er nach dem bekannten Charakter Ludwig's geglaubt habe, derselbe wolle ihm seine Generale verdächtig machen. Ganz klar ist die Sache nicht, da Ludwig den Grafen Campobasso jedenfalls einige Male aufgefordert hatte, den Herzog zu verlassen; Comines behauptet aber, Ludwig habe an Mord und Verrath nicht gedacht, sondern einen offenen Übertritt des Grafen verlangt. Übrigens waren die Soldaten oder nach heutiger Bezeichnungsweise die Freischärler, welche Campobasso und seines Gleichen dem Herzoge von Burgund zusammenwarben, ein sonderbares Gemisch von Menschen. Dies ersehen wir schon daraus, daß die belgische Chronik unter den bei Nuys gefangenen burgundischen Kriegsleuten auch eines stattlichen Mohren erwähnt, welcher in der Gefangenschaft von den Hessen mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde.

Das Heer, welches Karl im Januar 1476 gegen die Schweiz in Marsch setzte, bestand nach Johann von Müller's Berechnung aus dreißigtausend Mann. Dasselbe ward jedoch auf dem Zuge durch die oberen Gegenden und durch die Jura-Pässe, besonders aber in der Freigrafschaft Burgund, noch bedeutend vermehrt. Am 22. Januar, als das Heer bei Besançon anlangte, stieß noch Friedrich von Tarent, des neapolitanischen Königs Ferdinand Sohn, welchen Karl durch die Aussicht auf die Vermählung mit seiner Erbtochter herbeigelockt hatte, mit fünfzehntausend Mann dazu; diese Zahl möchten wir jedoch ebensowenig verbürgen, als irgend eine andere. Die Schriftsteller pflegen Karl's Heer ein auserlesenes zu nennen; dies war dasselbe aber nur in Hinsicht auf das äußere Aussehen und das leere ritterliche Gepränge. Im Kampfe mußte der eine Theil der Truppen dem anderen im Wege sein, und die Officiere verstanden nicht einmal einer des anderen Sprache. Außerdem war die berühmte burgundische Artillerie unvernünftig

schwer und unbehülflich und im Gebirge gar nicht zu bewegen oder zu gebrauchen. Welch ein Troß aber dem an sich schon durch Knechte, Diener und unbrauchbare Leute beschwerten Heere folgen mochte, kann man aus dem doppelten Umstande schließen, daß die zweitausend Dirnen, welche nach der belgischen Chronik im Kölnischen Kriege bei Karl's Armee waren, dieselbe auch in die Schweiz begleiteten, und daß das ganze Gepränge, welches der Herzog vor Nuys entfaltet hatte, auch im Schweizer Kriege wieder erscheint. Karl nahm, um vor fremden Gesandten zu prahlen, alle Kostbarkeiten seines Hofes, alles Silbergeschirr und alle Seltenheiten seines Schatzes mit; er ahnte nicht, daß dies Alles nur dazu dienen würde, die armen Schweizer durch seinen Reichthum wohlhabend zu machen *).

Nach der Ermordung Hagenbach's hatten die deutschen Städte im Elsaß und am Oberrhein sich von Karl losgerissen, und die Berner hatten sogar einen Herold in das Lager von Nuys geschickt, um dem Herzoge die Fehde anzukündigen. Unmittelbar nachher hatten die Eidgenossen das Gebiet der burgundischen Vasallen und der Grafschaft Pfirt geplündert. Von jenen Vasallen waren die beiden mächtigsten der Graf von Romont, dem ein großer Theil des Waadtlandes, sowie Yverdün am Neufchateller See gehörte, und Ludwig von Chalons oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, der Herr von Chateau Güyon, ein Sohn des Prinzen von Oranien. Die Schweizer und die mit ihnen verbündeten Deutschen hatten, während Karl zuerst vor Nuys lag und dann Lothringen eroberte, Zeit genug gehabt, das Waadtland zum Theil zu besetzen und die östlich vom Jura gelegenen Städte zu erobern; eine Besatzung hatten die Berner jedoch nur in Granson und Yverdün gelassen. Als Karl endlich nach der Schweiz zog, rüsteten die Eidgenossen ihre ganze Macht gegen den drohenden Sturm. Sie hatten vor ihrem Feinde den dreifachen Vortheil voraus, daß sie für die Erhaltung ihrer Freiheit, für Haus und Heimath stritten, daß sie, weil sie schon damals um Geld überall

*) Son artillerie, sagt Comines, estoit très-grande et bonne, et estoit en grande pompe en cet ost, pour se montrer à ces ambassadeurs, qui venoient d'Italie et d'Allemagne; et avoit toutes ses meilleures bagues et de sa vaisselle beaucoup et largement autres paremens; et avoit de grosses fantasies en sa teste.

dienten, insgesammt geübt waren, und daß sie sämmtlich ausziehen konnten, da sie alle zum Kampfplatze nicht weit hatten. Sie versäumten jedoch die Pässe zu besetzen, und der Graf von Romont, welchen Karl mittlerweile zum Marschall von Burgund ernannt hatte, vertrieb mit Hülfe seiner Unterthanen die Berner Truppen aus den von ihnen besetzten Orten.

Das ganze Waadtland war theils von den Italiänern Karl's theils von seinen Burgundern besetzt, als er selbst im Anfange des März 1476 sich mit seinem Heere am Fuße der Höhen von Granson lagerte und diese Stadt, in welcher achthundert Berner lagen, mit Sturm, die Burg derselben aber mit List einnahm. Unweit Granson vereinigte sich das Heer der Schweizer. Jedermann, den der Herzog um Rath fragte, rieth ihm ab, dieses anzugreifen. Die Schweizer wären, sagte man ihm, zu arm, um lange beisammen bleiben zu können, sie würden folglich ihn angreifen müssen, dabei aber im Nachtheile sein, weil er auf der einen Seite durch den Neufchateller See, auf der anderen durch sein Geschütz gedeckt sei (——— clos de son artillerie et partie d'un lac, et n'y avoit nulle apparence, qu'ils lui eussent sçeu porter dommage). Sein Stolz erlaubte ihm nicht, irgend einer Vorstellung Gehör zu geben, er entschied sich für den Angriff. So kam es denn am 3. März 1476 bei Granson zur ersten Schlacht mit den Schweizern. Sie verlief für Karl höchst unglücklich. Dieser Ausgang des Kampfes war jedoch mehr komisch als tragisch; denn Karl verlor nur einige wenige Mann, sein Heer beschimpfte aber ihn und sich selbst auf eine solche Weise, daß es nachher eine Tollheit schien, als er dasselbe noch einmal gegen die Schweizer ins Feld führte. Diese, welche Comines mit Recht die Deutschen (les Allemans, mit Recht Allemannen) nennt, waren in Rücksicht auf die Beschaffenheit und den Geist der beiden Heere jedenfalls den burgundischen Truppen weit überlegen, wenn auch die gewöhnliche Angabe, nach welcher die Letzteren an Zahl dreimal stärker gewesen wären, wahr sein sollte. Wir wollen den Beginn und das Ende der Schlacht mit den Worten Philipp's de Comines angeben. Karl schickte hundert Bogenschützen (unter dem Herrn von Philomez, Georg von Rosimbo, einem Kandidaten der Ritterschaft) ab, um einen Durchgang am Berge zu besetzen. Diese trafen auf die gerade heranziehenden Schweizer,

während die Hauptmasse des burgundischen Heeres noch in der Ebene stand. Als nun Karl hierauf zu Rosimbo's Bogenschützen eilte, versuchten die ersten Reihen der von ihm geführten Leute umzukehren, um sich an das übrige Heer anzuschließen. Dies veranlaßte eine allgemeine Verwirrung im burgundischen Heere. Die hinten folgenden Leute vom Troß (les menues gens) meinten nämlich, jene Reihen wären auf der Flucht begriffen, sie flohen daher ebenfalls, und nun zog sich das ganze Heer nach dem Lager hin zurück (faisans aucuns, setzt Comines hinzu, très-bien leur devoir). Am Ende (fin de compte) suchten aber die burgundischen Truppen, als sie in ihrem Lager angekommen waren, nicht einmal sich zu vertheidigen, sondern alle wendeten sich zur Flucht. Die Deutschen nahmen hierauf nicht etwa blos das Lager des Herzogs, sondern auch sein Geschütz, seine ungeheueren Wohnzelte und die sehr zahlreichen kleineren Zelte seiner Leute, sowie andere Beute in unendlicher Menge. Die Burgunder retteten nichts als ihre Personen. Alle großen Kostbarkeiten (bagues) des Herzogs fielen in die Hände der Schweizer, welche weder den Werth der Perlen noch den der Diamanten kannten; Leute verlor jedoch Karl diesmal nicht, da ihm nur sieben Mann getödtet wurden. Was die Geschichte der von den Schweizern erbeuteten Kleinodien angeht, so hat Johann von Müller das, was Comines über dieselben berichtet, so vollständig erweitert und erklärt, daß wir sie hier auch dann übergehen würden, wenn wir es passend fänden, von ihnen in einer allgemeinen Geschichte zu reden. Wir folgen vielmehr rasch dem Herzoge in seinem weiteren tollkühnen Laufe.

Gleich nach der Schlacht bei Granson gaben der alte Renatus und der Herzog Galeazzo Maria von Mailand, mit welchem Karl der Kühne kurz zuvor ebenfalls angeknüpft hatte, sowie insgeheim auch die Herzogin von Savoyen die burgundische Sache auf und schlossen sich an König Ludwig XI. an. Dieser, welcher seinen Waffenstillstand mit Karl stets von Zeit zu Zeit verlängert hatte, freute sich nach Comines sehr über Karl's Niederlage (en eut très-grande joye, et ne lui déplaisoit que du petit nombre de gens qui avoient esté perdus). Die Schweizer aber, sagt Comines, seien durch die Schlacht bei Granson plötzlich zu Ansehen gelangt,

nachdem man sie vorher gar nicht geachtet habe *). Sie verfolgten übrigens weislich ihren Sieg nicht. Sie besetzten zwar die nach Burgund führenden Pässe, ließen aber die waadtländischen offen. Karl rückte daher in das Waadtland ein, um über Lausanne aufs neue gegen Bern zu ziehen, und blieb lange mit seinem ganzen Heere bei der ersteren Stadt gelagert. In dieser Zeit war es, wo der alte Renatus sich durch Ludwig von Karl abziehen ließ, und Ludwig zugleich die Unterhandlungen einleitete, welche später zur Vereinigung der Provence mit Frankreich führten. Renatus, der noch immer eine Schattenherrschaft in der Provence besaß, hatte sich früher mit Karl eingelassen und ihm für den abenteuerlichen Plan, den derselbe zur Eroberung Italiens ausgeheckt hatte, die Abtretung der Provence versprochen. Nach der Schlacht bei Granson ließ deshalb Ludwig durch das Parlament einen Hochverraths-Proceß wider Renatus eröffnen und furchtbare Urtheile gegen ihn aussprechen. Es war jedoch dem französischen Könige keineswegs ernst damit, sondern er wollte den alten Mann nur einschüchtern, um auf diese Weise seine auf die Provence gerichteten Absichten zu erreichen. Wirklich verstand sich Renatus auch dazu, daß seine Tochter Margaretha, welche in England gefangen gehalten wurde, ihr Erbrecht an die Provence dem kinderlosen Sohne ihres Vatersbruders, Karl von Maine, abtrete, bei dessen Tode später (1481) die Provence durch Vermächtniß dem Könige von Frankreich zufiel. Dagegen zahlte dieser die für Margaretha's Freilassung verlangte bedeutende Summe, und gab ihrem Vater das ihm vorher entzogene Herzogthum Bar, sowie seine Güter in der Champagne zurück. Auch des Renatus Enkel, Renatus II. von Lothringen, wurde zu Ludwig gerufen, der sich damals, um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu sein, nach Lyon begeben hatte. Gegen ihn benahm sich Ludwig nicht etwa blos vorsichtig, sondern treulos

*) Pour lors les Suisses n'estoient point estimés comme ils sont pour cette heure; et n'estoit rien plus pauvre; et ay oui dire à un chevalier des leurs, qui avoit esté des premiers ambassadeurs qu'ils avoient envoyés devers le dit duc, qu'il avoit dit en faisant leurs remonstrances pour le démouvoir de cette guerre, que contr'eux ne pouvoit rien gagner; car leur pays estoit très-sterile et pauvre, et qu'ils n'avoient nuls bons prisonniers.

ängstlich; denn dem schlau bedächtigen Könige, welcher stets gern recht sicher ging und so wenig als möglich auf das Spiel setzte, schien auch nach der Flucht des burgundischen Heeres bei Granson Karl's Macht noch immer viel zu furchtbar, als daß er dieselbe auf sich hätte ziehen sollen. Er hütete sich, öffentlich etwas für den verlassenen Herzog von Lothringen zu thun, einen förmlichen Bund mit demselben zu schließen, ihm Subsidien zu zahlen oder gar ihm Truppen zu leihen. Er gab ihm zwar, als der Herzog von Lyon über Straßburg zum Heere der Eidgenossen reiste, eine Summe Geldes mit, aber nur heimlich und unter dem Vorwande rückständiger Jahrgelder. Auch ließ er ihn durch französische Reisige (Gensd'armes) nach Straßburg geleiten, und empfahl denselben sehr dringend, nie da, wo sie mit Burgundern zusammentreffen könnten, ein Quartier zu nehmen. Unter diesen Reisigen befanden sich sehr angesehene Herren mit ihren Vasallen. Man nennt uns unter vielen anderen deutschen Herren, welche in Straßburg sich bei Renatus einfanden, Grafen von Nassau, von Bitsch, von Fenestrelles und von Richebourg. Die Schweizer nahmen den Herzog von Lothringen alsbald bei sich auf und ehrten ihn so, als wenn er ihr Führer wäre.

Das Heer Karl's des Kühnen war bald so angewachsen, daß er einen neuen Angriff auf die Schweizer machen zu können glaubte. Er brach daher von Lausanne auf und zog über Peterlingen nach der Stadt Murten, welche Hadrian von Bubenberg so lange zu vertheidigen übernommen hatte, bis das im Anzuge begriffene Heer der Eidgenossen Entsatz brächte. Mit zweitausend Mann behauptete Bubenberg vierzehn Tage lang Murten gegen die ganze burgundische Macht ebenso tapfer, als Hermann von Hessen die Stadt Nuys vertheidigt hatte; Karl aber prangte auch vor Murten gleich einem Xerres, und ließ ebenso dort, wie früher vor Nuys, bei Granson und überall, wohin er kam, einen königlich ausgeschmückten hölzernen Feld-Palast errichten. Es dauerte lange, ehe alle zögernden Kantone ihr Contingent schickten; endlich, am 21. Juni, erschienen dreißigtausend Mann zu Fuß und viertausend Reiter, und schon am folgenden Tage wurde die entscheidende Schlacht bei Murten geliefert. In dieser soll Karl eine, wie es heißt, an Zahl dreimal überlegene Macht den Schweizern entgegengeführt haben. Wenn man

indessen bedenkt, daß das Heer, welches er vom März bis zum Juni bei Lausanne gesammelt hatte, noch bunter war und noch mehr Italiäner und zusammengelaufenes Volk enthielt, als dasjenige, welches bei Granson in die Flucht gejagt worden war, so wird man zugeben, daß dasselbe im Kampfe mit den Schweizern, von denen jeder Einzelne seinen Nebenmann kannte und für Haus und Hof, sowie für die Ehre seines Kantons und seiner selbst stritt, unmöglich siegen konnte. Diesmal waren die Schweizer der angreifende Theil; allein Karl ließ sich durch seinen Übermuth und seine Tollkühnheit verleiten, den Vortheil der günstigen Stellung aus der Hand zu geben und dem Feinde entgegen zu gehen, anstatt ihn zu erwarten. Er wurde geschlagen und der Ausgang des Kampfes war für sein Heer verderblicher, als das Treffen bei Granson. Die Gesammtzahl der gefallenen Burgunder gibt man, jedoch wahrscheinlich übertrieben, auf sechzehn bis achtzehntausend Mann an; Andere zählen mit mehr Zuverlässigkeit nur achttausend. Karl's Ritterschaft hatte den Verlust der Häupter der vornehmsten Familien zu beklagen. Er selbst entfloh mit dreitausend Mann vom Schlachtfelde. Übrigens hatten seine Truppen anfangs muthig gekämpft; besonders hatten sich die Engländer und ihr Anführer Sommerset ausgezeichnet, sowie die auserwählten, prächtig herausgeputzten Burgunder, welche man Karl's Garde nennt. Auf Seiten der Feinde hatte auch Herzog Renatus II. von Lothringen, welcher nach dem Siege in Karl's Feld-Palast übernachtete, mit großer Tapferkeit gestritten. Nach der Schlacht zogen zwölftausend Mann Schweizer in das Waadtland, nicht um die Bewohner desselben von der Herrschaft Romont's und seiner Familie zu befreien und in die Eidgenossenschaft aufzunehmen, sondern um sie den Berner Patriciern zu unterwerfen. Später zogen Tausende der siegreichen Schweizer und der Deutschen aus den Städten von Straßburg an bis nach Basel und nach Schaffhausen mit dem Herzoge von Lothringen, um ihm für Geld die Burgunder aus seinem Lande vertreiben zu helfen.

König Ludwig XI. wußte aus Karl's Niederlage für seine Zwecke Vortheil zu ziehen. Während Karl seit seinem letzten, öfters verlängerten Waffenstillstand mit Frankreich luftige Plane der Eitelkeit verfolgte, und unaufhörlich darauf bedacht war, seine

Regierung verhaßt zu machen, seine Unterthanen im Kriegsdienste zu quälen und seine schwächeren Nachbarn zu unterdrücken, hatte Ludwig stets bürgerliche Sitten, Grundsätze und Manieren gezeigt, sparsam und plebejisch mit Bürgern und Bauern gelebt und sich nur gegen die hohe Aristokratie grausam, falsch und treulos erwiesen. Er hatte, wie wir bereits (S. 244) berichtet haben, nach und nach alle souverainen Herren seines Reiches außer dem Herzoge von Bretagne gedemüthigt, und das königliche Ansehen auf eine sehr schlaue, zuweilen sehr grausame und gewissenlose, aber für sein Reich und für die Franzosen als Nation sehr vortheilhafte Weise bis nach Perpignan und Toulon geltend gemacht. Was sein Verhältniß zu Karl dem Kühnen betrifft, so hatte er alles, wodurch dessen Feindschaft von Anderen hinweg auf ihn hätte gezogen werden können, sorgfältig vermieden, und doch arglistiger Weise die Lütticher, die Kölner, den Kaiser Friedrich und das Reich, Siegmund von Tyrol und dessen Sundgauer, Breisgauer und Elsässer in der Stille gegen Burgund aufzuregen gewußt, sowie große Summen auf diese seine Politik verwendet. Auch die Eidgenossen hatte er durch Schenkungen und Bündnisse dreist gemacht; er hatte sich aber wohl gehütet, irgend etwas zu thun, was den Burgunder reizen könnte, ehe das Glück gegen denselben entschieden habe. Erst nach dem Siege der Schweizer bei Murten wurde er in seinen Schritten etwas kühner; er nahm sich jedoch noch immer in Acht, dem Herzog Karl Anlaß zu geben, daß derselbe den Weg verlasse, der ihn ins Verderben führen mußte. Von Lyon aus, wo er sich während des Krieges der Schweizer mit Karl dem Kühnen aufhielt, machte er vor seiner Abreise noch sein Ansehen zu Gunsten des von Pfaffen und Adel unterdrückten Volkes ebenso gegen die römischen Anmaßungen geltend, wie er dies sein ganzes Leben hindurch gegen die Großen des Reiches that, welche im Mittelalter die königlichen Rechte an sich gerissen hatten. Der Kardinal von Rovere (Cardinalis S. Petri a Vinculis), welcher von Pabst Sixtus IV., seinem Oheim, als Legat nach Avignon geschickt worden war, hatte sich angemaßt, auch im Erzbisthum Lyon das päbstliche Recht zu üben oder Namens des Pabstes in den französischen Kirchensachen zu schalten. Dies wollte Ludwig nicht dulden. Er begann, wie überall, leise und mild,

fuhr dann aber mit Gewalt darein, und bewies der staunenden Welt, daß trotz des allgemein herrschenden Aberglaubens ein weltlicher Regent, welcher consequent handle, auch mit dem römischen Stuhle fertig werden könne. Ludwig ernannte zuerst eine Commission, welche die im Namen des Pabstes erlassenen Breven, Bullen u. dgl. m. untersuchen und in denselben alles, was den Rechten der gallikanischen Kirche zuwider lief, ausstreichen mußte. Als nachher der Kardinal, auf den Pabst gestützt, seine Anmaßungen noch nicht einstellte, forderte der König den Pabst auf, dem durch das Constanzer Concil gegebenen Gebote nachzukommen, nach welchem in bestimmten Fristen eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten werden sollte (s. Th. X. S. 177). Er fügte zugleich die Drohung bei, daß er, wenn der Pabst dies nicht thue, ein National-Concilium berufen werde. Auch erließ er, als man römischer Seits immer noch nicht nachgab, wirklich Ausschreiben (lettres patentes) zu einer solchen Versammlung. Außerdem verbot er allen seinen Unterthanen, besonders den Bettelmönchen oder mit anderen Worten den Soldaten der päbstlichen Armee, das Reich ohne seine Erlaubniß zu verlassen. Alles dies würde freilich nur langsam gewirkt haben; Ludwig schritt aber auch zur That: er befahl dem Admiral Ludwig von Bourbon, welcher sein Heer im Süden commandirte, in die päbstliche Grafschaft Venaissin einzurücken. Dies half; denn der Kardinal demüthigte sich unmittelbar nachher. Derselbe rieth damals auch dem Konige, sich seiner beim Pabst zu bedienen, damit dieser sein Oheim Ludwig's Herrscherzwecke in Frankreich fördere, und er wußte den König so sehr für sich und seinen Rath einzunehmen, daß derselbe ihn nicht nur zu seinem Geschäftsträger in Rom ernannte, sondern auch verordnete, es sollten blos solche Bullen, welche durch des Kardinals Hände gegangen wären, in Frankreich angenommen werden.

Von Lyon kehrte Ludwig auf sein Schloß Plessis dü Tours zurück. Von hier aus bedrängte er alle diejenigen, deren enge Verbindung mit Karl dem Kühnen er bis dahin übersehen hatte, auf dieselbe Weise, wie er Karl's Niederlage bei Murten benutzt hatte, um gegen den Pabst zu wirken. Zuerst nöthigte er Karl's ältesten und treuesten Verbündeten, den Herzog von Bretagne, sich gefallen zu lassen, daß dem mit ihm geschlossenen Waffenstillstands-

Vertrage ein Artikel hinzugefügt werde, welcher auf die Zukunft berechnet war und je nach den eintretenden Umständen Alles oder auch nichts bedeuten konnte (que le duc jurât, de garder au roi les droits et jouissances, qui lui appartiennent en Bretagne, et de les maintenir en toute leur étendue). Dann wußte Ludwig aus dem Misgeschicke seiner Schwester Jolantha, der Wittwe des Herzogs Amadäus IX. von Savoyen und Piemont, den Nutzen zu ziehen, daß er in ihren Landen Statthalter einsetzen konnte, welche er selbst ausgesucht hatte. Jolantha leitete nach dem Tode ihres Gemahles die Regierung von Savoyen und Piemont im Namen ihrer minderjährigen Söhne Karl und Philibert. Als der Herzog von Burgund mit dem Plane umging, einen Eroberungszug nach Italien zu machen, ließ sich Jolantha bewegen, einen Bund mit diesem zu schließen. Der Herzog wandte damals, um sie zu gewinnen, dasselbe Mittel an, dessen er sich außerdem bereits schon dreimal bei Anderen zu seinen Zwecken bedient hatte. Er schämte sich nämlich nicht, die Hand seiner Tochter Maria zum vierten Male als Köder zu gebrauchen, obgleich er eben so wenig damals als früher, Willens war, Maria zu verheirathen. Er hatte seine Tochter zuerst dem Herzoge Nikolaus von Lothringen versprochen (s. S. 254), welchem er nachher die ertheilte schriftliche Zusage durch eine unwürdige Hinterlist wieder entzog. Dann hatte er den Kaiser Friedrich und dessen Sohn Maximilian theils in eigener Person, theils durch mündliche und schriftliche Versprechungen seiner Tochter getäuscht. Nachher hatte er auf gleiche Weise den Prinzen Friedrich von Neapel in seinen Bund gelockt (s. S. 266). Endlich zog er, als er sein Auge auf Italien geworfen hatte, auch noch die Herzogin Jolantha von Savoyen durch die Aussicht, daß einer ihrer Söhne seine Tochter heirathen könne, an sich. Da bereits der alte Renatus dem Herzoge von Burgund seine Hülfe für dessen Zug nach Italien zugesagt hatte, so hielt Jolantha für klug, sich ebenfalls mit Karl zu verbünden und auf die Sache einzugehen. Sie versprach, daß sie dem Herzoge nicht allein die Pässe ihres Landes öffnen, sondern ihn auch auf seinem Zuge unterstützen wolle. Die nächste Folge ihres Bundes mit Karl war ein verheerender Einfall, welchen die Schweizer in das savoyische Gebiet machten. Doch schickte Karl ihr damals Hülfe. Als Jolantha später bei einem Besuche, wel-

chen sie mit ihrer ganzen Familie dem Herzoge von Lausanne machte, die bedenkliche Lage desselben erkannte, knüpfte sie wieder mit ihrem Bruder, Ludwig XI., an und sandte ihren Vertrauten, Montigny, an denselben, um die Unterhandlungen zu leiten. Dies wurde jedoch dem Herzoge von Burgund bekannt, und er gab deshalb, als er nach der Schlacht bei Murten nach Gex flüchtete, dem Olivier de la Marche den Befehl, sie aufzuheben. Olivier bemächtigte sich wirklich, nahe beim Thore von Genf, der Herzogin, sowie ihres jüngeren Sohnes und zweier Töchter, nahm die Erstere hinter sich aufs Pferd und brachte sie nebst ihren drei Kindern über den Berg zu Karl; der ältere Sohn aber ward von getreuen Savoyarden nach Genf gerettet *). Karl empfing seinen Diener sehr übel, weil unter den geraubten Personen gerade diejenige fehlte, um welche es ihm zu thun gewesen war, und Olivier, der seinen knechtischen Sinn überall ganz offen ausspricht, verhehlt dieses in seinen Denkwürdigkeiten keineswegs **). Ludwig gab sogleich dem Admiral von Bourbon und dem Statthalter der Dauphiné Befehl dafür zu sorgen, daß das Herzogthum und der junge Herzog nicht unter burgundischen Einfluß kämen. Diese beriefen die Stände des Landes, welche dann den Bischof von Genf und den Grafen von Bresse an Ludwig schickten, um dessen Befehle einzuholen. Hierauf ernannte der König, welcher den Haupt-Grundsatz der egoistischen Politik (divide et impera!) nie vergaß, den Bischof von Genf zum Statthalter von Savoyen und den Grafen von Bresse zum Statthalter von Piemont; die Person des Herzogs aber vertraute er keinem von beiden Herren an, sondern er übertrug die Sorge für dessen Pflege dem Rhodiser-Ritter Philibert von Grolée. Die Befreiung der Herzogin Jolantha und ihrer Kinder, mit welchen Karl der Kühne sehr unartig verfuhr,

*) Par le moyen d'aucuns de nostre compaignie, sagt Olivier in seinen Denkwürdigkeiten, qui estoient sujets du duc de Savoye, et certes ils ne firent que leur devoir; et ce que j'en fi, je le fi pour sauver ma vie, car le duc mon maître estoit tel, qu'il vouloit que l'on fit ce qu'il commandoit sur peine de perdre la vie.

**) Et devez sçavoir, sagt er, que le duc fit très-mauvaise chère à toute la compaignie et principalement à moy, et fus en danger de ma vie, pour que je n'avoye point le duc de Savoye.

bewirkte Ludwig nicht durch Gewalt, sondern durch List. Er gab dem an der Grenze stehenden Führer seiner Truppen Chaumont d'Amboise, einen Wink, dieser erschien unerwartet vor der Burg Rouvre bei Dijon, in welcher Jolantha gefangen gehalten wurde, befreite sie und geleitete sie nach Plessis dû Tours. Ludwig empfing seine Schwester mit einem spöttischen Gruße (Madame la Bourguignonne, vous soyez la trés-bien venue!), sah aber bald, daß sie gar nicht burgundisch gesinnt sei, und schickte sie in ihre Staaten zurück. Gegen Karl den Kühnen verhielt sich Ludwig, während dessen übrige Feinde offen handelten, ganz ruhig; er arbeitete aber insgeheim an seinem Sturze, ließ Geld auszahlen und suchte sogar seine eigenen Verbündeten zu übervortheilen, wie er denn seinen Neffen, den jungen Herzog von Savoyen, welchen er scheinbar in Schutz nahm, um ein ihm gelegenes Stück Land zu bringen wußte.

Mit Karl dem Kühnen sah es damals auch in Rücksicht auf sein persönliches Befinden sehr traurig aus. Er hatte sich schon nach der Schlacht bei Granson in einem Zustande befunden, welcher zwischen Wahnsinn und Vernünftigkeit die Mitte bildete; nach seiner Niederlage bei Murten aber war er Wochen lang in eine so tiefe Melancholie versunken, daß seine Züge oft denen eines Rasenden glichen. Er ließ sich Bart und Nägel wachsen, er wechselte die Kleidung nicht, seine Hofleute und Diener konnten sich ihm, wie man schon aus den zuvor angeführten Worten Olivier's ersieht, nur mit Furcht und Zittern nähern, und keiner wagte ihm über sein offenbar ganz verderbliches Benehmen Vorstellungen zu machen. Die Ärzte behandelten ihn als einen Kranken, wiewohl die von denselben angewandten Mittel, wie uns scheint, eher geeignet waren, seine Aufregung zu steigern, als zu vermindern. Während Karl seiner selbst nicht mächtig und außer Stand war, ruhig und besonnen die nöthigen Anstalten zu treffen, hielten seine offenen Feinde einen großen Kongreß zu Freiburg im Uechtlande. Drei Wochen lang rathschlagten dort die Schweizer und die Häupter der niederen Vereinigung mit einer großen Zahl anderer Feinde Karl's. Die bedeutenderen von diesen waren: Renatus II. von Lothringen, welcher im Begriffe war, einen Zug zur Wiedereroberung seines Herzogthums zu unternehmen, die Freunde des-

selben, die Grafen von Leiningen und von Bitsch, ferner die Räthe Siegmund's von Tyrol, die Gesandten der Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz, die Bischöfe von Straßburg, Basel, Genf, Grenoble und Wallis, die Bevollmächtigten der Stände Savoyen's und Piemont's und der Graf von Greyerz. König Ludwig, welcher jetzt offener und dreister auftrat, hatte den oft genannten Admiral Ludwig, den Nebensohn des Herzogs von Bourbon und Gemahl seiner eigenen unehelichen Tochter, nach Freiburg geschickt. Der Kongreß endigte, soviel wir sehen, ebenso wie ein deutscher Reichstag, nur daß man auf demselben nicht viel schrieb, oder mit anderen Worten, es wurde viel hin und her geredet, viel versprochen und mancher Plan gemacht, am Ende aber gar nichts beschlossen. Der Herzog Renatus II. von Lothringen sah sich am meisten in seinen Erwartungen getäuscht; denn die stets auf den unmittelbaren Nutzen, auf Geld und Beute bedachten Schweizer waren ebenso praktisch und politisch, als König Ludwig. Sie gaben dem armen Herzoge die schönsten Worte, thaten aber nichts für ihn. Er suchte sich also selbst zu helfen, trat mit dem Grafen von Campobasso in Verbindung, bewog denselben durch Geld zu dem Versprechen, den Herzog von Burgund zu verrathen, und lockte nachher auch die Lombarden und Franzosen Karl's in seinen Dienst. Karl schenkte dem Verräther Campobasso noch immer sein ganzes Vertrauen, und misachtete sogar dann noch, als derselbe bereits von Renatus gewonnen war, alle Warnungen vor ihm.

Zunächst warb Renatus viele Schweizer und Deutsche an, und mit diesem etwas unzuverlässigen Heere fiel er dann in sein von den Burgundern besetztes Herzogthum ein. Er rechnete dabei auf die Anhänglichkeit seiner Unterthanen, und täuschte sich in dieser Hoffnung nicht; denn die Lothringer fielen sogleich über alle feindlichen Besatzungen her, und die Burgunder wurden in das befestigte Nancy gedrängt. Diese Stadt, in welcher Johann von Rübempré, Herr von Bièvres, commandirte, wurde hierauf von Renatus eingeschlossen. Renatus erschien zwar nur mit geringer Mannschaft vor Nancy; allein Rübempré war nicht gehörig mit Lebensmitteln versehen, weil Karl der Kühne die Sorge für die Seinigen vernachlässigte. Der burgundische Commandant mußte daher, als die englischen Bogenschützen, deren er vorzugsweise zur Vertheidigung

bedurfte, den Mangel nicht länger ertragen wollten, die Stadt dem Herzog Renatus übergeben (Oktober 1476). Karl gerieth bei der Nachricht davon in die größte Wuth, und beschloß noch im Winter Lothringen wiederzuerobern, obgleich die Fläminger insgesammt ihm trotz seines Ersuchens Geld und Truppen zu ferneren Eroberungskriegen rund abgeschlagen hatten*). Als er heranrückte, zog Renatus ihm zwar entgegen, nahm sich aber sehr in Acht, ein ernstliches Treffen einzugehen. Er beobachtete die Burgunder blos und umschwärmte sie, um sie an passenden Stellen aufzuhalten und ihr Vorschreiten so lange zu verzögern, bis Nancy und andere feste Plätze hinreichend mit Vorräthen versehen wären. Sobald dies geschehen war, vertheilte er seine Miethtruppen (andere hatte er nicht) in die festen Orte, ließ sich von ihnen feierlich versprechen, daß sie sich zwei Monate lang vertheidigen wollten, und reiste dann von nur zwölf Reitern begleitet während einer ganz ungewöhnlichen Kälte über das mit Schnee bedeckte Gebirge, um in der Schweiz Hülfstruppen zu kaufen. Das Geld dazu erhielt er theils von König Ludwig, theils von seiner Großmutter, theils endlich sollte das ganze Silbergeräthe der Letzteren eingeschmolzen werden. Auch liehen ihm die Straßburger zehntausend Gulden, und wenn wir mit Johann von Müller dem Berichte des Philipp von Comines Glauben schenken könnten, so hätten sogar auch die Schweizer ihm Opfer an Geld gebracht; dies bezweifeln wir jedoch. Die ganze Eidgenossenschaft gewährte dem Herzoge ihren Beistand, es stellten sich, wie es heißt, achttausend Mann Schweizer ein, und auch die niedere Vereinigung schickte Hülfe; allein die gesammte Schweiz streckte dabei auch die Hand aus. Jeder von jenen Achttausend erhielt ein Goldstück als Handgeld; ja, Renatus mußte ihnen überdies nachher noch auf dem Marsche nicht nur zwölfhundert Gulden zahlen, und um diese

*) Si le duc, hatten sie geschrieben, se sent aucunement pressé par les Allemands ou les Suisses et qu'il n'ait pas assez de gens avec lui pour s'en retourner franchement en ses pays, qu'il le nous fasse sçavoir, et nous exposerons nos corps et nos biens pour l'aller guérir et le ramener sûrement en ses dits pays; mais pour faire plus de guerre pour lui, nous ne sommes point délibérés de le plus aider de gens et d'argent.

zu erhalten, den Darleihern des Geldes zwei Grafen als Geißeln überlassen, sondern er gab auch noch einmal jedem Fähndrich ein Goldstück.

Zu Zürich erhielt Renatus im December die Botschaft, daß seine Besatzungen aufs Äußerste gebracht und alle Vorräthe nebst den Pferden aufgezehrt wären. Er vereinigte daher schleunig sein Heer, zog nach Basel und von dort am Weihnachtsfeiertage über Kolmar und Schlettstadt nach Lothringen. Karl der Kühne war unterdessen mit einem Aufgebot von schnell zusammengerafften Leuten zu den Truppen geeilt, welche unter dem Verräther Campobasso Nancy belagerten. Von der undisciplinirten Masse, welche Karl mit sich brachte, waren keine dreitausend Mann im ordentlichen Kampfe zu gebrauchen; dagegen zog Renatus mit den einzigen regelmäßigen und disciplinirten Truppen, die es damals in Europa gab, gegen Nancy heran. Jedermann rieth daher dem Herzoge von Burgund, sich einstweilen zurückzuziehen, bis nach wenigen Wochen, wenn seines Gegners Geld erschöpft sei, die Schweizer wieder nach Hause kehren würden; Karl aber beschloß gegen Rath und Vernunft, die Belagerung von Nancy fortzusetzen, und ließ in dem Augenblick, als Renatus bereits in der Nähe war, einen wüthenden Sturm auf die Stadt unternehmen. Als dieser Sturm abgeschlagen worden war, bot ihm Renatus eine Schlacht an, und der tollkühne Herzog von Burgund nahm dieselbe an. Diese am 5. Januar 1488 bei Nancy gelieferte Schlacht konnte, wie alle Schriftsteller bezeugen, von Karl unmöglich gewonnen werden, auch wenn Campobasso in derselben seinen schändlichen Verrath nicht ausgeführt hätte. Campobasso sollte mit den ihm untergebenen zweihundert Lanzen, auf welche Karl ganz besonderes Vertrauen setzte, und die nach der damaligen Art die Truppen einzutheilen und die Theile zu benennen sieben bis achthundert Mann ausmachen mochten, den rechten Flügel des burgundischen Heeres decken; er ging aber vor der Eröffnung des Kampfes zu Renatus über. Da die Schweizer und Deutschen ihn und seine treulosen Lombarden nicht neben sich dulden wollten, so besetzte er die Brücke bei Bourière, den einzigen Durchweg, welcher dem Herzoge von Burgund übrig blieb, wenn er beim unglücklichen Ausgang der Schlacht nach Luxemburg entfliehen wollte. Karl's Besonnenheit und Tapferkeit im Kampfe, sowie der Muth und die Treue Rübempré's, Galiot's, Contay's, des Grafen

von Nassau, des Marquis von Neufchatel und einiger anderen Führer des burgundischen Heeres werden allgemein gepriesen, sie konnten aber den Sieg nicht erringen. Als Rübempré gefallen war, gab Karl selbst den Befehl, sich nach Luxemburg hin zurückzuziehen. Allein Campobasso's Schaar versperrte den Burgundern den Weg, und da überdies die tapfersten Vasallen Karl's erschlagen waren, so zerstreute sich sein Heer nach allen Seiten hin. Überall erhob sich jetzt das Landvolk, und Tage lang war ganz Lothringen der Schauplatz eines grausamen Mordens und Plünderns. Karl selbst kam, als er einige hundert Schritte von Nancy über einen zugefrornen Bach setzen wollte und dabei im Eise einbrach, unter sein Pferd und ward unerkannt erschlagen. Wie viele von seinem Heere das Leben verloren haben, wagen wir nicht anzugeben, weil uns alle bestimmten Zahlen verdächtig sind, sobald dieselben bei den verschiedenen Berichterstattern so sehr von einander abweichen, wie in diesem Falle. Die höchste Zahl, welche überliefert wird, beträgt achttausend, die niedrigste sechshundert; die sechs Angaben der schweizerischen Berichterstatter schwanken zwischen viertausend und achttausend.

Renatus II. gelangte durch die Schlacht bei Nancy wieder in den Besitz seines Reiches. König Ludwig XI. überließ sich bei der Nachricht vom Tode eines Feindes, welchen offen anzugreifen er nicht gewagt hatte, einer unanständigen lauten Freude; alle seine Hofleute aber aus dem Herren- nnd Ritterstande geriethen in Angst und Schrecken, weil der einzige Mann, welchen Ludwig scheute, gefallen war. Ludwig's Höfling Comines berichtet uns, der König habe, als er die Nachricht von der Schlacht bei Nancy erhalten, seinem Hofe ein Freudenmahl gegeben, Alle hätten aber die Eßlust verloren; denn sie hätten sich der Angst nicht erwehren können, daß Ludwig von jetzt an, wo er keinen Menschen mehr zu fürchten habe, ein entsetzlich grausamer und tyrannischer Despot werden würde, weil ungeachtet aller erheuchelten Popularität die innerste Natur desselben bösartig gewesen sei. Übrigens hatte Ludwig demjenigen, welcher ihm die erste Nachricht vom Ausgange der Schlacht überbringen würde, einen hohen Preis ausgesetzt, sowie er auch früher an Comines und dü Bouchage zweihundert Mark Silber hatte zahlen lassen, weil sie ihm Karl's Niederlage bei Murten zuerst gemeldet hatten.

10. König Ludwig XI. und Erzherzog Maximilian.

Ludwig XI. ließ unmittelbar nach dem Tode Karl's des Kühnen seine Absichten öffentlich kund werden. Er zeigte allen Städten seines Reiches und dem Herzoge von Bretagne durch Boten Karl's Tod an, sowie seinen Entschluß, das Herzogthum Burgund nebst allen anderen Besitzungen Karl's, welche französisches Lehen wären, wieder an sich zu bringen. Auch auf die Freigrafschaft Burgund (die Franche Comté) schien er Absichten zu haben; denn er ließ den Ständen derselben verkündigen, daß er Karl's Tochter Maria, welche ihm nahe verwandt und seine Pathin sei, unter seinen vormundschaftlichen Schutz nehme und dem Dauphin zu vermählen gedenke. Die Eidgenossen und ihre Verbündeten in Deutschland wollte Ludwig ebenso gebrauchen, wie die Ersteren von Kaiser Siegmund, von den Päbsten und vom Constanzer Concilium gebraucht worden waren; die Schweizer benutzten aber ihn ebenso, wie sie den Pabst benutzt hatten, um mit allem Anschein von Biederkeit und Rechtlichkeit fremdes Gut an ihre Patricier zu bringen. Ludwig sah recht gut ein, daß seine Plane ohne ein tüchtiges Heer und ohne geübte Führer desselben nicht ausgeführt werden könnten; er selbst hatte aber durch Alter und lange Abgewöhnung den Muth, der ihm in der Jugend gelegentlich nicht gefehlt hatte, gänzlich verloren. Er machte deshalb damals eine neue Anordnung in Betreff der Bezahlung des von ihm zuerst eingerichteten Grundstammes (cadre) eines besoldeten stehenden Heeres. Seine Schatzmeister sollten, gebot er, sich eidlich verbindlich machen, daß sie diesen Stamm des stehenden Heeres (les gensd'armes et les archers d'ordonnance) regelmäßig bezahlen würden; sie sollten das hierzu bestimmte Geld nie, unter welchem Vorwande es auch sein möge, für einen anderen Zweck angreifen, und sich in den Städten, wo jene Truppen lägen, unterrichten, ob dieselben nicht etwas für ihren und ihrer Pferde Unterhalt schuldig wären. Wenn dies der Fall sei, so sollten sie dergleichen Schulden alsbald bezahlen, dagegen aber den Sold derjenigen, welche den Dienst verlassen hätten oder ohne Erlaubniß abwesend wären, dem Könige genau in Rechnung bringen. Sie sollten ferner die Truppen in baarem Gelde bezahlen, ohne ihnen irgend etwas unter dem Namen eines gelei-

steten Vorschusses anzurechnen und abzuziehen. Sie sollten endlich weder Pferde noch Waaren an Zahlung geben und nicht gestatten, daß der Reisige den Bogenschützen beraube; falls sie dies aber nicht verhindern könnten, sollten sie alsbald entweder den Kriegs-Commissär oder den König selbst davon unterrichten.

Die Umstände waren dem Könige sehr günstig; denn Maria von Burgund war erst zwanzig Jahre alt, von allen Seiten her bedroht und aller der Freunde beraubt, welche ihren Vater auf dem letzten Zuge begleitet und sogar dann nicht verlassen hatten, als er sich muthwillig ins Verderben stürzte. Diese Männer waren theils bei Nancy gefallen, theils gefangen genommen worden. Unter den Letzteren befand sich Anton oder, wie er gewöhnlich heißt, der große Bastard von Burgund, ein Mann von glänzenden Eigenschaften, der als ein Sprößling des burgundischen Hauses anerkannt worden war und den Glanz desselben hätte erhalten können, wenn er der Prinzessin Maria zur Seite gestanden hätte. Dies wußte Ludwig, er bestürmte daher Renatus II., dessen Vasall, Johann Bidots, den Bastard gefangen genommen hatte, daß er diesen ihm überlasse. Anton dagegen bat den Herzog von Lothringen dringend, ihn zu behalten, und bot demselben zweimalhunderttausend Livres; Renatus konnte jedoch des Königs nicht entbehren, und reiste selbst mit Anton nach Plessis dü Tours zu Ludwig, welcher dann jenem lothringischen Vasallen zehntausend Livres bezahlte, damit er den Gefangenen in seine Hände liefere. Jetzt erfolgte das, was Anton dem Renatus vorausgesagt hatte, weil er Ludwig's schändlichen Charakter besser kannte, als dieser: der König, welcher wußte, wie vortheilhaft er sich Anton's bedienen könne, überhäufte denselben mit Gunstbezeugungen aller Art, und erwies sich dagegen dem armen Renatus, den er jetzt nicht mehr brauchte oder zu fürchten hatte, so unfreundlich, daß dieser sich heimlich entfernte, um nicht festgehalten zu werden. Nachdem Ludwig sich des Sprößlings der burgundischen Dynastie versichert hatte, suchte er auch den mächtigsten Vasallen derselben in der Freigrafschaft Burgund zu gewinnen. Dieser Vasall war Johann II. von Oranien. Der Vater desselben, Wilhelm, war ein getreuer Freund Karl's des Kühnen gewesen; Ludwig hatte ihn aber, als Wilhelm einst durch die Dauphiné zu Karl reiste, durch

einen Raubritter gefangen nehmen lassen und diesem Ritter dafür die damals ganz ungeheuere Summe von vierzigtausend Thaler gegeben. Um diese Summe ersetzen zu können, war Wilhelm genöthigt gewesen, seiner Unabhängigkeit zu entsagen und sein Fürstenthum Oranien von Ludwig zu Lehen zu nehmen. Sein Sohn, Johann II., war mit Karl zerfallen, weil dieser alle Güter, die derselbe in der Freigrafschaft besaß, ihm genommen und dem Bruder Wilhelm's überlassen hatte. Ludwig versprach jetzt dem Prinzen von Oranien nicht blos die Rückgabe dieser Familiengüter, sondern er ernannte ihn auch zu seinem Generalstatthalter in dem Herzogthum und in der Freigrafschaft Burgund. Johann ließ sich dadurch ganz für den König gewinnen, und begab sich nach Burgund, begleitet von den beiden Generalen Ludwig's, Georg de la Tremouille, Herrn von Craon, und Karl d'Amboise, Herrn von Chaumont, welche an der Spitze von siebenhundert Lanzen (zu je fünf bis sechs Mann) standen, sowie von dem Bischof von Langres, Ludwig d'Amboise, und mehreren Parlamentsräthen, welche die Vollmacht hatten, im Namen des Königs Besitz von Burgund zu nehmen. Diese Commissäre richteten sogleich an die Stände des Herzogthums, welche gerade zu Dijon versammelt waren, die Aufforderung, spätestens innerhalb zwölf Tagen dem Könige zu huldigen. Die Stände machten jedoch Schwierigkeiten, indem sie vorgaben, sie glaubten nicht an Karl's des Kühnen Tod, obgleich seine Leiche sechs Tage lang in Nancy zur Schau ausgestellt gewesen war. Sie wandten sich an Karl's Tochter Maria und an die getreuen Räthe, von welchen diese umgeben war; Maria befand sich aber in noch größerer Verlegenheit, als die Burgunder.

Maria hatte in den Niederlanden einen sehr übeln Stand, da die einzelnen Provinzen nicht nur verschiedene Vorrechte und Privilegien besaßen, sondern auch insgesammt sich mehr oder weniger durch die militärisch-autokratische Regierung Karl's beeinträchtigt gefühlt hatten, und deshalb den Ministern desselben, einem Ravestein, Hügonet, d'Imbrecourt und Anderen, heftig zürnten. Auch war in den meisten Provinzen der reiche und fleißige Bürgerstand gegen die von Karl begünstigte höhere Ritterschaft erbittert, welche den Kern von Karl's Militärmacht gebildet und ihm überall treu beigestanden hatte. Schon als Renatus die Leiche Karl's zur Be-

erdigung nach Flandern hatte ausliefern lassen, gaben die Genter ihren Haß gegen den Verstorbenen durch tumultuarischen Lärm zu erkennen, und gleich nachher widersetzten sich die Bürger von Brügge, Brüssel und Antwerpen den herzoglichen Steuer-Einnehmern thätlich. Die junge Herzogin, an deren Seite sich ihre Stiefmutter befand, gebrauchte in ihren Geschäften den Herrn d'Imbrecourt und den Kanzler Hügenot; als Beistand nahm sie den Herrn von Ravestein, Adolf von Cleve, den sie zum Generalstatthalter (Stedehouder general) der niederländisch-burgundischen Herrschaften ernannte. Schon im Februar ward ein allgemeiner Ständetag der niederländischen Provinzen nach Gent ausgeschrieben. Auf diesem forderten alle Anwesenden, ehe sie die neue Regierung mit Geld unterstützten, von Maria das Versprechen, daß ihre Privilegien bestätigt und die Misbräuche der vorigen Regierung abgeschafft werden sollten, und die Herzogin mußte sich fügen. Namentlich ertheilte sie damals (am 14. März) den Holländern und Seeländern das sogenannte groß Privilegium, vermöge dessen alle Souverainitäts-Rechte an die Stände übergingen. Maria sagte nämlich in demselben zu, daß sie ohne die Einwilligung der Stände weder Abgaben erheben, noch eine Heirath schließen wolle; daß die Stände, auch ohne von ihr berufen zu sein, Landtage halten dürften, wo und wann sie wollten; daß die Herzogin ohne Erlaubniß der Stände durchaus keinen Krieg, nicht einmal einen Vertheidigungskrieg führen dürfe; daß das Münzrecht den Ständen überlassen bleibe; daß endlich die Magistrate von den Ständen ernannt werden und die Herzogin blos die Auswahl aus den ihr Vorgeschlagenen haben sollte. Maria mußte damals, weil sie auch das Versprechen gegeben hatte, daß in jeder Provinz nur ein in derselben Geborener ein Amt bekleiden sollte, in Holland statt des von ihr bereits ernannten Lodewyk van Gruithuisen den Wolfaert von Borselen als Statthalter annehmen. Der von den Ständen Burgund's gesendeten Botschaft antworteten Maria und ihre Räthe: Ludwig nehme allerdings mit Unrecht das Herzogthum Burgund in Anspruch, weil es sich mit diesem anders verhalte, als mit den übrigen an französische Prinzen als Besitzthum verliehenen Lehen (apanages); wenn aber der König durchaus darauf bestehe, das Herzogthum Burgund mit der Krone wieder zu vereinigen, so gebe es doch in demselben viele

Herrschaften, an welche er keinen Anspruch machen könne; besonders gelte dies von den Grafschaften Charolais, Macon und Auxerre. Die Stände fanden indessen nicht für gut, sich Ludwig's Zorn zuzuziehen, sondern huldigten demselben schon am 19. Januar. Sie benutzten aber dabei ebenso, wie die Niederländer der Maria gegenüber thaten, die Gelegenheit, um sich eine sehr bedeutende Zahl von Privilegien, Vortheilen und Ausnahmegesetze zusichern zu lassen, und Ludwig gestand ihnen ohne Bedenken Alles zu, weil er dachte, mit der Zeit werde schon Rath kommen. Der König gewährte übrigens nicht blos der Provinz Burgund und ihren Städten und Ständen große Vortheile, sondern auch einzelne angesehene Herren wurden damals von ihm durch Gaben gewonnen; so erhielten z. B. Philipp Bouton, Hugo von Toisi und Jakob von Damas einträgliche Stellen oder große Landgüter. Dieser ruhige Ausgang der Sache war den Anführern von Ludwig's Truppen, la Tremouille und Chaumont, sehr ärgerlich; denn sie hatten auf Widerstand und folglich auch auf Krieg und Beute gerechnet. Sie waren jetzt keck genug, dem Könige zu schreiben, er möchte doch wenigstens die von ihnen zu Dijon in der Burg der Herzogs von Burgund vorgefundenen Geldsummen, Vorräthe und Munition mit ihnen theilen. Auch diese Bitte ging der schlimme Monarch zum Theil ein; die Antwort aber, die er den Herren gab, war so fein und listig eingerichtet, daß dieselbe uns allein schon die Manier zeigen könnte, welche Ludwig überall anwandte, um Leute, die er brauchte, bei guter Laune zu halten*).

Schon zwei Tage früher, als die Burgunder huldigten, hatte Ludwig den Admiral von Bourbon und Philipp von Comines

---

*) Messieurs les comtes, je vous remercie de l'honneur que vous me voulez faire de me mettre à butin avec vous. Je veux bien, que vous ayez la moitié de l'argent des restes que vous avez trouvez; mais je vous supplie, que le surplus vous me fassiez mettre ensemble et vous en aidez à faire réparer les places, qui sont sur les frontières des Allemands, et à les pourvoir de ce qui sera nécessaire, en façon que je ne perds rien, et s'il ne vous sert de rien, je vous prie, envoyez le moi. Touchant les vins du duc de Bourgogne, qui sont en ses celliers, je suis content, que vous les ayez Ecrite à Peronne le 9 Février. Louis.

abgeschickt, um die Stadt Abbeville zum Abfall von Burgund zu bewegen. Diesen war aber bereits der französische General Torcy zuvorgekommen, welcher in Amiens commandirte und von hier aus sich bei den Bürgern von Abbeville beliebt gemacht hatte. Gleich darauf eilte der König selbst in die Picardie, und schickte diejenigen seiner Diener, welche er als die schlauesten erprobt hatte, in alle Gegenden und Orte dieses Landes, um die bestürzten und verlassenen Befehlshaber und Beamten Karl's des Kühnen durch Drohungen, Versprechungen und Bestechungen zu bewegen, daß sie dem Könige huldigten. Ham, St. Quentin, Tronquay, Roye, Montdidier, Moreuil, Vervins, St. Gobin, Marle, Rue und Landrecy ergaben sich fast ohne allen Widerstand. Die Provinz Artois zeigte sich nicht so bereit von Maria abzufallen, als die Picardie, obwohl nur so lange, als Adolf von Cleve, der Herr von Ravestein, in Arras commandirte. Nachdem Adolf, wie oben erwähnt worden ist, Generalstatthalter der nördlichen Provinzen geworden war, kam Vaquelay an seiner Statt nach Arras, und dieser, dessen Besitzungen jenseit der Somme lagen, fand es in seinem Interesse, Arras, sowie Artois überhaupt an Frankreich zu bringen.

Den Plan, sich aller Länder Karl's des Kühnen dadurch zu bemächtigen, daß er seinen Sohn, den Dauphin Karl, mit Maria von Burgund verlobe, fand gewiß Ludwig selbst, der sich besser als irgend ein anderer Monarch, selbst Louis Philipp nicht ausgenommen, auf seinen Privatvortheil verstand, unausführbar und lächerlich; er wollte offenbar nur die Prinzessin Maria zugleich durch List und durch Gewalt berauben. Abgesehen von vielem Anderen, was jenem Plane entgegenstand, machten drei Umstände gleich von vorn herein es unmöglich, an die Vermählung der Maria mit dem Dauphin zu denken. Erstens stand der Dauphin noch im achten Lebensjahre, Maria war aber bereits zwanzig Jahre alt und brauchte also einen tüchtigen Ehemann; dies sprach auch ihre Oberhofmeisterin aus, als sie für Maximilian von Östreich stimmte. Zweitens war der Dauphin verwachsen, der ritterliche Maximilian dagegen ein bildschöner junger Prinz. Drittens war Maria schon von Trier her in Maximilian verliebt und hatte ihm ihre Hand durch Briefe versprochen. König Ludwig suchte die in Gent, Brügge und anderen Städten unter lauter Demagogen und De-

mokraten lebende Maria durch List zu täuschen, während er zu gleicher Zeit, wie uns Comines aus dem Munde eines königlichen Vertrauten, den er einen Johann in allen Ecken (Maître Jean des habilités) nennt, berichtet, die Niederlande mit Gewalt zu erobern hoffte. Er wählte zu jenem Zwecke eine von den niedrigen und gemeinen Seelen, welche er begünstigte, weil sie sich Alles gefallen und sich zu Allem gebrauchen ließen und die Schlauheit der Gewinnsüchtigen besaßen. Dieser Mann, dessen Namen Olivier Teufel der König in Olivier Dammhirsch umgeändert hatte, war von ganz niederer Herkunft und im Dorfe Tielt bei Gent geboren. Man nennt ihn gewöhnlich den Barbier des Königs, und auch bei Comines wird er immer nur Meister Olivier genannt; allein er hatte als Kammerdiener sich dem Könige ebenso, wie Comines selbst und viele Andere, durch Gleichheit der Gesinnungen und durch Verschlagenheit empfohlen, und war deshalb von Ludwig längst geadelt und mit der Capitainerie Meulant bei Paris beschenkt worden. Dieser Olivier wurde mit einem prächtigen Gefolge als bevollmächtigter königlicher Minister nach Gent geschickt, wo er mit lächerlichem Prunk als Graf von Meulant auftrat. Er gab vor, mit der Herzogin unterhandeln zu wollen, meldete sich aber nicht bei ihr, sondern machte das von ihm gemiethete Haus zum Sammelplatz aller unruhigen Köpfe, und regte durch Versprechungen, welche er im Namen des Königs that, die gesammte Demokratie der Stadt auf. Man rieth daher der Herzogin, ihn schleunig zu empfangen und dann sogleich zu verabschieden. Auch wurde er wirklich bald nachher ersucht, sich auf das Rathhaus zu begeben, wo ihm Maria in der Mitte ihrer Räthe und des Magistrats Audienz geben wolle. Er kam und überreichte seine Beglaubigungsschreiben; als man ihn aber ersuchte, seine Aufträge kundzugeben, erklärte er, daß er den Gegenstand seiner Sendung nur der Maria mittheilen könne. Er erhielt zur Antwort, es sei nicht schicklich, daß ein Mann von seiner Herkunft eine geheime Unterhaltung mit einer jungen Prinzessin habe, eine schickliche Botschaft könne er auch öffentlich vortragen. Als er beim Schweigen verharrte, machte man ihn lächerlich, die Umstehenden pfiffen und grunzten, das Toben theilte sich dem vor dem Rathhause stehenden Haufen mit, und endlich schrieen die Lärmenden sogar, man wolle ihn in

den Fluß werfen. Dies versetzte ihn in Schrecken und Angst, und er machte sich eilig davon.

Unmittelbar nachdem Ludwig auf diese Weise in der Person seines Gesandten beschimpft worden war, erschienen bei ihm die vier Räthe der Herzogin, der Kanzler Hügonet, der Herr von Imbrecourt, Wolfaert von Borsellen und der Herr von Gruithuisen, an der Spitze einer glänzenden burgundischen Gesandtschaft. Sie zeigten dem Könige an, daß Maria die Regierung übernommen habe, daß Herr von Ravestein (Adolf von Cleve), Hügonet und d'Imbrecourt, wie wir uns ausdrücken würden, ihr Ministerium ausmachten, und daß Ludwig sich also künftig an diese wenden möge. Als die Gesandten allen gleißnerisch freundlichen Anerbietungen des Königs auswichen, erklärte ihnen dieser endlich, daß er zwar der Herzogin Maria, welche er aus der Taufe gehoben habe, sehr gewogen sei und alles Mögliche für sie thun wolle, aber nichtsdestoweniger, da er ein starkes Heer beisammen habe, die Stücke seines Landes, welche an Burgund gekommen seien, mit Gewalt wieder an sich bringen werde, wenn man sie ihm nicht gutwillig zurückgebe. Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, weil Maria weder Truppen noch Geld hatte; vielleicht ließen sich aber auch die vier Herren durch die Aussicht locken, daß ihre Herzogin einmal Königin von Frankreich werden könne. Sie waren als ehemalige Diener der Gewaltthätigkeiten Karl's des Kühnen verhaßt, und da Maria gerade um diese Zeit die souveraine Macht der Stände anerkannt hatte, so hofften sie vielleicht, an Ludwig eine Stütze zu finden. Genug, sie schlossen mit Ludwig eine etwas verdächtige Uebereinkunft, nach welcher ganz Artois dem Könige überlassen und von diesem nachher als Lehen an die Herzogin zurückgegeben werden sollte. Hierzu hatten sie jedoch weder von den Ständen, noch von der damaligen Regentschaft Vollmacht; sie beriefen sich daher auf ein Schreiben der Maria, welches sie dem Könige übergaben. In diesem Schreiben hieß es, Maria habe die Verwaltung und Regierung ganz jenen vier Herren überlassen; und doch hatte die Herzogin zu der nämlichen Zeit die drei Stände Flandern's nach Gent berufen und sich ganz in die Arme derselben geworfen. Die Stände beabsichtigten eine Art Republik zu errichten, und da sie von dem früheren Beschluß wegen der vier Räthe,

welche ein Kabinet bilden sollten, nichts wußten, so ernannten sie einen von Maria ganz unabhängigen Regentschaftsrath. Dieser schickte dann neue Gesandte an Ludwig. Der König bewies denselben aber aus dem erwähnten Briefe, daß er nichts Gültiges mit ihnen verhandeln könne, und gab ihnen das Original des Briefes mit nach Gent. Hier erfolgte dann eine ärgerliche Scene. Der Regentschaftsrath wurde sogleich versammelt, Maria erschien unter den Ständen auf dem Rathhause, die Gesandten tobten, daß sie in den April geschickt worden wären; weil ihre Herrin früher einen Brief geschrieben habe, in welchem weder von den Ständen noch vom Regentschaftsrath noch von ihnen selbst etwas enthalten sei, und als hierauf die Herzogin den Brief ableugnete, zog einer der Gesandten denselben heraus und las ihn vor. Der angebliche Verrath regte sowohl die Stände, als auch das ganze Volk der Stadt heftig auf. Das Letztere war dabei, wie dies in solchen Fällen immer geht, nur das Werkzeug einiger Ehrgeizigen. Adolf von Cleve, Ludwig von Bourbon, Bischof von Lüttich, und der Graf Peter von St. Paul, welche Hügonet's und d'Imbrecourt's Einfluß beneideten, hatten den Untergang derselben geschworen, und der Sturm traf daher zunächst diese beiden Männer. Sie wurden vom Volke aus den Klöstern, in welche sie sich geflüchtet hatten, gewaltsam geholt und auf das Rathhaus gebracht, wo man dann einen Kriminal-Proceß gegen sie einleitete. Vergebens eilte Maria herbei und bat mit Thränen, daß man ihr die Sache überlassen möchte; ihre beiden Räthe, welche freilich zu Karl's Zeit hart und despotisch gewesen waren, wurden verurtheilt, nachdem man sie vorher auf so grausame Weise gefoltert hatte, daß sie weder stehen noch gehen, noch sich aufrecht erhalten konnten. Als sie in diesem Zustande auf den Richtplatz geführt wurden, stürzte die Herzogin in Begleitung eines ehrwürdigen Priesters weinend und Hände ringend auf den Markt, und bat das Volk flehentlich, die Vertrauten ihres Vaters, welche auch ihre väterlichen Rathgeber wären, zu befreien. Das Volk ward durch ihre Worte gerührt, aber die vornehmen Feinde der alten Regierung ließen dasselbe durch Lanzenknechte zurückhalten und die Hinrichtung vollziehen (3. April 1477). Übrigens will zwar der Geschichtschreiber Comines uns glauben machen, die beiden Männer wären als ganz unschuldige Opfer der Volks-

Justiz gefallen und hätten nicht die Absicht gehabt, ihre Herzogin durch die von Ludwig gar nicht ernstlich erstrebte Verlobung mit dem Dauphin in des Tyrannen Gewalt zu bringen, damit sie selbst die absolute Regierung, welche unter Karl in ihren Händen war, auch ferner behielten; allein man darf diesem Verichterstatter wegen des Verhältnisses, in welchem er zu Ludwig stand, nicht unbedingt trauen. In einem ganz anderen Lichte erscheint die Sache, wenn man die Darstellung derselben bei Olivier de la Marche liest, einem Manne, welcher, nachdem er in der Schlacht bei Nancy gefangen genommeu worden war, sich wieder losgekauft hatte und bald nach der Katastrophe Hügonet's und d'Imbrecourt's an den burgundischen Hof gekommen war, wo er getreu verharrte, während Comines sein Glück bei Ludwig suchte und diesem die ihm ehemals anvertrauten Geheimnisse verrieth *).

Nach diesem blutigen Vorfalle änderte Ludwig sogleich wieder den Ton. Er trat als Schützer der in Gent gleichsam gefangen gehaltenen Herzogin auf, misbilligte das dort Geschehene laut, nahm sich des Andenkens der beiden hingerichteten burgundischen Räthe, sowie der Kinder Hügonet's an, und erklärte die Demokraten von Gent nnd Brügge für Hochverräther. In der ersteren Stadt herrschte nach der Hinrichtung d'Imbrecourt's und Hügonet's völlige Anarchie, und Maria ward wie eine Gefangene beobachtet. Man ließ zwar endlich um Ostern die Herzogin abziehen, allein in Brügge, wo sie anfangs mit großer Pracht empfangen worden war, verfuhren bald darauf die Demagogen nicht besser mit ihr, als vorher die Genter. Von diesem Augenblicke an schien alle verständige Leitung der burgundischen Angelegenheiten aufzuhören; denn die Krämer, in deren Gewalt die Herzogin war, verstanden von Regierung und von Politik nichts, und Ludwig drang an der Spitze eines Heeres unaufhaltsam über Artois nach

*) Was Olivier in seinem Texte andeutet, wird in den Noten zu demselben ausführlich berichtet: Ce que fera facilement juger le dit Comines avoir controuvé tel fard plus à son excuse qu'autrement, comme celui qui veritablement estoit en grande partie coupable du désaster des dits personnages, pour leur avoir esté le principal auteur d'entrer ès practiques du roi, auquel il estoit ministre de tels actes, autant et plus que nul autre jamais.

Flandern vor. Er hatte längst erklärt, daß er auch die Freigrafschaft Burgund besetzen wolle, wiewohl nur um sie für Maria zu erhalten. Die Fläminger freuten sich anfangs dessen, was Ludwig that, hatten aber bald Ursache anders zu denken. Ludwig hatte sein Heer zuerst gegen die Stadt Arras geführt, weil die vier burgundischen Gesandten insgeheim Befehl gegeben hatten, ihm einen Theil der Stadt zu überlassen, und weil der Anführer der dort befindlichen Truppen zu ihm übergegangen war. Die Bürger verweigerten jedoch die Unterwerfung, und als gleich nachher Hesdin sich dem Könige ergab und die Hülfstruppen, welche die Städte Douay, Lille und Valenciennes nach Artois geschickt hatten, geschlagen worden waren, ließ Arras den König um die Erlaubniß bitten, daß die Stadt, ehe sie ihre Thore öffne, eine Gesandtschaft an ihre Herzogin sende. Bei dieser Gelegenheit, wie nachher bei jeder anderen, zeigte Ludwig, welcher die Gottheit nie gefürchtet hatte und seit dem Tode Karl's des Kühnen auch keinen Menschen mehr zu fürchten brauchte, seinen gräßlichen Charakter auf eine schauderhafte Weise. Zuerst gab er nämlich der Bürgerschaft von Arras weder eine bejahende, noch eine verneinende Antwort, sondern sagte blos, die Bürger von Arras müßten am besten wissen, was sie zu thun hätten. Nachher, als die Stadt dies als eine Einwilligung ansah und die angesehensten Bürger an Maria sandte, ließ Ludwig dieselben zwar ungestört abreisen, aber durch nachgeschickte Reiter festnehmen und zu sich nach Hesdin bringen. Hier wurden sie von ihm sehr gut bewirthet, nach eingenommener Mahlzeit aber wurden zwölf von ihnen durch den Scharfrichter, welcher den König stets begleitete, und durch Polizeibeamten auf den Marktplatz geführt und dort enthauptet. Er erreichte dadurch vorerst seinen Zweck: ganz Arras bebte, und es wurden dem Könige die Thore der Stadt geöffnet. Er versprach zwar seinerseits eine Amnestie, ließ aber dessen ungeachtet nachher eine große Zahl der treuesten Anhänger von Burgund ohne allen Proceß hinrichten. Viele dieser Unglücklichen hatten, wie man uns berichtet, durch die Anhänglichkeit an Burgund und die Liebe zur Freiheit eine solche Festigkeit oder einen solchen Eigensinn erlangt, daß sie ihr Leben nicht, wie man ihnen angeboten hatte, durch den Ausruf: Es lebe der König! retten wollten. Die Stadt Avesne wurde, nachdem man die

Officiere verrätherisch herausgelockt hatte, mit Sturm genommen. Auch Peronne fiel in die Gewalt der Franzosen; von St. Omer aber wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und zwar unter der Anführung vom Sohne desselben großen Bastards von Burgund, welcher für Ludwig's Sache gegen seine eigene Nichte focht.

Als Artois und Hennegau von den Franzosen besetzt worden waren, und diese nicht nur Luxemburg bedrohten, sondern auch bis tief in Flandern hineinstreiften, erwachten endlich die Flämin-ger; es war aber schon zu spät. Der oben (Seite 288) erwähnte Olivier Teufel hatte, als er aus Gent entflohen war, Tournay durch erkaufte Verräther zur Übergabe gebracht, und die französische Besatzung dieser Stadt war in Flandern eingedrungen. Beides rüttelte endlich die Bürger von Gent, Brügge und Ypern aus ihrem Schlafe auf. Sie trafen jedoch sehr schlechte Maßregeln; denn sie stellten ein Heer auf, welches zwar zwanzigtausend Mann stark, aber eigentlich gar kein Heer war, und gaben demselben einen Anführer, der kein Feldherr war, ja kaum ein Mensch genannt werden konnte. Dieser Anführer war jener bekannte Frevler gegen seinen alten Vater, der Herzog Adolf von Geldern (s. S. 246 f.). Man holte denselben aus dem Gefängniß, in welches Karl der Kühne ihn hatte bringen lassen, und nahm diesen rohen, unmenschlichen Gesellen unter diejenigen auf, welche sich um die Hand der liebenswürdigen Herzogin Maria bewarben. Unter seiner Führung zogen die Fläminger vor Tournay; dort geriethen aber die Brügger mit den Gentern in Zwist, und die Franzosen benutzten dies zu einem Angriffe, bei welchem sie siegten und Adolf von Geldern nach tapferer Gegenwehr erschlagen wurde. Diese Niederlage vor Tournay war ein Glück für Maria und im Grunde auch für die Städte Gent und Brügge selbst; denn die von den Franzosen drohende Gefahr nöthigte endlich diejenigen, welche sich in Gent der Regierung bemächtigt hatten, an die Ver-mählung der Herzogin ernstlich zu denken.

Die Herzogin wurde in Gent so ängstlich beobachtet, daß sie ihre ent-schiedene Neigung für den Erzherzog Maximilian nicht einmal ausspre-chen und eben so wenig die auf Befehl ihres Vaters mit ihm eingegan-gene Verbindung bekannt werden lassen durfte. Die Angelegenheit ihrer

Vermählung mußte daher wie eine Intrigue betrieben werden, bei welcher dann die Oberhofmeisterin der Herzogin, Frau von Halewyn, eine Cousine Philipp's von Comines, und Olivier de la Marche, dessen Denkwürdigkeiten uns oft sehr nützlich sind, die Hauptrolle spielten. Die in der letzten Zeit errichtete Regentschaft hatte zwar, als über die Vermählung der Herzogin ernstlich berathschlagt wurde, nicht die Kühnheit, den Dauphin, welcher noch ein Kind war, der Herzogin mit Gewalt aufzudringen; sie ermuthigte aber die anderen Bewerber. An solchen fehlte es durchaus nicht; ihre Namen findet man bei Olivier de la Marche. Besonders suchte der Herzog von Cleve, welcher unter denen, die sich in Gent und Brügge zu Regenten aufgeworfen hatten, eine sehr ansehnliche Rolle spielte, seinem Sohne die Hand der Maria zu verschaffen und deshalb auch das Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Erzherzog Maximilian auf jede Weise zu hintertreiben.

Maximilian's Bewerbung ward durch die Neigung der Herzogin begünstigt, da der junge Erzherzog mit einer schönen und ritterlichen Gestalt alle jene Bildung, Romantik, Poesie, persönliche Gewandtheit und ritterliche Übung verband, welche, weil sie blenden, die Herzen der Weiber gewinnen und den großen Haufen der Menschen bezaubern. Allein Maximilian und sein Vater, Friedrich III., waren seither durch ihre Verbindung mit König Ludwig und den Schweizern und durch einen Krieg mit den Ungarn gehindert worden, die Heirathsangelegenheit dadurch zu fördern, daß Beide der von ihren eigenen Unterthanen, sowie vom französischen Könige hart bedrängten Maria von Burgund Hülfe leisteten. Wir haben früher (S. 211 f.) erzählt, wie des großen Hunyad zweiter Sohn, Matthias Corvinus, König von Ungarn geworden war, und sich durch seine Thaten gegen die Türken, durch seine vortreffliche Verwaltung des Reiches, sowie durch seine Sorge für die wiederauflebende Kunst und Wissenschaft des Alterthums, mit dessen klassischen Schriftstellern er innig vertraut war, unsterblichen Ruhm erwarb. Wir haben ferner (S. 237. 239.) erzählt, wie er schon vor Georg Podiebrad's Tode die böhmische Krone mit der ungarischen zu vereinigen suchte. Er hatte dabei den polnischen Prinzen Ladislaus zum Mitbewerber, und ward vom Kaiser Friedrich in seinem Kriege mit Podiebrad nicht blos ungerechter Weise verlassen,

sondern glaubte sich auch von ihm verrathen. Wegen dieses Verhaltens von Seiten des Kaisers schloß Matthias mit dessen Feinden in Deutschland eine enge Verbindung. Eine Zusammenkunft, welche er im Februar und März 1470 mit dem Kaiser und mit den in Wien versammelten deutschen Fürsten hatte, machte den Zwist noch größer. Auch die Böhmen waren gegen den ungarischen König sehr feindlich gesinnt; denn als Podiebrad 1471 eingewilligt hatte, daß Matthias sein Nachfolger werde, bestanden sie hartnäckig auf der Erwählung eines Slaven, des Polen Ladislaus. Auch wurde dieser nach Podiebrad's Tode (März 1471) wirklich gewählt und sein Vater, König Kasimir II. von Polen, nahm nicht nur am 16. Juni zu Krakau die Wahl für seinen Sohn an, sondern er ließ denselben auch am 25. Juli durch siebentausend Mann zu Fuß und zweitausend Reiter über Troppau und Neiße nach Böhmen geleiten. Kasimir selbst fiel am Ende des Jahres 1471 in Ungarn ein, und es wurde dort das ganze Jahr 1472 hindurch ein blutiger Krieg geführt. Die deutschen Stände, welche im Juli 1471 zu Regensburg versammelt waren, konnten weder durch den Kaiser, welcher damals wieder mit Matthias einig geworden war, noch durch diesen, noch durch den Pabst bewogen werden, dem Ladislaus ihre Anerkennung zu versagen. Der Kaiser benahm sich beim Streit um die böhmische Krone, wie bei anderen Gelegenheiten, sehr gehässig und falsch. Er ließ sich im Anfange des Jahrs 1473, als er an den Niederrhein ziehen und seinem Sohne eine Gemahlin verschaffen wollte, durch den päbstlichen Legaten Robortello zu dem Versprechen bereden, daß er im April einen Reichstag zu Augsburg halten und dort den König von Ungarn mit dem Königreiche Böhmen belehnen wolle; dessen ungeachtet versprach er auch dem alten Kasimir, daß er auf dem Reichstage durchaus nichts für Matthias thun wolle, und Kasimir schickte im Vertrauen auf Friedrich's Versprechen den Dechanten Adam von Posen an den Kaiser, um mit ihm zu verabreden, wie man den König von Ungarn von vier Seiten her angreifen könne. Friedrich sprach sich weder auf dem Reichstage zu Augsburg, noch nach seiner Rückkehr von Trier (im Oktober 1473) für Matthias aus, sondern verschob seine Erklärung über Böhmen auf einen im März 1474 zu haltenden Reichstag, und hielt Matthias mit leeren Versprechungen

hin. Er ging nachher sogar noch weiter; denn er schloß gerade am 14. März 1474 mit Kasimir einen förmlichen Bund gegen Matthias, weil dieser die Türken durch sein Gebiet nach Inner-Östreich ziehen lasse und östreichische und polnische Empörer in Schutz nehme. Im August und September griffen Friedrich und Kasimir den König von Ungarn an; Beide hatten aber niemals Geld und konnten von ihren Unterthanen nur mit großer Mühe sehr geringe, nie zureichende Summen erhalten. Im März 1475 ward endlich in Prag eine Conferenz gehalten, bei welcher die Commissäre des ungarischen Königs eine sehr stolze Sprache führten, und der Kaiser sah sich genöthigt, neue Ausflüchte zu ersinnen, um sich Ruhe zu schaffen. Das Letztere würde ihm nicht gelungen sein, wenn nicht Matthias fortdauernd mit den Türken zu thun gehabt hätte. Namentlich würde Matthias im Jahre 1476 in Östreich eingefallen sein, als der Erzbischof von Gran, Johann Flans, zu Friedrich flüchtete, demselben die Geheimnisse des Königs mittheilte und vom Kaiser mit ungarischem Golde die Herrschaft Steyer erkaufte. Matthias verlangte die Auslieferung des Erzbischofs, und würde einen Krieg begonnen haben, wenn er nicht gegen die Türken hätte ziehen müssen, und überdies gerade damals auch mit seiner Heirath beschäftigt gewesen wäre. Was das Letztere betrifft, so hatte Matthias um eine kaiserliche und um eine polnische Prinzessin geworben, und sowohl Friedrich als Kasimir hatten ihm zuerst Zusagen gemacht, nachher aber nicht Wort gehalten, weil er nicht aus fürstlichem Blute stamme. Er erhielt jetzt die Beatrix von Neapel, welche zwar sehr häßlich, aber doch eine königliche Prinzessin war. Erfreut, daß er seiner beiden Nachbarn spotten könne, ließ er Beide zu seiner Hochzeit bitten; jeder von ihnen fand aber eine Entschuldigung. Unterdessen hatte der Streit wegen der Auslieferung des Erzbischofes von Gran fortgedauert, und im Anfange des Jahres 1477 begann ein förmlicher Krieg, weil der König von Ungarn die gegen Friedrich erbitterten östreichischen Vasallen unterstützte, und dieser Boten nach Böhmen und Polen schickte, um sich von Ladislaus und dessen Vater Kasimir Hülfstruppen zu verschaffen.

Dies fiel in die Zeit, als Friedrich in der ersten Hälfte des Jahres 1477 im Namen seines Sohnes die Bewerbung um die

Hand der Maria von Burgund hätte erneuern, ihr und ihres Vaters Versprechen geltend machen, oder doch wenigstens seinen Sohn, umgeben von Pracht, Reichthum und Glanz, in das reichste Land von Europa schicken sollen, wo Geld allein dem Manne Werth verlieh. Das Eine mußte er wegen der angegebenen Verhältnisse zu Ungarn und Böhmen unterlassen. Das Andere konnte er nicht thun, weil er und sein Sohn zu arm waren; denn von jenen Städten, welche in Oberdeutschland durch den Handel und die Gewerbe freier Bürger reich geworden waren, besaß weder Friedrich in Östreich noch Maximilian in Tyrol eine einzige. Indessen schickte der Kaiser endlich eine Gesandtschaft in die Niederlande, um eine förmliche Werbung auszurichten. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Kurfürsten Johann von Trier, dem Herzog Ludwig von Pfalz-Zweibrücken, dem Bischof von Metz, Georg von Baden, und war von dem kaiserlichen Kanzler Hasler, welcher später Kardinal ward, begleitet *). Sie ward zuerst durch die Intriguen des Herzogs von Cleve, welcher Maria's Hand für seinen Sohn zu erlangen suchte, in Brüssel aufgehalten, bis die Oberhofmeisterin von Hallewyn, Olivier de la Marche und besonders Karl's des Kühnen Wittwe, seine dritte Gemahlin Margaretha von York, durchsetzten, daß sie nach Gent kommen und ihr Anliegen in einer glänzenden Versammlung vortragen durfte. Die dort Statt gehabte Scene der Werbung war zwar nach allen Zeugnissen auf romanhafte Weise überraschend; glauben wir aber den Angaben im Theuerdank, welchen Melchior Pfinzing aus Maximilian's eigenen Notizen im Weißkunig in Verse gebracht hat, so hatte sich Maria schon vorher insgeheim mit dem Herzoge aufs neue in Verbindung gesetzt. Sie hatte, heißt es dort, einen getreuen Diener zu sich gerufen, ihm einen Credenzbrief mitgegeben und ihm geboten, sich aufzumachen:

Unnd suchen einen tewren Heldt,
Den hat unnser Vater erwelt,
Unns und dem lannt für ein herrn.
Wir wissen nicht, ob er fern
Oder nah von hie zu fynden sey;

*) Die Noten zu Comines Werk nennen noch un docteur nommé Guillaume Mortingle.

Aber wir sagen dir dabey:
Bringst du den Helden mit dir her,
So sollst du hinfür nit mer
Von armut wissen zu sagen,
Dann du alle dein lebtagen
Reich und auch mechtig solleſt sein.

Dies stimmt vollkommen mit demjenigen überein, was uns von der Art, wie die erwähnte Gesandtschaft der Herzogin in der Mitte ihrer Stände den Heirathsantrag machte, erzählt wird. Als nämlich Georg von Metz eine glänzende Rede der Werbung gehalten hatte, wollten die edeln Herren, unter welchen Ravestein (Adolf von Cleve) der vornehmste war, die Beantwortung derselben verschieben, bis sie die Sache erwogen hätten; allein nun zog einer der Gesandten die 1473 und 1475 gegebene schriftliche Zusicherung der Maria und den mit einem sehr großen Diamanten gezierten Ring, welchen sie damals geschenkt hatte, hervor, und bat die Herzogin, ihre Handschrift und den Ring feierlich anzuerkennen. Dies that Maria, welche vorher unterrichtet worden war, ohne alles Bedenken, und die Herren wagten beschämt nicht zu widersprechen.

Maximilian eilte hierauf als ächter und poetischer Rittersmann, der Geliebten in der Noth beizustehen, und der Herzog von Cleve reiste von Gent ab. Maria mußte übrigens ihrem Bräutigam, als er nach Köln kam (im Juli), hunderttausend Gulden auszahlen lassen, damit er mit einigem Anstande in Gent erscheinen könne. Die Niederländer, deren Stände auf einer allgemeinen Versammlung zu Löwen ihre Einwilligung zu der Heirath gegeben hatten, sahen dies mit neidischen Augen an: sie erkannten, daß ihre Edelleute auf die verschwenderische Bewirthung und Beschenkung der vorigen Herzöge würden verzichten und die Städte den ritterlichen Aufwand des Hofes bezahlen müssen. Allerdings mußte die bekannte Geldarmuth des östreichischen Herzogs, welcher wie Friedrich III. kaum zu leben hatte und dabei Kaiser genannt wurde, den Niederländern sehr auffallen. Auch spricht Comines von dem deutschen Kaiser ganz in dem Tone, in welchem zu unserer Zeit ein reicher Brauer, Bankier oder Metzger von einem armen Grafen oder Gelehrten sprechen würde. Er erzählt uns, daß die Gesandten, welche dem Bräutigam der Herzogin nach Köln entgegen

geschickt wurden (die Herren du Fay und d'Irlan und Olivier de la Marche) den Erzherzog schlecht mit Geld versehen gefunden hätten *). Ganz anders als Comines äußert sich Olivier; dieser schimpft nicht, er jubelt nur, daß er verstanden habe, bei jener Gelegenheit sich empor zu bringen und eine ansehnliche Hofstelle zu erhalten (et furent mes approches tellement faites, que je fus retenu grand et premier maistre d'hostel du fils de l'empereur). Übrigens war das Geld, welches die dem Erzherzog nach Köln entgegen geschickten Gesandten mitnahmen, von den Gentern gegeben worden. Im August 1477 fand die Vermählung Statt.

Die Stände und Städte der Niederlande hatten die Zeit vom Tode Karl's des Kühnen bis zur Verlobung der Herzogin benutzt, um von ihr nicht blos die Bestätigung ihrer alten sehr großen Vorrechte, sondern auch eine Anzahl neuer zu erlangen. Da nun Maximilian dies Alles anerkennen und bestätigen mußte, so gerieth er, der schon als Deutscher nicht gern gesehen war, bald mit den ganz republikanischen Bewohnern seiner neuen Staaten um so mehr in Zwiespalt, als er die überspannten, den Habsburgern bis auf den heutigen Tag eigenen Begriffe seines Vaters vom göttlichen Fürstenrechte mitbrachte. Überhaupt vereinigte Maximilian gerade alle diejenigen Eigenschaften und Vorzüge in sich, welche bei jedem praktischen Geschäftsmanne, geschweige denn bei einem Fürsten, eher schimmernde Fehler als lobenswürdige Tugenden genannt zu werden verdienen. Er war nicht nur ein glänzender und galanter Hofmann, ein romantischer Ritter und, wie sein allegorischer Weißkunig beweist, ein Dichter nach der Mode seiner Zeit, sondern auch, was noch das Schlimmste war, ein grübelnder und gedächtnißstarker Schulgelehrter ohne Geschmack. Maximilian hätte gleich anfangs gegen die Franzosen aufbrechen sollen, welche die Städte Orchies, Türquoin, Fresne les Büsseaux, Saint Sauveur, Marchienne und Harbec niederbrannten, während er seine Hochzeit am 28. August noch einmal in Brügge feierte und dann zu Antwerpen in Saus und Braus lebte. Allein er versäumte den

*) Ils le trouvèrent mal fourni d'argent et lui en portèrent; car son père a esté le plus parfaitement chiche homme, que Prince ni autre qui ait jamais esté de nostre temps.

rechten Augenblick und bewies, obgleich er unstreitig ein wackerer Ritter war, ebensowenig damals, als in seinem ganzen Leben, ein praktisches Talent. Der König von Frankreich würde daher Maximilian's Unthätigkeit und die Verschwendung, mit welcher derselbe die burgundischen Schätze in Flandern und Brabant für Pomp und Festlichkeiten vergeudete, sowie einen damals in Holland ausgebrochenen Parteikampf, der das ganze Land verwirrte, zur Eroberung von Belgien haben benutzen können, wenn nicht seine gar zu scharf berechnende Staatsweisheit und sein übertriebenes Mistrauen ihm schon seit den Monaten Mai und Juni in der Freigrafschaft und sogar im Herzogthum Burgund große Verlegenheiten bereitet hätten.

Ludwig hatte, als er zwei Generale, die Herren von Chaumont und von Craon, nach Burgund schickte, den Letzteren den Oberbefehl der Truppen überlassen, und gebrauchte, wie bereits (S. 283 f.) erzählt worden ist, den Prinzen von Oranien, Johann II., um sich im Herzogthum und in der Freigrafschaft einen Anhang zu verschaffen. Diesem Prinzen hatte er nicht nur die Wiedererlangung ansehnlicher Familiengüter versprochen, sondern auch die Statthalterschaft der beiden Provinzen gegeben. Ludwig hatte demselben aber nachher wieder einen Theil der übertragenen Gewalt entzogen, weil er vor dem Gedanken erschrack, daß ein ehemals ganz souverainer Herr, dessen ansehnliche Besitzungen in der Nähe lagen und dessen Familienanhang sehr groß war, mit königlicher Macht bekleidet sich unabhängig fühlen könne. Er hatte ihm nämlich zwar die Statthalterwürde in der Freigrafschaft gelassen, dagegen aber die im Herzogthum genommen und überdies zwei Nebenbuhler, den Herrn von Craon und den badischen Prinzen Philipp von Hochberg, zur Seite gesetzt. Den Letzteren ernannte er zum Marschall von Burgund, und übergab ihm die feste Burg Jour, um die Grenzen der Freigrafschaft nach der Seite von Neufchatel hin zu bewachen. Dem Herrn von Craon ertheilte er unbeschränkte Macht in beiden Provinzen, wie wenn der König selbst anwesend wäre; denn Craon durfte die Stände berufen, den Adel aufbieten und begnadigen, ja sogar den Bann und Hinterbann der Provinzen Dauphiné, Lyonnois, Forêt, Beaujolais und Champagne versammeln. Dies Alles nahm der Prinz Johann

ruhig hin; als ihm aber die versprochenen Güter nicht zurückgegeben wurden, brach er in offene Unzufriedenheit aus. Während nämlich der König in Betreff jener Güter, welche im Besitze von Johann's Oheim waren, seither immer erklärt hatte, daß dieselben dem Prinzen zurückgegeben werden müßten, hatte er, wie dies seine Art war, nichts desto weniger seinen General Craon begünstigt, als derselbe die Rückgabe der Güter hinderte. Der Prinz von Oranien schloß sich deshalb wieder an Maria von Burgund an, ließ sich von ihr neue Vollmachten geben, und schrieb nach Dijon, man möge sich in Acht nehmen, die Absichten Ludwig's auf die Freigrafschaft zu unterstützen, weil dies einen feindlichen Angriff von seiner Seite nach sich ziehen werde. Gleich nachher sammelten auf Johann's Befehl die beiden Brüder Claudius und Wilhelm von Vaudrai ganz schnell ein Heer, und besetzten Vesoul, Rochefort und Aurerre für Maria als die rechtmäßige Erbin. Craon erlitt nachher, als er Aurerre wieder nehmen wollte, eine so schimpfliche Niederlage, daß er nicht einmal in Gray, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu bleiben wagte, sondern in das Herzogthum entfloh. Darüber gerieth der König, nach seinem Schreiben und Verfahren zu urtheilen, in eine komische Wuth. Er schrieb zuerst an Craon, er solle den Prinzen, sobald er desselben habhaft werden könne, verbrennen oder vielmehr zuerst hängen und nachher verbrennen. Dann ließ er dem Prinzen abwesend den Proceß machen. Das Parlament fällte gegen Johann ein Urtheil, welches eben so wüthend lautet, als des Königs Schreiben (Jean d'Arlon, condamné comme faux et traître chevalier à confisque corps et biens, sera pris pour être exécuté et faute de ce sera pendu par les pieds); sein Bildniß ward in allen Städten von Burgund an den Galgen gehangen, sein Haus in Dijon aber geschleift. Johann ließ sich dadurch nicht stören. Er brachte mit Hülfe der Burgunder und durch Aufopferung seiner eigenen Habe bedeutende Summen zusammen, mit welchen er in der Schweiz Truppen warb, und alle Vorstellungen, die der König von Frankreich bei den Eidgenossen machte, ja, selbst das ausdrückliche Verbot derselben, in dem Heere des Prinzen Dienste zu nehmen, hinderte die Schweizer nicht, zu Tausenden zu diesem zu strömen.

Zu derselben Zeit bemühte sich Maximilian, zur Rettung der Freigrafschaft einen endlichen Frieden mit der Eidgenossenschaft für die Provinzen seiner Gemahlin zu erlangen. Er ward bei diesem Bemühen von seinem Vater Friedrich, von seinem Pflegevater Siegmund von Tyrol, ja sogar vom lothringischen Herzog Renatus und von allen jenen kleineren Mächten, welche mit Angst und Zittern die wachsende Macht des treulosen französischen Königs betrachteten, kräftig unterstützt. Ehe es jedoch zwischen ihm und den Schweizern zum Abschluß kam, hatte ihn Ludwig in den Niederlanden überlistet, indem er ihn zu einem Waffenstillstande bewog, welcher es dem französischen Könige möglich machte, alle seine Kräfte auf das Herzogthum und die Grafschaft Burgund zu richten. Maximilian hatte nämlich gleich nach seiner Vermählung, noch ehe er der Sitte gemäß in den einzelnen Provinzen und Städten die Huldigung einnahm und die Privilegien derselben bestätigte, den Grafen von Romont und den Landgrafen von Hessen gegen die Franzosen nach Artois geschickt, und diese hatten mit deutschen Truppen Philipp von Crevecoeur aus Arras vertrieben und den König selbst zurückgeworfen. Als nun aber Maximilian selbst aus Antwerpen herbeieilte, erbot sich Ludwig, welcher nach seiner Gewohnheit nicht rathsam fand, einem kühnen Feinde kühn entgegen zu gehen, zu Unterhandlungen, und bewirkte, daß im Lager bei Lens nicht ein Frieden, sondern ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Seine Absicht war keine andere, als Maximilian zu verhindern, daß derselbe das Herzogthum und die Freigrafschaft Burgund rette; auch wurden in der That diese beiden Provinzen von dem Waffenstillstande ausgeschlossen, und selbst in Betreff der Niederlande behielt sich Ludwig das Recht vor, den Krieg nach einer viertägigen Aufkündigungsfrist wieder beginnen zu können.

Unterdessen war der von Ludwig mit Geld, Gütern, Statthalterschaften und anderen Ämtern überhäufte Herr von Craon, wie Comines sich ausdrückt, zu dick und fett geworden, und hatte sich allzu sehr auf das Rauben und Plündern gelegt *), als daß es rathsam gewesen wäre, ihm die Statthalterschaft und das Commando in den beiden Provinzen zu lassen. Ludwig rief ihn daher zurück,

*) Er sei misfällig gewesen, sagt Comines, pour les grandes pilleries, qu'il avoit faites au pays.

und setzte seinen Collegen, den Herrn von Chaumont, Karl d'Amboise, an seine Stelle, entschädigte aber den Herrn von Craon, damit er dies nicht übel nehme, hinreichend durch andere Statthalterschaften. Zugleich verstärkte Ludwig den neuen Statthalter mit allen in Artois entbehrlich gewordenen Truppen. Da nun der Prinz von Oranien vorher mit Hülfe der Berner die Stadt Dole vertheidigt und die Franzosen aus Gray vertrieben hatte, so kam jetzt Alles darauf an, daß demselben die Unterstützung der Schweizer entzogen werde. Ludwig suchte daher die Schweizer, welche überall und zu jeder Zeit dem Meistbietenden feil waren, durch Geschenke, Pensionen und Bestechungen zu gewinnen. Die an sie bezahlten Summen hat Comines angegeben, welcher bei dieser Gelegenheit zugleich ausdrücklich bemerkt, daß Ludwig damals aus dem Grunde so mächtig geworden sei, weil er die auf der einen Seite erpreßten Gelder und geraubten Güter auf der anderen an die Leute, welche irgend einen Einfluß hatten, mit freigebiger Hand verschenkt habe (un pauvre roi n'eut sçeu faire ce tour, et le tout, lui tourna à son grand profit). Comines setzt übrigens mit Recht hinzu, es sei für die Schweizer gar nicht gut gewesen, daß sie durch Ludwig's Schenkungen damals zuerst auch Goldmünzen kennen gelernt hätten. Von den Kantonen zeigte sich Lucern am meisten dem französischen Interesse zugethan; die übrigen waren gegen die auch von anderen Seiten gebotenen Vortheile durchaus nicht unempfindlich. Sie riefen freilich alle ihre Leute, welche den Burgundern für Geld dienten, drohend von diesen zurück, und belegten sogar diejenigen, welche, nachdem das Unternehmen des Prinzen von Oranien gescheitert war, in ihr Vaterland zurückkehrten, mit sehr grausamen Strafen, machten aber doch zugleich einen sogenannten ewigen Frieden mit Maria und Maximilian. In diesem Frieden, den sie im Januar 1478 zu Zürich schlossen, ward ihnen mehr, als alle Gaben Ludwig's betrugen, nämlich die ungeheure Summe von anderthalbhunderttausend Gulden versprochen, und sie verpflichteten sich dagegen nur, den Ansprüchen zu entsagen, die ihnen das Kriegsrecht an Hochburgund geben könnte. Die Vorstellungen der französischen Gesandten gegen den Frieden wurden zurückgewiesen, und man sieht bei dieser Gelegenheit, welch ein feiner Politiker und Diplomat Ludwig sein mußte, um es den Schweizern zu verzeihen, daß sie

seinen Gesandten eine so hochtrabende Antwort gaben, wie diejenige ist, welche der Schweizer Thucydides anführt. Als nachher Chaumont Anstalten zur Wiedereroberung der Freigrafschaft traf, gewann er mit dem königlichen Gelde nicht blos die Elsässer Städte und die Schweizer, daß sie ihm, wie sie früher dem Könige versprochen hatten, sechstausend Mann in Sold gaben, sondern sogar der Graf von Mümpelgard nahm für elende tausend Gulden (livres) die Franzosen bei sich auf, und der Herzog von Würtemberg ertheilte durch Brief und Siegel seine Einwilligung dazu. Selbst Maximilian's Pflegevater, Erzherzog Siegmund von Tyrol, streckte, statt diesem zu helfen, die Hand nach Ludwig's Almosen aus; doch gab ihm Ludwig, welcher auf eine wirkliche Hülfeleistung Siegmund's gegen Maximilian nicht hoffen konnte, die sehr passende Antwort, daß er wissen müsse, wofür er sein Geld zahle (mais avant que de mettre le mien, je veux bien sçavoir s'il sera mon ami).

Die festen Plätze der Freigrafschaft wurden schnell erobert, die Brüder Vaudrai erlitten eine Niederlage, der Prinz von Oranien mußte nach Arblay fliehen, und die Vertheidiger von Besançon verzagten. Dies Alles ermuthigte Ludwig, welcher auch die Grafschaft Boulogne besetzt hatte, den Waffenstillstand in Artois aufzukündigen und Cambray zu nehmen, obgleich diese Stadt damals noch für eine deutsche Reichsstadt galt. Doch erschrack er, sobald sich nur ein Anschein von Gefahr zeigte. Durch die Einnahme von Cambray und durch die Besetzung des Bisthums und der festen Stadt Verdün (1478), welche beiden Letzteren noch bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts bei Deutschland blieben, wurden nämlich endlich die deutschen Fürsten geweckt, die noch im Juni ein bereits im Januar 1478 erlassenes barsches Edict ihres Kaisers*) nicht befolgt hatten; Ludwig kroch also, da er wohl wußte, wie sehr er aller Welt verhaßt sei, und überdies aus den damals getroffenen Anstalten geschlossen haben muß, daß man im Begriff sei, von allen

*) Das ir auch von Stunds angesicht dis Unsers Kaiserlichen Briefs mit den Ewrn zu Ross und zu Fuss, auf das hoechst und das meist, so ir moegt, mit harnisch, wegen, Puchsen, were und aller nothurfft, als ins Volk gehoert, rüstet und geschickt seyd.

Seiten über ihn herzufallen, wieder auf einige Zeit in seinen Fuchsbau zurück. Er ließ dem Erzherzog Maximilian, welcher ohnehin mit den Händeln der Parteien in Holland und Utrecht viel zu schaffen hatte, die Erneuerung des Waffenstillstandes antragen. Maximilian ging auf sein Anerbieten ein, und am 11. Juli 1478 ward ein neuer Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen. Ludwig versprach, Alles, was er in Burgund und Hennegau erobert hatte, zurückzugeben, und willigte ein, daß sein Streit mit Maximilian in Tournay durch je sechs von jeder Partei zu ernennende Schiedsrichter geschlichtet werden sollte. Er gab auch wirklich Verdün, Cambray und die Eroberungen im Hennegau vorerst wieder zurück, und ließ die Plätze der Freigrafschaft räumen, weil ihn die Eidgenossen, deren er nicht entbehren konnte, deutlich hatten merken lassen, daß sie ihn in ihrer Nachbarschaft und in ihren Pässen gar nicht gern sähen. Wie wenig es ihm jedoch mit dem Frieden ernst sei, sah man schon daran, daß er seine Schiedsrichter nicht ernannte. Auch ward schon im Anfange des Mai 1479 der Waffenstillstand ohne vorhergegangene Aufkündigung wieder gebrochen, indem die Franzosen zu Ende des April Cambray überfielen, und Maximilian's niederländische Befehlshaber mehrere feste Städte im Hennegau eroberten. Diesmal hatte der König sein Hauptabsehen auf die Freigrafschaft Burgund gerichtet. Er gab eine ansehnliche Summe aus, um die Patricier der Kantone, welche gleich den Condottieren Italien's das Werben als ein eigentliches Geschäft trieben, erkaufen und eine bedeutende Zahl Schweizer für immer in seinen Dienst nehmen zu können. Er verließ sich sogar mehr auf die Schweizer, als auf seine Compagnies d'Ordonnance; denn er dankte elf dieser Compagnieen ab, um Schweizer anwerben zu können. Er wandte nämlich die für jene Compagnieen willkürlich erhobene und immer vermehrte Heersteuer zur Bezahlung von Schweizern an. Das auf solche Weise neu zusammengesetzte Heer war viel furchtbarer, als dasjenige, welches im vorigen Jahre die Freigrafschaft erobert hatte. An der Spitze desselben marschirte Chaumont gerade auf Dole los und nahm diese feste Stadt im ersten Anlauf. Durch die Eroberung des festen Dole erschreckt, öffneten dann die anderen Städte, unter ihnen sogar Auxerre, dem französischen Führer ihre Thore. Selbst die

Stadt Besançon, damals noch eine deutsche freie Reichsstadt, ergab sich den Franzosen, indem sie dem Könige derselben durch zwei Gesandte anbieten ließ, daß sie künftig ihn, den Grafen der Provinz, unter denselben Bedingungen als ihren Schutzherrn anerkennen wolle, unter welchen sie bisher den jedesmaligen Herzog von Burgund als solchen anerkannt hatte. Übrigens kümmerten sich die Schweizer, welche den besten Theil von Chaumont's Heere ausmachten, wenig darum, daß sich Alles freiwillig unterwarf; sie raubten und plünderten vielmehr auf arge Weise, weil sie nicht blos um Sold, sondern hauptsächlich um Beute dienten.

Während die Franzosen beide Burgunde eroberten, hatten sie in den Niederlanden Unglück. Hier stritten gegen sie die grausigen Führer der Wallonen, deren Charakter man schon daraus erkennen wird, daß einer von ihnen der Eber der Ardennen, ein anderer das Stierkalb von Büzanton genannt wurde. Zuerst fielen der Prinz von Chimay, der Marschall von Burgund, Wilhelm von der Mark (dies war der Eber der Ardennen) und ihre Genossen, der Wüther von Büzanton und Aurelian dü Fay, mit zehntausend Mann in das Luxemburgische ein. Gleich darauf zog Maximilian selbst nach Artois und Hennegau. Hier stand an der Spitze der Franzosen Desquerdes *), welcher unmittelbar nach Karl's des Kühnen Tode aus dem burgundischen Dienste in den französischen getreten war, und die festen Städte in der Picardie und in Artois an Ludwig gebracht hatte; neben ihm commandirte der Marschall von Gié. Maximilian begann mit einem Heere, welches auf zwanzigtausend Mann angegeben wird, die Belagerung von Therouanne, hob aber, als das französische Heer heranzog, dieselbe sogleich wieder auf, um den Feinden entgegen zu gehen, und Ludwig hatte den Verdruß zu erfahren, daß seine Truppen, so bald sie sich in offenem Felde mit ihrem Gegner maßen, den Kürzeren zogen. Das Treffen, in welchem die Franzosen damals geschlagen wurden, fand am 7. August 1479 bei Guinegate Statt. Maximilian's Heer stand etwa eine Meile von Therouanne auf den Hügeln von Guinegate, die beiden französischen Feldherren nahmen ihre Stellung auf einer gegenüber liegenden Hügelreihe. Sie waren den

*) Der Namen wird verschieden geschrieben.

Burgundern durch ihre ritterliche Reiterei überlegen, und diese würde ihnen gewiß den Sieg verschafft haben, wenn sie nicht selbst ein grobes Versehen gemacht hätten, und wenn nicht die große Zahl ihres Fußvolks aus den elenden Milizen der königlichen Bogenschützen (Franc-archers) bestanden hätte, welche sogleich davon liefen, als die Reiterei sie verlassen hatte, um den Feind zu verfolgen. Die Franzosen schlugen zwar anfangs die feindliche Reiterei in die Flucht; ihre beiden Führer verließen aber das Schlachtfeld, um die Fliehenden zu verfolgen und Gefangene zu machen, deren Lösegeld sie bereichern könnte; und nun begann die elende Miliz der Bogenschützen, welche ebenfalls das Treffen schon für gewonnen hielt, das Gepäck zu plündern. Da wandte sich plötzlich das Schicksal des Tages. Das tüchtige Fußvolk der Niederländer nämlich, welches von Ingelbert von Nassau und vom Grafen von Romont (Philipp von Savoyen) vortrefflich geführt wurde, war auf eine solche Weise aufgestellt und geordnet, daß der Sieg ihm nicht entgehen konnte: voran standen fünfhundert auserlesene englische Bogenschützen und hinter denselben dreitausend deutsche Armbrustschützen, gedeckt von einer Artillerie, welcher die Franzosen nichts Gleiches entgegenzustellen hatten. Sobald daher die auf den Flügeln stehende Reiterei der Niederländer bei ihrer Flucht die französische zugleich mit ihren Oberfeldherren vom Kampfplatze weggezogen hatte, wurde das mit Plünderungen beschäftigte übrige Heer der Franzosen augenblicklich in die Flucht geschlagen. Der erfochtene Sieg war glänzend, der durch denselben erlangte Vortheil aber sehr gering; denn Maximilian erneuerte nicht einmal die Belagerung von Therouanne, obgleich Comines versichert, daß er, wenn er dies gethan hätte, die Stadt genommen haben würde. Bald nach dem Treffen bei Guinegate zeigte Ludwig wieder auf eine schreckliche Weise jene Grausamkeit und Gefühllosigkeit seiner despotischen Natur, welche er neben großer Weisheit in politischen, bürgerlichen und gerichtlichen Dingen überall und bei jeder Gelegenheit an den Tag legte. Als nämlich Maximilian gleich nach der Schlacht den französischen Commandanten der kleinen Burg Malaunoy, welcher trotzig und ohne allen Zweck das ganze niederländische Heer drei Tage lang aufgehalten hatte, dafür mit dem Strange bestrafte, ließ Ludwig gegen fünfzig Gefangene aus

den angesehensten Familien, unter ihnen auch einen polnischen Prinzen, zum Galgen verurtheilen und sieben derselben an der Stelle, wo sein Commandant hingerichtet worden war, sowie je zehn vor den Thoren von Douay, St. Omer, Lille und Arras aufknüpfen.

Ludwig setzte auch in den Jahren 1480 und 1481 den Krieg fort; er that dies aber auf eine so vorsichtige Weise, daß damals im Felde durchaus nichts vorfiel, was in einer allgemeinen Geschichte erwähnt zu werden verdiente. Dagegen machte er zu derselben Zeit, als Maximilian mit allen seinen glänzenden Eigenschaften im Lande seiner Gemahlin, welche ihm schon längst einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, nicht einmal ein überwiegendes Ansehen, geschweige denn Herrschermacht erlangen konnte, die wichtigsten Erwerbungen. Er entzog gerade in dieser Periode durch Begünstigung des Bürger- und Bauernstandes und durch die Einrichtung einer gesetzlichen und gerichtlichen Ordnung dem hohen, nicht auf Briefe und Urkunden gestützten Adel die Rechte, welche derselbe in früheren Zeiten der Krone geraubt hatte. Die Gutsherren hatten nämlich seither in Frankreich, wie überall, die Pflicht für die Vertheidigung der festen Plätze zu sorgen, und sie durften unter dem Vorwande derselben Leute ausheben und Steuern einfordern. Ludwig hob dies auf, indem er, um die Macht des alten Geschlechtsadels, welcher auf uraltem Gutsbesitz beruhte, zu brechen, auf eine sehr schlaue Weise den Gutsherren, den Besitzern von Städten, Schlössern und Burgen die Mittel entzog, Besatzungen zu halten, Festungswerke zu bauen und Privatkriege zu führen, wenn sie es nicht auf eigene Rechnung thun wollten, wozu nur sehr wenige reich genug waren. Er verordnete, daß die im Innern des Reiches gelegenen Festungen und Besatzungen eingehen und nur die an den Grenzen beibehalten werden sollten, für deren Befestigung und Vertheidigung er jedoch allein sorgen werde. Auf diese Weise zog er die, schon durch die Errichtung vieler neuen Obergerichte und durch die Sammlung der alten Gerichtsgebräuche von den Patrimonialgerichten befreiten, Unterthanen auch in Bezug auf Schutz und Schutzgelder an die Krone. Um dieselbe Zeit nahm Ludwig auch Savoyen in seinen Gewahrsam. Er ließ nämlich, als seine Schwester Jolantha (s. S. 275) mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes Philibert gestorben war und ihre Schwäger sich Regierung und

Vormundschaft anmaßten, seinen Neffen abholen und in die Dauphiné bringen, und sicherte auf diese Weise um so mehr seinen Einfluß bis über die Pässe der Alpen hinaus, da er damals auch die Provence an sich brachte. Hier starb im Jahre 1480 der alte Renatus, sowie ein Jahr später auch dessen Neffe, Karl von Maine (s. S. 270), und Ludwig, welchen der Letztere zu seinem Erben eingesetzt hatte, gelangte dadurch zum unmittelbaren Besitze nicht nur der Provence, sondern auch der Länder Maine und Anjou. Zur Abtretung des Herzogthums Bar, welches der alte Renatus von seinem Oheim, dem Kardinal, als Eigenthum geerbt hatte, hatte Ludwig den alten Mann schon bei dessen Lebzeiten bewogen, obgleich der Herzog von Lothringen als Erbe seiner Großmutter, der ältesten Tochter des Renatus, dasselbe hätte in Anspruch nehmen können. Auch gegenüber dem mächtigsten Vasallen seines Reiches, dem Herzoge von Bretagne, welcher trotz aller ihm abgezwungenen Versprechungen und lästigen Verträge nie sein Freund ward, und nach Karl's des Kühnen Tode sogleich wieder mit Maximilian und mit England in Verbindung getreten war, wußte sich Ludwig Vortheile zu verschaffen. Er setzte ihm in Ermangelung eigener Ansprüche an Bretagne fremde, die er an sich gekauft hatte, entgegen. Um den Besitz dieses Herzogthums hatten nämlich (s. Th. VIII. S. 268 f. 296. 299 und 401.) in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Karl von Blois und Johann von Montfort gekämpft, und auch nachdem der Letztere den Ersteren erschlagen hatte, war der Streit von Karl's Gemahlin, Johanna der Hinkenden, welche durch ihre männliche Ausdauer und Tapferkeit unsterblich geworden ist, fortgesetzt worden. Das Haus Montfort hatte zwar das Herzogthum behauptet; allein die Ansprüche des Hauses Blois waren in der Familie der tapfern Johanna fortgeerbt und an die Familie Penthièvre übergegangen, und Nicole von Penthièvre hatte ihres Urgroßvaters Erbrechte an ihren Gemahl, Jean de Brosses, gebracht. Von dem Letzteren und seiner Gemahlin kaufte Ludwig die Ansprüche an das Herzogthum Bretagne. Diese waren nicht zu bestreiten; es kam nur darauf an sie geltend zu machen, und Ludwig hatte sich also durch jenen Kauf in den Stand gesetzt, jeden Augenblick eine günstige Gelegenheit zu benutzen, um das Herzogthum an sich zu reißen.

Auch in dem niederländischen Herzogthum Geldern hatte Ludwig schon längst Intriguen angesponnen, um sich auf Kosten seines Gegners Maximilian Vortheile zu verschaffen; er gelangte aber doch nicht zu dem gewünschten Ziele, sondern Maximilian war im Stande, diese von seinem Schwiegervater erworbene Provinz zu behaupten. Der junge Herzog Adolf von Geldern, welcher wegen seiner Unbarmherzigkeit gegen seinen Vater von diesem enterbt, von Karl dem Kühnen ins Gefängniß geworfen, nachher aber von den Flämingern wieder in Freiheit gesetzt und von den Franzosen erschlagen worden war (s. S. 246 f. und 293.), hatte einen Sohn und eine Tochter hinterlassen. Dieser rechtmäßigen Erben des Herzogthums suchte sich Ludwig zu bedienen, um die Bewohner desselben und die deutschen Verwandten der Waisen dazu zu bewegen, daß sie Geldern wieder von den Niederlanden trennten. Es gelang ihm wirklich, die verwittwete Herzogin Katharina und die Stände von Geldern, sowie Mitglieder der Stände der Grafschaft Zütphen nebst dem Bischofe von Münster so aufzuregen, daß sie Gesandte schickten, welche sich in Metz mit ihm über seinen Plan besprechen sollten. Indessen scheint es, als wenn die Absichten dieser Bevollmächtigten mit denen Ludwig's nicht zu vereinigen gewesen wären; denn sowohl Katharina als die Stände verlangten, daß der König vor allen Dingen die Freilassung des in Maximilian's Gewalt befindlichen jungen Herzogs Karl durchsetzen solle, Ludwig wollte aber nur zu seinem Vortheile, nicht zum Vortheile eines Anderen Geld ausgeben. Die Stände schickten nachher unmittelbar an Maximilian Abgeordnete, um den Prinzen von ihm zu fordern, und als ihnen dies nicht gewährt wurde, erkannte man nicht nur in allen den Orten des Herzogthums, in welchen keine burgundischen Truppen lagen, die Mutter des Herzogs Karl als vormundschaftliche Regentin an, sondern die Stände verpfändeten sogar im August 1478 die Grafschaft Zütphen an den Bischof von Münster, Heinrich von Schwarzber, damit derselbe als Schutzherr des Landes und als Leiter des Befreiungskrieges den Kampf für sie führe. Ludwig scheint hierauf (vom Jahre 1479 an) die Bewohner von Geldern sich selbst überlassen zu haben; Maximilian aber, welcher zuerst vermittelst der Holländer und nachher vermittelst der Brabanter die Ablösung Geldern's von den anderen

niederländischen Provinzen verhinderte, konnte nicht früher als im Jahre 1480 ein ansehnliches Heer nach Geldern schicken. Durch die Fortschritte dieses Heeres wurden dann endlich der Ritterstand und besonders die Städte Harderwyk und Elburg, welche am hartnäckigsten gekämpft hatten, genöthigt, sich in Unterhandlungen einzulassen, und im Januar 1481 ward ein Waffenstillstand geschlossen, in Folge dessen zuletzt alle Orte, welche bis dahin die Huldigung verweigert hatten, dieselbe leisteten.

In dieser Zeit (1480 bis 1482) wurde der Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden zwar nicht lebhaft geführt, weil, wenn kaum ein Waffenstillstand abgelaufen war, gleich nach dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten ein neuer geschlossen wurde; aber es kam auch nicht zum Abschlusse eines Friedens. Dies verhinderte Maximilian, der in ritterlicher Weise den Krieg als eine Ehrensache betrachtete, und welcher behauptete, in seinem Gedenkbüchlein unzählige Fälle aufgezeichnet zu haben, in denen der Franzose ihn schändlich angeführt und belogen hätte. Sein Einfluß dauerte jedoch nur so lange, als seine Gemahlin lebte; denn unmittelbar nach dem Tode derselben richteten die Niederländer und Belgier eine Art republikanischer Verwaltung ein, und fragten nicht im geringsten mehr nach Maximilian. Maria starb am 27. März 1482 eines plötzlichen Todes. Sie hatte, nachdem sie im September 1481 einen zweiten Prinzen geboren hatte, welcher gleich nach der Taufe starb, im November das Hennegau besucht und zu Mons und Valenciennes unter glänzenden Festlichkeiten die Huldigung eingenommen, und brachte den Winter in Brügge zu. Dort nahm sie im März 1482 unvorsichtiger Weise (denn sie war aufs neue guter Hoffnung) von Seiten ihres väterlichen Freundes Lodewyk van Gruithuisen die Einladung zu einer Falkenbeize an, und als sie bei derselben über einen Graben setzte, stürzte sie mit ihrem Pferde, gerieth zwischen dieses und einen Baumstamm, und starb an den Folgen der erlittenen Beschädigung. Maximilian, welcher von seiner sterbenden Gemahlin den Niederländern dringend empfohlen worden war, hätte die Vormundschaft seines vierjährigen Sohnes Philipp und die Regierung übernehmen sollen, fand aber heftigen Widerspruch. In Hennegau, in Namur, in Brabant und in den nördlichen Provinzen, soweit dort Ämter und Gewalt in den

Händen der Partei der Kabbelsauwen oder der Demokraten waren, wurde er freilich als Regent anerkannt; dagegen widerstrebten die Hoeks oder die aristokratische Partei, und die Flamländer wollten gar nichts von seiner Vormundschaft wissen. Die Genter bemächtigten sich des jungen Herzogs Philipp, und die Notablen (Leden) von Flandern errichteten, auf eine mit Ludwig XI. schon längst eingeleitete Kabale gestützt, eine von Maximilian ganz unabhängige vormundschaftliche Regierung, welche sogleich, ohne Maximilian zu fragen, Friedensunterhandlungen mit dem Könige von Frankreich anknüpfte. Die Regierung, welche aus dem wegen seiner Häßlichkeit merkwürdigen Bischof Ludwig von Lüttich, sowie aus den weltlichen Herren Wolfaert von Borsellen, Philipp von Burgund, van Beveren und Philipp von Cleve, Adolf's von Ravestein Sohn, bestand, und in Gent ihren Sitz hatte, war dem Erzherzoge in allen Dingen, sogar bei der Vermählung seiner Tochter Margaretha entgegen. Margaretha, welche noch ein kleines Kind war, sollte nicht blos mit dem Dauphin verlobt werden, sondern man wollte sie sogar den Franzosen überliefern, damit sie in Frankreich erzogen werde. Selbst Comines fühlt, daß dem armen Maximilian, welcher in Utrecht einen schwierigen Krieg zu führen hatte und ganz ohne Geld war, übel mitgespielt ward.

König Ludwig befand sich damals in einem höchst traurigen Zustande. Er war vom Schlage gerührt worden, konnte oft weder stehen noch gehen, war seiner Besinnung nicht mächtig, und glich nach Mathieu, der ihn sah, einem wandelnden Skelett (une anatomie ambulante); dessen ungeachtet wollte er allein Alles leiten. Er war um jene Zeit argwöhnischer und grausamer als je zuvor, obgleich er oft, wenn er sich stellte, als ob er die Rapporte und Briefe läse, das Blatt umgekehrt hielt. Sein inneres Leben war eine glühende Hölle und seine Wohnung ein furchtbarer Kerker; dies geht aus der Beschreibung hervor, welche Comines von seinem Schlosse La Tour dü Plessis macht. Comines übertreibt dabei nicht; denn er ist Diplomat, wie Ludwig, den er als einen sehr großen König preist, weil derselbe Frankreich umgeschaffen und alle seine Unterthanen zu einer Nation gemacht hat, in den Augen des Diplomaten aber die Mittel durch den Zweck geheiligt werden. Neben Comines Erzählungen von Ludwig's Anstalten in La Tour dü Plessis und

von der Art, wie er sich geberdete und bewachen ließ, erscheint alles, was von der Seelenangst eines Phalaris, Dionysius I., Domitian, Tiberius, Caracalla und anderer Tyrannen des Alterthums berichtet wird, nur als ein Schatten. Das Schloß des Königs war mit Graben, Wall und Palissaden dreifach umgeben. Der Wall war mit furchtbaren eisernen Gittern, spanischen Reitern und spitzigem eisernen Stangenwerk dreifach eingefaßt, in den Graben lagen Schützen. Niemand wurde zum König gelassen außer dem gedungenen schlechten Volke, welchem er vertraute, weil er allein es schützte und nährte. Sowohl um das Schloß herum als in den Gemächern befand sich eine furchtbare Wache, und von den Gräben her wurde alle Nacht durch die Bogenschützen auf jeden geschossen, der den Thoren auch nur nahe kam. Seine Umgebung suchte Ludwig in steter Furcht zu halten, und er that Böses und Ungerechtes, nur damit man im Reiche wisse, daß er am Leben sei. (Il faisoit d'apres punitions, pour estre craint et de peur de perdre obéissance; car ainsi me le dit luy même. Il renvoyoit officiers et cassoit gensd'armes, rognoit pensions et en ostoit de tous points, et me dit peu de jours avant sa mort, qu'il passoit temps à faire et à défaire gens, et faisoit plus parler de luy parmy le royaume, que n'avoit jamais fait, et le faissoit de peur, qu'on ne le tint pour mort.) Sobald der König nur einigermaßen wieder genesen war, leitete er das Bestechen, Spioniren, Kabaliren und das Aufhetzen einzelner Personen und ganzer Stände in den Provinzen seines Reiches wie im Auslande vortrefflicher als je. Er schickte sogar Leute nach Dänemark und Norwegen, von woher er auch, um von sich reden zu machen, mit großen Kosten Elennthiere und Rennthiere kommen ließ, ohne sich nachher um dieselben im geringsten zu bekümmern oder sie auch nur anzusehen.

In Flandern hatte sich Ludwig schon längst einen überwiegenden Einfluß auf die Aristokratie und die aus ihr hervorgegangene Regentschaft, sowie auf die wilden Demokraten, welche in Gent unumschränkt herrschten, verschafft: auf die Ersteren vermittelst der vielen zu ihm übergetretenen burgundischen Großen, auf die Letzteren durch seinen Olivier Teufel und durch zwei furchtbare Genter Demagogen, welche später (der Eine 1485, der Andere 1491) öffent-

lich hingerichtet wurden *). Die Vormünder von Maximilian's Sohne wollten den Frieden mit Frankreich durch jedes Opfer erkaufen, und der von der Vormundschaft ausgeschlossene Vater suchte auf einem allgemeinen Ständetage der Belgier zu Aalst vergebens zu bewirken, daß man, wenn auch Artois nicht zu retten wäre, doch wenigstens die Freigrafschaft nicht abtrete. Als es zur Entscheidung kam, riß die Genter Demokratie auch die Stände von Holland und Brabant mit sich fort, und Maximilian ward bitter gekränkt **). Auf diese Weise wurden dem Könige von Frankreich in dem Augenblicke, als er dem Tode schon sehr nahe war, von den Vormündern des jungen Herzogs Philipp größere Vortheile angeboten, als er nach seinem eigenen Geständnisse selbst erwartet hatte. Gleich darauf gaben die sämmtlichen Stände der Niederlande bei einem Friedens Kongreß ihre Einwilligung zu den Anerbietungen der Vormünder, und der Friede ward am 23. December 1482 zu Arras unterzeichnet. Der Hauptartikel dieses Friedens bestand darin, daß Margaretha, die erst zwei Jahre alte Tochter Maximilian's, künftig den Dauphin Karl heirathen und sogleich nach Frankreich geführt werden sollte, um daselbst ihre Erziehung zu erhalten. Als Mitgift sollten die Grafschaften Artois und Burgund nebst den Herrschaften Macon, Auxerre, Bar an der Seine und Noyers in Ludwig's Händen bleiben; doch sollten diese Länder an den Bruder der Margaretha zurückfallen, wenn die Heirath nicht vollzogen werde, oder wenn Margaretha ohne Erben sterbe. Dagegen sollte aber, sobald die Heirath vollzogen sei, auch die Stadt St. Omer dem Dauphin übergeben werden. Der König hatte zwar, als er sah, mit welcher Leichtigkeit man über Artois und über die Freigraf-

*) Et s'addressoit-on du tout à un pensionnaire de la dite ville (de Gand) appellé Guillaume Rym, sage homme et malicieux, et à un autre appellé Coppenole, clerc des eschevins, qui estoit chauffetier et avoit grand crédit parmi le peuple, car gens de telle taille l'y ont, quand sont ainsi désordonnés.

**) Là (bei der Berathung der Belgier zu Aalst) firent le Gandois plusieurs choses contre le vouloir du duc d'Autriche, comme de bannir gens, d'en oster aucuns d'auprès de son fils, et puis lui dirent le vouloir qu'ils avoient, que ce mariage dont j'ai parlé se fit pour avoir paix, et le luy firent accorder, vousist-il ou non.

schaft hinweggegangen sei, noch die Städte Lille, Douay und Orchies gefordert, weil sein Urgroßvater, Karl V., dieselben dem Philipp von Burgund nur unter der Bedingung verliehen hatte, daß sie beim Aussterben des Mannsstammes der herzoglichen Linie an die Krone zurückfallen sollten; er war aber von dieser Forderung wieder abgestanden, sobald er bemerkt hatte, daß die Niederländer nie zugeben würden, daß er sich als Herr jener Städte in der Mitte ihres Landes festsetze. Die Städte an der Somme, welche er an sich gerissen hatte, wurden mit Stillschweigen übergangen.

Am nützlichsten waren dem Könige in den letzten Jahren die Schweizer gewesen, und am schlechtesten wurde dem Grafen von Romont seine gegen Burgund bewiesene ausdauernde Treue belohnt; denn obgleich demselben versprochen worden war, daß er die Waadt wieder erhalten sollte, so war doch davon gar nicht die Rede, sondern das Land blieb den Bernern. Die Schweizer sahen freilich sehr ungern, daß sich Ludwig in den Pässen und Burgen der Freigrafschaft festsetzte; sie schwiegen aber, weil seine Freigebigkeit gegen sie so sehr groß war. Noch in den letzten Jahren seines Lebens gab Ludwig ihnen eine Summe von hunderttausend Thalern. Überdies bestand sein Fußvolk in der letzten Zeit ganz aus Schweizern; denn er hatte seine Stadt-Milizen (Franc-archers) abgeschafft und seine Unterthanen zu einer bedeutenden Erhöhung der Soldatensteuer gezwungen. Außer dem schweizerischen Fußvolk, von welchem sechstausend Mann ihm in den Niederlanden vortreffliche Dienste geleistet hatten, enthielt sein Heer noch gepanzerte Reiter, deren er anfangs nur siebzehnhundert, nachher aber fünftausend hatte. Ludwig starb am 30. August 1483.

Wir brechen hier die französische Geschichte ab, weil dieselbe nach Ludwig's XI. Tod mit der Geschichte Italiens in enger Verbindung steht; denn sein Sohn und Nachfolger, Karl VIII., gab die von ihm befolgte Politik, das eigentliche Frankreich zu ordnen und abzurunden, auf, und suchte in Italien Eroberungen zu machen. Maximilian ließ sich, ungeachtet der in Belgien gemachten Erfahrungen, nach dem Tode seines Vaters ebenfalls von der italiänischen Politik in italiänischen Kriegen gebrauchen. Auch die deutsche Geschichte kann deshalb erst dann weiter fortgesetzt werden, wenn zuvor die italiänischen und spanischen

Begebenheiten jener Zeit dargestellt sind. Hier wollen wir nur noch über Maximilian's Aufenthalt in den Niederlanden bis zum Tode seines Vaters kurzen Bericht geben.

Die Fläminger und unter ihnen besonders die Demokraten von Gent und Brügge waren ebenso wie die aristokratische Partei in Holland, Seeland und Utrecht, die man mit dem sonderbaren Namen der Hoeks bezeichnete, hauptsächlich daran Schuld gewesen, daß Maximilian den Franzosen einen Theil der Besitzungen seines Schwiegervaters abtreten mußte. Maximilian stand zu ihnen auch nach dem Frieden von Arras in demselben Verhältnisse, in welchem er vorher gestanden hatte; das Ende seiner Verwaltung der Niederlande aber war glücklicher, als der Anfang und die Mitte gewesen waren. In den nördlichen Niederlanden, namentlich in Holland, hatte nicht, wie in Flandern, der aus vielen Ursachen mit den Proletariern eng verbundene Bürgerstand obgesiegt, sondern dort kämpfte noch der hohe Adel an der Spitze seiner Clienten und Vasallen um die Herrschaft. Die letztere Partei hieß die der Hoeks, die Volkspartei die Kabbelsauwen. Zwischen Beiden war überall steter Kampf über die durch Wahl zu besetzenden Magistrats- und Beamtenstellen, weil den Volksbeamten das Gericht und die Verwaltung anvertraut war. Karl der Tollkühne hatte beide Parteien mit Gewalt niedergehalten. Nach seinem Tode hatten sie sich, um von Maria eine Art republikanischer Verfassung zu ertrotzen, auf einige Zeit vereinigt und so das oben (S. 285.) erwähnte große Privilegium erlangt. Unmittelbar darauf waren sie aber wieder unter einander zerfallen, und Maximilian hatte überall nicht blos inneren Zwist, sondern auch bürgerlichen Krieg angetroffen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, den Streit der beiden Parteien beizulegen und eine Vermittlung zwischen ihnen zu Stande zu bringen, hatte sich Maximilian für die Volkspartei erklärt, welche ihm eine bedeutende Subsidie (Bede) zu den Kriegskosten gewährte. Die Brederode, die Wassenaer, die Naadwyk und andere Familien des Adels, die es gewagt hatten, sich neben den Grafen von Holland zu stellen, mußten mit ihren Clienten den Kabbelsauwen weichen, und ein Theil von ihnen wurde durch harte Verfolgung genöthigt, sich auf seine außerhalb der Provinz Holland liegenden Güter zurückzuziehen. Von den Gefangenen, welche

Maximilian in diesem für ihn glücklichen Bürgerkriege gemacht hatte, wurden in Leiden sechs, in Dordrecht zwei als politische Verbrecher hingerichtet, eine weit größere Anzahl verlor ihre Güter. Während nachher Maximilian gegen die Franzosen zog und den Sieg bei Guinegate erfocht, fanden die Hoeks einen neuen Kampfplatz in Utrecht, und breiteten sich von dort bald wieder in Holland aus, wo ihr Anhang immer noch sehr groß war. Dies knüpft sich an die Geschichte des Bisthums Utrecht. Hier waren die Hoeks von dem Augenblicke an, als Herzog Philipp der Gute den Utrechtern seinen natürlichen Sohn David zum Bischof aufgedrungen hatte (s. S. 150), der herzoglichen Linie feindlich geworden, und Karl der Kühne hatte seinen Halbbruder nur mit großer Anstrengung im Besitze der bischöflichen Würde erhalten können. Das Dom-Kapitel hatte nämlich 1455, um nicht unter Fürstengewalt zu kommen, sowohl den ihnen empfohlenen Herzog Stephan von Baiern, als Philipp's natürlichen Sohn David verschmäht, und den Domprobst Gysbert von Brederode erwählt. Philipp hatte aber, um die Bestätigung der Wahl Brederode's zu hintertreiben, den Bischof von Arras nach Rom geschickt und bewirkt, daß David durch Provision, das heißt durch die Gunst des Pabstes, Bischof ward. Den erwählten Bischof Brederode und dessen Schützer, den Herzog von Cleve, hatte er mit Gewalt der Waffen gezwungen, sich eine Entschädigung gefallen zu lassen. Später hatte Brederode nicht nur dieser Entschädigung entsagen, sondern auch seine Stelle im Dom-Kapitel aufgeben und nebst mehreren anderen Hoeks die Stadt räumen müssen. Doch blieb der Anhang der Hoeks in Utrecht und besonders in dem benachbarten Amersfort immer groß, und der Bischof konnte nie die volle Gunst seiner Bisthum-Angehörigen gewinnen. Schon 1478 lehnten sich die Bürger von Amersfort wieder gegen David auf und vertrieben seine Anhänger aus der Stadt, und auch in Utrecht konnte David den Einwohnern so wenig trauen, daß er sich gewöhnlich nicht dort, sondern zu Wyk by Doorsteden aufhielt. Als nachher Maximilian die Hoeks in Holland verfolgen und verbannen ließ, sammelten sie sich in Utrecht. Im Jahre 1481 drang Jan von Montfort an der Spitze eines Heeres von holländischen und anderen Hoeks in die Stadt Utrecht ein, und Brederode's Anhang entzog dieselbe ganz dem Bischof David

und der burgundischen Herrschaft. Vergebens suchte Egmont, der Führer der Kabbeljauwen, sie wieder zu unterwerfen; Jan von Montfort war ihm überlegen. Maximilian ließ hierauf alle Utrechter, welche in den andern Provinzen angetroffen wurden, als Geißeln für seine und des vertriebenen Bischofs verhaftete Anhänger ins Gefängniß werfen. Jan von Montfort aber jagte Alle, welche in Utrecht von Aussöhnung redeten, aus der Stadt. Der Letztere hatte mit seinen Hoeks auch die Stadt Naerden besetzt; aus dieser vertrieben ihn aber die Kabbeljauwen von Amsterdam wieder (26. December 1481).

Von diesem Augenblicke an wütheten die Parteien in Holland und Utrecht bis nach Friesland und Gröningen hin mit furchtbarer Wuth und mit gleicher Grausamkeit gegen einander. Auch die stets unruhigen Lütticher geriethen damals mit ihrem Bischofe in einen neuen Streit, und es entsprang daraus ein Krieg, welcher Jahre lang die Gegenden von den Grenzen Brabant's bis zur Eifel verheerte. Maximilian wurde durch den Krieg mit Ludwig XI. und durch die Unruhen in Gent und Brügge abgehalten, sich der Lütticher und Utrechter Angelegenheiten anzunehmen; er mußte sie Leuten überlassen, deren Wildheit und Parteiwuth, wie das Schicksal des häßlichen Bischofs von Lüttich (s. S. 312) und seines Gegners, Wilhelm's von der Mark, beweist, grenzenlos war. Wilhelm von der Mark, mit Recht der Eber der Ardennen genannt, hatte dem Hauptgegner Maximilian's, dem intriguanten Bischofe, lange als Werkzeug und als Feldherr gedient, und war von ihm so begünstigt worden, daß er sich eine unbeschränkte Gewalt über das Haus, die Beamten und die Hofleute desselben erworben hatte, bis er zuletzt die Sache zu weit trieb. Er tyrannisirte den Bischof selbst, und mishandelte oder tödtete, wenn es ihm einfiel, die vornehmsten Hofbeamten desselben in seiner Gegenwart. Der Bischof verbannte ihn daher endlich im Jahre 1482. Jetzt sann Wilhelm auf Rache. Er warb ein Heer und verstärkte dasselbe durch die von Ludwig XI. in Aussicht auf den Frieden entlassenen Kriegsleute, sowie durch alle diejenigen, welche der damals unabhängig von Burgund (ohne Mambours) herrschende Bischof von Lüttich aus der Stadt verbannt hatte. Mit diesem wilden Heere zog der Eber der Ardennen gegen Lüttich, um den Bischof zu verjagen und seinen eigenen Sohn, Johann,

an dessen Stelle wählen zu lassen. Der Bischof, dessen Standarte der Kanonikus Jan van Hoorn trug, zog ihm entgegen, erfuhr aber, als er kaum vor die Stadt gekommen war, daß die beiden Bürgermeister Rouslar und Pavillon eine verrätherische Übereinkunft mit Wilhelm geschlossen hätten. Dies trieb ihn sogleich zur Rückkehr, und auf derselben fand er endlich das Schicksal, welches er durch sein Betragen in Flandern längst verdient hatte. Als er nämlich den Rückzug anordnete, geriethen die vielen tausend Bürger-Milizen, welche er unvorsichtiger Weise mit hinausgeschleppt hatte, in Verwirrung, so daß er aufgehalten wurde; Wilhelm erreichte ihn daher und spaltete ihm, nachdem er ihn in seiner barbarischen Weise angeredet hatte (Louis de Bourbon, j'ai cherché votre amitié et vous me l'avez refusée), den Kopf. Da sich alle Domherren, welche den grausigen Eber der Ardennen verabscheuten, ins Brabantische geflüchtet hatten, so gelang es jenem allerdings, seinen Sohn zum Bischof zu wählen und einsetzen zu lassen (Ende September's); die nach Brabant geflüchteten Domherren stellten demselben aber Johann van Hoorn entgegen, welchen sie in Löwen gewählt hatten. Die beiden Bischöfe oder vielmehr Wilhelm von der Mark und seine Feinde führten darauf in den Jahren 1483 und 1484 einen entsetzlichen Mord- und Brandkrieg, in welchem die Einen oft bis über Namur hinaus, die Anderen bis nach Mastricht hin und bis tief in Deutschland hinein das Land verheerten. Schon im Jahre 1484 entsagte Wilhelm der Hoffnung, seinem Sohne, welchem der Pabst die Anerkennung verweigerte, das Bisthum zu verschaffen. Er ließ daher zuletzt Jan van Hoorn als Bischof anerkennen, weil er ihn zu beherrschen hoffte; die Verwandten Hoorn's lockten aber den grausigen Räuber und Mörder an einen Ort, wo ihn eine Reiterschaar der Mastrichter überfiel und nach Mastricht brachte. Hier wurde er sogleich öffentlich enthauptet und sein Genosse Gysbert von Ryckeel geviertheilt. Die Hoorn's und ihre Anhänger setzten darauf noch Jahre lang den Krieg mit denen vom Hause Mark und ihren Genossen fort; der weitere Verlauf dieses Krieges gehört aber der Geschichte des Zusammenhanges, in welchem die burgundischen Angelegenheiten mit denen der Hauptmächte Europa's standen, nicht unmittelbar an.

Der Krieg in Utrecht endete fast auf gleiche Weise, wie der in Lüttich, nur mit dem Unterschiede, daß das Rauben, Morden und Brennen nicht viele Jahre hindurch fortdauerte, und daß Maximilian selbst derjenige war, welcher den Unruhen ein Ende machte. Nachdem die Hoeks oder die Aristokraten den Bischof David aus der Stadt Utrecht vertrieben und Jan von Montfort mit seinen Leuten in den Besitz derselben gesetzt hatten, riß dort Mangel ein, und die Gewerbe stockten, weil die Stadt von den Gegnern eingeschlossen gehalten wurde. Dies rief eine Gegen-Revolution hervor. Die geringeren Bürger bemächtigten sich im April 1483 des Kapitelhauses, nahmen Jan von Montfort nebst seinen Anhängern gefangen, setzten den alten Magistrat ab und riefen den Bischof David in die Stadt zurück. Dieser und die zugleich mit ihm Verbannten schwuren zwar, der Rache zu entsagen (Urphede) und die Gefangenen freizulassen, knüpften aber die Bedingung daran, daß ihnen die Burg Montfort übergeben würde. Da dies nicht geschah, behielten sie ihre Gefangenen in Haft, bis dieselben mit Gewalt befreit wurden. Am achten Mai 1483 überfielen nämlich Engelbert von Cleve und Hendrik van Nyeveld, der Neffe Jan von Montfort's, die Stadt Utrecht, befreiten ihre Freunde und Verwandten, warfen den Bischof David auf einen Mistwagen und zogen dann wieder ab, indem sie den Letzteren gefangen mit sich nach Amersfort schleppten. Um für diesen Streifzug Rache zu nehmen, sammelten die Kabbeljauwen ein Heer von zwölftausend Mann zu Fuß und zweitausend Reitern, und baten Maximilian, die Führung desselben zu übernehmen, während zugleich die holländischen Stände das zum Kriege nöthige Geld hergaben. Zwei Monate lang lag dieses Heer vor der Stadt, welche sehr hartnäckig vertheidigt wurde. Mehrere Unterhandlungsversuche schlugen fehl; nachdem aber bei einem am 26. Juli unternommenen Angriffe, bei welchem der Statthalter von Holland, Sire de Lalaing, durch eine Kanonenkugel getödtet ward, die Amsterdamer Vorstadt genommen worden war, zwangen die Bürger Jan von Montfort und seinen Anhang, eine Kapitulation abzuschließen. Vier Tage nachher (7. September 1483) wurde die Stadt übergeben, und Frederik van Egmont ward Maximilian's Statthalter in der Stadt, weil Bischof David zu Utrecht ebenso, wie Jan van Hoorn in Lüttich, Maximilian als

Schutzherrn (Mambours) anerkennen mußte. Amersfort ward erst am 21. Januar 1484 erobert.

Mit dem Jahre 1485 beginnt eine ganz neue Periode für Maximilian und für die burgundischen Länder, deren Geschichte im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts erst dann vollständig begriffen werden kann, wenn wir die Geschichte Italien's und der spanischen Reiche bis dahin geführt haben. Ehe wir dies thun, wollen wir die oben (S. 95 bis 116) gegebene Übersicht der englischen Geschichte bis auf die Beendigung des Kampfes der rothen und weißen Rose fortsetzen.

VII. Englische Geschichte von der Schlacht bei Northampton an bis zum Ende des Kampfes der rothen und weißen Rose.

1. Heinrich VI. und Eduard IV.

Herzog Richard von York trat 1460, nachdem das Heer seiner Gegner besiegt und König Heinrich VI. in seine Gewalt gekommen war, öffentlich im Parlament mit einem Anspruche an die englische Krone auf, die das Haus Lancaster seit sechzig Jahren besessen hatte, und in Bezug auf welche er selbst sein Recht nicht von seiner väterlichen, sondern von seiner mütterlichen Abstammung herleitete (s. S. 105 f.). Er streckte übrigens zwar die Hand nach der Krone aus, stellte sich im Parlamente neben den Thron und hätte denselben gern bestiegen, that dies aber doch nicht, als ihn niemand dazu aufforderte. Er verließ unwillig die Versammlung und ertrotzte eine Übereinkunft, welche ihn nicht nur zum Generalstatthalter (Protector) und mit Ausschluß von Heinrich's Sohn zu dessen Nachfolger machte, sondern auch die Bestimmung enthielt, daß, wenn dieselbe gebrochen werde, er oder sein Sohn sogleich König sein sollte. Heinrich VI. gab seine Zustimmung zu diesem Vertrage, und mußte sogar an seine Gemahlin Margaretha den Befehl schicken, zu ihm nach London zu kommen. Margaretha hatte jedoch unterdessen im Norden ein Heer von Schotten, Walisern und rohen Grenzhütern gesammelt. Richard ging ihr unvorsichtig mit fünftausend Mann entgegen, ließ sich bei Wakefield aus der Burg, in die er sich anfangs geworfen hatte, auf das

offene Feld locken, und wurde nicht nur besiegt, sondern auch selbst getödtet (Ende December 1460). Margaretha ließ Richard's Haupt, welches ihr auf der Spitze einer Pike überbracht wurde, höhnend mit einer papiernen Krone schmücken und auf der Mauer der Stadt York aufstecken. Auch sein zweiter Sohn, der Graf von Rutland, welcher erst zwölf Jahre alt war, erlitt gleich nach der Schlacht ein gräßliches Ende, und bei dieser Gelegenheit spielte Lord Clifford im Namen des Hauses Lancaster dieselbe Rolle, welche Graf Warwick, der Würgengel der alten Familien England's, für das Haus York zu spielen pflegte. Der Knabe ward fliehend von Clifford eingeholt, der ihn mit furchtbarer Stimme und gezücktem Dolche um seinen Namen fragte. Der Schrecken benahm dem Knaben selbst, welcher auf die Kniee gefallen war, die Sprache; sein neben ihm stehender Hofmeister aber glaubte ihn dadurch zu retten, daß er sagte, es sei Richard's Sohn. Da stieß Clifford dem unglücklichen Knaben sogleich den Dolch in die Brust, indem er ausrief: „So! Dein Vater hat den meinigen erschlagen, darum tödte ich dich und werde Alle tödten, welche deines Geschlechtes sind." Die Königin nahm auch das abgeschlagene Haupt des Knaben mit Freuden an, und ließ es neben dem seines Vaters aufstecken. Eben so grausam gemordet und im Tode schmählich gehöhnt ward der Graf von Salisbury, der Vater des Grafen von Warwick, welcher nebst seinem Bruder, dem Lord Montague, die Hauptstütze des Hauses York war. Er befand sich unter den in der Schlacht Gefangenen, und Margaretha ließ ihn nicht allein sogleich ohne Proceß hinrichten, sondern auch sein Haupt neben den Häuptern von Richard und dessen Sohn aufstecken. Mit diesen grausigen Handlungen begann nach der Schlacht bei Wakefield ein in der Geschichte fast beispielloses gegenseitiges Morden und Quälen der alten englischen Aristokratie, welche durch den Kampf der Häuser Lancaster und York in zwei feindliche Parteien gespalten war. Die Königin Margaretha und Richard's ältester Sohn, der nachherige König Eduard IV., der an seines Vaters Stelle trat, giengen hierin ihren Anhängern wetteifernd voran. Da nun überdies in den Schlachten auf beiden Seiten der Befehl gegeben wurde, die vornehmen Feinde nicht, wie sonst gewöhnlich geschah, des Lösegeldes wegen zu Gefangenen zu machen,

sondern vielmehr eher der Gemeinen, als der Männer von Adel zu schonen, so wird man es nicht auffallend finden, daß am Ende des Jahrhunderts fast alle alten großen Geschlechter ausgerottet und die Titel derselben nebst einem Theile der Güter (nicht aber die blos auf Herkommen beruhenden früheren Fürsten- und Grafenrechte) an ganz neue Familien übergegangen waren.

Eduard, der älteste Sohn Richard's, der sich zur Zeit der Schlacht von Wakefield in Glocester befand, nahm nicht nur den Titel Herzog von York an, sondern trat auch sogleich als Kron-Prätendent auf, weil die mit seinem Vater getroffene Übereinkunft gebrochen sei und folglich ihm die Krone gebühre. Gegen ihn schickte die Königin Margaretha eine Heeresabtheilung unter dem Grafen von Pembroke, Kaspar Tudor; sie selbst zog gegen London, um ihren Gemahl zu befreien, welchen der mit nur wenigen Truppen zurückgebliebene Graf Warwick bewachte. Sowohl Eduard, als die Königin erfochten im Monat Februar (1461) einen Sieg, jener am ersten, diese am siebenzehnten. Der neue Herzog von York traf unweit Wigmore an einem Orte, den man Mortimers-Kreuz nannte, auf Pembroke, und brachte demselben eine vollständige Niederlage bei. Unmittelbar nach diesem Siege begann er die endlose Reihe seiner blutigen Handlungen, indem er zur Rache für seinen Vater und seinen Bruder Pembroke's Vater, Owen Tudor, und sechs andere Parteihäupter des Hauses Lancaster, welche unter den gemachten Gefangenen waren, enthaupten ließ. Diese Hinrichtungen verdienen besonders darum erwähnt zu werden, weil ein anderer Sohn Owen Tudor's, Edmund Graf von Richmond, mit Margaretha Beaufort, einer Tochter Johann's von Somerset, vermählt war, und später alle Rechte des ausgerotteten Hauses Lancaster an ihren Sohn, den Grafen Heinrich von Richmond oder, wie er als König hieß, Heinrich VII., übergingen. Zwei Wochen nach Eduard's Siege fand das Heer der Königin, als es nach London marschirte, den Grafen Warwick in und um St. Albans gelagert, griff ihn an, zerstreute sein Heer nach einem heftigen Kampfe, in welchem über zweitausend Ritter fielen, und befreite den gefangenen König. Dieser war von Warwick mit in das Feld geschleppt worden, seine Befreier fanden ihn daher, als die Feinde zerstreut wurden, mit seinem Kammer-

herrn in seinem Gezelte. Zur Rache für Owen Tudor und seine Genossen, welche Eduard nach seinem Siege getödtet hatte, ließ die Königin am Tage der Schlacht die beiden angesehensten Männer im York'schen Heere, Lord Bonville und Sir Thomas Kyriel, hinrichten. Ob man Beide auf der Flucht gefangen genommen hatte, oder ob sie bei dem Könige zurückgeblieben waren, weil derselbe ihnen versprochen hatte, daß ihnen nichts geschehen solle, darüber sind die gleichzeitigen oder doch authentischen Geschichtschreiber dieser Begebenheiten nicht einig; ganz gewiß dagegen ist, daß die Königin sie ihrer Rachsucht zum Opfer brachte. Nach der Befreiung ihres Gemahles leitete Margaretha den Krieg in dessen Namen gegen den neuen Herzog von York als einen Rebellen. Ihr Heer bestand jedoch unglücklicher Weise hauptsächlich aus Walisern, aus Schotten und aus Schaaren der rüstigen, aber an Rauben und Beutemachen gewöhnten Grenzhüter, welche vorzüglich der Beute wegen dienten. Es war daher nicht möglich, dieses Heer gleich nach dem Siege zu einem Angriffe auf die Stadt London zu bewegen, deren Bürger die Hauptstütze des neuen Herzogs von York waren; vielmehr zerstreuten sich die Truppen der Königin, um zu plündern, und erbitterten dadurch die Bürger von London so sehr, daß der Lordmayor die Lebensmittel, welche er der Königin schicken wollte, nicht hinausbringen lassen konnte. Als daher Eduard und der Graf Warwick, welcher sein Heer wieder gesammelt und sich mit jenem vereinigt hatte, plötzlich bis vor London heranrückten, sah sich Margaretha schon dadurch, daß es ihr an Lebensmitteln fehlte, genöthigt, mit ihren Truppen in die nördlichen Grafschaften zurückzukehren. Eduard, anstatt ihr mit seinem Heere zu folgen, eilte, sich in den Besitz des Thrones zu setzen.

Schon am 26. Februar zog Eduard, ein schöner Mann von neunzehn Jahren, von Lord Falconberg geleitet, an der Spitze von viertausend Gepanzerten in London ein. Er ward von den über das königliche Heer sehr erbitterten Bürgern der Stadt mit Jubel aufgenommen. Seine Freunde drängten ihn, daß er, nachdem er einmal das Schwert gegen seinen König gezogen habe, die Scheide wegwerfe, und es wurde deshalb sogleich eine große Geheimerathsversammlung gehalten, in welcher unter dem hergebrachten Scheine des Rechtes das Urtheil über Heinrich VI. gesprochen ward.

Dieses am 4. März öffentlich verkündete Urtheil lautete: Heinrich VI. sei dadurch, daß er sich an die Königin angeschlossen und mit ihr entfernt habe, aller Vortheile der mit Richard von York getroffenen Übereinkunft verlustig geworden, und die Krone gehe also an Richard's Sohn Eduard über. Nachdem das Urtheil bekannt gemacht war, zog Eduard in die große Halle von Westminster, bestieg dort den Thron, und setzte den Anwesenden auseinander, worin das Recht bestehe, welches seine Familie an die Krone habe. Dann begab er sich in die Kirche und wiederholte hier seine Rede, welche, was in unseren Zeiten Niemanden auffallen wird, beide Male sehr oft durch ein „Es lebe König Eduard!" unterbrochen wurde. Unmittelbar darauf ward er dem alten Gebrauche gemäß von Herolden in den verschiedenen Quartieren der Stadt als König Eduard IV. ausgerufen. Der Geschichtschreiber Heinrich Hallam, welcher als Advokat eher in allen Punkten des englischen Staatsrechtes, als in eigentlich historischen Dingen Zeugniß und Autorität sein kann, hat sich über das Recht des Hauses York auf den englischen Thron sehr ausführlich ausgesprochen; wir wollen daher Einiges aus seinem, sonst mehr dem Geschäftsmanne und dem gewöhnlichen Leser nützlichen und angenehm zu lesenden, als dem Forscher und dem tiefer denkenden Theile des Publikums zu empfehlenden Werke anführen. Er bemerkt mit Recht, der Anspruch Richard's von York, des Vaters von Eduard, habe ganz allein darauf beruht, daß sein Vater, Graf Richard von Cambridge, mit Anna, der Tochter Roger Mortimer's, Grafen de la Marche, vermählt gewesen sei, und daß nach englischem Rechte der Anspruch auf den Thron auch auf die Tochter übergehe. Roger Mortimer war ein Sohn der Philippa, der Tochter Lionel's von Clarence, des zweiten Sohnes Eduard's III, und sein ältester Sohn, Edmund Mortimer, war auf Veranlassung des Königs Richard II. zum Erben der Krone erklärt worden (s. S. 21 f. u. 106). Dies war, als Heinrich IV. sich des Reiches bemächtigte, nicht beachtet worden, weil damals Edmund noch ein Kind war; doch glaubte auch selbst Heinrich IV., daß die Ansprüche der Familie la Marche ihm gefährlich werden könnten, denn er ließ den jungen Grafen gefangen setzen. Heinrich V. gab demselben die Freiheit wieder, und war sogar großmüthig genug,

ihm eine Verschwörung mit seinem Schwager, dem Grafen von Cambridge, zu verzeihen. Die Ansprüche des Herzogs von York an die Krone schienen später ganz vergessen zu sein, so daß man ihm unter Heinrich VI die wichtigsten Verrichtungen in Frankreich und Irland anvertraute, und ihn somit nicht einmal als verdächtig ansah. Erst als Heinrich's VI. Gemahlin, Margaretha, den Justiz-Mord des Herzogs von Gloceſter verüben ließ (s. S. 100 f.), trat eine Änderung ein. Diesen Justiz-Mord hält Hallam ebenso wie Hall für die eigentliche Ursache des Untergangs der Dynastie Lancaster. Zwischen Richard von York und Margaretha hatte schon seit 1440 eine unversöhnliche Feindschaft bestanden. Nichtsdestoweniger würde Richard sich, wie Hallam meint, ruhig verhalten haben, wenn nicht 1453 seine damals ganz sicheren Aussichten auf den Thron durch die Geburt eines Prinzen (Eduard) vereitelt worden wären, dessen Ächtheit König Heinrich VI. selbst anerkannte und niemand bezweifelte, als wer in York's Interesse stand (s. S. 105). Richard hatte keinen anderen Grund, jenen Prinzen nicht für Heinrich's Sohn zu halten, als weil der Prinz, erst nachdem Heinrich schon neun Jahre vermählt gewesen war, geboren worden sei.

Die Königin, welche mit dem Todfeinde Richard's, dem Herzoge von Somerset, die Regierung leitete, war beim Volke nicht beliebt, mehr französisch als englisch gesinnt, sowie unversöhnlich und grausam; Richard dagegen zeigte sich selbst dann noch, als er sich empört hatte und gegen Heinrich im Felde lag, menschlich und gemäßigt. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß die Engländer endlich ihrem Grundsatze, nur solche Regenten anzuerkennen, deren Recht zu regieren im Gerichte bewiesen werden könne, untreu wurden, wiewohl sie eigentlich nicht dies thaten, sondern vielmehr sich der Gewalt fügten. Wie schwer sie sich jedoch entschlossen, eine Veränderung zu billigen, welche unfehlbar eine ganze Zahl von Revolutionen hervorrufen mußte, geht schon daraus hervor, daß der hohe Adel sogar nach dem von Richard im Jahr 1455 erfochtenen Siege (s. S. 111) sich nur mit heftigem Widerstreben dazu verstanden hatte, das zweite Protectorat Richard's anzuerkennen, und daß noch im Parlamente von 1459, in welchem der Herzog von York und die Grafen von Warwick und Salisbury

des Hochverraths schuldig erklärt wurden, zweiunddreißig weltliche Pairs dem König Heinrich und seinen Nachkommen den Eid der Treue geleistet hatten. Nach Richard's Tode wurde die Zahl der Anhänger des Hauses York hauptsächlich durch Margaretha's Rachsucht und Grausamkeit, so wie durch die entsetzlichen Verwüstungen vermehrt, welche ihr im Norden und Westen geworbenes Heer von Halbwilden im Süden und Osten England's anrichtete. Dies sehen wir an dem Beispiele des gleichzeitigen Geschichtschreibers Whethamstede, eines Mannes, der seine Partei fast eben so schnell wechselte, als manche liberale Schwätzer unserer Zeit, die sich von den Republikanern überboten sahen. Whethamstede war Abt des reichen Klosters St. Albans, und zeigt sich stets als einen recht eifrigen und getreuen Anhänger des Hauses Lancaster, bis die Königin mit ihrem wilden Heere auch sein Kloster eben so arg mitnimmt und ausplündert, als alle anderen loyalen und nicht loyalen Orte; von diesem Augenblicke an wird er plötzlich auf eine fast komische Weise ein eifriger Anhänger des Hauses York.

Der neue König, Eduard IV., und der Graf von Warwick, dessen Erfahrung in den Geschäften und Tapferkeit im Felde den neunzehnjährigen Prinzen auf den Thron gebracht hatten und auf demselben erhielten, sahen sehr gut ein, daß die Annahme des Königstitels ihnen eher gefährlich und verderblich, als vortheilhaft sei, wenn nicht Heinrich VI. gefangen oder aus der Welt geschafft werde. Sie eilten daher sogleich der Königin nach. Für diese hatte der Herzog von Somerset in und um York ein Heer zusammengebracht, welches sowohl an Reiterei als an Fußvolk sehr stark gewesen zu sein scheint, wenn es auch nicht nach der dreisten Behauptung der Chroniken, welche gerade für diese Zeit magerer und schlechter sind, als für jede andere, sechzigtausend Mann betrug. Warwick und Eduard hatten, als sie sich am 12. März 1461 bei Pontefract vereinigt hatten und ihren Feinden entgegen zogen, nur etwa vierzigtausend Mann. Der Sieg schien daher für sie sehr zweifelhaft zu sein. Allein Eduard, Warwick und andere Führer der Rebellen waren offenbar allen Generälen des königlichen Heeres an Feldherrntalent überlegen, und überdies bestand das Letztere aus aufgebotenen Milizen, Eduard's Truppen aber waren geübte Leute. Nichtsdestoweniger ward, als es zum

Schlagen kam, von der einen wie von der anderen Seite lange und blutig gekämpft. Somerset, welcher die königliche Familie in York zurückgelassen hatte und bis ungefähr acht Stunden südlich von York vorgerückt war, traf zwischen den Dörfern Towton und Sexton mit Eduard und Warwick zusammen, und ward nach einem blutigen Kampfe, in welchem Mann gegen Mann bis in die Nacht kämpfte, und mehr Menschen fielen, als in unseren Tagen bei Borodino, völlig geschlagen. Man gibt die Zahl aller Gefallenen auf achtunddreißigtausend an, und wir können diese Zahl nicht bezweifeln, da Lingard einen Brief Eduard's an seine Mutter anführt, in welchem Eduard seinen eigenen Verlust verschweigt, von dem der Feinde aber sagt, er habe die Leichen der gefallenen Lancastrier durch die Herolde zählen lassen, und eine Zahl von achtundzwanzigtausend erhalten.

Somerset entkam nebst dem Herzoge von Exeter glücklich aus der Schlacht, holte die königliche Familie in York ab und rettete sie nach Schottland. In diesem Lande war die Verwirrung damals eben so groß als in England; denn der schottische König Jakob II. war kurz vorher bei der Belagerung von Roxborough durch das Zerspringen einer Kanone getödtet worden, und hatte für seinen Sohn Jakob III., welcher noch ein Kind war, eine Regentschaft bestellt, an deren Spitze die Mutter desselben sich nur schwer behauptete, und der Graf Roß, welcher die Inseln beherrschte, war unabhängiger Herr. Margaretha gewann die Regentin von Schottland durch die Abtretung von Berwick, und Eduard, welcher bis an die Grenze vorgedrungen war, rettete nur mit Mühe die Stadt Carlisle. Schon im Juni eilte der Letztere wieder nach London zurück, wo er sich feierlich krönen ließ und seine beiden Brüder, welche früher nach Flandern geflüchtet und jetzt heimgekehrt waren, den einen (Georg) zum Herzoge von Clarence, den anderen (den nachherigen König Richard III.) zum Herzoge von Gloceſter ernannte.

Die Regierung Eduard's begann mit schauderhaften Grausamkeiten und Mordthaten und mit Willkürlichkeiten, welche um so empörender sind, weil sie unter dem Scheine gesetzlicher und constitutioneller Formen geübt wurden. Wir wollen die einzelnen unerhörten Bestrafungen von Unschuldigen, weil Hallam, der

Geschichtschreiber der constitutionellen Formen England's, sie bestreitet, mit Stillschweigen übergehen, und uns namentlich nicht auf die in allen Geschichtsbüchern erzählte Anekdote von jenen beiden Leuten berufen, von welchen der Eine aus dem Grunde als Hochverräther hingerichtet worden sein soll, weil er mit Anspielung auf die Krone, welche sein Haus zum Schilde hatte, gesagt habe, sein Sohn sei der Kronerbe, der Andere aber, Thomas Burdet, deswegen, weil er den Wunsch ausgesprochen habe, daß derjenige, welcher dem Könige den Rath gegeben, einen von seinen Hirschen zu schießen, dessen Geweihe im Leibe haben möge. Es bleiben noch immer der Gräuel genug, und wir brauchen blos bei demjenigen stehen zu bleiben, was auch Hallam, so sehr er sich dreht und windet, nicht hinwegläugnen kann. Eduard konnte, gerade weil England eine Constitution hatte, sobald er schlechte oder feige Leute genug zusammenbrachte, seine Gräuelthaten im Namen der Nation und scheinbar zu ihrem Besten begehen. Seit seiner Zeit ward es ganz gewöhnlich, angesehene Männer durch einen Parlaments-Beschluß (eine sogenannte bill of attainder) ohne alle gerichtliche Formen des Hochverraths schuldig zu erklären und auf barbarische Weise zu bestrafen. Gleich nach seiner Krönung wetteiferten beide Häuser des Parlaments mit einander, die Willkür und Leidenschaft eines Jünglings zum Gesetze zu machen. Zuerst wurden alle drei vorhergehenden Regierungen für Usurpationen und alles, was während derselben geschehen war, für null und nichtig erklärt, die von diesen Regierungen gemachten Vergabungen widerrufen und nur die Urtheilssprüche derselben und die von ihnen ertheilten Adelstitel anerkannt. Dann ward eine Parlaments-Verurtheilung wegen Hochverrath (bill of attainder) erlassen, welche fast alle Familien traf, die sich seit Heinrich IV. im Dienste des Hauses Lancaster ausgezeichnet hatten. König Heinrich VI., seine Gemahlin, ihr Sohn Eduard, die Herzoge von Somerset und Exeter, die Grafen von Northumberland, Devonshire, Wilts und Pembroke, der Vicomte Beaumont, die Lords Roß, Nevil, Rougemont, Dacre und Hungerford nebst hundert acht und dreißig Rittern, Priestern und Rittersöhnen (esquires) wurden für Verbrecher erklärt, welche der grausamen Todesstrafe des Hochverraths anheim gefallen seien; ihre Güter sollten eingezogen werden, und sie selbst

nicht nur ihres Adels verlustig sein, sondern auch, wenn sie nicht schon im Felde gefallen wären, schimpflich hingerichtet werden. Für diese schreckliche Maßregel wurden außer politischen Gründen auch finanzielle angeführt.

Dem Unterhause dankte König Eduard in einer sehr naiven Rede, welche in dem Parlaments-Protokolle aufbewahrt ist, für seine Bereitwilligkeit, sich zu diesen Gewaltthaten brauchen zu lassen. „Jakob Strongways," sprach er, zu dem Sprecher des Parlaments gewendet, „und ihr Anderen, die ihr als Deputirte des Landes zum Parlamente erschienen seid, ich danke euch, so herzlich als ich kann, für das treue Herz und die zarte Rücksicht, die ihr für mein Recht und für meinen Anspruch an den Thron (title) gehabt habt. Auch danke ich euch für die zarte und wahrhaft treue Sorge (hearts), die ihr mir dadurch bewiesen habt, daß ihr daran dachtet, den grausamen Mord meines Vaters, meines Bruders Rutland, meines Vetters Salisbury und Anderer zu bestrafen. Ich danke euch recht herzlich, und werde mit der Gnade des allmächtigen Gottes für euch ein so guter und gnädiger unbeschränkt gebietender Herr (sovereign lord) sein, als je einer meiner Vorfahren für seine Unterthanen und Vasallen gewesen ist. Auch danke ich euch aus vollem Herzen für das treue und liebevolle Herz, welches ihr mir durch die großen Anstrengungen (labours) bewiesen habt, die ihr aushieltet und truget, um mein Recht und den Thron (title), den ich nun besitze, wieder zu erlangen. Hätte ich noch irgend etwas Besseres, als meinen Leib, um euch zu belohnen, es sollte euer sein; so aber soll dieser jeder Zeit zu euerer Vertheidigung bereit sein. Ich werde mich nie schonen oder euch bei irgend einer drohenden Gefahr (jeopardy) im Stiche lassen, bitte euch aber dabei um eueren herzlichen Beistand und eure gute Haltung (countenance), wie ich denn stets sein werde u. s. w."

Dieser aus Lingard entlehnten Stelle wollen wir, um nicht darauf zurückkommen zu müssen, einige sogar von Hallam als richtig anerkannte allgemeine Bemerkungen über Eduard's blutige und drückende Regierung beifügen, dabei aber, des Zweckes dieser Weltgeschichte eingedenk, uns sehr kurz fassen. Die Regierung Eduard's ist, wie der Verfasser der Geschichte der constitutionellen Formen England's sagt, die einzige, während deren gar keine

Verfügung zur Abstellung von Misbräuchen oder zur Sicherung der Freiheit der Unterthanen erlassen ward, und es findet sich im Urkunden-Register keine einzige Petition, welche darauf Bezug hätte. Dagegen finden wir, wie bereits gesagt worden ist, in den Chroniken mehrere Beispiele eines Verfahrens, welches selbst in der Türkei und in Rußland barbarisch genannt werden würde. Die Schriftsteller rühmen freilich von Eduard, daß er vom Parlament selten eine Beisteuer für die Staatsausgaben (subsidy) gefordert habe; betrachtet man aber die Sache genau, so war dies eine bloße Täuschung. Er erhob das Geld unter anderer Form. Schon allein durch Gütereinziehungen brachte er ungeheuere Summen an sich, da Fortescue, ein ganz zuverlässiger Schriftsteller, vermittelst einzelner Angaben nachgewiesen hat, daß die Güter, welche dem König Eduard in den verschiedenen Perioden seiner Regierung wegen der Verbrechen ihrer Besitzer anheimfielen, mehr als den fünften Theil des ganzen Landes ausmachten. Eduard verschenkte und verschleuderte freilich wieder Vieles davon, er behielt aber immer noch genug übrig, um größere Ausgaben machen zu können, als seine Vorgänger gemacht hatten. Er erfand übrigens auch ein ganz neues Mittel, Steuern zu erheben, ohne sich an das Parlament zu wenden. Viele seiner Vorgänger hatten nämlich, wenn sie Geld brauchten, von den reichen Handelsleuten, deren Zahl damals bei dem fortwährend steigenden Wohlstande England's immer größer wurde, gewaltsam Anlehen erhoben; Eduard IV. forderte von derselben Klasse freiwillige Beisteuern (benevolences), eine Art der Abgaben-Erhebung, welche nachher, wie das Parlaments-Protokoll beweist, unter Richard III. im Parlamente sehr hart gescholten und verwünscht wurde. Das Parlament erklärte damals, daß die bisher unter dem Namen freiwilliger Gaben geübten Erpressungen auf immer abgeschafft sein sollten. Übrigens war Eduard, so lange er den prosaischen Rathschlägen des Grafen Warwick folgte, in allen seinen Unternehmungen glücklich; später zog er sich aber durch die Poesie seiner Liebschaften und durch den Roman seiner Heirath Verlegenheiten zu, und mußte deshalb sogar auf einige Zeit seinen Thron und sein Land verlassen.

Die Unterstützung, welche die Königin Margaretha in Schottland gefunden hatte, wußte Eduard dadurch unwirksam zu machen,

daß er der Vormünderin des schottischen Königs Jakob III. Vorschläge zu einer Heirath, an welche er nicht entfernt dachte, machen ließ, und den rohen und wilden Grafen von Roß, den Beherrscher der Inseln, durch Geld gewann. Indessen war Margaretha unerschöpflich an Hülfsmitteln und unerschrocken in jeder Gefahr. Sie beschloß 1462 in Frankreich Hülfe zu suchen. Zuerst reiste sie zum Herzog Franz II. von Bretagne, welcher zwar wegen seiner genauen Verbindung mit Philipp von Burgund ihren Gegner Eduard IV. schonen mußte, aber doch großmüthig genug war, ihr achttausend Kronen zu schenken, damit sie nach Chinon zu dem König Ludwig XI. reisen könne. Dieser, obgleich er ihr natürlicher Schützer und damals ein Freund ihres alten Vaters, Renatus I., war, kannte auch in Betreff ihrer kein Erbarmen, sondern handelte blos nach Rücksichten der Politik. Er ließ es an augenfälliger Freundlichkeit gegen die flüchtige Königin nicht fehlen, erwies ihr, um das Äußere und den Schein der nahen Verwandtschaft zu wahren, in Chinon alle ersinnliche Höflichkeit, und hob in Gemeinschaft mit ihr den Sohn des Herzogs von Orleans und der Maria von Cleve aus der Taufe. Wie wenig er aber daran dachte, ihr beizustehen, konnte sie schon daraus erkennen, daß er während ihrer Anwesenheit in Chinon Eduard's Gesandte aufs zuvorkommendste empfing und ihnen vor der Königin Augen geheime Audienzen ertheilte. Als sich Margaretha endlich erbot, dafür zu sorgen, daß die Stadt Calais an Frankreich abgetreten würde, ließ Ludwig ihr zwanzigtausend Livres auszahlen, und gab dem Seneschall der Normandie, Brézé, Befehl, sie mit zweitausend Mann nach England zu begleiten. Weil man ihn jedoch alles Schlechten fähig hielt und Brézé mit einer so kleinen Zahl Truppen nichts ausrichten konnte, so gab man dem französischen Könige Schuld, er habe nur die Absicht gehabt, den Seneschall zu verderben. Übrigens kämpften Brézé und seine Leute nachher sehr rühmlich für Margaretha.

Fünf Monate (von Mai bis Oktober 1462) blieb Margaretha in Frankreich. Als sie hierauf nach England zurückkehrte und an den unwirthlichen Küsten der Nordgrenze landete, erlitt sie manchen empfindlichen Schaden und Verlust, so daß sie und Brézé nicht einmal im Stande waren, zu Somerset und Percy zu gelangen,

welche die drei festen Städte Bamborough,, Dunstanburgh und Alnwick tapfer vertheidigten, sondern sich auf einem Fischerboote nach Berwick retten mußten. König Eduard hatte die Führung des Krieges dem Grafen Warwick überlassen. Dieser belagerte seit der Mitte des December 1462 die genannten drei Festungen zu gleicher Zeit, und Percy und Somerset, welche allein den Kampf mit der königlichen Macht nicht länger zu führen vermochten, verstanden sich zu einer Capitulation, welche für sie ehrenvoll und vortheilhaft war, und deren Bedingungen auch von Warwick und Eduard treulich erfüllt wurden, die aber jene beiden Hauptführer der Partei Lancaster brachen, sobald sich für Heinrich VI. ein neuer Hoffnungsstrahl zeigte. Dieser Capitulation gemäß übergaben Somerset und Percy im Anfange des Januar 1463 die Festungen Bamborough und Dunstanburgh, und leisteten dem König Eduard den Eid der Treue, wogegen ihnen die Rückgabe ihrer Güter, sowie die Herstellung ihres Ranges und Adelstitels versprochen wurde. Eduard nahm hierauf mit Zustimmung des Parlaments die von diesem gegen Somerset und Percy ausgesprochene Verurtheilung (bill of attainder) zurück, und gab Beiden ihre eingezogenen Güter wieder heraus. Außerdem wies er dem Ersteren noch ein Jahrgeld an, und setzte den Letzteren wieder in den Besitz der festen Städte Bamborough und Dunstanburgh. Einige andere Männer von der Besatzung dieser beiden Festungen, welche, wie Lord Roos und der Graf von Pembroke, die Huldigung nicht leisten wollten, wurden derselben Capitulation gemäß nach Schottland gebracht.

Da diese ganze Geschichte, welche reichen Stoff für dramatische Dichtungen darbietet, einem Roman gleicht und der Charakter der Königin Margaretha ein Helden-Charakter ist, so mag hier auch des Abenteuers gedacht werden, welches derselben entweder im Winter 1462—63 oder im Frühling des Jahres 1464 (nach dem Treffen bei Herham) zugestoßen sein muß. Ob sich dasselbe überhaupt ereignet hat, mag zweifelhaft sein, kann hier aber nicht untersucht werden. Jedenfalls beruht die ganze Sache blos auf dem schwachen Zeugniß der Chronik von Monstrelet. Margaretha verweilte, heißt es, mit ihren Leuten den Winter hindurch an der schottischen Grenze, wo, wie Jeder schon aus Walter Scott's Romanen weiß, Alles von genialen Räubern wimmelte. Hier

verirrte sie sich einst bei einem in Begleitung ihres Sohnes unternommenen Ausritt im Dickicht des Waldes, und fiel in die Hände von Räubern, von welchen sie gänzlich ausgeplündert und eine Strecke weit fortgeschleppt wurde. Vermöge ihrer Besonnenheit und Geistesgegenwart wußte Margaretha bald Ort und Gelegenheit zu benutzen, um sich und ihren Sohn der Gewalt dieser Begleiter zu entziehen. Nicht lange darauf stieß sie jedoch auf einen anderen Räuber. Diesen machte sie durch einen Genie-Streich unschädlich. Sie ging nämlich, sobald sie seiner ansichtig wurde, gerade auf ihn los und sagte: „Mein Freund, ich vertraue den Sohn eures Königs eurer rechtlichen und getreuen Gesinnung an.“ Der Räuber fühlte sich durch diese Worte betroffen, nahm die Königin und den Prinzen in seinen Schutz, und brachte Beide glücklich zu den Ihrigen.

Da die Festungen verloren, Somerset und Percy aber zum König Eduard übergegangen waren, so faßte Margaretha, welche noch immer von Brézé begleitet und beschützt wurde, den Entschluß, mit ihrem Sohne England noch einmal zu verlassen, und erst dann wieder zurückzukehren, wenn sich um ihren Gemahl, den sie in eine Burg von Merconetshire brachte, aufs neue eine bedeutende Zahl der Anhänger des Hauses Lancaster gesammelt hätte. Sie schiffte sich ein und gelangte glücklich nach Sluys in Flandern. Hier ward sie von Philipp dem Guten sehr freundlich aufgenommen, obgleich derselbe mit Eduard im besten Vernehmen stand, und dieser ihm erst ganz neulich wegen der von den Engländern an der niederländischen Küste begangenen Räuberei Genugthuung gegeben hatte. Einen Aufenthalt konnte jedoch Philipp der Königin nicht vergönnen. Er schickte sie nach Bar zu ihrem alten Vater, Renatus I., nachdem er ihr zweitausend, so wie ihrem Begleiter Brézé, welcher noch einige hundert Mann bei sich hatte, tausend Kronen gegeben, und auch die wenigen mit ihr gekommenen Damen mit Geld versehen hatte. Während Margaretha bei ihrem Vater verweilte, sammelten sich die Anhänger ihres Gemahles aufs neue im Norden von England, zogen Schaaren der von Raub und Krieg lebenden Schotten der Grenze an sich, holten Heinrich aus der Burg hervor, und übertrugen dem fast blödsinnigen Manne zum Scheine die Leitung des Kampfes. Auf die Nachricht hiervon beschlossen die drei Hauptanführer von Margaretha's letzter Unter-

nehmung, Somerset, Percy und Lord Gray, sich wieder an die Spitze des Heeres der rothen Rose zu stellen, obgleich Eduard ihnen verziehen und die beiden Ersteren durch Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht hatte. Gray bemächtigte sich sogleich der festen Stadt Alnwick, welche er früher sehr lange vertheidigt hatte; Somerset und Percy aber verließen ihre Güter, um auf verschiedenen Wegen zu Heinrich's Heer zu gelangen. Das ganze Unternehmen wurde jedoch, noch ehe die beiden Letzteren zu Heinrich kamen, durch einen der Brüder des Grafen von Warwick, welchen Eduard kurz vorher zum Lord Montague gemacht hatte, vereitelt. Montague, welcher Grenzhüter des Ostens von England war, eilte dem Percy entgegen, schlug am 25. April 1464 dessen Heer und tödtete ihn selbst; dann brach er sogleich auf, um den Herzog von Somerset, welcher nur fünfhundert Mann bei sich hatte, in seinem Lager aufzuheben. Dies gelang ihm in der Nähe von Herham. Somerset selbst entkam anfangs durch die Flucht, wurde aber bald eingeholt und dann enthauptet. Nicht lange darauf mußte Gray die Stadt Bamborough ohne Capitulation an Warwick übergeben, welcher auch die anderen Grenzfestungen einnahm. Die dabei in Gefangenschaft gerathenen Lords Roos und Hungerford, Talbot, Graf von Kyn, und John Findern, die Häupter der ersten und edelsten Familien England's, wurden hierauf ohne Weiteres in Newcastle, sowie Sir Humphry Nevil und zwölf andere angesehene Herren in York enthauptet. Gray dagegen ward nach Doncaster vor den König gebracht und, nachdem man ein schändliches Urtheil über ihn gesprochen hatte, dort hingerichtet. Dieses Urtheil, welches ihm durch den Grafen von Worcester (constable of England) vorgelesen ward, ist sehr bezeichnend für die Art, wie man in einem Lande, wo selbst in jener Zeit bei allen weniger wichtigen Dingen der Schein constitutioneller Formen ängstlich gewahrt ward, summarisch über das Leben und die Güter von Hunderten gerichtlich entschied. Man findet dasselbe wörtlich übersetzt bei Lingard. König Heinrich VI. selbst war bei Herham glücklich seinen Feinden entkommen; wie er sich aber nachher diesen weiter entzog, wird in den dürftigen Geschichtsquellen jener Zeit ganz verschieden erzählt. Die besten Nachrichten, welchen auch Lingard folgt, sagen, daß er ein ganzes Jahr lang von den

Freunden seines Hauses in Lancashire und Westmoreland verborgen gehalten worden sei, bis ein Mönch an dem unglücklichen guten, aber von Seiten seines Geistes und Verstandes schwachen Manne zum Verräther geworden wäre. Im Juli 1465 wurde Heinrich zu Waddington in Yorkshire, als er gerade sein Mittagsmahl hielt, in Verhaft genommen. Man übergab ihn alsbald dem Grafen Warwick, welcher ihn auf eine höchst unwürdige Weise behandelte. Warwick ließ ihn nämlich auf ein Pferd festbinden, dreimal um den Schandpfahl führen und dann in den Tower bringen. Hier ward Heinrich mehrere Jahre lang gefangen gehalten, aber dabei leidlich behandelt.

Die drei Brüder aus dem Hause der Nevils wurden glänzend belohnt. Der älteste, der Graf von Warwick, leitete, während der König seinen Vergnügungen lebte, alle Geschäfte, der zweite, Lord Montague, erhielt an Percy's Stelle die Würde eines Grafen von Northumberland; der dritte, Georg, ward Erzbischof von York. Sie geriethen aber bald mit Eduard in Feindschaft, da dieser durch den Roman einer insgeheim geschlossenen Ehe in ein Verhältniß kam, welches auf die Dauer durchaus nicht mit der Freundschaft und besonders mit dem unbeschränkten Einflusse Warwick's zu vereinigen war. Mit dieser geheimen Ehe Eduard's verhielt es sich folgendermaßen. Jacqueline von Luxemburg, die Wittwe des Herzogs von Bedford, welchen wir früher (S. 70—94) als Vormund Heinrich's VI. und als Protektor des Reichs kennen gelernt haben, war in zweiter Ehe mit Wydevile Lord Rivers vermählt, und hatte von demselben eine Tochter, Elisabeth, welche mit dem in der zweiten Schlacht bei St. Albans gefallenen John Gray von Groby verheirathet gewesen war. Sie lebte mit ihrem Gemahle und ihrer Tochter zu Grafton, und hier machte König Eduard ihr einst einen Besuch. Dies benutzte Elisabeth, um einen Kniefall vor dem Könige zu thun und ihn um die Rückgabe der eingezogenen Güter ihres Gemahles zu beschwören. Der junge König ward bei dieser Gelegenheit so sehr von den Reizen der Elisabeth bezaubert, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte und ihr, als sie ihm erwiderte, sie sei zu gering, um seine Gemahlin zu sein, aber von zu gutem Herkommen, um als bloße Geliebte mit ihm zu leben, seine Hand anbot. Er machte aber

dabei die Bedingung, daß die Heirath fortwährend aufs strengste geheim gehalten werde. Aus diesem Grunde ist auch zwischen den Schriftstellern Streit darüber, ob das Abenteuer sich 1463 oder 1464 ereignet habe; uns scheint es indessen durchaus nicht zweifelhaft, daß Eduard's Verlobung mit Elisabeth im März 1464 Statt hatte, worauf dann schon am 1. Mai die Trauung folgte. Auch Lingard ist dieser Meinung. Der König benutzte nämlich die Bewegungen, welche von den Anhängern des Hauses Lancaster am Ende des Jahres 1463 und im Anfange des folgenden Jahres erregt wurden, um ein Heer aufzubieten und sich unter diesem Vorwande nach Stony Stratford zu begeben, von wo er dann insgeheim aufs neue für einige Stunden nach Grafton schlüpfte. Hier ließ er sich durch einen Priester des Orts trauen, bei welcher Handlung außer der Herzogin von Bedford nur der Kirchenschreiber jenes Geistlichen und einige wenige Frauen der Herzogin zugegen waren. Schon nach zwei Stunden war Eduard wieder in Stony Stratford zurück. Bald nachher begab er sich aufs neue nach Grafton und brachte daselbst einige Tage (vom 7. bis zum 10. Mai) zu; er that dies unter dem Vorwande einer großen Jagd, und man sah ihn damals nie in Gegenwart seiner neuen Gemahlin, mit welcher er stets nur spät am Abend zusammen kam.

Die Vermählung wurde so lange geheim gehalten, bis (im September 1464) die Partei des Hauses Lancaster ganz niedergeworfen war, und man dreist wagen konnte, den Herren, welche das Haus York auf den Thron gebracht hatten, das Ärgerniß zu geben, daß die Freunde und Angehörigen der Königin, also Anhänger und Verwandte des Hauses Lancaster, Stellen und Güter sowie Einfluß am Hofe erlangten. Im September wurde Elisabeth in einer zu diesem Zwecke berufenen Versammlung sämmtlicher Pairs als Königin vorgestellt, und zwar durch die beiden Männer, welche Eduard's Vermählung mit ihr am meisten misbilligten, nämlich durch den Grafen Warwick und den Bruder des Königs, den Herzog von Clarence. Im December wurde ihr eine jährliche Einnahme von viertausend Mark angewiesen, und im Mai des folgenden Jahres ließ Eduard sie feierlich krönen. Die ganze alte Aristokratie nahm, wie sie in England wahrscheinlich noch heute thun würde, daran Anstoß, daß Elisabeth nicht von königlichem Geschlechte sei, und fand dies bei

weitem ärgerlicher, als wenn die neue Königin noch so moralisch schlecht oder ihr Lebenswandel noch so tadelhaft gewesen wäre. Dies war auch vielleicht eine Hauptursache der übereilten Begünstigung, welche Eduard sämmtlichen Gliedern der Familie seiner Gemahlin gewährte; denn was denselben mangelte, der erste Rang und der größte Reichthum, sollte ihnen durch Heirathen und reiche Schenkungen verschafft werden. Die fünf Schwestern der Königin wurden, was damals ganz vom Könige abhing, mit den angesehensten Grafen des Reiches und dem reichsten Herzoge (Buckingham) vermählt; von ihren Brüdern erhielt der ältere durch die Gunst des Königs die Tochter des verstorbenen Lord Scales nebst der Baronie und den Gütern desselben, der jüngere, welcher erst zwanzig Jahre alt war, die achtzigjährige, aber sehr reiche Wittwe des Herzogs von Norfolk; Elisabeth's Sohn erster Ehe wurde mit Anna, der Tochter und Erbin des Herzogs von Exeter, einer Nichte des Königs, vermählt; ihr Vater endlich wurde zuerst zur Würde eines Grafen und zum Schatzmeister erhoben, dann an des Grafen von Worcester Stelle zum Lord Constable von England ernannt. Offenbar begünstigte der König die Wydeviles auch aus dem Grunde, weil er sich, als er älter ward, durch die Größe, den Glanz und die Macht der Nevils, denen er den Thron verdankte, gedrückt fühlte. Der jüngste der drei Brüder Nevil war, wie bereits angegeben ist, Erzbischof von York, der zweite, Lord Montague, Graf von Northumberland geworden; der älteste aber, Graf Warwick, vereinigte die höchsten Würden in seiner Person, und machte königlichen Aufwand. Überdies war Warwick auch bei dem Volke beliebt, dem er sich durch Schenkungen und Gastfreundschaft in solchem Grade gefällig erwies, daß er sogar für Roastbeef sorgte. *)

Der überwiegende Einfluß, welchen die Lancastrier am Hofe eines York erhielten, machte den Grafen Warwick zum erbitterten

*) Wenn er nach London kam, sagt Stow, so machte er solch ein Haus, daß sechs Ochsen zum Frühstück gegessen wurden und jede Trinkstube voll seines Ochsenfleisches war. Jeder, der in seinem Hause Bekanntschaft hatte, konnte so viel gekochtes (sodden) oder gebratenes Fleisch erhalten, als er auf einem langen Schlachtmesser (dagger) tragen konnte.

Feinde des Königs. Nach der gewöhnlichen Erzählung, die sich auch in allen französischen Geschichtsbüchern findet, hätte diese Feindschaft einen anderen Grund gehabt. Es heißt nämlich, der Graf Warwick, welcher eine Vermählung des Königs mit Bonne von Savoyen, der Schwägerin des Königs Ludwig XI., beabsichtigt habe, sei zur Betreibung dieses Planes an den französischen Hof gesendet und nachher dadurch tödtlich beleidigt worden, daß ihn die Bekanntmachung der vollzogenen Vermählung Eduard's mit Lady Gray blosgestellt habe. Diese Erzählung ist nicht nur an sich selbst, sowie wegen des Umstandes, daß Bonne von Savoyen erst einige Jahre nach der Vermählung Eduard's nach Frankreich kam, im höchsten Grade unwahrscheinlich, sondern auch, wie schon Henry in seiner englischen Geschichte gezeigt hat und auch Lingard gründlich nachweist, geradezu irrig. Zum offenen Bruch zwischen Eduard und den Brüdern Nevil kam es erst einige Jahre nach der Vermählung des Königs. In diesen Zwist wurde auch der tollkühne Karl von Burgund, damals noch Graf von Charolais, verwickelt. Der Graf Warwick und Karl der Kühne waren einer wie der Andere stolz, hochmüthig und brutal und haßten einander tödtlich. Als daher der Letztere auf den Gedanken kam, eine Verbindung mit Eduard zu suchen, um für sich und für Franz II. von Bretagne eine Stütze gegen Ludwig zu erhalten, rieth Warwick dem Könige zu einer Verbindung mit Ludwig XI. von Frankreich gegen Karl. Schon im Jahre 1465 war der nachherige Kardinal Wilhelm von Clugny als burgundischer Gesandter nach England geschickt worden, um über eine Vermählung Karl's mit Eduard's Schwester, Margaretha, zu unterhandeln; er hatte aber Befehl gehabt, die Sache so lange hinzuhalten, bis der König sich entschließe, die Nevils, besonders den verhaßten Grafen von Warwick, zu entfernen. Darüber verflossen anderthalb Jahre; denn erst 1467 zeigte der König den drei Brüdern Nevil öffentlich, daß er ihrer überdrüssig sei. Die Verlobung seiner Schwester entzweite ihn völlig mit ihnen. Warwick nämlich, welcher immer noch Statthalter zu Calais war, erhielt als solcher den Auftrag, zu Ludwig XI. nach Rouen zu gehen, um mit demselben über die Vermählung der Prinzessin Margaretha zu unterhandeln; während er aber in Rouen von König Ludwig wie ein regierender Herr behandelt

wurde, und geheime Zusammenkünfte und Gespräche mit einem Könige hatte, welchem kein Mensch etwas Gutes zutraute, kamen im Mai 1467 burgundische Gesandte nach London, und im Juni nahm Eduard dem Bruder Warwick's, Georg, mit eigener Hand die Siegel des Kanzler-Amtes ab, und nöthigte ihn, die beiden großen Güter, welche er ihm geschenkt hatte, wieder herauszugeben. Auch empfing er, als Warwick nach England zurückkehrte, die mit demselben gekommenen französischen Gesandten ziemlich unfreundlich. Von diesem Augenblicke an war der Graf von Warwick dem Könige in eben dem Maße furchtbar, als der Letztere sich näher an Warwick's Feind, den Grafen von Charolais, anschloß, welcher im Juni 1467 Herzog von Burgund geworden war. Schon im Oktober ward Eduard's Schwester Margaretha mit Karl dem Kühnen verlobt, die Vermählung aber bis in das folgende Jahr aufgeschoben. Bei dieser Gelegenheit schloß Eduard mit Karl auch einen Waffenstillstand auf dreißig Jahre, welcher den Herzögen von Burgund und Bretagne eine mächtige Stütze gegen Ludwig XI. verschaffte.

Warwick's Verhältniß zum Könige blieb drohend, wie es gewesen war. Er verkehrte mit den Anhängern des Hauses Lancaster, machte verdächtige Reisen im Norden von England, und sprach sich so laut gegen die Königin und ihre Familie aus, daß Eduard ihm sehr kalt begegnete und Warwick sich im Herbst 1467 auf seine Burg Middleham zurückzog. Gleich nachher weigerte sich der Graf sogar an den Hof zu kommen, als ein aufgefangener Agent der Gemahlin Heinrich's VI. ihn förmlich angeklagt hatte, daß er die Plane derselben begünstige. Die hierüber angestellte Untersuchung wurde jedoch bald niedergeschlagen, weil sich Warwick's Bruder, der Erzbischof von York, und der Vater der Königin der Sache annahmen und eine förmliche Aussöhnung beider Familien zu Stande brachten. Der König war über diese Aussöhnung der nächsten Angehörigen seiner Gemahlin mit dem Grafen Warwick so erfreut, daß er dem Erzbischofe von York zwei große Güter, die er ihm vorher genommen hatte, zurückgab. Wir finden daher auch, daß im Jahre 1468 dem Grafen von Warwick sehr wichtige öffentliche Geschäfte anvertraut wurden, und daß er im Juli dieses Jahres ausersehen ward, um Eduard's Schwester, Margaretha, zuerst im Pomp durch die Straßen von London zu führen, bei

welcher Gelegenheit, sonderbar genug, Margaretha hinter Warwick auf dem Pferde saß, und sie dann zu Karl dem Kühnen zu geleiten. Dagegen brachte seine Verbindung mit dem Herzog von Clarence, welcher fortwährend großen Unwillen über die Vermählung des Königs, seines Bruders, zeigte, sowohl ihn als diesen in den Verdacht gefährlicher Absichten, besonders nachdem eine Heirath des Herzogs von Clarence mit Warwick's Tochter verabredet worden war. Der König suchte diese Heirath auf jede Weise zu verhindern; sie ward aber nichts desto weniger im Juli 1469 zu Calais, wo Warwick unabhängig war, vollzogen.

Warwick's Bruder, der Graf von Northumberland, verhielt sich ganz ruhig, bis gleich nach jener Verheirathung seiner Nichte ein Aufstand in Yorkshire ihm Gelegenheit gab, ein bedeutendes Heer aufzustellen. Dies geschah anfangs zu Gunsten und im Namen des Königs, weil die sämmtliche Bauernschaft von Yorkshire sich geweigert hatte, die bisher an ein Hospital entrichtete Abgabe von Korn ferner zu leisten. Der Graf von Northumberland drückte mit dem aufgebotenen Heere die Bauern leicht wieder nieder. Gleich darauf finden wir aber statt der Bauern, ohne daß wir die Art, wie die Veränderung vor sich ging, genau angeben könnten, zwei Heeresabtheilungen unter Lord Latimer und Fitz-Hugh, dem Neffen und dem Vetter Warwick's, welche einem alten erfahrenen General, John Conyers, gehorchen und nicht dem Hospital jene Abgabe, sondern den Wydeviles die Gunst des Königs streitig machen wollen; denn sie forderten drohend, daß Eduard die Verwandten seiner Gemahlin von sich entfernen solle. Von diesem Augenblicke an werden die Quellen so trübe, und die Erzählungen der Zeitgenossen stehen einerseits mit dem, was die officiellen Actenstücke (Rolls) enthalten, so oft in Widerspruch, und bringen andererseits so viele offenbar falsche Anekdoten und romanhafte Abenteuer vor, daß wir, um nicht Wahres und Falsches durch einander zu mischen, uns begnügen müssen, nur sehr Weniges aufzunehmen, was uns ganz ausgemacht scheint. Das Heer der Insurgenten war schon im Juli so groß gewesen, daß der König, weil er den Aufstand nicht mit Gewalt dämpfen zu können glaubte, die Wydeviles von sich entfernte und auf ihre Burgen schickte, und daß er durch dringende Briefe seinen Bruder Clarence, den Grafen Warwick und den Erzbischof von

York, die sich in Calais befanden, einlud, eilig zu ihm herüber zu kommen. Schon damals wurde dem Grafen Warwick allgemein Schuld gegeben, daß er und seine Brüder die Unruhen angestiftet hätten; doch suchte der König in seinem Briefe ihm alle Besorgniß zu benehmen *).

Der König zog nicht selbst gegen die Rebellen, sondern ertheilte den Grafen Pembroke und Devon, von welchen der Erstere zum Lord Herbert, der Letztere zum Lord Stafford ernannt worden war, den Befehl, ihre Truppen zu vereinigen und dann die Empörer anzugreifen. Dies ward jedoch vereitelt, weil Stafford wegen eines Streites über die Quartiere sich mit seinen Bogenschützen entfernte, und Pembroke, von diesen entblößt, mit seinen ungeübten Milizen am 26. Juli 1469 bei Edgecote eine furchtbare Niederlage erlitt. Eine Anzahl von Hinrichtungen und von Handlungen der Volks-Justiz war die nächste Folge dieser Niederlage. Unter den auf solche Weise Gemordeten befanden sich Pembroke, sein Bruder Sir Richard Herbert und zehn andere Edelleute. Auch Stafford ward wahrscheinlich vom Volke, nicht, wie auch Henry (denn in Thatsachen ist Hume durchaus unzuverlässig) sagt, auf Befehl des Königs getödtet. Außerdem wurden noch der Vater und ein Bruder der Königin, welche man in einem Walde versteckt gefunden hatte, zu Northampton enthauptet; ob dies jedoch, wie manche versichern, auf Clarence's und Warwick's Befehl geschah, ist sehr zweifelhaft. Erst nach dem Treffen bei Edgecote, oder mit anderen Worten, erst als die Verwirrung im Reiche schon sehr groß war, erfüllten Warwick, Clarence und der Erzbischof von York die Bitte des Königs und kamen zu ihm nach England herüber, und jetzt, wo dieser gar keine Truppen mehr hatte, zeigte sich, daß die Nevils die Unruhen angestiftet hatten; denn das Heer der Rebellen ging auf Warwick's Befehl auseinander, und der König ward von den drei Herren gewissermaßen wie ein Gefangener behandelt. Er mußte sie zuerst nach Warwick und dann nach Middleham begleiten.

*) Und wir können nicht glauben, schreibt Eduard, daß euere Gesinnung gegen uns so sein sollte, wie das Gerücht geht, da wir an das Zutrauen und an die Zuneigung denken, die wir zu euch haben. Und, Vetter, zweifelt ja nicht, daß ihr uns anders als sehr willkommen sein könntet.

Die Lage, in welche König Eduard gekommen war, hat den Schriftstellern Gelegenheit gegeben, diese Art von Gefangenschaft und die nachher erfolgte Befreiung romanhaft einzukleiden, weshalb Hume und Henry die ganze Geschichte leugnen. Unzweifelhaft ist, daß, als der Graf Warwick mit der ganzen Volksmacht gegen einen neuen, zu Gunsten Heinrich's VI. ausgebrochenen Aufstand nach der Grenze von Schottland ziehen wollte, niemand seinem Aufgebote Folge leistete, und daß er sich dadurch genöthigt sah, den König Eduard schon in der Mitte August zu York frei umher zu führen, damit derselbe als Reichsfahne diene. Erst dann konnte Warwick an der Spitze der Anhänger des Hauses York gegen die des Hauses Lancaster aufbrechen; diese wurden von ihm besiegt und ihre Anführer auf Befehl des Königs eben so hingerichtet, wie sie selbst vorher die Freunde desselben hingerichtet hatten. Den König zwang Warwick, ehe er ihn ganz aus seinen Händen entließ, ihm die oberrichterliche Gewalt (office of Grand Justiciary) in Süd-Wales und alle anderen hohen Stellen, welche Pembroke bekleidet hatte, zu übertragen. Im November rechtfertigte sich Warwick vor den nach London berufenen Pairs wegen seines Antheiles an der Empörung; zwei Umstände führen aber darauf, daß er der Urheber des Aufstandes gewesen war, und daß er, ehe er den König ganz aus seiner Gewalt entließ, durch einen besonderen Vertrag, welchen er mit ihm schloß, sich bestimmte Vortheile ausbedungen hatte. Es ward nämlich nicht nur für alle Theilnehmer an dem Aufstande, von dessen erstem Anlasse, der Abgabe an das Hospital, später gar nicht mehr die Rede war, eine allgemeine Amnestie erlassen, sondern auch der Sohn des Grafen von Northumberland, an welchen später alle Güter der drei Nevils fallen mußten, auf eine sehr auffallende Weise mittelbar zum Kronerben gemacht, indem Eduard mit Zustimmung der Pairs ihm sein einziges Kind, eine Tochter von vier Jahren, verlobte.

Diese Art von Aussöhnung konnte unmöglich dauerhaft sein, so lange die Königin ihren Einfluß auf ihren Gemahl behauptete, und so lange Warwick als Befehlshaber zu Calais und in den fünf Häfen (als warden of the cinque ports) die Flotte, sowie vermöge einer ganzen Anzahl hoher Stellen die inneren Angelegenheiten des Reiches in seiner Gewalt hatte. Wirklich ward schon im Februar 1470 eine neue

Aussöhnung nöthig. Der König war von seinem Bruder Clarence und den beiden Nevils auf ein Schloß in Hertfordshire zu einem Gastmahle eingeladen worden, hatte, mit Recht oder mit Unrecht, geglaubt, daß man ihn dabei aufheben wolle, und war deshalb in schleuniger Flucht nach Windsor zurückgeeilt. Kaum war der Streit über diese Nachstellung beigelegt, als in Lincolnshire ein Aufstand ausbrach, welchen offenbar Warwick und Clarence angestiftet hatten. Diesmal hatten jedoch Beide ihre Leute schlecht gewählt; denn der Aufstand wurde gedämpft und die Leiter desselben hingerichtet, ehe Beide mit den Ihrigen im Felde erscheinen konnten. Hierauf (März 1470) riefen Warwick und seine Freunde vergebens ihre Vasallen zu den Waffen, der König war ihnen zuvorgekommen, und hatte von York aus, wohin er geeilt war, eine Proclamation erlassen, in welcher er ausdrücklich erklärte, er sei bereit, sich mit ihnen auszusöhnen, wenn sie sich rechtfertigen könnten. Doch entzog er ihnen zugleich Vieles, was er ihnen vorher gegeben hatte. Er nahm seinem Bruder Clarence die Statthalterschaft von Irland, welche diesem, als er noch sehr jung war, mit dem Rechte, sie durch einen Stellvertreter verwalten zu lassen, ertheilt worden war; er söhnte sich außerdem mit dem noch im Tower sitzenden Percy, einem Sohne des vormaligen Grafen von Northumberland und eifrigen Anhänger des Hauses Lancaster, aus, und entzog aus diesem Anlasse dem Bruder Warwick's einen demselben schon einmal gegebenen und wieder genommenen Titel, für welchen er ihn freilich auf eine unzureichende Weise zu entschädigen suchte. Dann eilte Eduard von York nach Nottingham, um seinem Bruder und dessen Verbündeten, Warwick, entgegen zu gehen, und diese schifften sich hierauf, da sie keine Möglichkeit sahen, sich in England zu behaupten, in Dartmouth ein (Mitte April 1470). Sie suchten in Calais Zuflucht, fanden hier aber zu Warwick's großer Bestürzung keine Aufnahme. Der Gasconier Vauclair, welchen Warwick als Vice-Statthalter in Calais zurückgelassen hatte, ließ Beide nicht nur nicht in die Stadt ein, sondern versagte ihnen auch jede Erfrischung, deren sie doch um so mehr bedurft hätten, als die Herzogin von Clarence, Warwick's Tochter, auf dem Schiffe niedergekommen war; zwei Flaschen Wein waren das Einzige, was Vauclair verabfolgen ließ. Dieser wußte, wie Comines uns

erzählt, auf ächt gasconische Weise sein Verfahren zugleich bei Eduard zu rühmen und bei Warwick zu entschuldigen. Gegenüber dem Letzteren betheuerte er, das Volk in der Stadt sei so erbittert, daß er ihn nicht zu schützen im Stande sein werde, er dürfe aber, da er ihm die Statthalterschaft zu erhalten wünsche, für den Augenblick nicht Alles dadurch aufs Spiel setzen, daß er ihn aufnehme. Warwick mußte vorerst schweigen; Eduard aber belohnte den diplomatischen Gascognier sehr glänzend.

Niemanden war der neue Zwist in England erwünschter, als dem Könige von Frankreich, welcher kurz vorher wirklich geglaubt hatte, daß Warwick, König Eduard und die Herzöge von Burgund und Bretagne vereinigt ihn angreifen wollten, und in dieser Meinung sogar von dem Admiral von Bourbon bestärkt worden war, den er, um zu spioniren und Unfrieden zu stiften, als Gesandten nach England geschickt hatte. Er gerieth jetzt in Verlegenheit, weil er die Flüchtlinge freundlich aufnahm und hegte, weil er duldete, daß sie ihre Prisen in seine Häfen brachten, und weil er seine Flotte gegen die Niederländer gebrauchen ließ, bei diesem Allem aber doch sich stellte, als wenn er heftig über ihre Seeräuberei erzürnt sei. Karl der Kühne war darüber so erbittert, daß er einen groben und heftigen Brief an den Admiral von Bourbon und an den Erzbischof von Narbonne schrieb, welche Ludwig's Seewesen besorgten *). Ludwig schloß sich daher endlich förmlich an Eduard's Gegner an, indem er ihnen dabei die Bedingung machte, daß sie sich seiner Nichte Margaretha, der Gemahlin Heinrich's VI., welche noch immer in Bar war, annähmen. Er selbst begab sich nach Angers, wohin auch Warwick sowie Margaretha mit ihrem Sohne Eduard kam, und gleich darauf (Juni 1470) ward zu Amboise ein Vertrag geschlossen, welcher zu unnatürlich war, als daß er jemals hätte ausgeführt werden können. Der Inhalt dieses Vertrags kann uns, was auch aus Comines und

*) Archevêque et vous, amiral, les navires, que vous dites avoir été mis de par le roi par encontre les Anglois, ont déjà exploité sur la flotte de mes sujets rétournant en mes pays. Mais par Saint Georges, si l'on n'y pourvoit à l'aide de dieu, j'y pourvoirai sans vos congiés ni vos raisons ni justices, car elles sont trop volontaires et longues.

allen guten italiänischen Schriftstellern hervorgeht, am besten beweisen, daß sich damals von Spanien und Italien her in ganz Europa eine alle Moral vernichtende diplomatische Kunst zu verbreiten anfing, welche in unserer Zeit von den Rothen wie von den Weißen aufs höchste getrieben worden ist. Warwick's jüngste Tochter sollte mit dem Sohne des wieder auf den Thron zu setzenden Heinrich VI. vermählt werden, und er selbst während der Lebzeiten des Letzteren und der Minderjährigkeit von dessen Sohne in Heinrich's und Margaretha's Namen unbeschränkt über England herrschen. Würde der Prinz ohne Erben sterben, so sollte die Krone an den Herzog von Clarence oder an dessen Kinder übergehen. Daß Ludwig, welchem gerade im Jahre 1470 endlich ein Sohn (Karl VIII) geboren wurde, in diesem Vertrage seinen persönlichen Vortheil nicht übersah, versteht sich um so mehr von selbst, da er in England zu dem bevorstehenden Einfall zwar nur wenige Mannschaft, aber viel Geld hergeben sollte.

Schon damals begann der Herzog von Clarence, wie man uns berichtet, einzusehen, daß er gegen seinen eigenen Nutzen handle, wenn er seinen Bruder stürzen helfe, um das Haus Lancaster wieder zurückzuführen. Er sicherte daher seinem Bruder schon im August seinen kräftigen Beistand zu, obgleich er in diesem Augenblicke noch nicht zurücktreten konnte. König Eduard hatte vermittelst einer Dame der Herzogin von Clarence, welche in der Eile in England zurückgelassen worden war und von ihm nach Frankreich geschickt wurde, seinen Bruder in der Abneigung gegen das Haus Lancaster bestärken lassen, und einen Verkehr mit Clarence angeknüpft. Daß der in Lüste versunkene König die gehörigen Anstalten getroffen hätte, um die Überfahrt seiner Gegner zu verhindern oder die wenigen Truppen derselben gleich bei ihrer Landung anzugreifen, finden wir nirgends erwähnt; er begünstigte sogar in dieser Zeit die beiden Brüder Warwick's, den Erzbischof und den Grafen Montague, vor vielen Anderen. Dagegen wußte der Herzog von Burgund mit der niederländischen Flotte die Abfahrt Warwick's von Frankreich bis in den September zu hindern; als aber dann die Herbststürme seine Flotte verscheuchten und ein dichter Nebel eintrat, segelte Warwick, von der französischen Flotte geleitet, glücklich nach England hinüber. Ludwig XI.

war dabei am meisten in Angst; er reiste unter dem Vorwande einer Pilgerfahrt zum Erzengel, nach Mont St. Michel, um an oder vielmehr in dem Meere zu sehen, ob Alles glücklich gehe. Bei dieser Gelegenheit kam er auch nach Avranches und machte sich dort über den Adel lustig, welcher als königliche wehrhafte Mannschaft (pensionnaires du roi) besondere Vortheile genoß. Er hielt Heerschau über diese Mannschaft, war sehr unzufrieden mit ihrer Haltung und Ausrüstung, und kaufte eine große Anzahl Tintenfässer, die er mit einer höhnenden Erklärung *) unter sie vertheilte.

König Eduard, nachlässig und gedankenlos mit Galanterieen und Leichtfertigkeiten beschäftigt, war durch einen vorgeblichen Aufstand, dessen Urheber, Warwick's Schwager, alsbald nach Schottland entfloh, von London weggelockt worden, als Warwick am 13. September an der englischen Küste landete, die Bewohner von Kent sich in Masse erhoben, und Warwick's Bruder plötzlich die weiße Rose mit der rothen vertauschte und sogleich mit mehreren tausend Mann gegen Nottingham marschirte, wo Eduard verweilte. Warwick zog von Dartmouth und Plymouth aus gegen London. Hier flüchtete sich die Königin Elisabeth mit ihren Töchtern in die königliche Freistätte hinter der Sacristei von Westminster, wo sie am 4. November ihren Sohn Eduard gebar. Ihr Gemahl hatte vergebens in Doncaster ein Heer zusammenzubringen gesucht, und Lord Hastings bewies ihm, daß er seinen Leuten durchaus nicht mehr vertrauen könne; er mußte daher die See zu erreichen suchen, und begab sich in Begleitung seines Bruders, des Herzogs von Gloceſter, sowie des Grafen Rivers und sieben oder acht anderer Herren, nach Bishops-Lynn an der Küste von Norfolk. Hier schiffte er sich mit etwa achthundert Reitern auf drei Schiffen, einem englischen und zwei holländischen, nach den Niederlanden ein. Er wurde auf der Überfahrt von hanseatischen Seeräubern so heftig verfolgt, daß er seine Schiffe in der Gegend von Alkmaar auf den Strand laufen lassen mußte. Seine Ankunft in den Niederlanden setzte seinen Schwager Karl, dessen damalige Verhältnisse zu Frankreich wir an einem anderen Orte (S. 182 ff.)

*) Puisqu'ils étoient si peu en état de le servir de leurs armes, ils eussent du moins à le servir de leurs plumes.

dargestellt haben, in große Verlegenheit; nichts desto weniger ließ dieser ihn freundlich empfangen, und kam selbst nach dem Haag, um ihn zu bewirthen. Eduard erlitt damals von dem diplomatischen Gasconier in Calais dasselbe, was früher Warwick erlitten hatte. Comines ward nämlich von Karl dem Kühnen nach Calais geschickt, um den Gasconier Vauclair in der Treue gegen Eduard zu erhalten. Dieser hatte sich aber, sobald er Eduard's Flucht erfuhr, wieder für Warwick erklärt. Comines selbst gerieth wegen seines Auftrages in Gefahr; da er jedoch ein Meister im diplomatischen Fache war, so änderte er sogleich die Sprache. Auch sein Herzog stellte sich, als wenn er nicht gesonnen sei, irgend etwas gegen den wieder als König eingesetzten Heinrich VI. zu unternehmen.

Warwick und Clarence hatten am 6. Oktober ihren feierlichen Einzug in London gehalten und am 13. den früheren König Heinrich VI. aufs neue als regierenden Herrn ausgerufen, indem sie ihn mit der Krone auf dem Haupte durch die Straßen der Stadt führten. Das von Heinrich zusammenberufene Parlament erklärte hierauf Eduard IV. für einen unrechtmäßigen Regenten, brachte Alles wieder auf den alten Stand, und ordnete die Regierung und die Nachfolge ganz so an, wie der Vertrag von Amboise es verlangte. Clarence erhielt die Statthalterschaft von Irland wieder, sowie außerdem noch bedeutende Güter. Warwick ward aufs neue Oberkammerherr von England, Herr (captain) von Calais und Lord-Oberadmiral; dem einen Bruder desselben, dem Erzbischof, wurde wieder das Kanzler-Amt, dem anderen, welcher seit der Wiedereinsetzung Percy's in Northumberland wieder Marquis von Montague war, die Würde eines Hüters der Grenzen (the wardenship of the marches) verliehen. Grausamkeiten verübte man diesmal nicht. Diese Revolution war im Herbst erfolgt; bereits im Frühjahr (1471) stürzte aber das von Ludwig's XI. Bosheit und Arglist errichtete Gebäude wieder zusammen, weil Clarence schon längst eine Correspondenz mit Eduard angeknüpft hatte, und Warwick auch mit seinen beiden Brüdern nicht einig war.

Während Margaretha und ihr Prinz, denen Ludwig ungewöhnliche Ehren erweisen ließ, den ganzen Winter hindurch wegen

widriger Winde in Frankreich zurückgehalten wurden, unterstützte Karl der Kühne, welcher jetzt von einem französischen und englischen Kriege bedroht war, den flüchtigen König Eduard mit bedeutenden Geldsummen, und ermunterte seinen Adel, sich an denselben anzuschließen, wenn er versuche, sein Reich wieder zu erobern. Im März 1471, als Eduard einige tausend Engländer um sich gesammelt hatte, schenkte Karl ihm fünfzigtausend Dukaten (Goldgulden), miethete für ihn vierzehn hanseatische Transportschiffe, und ließ ihm vier große holländische Schiffe zu[ter] Vere ausrüsten. Mit dieser Flotte lief Eduard in die Humber ein, schiffte am 14. März bei Ravenspur an derselben Stelle, wo einst auch Heinrich VI. gelandet war, seine Truppen aus und marschirte nach der Stadt York, in welcher er auf kurze Zeit Halt machte. Die Aussichten waren für ihn gar nicht tröstlich. Er verkündete daher, daß er nichts als seines Vaters Erbe in Anspruch nehme, und in York schwur er vor dem Hauptaltar auf die Monstranz, daß er nur Herzog von York sein werde.

Warwick hatte von den verborgenen Absichten des Herzogs von Burgund schon im December 1470 Kunde erhalten und seit dem Januar seine Anstalten gegen eine Landung mit solcher Einsicht getroffen, daß, wenn sein Bruder Montague, der Herzog von Clarence und Andere, denen er vertraute, treu gewesen wären, Eduard gleich bei seinem Anmarsch von York eingeschlossen und gefangen worden wäre. Allein Montague, welcher mit einem Heere bei Pontefract lag, regte sich nicht, als Eduard aus York ausrückte, vielleicht weil er die Vereinigung mit seinem Bruder erwarten wollte; die Schriftsteller glauben aber, er sei stark genug gewesen, um Eduard einzuschließen und zu vernichten. Als hierauf Eduard nach Nottingham marschirte, strömte das Volk von allen Seiten zu ihm. Es heißt daher, er habe dort schon sechzigtausend Mann (freilich keine Soldaten) bei sich gehabt und deshalb, der bis dahin beobachteten Selbstverleugnung entsagend, den Namen und die Würde eines Königs wieder angenommen. Jetzt warf auch Clarence die Maske ab, und stieß, anstatt dem entworfenen Plane gemäß Eduard einzuschließen, mit zwölftausend Mann zu ihm. Warwick und Oxford, welche bei Coventry standen, fanden nicht rathsam, eine Schlacht zu liefern, um Eduard vom Marsche

auf London abzuhalten. Wahrscheinlich rechnete Warwick darauf, daß sein anderer Bruder, der Erzbischof und Kanzler, dafür sorgen werde, daß die Stadt London dem Könige ihre Thore verschließe. Dies geschah jedoch nicht; der Erzbischof ließ vielmehr Eduard's Truppen in der Nacht durch ein Ausfallthor ein (11. April). Warwick, bei dem sich auffallender Weise jetzt sein Bruder Montague befand, wollte Eduard in London angreifen; dieser hatte aber die Stadt schon einen Tag nach seinem Einzuge wieder verlassen. Jetzt endlich waren beide Theile entschlossen, das Schicksal der rothen und weißen Rose durch eine Schlacht zu entscheiden. Der treulose Clarence machte zwar den Versuch, zwischen Eduard und seinen Gegnern zu vermitteln; Warwick wies ihn aber mit einer schnöden Antwort ab, wie sie ein solcher Mann verdiente (Go and tell your master, that Warwick true to his word is a better man, than the false and perjured Clarence). Die entscheidende Schlacht wurde am 14. April 1471 bei Barnet zwischen St. Albans und London geliefert. Eduard trug den Sieg über Warwick davon, welcher nebst seinem Bruder Montague im Kampfe fiel. Da diese ganze Geschichte einem tragischen Roman oder Drama gleicht, so dürfen wir nicht übergehen, daß nach der Meinung der Schriftsteller Warwick aus dem Grunde unterlag, weil seine Leute den Stern in Oxford's Fahnen für Eduard's Sonne nahmen, und weil Warwick gegen seine Gewohnheit zu Fuße kämpfte, als ihn die Augen der Seinigen suchten.

Das Schicksal fügte es, daß gerade am Tage nach der Schlacht die Königin Margaretha mit ihrem unglücklichen Sohne, dem Prinzen von Wales, in England ans Land stieg. Sie erschrack über die ihr verkündigte Niederlage so sehr, daß sie in eine kirchliche Freistätte floh. Auf die Vorstellungen Somerset's, des Lord Beaufort, des Grafen Devonshire und anderer vornehmen Herren ihrer Partei trat sie zwar mit dem Prinzen gleich darauf noch einmal an die Spitze ihrer Partei, und es vereinigte sich eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern des Hauses Lancaster um sie; Eduard führte aber, noch ehe der Graf von Pembroke, der sich nach Wales gerettet hatte, mit seinen Truppen zu ihr stoßen konnte, ein regelmäßiges und siegreiches Heer gegen sie heran, und diesem war Margaretha mit ihren in der Eile gesammelten Schaaren

nicht gewachsen. Eduard erfocht daher am 4. Mai bei Tewksbury einen zweiten Sieg. Margaretha selbst ward nebst ihrem Sohne gefangen. Eduard führte sie im Triumph nach London und ließ sie dann in den Tower einsperren, aus welchem sie erst nach fünf Jahren wieder entlassen wurde. Ihr Sohn aber, der Prinz von Wales, ward mit jener die normännischen Räuber alter Zeit auszeichnenden Roheit und Barbarei behandelt, die der englischen Aristokratie seit den Zeiten der drei ersten rohen Könige des normännischen Stammes eigen geblieben war, und von welcher auch jetzt noch Spuren genug zu finden sind, die sich mit den steifen Formen äußerer Höflichkeits-Convenienz ganz gut vertragen. Der unglückliche Prinz wurde, als man ihn in das königliche Zelt geführt hatte, von Eduard befragt, was ihn bestimmt habe, nach England zu kommen. Als er hierauf kühnlich antwortete, er sei gekommen, um seines Vaters Krone und sein eigenes Erbe wieder zu erlangen, war der König selbst roh genug, dem unschuldigen Knaben mit seinem schweren Ritterhandschuh ins Gesicht zu schlagen; seine Brüder Clarence und Gloceſter aber oder, wie wir hoffen, deren Begleiter hieben darauf den Prinzen vor den Augen des Königs nieder. Nachdem diese Gräuelthat vollbracht war, stürzte Eduard wie ein Tiger mit dem blutigen Schwerte auf die Kirche zu, in deren Freistätte der Herzog von Somerset, Lord St. Johns, sechs Ritter und sieben Herren ritterlichen Standes (esquires) sich geflüchtet hatten. Eduard wollte dieselben mit eigener Hand ermorden; ein Priester hielt ihm aber die Monstranz entgegen und wehrte ihn von der Thür ab. Nach zwei Tagen jedoch schickte der König eine Anzahl Bewaffneter in die Kirche, und diese holten die Flüchtlinge mit Gewalt aus der Sacristei, um sie auf das Schafot zu schleppen. Der unglückliche König Heinrich VI., welcher gleich nach der Schlacht bei Barnet in den Tower zurückgebracht worden war, kam an demselben Tage, an welchem Eduard in London einzog, ums Leben (22. Mai). Daß er erst mehrere Wochen später ermordet worden sei, hat Henry, wie Lingard sehr gut nachweist, aus einer Anmerkung Malone's zum Shakespeare vergebens zu schließen gesucht. Was die Art und Weise seiner Ermordung betrifft, so findet sich zwar in späteren Schriftstellern die Angabe, daß Eduard's Bruder Richard von Gloceſter dem

unglücklichen Könige den Dolch ins Herz gestoßen oder doch wenigstens die Tödtung desselben befohlen habe; wir wollen dies aber nicht nacherzählen, da wir den König Eduard und seine Brüder nicht gern schwärzer malen möchten, als sie leider schon ohne unser Zuthun sind und bleiben werden.

Die lange Reihe von Namen der angesehensten Männer und der unzähligen Ritter und Rittergenossen, welche in der Folge hingerichtet wurden, gehört nicht in dieses Werk; nur das Schicksal des Erzbischofs von York, welcher seine Brüder verrathen hatte, verdient hier erwähnt zu werden. Eduard stellte sich gegen ihn das ganze Jahr 1471 hindurch sehr freundlich; im folgenden Jahre aber ließ er ihn plötzlich in Haft nehmen. Er ertheilte nämlich dem Erzbischof, nachdem er ihn zu einer großen Jagd eingeladen und dabei köstlich bewirthet hatte, das Versprechen, daß er zu ihm nach Moor in Hertfordshire kommen wolle. Der Erzbischof machte hierauf sehr große Anstalten zum Empfange des Königs, lud den Adel von weit her zum Feste ein, und holte all das viele Silbergeschirr wieder hervor, welches er seit Eduard's Landung versteckt gehalten hatte, wurde aber ganz unerwartet zum Könige nach Windsor gerufen und hier unter dem leeren Vorwande, daß er dem Grafen von Oxford, welcher neben Warwick bei Barnet commandirt hatte, Geld geliehen habe, verhaftet. Eduard hielt ihn hierauf theils in England, theils zu Guisnes gefangen, und der Erzbischof wurde erst im Jahre 1476, kurz vor seinem Tode, wieder in Freiheit gesetzt. Gleich nach seiner Verhaftung hatte der König seine bischöflichen Einkünfte und sein Silbergeräth an sich gerissen, und aus der mit den kostbarsten Steinen geschmückten Bischofsmütze sich eine Krone machen lassen, die übrigen Perlen und Edelsteine aber mit seinem im Asyl der Kirche geborenen Prinzen von Wales getheilt.

Die Regierung Eduard's war durchaus eisern und blutig; er häufte aber unermeßliche Schätze auf, deren Quelle wir bereits früher (S. 332) angegeben haben, und in keinem Theile des Reiches zeigte sich irgend eine Spur von Widersetzlichkeit oder Unruhe. Das Letztere darf uns nicht wundern; denn nicht nur hatte Eduard, wie wir wissen, bezahlte Truppen in Dienst, sondern es war auch ein großer Theil der streitbaren Mannschaft England's umgekommen.

Philipp von Comines erzählt, was vielleicht nicht wörtlich, aber doch im Allgemeinen richtig sein mag, daß die Schlacht bei Tewksbury die zwölfte blutige Schlacht in dem Kriege der rothen und weißen Rose gewesen sei, und daß schon damals sechzig Prinzen des königlichen Hauses, so wie mehr als die Hälfte des hohen Adels und über hunderttausend Menschen anderer Stände theils im Felde, theils auf dem Schafot das Leben verloren gehabt hätten. Wir übergehen Eduard's blutige Gräuelthaten und grausame Gewaltthätigkeiten gegen angesehene Personen, und werfen nur noch einen Blick auf seine beiden Brüder, Georg von Clarence und Richard von Gloceſter, welche noch schlechter waren als er. Beide waren dem König Eduard durch ihre Habsucht fast noch lästiger, als seine offenbaren Feinde; denn sie rissen alles, was ihnen erreichbar war, an sich. Der ältere Bruder, Georg von Clarence, verlangte die ganze unermeßliche Erbschaft Warwick's für sich, weil er mit des Grafen ältester Tochter vermählt war; der jüngere, Richard von Gloceſter, wollte die andere heirathen, damit er das Recht erhalte, mit seinem Bruder zu theilen. Beide nahmen nicht im geringsten Rücksicht darauf, daß der Wittwe Warwick's, Anna, dem Rechte nach nicht blos der von dem Erbe ihres Vaters und ihres Bruders herrührende Theil des Vermögens, sondern auch das von ihrem Gemahle ausgesetzte Witthum gebührte; sie ließen dieselbe vielmehr nachher in solcher Armuth, daß Anna sich von ihrer Nadel ernähren mußte. Clarence raubte überdies der Mutter ihre jüngere Tochter, und hielt dieselbe als Köchin versteckt, damit sein Bruder sie nicht zur Gemahlin nehmen könne. Richard wußte sie jedoch aufzufinden und vermählte sich mit ihr. Nun schwur aber Clarence hoch und theuer, sein Bruder solle Habe und Gut derselben doch nicht mit ihm theilen (he should not part the livelyhood with him), und es entstand zwischen Beiden ein heftiger Streit, welcher zuletzt durch ein besonderes Gesetz (act of parliament) beigelegt wurde. Ebenso willig, als zu dieser Handlung der Ungerechtigkeit, ließ sich das Parlament auch zur Beraubung des von Montague hinterlassenen Sohnes gebrauchen. Es ward nämlich durch ein Gesetz festgesetzt, daß gewisse Güter, welche der Marquis von Montague besessen hatte, den Herzögen von Clarence und Gloceſter so lange gehören sollten, als noch ein männlicher Sprößling des Marquis

am Leben sei. Übrigens blieben die beiden Brüder gegen einander feindselig, und Richard, dessen teuflische Gesinnung darzustellen nur ein großer Dichter wie Shakespeare unternehmen darf oder unter den Geschichtschreibern nur ein Mann wie Schiller, welcher bei der Schilderung der Charaktere die Poesie zu Hülfe nehmen kann, brütete wahrscheinlich schon damals Mordgedanken gegen seinen Bruder Clarence, der ihm im Wege stand.

Was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, so hielt Eduard besonders den König Ludwig XI. von Frankreich sehr in Furcht, weil er demselben fortwährend mit einer Kriegserklärung drohte. Ludwig half sich aber gegen Eduard auf seine gewöhnliche Weise. Er war, gegen die Sitte der Franzosen, in Betreff des Ehrenpunktes ganz gleichgültig, sah nur auf sein Interesse, bestach mit ungeheueren Summen Eduard's habsüchtige Freunde, rechnete auf Verrath, und blieb am Ende im Vortheil, weil er die Umstände benutzte und sich nicht scheute, sein Wort zu brechen. Das Letztere war besonders bei dem Heirathsversprechen der Fall, welches Ludwig im Jahre 1475 that, als eine abenteuerliche Verbindung Eduard's mit den Herzögen von Burgund und von Bretagne ihn fast drei Jahre lang (vom Oktober 1472 bis zum März 1475) in Todesangst gehalten hatte. Im Herbst 1472 war nämlich Eduard mit seinem Schwager Karl dem Kühnen und dem Herzoge von Bretagne über einen gemeinschaftlichen Angriff auf Frankreich übereingekommen. Er selbst sollte, indem er den ehemaligen Anspruch der Könige von England an Frankreich erneute, mit einem starken Heere von Norden her in Frankreich eindringen, während Karl von Osten und der Herzog von Bretagne von Westen her einrückten; wenn das Land erobert wäre, so sollte es unter die drei Verbündeten vertheilt werden. Wir glauben kaum, daß Eduard es mit dieser Verabredung ernstlich meinte, sehen aber aus den Registern (Rotulus) des Parlaments und aus den officiellen Actenstücken der englischen Geschichte, daß er einen unvergleichlichen Gebrauch von derselben machte, um von den verschiedenen Corporationen, Ständen, Zünften und einzelnen Personen mehr Geld zu erheben, als je zuvor geschehen war. Ludwig XI. machte es bekanntlich ebenso; denn auch er brachte es dahin, daß das Volk, welches er von den adeligen Blutsaugern befreite, ihn als demokratischen Dictator ansah und ihm gern sein

Geld gab. Die Engländer ließen sich bei dem in Aussicht gestellten Einfalle in Frankreich theils aus Furcht, theils aus Franzosen-Haß bewegen, ihrem Könige bedeutende Summen zu zahlen. Die Klerisei, die Pairs und das Volk (the commons) gewährten, jeder Theil besonders, dem König Eduard für seinen Eroberungsplan ein Zehntel ihres Einkommens, und das Parlament, welches, von Zeit zu Zeit beurlaubt (prorogirt), drittehalb Jahre zusammen blieb, gab in schneller Aufeinanderfolge ein sogenanntes Subsidium nach dem anderen, so daß der König schon seit 1472 ein stehendes Heer von dreizehntausend Bogenschützen unterhalten konnte. Außerdem war die von Eduard erfundene Art der Erpressung (s. S. 332) nie drückender, als in jenen drei Jahren; denn Eduard schämte sich nicht, bei Jedem, den er als wohlhabend kannte, dreist zu betteln, und nannte das, was er auf solche Art erhielt, eine freie Gabe (benevolence).

Die Ausführung des tollen Planes der Theilung von Frankreich ward lange verschoben, weil die überall zerstreuten Agenten Ludwig's so geschäftig waren, den Herzögen von Burgund und Bretagne Feinde zu erwecken oder Verrath und Unruhe gegen sie anzustiften, daß Beide niemals zu rechter Zeit im Felde erscheinen konnten. Dies war besonders in den Jahren 1473 und 1474 mit dem Herzoge von Burgund der Fall; denn Karl beschäftigte sich damals mit anderen abenteuerlichen Eroberungsplanen, welche ihn nach Geldern, nach Trier und in den Kölnischen Krieg zogen. Beide Herzoge waren auf diese Weise fast zwei Jahre lang genöthigt, von Zeit zu Zeit einen Waffenstillstand mit dem französischen Könige zu schließen; Eduard dagegen hatte sich immer gerüstet gehalten und dabei ungeheuere Summen von seinen Unterthanen erhoben. Im Juli 1474 schien es endlich mit der Ausführung des Projects oder vielmehr der Chimäre wirklich Ernst zu werden. Es ward nämlich am 21. Juli zwischen Eduard und Karl dem Kühnen, obgleich der Letztere damals vor Nuys lag, ein förmliches Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geschlossen. Eduard sollte mit einem Heere, dessen Führung er selbst übernähme, in Guyenne oder in der Normandie landen, seine Ansprüche an den französischen Thron geltend machen und von Karl mit einem in Person anzuführenden Heere unterstützt werden. Der König von England versprach,

dem Herzoge von Burgund die Länder Champagne, Bar und Nevers, sowie die Städte an der Somme zu überlassen, indem er sich nur das Recht vorbehielt, sich zu Rheims als König von Frankreich krönen zu lassen. Dem Herzoge von Bretagne wurde der Besitz von Poitou versprochen. Auch der König Jakob III. von Schottland ward eingeladen, dem Bündnisse gegen Frankreich beizutreten; Jakob lehnte dies aber nicht blos ab, sondern er war es auch, welcher dem König Ludwig zuerst genaue Nachricht von dem ihm drohenden Sturme gab. Doch wußte Eduard, welcher sonst bei aller seiner Schwelgerei und Prachtliebe in dieser Beziehung weit weniger verschwenderisch war, als der durchaus plebejische König von Frankreich, den schottischen König durch Geld von einer Unterstützung der Franzosen abzuhalten. Er verlobte nämlich seine Tochter Cäcilie mit Jakob III., versprach eine baare Summe als Mitgift zu geben, und ließ diese in jährlichen Abschlagsbeträgen auszahlen, so daß der schottische König zu der Zeit, als Eduard den Krieg begann, von diesem ein Jahrgeld bezog.

Sobald Eduard im Begriff war nach Frankreich überzusetzen, schickte er einen Herold mit einer Kriegserklärung, welche Comines sehr schön stylisirt (conçu en beau langage et en beau style) nennt, an den französischen König, und ließ denselben trotzig auffordern, ihm die Krone abzutreten. Ludwig war ein viel zu guter Diplomat, um diese Botschaft mit trotzigen Worten zu erwidern oder gar, wie man einem Chronikschreiber oft nacherzählt hat, durch Übersendung eines Ebers, eines Wolfes und eines Esels eine symbolisch höhnende Antwort nach England zu schicken, wo schon seit zwei Jahren die Nation weit eifriger den Krieg wünschte, als der König, und deshalb die größten Opfer gebracht hatte; er benahm sich vielmehr aufs artigste. Wie er überhaupt allem aristokratischen Wesen und allem adeligen Verkehr abgeneigt war, so ließ er auch jetzt den Herold zu sich in sein Zimmer rufen und sagte ihm: „Er möge seinem Herrn sagen, Ludwig wisse recht gut, daß sein guter Freund Eduard nicht der Urheber des angekündigten Krieges sei, sondern daß der Connetable von St. Paul und die Herzöge von Bretagne und Burgund das englische Volk durch ihre geheime Umtriebe aufgeregt hätten, und daß in Folge davon Eduard durch die Deputirten des Volkes im Unterhause zu jenem

Schritte gezwungen worden sei. Eduard werde jedoch schon sehen, daß dabei nichts herauskomme; denn es sei für einen König von England weit rühmlicher und anständiger, unmittelbar mit einem Könige seines Gleichen zu verhandeln, als sich mit aufrührerischen und rebellischen Unterthanen einzulassen. Allen Königen, so sehr sie auch entzweit sein möchten, müsse daran liegen, daß niemals einer des Anderen Unterthanen im Aufstande bestärke." Nach dieser Erklärung ließ Ludwig dem Herold dreihundert Goldthaler auszahlen, und schenkte ihm außerdem ein Stück carmoisinrothen Sammt, blos damit der Gesandte recht großen Lärm über die Freigebigkeit des Königs gegen Alle, die ihm einen Gefallen erzeigten, machen möchte. Auch verfehlten die Schenkungen ihre Wirkung nicht; dies sehen wir daraus, daß später Alle, welche irgend einen Einfluß auf Eduard hatten, Jahrgelder von Ludwig bezogen.

Mit einem Heere von fünfzehnhundert gepanzerten Reitern (Gensd'armes) und ebensoviel tausend Bogenschützen setzte Eduard nach Frankreich über. Er erwartete zunächst in seinem Lager bei Calais den Herzog von Burgund mit dessen Heere, und rechnete darauf, daß der Connetable von St. Paul ihn in St. Quentin einlassen würde; Beide ließen ihn aber im Stiche. Der Connetable befahl sogar auf die Engländer zu feuern, als sie sich zuerst in der Ferne zeigten und dann auf den Rath des Herzogs von Burgund näher heranrückten. Karl aber hatte nicht nur vor Nuys so großen Schaden gelitten, daß er sein Heer erst wieder herstellen mußte, sondern er dachte auch weit mehr daran, sich an dem Herzoge von Lothringen zu rächen, als dem englischen Könige beizustehen, und als er für seine Person nach Calais gekommen war, endigte die Zusammenkunft der beiden stolzen und hochfahrenden Herren mit einem heftigen Zank, in Folge dessen Karl sich alsbald entfernte und nicht wieder zurückkehrte.

Den Zorn Eduard's über die Bundesgenossen, die ihn herbeigerufen hatten, benutzte König Ludwig, um der beschwerlichen fremden Gäste loszuwerden, indem es ihm dabei ganz gleichgültig war, ob die Art und Weise, wie er dies erreichte, ihm bei seinen ritterlichen Standes- und Zeitgenossen Ehre oder Schande bringe. Es erschien vor ihm ein Franzose von geringem

Stande, den die Engländer gefangen genommen und der herrschenden Sitte gemäß, nach welcher dem ersten Gefangenen, den man in einem Kriege machte, die Freiheit geschenkt wurde, wieder entlassen hatten. Durch diesen Mann ließen die Lords Stanley und Howard den französischen König freundlich grüßen, und hieraus errieth Ludwig mit dem ihm eigenen Scharfsinn, daß durch jene beiden Männer mit dem König Eduard angeknüpft werden könne. Zugleich erkannte sein Blick in dem Gasconier Merindot, den er nur einmal gesehen hatte, den rechten Mann zur Übernahme der Unterhandlung. Dieser Mann war Bürgermeister von La Rochelle, und eignete sich seines Standes und seiner Verhältnisse wegen weder zum Gesandten noch zum Herold; auch wehrte er sich, als Comines ihm im Namen des Königs Aufträge geben wollte, aus allen Kräften dagegen, und Comines selbst bat den König einen Anderen zu wählen. Dieser bestand aber auf der von ihm getroffenen Wahl, begab sich selbst zu Merindot, und wußte ihn leicht zu bereden. Merindot ward hierauf in der Kleidung eines Herolds in das englische Lager geschickt, und bewies sich dort als den rechten Mann; denn seine geläufige Zunge brachte den König Eduard und die Herren, welche dessen Rath im Lager bildeten, dahin, daß sie auf Ludwig's Vorschlag, einen Kongreß zur Abschließung eines Waffenstillstandes zu berufen und die Bevollmächtigten sogleich zu ernennen, eingingen.

Die zu dem Kongreß zusammengetretenen Männer waren von französischer Seite der Admiral von Bourbon, der Herr von St. Pierre und der Bischof von Evreux, von Seiten England's die Lords Howard und Cheney, der Erzbischof von Canterbury und der Doctor der Theologie Morton, welcher später Erzbischof und Kanzler von England wurde. Diese Herren kamen in einem nahe bei Amiens gelegenen Dorfe zusammen, und beriethen von dem 13. August 1475 an über die Bedingungen eines Waffenstillstandes; Ludwig aber sorgte für das Mittel, durch welches allen diplomatischen Unterhandlungen schnell eine günstige Wendung gegeben werden kann. Er schickte Vertraute nach Paris, welche auf ihren eigenen Namen Geld aufnahmen, weil eines Theils der König recht gut wußte, daß man ihm nicht traue, und weil man anderes Theils nicht erfahren solle, wozu er das Geld gebrauchen wolle. Ludwig's Agenten liehen

von allen Seiten her große Summen, auch Gerichts-Kassen und niedergelegte Summen wurden in Anspruch genommen, und die Räthe und Präsidenten der Gerichte gaben Geld her. Der König ließ nachher durch den Kanzler Doriole sechs leere Pergamentbogen (blancs-seings) mit dem großen Reichssiegel untersiegeln, damit die Herren, welche er gewinnen wollte, selbst hineinschreiben könnten, was ihnen für ihre Gefälligkeit gebühre. In Folge dieser Maßregeln wurden die Verhandlungen so schnell zu Ende geführt, daß schon am 29. August 1475 ein Vertrag zwischen Frankreich und England abgeschlossen ward; denn es kam dem habsüchtigen und verschwenderischen Könige von England auch diesmal vor allen Dingen auf Geld an, und Ludwig handelte klug, wenn auch freilich nicht groß oder edel, indem er sich von dem Gedanken leiten ließ, der Ausgang des Kampfes sei ungewiß und der Krieg werde auf jeden Fall mehr kosten, als alle Bestechungen, die er anwandte, und alle Summen, die er zahlte. Übrigens findet sich zwar in den Schriftstellern die Behauptung, daß bei den Unterhandlungen die Engländer anfangs das ganze französische Reich, dann einzelne Provinzen desselben und hierauf erst einen unter den Titel von Jahrgeldern versteckten Tribut gefordert hätten; diese Behauptung wird aber durch die officielle Kunde widerlegt, welche die Documente der englischen Geschichte uns geben. Ludwig verpflichtete sich, an den König von England innerhalb vierzehn Tagen hunderteundfünfzigtausend Thaler (75000 crowns) und außerdem jährlich, so lange er und Eduard lebten, hunderttausend Thaler (50000 crowns) zu zahlen. Ferner sollte sieben Jahre lang freier Handelsverkehr zwischen England und Frankreich bestehen. Endlich ward noch festgesetzt, daß Eduard's älteste Tochter, Elisabeth, den Dauphin heirathen und da dieser noch ein Kind sei, auf Ludwig's Kosten nach Frankreich gebracht werden solle, um dort ihre Erziehung zu erhalten, sowie daß sie, von dem Augenblick an, wo die Heirath erklärt werde, jährlich sechzigtausend Livres zu empfangen habe. Bei Gelegenheit dieses Friedensschlusses that Ludwig auch etwas für seine Nichte Margaretha von Anjou, die Wittwe des Königs Heinrich VI., die er sonst um das Erbe ihres Vaters brachte. Er zahlte nämlich fünfzigtausend Kronen an Eduard, und dieser entließ dafür Margaretha aus dem Tower. Die unglückliche Königin

ward am 20. Januar 1476 von Thomas Montgommery nach Frankreich gebracht, mußte aber vorher zu Gunsten Eduard's auf die englische Krone, sowie auf ihre Mitgabe und ihr Wittwengut verzichten, wogegen Eduard ihr lächerlicherweise die Ansprüche abtrat, welche er an ihre Güter machen könne. Dafür, daß Ludwig sie aus der Gefangenschaft losgekauft hatte, überließ Margaretha dem französischen Könige und seinen Nachfolgern Rechte auf Lothringen, welche sie gar nicht besaß. Nach dem Abschluß des Vertrags hielten Ludwig und Eduard auf der Brücke von Pequigny eine Zusammenkunft, bei welcher sie durch ein Gitter getrennt waren und sich durch dasselbe küßten. Da dort noch manches Andere ausgemacht wurde, so nennt man die zwischen beiden Königen getroffene Übereinkunft, welche sonst nach der Stadt Amiens bezeichnet zu werden pflegt, auch den Vertrag von Pequigny. Übrigens lud damals der französische König den englischen zwar zu einem Besuche nach Paris ein; dies gereute ihn aber bald wieder, und er gab sich nachher alle Mühe, Eduard durch dessen von ihm bestochene Freunde zu bewegen, daß er sich noch im September nach England einschiffe, was dann auch geschah.

Wenn Ludwig im Vertrag von Pequigny dem Könige von England alle Vortheile gewährte, welche dieser nur irgend hatte erwarten können, so erholte er sich dagegen gleich nachher an dem Herzoge von Bretagne und an dem Connetable Jakob von Luxemburg, Grafen von St. Paul. Dem Ersteren ließ er durch einen Gesandten sehr harte Vorwürfe wegen seiner Verbindung mit England und mit Karl dem Kühnen machen, und der Herzog mußte es als eine Gnade ansehen, daß Ludwig ihn durch einen in Senlis geschlossenen Vertrag unablöslich an Frankreich knüpfte. Dem Anscheine nach waren die Verpflichtungen, welche beide Theile in diesem Vertrage eingingen, ganz gleich; es ist aber bekannt, daß ein solcher Bund, wenn die Macht der Verbündeten so sehr verschieden ist, den Schwachen niederdrückt. Ärger erging es dem Grafen von St. Paul, welchem Ludwig so lange, als derselbe ihm noch nachtheilig sein konnte, ruhig zugesehen hatte. St. Paul hatte seine Gemahlin durch den Tod verloren; sein Bruder verließ ihn und floh zu Ludwig, als dieser Anstalt machte, sich seiner zu bemächtigen; sein Sohn war von Ludwig in Ketten und Banden

geworfen worden und sollte vierzigtausend Thaler Lösegeld bezahlen, welche er nicht aufbringen konnte; endlich hatten ihn auch seine Getreuen, Genlis und Mouy, verlassen, um nicht in sein Unglück verwickelt zu werden. In dieser Noth wandte sich St. Paul an Karl den Kühnen, obgleich er denselben kurz vorher arg betrogen hatte. Er bat den Herzog von Burgund, ihn gegen die unversöhnliche und grausame Rache des feigen Königs von Frankreich in Schutz zu nehmen, und bot ihm dafür alle seine festen Plätze an. Auch schickte ihm Karl wirklich einen Geleitsbrief, und machte Anstalten, St. Quentin zu besetzen; Ludwig kam aber den Burgundern zuvor, indem er mit zwanzigtausend Mann gegen die Städte des Connetable vorrückte und St. Quentin, Ham, Bohain und Beaurevoir besetzte. Der Connetable mußte also zum Herzoge von Burgund fliehen. Dieser hätte ihn gerne gerettet; aber Ludwig forderte die Auslieferung St. Paul's, er drohte, im entgegengesetzten Falle nach Lothringen zu marschiren und Karl im Rücken zu fassen, und Karl's tyrannische Minister, Hügonet und d'Imbrecourt, waren bestochen; sie riethen zur Auslieferung, und eilten mit derselben, statt, wie Karl wollte, sie zu verzögern. Drei Stunden früher, als des Herzogs Gegenbefehl ankam, war der Connetable an der Grenze dem Admiral von Bourbon und dem Herrn von St. Pierre übergeben worden, welche ihn dann sogleich vor seine Richter, den Kanzler Doriole, den Präsidenten Boulange, den Gouverneur von Paris, Gautier, und mehrere Präsidenten, Räthe, Maitres des Requêtes, Procuratoren und Generaladvocaten stellten, damit ihm der Proceß gemacht werde. Er wurde nachher von St. Pierre in der Bastille bewacht, und das Parlament fand keine Schwierigkeit, ihn wegen Hochverraths zu verurtheilen, da sowohl Eduard von England, als der Herzog von Bourbon dem Könige seine verrätherische Correspondenz und die untersiegelten Actenstücke mitgetheilt hatten. Er wurde als Majestätsverbrecher aller seiner Ehren und der Zeichen derselben beraubt und hierauf vor dem Rathhause von Paris hingerichtet (December 1475).

In England fuhr Eduard nach seiner Rückkehr fort, auf jede Weise Geld zu erpressen und dasselbe dann zur Befriedigung von ganz groben und gemeinen Leidenschaften zu verschwenden, welche ihn, den schönsten Mann des Reiches, bereits im Gesichte ganz

entstellt und am Körper unförmlich gemacht hatten, und ihn nachher schon in seinem einundvierzigsten Lebensjahre in das Grab brachten. Dabei übte er jedoch große Strenge gegen die damals in allen Ländern sehr zahlreichen Räuber, welche aus entlassenen Soldaten und von Beute lebenden Rittern gemischt waren. Er reiste selbst mit den Richtern im Lande umher, um rücksichtslose Strenge zu üben und die Richter dazu anzuhalten. Er war übrigens ebenso wie Ludwig XI. bei den unteren Klassen sehr beliebt; denn durch die Güter-Einziehungen und durch die von den Reichen erpreßten Geschenke war er so reich geworden, daß er die Kosten für seine Hofhaltung aus seiner Privatkasse bestreiten konnte und zu diesem Zwecke nichts vom Volke zu fordern brauchte. Dürfen wir den Chroniken trauen, so bettelte er wie andere Bettler auch, und ließ sich sogar mit einer ganz geringen Gabe abfertigen. Dies schließen wir aus einer Anekdote, die wir jedoch nicht verbürgen möchten, obgleich sie sich auch bei Hume findet. Er nahm, heißt es dort, von einer alten Jungfer nicht allein zwanzig Pfund als Geschenk an, sondern küßte sie auch dafür, als sie ihm dieselben einhändigte, wodurch sie so entzückt ward, daß sie ihm vierzig Pfund statt der versprochenen zwanzig gab. Die Reichen preßte er auf jede Weise aus; denn er erhöhte die Zölle und strafte unerbittlich, wenn die Einnehmer sie nicht strenge genug eintrieben. Die Geistlichkeit mußte ihm alle Augenblicke einen Zehnten dafür geben, daß er sie aus Gnaden im Besitze ihrer weltlichen Güter ließ. Ebenso mußten die Kronvasallen beständig Buße bezahlen, da die unzähligen Formen, Formeln und kleinen Bestimmungen des Lehenrechtes es unmöglich machten, sich den Chikanen seiner Vampire zu entziehen. Das Parlament war ihm zu jeder Gewaltthat behülflich. Es gab namentlich das ungerechte, rückwirkende Gesetz, daß der König seine Schenkungen und Vergabungen, weil sie zu groß gewesen, zurücknehmen dürfe (act of resumption).

Dieses Gesetz machte Eduard, wie gegen jedermann, so auch gegen seinen Bruder, den Herzog von Clarence, geltend. Der Herzog wurde dadurch sehr gekränkt, weil er eben so gierig war, als sein königlicher Bruder, und unsäglich Vieles an sich gerissen hatte. Er schmollte, entfernte sich vom Hofe, schimpfte laut und beobachtete im Rathe ein eigensinniges Schweigen. Noch heftiger

ward die Zwietracht beider Brüder, als die Gemahlin des Herzogs von Clarence nach einem Kindbette allmälig hinschwand und starb, und er hierauf Karl's des Kühnen Tochter, Maria, heirathen wollte. Wahrscheinlich war es Verläumdung, daß man ihm damals die Vergiftung seiner Gemahlin Schuld gab. Dagegen ist es unbezweifelte Thatsache, daß Clarence nach dem Tode derselben um die Hand der Maria anhielt, daß seine Bewerbung von seiner Schwester, der verwittweten Herzogin von Burgund, unterstützt wurde, und daß Graf Rivers, der Schwager Eduard's, als sein Mitbewerber auftrat. Da bei dieser Gelegenheit Eduard für den Bruder seiner Gemahlin gegen seinen eigenen Bruder arbeitete, so kannte Clarence von jetzt an in seiner Heftigkeit keine Schranken mehr. Man betrachtete ihn daher seit dieser Zeit als einen Mann, der nach der Krone strebe, und suchte ihn zu verderben. Daß des Herzogs zweiter Bruder, der teuflische Richard von Gloceſter, großen Antheil an seinem Untergange hatte, sagen alle Schriftsteller; wir wissen indessen darüber nichts Bestimmtes. Schon früher hatte man, um Clarence der Vergiftung seiner Gemahlin verdächtig zu machen, eine der Frauen derselben einziehen, durch die Folter zu Geständnissen zwingen und dann hinrichten lassen; jetzt verwickelte man, um ihm beizukommen, zwei seiner Freunde und Diener in einen ganz abgeschmackten Proceß. Diese Männer waren der Geistliche Stacey, Schreiber beim Herzoge und deshalb sein Diener genannt, und ein unabhängiger Gutsbesitzer (gentleman), Thomas Burdet, dem der König einen weißen Dammhirsch weggeschossen hatte, und der sich deshalb die bereits oben (S. 330) erwähnte unbesonnene Äußerung erlaubt hatte. Daß Burdet dieser Äußerung wegen als Hochverräther hingerichtet worden sei, ist unwahr; vielmehr wurden er und Stacey, welche Beide unter dem Schutze des Herzogs von Clarence standen, beschuldigt, sie hätten des Königs und der Prinzen Nativität berechnet und aufrührerische Balladen und Reime verbreitet. Da nun in England, wie überall, die Folter (the rack) im Gebrauche war, so erpreßte man leicht ein Geständniß von ihnen. Das Gericht, welches sie wegen dieses Verbrechens astronomischer oder, wenn man will, astrologischer Berechnungen verurtheilte und hinrichten ließ, bestand aus den Richtern des Landes und aus dem größten

Theile der weltlichen Pairs, die gar keine Rücksicht darauf nahmen, daß Beide ihre erpreßten Geständnisse zurücknahmen und auf dem Schafot ihre Unschuld betheuerten.

Der Herzog befand sich, als jene Männer verurtheilt und hingerichtet wurden, in Irland; nach seiner Rückkehr von dort tadelte er öffentlich und in den stärksten Ausdrücken den an ihnen begangenen Mord, begab sich in Begleitung des würdigen und geachteten Geistlichen Godard, der sie zum Schafot begleitet hatte, in den Westminster-Saal, wo die Richter gerade versammelt waren, schalt dieselben dort vor allem Volke und betheuerte, daß die Hingerichteten auch in der letzten Beichte auf ihrer Unschuld beharrt waren. Dies ward dem Könige, der in Windsor war, gemeldet, er eilte herbei, ließ seinen Bruder zu sich rufen, und stellte ihn darüber zur Rede, daß er Richter, Gericht und Obrigkeit in Verachtung bringe. Nach einem heftigen Zank beider Brüder ward Clarence in Gegenwart der Sherifs und des Lordmayor in den Tower gebracht. Hierauf klagte der König in eigener Person seinen Bruder vor dem Parlamente an. Er trat zugleich als Ankläger und als Zeuge gegen ihn auf, die Richter aber fragten weder nach Beweis, noch nach Zeugen, und Clarence erbot sich vergebens zu dem Zweikampfe, welcher bekanntlich bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein bei den Engländern als Beweismittel gesetzlich, wenn auch nicht gebräuchlich war. Die von Eduard vorgebrachten Anklagepunkte sind alle abgeschmackt; einen einzigen wollen wir besonders anführen, weil Richard von Gloceſter, ein Teufel in Menschengestalt, sich desselben später gegen Eduard's unglückliche Söhne bediente. Eduard sagte nämlich unter Andern, Clarence habe behauptet, er, der König, sei nicht der Sohn seines Vaters, sondern eines Geliebten seiner Mutter. Die Pairs waren stumm, keiner erkühnte sich, den Angeklagten zu vertheidigen, und Clarence ward zum Tode verurtheilt. Man wagte jedoch nicht eher ihn hinzurichten, als bis auch die Repräsentanten des Volkes sich am Rechte versündigt hatten. Es wurde nämlich von einem Manne, welchem einst auf Veranlassung des Herzogs im Gerichte Unrecht geschehen war, beim Unterhause eine Bittschrift eingereicht, daß Clarence doch bestraft werden möge, und darauf hin ersuchte das Unterhaus den König, das Urtheil der Pairs vollziehen zu lassen. Den Herzog

öffentlich hinzurichten wagte man nicht; er ward im Tower getödtet. Daß er in einem Fasse Malvasier ertränkt worden sei, ist eine alberne Geschichte, welche aus Fabian, der für Heinrich's VII. Geschichte ein guter Zeuge ist, zu Eduard's Zeit aber noch ein Kind war und in Betreff derselben nach Hörensagen schrieb, in die späteren Bücher, auch in die Geschichte eines Rapin Thoyras und in die Werke anderer neuerer Geschichtschreiber übergegangen ist. Schon Henry hatte die Abgeschmacktheit und Falschheit dieses Mährchens bewiesen; Lingard hat mit Recht gar keine Notiz von demselben genommen. Übrigens setzt man die Ermordung des Herzogs von Clarence auf den 11. März des Jahres 1478. Die Güter des Ermordeten schenkte Eduard zum größten Theile dem verhaßten Grafen Rivers, dem Bruder seiner Gemahlin. Hätte er noch Scham vor den Menschen oder Scheu vor einem Gotte gehabt, welcher, wie die zehn Gebote ihn lehrten, die Vergehungen der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, so würde er aus Furcht vor dem, was später erfolgte, wenigstens dies nicht gethan haben. Der Graf Rivers war nebst allen Verwandten der Königin so verhaßt, daß, als Eduard nach dem Treffen bei Barnet ihm die sehr einträgliche Statthalterschaft Calais, welche Warwick gehabt hatte, überlassen wollte, die in Calais liegenden Soldaten sich weigerten, denselben aufzunehmen, so daß der König Howard und Hastings dahin schicken mußte. Die Schenkung war doppelt gehässig, da die Kabalen des Grafen und seiner Schwester Anfang und Ursache von Clarence's Unglück gewesen waren. Gehässig war es auch, daß der König die übermäßige Bereicherung seines Schwagers durch eine schmählich heuchlerische Entschuldigung zu beschönigen suchte. Er sagte nämlich, er wolle durch jene Schenkung dem Grafen Rivers gewissermaßen im Namen seines Bruders ein Bußgeld zahlen für vieles Böse, welches Clarence demselben gethan habe, und dies könne dazu beitragen, daß dem Herzoge auch noch nach seinem Tode Sündenvergebung ertheilt und seiner Seele Seligkeit gefördert werde.

In den letzten Jahren von Eduard's Regierung spielte schon der Würgengel seiner Familie, Richard von Gloceſter, eine Hauptrolle, weil der König in Folge seines ausschweifenden und schwelgerischen Lebens jeder Anstrengung unfähig geworden war. Gerade

in dieser letzten Zeit nahm Eduard durch Unterhandlungen mit Dänemark, den Niederlanden und Spanien, sowie durch seine Streitigkeiten mit Ludwig XI. und mit dem Könige von Schottland an den allgemeinen europäischen Angelegenheiten sehr großen Antheil, und suchte sich dadurch, daß er seine Töchter legitimen Herrschern verlobte, mit den Letzteren unzertrennlich zu verbinden. Alles, was er in dieser Rücksicht that, brachte seinem Hause Schimpf oder Nachtheil. Weder Elisabeth, die er in dem Vertrage von Amiens dem Dauphin von Frankreich versprochen hatte, noch Cäcilie, welche mit Jakob III. verlobt war, und deren Ausstattung bis 1478 in jährlichen Zahlungen nach Schottland geschickt wurde, noch Anna, welche ihr Vater dem Herzog Philipp, Maximilian's Sohne, zur Gemahlin bestimmte, wurden wirklich mit diesen ihren Verlobten vermählt. Ludwig XI. hatte nie Lust gehabt, den Vertrag von Amiens zu erfüllen, so pünktlich er auch dem englischen Könige sein Jahrgeld von fünfzigtausend Kronen zahlte; dem Letzteren ging daher endlich die Geduld aus, obgleich er den Waffenstillstand auf hundert Jahre nach beider Könige Tode verlängert hatte. Der Hauptanstoß war, daß Eduard die Erfüllung der Bedingung verlangte, nach welcher seine Tochter auch noch während ihres Aufenthaltes in England jährlich eine Summe Geldes erhalten sollte. Ludwig benahm sich auch diesmal ganz nach seiner gewöhnlichen Art: er weigerte sich nicht gerade und offen, sondern verzögerte nur die nöthige Erklärung, behauptete, daß die geforderte Summe zu groß sei, und ließ die Unterhandlung darüber in die Länge ziehen. Sogar als Eduard zwei Gesandte nach Paris geschickt und sehr ernstlich eine entscheidende Antwort von ihm gefordert hatte, wußte Ludwig neue Ausflüchte zu finden. Er schickte an Eduard zwei Geschäftsleute, Güyot du Chesnay (son maître d'hôtel) und Louis Garnier (maître des requêtes et maire de Poitiers), welche neue Schwierigkeiten machten. Schon im Jahre 1480 war darauf Eduard feindlich gegen Ludwig gesinnt, rüstete ein Heer und schloß mehrere Verträge mit Maximilian. In einem dieser Verträge ward Eduard's Tochter Anna mit Philipp, dem erst ein Jahr alten Sohne Maximilian's, verlobt; in einem anderen wurde festgesetzt, daß, wenn Ludwig wegen der Verbindung Eduard's mit Maximilian aufhören sollte, die

fünfzigtausend Kronen zu entrichten, die Niederländer diese Zahlung übernehmen sollten.

Um dieselbe Zeit gerieth Eduard, welcher seit 1478 die dem schottischen Könige versprochene jährliche Abschlagszahlung für die Mitgift seiner Tochter Cäcilie (s. S. 357) eingestellt hatte, auch mit Jakob III. von Schottland in Zwist. Wie viel Antheil Ludwig's diplomatische Künste, die Tücke seiner Sendlinge und sein Geld an dem zwischen beiden Königen entstandenen Streite hatten, wagen wir nicht zu bestimmen, obgleich die französischen Schriftsteller behaupten, Ludwig besonders habe den Zwist erregt. Wahrscheinlich kann diese Behauptung dadurch gemacht werden, daß Ludwig vorher Karl den Kühnen durch dieselben Künste zu Grunde gerichtet hatte, durch welche er jetzt dem König Eduard schadete; auch fiel Jakob III. gerade zu der Zeit in England ein, als Eduard ein Heer gegen Ludwig gerüstet und seinem Admiral Befehl gegeben hatte, dem Erzherzog Maximilian gegen denselben beizustehen.

Jakob III. ward von den verschiedenen Menschenklassen in Schottland ganz verschieden beurtheilt, weil er schon in seinem siebenten Jahre den Thron bestiegen hatte, und nicht mit schottischer Strenge erzogen worden war, sondern fremde Bildung, fremden Sitten und jugendliche Leichtfertigkeit zeigte, sich durch fremde Künstler von niederer Herkunft leiten ließ, und besonders von drei Leuten dieser Art beherrscht ward, welche dadurch den Haß des schottischen Adels auf sich luden. Man sagt, Jakob habe eine gute Erziehung und Bildung gehabt, seine Schotten seien ihm deshalb zu roh und rauh erschienen, die von ihm begünstigten Freunde aber Männer von Talent und Geschicklichkeit gewesen. Dies könnte man allenfalls zugeben; Jakob's Betragen gegen seine beiden Brüder bezeichnet ihn aber als einen Mann, dessen Gefühl, so gebildet auch sein Verstand sein mochte, eben so stumpf war, als das seiner rohen schottischen Lairds nur immer sein konnte. Sein älterer Bruder, Alexander, Herzog von Albany, und der jüngere, Johann, Graf von Mar, machten ihm ebenso, wie nachher auch Eduard von England in seinen Manifesten that, den Vorwurf, daß er, vorgeblich aus Liebe zur Wissenschaft und Kunst Italien's, den Umgang seines schottischen Adels verschmähe und sich mit Leuten gemein mache, welche trotz aller Bildung nicht vornehm genug wären,

um mit ihm umgehen zu dürfen. Besonders sprach sich der Graf von Mar sehr heftig gegen seinen Bruder aus. Jakob ließ beide Brüder gefangen setzen, Alexander auf dem Schlosse zu Edinburg, Johann auf der Burg von Craiguillar. Der Letztere ward, um ihn unter dem Vorwande eines Mordversuches gegen den König aus der Welt schaffen zu können, beschuldigt, er habe durch die bekannten bildlich mordenden Zauberkünste, an welche selbst die alten philosophischen Römer glaubten, seinen Bruder Jakob tödten wollen. Man verurtheilte ihn zum Tode, öffnete ihm die Adern und ließ ihn so durch Verblutung sterben. Der andere Bruder, Alexander, entkam aus seinem Gefängnisse, gelangte auf einem französischen Schiffe nach Paris, und begab sich von dort 1481 nach England.

Hier war im Juni desselben Jahres König Jakob raubend eingefallen, ohne etwas Anderes ausrichten zu können, als daß die wilden Schaaren der Grenzbewohner (the boarderers) in Northumberland Verwüstungen und Räubereien übten. Für das folgende Jahr wurden von beiden Seiten große Rüstungen gemacht. Richard von Gloceſter war als Stellvertreter seines Bruders in die nördlichen Grafschaften geschickt worden, um für einen großen Zug nach Schottland, den er eigentlich schon 1481 hätte unternehmen sollen, die Barone und Ritter aufzubieten und das ganze Volk zu bewaffnen. Andererseits brachte auch Jakob III. seine Nation in Bewegung. Das schottische Parlament faßte im April die heftigsten Beschlüsse gegen den englischen König, welcher in den Aktenstücken nur der Räuber (Rieffar) genannt wird, und es gelang dem schottischen Könige, ein so ansehnliches Heer an der Grenze zu versammeln, daß die englischen Truppen sich mit der Vertheidigung derselben begnügen mußten. Allein mittlerweile hatte der Herzog Alexander von Albany mit Eduard einen förmlichen Bund gegen seinen Bruder Jakob geschlossen, und dies bewirkte, daß Richard's Feldzug im Jahre 1482 glücklicher war, als der frühere; denn Alexander hatte einen mächtigen Anhang unter den Schotten. In dem zwischen Eduard und dem Herzoge von Albany geschlossenen Vertrage verpflichtete sich der Erstere, dem Herzoge, der sich in der Vertragsurkunde König von Schottland nannte, durch ein Heer zum Besitze der schottischen Krone zu verhelfen;

dagegen versprach der Herzog, diese von Eduard zu Lehen zu nehmen und die Stadt Berwick nebst ihrer Burg an England zurückzugeben. Eine andere Bestimmung dieses Vertrages verdient hervorgehoben zu werden; denn wenn es irgend eines besonderen Beweises bedürfte, daß die romantisch poetische Ansicht der Religion, der Moral und der Sitten des Mittelalters, welche uns von Schwärmern, die vom Einzelnen der Geschichte wenig wissen, noch immer sophistisch und declamatorisch empfohlen wird, eben so falsch und verderblich sei, als das Ikarien und Utopien der Socialisten und Communisten, so würde er hier zu finden sein. Der Vertrag enthält nämlich auch die Bestimmung, daß Alexander von Albany, welcher bereits zwei Weiber hatte, eine von Eduard's Töchtern heirathen solle, wenn die Kirche es zugebe. Es wird also von zwei äußerlich sehr frommen Königen in ihrem Tractate die Möglichkeit angenommen, daß die Kirche einem Fürsten gestatte, drei rechtmäßige Weiber zugleich zu haben. Das Heer, welches Richard von Glocester 1482 nach Schottland führte, fand keinen Widerstand an der Grenze, sondern drang bis zur Stadt Edinburg vor und besetzte dieselbe, nachdem es im Vorbeigehen die Festung Berwick erobert hatte, was ein sichererer Gewinn war, als der Besitz der Hauptstadt von Schottland. Das Glück der Engländer war übrigens eine Folge von Alexander's Einverständniß mit den schottischen Lairds, welche vor dem Erscheinen Richard's bei Edinburg das schottische Heer entlassen hatten. Diese waren mit Jakob's Begünstigung von zum Theil sogar ausländischen Künstlern und Gebildeten unzufrieden, und hatten sich gerade in der Kirche von Lauder versammelt, um dem Könige, welcher kurz vorher dem Baumeister Cochran den Titel eines Grafen von Mar ertheilt hatte, drohende Vorstellungen zu machen, als der nämliche Cochran unter ihnen erschien. Sie ergriffen ihn sogleich und knüpften ihn nebst sechs anderen Lieblingen Jakob's auf der Brücke auf. Unmittelbar nachher entließen sie das Heer ganz, setzten ihren König in der Burg von Edinburg gefangen, und bedrohten ihn mit ewigem Gefängniß, wenn er nicht eine unbedingte Vergebung des Geschehenen ertheile.

Der Urheber dieser Scenen, der König Eduard, welcher Hunderte seiner Unterthanen am Galgen und auf dem Schafot umbringen ließ und auch seinen eigenen Bruder gemordet hatte, gilt dessen

ungeachtet dem Mönch von Croyland, dem wir viele Nachrichten über seine Zeiten verdanken, als ein Gott wohlgefälliger König. So glücklich übrigens auch der Zug gegen Schottland ausging, so war Eduard doch sehr unzufrieden mit demselben, weil der Geldverlust, den er dabei erlitt, weit größer war, als der Gewinn. Er rechnete nämlich, daß der Krieg ihm hunderttausend Pfund gekostet habe, und daß der Gewinn der Stadt Berwick ein schlechter Ersatz dafür sei; denn er mußte in der Folge jährlich zehntausend Mark aufwenden, um die Stadt zu behaupten. Er schloß also bald nach der Besetzung von Edinburg Frieden. Über der Art, wie der schottische Krieg zu Ende ging, schwebt einiges Dunkel. Wir könnten dasselbe zwar vielleicht einigermaßen aufhellen, müßten dann aber in die Einzelnheiten der schottischen Geschichte tiefer eingehen, als sich mit dem Zwecke dieses Werkes verträgt. Wir wollen daher nur die Hauptsache, sowie das Ende des Herzogs von Albany berichten. Wir finden nicht, daß Alexander, als er mit dem englischen Heere in Edinburg eingerückt war, auf seinen Anspruch an das Königthum zurückkam. Im Gegentheil, er unterzeichnete eine Übereinkunft, welche zwei schottische Pairs und zwei Prälaten im Namen seines Bruders mit ihm abschlossen, als Herzog von Albany. In diesem Vertrage wurde ihm völlige Straflosigkeit und die Zurückgabe aller seiner Güter zugesichert, und er versprach dagegen seinerseits, sich als treuer Unterthan zu betragen. Für den König von England wurde in demselben Vertrage ausgemacht, daß Jakob III. entweder die Tochter Eduard's heirathen oder das von diesem auf Abschlag der Mitgabe empfangene Geld zurückzahlen, die Wahl zwischen Beidem aber dem König Eduard überlassen solle. Dieser zog das Letztere vor, und das Geld wurde ihm auch nachher zurückerstattet. Alexander war großmüthig genug, seinen Bruder aus der Gewalt der unzufriedenen Lairds, welche ihn noch immer in der Burg von Edinburg gefangen hielten, mit Gewalt zu befreien und wieder als König einzusetzen. Um dem Volke zu beweisen, daß die Brüder mit einander ganz ausgesöhnt wären, ritten Beide auf Einem Pferde nach Holyroodhouse und schliefen dort in Einem Bett. Gleichwohl ward der Herzog von Albany unmittelbar darauf im schottischen Parlament eines Einverständnisses mit den Engländern, denen er Dumbar übergab,

beschuldigt und als Hochverräther verurtheilt. Er hatte, wie es scheint, auf Eduard's IV. Hülfe gerechnet; denn er entfloh bei der Nachricht von dessen Tode nach Frankreich. Hier wurde er in einem Turnier von dem Herzoge von Orleans, dem nachherigen König Ludwig XII., durch einen Lanzen-Splitter getödtet.

König Eduard starb am 9. April 1483. Sein Bruder, Richard von Gloceſter, dem er in den letzten Jahren alle militärischen Angelegenheiten und besonders die Führung des schottischen Krieges ganz überlassen hatte, befand sich damals noch an der Nordgrenze des Reiches und hatte bereits das ganze Heer für sich. Übrigens sollen während des schottischen Krieges die ersten Posten in England errichtet worden sein. Man leitet nämlich den ersten Ursprung dieser Posten gewöhnlich von der Nothwendigkeit her, den argwöhnischen König auch über die geringsten Ereignisse beim Heere zu unterrichten. Uns scheint jedoch, als habe es sich mit der damals zwischen Schottland und London errichteten Courier-Post ebenso verhalten, wie mit der Angarie oder der Post der alten Perser, welche nichts Anderes als eine bloße Verwaltungseinrichtung war, vermittelst deren die Depeschen zwischen dem Hofe und einigen wenigen Orten befördert wurden. Man hatte nämlich in England zu dem gleichen Zwecke zwischen Edinburg und London von zwanzig zu zwanzig englischen Meilen Pferde aufgestellt, welche die Depeschen weiter brachten, so daß diese täglich hundert englische Meilen durchlaufen konnten.

2. Richard III.

Eduard's IV. Tod ward sogleich für seine Familie verderblich. Von seinen sieben Töchtern waren noch fünf, von seinen drei Söhnen noch zwei am Leben. Die Ersteren waren alle fünf schon in ihrer Kindheit mit fremden Prinzen verlobt worden, welche insgesammt sich von der Verbindlichkeit sie zu heirathen losmachten; die einzige von ihnen, welche später einen Fürsten zum Manne erhielt, Elisabeth, die Gemahlin des nachherigen Königs Heinrich VII. von England, war ihr ganzes Leben hindurch unglücklich. Von den zwei Söhnen war der ältere durch Eduard zum Prinzen von Wales, der jüngere zum Herzog von York ernannt worden; Beide fanden

nachher an ihrem Oheim Richard ihren Mörder. Eduard's Wittwe, Elisabeth, und ihre Angehörigen waren schon zu Lebzeiten des Königs in einer feindseligen Spannung mit dessen besten Freunden und Vertrauten, den Lords Hastings, Howard und Stanley, welche den Marquis Dorset, einen Sohn der Elisabeth aus ihrer ersten Ehe, und den Grafen Rivers, ihren Bruder, tödtlich haßten. Der König hatte, weil er die Folgen dieser Spaltung im Kabinet voraussah, die fünf genannten Männer kurz vor seinem Tode an sein Bett rufen lassen und dringend zur Eintracht ermahnt.

Als er gestorben war, wurde sein ältester Sohn, Eduard V., noch an demselben Tage zu Ludlow, wo er sich bei seinem Stiefbruder Lord Gray und dem Grafen Rivers befand, zum König ausgerufen. Eduard V. war damals kaum zwölf Jahre alt. Er wurde alsbald zur Krönung nach London geführt, aber nur mit einer geringen Begleitung von Bewaffneten, weil Lord Hastings zu verhindern wußte, daß man Truppen aufbot. Als Eduard auf dem Wege nach London in Stony Strafford angelangt war, erhielten seine Begleiter die Nachricht, daß sein Oheim Richard von Glocester mit sechshundert Mann auserlesener Truppen in Northampton eingetroffen sei, und daß der Herzog von Buckingham, der reichste und mächtigste Pair, eben dahin kommen werde. Der Letztere konnte allenfalls Ansprüche auf einen Antheil an der Regentschaft machen, weil er in gerader Linie von Thomas Woodstock, dem jüngsten Sohne des Königs Eduard III., abstammte; die Vormundschaft gebührte aber dem Herzog Richard von Glocester. Dieser war bei der Nachricht von Eduard's IV. Tode eilig aus dem Norden, wo er ein Heer zu einem neuen Kriege mit Schottland gerüstet hatte, nach London aufgebrochen. Rivers und Gray kehrten deshalb augenblicklich um, und begaben sich nach Northampton, wo sie fast zu gleicher Zeit mit dem Herzoge von Buckingham ankamen. Dieser und Richard, welche sich mit Hastings verständigt hatten, trennten den König von seinen Begleitern, und ließen Rivers und Gray, gerade als sie bei ihrer Rückkehr nach Stony Strafford in die Stadt einreiten wollten, verhaften (30. April). Dann verfügten sie sich in das Quartier des jungen Königs, nahmen auch die beiden Vertrauten desselben, Sir Thomas Vaughan und Sir Richard Hawes, in Verhaft, jagten alle seine übrigen Begleiter

und Diener fort, und verboten ihnen, sich jemals wieder sehen zu lassen. Als der König dies erfuhr, ahnte er, was ihm bereitet werde, und weinte. Richard tröstete ihn freundlich, führte ihn aber nicht nach London zur Krönung, sondern nach Northampton, und schickte die vier Verhafteten auf die Burg von Pontefract. Die Nachricht von dem, was vorgefallen war, kam noch am Abend desselben Tages (30. April) nach London, und die verwittwete Königin flüchtete sich hierauf sogleich mit ihrem zweiten Sohne, Richard, ihren fünf Töchtern und dem Marquis von Dorset in die Freistätte von Westminster. Die Bürger von London ergriffen die Waffen, ein Theil derselben schloß sich an die Königin in Westminster, ein anderer an Lord Hastings in der Stadt an. Am 4. Mai, demselben Tage, welchen Eduard's V. Freunde zur Krönung desselben bestimmt hatten, brachte Richard den jungen König als Gefangenen nach London. Hier durfte Eduard zwar im bischöflichen Palaste die Huldigung und den Eid der zufällig anwesenden Prälaten, Pairs und Parlaments-Mitglieder annehmen, wurde aber dennoch gemäß dem Beschlusse, welchen auf Buckingham's Vorschlag eine große, mehrere Tage hindurch gehaltene Rathsversammlung gefaßt hatte, in den Tower gebracht, welcher damals Palast und Gefängniß zugleich war. Die Verwaltung des Reiches erhielt Richard als Protector auf gesetzlichem Wege.

Alles, was damals gleich anfangs geschah, auch der Umstand, daß Richard den Erzbischof von York und Andere, welche nicht zu seiner Partei gehörten, von ihren hohen Stellen entfernte, deutete bereits auf eine drohende Revolution. Auch der von Richard angenommene große Titel (brother and uncle of kings, protectour and defensour, great chamberlayne, constable and lord high admiral of England) erweckte traurige Ahnungen. Lingard hat Alles versucht, um den Herzog von Gloceſter zu entschuldigen, und Henry läßt denselben nur durch den Drang der Umstände zu dem Punkte getrieben werden, zu welchem er bereits im Anfange des Juni kam; wir glauben jedoch schon in den Schritten und Ränken, durch welche der Herzog von Clarence zuerst dem König Eduard IV. verdächtig gemacht und dann aus dem Wege geräumt worden war, noch mehr aber in allen dem, was im April, Mai und Juni geschah, die teuflische Schlauheit und Dreistig-

keit eines geborenen Bösewichts zu erkennen. Es zeigt sich nämlich, daß Buckingham und Gloceſter ein und dasſelbe Ziel haben und auf gleichem Wege zu dieſem Ziele zu gelangen ſuchen, daß aber Haſtings, Howard und Stanley, durch ihren Haß gegen die Wydeviles und deren Anhang anfangs irre geleitet, gleich nach der Verhaftung ihrer Feinde einen anderen Weg einſchlagen und ein anderes Ziel verfolgen. Nachdem Haſtings am 30. April ſeinen Freunden hoch und theuer verſichert hatte, die beiden Herzöge meinten es mit dem Könige redlich, gab er ſchon in den Berathungen, welche der große Rath über die auf den 22. Juni angeſetzte Krönung hielt, zu erkennen, daß er gemerkt habe, wie viel für die Söhne ſeines Schützers und Freundes, Eduard's IV., zu fürchten ſei. Dort widerſetzten Haſtings und ſeine Freunde und Anhänger ſich den Vorſchlägen der beiden Herzöge mit ſo großem Erfolge, daß Richard endlich die Berathungen an zwei Orten halten ließ. Haſtings, Stanley, Howard und ihre Anhänger ſollten fortan im Tower berathſchlagen, die Freunde Richard's und Buckingham's dagegen in des Protectors Wohnung auf dem Crosby-Platze. Dies war dem Lord Stanley verdächtig; Haſtings beruhigte ihn aber, und Beide fanden ſich am dreizehnten Juni zu einer Verſammlung im Tower ein, bei welcher der Protector den Vorſitz führte. In dieſer Verſammlung fing Richard, ohne irgend einen Anlaß dazu zu haben, einen Zank mit Haſtings an, und ſchlug plötzlich mit geballter Fauſt auf den Tiſch, während zugleich eine Stimme an der Thür Verrath! rief. Augenblicklich ſtürzte hierauf eine Schaar von Bewaffneten, die im Nebenzimmer bereit gehalten war, herein, und wandte ſich gegen Haſtings und Stanley, auf welche es abgeſehen war. Der Erſtere entging dem Mordſtreiche eines der Bewaffneten dadurch, daß er unter den Tiſch ſchlüpfte, Beide wurden aber nebſt den Biſchöfen von York und Ely verhaftet. Den Lord Haſtings ließ hierauf Richard mit ſolcher Eile enthaupten, daß man bei ſeiner Hinrichtung ein zufällig im Hofe liegendes Stück Holz als Block anwenden mußte. Die Anderen wurden im Tower eingekerkert.

Am 15. Juni erſchien Ratcliff, einer der rohen und brutalen Dienſtleute Richard's, tapfer, geſchickt und zu Allem fähig, wie ſein Herr, mit Kriegsleuten in Pontefract, bemächtigte ſich der

dort festgehaltenen zwei Verwandten und zwei treuen Diener des jungen Königs, und ließ sie sogleich ohne Urtheil und Recht hinrichten. Nachher ward freilich diesen Männern ebenso, wie der unglücklichen Königin Elisabeth, allerlei Schuld gegeben; dergleichen anzuführen scheint uns aber nicht der Mühe werth. Vier Tage nach dem Morde in Pontefract erließ Richard ein Aufgebot an die nördlichen Grafschaften, aus welchem man ersieht, daß er den an der Nordgrenze wohnenden Engländern mehr traute, als den anderen. In diesem Manifeste heißt es, die sämmtlichen Einwohner jener Grafschaften sollten die Waffen ergreifen, der Graf von Northumberland aber und Lord Nevil sich an ihre Spitze stellen, um dem Protector gegen die hülflose Familie seines Bruders beizustehen. Die in dem Manifeste gebrauchten Ausdrücke sind der Art, daß man fast glauben sollte, es werde dem rohen Unrecht noch bitterer Spott zugesellt *). Richard hatte nicht nur selbst eine bedeutende und auserlesene, ihm ganz ergebene Militärmacht aus dem Norden von England herbeigezogen, sondern auch Buckingham hatte sich mit einem Heere an ihn angeschlossen; endlich erschien nach den Mordthaten in Pontefract auch noch Ratcliff mit fünftausend Mann, welche gräßlich aussahen und Straßenräubern glichen, in London, und diese dienten dem Protector, um die Bürger der Stadt in Schrecken zu halten.

Das ganze Verfahren Richard's bildet, sogar trocken dargestellt, einen grausenhaften Roman oder ein Schauder-erregendes Drama; seine Handlungen und die mit denselben zusammenhängenden Begebenheiten werden aber von den an die Rhetorik ihrer Schulen gewöhnten Verfassern der Geschichtsquellen, denen wir folgen müssen, so sehr durch einzelne Umstände und durch Reden ausgeschmückt und mit einer solchen Genauigkeit berichtet, daß die Erzählungen verdächtig erscheinen. Diese in alle Geschichtsbücher übergegangene Genauigkeit in Reden und Umständen erweckt um so mehr Mistrauen, da die Erzählung oft mit den officiellen Acten-

*) Sie sollten kommen, to assist, in subduing, correcting and punishing the queene, her blode and other her adherents, who entended to murder and destroy the protector and his cousyn, the duke of Buckingham, and the old royal blode of England.

stücken in Widerspruch steht. Wir überlassen es daher den Lesern, dasjenige, was wir das Dramatische nennen, bei Hume und anderen Schriftstellern nachzulesen, und erwähnen nur die Umstände, welche uns zugleich wesentlich und unbezweifelt scheinen. Richard und der Herzog von Buckingham, welche den Erzbischof von Canterbury und den Lordmayor von London ganz für sich gewonnen hatten, bereiteten seit dem 12. Juni das Volk auf die Verdrängung von Eduard's IV. Familie vor, und beide verruchte Frevler führten nachher ein Possenspiel auf, bei dem sich die Pairs, der Klerus und alle diejenigen, welche Würden und Ehren suchten, nicht aber die Bürger von London und das englische Volk, ebenso misbrauchen ließen, wie in unserem Jahrhundert sowohl der Klerus und Adel, als auch das Volk von Frankreich sich zu ähnlichen Komödien hergegeben haben. Richard hatte nicht verhindern können, daß Eduard V. als König ausgerufen werde; er ließ aber die Krönung desselben aufschieben, um Anstalten zu treffen, daß eine lächerliche Erdichtung von der Unächtheit der Geburt Eduard's und seines Bruders in das Publikum gebracht werde. Zunächst mußte er vor allen Dingen Eduard's Bruder, den Herzog von York, aus seiner Freistätte treiben und den Armen seiner Mutter entreißen. Hierzu bediente sich Richard des Erzbischofs von Canterbury. Dieser begab sich in das Asyl von Westminster, wo er, nach den oben erwähnten, bis ins Einzelnste gehenden Erzählungen der Quellenschriftsteller, die Königin Elisabeth auf dem Boden sitzend und von ihren fünf Töchtern umgeben fand, und sie durch seine Vorstellungen bewog, sich auch von ihrem jüngsten, erst neun Jahre alten Sohne zu trennen. Der Entschluß der unglücklichen Frau wird begreiflich, wenn man annimmt, daß der Erzbischof ihr sagte, die Rathsversammlung, von welcher er zu ihr gesendet worden sei, wolle von Asylen nichts wissen, der Herzog von Buckingham habe über den Misbrauch derselben getobt, und nur die Geistlichen hätten verhindert, daß man nicht sogleich Bewaffnete geschickt habe. Es erklärt sich daher leicht, daß Elisabeth lieber ihren Sohn ausliefern, als Anlaß zu einer neuen Brutalität geben wollte.

Zu gleicher Zeit erfand und verbreitete man die albernsten Geschichten, um glaublich zu machen, daß Eduard's IV. Ehe mit Elisabeth gleich anfangs nicht rechtlich gültig gewesen sei. Richard

bediente sich dazu der Schul-Sophisten eben so, wie sie jetzt zu Tausenden gebraucht werden, und sprach, als er sich des Thrones bemächtigte, in seiner Proclamation alles das aus, was dieselben in dieser Beziehung erdacht hatten. Uns wundert jedoch, daß gerade der Punkt, den man jetzt am ersten bei den Schriftstellern angeführt findet, und welcher dem Charakter Eduard's IV. entsprach, nur ganz zuletzt und im Vorbeigehen erwähnt wird. Wie nämlich Eduard Hunderte von Mädchen durch Eheversprechen getäuscht hatte, so sollte er vor seiner Vermählung mit Elisabeth auch die Wittwe des Lord Buttler durch eine wirkliche Trauung betrogen haben, was dann freilich jene Vermählung ungültig gemacht haben würde. Diese Behauptung beruhte übrigens auf dem Zeugnisse eines gewissen Stillington, welcher unter der vorigen Regierung lange gefangen gesessen und sich jetzt mit großem Eifer an Richard angeschlossen hatte. Sie ward noch mit einer anderen vermehrt, nach welcher man sogar Richard's eigene Mutter ihrer Ehre beraubte, um auch die Nachkommen des Herzogs von Clarence, einen Sohn und eine Tochter, welche als Kinder eines älteren Bruders Eduard's IV. einen näheren Anspruch auf die Krone hatten, als Richard, vom Throne ausschließen zu können. Man sprengte nämlich aus, sowohl Eduard IV. als Clarence seien die Früchte eines verbotenen Umganges ihrer Mutter gewesen. Die ganze scandalöse Geschichte mußte der Pfaffe Ralph Shaw, ein Bruder des Lordmayor, welcher mit Buckingham und Richard ein würdiges Kleeblatt bildete, in eine Predigt bringen und am 22. Juni in der Kirche von St. Pauls-Kreuz vortragen. Dieser Shaw war Doctor der Theologie, und muß nach der Predigt, welche er über die Tugenden des Herzogs von Glocester und über die Unächtheit der anderen Thronerben hielt, eine Stirn gehabt haben, deren sich kein Diplomat zu schämen brauchte. Das nicht sophistisirte Volk, welches ihm zuhörte, fand jedoch die Sache zu stark, und ließ sich nicht, wie man erwartet hatte, durch die auf einen Knall-Effect berechneten Schlußworte hinreißen. Diese Worte waren: „Aber hier, im Herzoge von Glocester haben wir das wahre Bild jenes Helden (des Herzogs Richard von York, des Vaters von Eduard IV.); hier zeigt jeder Zug das Bild des väterlichen Gesichtes.“ In demselben Augenblicke, in welchem diese Worte ge-

sprochen wurden, erschien verabredeter Maßen Richard, welcher während der Predigt nicht sichtbar gewesen war, auf dem neben der Kanzel befindlichen Balcon, und man erwartete, daß jetzt das Volk rufen würde: Lange lebe König Richard! Allein dieser Ruf erfolgte nicht, sondern ein allgemeines Schweigen setzte einerseits den Protector in Verlegenheit und Zorn, und beschämte andererseits den Pfaffen so sehr, daß derselbe nachher nie mehr öffentlich aufgetreten sein soll.

Was dem Doctor Shaw durch geistliche Mittel nicht gelungen war, suchte zwei Tage darauf der Herzog von Buckingham durch weltliche zu erreichen. Er berief die Bürgerschaft in den großen Gemeindesaal (Guildhall), und hielt eine Anrede an sie. Diese eröffnete er mit einem heftigen Tadel Eduard's IV. und seiner Regierung. Dann erinnerte er die Versammlung an das, was sie zwei Tage vorher über die unächte Geburt des Königs Eduard IV. und des Herzogs von Clarence, sowie über die Ungültigkeit der Ehe des Ersteren in der Kirche gehört hätten. Hierauf lobte und pries er Richard, betheuerte, daß dieser der einzige ächte Sprößling des tapferen Richard von York sei, und schloß mit der Versicherung, die Bewohner der nördlichen Grafschaften würden niemals zugeben, daß ein Anderer als Richard ihr König werde. Die Bürger brachen eben so wenig bei dieser Rede, als vorher bei der Predigt des Doctor Shaw, in den erwarteten Ausruf aus; diesmal war aber für das, was wir jetzt eine Claque nennen, gesorgt worden. Als nämlich beim allgemeinen Schweigen Buckingham eine bestimmte Antwort forderte, ob die Bürger Richard zum Könige haben wollten oder nicht, warfen einige am Ende des Saales aufgestellte Leute ihre Mützen in die Höhe und riefen: König Richard! Buckingham dankte hierauf der Versammlung, und bat sie, ihn am folgenden Tage nach der Baynards-Burg, in welcher Richard seine Wohnung genommen hatte, zu begleiten, um denselben zu bitten, daß er die Krone annehme. Die Komödie ward dann am folgenden Morgen fortgespielt. Buckingham überreichte im Namen des Volkes dem Protector eine Schrift, in welcher derselbe gebeten ward, die Krone anzunehmen, der Protector weigerte sich einige Zeit hindurch standhaft, Buckingham drohte, daß man sich anders helfen müsse, und nun fügte sich Richard. Daß

dergleichen Scenen niemanden täuschen, weiß leider in unseren Tagen jedermann; sie geben nur schändlichen Thaten durch gleißnerische Formeln einen Schein von Recht.

Schon am folgenden Tage nahm der Protector als Richard III. feierlich Besitz vom Königthum. Krönen ließ er sich und seine Gemahlin Anna, die Tochter des bei Barnet gefallenen Grafen von Warwick, erst am 6. Juli. Gleich nachher schenkte er den Bischöfen von York und von Ely, welche ihm jetzt nicht mehr schaden konnten, die Freiheit wieder, und belohnte zwei Günstlinge Eduard's IV, welche die Kinder ihres Wohlthäters verriethen; jeder rechtlich Gesinnte pries aber im Stillen einen dritten Günstling jenes Königs, welcher lieber sein Leben geopfert hatte, als daß er einem Bösewicht diente. Dieser Dritte war Lord Hastings. Richard hatte ihn nämlich nur darum so plötzlich und so grausam morden lassen, weil er einsah, daß dieser Mann nicht so leicht zu erkaufen sein werde, als seine beiden Freunde Howard und Stanley. Howard, der sich, als Richard in Westminster Besitz von der Krone nahm, dazu hergegeben hatte, zur Rechten desselben zu stehen, während der Herzog von Suffolk zur Linken stand, ward Graf Marschall und Herzog von Norfolk; Stanley wurde, obgleich er die Gräfin Richmond zur Gemahlin hatte und vielleicht gerade aus dieser Ursache, zum Oberhofmeister (steward of the household) ernannt.

Gleich nach der Krönung machte Richard eine Rundreise in England, ließ sich in York noch einmal krönen, und übte während seines Aufenthaltes in Gloceſter neue Frevelthaten. Es wurden nämlich an verschiedenen Theilen des Reiches Vorbereitungen zu einer Empörung getroffen, und Richard urtheilte mit Recht, daß man entweder seines Bruders Wittwe und ihre Töchter, welche noch in der kirchlichen Freistätte von Westminster waren, oder die beiden Prinzen, welche seit Richard's Krönung im Tower mit ganz ungewöhnlicher Strenge gefangen gehalten wurden, gegen ihn gebrauchen werde. Er schickte daher eines Theils den John Norfield mit einer Anzahl Bewaffneter ab, damit derselbe jene Freistätte einschließe und ohne besondere Erlaubniß niemand aus- und einlasse, und gab anderen Theils den Befehl, beide Söhne Eduard's IV. aus dem Wege zu räumen. An welchem Tage und

auf welche Weise die Ermordung der unglücklichen Prinzen vollbracht wurde, ist noch immer ein Geheimniß. Die ausführliche Erzählung More's, welcher einige Jahrzehnte später schrieb und den Aussagen der Mörder selbst zu folgen versichert, ist zwar von Henry und Andern verworfen worden; da sie aber von allen Schriftstellern aufgenommen worden ist und von Lingard in einer ausführlichen Abhandlung zum fünften Band seiner englischen Geschichte vertheidigt wird, so theilen wir sie hier mit. Zuerst ward auf Richard's Geheiß der Commandant des Tower, Brakenbury, mittelbar ersucht, seinem Herrn den Gefallen zu thun, die Prinzen wegzuräumen; Brakenbury's edle und entschlossene Antwort bewies aber dem Hofe, daß mit diesem ritterlichen Manne nichts anzufangen sei. Richard schickte daher von Warwick aus seinen Oberbefehlshaber der Reiterei (master of the horse), Sir James Tyrrel, welcher unter Eduard IV. als Vice-Constable schon Hunderte von Menschen hatte hinrichten lassen, nach London, um den Mord zu leiten. Dieser brachte eine Weisung mit, nach welcher Brakenbury ihm den Oberbefehl im Tower auf vierundzwanzig Stunden überlassen mußte. In der Nacht begab sich Tyrrel mit einem seiner Diener, Dighton, und mit einem gewissen Forrest, der als Mörder bekannt war, nach dem Zimmer der Prinzen, und schickte beide Männer in dasselbe, während er selbst außen blieb, um Wache zu halten. Forrest und Dighton erstickten die beiden Prinzen unter ihren Decken und riefen dann Tyrrel herein, damit er sähe, daß die von ihnen Getödteten der Prinz von Wales und der Herzog von York seien, und begruben die Leichen derselben unten an der Treppe. Am folgenden Tage übergab Tyrrel die Schlüssel des Tower wieder an Brakenbury, und eilte so schnell zum Könige zurück, daß er bei demselben noch eher eintraf, als Richard sich in York zum zweiten Male hatte krönen lassen. Der Tod der Prinzen würde geheim geblieben sein, wenn nicht der Herzog von Buckingham, ein noch größerer Verbrecher als Richard, von diesem abgefallen wäre, und die durch ihn erregten ernsten Unruhen den König bewogen hätten, den Tod seiner beiden Neffen bekannt werden zu lassen. Buckingham's erste Absicht war gewesen, sich der Prinzen, welche als Schwestersöhne seiner Gemahlin ihm nahe verwandt waren, gegen Richard anzunehmen. Die Ermordung

der Prinzen vereitelte dies; dagegen verschaffte sie den Ansprüchen des Grafen Heinrich Tudor von Richmond (des nachherigen Königs Heinrich VII.) an die Krone zum ersten Male eine für die regierende Familie gefährliche Bedeutung.

Heinrich Tudor's Großvater, Owen Tudor (s. S. 324), ein mächtiger Herr in Wales, hatte des Königs Heinrich V. Wittwe, die Tochter Karl's VI von Frankreich, geheirathet und dadurch seiner Familie eine Bedeutung gegeben; sein Vater aber, Edmund, Graf von Richmond, war mit der Tochter des Herzogs Johann von Somerset, Margaretha Beaufort, vermählt gewesen, von welcher man sagte, aber nie bewies, daß sie nach dem Aussterben der männlichen Linie des Hauses Lancaster die Ansprüche, welche dieses Haus an den Thron hatte, an ihren Sohn gebracht habe. Dieselben Ansprüche wurden sonderbar genug oft auch darauf gegründet, daß Graf Heinrich von Richmond durch weibliche Abkunft von Mortimer, dem erklärten, nachher aber ausgeschlossenen Erben Eduard's III., herstamme. Alle diese Ansprüche des Walisers und seiner Voreltern scheinen uns zwar ziemlich weit hergeholt zu sein; in England nahm man aber die Sache anders. Indessen würde man vielleicht statt Heinrich Tudor's den Grafen von Warwick, einen Sohn des Herzogs von Clarence, zum Nebenbuhler Richard's III. gewählt haben, wenn dieser nicht noch ein Kind gewesen wäre.

Heinrich Tudor, Graf von Richmond, dessen man sich also in Ermangelung eines anderen Prätendenten gegen Richard bediente, war 1474 aus dem Treffen bei Tewksbury (s. S. 352) glücklich entkommen und, als er über das Meer entfliehen wollte, durch einen Sturm nach der Bretagne verschlagen worden. Hier hatte man ihn festgehalten, und Eduard IV., welcher dies erfuhr, hatte sich alle Mühe gegeben, den Herzog der Bretagne, Franz II., zur Auslieferung des Flüchtlings zu bewegen. Diese hätte man auch erwarten sollen, weil Eduard ebenso mit Franz wie mit dem Herzoge von Burgund in enger Verbindung stand, und eigentlich die einzige Stütze des Herzogs Franz gegen König Ludwig XI. war, welcher auf dessen Verderben sann; allein Franz war ein edler Charakter, und wollte das Recht der Gastfreundschaft nicht verletzen. Er versprach nur, den Grafen von Richmond und seine Freunde so genau beobachten zu lassen, daß sie von der Bretagne

aus keine Bewegungen in England erregen könnten. Dabei beruhigte sich Eduard einige Jahre hindurch. Nachher nahm er, um des Grafen habhaft zu werden, seine Zuflucht zur Hinterlist. Er schrieb dem Herzog Franz, er wünsche die Streitigkeit der Häuser Lancaster und York dadurch zu beendigen, daß er den Grafen von Richmond, auf welchen durch seine Mutter alle Rechte des Hauses Lancaster übergegangen seien, mit seiner ältesten Tochter vermähle. Die Gesandten Eduard's unterstützen dieses abgeschmackte Vorgeben so geschickt und drangen so sehr in den Herzog Franz, daß derselbe ihnen endlich erlaubte, den Grafen, nicht als Gefangenen, sondern als des Königs erklärten Eidam, mitzunehmen. Heinrich wäre verloren gewesen, wenn nicht im Augenblicke seiner Abreise der bretagnische Admiral, Johann von Quelenec, sich seiner angenommen hätte. Die Einkleidung der Geschichte seiner Rettung und die sogleich anzuführenden Worte mögen vielleicht dem Erzähler angehören; aber der Inhalt ist wahr, und wir behalten deshalb die Worte bei. Der Admiral, heißt es, stand blaß, bekümmert und niedergeschlagen da. Herzog Franz fragte ihn also: „Was habt ihr? und woher kommt euch die Bläße?" — „Die Bläße, antwortete jener, ist ein sicherer Vorbote des Todes; denn warum hat er nicht mein Leben geendet, ehe ich Zeuge einer Handlung geworden bin, welche Ihnen alle Ehre rauben wird? Gnädiger Herr, Sie haben sich den Ruf eines Mannes von Ehre erworben; warum haben Sie so wenig Sorge getragen, diesen zu erhalten? Wie konnten Sie, nachdem Sie Ihr Wort gegeben hatten, einwilligen, daß ein Mann, der sich in Ihren Schutz geflüchtet hatte, seinen Henkern und dem Tode hingegeben wird?" — „Herr Admiral, sprach hierauf der Herzog, so dürfen Sie nicht reden. Es ist nichts für den Grafen von Richmond zu fürchten; Eduard hat ihn von mir nur gefordert, um ihn zu seinem Schwiegersohn zu machen." — „Rechnen Sie darauf, erwiderte der Admiral, daß der Graf von Richmond, sobald er den Fuß aus Ihrem Lande setzt, ein verlorener Mann ist." Dem Herzoge gingen plötzlich die Augen auf, und er befahl seinem Minister, Peter Landois, nach St. Malo zu eilen, wo der Graf nur durch eine Krankheit abgehalten worden war, sich mit den englischen Abgeordneten einzuschiffen. Landois, ein ebensosehr wegen seiner Ränke, als wegen des übergroßen Ver-

trauens, welches der Herzog einem Menschen vom niedrigsten Stande und von niedriger Gesinnung schenkte, bekannter Mann, gab den Engländern, von denen der Graf schon förmlich bewacht wurde, eine Reihe von Festen und bewirthete sie täglich, während er dem Kranken insgeheim sagen ließ, er möge sich ihren Händen entziehen. Der Graf flüchtete sich hierauf in die Kirche von St. Malo, und Landois betheuerte, sein Herr dürfe und könne das Heiligthum nicht verletzen und werde daher den Grafen nicht, wie die Engländer verlangten, aus der Kirche holen lassen; doch werde er dafür sorgen, daß Heinrich nichts gegen England unternehme. Nach Eduard's Tode, erzählen die Geschichten von Betragne weiter, faßte Landois die Hoffnung, durch Benutzung der Unruhen in England seinen Schützling auf den englischen Thron zu bringen und durch die Vermählung desselben mit der Erbtochter seines Herrn, Anna, seine eigene unbeschränkte Herrschaft in der Bretagne zu erhalten und zu sichern. Der stolze Adel von Bretagne war nämlich höchst erbittert über die Gewalt, welche Landois über den Herzog und im Lande ausübte, weil dieser Adel, welcher mächtiger und auf seinen Vorrang eifersüchtiger war, als der des ganzen übrigen Frankreich, sich von Landois, dem Sohne eines Schneiders aus einer Vorstadt von Vitré, beherrschen lassen mußte. Landois war also dem Flüchtlinge nicht nur behülflich, mit den Unzufriedenen in England durch die bretagnischen Gesandten zu unterhandeln, welche unter dem Vorwande, eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit England zu betreiben, hinüber geschickt wurden, sondern er unterstützte auch die Rüstungen des Grafen von Richmond, obgleich Heinrich's Partei in England, wie wir unten sehen werden, eine ganz andere Vermählung desselben im Sinne hatte, als Landois.

Die Engländer waren nämlich über Richard's Thronbesteigung und über die Niederträchtigkeit ihres Parlaments im Stillen erbittert, verhielten sich aber ganz ruhig, bis Richard seine Rundreise angetreten hatte. Kaum war dieser jedoch im Norden, wo er mehr Freunde hatte, als im Süden, angekommen, als in einigen Grafschaften sich heftige Bewegungen zeigten. In Kent, Esser, Sussex, Berkshire, Hampshire, Wilts und Dorsetshire wurden verdächtige Zusammenkünfte (meetings) gehalten, man faßte auf

denselben den Beschluß, sich zu rüsten, und Morton, Bischof von Ely, der verschlagenste Mann in England, zog den Herzog von Buckingham in die Verschwörung. Diesem hatte Richard, als er nach seiner Krönung den Erzbischof von York und den Bischof von Ely aus ihrer Gefangenschaft befreite, die Aufsicht über den Letzteren übertragen, und Buckingham, welcher damals schon mit Richard zerfallen war, wurde jetzt wahrscheinlich durch den Bischof von Ely zu der Überzeugung gebracht, daß zwei so frevelhafte Verbrecher, wie er und Richard waren, unmöglich lange Freunde bleiben könnten. Es werden zwar verschiedene einzelne Dinge als Ursachen der Unzufriedenheit Buckingham's mit Richard angeführt; diese alle erscheinen aber bei näherer Betrachtung unhaltbar. Der beabsichtigte Aufstand sollte zu Gunsten der gefangenen Prinzen gemacht werden; als jedoch im August die Nachricht von der Ermordung derselben, wahrscheinlich absichtlich, verbreitet wurde, beschloß man, den Grafen von Richmond als Prätendenten gegen Richard aufzustellen, womit auch die Königin, der Marquis von Dorset und Andere übereinstimmten. Dieser Graf sollte übrigens, damit endlich eine vollständige Aussöhnung der Häuser York und Lancaster zu Stande komme, als ein Sprößling von Lancaster mit der ältesten Tochter Eduard's IV. vermählt werden. Man schickte also Gesandte an Heinrich von Richmond, und verabredete Alles mit ihm.

Der Aufstand sollte am 18. Oktober 1483 überall ausbrechen, und Heinrich erhielt von Landois fünftausend Mann und die nöthigen Schiffe zu einer Landung in England. Das Glück war jedoch dem Unternehmen der Verschworenen nicht günstig. Richard hatte seine Maßregeln so gut genommen und seine Spione so gut bezahlt, daß er gleich anfangs von Allem unterrichtet wurde. Er begab sich zu seinem Heere in Leicester, und traf dort zu derselben Zeit ein, als Heinrich durch den Marquis von Dorset in Exeter zum König ausgerufen und in drei Grafschaften als solcher anerkannt wurde. Der Herzog von Buckingham zog, nachdem er auf seiner Feste Brecknock in Wales sich ebenfalls für Heinrich erklärt hatte, nach der Severn hin, fand aber alle Brücken dieses Flusses durch eine Überschwemmung zerstört und die Gegend weit und breit unter Wasser gesetzt, und als er sich darauf nach der anderen Seite wenden wollte, ward er zuerst von seinen Walisern und

dann auch von den anderen um ihn vereinigten Truppen verlassen. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, wurde aber von seinen eigenen Leuten verrathen und dann auf Richard's Befehl enthauptet. Die Truppen des Bischofs von Ely gingen ebenfalls auseinander; dieser selbst entkam jedoch glücklich nach Flandern. Auch die anderen Schaaren der Insurgenten zerstreuten sich, und noch ehe Richard in Devonshire einrückte, waren der Marquis von Dorset und der Bischof von Exeter nach der Bretagne entflohen. Der Graf von Richmond kam nicht einmal ans Land. Er war, nachdem er sich eingeschifft hatte, durch widrige Winde lange an der französischen Küste zurückgehalten worden, und als er endlich blos mit seinem eigenen Schiffe die Küste von Devonshire erreichte, fand er nicht rathsam, an das Land zu gehen.

Richard nahm an den Großen, deren er habhaft werden konnte, eine furchtbare Rache, wie man schon daraus sieht, daß er den Herzog von Buckingham gar nicht sehen wollte, und seinen eigenen Schwager, St. Leger, in Exeter enthaupten ließ. Das Parlament, welches er bei der Rückkehr von seinem blutigen Zuge in London versammelte, kam allen seinen Wünschen zuvor. Es erklärte, er sei der einzige rechtmäßige König von England, sowohl nach dem Rechte des Blutes und der Erbfolge, als durch gesetzmäßige Wahl, Weihe und Krönung. Es verurtheilte außerdem durch eine bloße gesetzliche Bestimmung (bill of attainder) eine Menge Leute als Hochverräther, und noch nie war die unselige Sitte, Menschen vermittelst eines Gesetzes des Hochverraths schuldig zu erklären und ohne Weiteres zu bestrafen, so sehr misbraucht worden, als damals geschah. Ein Herzog, ein Marquis, drei Grafen, drei Bischöfe, eine große Zahl von Baronen, Rittern und Edelleuten wurden ihrer Rechte, Güter und Ehren durch ein sie verurtheilendes Gesetz beraubt. Nur Stanley, dessen Gemahlin, die verwittwete Gräfin von Richmond, ebenfalls des Hochverraths schuldig erklärt worden war, durfte die Güter derselben, so lange er lebte, behalten. Auffallend ist es, daß ein Mann wie Richard, welchem nichts heilig war, und der weder Gott noch Menschen, weder Gesetz noch Sittenlehre, noch auch die öffentliche Meinung scheute, nicht wagte, die verwittwete Königin auf die nämliche Weise aus ihrer Freistätte herauszureißen, wie er den Herzog von

York aus derselben geholt hatte, obgleich er wußte, daß des Grafen von Richmond sehr zweifelhaftes und schwaches Recht an die Krone durch dessen Verheirathung mit der ältesten Tochter der Königin erst recht begründet werden solle. Er schloß, um die Königin zu bewegen, daß sie mit ihren Töchtern an seinen Hof komme, im März 1484 förmlich und feierlich einen Vertrag mit ihr.

Um den Grafen von Richmond unschädlich zu machen, hatte Richard längst mit dem Schneidersſohn in der Bretagne eine Verbindung angeknüpft. Als nämlich alle die vielen englischen Emigranten, unter welchen die angesehensten Herren waren, kurz vor Weihnachten 1483 in der Kirche von Rennes eine Versammlung gehalten und dem Grafen Heinrich unter der Bedingung, daß er die älteste Tochter Eduard's IV. heirathe, Treue und Gehorsam geschworen hatten, bot Richard Alles auf, um sich Heinrich's zu entledigen. Die Umstände schienen ihm dies zu erleichtern; denn der Herzog von Bretagne und sein Liebling, Peter Landois, hofften Vortheile von ihm zu erlangen, welche Heinrich, auch wenn er sich des Reiches bemächtigte, ihnen nicht gewähren konnte. Der Herzog ließ sich durch die Aussicht locken, daß Richard ihm die Grafschaft Richmond in England, welche seinen Vorfahren gehört hatte, wieder geben werde, und Landois erhielt das Versprechen, daß Richard tausend Bogenschützen nach der Bretagne schicken wolle, um ihn und den alten, schwachen Herzog gegen den brutalen Adel zu beschützen. Landois hatte jedoch bald die tausend Bogenschützen nicht mehr nöthig, weil der bretagnische Adel zu früh einen Versuch machte, den Palast des Herzogs zu stürmen und den verhaßten Landois von dessen Seite zu reißen. Richard schloß daher eine andere Übereinkunft, um den Herzog zu bewegen, daß er Heinrich seinem Schicksale überlasse. Er versprach, dem Herzoge die Grafschaft Richmond zu geben, an Landois aber die eingezogenen Güter aller der zahlreichen englischen Flüchtlinge, die sich in der Bretagne befänden, zu überlassen und ihm treue Leute zu schicken, mit denen er sich des unruhigen Adels erwehren könne; dagegen sollte der Letztere den Grafen Richmond und die anderen Flüchtlinge plötzlich aufheben lassen. Richard würde seine Absicht vollständig erreicht haben, wenn nicht Morton, der Bischof von Ely, der es in Bezug auf Schlauheit und Spioniren mit jeder-

mann aufnehmen konnte, die Sache in Flandern erfahren und eilig eine Botschaft an Heinrich geschickt hätte. Dieser war in einer sehr bedenklichen Lage; denn er sollte nebst den anderen Flüchtlingen schon in vier Tagen ergriffen werden, und ward bereits aufs genaueste beobachtet. Er mußte also, um entfliehen zu können, seine Hüter täuschen. Er schickte zu diesem Zwecke Pembroke und andere Herren unter dem Vorwande, den Herzog zu besuchen, nach Nantes, gab ihnen jedoch die Weisung, nicht in diese Stadt zu gehen, sondern über die französische Grenze zu eilen, und ritt dann selbst, von Wenigen begleitet, Tag und Nacht durch Wald und Sumpf, um nach Anjou zu entkommen. Sein Fluchtversuch gelang, obgleich man Leute zu seiner Verfolgung ausgeschickt hatte und nur eine einzige Stunde fehlte, daß diese ihn erreicht hätten. Der Herzog, welcher von seines Ministers Schlechtigkeit nichts wußte, ließ die dreihundert zurückgebliebenen Engländer ungekränkt. Diese folgten aber bald dem Grafen Heinrich nach. Sie wurden in Frankreich, wo Ludwig's XI. Tochter, die Herzogin von Bourbon oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, die Dame de Beaujeu, für ihren jüngeren Bruder, Karl VIII, die Regierung führte, freundlich aufgenommen.

Richard hatte früher den Plan gehabt, seinen Sohn mit Elisabeth, der ältesten Tochter der verwittweten Königin, zu vermählen; dies wurde aber durch den unerwarteten Tod des Prinzen vereitelt. Er mußte also auf etwas Anderes denken; denn die zahlreichen Flüchtlinge hatten viele Verbindungen in England, sowie Unterstützung im Auslande, und Richard traute sogar dem Lord Stanley nicht mehr, sondern behielt, sobald dieser sich entfernte, dessen Sohn als Geißel zurück. Endlich verfiel er, obgleich seine Gemahlin noch lebte, auf den Gedanken, sich selbst mit jener Prinzessin zu vermählen, wodurch er sich nicht nur auf dem Throne befestigte, sondern zugleich auch dem Grafen von Richmond die Gelegenheit raubte, sich durch Verheirathung mit der Prinzessin ein Recht an die Krone zu verschaffen. Die Prinzessin Elisabeth war nämlich, seitdem ihre Brüder nicht mehr lebten, im unbestreitbaren Besitze dieses Rechtes, während dagegen Heinrich's Anspruch noch aus anderen Gründen, als den oben angeführten, unhaltbar war. Wenn man auch nicht fragt, wie es kam, daß Richard's Gemahlin

gerade in dem Augenblick erkrankte und starb, als seine Politik forderte, daß er seine Nichte heirathe: so war doch nach dem Vorgefallenen schon das Anbieten seiner Hand schauderhaft. Noch schauderhafter ist es aber, ja es ist, wie diese Geschichte überhaupt, ganz im Geiste der Pelopiden, daß sowohl die Tochter als auch die Mutter nicht übel Lust hatten, diese Verbindung einzugehen. Die Prinzessin war außer sich vor Freuden, und bediente sich des Herzogs von Norfolk (Howard), eines ehemaligen Ministers ihres Vaters, um dem Könige ein Schreiben in die Hände zu spielen, in welchem sie ihn für ihren Abgott erklärte (the king was, sagte sie, her joy and maker in this world, and that she was his in heart and thought). Ja, sie spricht in diesem Briefe sogar ihre Betrübniß darüber aus, daß Richard's Gemahlin gar nicht sterben wolle, und äußert die Besorgniß, dieselbe würde niemals sterben (that she would never die). Da ihr ferner, wie aus demselben Briefe hervorgeht, von dem Könige, der sie schon vorher neben seiner Gemahlin königlich hatte erscheinen lassen, versprochen worden war, daß seine Gemahlin im Februar sterben werde, so schämte sie sich nicht zu schreiben: der größte Theil des Februar sei schon vorüber und die Königin immer noch nicht todt, das sei höchst befremdend. Die Mutter war über die ihr eröffnete Aussicht nicht weniger entzückt, als die Tochter. Auch ihr Sohn erster Ehe, der Marquis von Dorset, welcher beim Grafen von Richmond in Paris war, zeigte sich bei der Meldung von dem, was Alles Richard für ihn zu thun versprochen habe, sogleich bereit, nach England zurückzukehren; er wurde aber, ehe er sich eingeschifft hatte, von den ihm nacheilenden Emigranten eingeholt und nach Paris zurückgebracht. Im März 1485 starb Richard's Gemahlin, und Alles war zur Vollziehung der Heirath fertig, als Richard im April auf einmal seinen Entschluß bereute und die beiden Frauen sich bitter getäuscht sahen. Man sagt, zwei Vertraute Richard's hätten ihn durch Zureden von dem Entschlusse abgebracht; wir glauben aber aus der öffentlichen Erklärung, welche er an die Bürger von London erließ, so wie aus einer anderen an seine Getreuen in York schließen zu dürfen, daß schon die bloße Nachricht von dem neuen unerhörten Scandal großen Lärm unter seinen besten Freunden erregte, und daß ein so schlauer Mann wie Richard einsah, er werde sich durch

jene Heirath mehr schaden als nützen. Vielleicht dachte er auch, und nicht mit Unrecht, daß ein Mädchen, welches ihm, dem ungestalteten Manne und blutigen Mörder, solche Briefe zu schreiben vermöge und ihm aussprechen könne, daß seine kranke Gemahlin ihr zu lange lebe, auch im Stande sein werde, ihm einmal Nachts die Kehle abzuschneiden. In der Mitte des Monats April war von der gräßlichen Heirath keine Rede mehr.

Richard befand sich damals sehr im Gedränge, und wenn wir auch den Übertreibungen und der declamatorischen Darstellung eines More, welcher unter Heinrich VII. schrieb, kein unbedingtes Vertrauen schenken, so glauben wir doch gern, daß der König weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe hatte. Die Regentin von Frankreich beschützte im Namen ihres Bruders, Karl VIII., ganz öffentlich den Grafen von Richmond und seine Freunde. Die Zahl der englischen Emigranten war auf mehrere hundert gestiegen. Sogar der Commandant der kleinen, den Engländern gehörenden Festung Ham war zu ihnen übergegangen, und hatte den alten Grafen von Oxford, welcher in Verbindung mit Warwick bei Barnet gestritten hatte und zu Ham gefangen gehalten wurde, nach Paris gebracht. In England selbst warteten die Unzufriedenen aller Grafschaften nur auf das Signal des Aufstandes, um loszubrechen. Endlich waren auch die Hülfsmittel, durch welche Richard bis dahin sich Freunde und Anhänger gekauft hatte, ganz erschöpft. Dies scheint unglaublich, wird aber begreiflich, wenn man bedenkt, mit welchem Preis einerseits überall die Barone und Ritter bezahlt werden mußten, wenn sie ihre Leute fortdauernd auf dem Kriegsfuße halten sollten, und welche Reichthümer andererseits dazu gehörten, um Söldner oder Miethtruppen zu ernähren. Alle Schriftsteller bezeugen, daß Richard im Jahre 1485 die Schätze Eduard's ganz ausgegeben hatte, daß die ungeheueren Summen, welche die zahlreichen Gütereinziehungen ihm eingetragen hatten, erschöpft waren, und daß er dreimal einen Zehnten von der Geistlichkeit erpreßte, ohne darum in seinen Finanzen besser zu stehen. Eine freie Gabe (benevolence), welche das Parlament ihm gewährte, wollte er nicht so benannt wissen, weil schon der Namen alle Menschen schreckte; das Volk gab ihr daher höhnend den Namen einer unfreien (malevolence). Schon

im Mai fühlte Richard, der von Allem, was in Frankreich vorging, genau unterrichtet war, große Besorgnisse wegen der Anstalten, welche Heinrich in der Normandie zu einer Landung traf. Heinrich wurde von der Regentin des französischen Reiches mit Geld und mit Truppen unterstützt, nicht nur weil er versprochen hatte, statt des Waffenstillstandes endlich einen Frieden mit Frankreich zu schließen und die Ansprüche an die Normandie und an andere französische Besitzungen ganz aufzugeben, sondern namentlich auch deshalb, weil sein Unternehmen eine Gelegenheit darbot, sich der Räuber, Abenteurer, irrenden Ritter und Söldner, welche ganz Frankreich, besonders aber die Normandie, unsicher machten, zu entledigen. Man sprach aus dem letzteren Grunde eine Amnestie für alle diejenigen aus, die sich zu Heinrich gesellen würden, und dieser hatte bald fünfzehnhundert verzweifelte und jeder Gefahr trotzende, aber auch zuchtlose und der Kriegsordnung ungewohnte Leute bei einander, mit welchen seine fünfhundert Engländer sich vereinigten. Übrigens erließ Richard schon im Juni, noch ehe Heinrich sich einschiffte, ein wüthendes und schimpfendes Manifest gegen die in Frankreich befindlichen Engländer. (Er sagt in demselben unter Andern: That they had betaken themselves to the kings ancient enemy, Charles, calling himself king of France, and chosen for their captain one Henry Tudor, descended of bastard blood both by the father's and the mother's side, and who therefore could never have any claim to the crown of England but by conquest, — that the said Henry Tudor, in order that he might atchieve his false intent by the aid of the kings ancient enemy of France, had convenanted with him to give up in perpetuity all the right, which the king of England had to the crown of France, to Normandy, Anjou, Maine, Guienne, Calais and the marches etc.)

Heinrich mußte, als er seine Paar tausend Mann in Rouen vereinigt hatte, seinen Plan so schnell als möglich auszuführen suchen; denn er konnte, nur wenn er auf englischem Boden war, seine Leute unterhalten, und hatte mit einem tapferen, fähigen und thätigen Gegner zu thun, dessen sich sogar Eduard IV. in den letzten Jahren seines Lebens bei jeder Gelegenheit bedient hatte. Auch zeigte Richard damals große Thätigkeit. Er hatte, sobald

ihm der Abfall des Commandanten von Ham und die Flucht des Grafen von Oxford kund geworden war, diese Festung durch den Statthalter von Calais wieder einnehmen lassen, und war mit seinem Heere nach Nottingham gezogen, um von dort aus schnell gegen die gelandeten Anhänger Heinrich's marschiren zu können. Heinrich war diesmal glücklicher als vorher, er lief am 1. August 1485 von Harfleur aus, und landete schon am 7. im Hafen Milford in Wales, wo er weder Hinderung noch Zulauf fand; denn selbst als er bis Shrewsbury gelangt war, hatte er nur viertausend Mann um sich. Trotz aller Anstalten, welche Richard getroffen hatte, und trotz der neuen Schöpfung der Eilpost dauerte es doch sieben Tage, bis der König Nachricht von seines Gegners Landung erhielt; dann entbot er aber unter strenger Strafandrohung alle Vasallen und die Milizen aller Grafschaften nach Leicester. Es sammelte sich dort ein sehr zahlreiches Heer um ihn; nichtsdestoweniger suchte ihn Heinrich mit großer Eile und Dreistigkeit auf. Er würde, obgleich sein Heer endlich von den Vasallen der Talbots verstärkt worden war, dies schwerlich gewagt haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß nur wenige Engländer geneigt waren, für Richard zu streiten. Schloß sich ja doch sogar Stanley's Sohn, Lord Strange, welchen sein Vater bei Richard als Geißel hatte zurücklassen müssen, sowie dessen Oheim, William Stanley, und Sir John Savage und zuletzt auch Lord Stanley selbst an Heinrich an! Diese Männer blieben übrigens, nach einer mit Heinrich gemachten Übereinkunft, bis zum Augenblicke der Entscheidung neutral, damit nicht Lord Strange auf Richard's Befehl getödtet werde. Erst in der Nacht vor dem 22. August, als Richard sich eine Viertelstunde von Bosworth gelagert hatte und Heinrich von Tamworth nach Atherstone marschirt war, stieß die bedeutende Macht der sämmtlichen Stanleys und ihrer Verbündeten zum Heere des Grafen von Richmond. Ihr Übertritt war es besonders, was dem König Richard in der an jenem Tage gelieferten Schlacht bei Bosworth Verderben brachte. Es half ihm nichts, daß er mit der Krone auf dem Haupte ins Treffen gegangen war, er trug diese Krone nur dem Gegner entgegen. Sobald er die Stanleys sich gegenüber erblickte, verzagte er. Gleich darauf mußte er sehen, daß der Graf von

Northumberland mit den Männern des Nordens, auf welche er vor allen Anderen vertraute, ganz still stehen blieb. Unmittelbar nachher wankten alle Reihen in Richard's Heere. Dieser entschloß sich daher, als König zu sterben, wenn er nicht als König leben könne. Er gab, als er seinen Gegner Heinrich wahrnahm, seinem Pferde die Sporen, und stürzte mit eingelegter Lanze, indem er dreimal das Wort Verrath ausrief, auf ihn los, hieb den Träger der Haupt-Standarte nieder, schlug Sir John Clinton zu Boden, und führte auch auf Heinrich selbst einen furchtbaren Stoß, wurde aber von der Zahl der Feinde übermannt, zu Boden geworfen und erschlagen. Heinrich setzte sogleich die ihm dargereichte Krone des Gefallenen auf sein Haupt, und wurde noch auf dem Schlachtfelde selbst als König anerkannt. Lord Strange, dessen Enthauptung Richard beim Anfange des Treffens befohlen hatte, ward seinem Vater wiedergegeben. Der Sieg wurde diesmal nicht durch Hinrichtungen entehrt.

Wir haben übrigens Richard's Thaten und Charakter geschildert, wie sie nach zuverlässigen Nachrichten gewesen sind; es hat aber nicht an genialen und scharfsinnigen Schriftstellern gefehlt, welche Richard ganz rein gewaschen haben, wie denn überhaupt jeder Tyrann, jeder Despot einen Geschichtschreiber gefunden hat, der sich dadurch auszuzeichnen glaubte, daß er etwas Neues und Rühmliches von ihm sagte.

3. Heinrich's VII. Regierung bis zum Jahre 1489.

Heinrich's VII. Anhänger hatten schon während seines Aufenthaltes in der Bretagne dafür gesorgt, daß die Meinung verbreitet werde, als sei er der Messias der Nation, weil er die Ansprüche der rothen und der weißen Rose in seiner Familie vereinigt habe. Er selbst gehörte zwar dem Hause Lancaster an; es waren aber zwei Flecken unehelicher Geburt in seinem Stammbaume, von welchen der eine durch eine spätere gerichtliche Acte nur unvollkommen übertüncht wurde. Dagegen war Eduard's IV. älteste Tochter, Elisabeth, welche Heinrich zur Gemahlin nahm, nach englischem Gesetze ohne allen Streit die Erbin der Rechte ihres Vaters, und Heinrich hatte sich deshalb nicht nur zu dem feierlichen

Versprechen sie zu heirathen verstanden, sondern hielt auch nachher sein Wort. Er nahm sich jedoch wohl in Acht, sein Recht an die Krone auf das ihrige zu stützen. Auch begegnete er ihr stets mit Gleichgültigkeit oder mit Härte. Man wird Beides nicht auffallend finden, wenn man das, was wir eben von jener Prinzessin erzählt haben, in Erwägung zieht. Schon Heinrich's Einzug in London (Ende August) deutete darauf, daß er hauptsächlich seinem Siege über Richard, nicht seinem ererbten Rechte oder seiner Heirath den Thron verdanken wolle; denn er ließ die drei eroberten Haupt-Standarten vor sich hertragen und dann auf den Altar niederlegen. Seine Krönung und folglich auch seine Vermählung verzögerten sich um einige Zeit; jene fand erst zwei, diese erst fünf Monate nach seinem Einzuge in London Statt.

Heinrich ward also im Grunde nur deshalb König, weil er durch die von Richard III. vertriebenen Herren gewählt worden war und nachher das Reich mit den Waffen erobert hatte. Er selbst hatte diese Ansicht, und war während seines ganzen Lebens darauf bedacht, mit Gewalt zu erhalten, was er mit Gewalt erworben hatte. Derselbe Gedanke liegt in den Worten, mit welchen er den Sprecher des im November von ihm berufenen Parlaments anredete. Er that zwar auch dabei des Erbrechts Erwähnung, weil er ja dem Geschlechte Johann's von Gaunt oder von Lancaster, des dritten Sohnes Eduard's III., wenigstens einigermaßen angehörte; eigentlich deutete er aber doch auf sein Schwert*). Auch aus der gleich nachher gemachten Anordnung über die Nachfolge im Reich (settlement of the crown) scheint die Absicht hervorzugehen, zwar alle gesetzlichen Hindernisse, welche ihm als Sprößling des Hauses Lancaster entgegenstehen könnten, hinwegzuräumen, aber weder seiner eigenen Abstammung von Johann von Gaunt, noch der Herkunft seiner künftigen Gemahlin eine entscheidende gesetzliche Bedeutung zuzuschreiben. In Rücksicht des Ersteren erneuerte er eines Theiles ein von Heinrich IV. erlassenes Statut nicht, durch welches die Nachfolge im Reiche

*) He had come to the throne by just title of inheritance and by the sure judgement of God, who had given him the victory over his enemy in the field.

den Nachkommen Johann's von Gaunt ausschließlich zuerkannt worden war, und bewies anderes Theiles in der erwähnten Anordnung über die Nachfolge seine eigenen Rechtsansprüche, welche sehr bestreitbar waren, keineswegs; in Betreff des Zweiten aber ist in dem Actenstücke jener Anordnung Heinrich's Gemahlin gar nicht erwähnt. Man scheint deshalb gefürchtet zu haben, daß der neue König nicht Willens sei, die Prinzessin Elisabeth zu heirathen, und daß er weder im Rechte des Hauses Lancaster, noch des Hauses York, sondern als Sieger regieren wolle. In Folge davon ersuchte ihn das Unterhaus am 10. December dringend um den Vollzug seines Heirathsversprechens, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatze, damit England auf diese Weise wieder eine Reihe legitimer Herrscher erhalte (they hope, God will bless him with a progeny of the race of kings). Heinrich sagte damals den Deputirten die Erfüllung ihrer Bitte zu, und vermählte sich auch wirklich im Januar 1486 mit Elisabeth; gekrönt ward aber seine Gemahlin erst zwei Jahre nachher. Übrigens war diese Prinzessin nach Heinrich's Landung auf Richard's Befehl in eine Burg von Yorkshire gebracht worden, und Heinrich hatte sie, sobald er Sieger geworden war, wieder nach London zurückführen lassen. Er nahm auch Richard's III. Gesetz zurück, durch welches Eduard's IV. Ehe mit Elisabeth Rivers für ungültig erklärt worden war, und gab der Wittwe desselben ihre Würde und ihren Titel wieder, war aber zu geizig, um ihr das reiche Witthum zu geben, welches ihr ausgesetzt worden war, obgleich er auch sie ebenso, wie seine anderen Freunde und Helfer, vermittelst der vielen Confiscationen beschenkte, welche er vornehmen mußte, um Belohnungen austheilen zu können. Den Sohn des Herzogs von Clarence, den erst fünfzehn Jahre alten Grafen von Warwick, welcher unter Richard in derselben Burg bewacht worden war, in der man zuletzt auch die Prinzessin Elisabeth gefangen gehalten hatte, ließ Heinrich gleich nach seinem Siege in den Tower bringen, weil derselbe als einziger männlicher Sprößling des Hauses York ihm Besorgniß einflößte. Dagegen würdigte er den Grafen von Lincoln, Johann de la Pole, welchen Richard als einen Sohn seiner Schwester zum Nachfolger erklärt hatte, anfangs keiner Aufmerksamkeit.

Als dem König Heinrich im September 1486 ein Prinz geboren wurde, den er Arthur nannte, schien die Rechtmäßigkeit der durch ihn und Elisabeth gestifteten neuen Dynastie festgegründet zu sein. Allein es gab in Irland viele Misvergnügte, und Heinrich selbst fürchtete die Anhänglichkeit der Nation an das Haus York. Auch konnte nach so vielen Unruhen und Staatsumwälzungen, welche durch die mörderischen Kriege der rothen und weißen Rose veranlaßt worden waren, unmöglich sogleich Ruhe erfolgen. Dies war schon darum zu vermuthen, weil in England wie überall wegen des Mangels stehender Truppen nach allen Kriegen unzählige Ritter und Dienstleute sich unbeschäftigt umhertrieben und einem jeden, der ihnen eine Aussicht bieten konnte, zum Dienste bereit waren. Heinrich hielt daher auch die Freundschaft mit Jakob III. von Schottland aufrecht, welcher Gesandte zu seiner Krönung geschickt hatte, und mit dem er den Waffenstillstand wenigstens auf drei Jahre verlängerte. England litt zwar stets durch die Räubereien der wilden Schotten, weil die von Krieg, Raub und Beute lebenden Lairds nie auf längere Zeit von Raubzügen abzuhalten waren; allein aus einem Kriege mit ihnen konnte für Heinrich nichts herauskommen. Die Aufstände, welche einige unruhige Köpfe an verschiedenen Theilen des Reiches versuchten, erstickte Heinrich gleich in der Geburt vermittelst einer sehr bedeutenden Zahl tüchtiger Streiter, die er mit sich nahm, als er nach uralter Sitte seine erste Rundreise in England machte. Nichts destoweniger veranlaßte die große Abneigung, welche Heinrich gegen alle Angehörigen und Anhänger des Hauses York, selbst gegen seine eigene Gemahlin und deren Mutter, überall zeigte, besonders aber die verschlossene, keineswegs gewinnende Natur des Königs, von Seiten der Freunde des Hauses York einen Anschlag. Dieser wurde zwar von einem Priester geleitet, hatte aber gewiß Theilnehmer, die sich hinter den Coulissen hielten; man glaubte sogar, daß die verwittwete Königin dabei die Hand im Spiel gehabt habe.

Dieser Aufstand begann damit, daß zu Ende des Jahres 1486 in Dublin ein Priester, Richard Simons, den elfjährigen Sohn eines Bäckers, Lambert Simnel, für den aus dem Tower entflohenen Grafen Warwick ausgab, dessen Vater, der Herzog von Clarence, so lange Jahre hindurch Vice-König von Irland gewesen

war. Er hatte den Knaben, vielleicht durch Vermittelung der Königin Mutter, so sehr in die Geheimnisse des Hauses Lancaster eingeweiht, daß derselbe einem Jeden Rede stehen konnte. Warum gerade ein Bäckerssohn gewählt worden war, um den jungen Grafen zu spielen, der sich im Tower befand und jeden Augenblick gezeigt werden konnte, wissen wir nicht anders zu erklären, als wie Lingard es erklärt hat: daß man nämlich von dem wahren Warwick die Gefahr der Probe abhalten und ihm nachher den reinen Vortheil zuwenden wollte. Der Graf von Kildare, Vice-Statthalter von Irland, welchen Heinrich trotz des Mistrauens, das er in ihn setzte, und trotz des anfangs gefaßten Beschlusses seiner Abberufung im Besitze seiner Stelle gelassen hatte, sowie dessen Bruder, der Kanzler von Irland, und Andere nahmen, wie wenn gar kein Verdacht des Truges möglich sei, die beiden Betrüger in Dublin auf, stellten den vorgeblichen letzten männlichen Sprößling der Plantagenets dem Adel und den Bürgern von Dublin als einen von dem Waliser Tudor verfolgten Flüchtling vor, und versprachen ihm Schutz gegen seine und seines Hauses Feinde. Die zahlreichen Anhänger des Hauses York gingen sogar noch weiter; sie riefen ohne Beweise und ohne nähere Prüfung den unbekannten Knaben unter dem Namen Eduard VI. als König von England und Frankreich und Herrn von Irland aus. Heinrich ergriff gegen diesen Aufstand im Februar 1487 zwei Maßregeln, welche beweisen, daß er Klugheit besaß und zum Herrschen geboren war. Er hob zuerst die Vorbehalte und Beschränkungen, welche er in einer früher ertheilten Amnestie gemacht hatte, insgesammt auf, so daß sich fernerhin kein Freund oder Verwandter des Hauses York den Chikanen ausgesetzt sah, vermöge deren man vorher trotz der Amnestie Verfolgungen ausgeübt hatte. Dann führte er den ächten, im Tower gefangen gehaltenen Warwick, damit alle Bürger ihn sehen möchten, in einem feierlichen Aufzuge nach der Paulskirche, und nahm ihn hierauf mit sich in den Palast von Shone, wo der Prinz täglich sich mit dem Adel und mit Allen, welche an den Hof kamen, unterhielt. Wie weit und auf welche Weise Heinrich's Schwiegermutter in die Geschichte des Pseudo-Warwick verwickelt war, wagen wir nicht zu entscheiden; es muß aber doch einiger Grund zu dem strengen Verfahren,

welches Heinrich gegen sie einschlug, vorhanden gewesen sein, da dasselbe nicht vermöge eines übereilten königlichen Befehls, sondern nach dem Beschlusse einer langen und reiflichen Berathung der königlichen Räthe erfolgte. Von Gericht und Recht war allerdings keine Rede, die Königin ward plötzlich aufgehoben und in das Kloster von Bermondsey gebracht, wo sie bis zu ihrem einige Jahre später erfolgten Tode von den Mönchen bewacht wurde. Auch ließ Heinrich alle ihre Güter einziehen. Der Grund dieser Verfolgung, welchen der König statt des wahren anzugeben für gut fand, war schlecht gewählt; es hieß nämlich, die Königin werde deswegen bestraft, weil sie sich und ihre Töchter einst in Richard's Hände geliefert habe. Auch ihr Sohn erster Ehe, der Marquis von Dorset, ward in ihre Schuld verwickelt. Dieser eilte zwar, um die Gefahr von sich abzuwenden, sogleich zum Könige; Heinrich ließ ihn aber nicht vor sich, sondern schickte ihm den Grafen von Oxford entgegen, der ihn in Verhaft nehmen mußte; doch versprach er, ihn anzuhören, wenn die Unruhen gedämpft sein würden.

Der von Heinrich früher unbeachtet gebliebene Graf von Lincoln nahm sogleich offen Partei für den angeblichen Grafen von Warwick. Dieser Schritt Lincoln's ist für uns in der Entfernung der Zeiten ganz unerklärlich, da er den ächten Warwick in Shone oft gesehen hatte, und die Irländer zwar den Simnel als König anerkannten und auch einiges Geld gaben, aber weder Truppen noch Waffen hatten. Lincoln begab sich zunächst in die Niederlande zu Karl's des Kühnen Wittwe, Margaretha, einer Schwester Eduard's IV., welche dort für Maximilian's Sohn, Philipp, die Verwaltung leitete. Diese betrachtete Heinrich VII. als einen geschworenen Feind des Hauses York, und versah den Grafen von Lincoln nicht nur mit Geld, sondern überließ ihm auch zweitausend Mann vortrefflicher deutscher Truppen unter Martin Schwarz. Mit diesen schiffte sich Lincoln nach Dublin ein. Hier landete er im März 1487, und ließ den vorgeblichen Warwick im Mai als König von England krönen, wozu man sich einer Krone bediente, welche in irgend einer Kirche das Haupt der Jungfrau Maria geschmückt hatte. Im Anfange Juni setzte Lincoln mit seinen Deutschen und einer Anzahl Irländer, die sich ihm zugesellt hatten,

nach England über. Er landete am 4. Juni in der Grafschaft Lancaster auf der Südspitze von Furneß, Foudray genannt. In England schloß sich jedoch niemand als Sir Thomas Broughton an ihn an, obgleich man ihm freilich auch nichts in den Weg legte. Lincoln hatte nur achttausend Mann, als Heinrich ihm mit einem überlegenen Heere entgegenzog. Beide Theile wünschten den Streit durch eine einzige Schlacht zu entscheiden. Nichtsdestoweniger verzögerte sich der Kampf bis zum 16. Juni, weil Lincoln erst an diesem Tage das königliche Heer erreichte. Die entscheidende Schlacht wurde in der Nähe von Stoke geliefert. Sie war kurz, aber sehr blutig. Die Deutschen kämpften, bis sie Alle fielen; die Irländer oder vielmehr die in Irland angesiedelten Engländer, denn nur diese nahmen Partei für York, waren weder den Bogenschützen noch den Geharnischten des Königs Heinrich gewachsen, da sie wie die halbwilden gaelischen Irländer ausgerüstet waren. An Sieg war daher für Lincoln nicht zu denken. Er selbst und die anderen Führer, der Vice-Statthalter von Irland, dessen Bruder, Sir Thomas Broughton und der tapfere Martin Schwarz, blieben in der Schlacht. Lord Lovel, welcher zugleich mit Lincoln England verlassen hatte, wurde nach der Schlacht vermißt und seitdem nie mehr gesehen. Der Priester, welcher die ganze Betrügerei angestiftet hatte, gerieth mit seinem Zöglinge in Gefangenschaft. Er gestand seinen Betrug ein, und mußte denselben im Kerker büßen. Der Bäckerknabe Simnel wurde zuerst, damit der Trug ganz offenbar werde, einige Zeit in der königlichen Küche zu niedrigen Diensten gebraucht, später aber zum Falkenier gemacht. Um die Angehörigen des Hauses York zu beruhigen, ließ Heinrich damals endlich seine Gemahlin mit dem gewöhnlichen, in England mehr als irgendwo sonst nöthigen äußeren Gepränge, mit Ceremonien und mit einer Kleiderpracht, welche in den Geschichtsbüchern aufs genaueste beschrieben wird, als Königin krönen, und schenkte gleich darauf auch dem Marquis von Dorset die Freiheit.

Auch Heinrich gebrauchte ebenso, wie seine Vorgänger, das Parlament als das beste und willigste Werkzeug furchtbarer königlicher Gewalt. Zuerst erhielt er von demselben die Bewilligung einer bedeutenden vom Volke zu erhebenden Beisteuer; dann erließ das Parlament ein Verdammungsurtheil wegen Hochverraths (bill

of attainder), welches bekanntlich jedes Gericht und jede Vertheidigung abschnitt. Dieses Gesetz gewährte dem Könige das Mittel, sich durch Strafabkaufungs-Gelder und durch Güter-Einziehungen mehr zu bereichern, als die strengsten seiner Vorgänger gewagt hatten. Die Zahl derer, welche als der Theilnahme an dem Aufstande verdächtig (denn mehr konnte man ihnen unmöglich Schuld geben), eigentlich aber nur wegen ihres Reichthums verurtheilt wurden, betrug gegen achttausend, sank aber doch nachher auf die Hälfte herab. Noch acht Jahre später wurden der Liste derselben neue Namen beigefügt, welche man anfangs vergessen gehabt hatte. Endlich beseitigte Heinrich auch mit Hülfe des Parlaments das Übel, welchem Ludwig XI. durch seine stehenden Truppen und die sich auf dieselben beziehenden Verordnungen abgeholfen hatte, und das in England fast ärger gewesen zu sein scheint, als in irgend einem anderen Lande. Dieses Übel, welches dort mit einem eigenen Namen (Maintenance) bezeichnet wurde, bestand darin, daß reiche oder vornehme Herren Dienstleute, welche ihre Livree trugen, oder gar Räuber und Mörder unterhielten, um sich vermittelst derselben der Ausführung von Urtheilsprüchen, so wie jeder Art von Polizei mit offener Gewalt zu widersetzen. So lange eine solche gedungene Selbsthülfe im Reiche geduldet wurde, herrschte die rohe Gewalt über das Gesetz und über die Gerichte. Dies beweist am besten der Eid, welchen Heinrich, noch ehe dem Übel durch ein Gesetz abgeholfen ward, von den Lords und den Gemeinen jeder Grafschaft forderte *). Schon damals sagte einer der Oberrichter dem Könige voraus, daß ohne die gänzliche Abschaffung der Maintenance alle Gerichte unnütz seien, und an die Vollziehung von Urtheilen nicht zu denken wäre. Auch unter Eduard IV., setzte der Oberrichter hinzu, sei die Beobachtung der Statuten von den Baronen beschworen worden, und doch hätten eine Stunde nachher mehrere derselben in seiner Gegenwart

*) Sie mußten schwören: not to keep in their service men openly cursed, or murderers, or felons, or outlaws, that they would not retain persons by indentures, or give liveries contrary to law, and that they would not make riots or maintenances, nor oppose the due execution of the king's writs.

eine Anzahl Leute durch einen Eid verpflichtet, ihnen in jedem Streit und in allen Händeln, die sie hätten, mit den Waffen beizustehen. Man erließ daher endlich unter Heinrich VII. ein förmliches Gesetz gegen das Halten einer Haus-Miliz, und errichtete für alle Fälle, in denen dasselbe übertreten würde, eine außerordentliche Gerichts-Commission, welche ohne Zuziehung von Geschworenen und ohne die landesüblichen Formen Gewalt mit Gewalt vernichten sollte. Es wurde nämlich verordnet, daß der Kanzler, der Schatzmeister und der geheime Siegelbewahrer oder auch nur zwei der Genannten nebst einem Bischof und einem weltlichen Pair, verbunden mit den Präsidenten des Kingsbench und des Gerichtshofes für Civilklagen (common-pleas), die Befugniß haben sollten, diejenigen, welche gegen irgend einen Punkt jenes Gesetzes über die Erhaltung der Ordnung gesündigt hätten, vor sich zu rufen und, wo es nöthig wäre, selbst sogleich ebenso strafen zu lassen, als wenn sie von den ordentlichen Gerichten verurtheilt worden wären. Diese unter Heinrich VII. gemachte Einrichtung ist die nachher unter dem Namen der Sternkammer berühmt gewordene Art von Gerichtsbarkeit, deren sich die Könige von Heinrich VII. an bis auf Karl I. für ihre Kabinets-Justiz in einer solchen Weise bedienten, daß der Misbrauch derselben im siebenzehnten Jahrhundert eine der Hauptursachen der englischen Revolution geworden ist.

Wir glauben hier die Geschichte des ersten Herrschers aus dem Hause Tudor abbrechen zu müssen, weil Heinrich, nachdem er sich 1488 mit Schottland abgefunden hatte, in die Händel der Könige des Festlandes gemischt wurde. Diese Händel betrafen die Bretagne und Italien, weil eines Theils Maximilian's Tochter, die mit Karl VIII. von Frankreich verlobte Margaretha, nach Hause zurückgeschickt und dieser dagegen mit der Erbin von Bretagne verbunden ward, und weil anderes Theils Karl VIII. Neapel, sowie sein Nachfolger, Ludwig XII., Mailand in Anspruch nahm. In die letzteren Streitigkeiten ward Spanien zuerst durch seine Ansprüche auf Neapel und später durch die Vermählung der Erbin von Castilien und Aragonien mit dem Erben des Kaisers Maximilian gemischt; die englischen Könige Heinrich VII. und Heinrich VIII. aber wurden bald von der einen, bald von der anderen Seite

her, sogar vom Pabste, in die Streitigkeiten der spanischen, burgundischen, deutschen und französischen Monarchen gezogen. Schon aus diesem Grunde muß daher vom letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts an die Geschichte der Hauptstaaten des mittleren, westlichen und südlichen Europa vereinigt behandelt werden. Wir wollen jedoch, ehe wir zunächst auf die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel übergehen, noch einen Blick auf die Cultur- und Literatur-Geschichte der letzten Hälfte des fünfzehnten und der ersten Jahre des sechszehnten Jahrhunderts werfen. Diese Zeit hat bekanntlich für die ganze neuere Civilisation dieselbe Bedeutung, wie die Zeit der Perserkriege für die altgriechische.

VIII. Cultur und Literatur der Deutschen, Italiäner und Franzosen in der letzten Hälfte des fünfzehnten und in den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts.

Einleitung.

Die Erfindung und reißend schnelle Verbreitung der Buchdruckerkunst im fünfzehnten Jahrhundert ist für die ganze Civilisation der neueren Zeit, im Vergleich mit der Bildung der Völker des Alterthums, des Orients und des Mittelalters, so wichtig geworden, daß wir der Erwähnung der Schriften und Schriftsteller eigentlich die Geschichte der Druckereien vorausschicken sollten; dies möchte aber einen zu großen Raum erfordern, und wir wollen daher nur einige wenige Andeutungen darüber mittheilen. Hätten wir nicht in diesen Abschnitten über Literatur mehr den Geist und die Richtung der Schriftsteller, als ihre und ihrer Schriften äußere Geschichte im Auge, so müßten wir über die Art der Vervielfältigung und Verbreitung der Bücher schon aus dem einzigen Grunde sehr ausführlich sein, weil die Bewegung, welche die Reformation in Deutschland veranlaßte, mit der Verbreitung der Buchdruckerkunst ebenso genau zusammenhängt, als heut' zu Tage die furchtbare Macht des Socialismus mit der Speculation gewinnsüchtiger Buchhändler und Schriftsteller Frankreich's. Wir wollen uns in den wenigen Bemerkungen, welche wir über die schnelle Ausbreitung der neuen deutschen Erfindung und über die

dadurch möglich gewordene Vervielfältigung der Schriften des klassischen Alterthums und Verbreitung der Gedanken einzelner guter Köpfe zu machen gedenken, auf Deutschland, Frankreich und Italien beschränken, weil wir vorerst auch nur der Schriftsteller dieser drei Länder erwähnen werden. Dies scheint uns um so passender zu sein, als Italien vom vierzehnten Jahrhundert an bis zum siebenzehnten den Kreislauf menschlicher Bildung schon ganz durchlaufen hatte, ehe noch die übrigen Nationen eine nach der anderen es thun konnten. Wir müssen dabei zunächst darauf aufmerksam machen, daß um dieselbe Zeit, als die Deutschen die Kenntniß des klassischen Alterthums, die Künste, Gewerbe und Wissenschaften des civilisirten Lebens über die Alpen herüber brachten, die Italiäner von ihnen das Mittel und Werkzeug entlehnten, vermöge dessen sie im Stande waren, das Licht der Aufklärung, welches bei ihnen leuchtete, schnell in allen Gegenden zu verbreiten.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, wo und auf welche Weise Guttenberg zuerst auf den Gedanken kam, die Bücher, deren Vervielfältigung vorher das Geschäft der Mönche war, durch ein mechanisches Verfahren schneller und leichter in die Hände des Publikums zu bringen. Es mag genug sein zu bemerken, daß die 1450 in Mainz gedruckte Bibel am sichersten das Jahr bezeichnet, mit welchem die Verdrängung der geschriebenen Bücher durch gedruckte begann. Guttenberg und Johann Faust trieben ihr Geschäft zu Mainz, und die erste gedruckte Bibel ist ohne Jahreszahl; die Gelehrten haben daher viel über das eigentliche Jahr der Erfindung der Buchdruckerei gestritten. Wir nehmen das angeführte Jahr an, um einen festen Punkt zu haben. Wie alle Erfindungen, so wurde auch die der Buchdruckerkunst zuerst als Geheimniß behandelt, besonders weil Guttenberg und Faust anfangs ihre, den kostbaren Handschriften ähnlichen, gedruckten Bibeln bis nach Paris hin als Handschriften verkauften. Noch ehe aber Faust's Schwiegersohn, Schöffer, die Erfindung machte, statt der anfangs in Holz geschnittenen Tafeln gegossene Buchstaben anzuwenden, hatte man in vielen Städten Deutschland's, Holland's und der Schweiz das Geheimniß entdeckt und das Gewerbe jener drei Männer zu treiben begonnen, weshalb denn auch

nachher verschiedene Orte die Erfindung der Buchdruckerkunst für sich in Anspruch nahmen. Die Geheimnißkrämerei hörte daher bald auf, und schon der von Schöffer in Folio gedruckte, sehr selten gewordene Psalter hat auf dem Titelblatte die Jahreszahl 1457 und den Namen Schöffer's als Druckers. Zwei Pariser Professoren der Theologie, Wilhelm Fichet und Johann de la Pierre, setzten gleich anfangs bei ihrer Facultät durch, daß man Ulrich Gering, Martin Kranz und Michael Freyburger aus Mainz nach Paris berief, um daselbst eine Druckerei einzurichten. Die Universität gab diesen Männern eine bequeme Wohnung in der Sorbonne. Hier hatten sie ihre Werkstätte bis zum Jahre 1483, wo Gering sich in einem eigenen Hause einrichtete. Dieser deutsche Gründer des französischen Buchdrucker-Wesens erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Er vermachte nachher, um sich denen, die ihn berufen hatten, dankbar zu bezeugen, der Sorbonne sein halbes Vermögen, welches die damals sehr bedeutende Summe von achttausendfünfhundert Livres betrug. Mit diesem Gelde wurden bei der Pariser Universität zwei neue Lehrstühle gegründet, welche, weil ihre Errichtung mit dem Drucke von Reuchlin's, Hutten's und Luther's Schriften gleichzeitig ist, am besten beweisen, daß Guttenberg's Erfindung mehr als irgend etwas Anderes dazu beitrug, das Dunkel des Mittelalters zu erhellen. Es waren nämlich bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf jener Universität, welche unter den höheren Lehranstalten Europa's wenigstens den zweiten Rang einnahm, zwar für die Dogmatik und für die Decretalen, sowie für Aristoteles und dessen mönchische Erklärer und Verderber ganze Schaaren von Professoren bestellt; für die Erklärung der heiligen Schrift aber hatte sie keinen Lehrstuhl, sondern erst nach Gering's Tode wurde vermittelst seines Legats ein Professor des alten und einer des neuen Testaments besoldet. Im achtzehnten Jahrhundert vereinigte man beide Stellen in eine einzige.

Wir dürfen, indem wir von der Entstehung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst reden, nicht verschweigen, daß bei dieser Gelegenheit ebenso, wie bei der Erfindung des Maschinen-, Fabrik- und Manufactur-Wesens überhaupt, Tausende von Menschen, welche vorher ein unabhängiges einträgliches Gewerbe hatten, zu Proletariern gemacht wurden, während einige Hunderte auf Unkosten

derselben große Reichthümer erwarben. Dies ist jedoch der natürliche und nothwendige Gang der Dinge, was man ebenso wenig leugnen wird, als daß der Wallfisch Tausende von Heringen frißt, und daß der Mensch schon jetzt die Wallfische aus vielen Theilen des Oceans vertilgt hat. Auch die Kunst des Vergoldens und Ausmalens der Buchstaben, von welcher in Paris Hunderte lebten, ging, in Betreff des Glanzes und der Dauerhaftigkeit der Vergoldung, sowie in Hinsicht auf die Lebhaftigkeit und Haltbarkeit der Farben, damals verloren, von dem Fleiße und der kalligraphischen Fertigkeit der Copisten gar nicht zu reden. Dies Alles näher zu prüfen, würde uns zu weit führen. Ausgemacht bleibt, daß seit 1450 die Bildung und Literatur, so weit sie durch die Schrift verbreitet werden, an das Volk gelangten, statt daß sie vorher gleich dem Landbesitze ausschließend der adeligen und geistlichen Aristokratie angehört hatten. Dies würde sich am leichtesten dadurch deutlich machen und beweisen lassen, daß wir die Preise solcher geschriebenen Bücher, die nicht gerade mit Miniaturen besonders ausgeschmückt oder von berühmten Schönschreibern gefertigt waren, mit den Preisen der gedruckten Werke verglichen, welche aus den unvergleichlichen Aldinischen Druckereien oder aus denen der Junta hervorgegangen sind. Wir wollen jedoch statt dessen nur die erste Wirkung andeuten, welche die deutsche Erfindung auf die Verbreitung des in Italien erwachten neuen geistigen Lebens hatte. In dieser Beziehung rühmten die beiden Deutschen Schweinheim und Pannarz, welche in Rom Buchdruckereien errichtet hatten, schon im Jahr 1475, daß sie zwölftausendvierhundertundfünfundsiebenzig Abdrücke von verschiedenen Werken gemacht hätten. Beide Männer beklagten sich jedoch in einer Bittschrift an Pabst Sixtus IV., daß sie arm geworden seien, weil sie so viele Bücher gedruckt hätten, welche nachher nicht hätten verkauft werden können. Es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß damals jener Enthusiasmus für die Fortschritte der Bildung und Wissenschaft, welcher alle edeln Männer in allen Ländern, besonders aber in Italien, zu Aufopferungen jeder Art bewog, auch sehr viele Buchdrucker, welche selbst ausgezeichnete, aber bescheidene Gelehrte waren, beseelte und sie antrieb, ihre Mühe und ihr Vermögen der Verbreitung der klassischen Literatur zu widmen.

Unter den Büchern, welche Pannarz und Schweinheim in Rom druckten, befanden sich zwar fünfhundert theologische Bücher, deren schlechte Auswahl ihnen wahrscheinlich vielen Verlust verursachte, da man, wie Luther und Burkard's berüchtigte Annalen der römischen Curie bezeugen, in Rom zwei Jahrhunderte hindurch am wenigsten theologisch war; dagegen druckten beide Männer aber auch mehr als ein halbes tausend Exemplare von Cicero's philosophischen Schriften und zweihundertfünfundsiebenzig Exemplare von Virgil's Werken. Neben Schweinheim und Pannarz hatte gleich anfangs ein anderer Deutscher, Hahn, ebenfalls eine Buchdruckerei in Rom errichtet, und unmittelbar nachher geschah dasselbe sowohl dort als auch in Mailand, in Venedig und bald in fast allen übrigen italiänischen Städten durch andere Deutsche und durch Italiäner. Daß unter den Buchdruckern jener Zeit Aldus Manutius sich durch seine Gelehrsamkeit, durch sein unermüdetes Streben, den reinen Text der Alten wiederherzustellen, und durch seine großen Aufopferungen für das Beste der Literatur mehr als irgend ein Anderer auszeichnete, ist bereits früher (Th. IX. S. 454 f.) gesagt worden. Wer übrigens die lebhafte und freie Bewegung des wissenschaftlichen Lebens der Italiäner im fünfzehnten Jahrhundert klar erkennen will, der muß sich aus Maittaire's großem und gelehrtem Werke (Annales typographici) mit den Namen der Buchdrucker und der Orte, an welchen diese ihre Werkstätten errichteten, bekannt machen.

I. Italien.

1. Einleitung.

Wir haben über den Gang der italiänischen Bildung und über die Art, wie die Italiäner durch die Wiederbelebung der alten römischen Literatur ein neues geistiges Leben und eine neue, der freien Entwickelung jeder Kunst, jedes Gewerbes und des dadurch begründeten Wohlstandes ihrer Heimath angemessene Bildung schufen, im vorigen Bande so ausführlich gehandelt, daß wir hier nur noch einige Ergänzungen in Betreff des fünfzehnten Jahrhunderts und der ersten Jahre des sechszehnten beifügen wollen. Wir können uns um so mehr kurz fassen, als wir später noch einmal auf Italien zurückkommen werden, welches erst im sieben-

zehnten Jahrhundert anfing, stille zu stehen oder, was in Bezug auf Civilisation gleichbedeutend ist, zurückzugehen. Schon im fünfzehnten Jahrhundert schien bei der italiänischen Geschichtschreibung unter den Händen der Latinisten statt des Wesens die Form allein zu gewinnen; doch erhielt dieselbe ebenso, wie die Poesie in der Muttersprache, und durch diese die Bedeutung wieder, welche das zierliche Latein ihr entzogen hatte, obgleich ihr, wie der Poesie, die gar zu große Sorge für die Glätte der Form schadete. Wir haben übrigens schon in der alten Geschichte darauf aufmerksam gemacht, wie man bei den Griechen und Römern in ihrer besten Periode und an den besten Schriftstellern, einem Euripides und Virgil, den Übergang von reiner Begeisterung und gediegenem Wesen zur Künstelei und Rhetorik wahrnehmen kann, wenn man dieselben auch nicht tadeln mag. In solchen Zeiten, wie auch die unserigen sind, wagt der Kritiker kaum eine Bemerkung zu machen, weil der Kenner zu wenige sind, und weil ihn das Abweichen vom Urtheile der durch die Rhetorik Bezauberten, durch die Declamation Getäuschten in den Augen der Menge als einen Sonderling oder als einen Gelehrten voller Anmaßung lächerlich machen würde. Auf diese Weise vermochte eines Theils Aristophanes mit gründlichem Urtheile nichts, und anderes Theils ward trotz der Lehren und Urtheile der vortrefflichen Kritiker in Alexandria nicht nur die griechische Poesie zur Rhetorik und zur Gelehrsamkeit, sondern auch die Geschichte verschwand völlig, weil sie ohne Wahrheit durch die bloße Form und in derselben untergeht. Der nämliche Fall trat in Rom zur Kaiserzeit ein, und wir werden im sechszehnten Jahrhundert sehen, daß auch in Italien sogar ein Tasso seine Landsleute dahin leiten mußte, wohin Euripides die Griechen führte. In allen diesen Fällen gewann aber das praktische Leben durch den Fortschritt der Literatur zu derselben Zeit, als alles Ideelle und wahrhaft Göttliche eine leere Form, die Literatur ein bloßer Zeitvertreib ward. Wir werden daher auch schon in diesem Abschnitte der italiänischen Bildungsgeschichte darauf aufmerksam machen, wie die Italiäner, nachdem sie die Schöpfer aller ideellen Bildung Europa's gewesen waren, auch den Grund zu allen realen Wissenschaften legten.

2. Poesie in der Nationalsprache.

Wir haben vermieden, die lyrische Dichtkunst der Italiäner im Einzelnen zu berühren, und in Betreff derselben nur so viel gesagt, als nöthig war, um zu zeigen, daß auch in diesem Fache, wie einst bei den Griechen, die ganze Nation Sinn für hohe Begeisterung hatte, und daß mitten in grausiger Barbarei, gräßlicher Tyrannei und wilder Zerstörung Form und Materie der Poesie die höchste Vollendung erhielten. Die klassische Bildung des fünfzehnten Jahrhunderts ward vorzüglich auch dadurch verbreitet und empfohlen, daß Männer wie Angelus Politianus und Lorenzo von Medicis (s. Th. IX. S. 408 und 455—460) sich zugleich durch klassische Bildung auszeichneten und durch Gedichte, die in Aller Mund waren, berühmt machten. Wir dürfen hier nicht auf den Inhalt der Gedichte Lorenzo's von Medicis eingehen; es mag genug sein aufmerksam darauf zu machen, daß Nardini und Buonajuti*) noch in unserem Jahrhundert alle die Gedichte gesammelt haben, welche beweisen, daß in Italien's guter Zeit die höhere Poesie und die schönen Künste als Bedürfniß jedes gebildeten Lebens und als die edelste Beschäftigung der Leute von Stande betrachtet wurden. Auch die komischen Gedichte Lorenzo's und seiner Zeitgenossen wurden schon 1550 gesammelt. Wir fügen den Titel dieser Sammlung bei, weil er die Namen der Gattungen aufzählt. (Raccolta di Trionfi, Carri, Mascherate e Canti carnevaleschi del tempo di Lorenzo di Medici.)

Sogar das weibliche Geschlecht suchte und fand Auszeichnung durch die Dichtung. Schon Lorenzo's Mutter, Lucrezia Tornabuoni, glänzte durch ihre Fähigkeiten, und ihre Gedichte sind im sechszehnten Jahrhundert einige Male mit denen ihres Sohnes herausgegeben worden. Wenn die Bildung der Damen dieses Jahrhunderts sich auf ein oberflächliches Versemachen, auf das Lesen und Schreiben von Romanen, auf leeres Stilisiren und auf ausführliches Schildern von Scenen des Lebens oder der Natur beschränkt hätte, so würden wir dies nicht als einen jener Zeit

*) Poësie del Magnifico Lorenzo ed di altri suoi amici e contemporanei, Londra, 1801. 4.

eigenthümlichen Zug bezeichnen dürfen, da es in unseren Tagen etwas Alltägliches ist; es hat aber damit eine ganz andere Bewandtniß. Die großen Damen, von denen wir reden, waren nicht blos Dichterinnen, sondern mehrentheils gründliche Kennerinnen der alten Sprachen und ihrer Literatur, sowie der durch nichts, am wenigsten durch Übertragungen, zu ersetzenden Bedeutung Beider für die Ausbildung des wahrhaft menschlichen Wesens in uns, welches zugleich, da alles Andere dem Gesetze der Natur gehorcht, das einzige Göttliche und Freie im Menschen ist. Wir führen daher auch jene Damen nicht wegen ihrer Dichtungen an, deren die Welt, so artig und fein dieselben auch waren, doch ohne Nachtheil hätte entbehren können, sondern weil sie ihres Ranges und ihres Einflusses wegen durch den begeisterten Antheil, den sie an den Bestrebungen ihrer zu einem neuen Leben erwachenden Zeitgenossen nahmen, als Schützerinnen jeder Kunst und jeder Wissenschaft mächtig wirkten. Des Beispiels wegen wollen wir neben der Mutter Lorenzo's von Medicis nur einige der ausgezeichnetsten Damen jener Zeit nennen. Unter diesen nehmen Isabella von Aragonien, Hippolyta Sforza (s. Th. IX. S. 448), Serafina Colonna, Anna Spina und Alessandra Scala den ersten Platz ein, weil sie den Unterricht der berühmtesten Männer ihrer Zeit genossen hatten, und durch ihre Arbeiten in der Nationalsprache ebenso bekannt und ausgezeichnet waren, als durch ihre gründliche Kenntniß der Alten. Außer ihnen nennt man uns noch zwei Isotta's, die Eine aus dem Hause, welches ehemals in Rimini herrschte, die Andere aus dem ersten Geschlechte von Verona, Beide durch ihre Dichtungen in ganz Italien bekannt. Neben diesen glänzte die Fürstin Bianca von Este und Domitilla Trivulzia aus derjenigen Familie, welche in Mailand der herzoglichen am nächsten stand. Keine stand aber höher in der Achtung ihrer Zeitgenossen, als Cassandra Fedele. Von ihren Poesieen hat sich, soviel wir wissen, nichts erhalten. Dagegen haben wir Briefe und Reden von ihr, und diese entsprechen ganz dem Lobe, durch welches Politianus, dem die Kunst mehr ist als die Natur, die Form mehr als das Wesen, die Cassandra verherrlicht hat. Sie sind durch Politian's Lob in ganz Europa bekannt geworden, und ihnen verdankte es

Cassandra, daß im folgenden Jahrhundert die Königin von Spanien, König Ludwig XII. von Frankreich und Pabst Leo X. sie fast zu gleicher Zeit einluden, an ihren Hof zu kommen. Cassandra war auch wirklich im Begriff, sich an den spanischen Hof zu begeben, als sie von ihren Landsleuten, den Venetianern, bewogen wurde, bei ihnen zu bleiben.

Die merkwürdigste Erscheinung des fünfzehnten Jahrhunderts ist die in demselben versuchte Verbindung der heidnischen und christlichen Poesie, der epischen Dichtung der Germanen und Skandinavier mit der griechischen und römischen, der Lobpreisung der Helden des Mittelalters und der alten Zeit vermöge eines originellen Volksgesanges, oder mit anderen Worten die Entstehung der sogenannten romantischen Poesie aus italiänischer Bänkelsängerei. Die im fünfzehnten Jahrhundert auf diese Weise entstandene episch-komische Dichtung ward im folgenden Jahrhundert durch Berni für Ariosto vorbereitet, welcher das Possenhafte entfernte und in den Anfangs-Strophen der Gesänge seines Orlando den hohen Ernst der alterthümlichen Poesie mit dem Abenteuerlichen der Ritter-Poesie zauberisch verband, während Tasso nach Virgil's Muster ein christliches episches Gedicht schuf. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß Tasso schon darum allein zum Rhetorischen und Sentimentalen herüberführen mußte, weil er den eigentlichen Ton der romantischen Gattung ganz aufgab, während Ariosto das Nationale der Gattung, d. h. den komischen Anstrich, beibehielt. Das Weitere gehört in die Geschichte der Literatur des sechszehnten Jahrhunderts. Die vorhergehenden Bemerkungen sollen unsere Leser blos im Voraus darauf aufmerksam machen, daß die possenhafte Mischung des Höchsten und Gemeinsten in der hier erwähnten Art von Gedichten auf die beiden Gattungen epischer Ritter-Poesie, welche im sechszehnten Jahrhundert entstanden, theils positiv, theils negativ einwirkte. Übrigens nennt man diejenige Art von komischer oder vielmehr ironischer Travestirung des Romantischen, welche in Luigi Pulci's Morgante Maggiore ihre Vollendung fand, burlesk (von burla, Possen); man darf aber diese Benennung nicht mit dem Namen der allerniedrigsten Gattung des Komischen verwechseln, welcher daraus entstanden sein soll, daß ein lustiger Barbier, der im Jahre 1448 zu Rom starb, sich

von seiner Art, auf gut Glück, d. h. alla burchia, zu reimen und zu travestiren, Burchiello nannte. Die zuletzt bezeichnete Gattung müßte also eigentlich burchiellesk heißen.

In Rücksicht der Entstehung der neuen romantisch-epischen Dichtung glauben wir mit dem, was Guinguenée im vierten Kapitel des vierten Bandes seiner Literaturgeschichte von Italien gesagt hat, übereinstimmen zu können; was er aber im vorhergehenden Kapitel über romantische Poesie überhaupt vorbringt, scheint uns unhaltbar. Guinguenée weist an der ersteren Stelle im Einzelnen nach, daß sich aus dem Reste der früheren erzählenden Poesie der Troubadours, Trouvères und Provenzalen, welche fast durchaus dem Lande Italien angehört, im späteren Mittelalter dort eine Art Volksgesang bildete, wie bei uns die Melusinen, das Büchlein vom Kaiser Oktavianus und Andere entstanden sind. Diese italiänische Bänkelsängerei wandernder Rhapsoden nahm ihren Stoff vorzugsweise aus der Geschichte Karl's des Großen und schuf ein ungeheueres Material, welches man in dem 1537 zu Venedig gedruckten Buche I Reali di Franzia di Christoforo Altissimo beisammen findet. Wir halten nicht für passend, uns auf diese in der Manier der Büchlein „gedruckt in diesem Jahre" abgefaßte Masse von Geschichten für das Volk einzulassen. Einzelne aus denselben ausgehobene und in Prosa oder in Versen niedergeschriebene Stücke erlangten schon in dem Jahrhundert, dessen Geschichte wir hier behandeln, ein bedeutendes Publikum, und wurden auch in dem nächstfolgenden mehrmals gedruckt. Dahin gehören: ein 1498 zu Venedig gedrucktes und nachher öfters wieder aufgelegtes Buch, dessen Verfasser (Bello) sich einen Blinden nennt (der Titel heißt: Il Membriano di Francesco Cieco di Ferrara), ferner Buova d'Antona Canti XXII. in ottave rime, Venedig 1489, und die erst 1517 gedruckte Spagna historiata (Roland's Geschichten). Die Verfasser dieser Volks-Poesieen dichteten für Italiäner, welche an einer Mischung des Ernsten mit dem Possenhaften weniger Anstoß nehmen, als wir; sie mischten daher ganz unbefangen und ohne Arges zu denken Ernst und Posse, Religiöses und höchst Profanes unter einander.

Dasselbe that nachher Luigi Pulci, der Dichter des Morgante Maggiore, absichtlich, um eine neue Gattung von Poesie zu

erschaffen. Luigi Pulci hatte zwei Brüder, und diese waren, wie er, Schriftsteller. Der Eine, Bernardo Pulci, gab in Verbindung mit einigen anderen Dichtern, unter welchen Girolamo Benevieni der bekannteste ist, eine Sammlung Idyllen heraus, die im Jahre 1484 erschien, und ließ außerdem 1494 eine Übersetzung von Virgil's Hirtengedichten nebst einigen anderen Poesieen drucken. Der zweite Bruder, Lukas Pulci, verfertigte, als Lorenzo von Medicis sein großes Turnier mit orientalischem Glanze halten ließ, die Stanzen, welche ihn in ganz Italien berühmt machten, und gab 1491 zu Florenz poetische Episteln in terze rime heraus. Der dritte der Brüder, Luigi Pulci, ein genauer Freund und Gesellschafter Lorenzo's von Medicis und seines Politianus, ward der Erfinder der neuen, den Romantismus absichtlich travestirenden Gattung von erzählender Poesie. Als ein munterer und gebildeter Mann hörte er ebenso, wie seine Freunde, gern die mit komischen Einfällen untermischten Erzählungen von den wunderlichen Heldenthaten der Paladine Karl's des Großen an, welche auf Straßen und Plätzen an das Volk gerichtet wurden. Es entstand daher auf ganz natürliche Weise in ihm der Gedanke eines tragisch-komischen Heldengedichts, des Morgante Maggiore; die erste Ausführung desselben scheint jedoch ein bloßer geselliger Scherz gewesen zu sein. Wir wissen nämlich, daß Pulci dem Lorenzo und seinen Freunden, welche sich durch Literatur und Kunst ebenso erheiterten, wie dies später in den berühmten Salons der Pariser geschah, zuerst einen Gesang, dann noch einen und so endlich ein ganzes Epos vorlas, nachdem er gesehen hatte, daß unter seinen Händen ihm unbewußt ein eigenthümlich toscanisches Werk entstanden sei. Pulci besingt, gleich den Bänkelsängern, über deren hohen Ernst sein Werk sich lustig macht, die Thaten Roland's; eigentlich verspottet er aber, um es gerade herauszusagen, sowohl das Göttliche als das Menschliche dadurch, daß das Spöttische und Ironische in seinem Gedichte ebenso meisterhaft ist, als das eingemischte Große, Erhabene und Ernste. Da wir mit der ästhetischen Beurtheilung der von uns angeführten Werke nichts zu thun haben, so müssen wir in Beziehung auf das Verhältniß der Literatur zum Leben und zu der Moral des Lebens, worauf es hier allein ankommt, bemerken, daß der große und allerdings verdiente Ruhm, welchen Pulci's Originalwerk fand,

das Wesen und den Geist der Bildung seines Zeitalters bezeichnet. Es war der Charakter der hochgebildeten aristokratischen Zeit eines Pabstes Leo X., daß Pulci gepriesen ward, gerade wie der Beifall, welchen Voltaire's Pucelle und Diderot's Nonne fanden, die aristokratischen Kreise der Pariser des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnet. Pulci erlaubt sich jedoch keinen gemeinen, obscönen Schmutz, wie das beim Patriarchen von Ferney der Fall ist. Nur in Italien, wo man überall durch die Volkssänger und durch die Fastenprediger an einen Ton gewöhnt war, der unseren Ernst empören würde, nur in einer Zeit des Muthwillens der höheren Stände, welche ebenso wenig als Voltaire daran dachten, daß das Volk einmal den Witz, der ihre geselligen Zusammenkünfte erheiterte, gegen sie und ihre Vorrechte richten würde, konnte ein Werk wie Pulci's Morgante Maggiore klassisch werden. Durfte man damals doch sogar an der Tafel des geistreichen Pabstes Leo X. nicht allein das Geistliche und Kirchliche, sondern auch das Heilige verspotten!

Pulci's Zeit war eine nach Außen hin ganz religiöse, auf Dogmen und Ceremonien höchst eifersüchtige, die eingebildeten Verbrechen der Ketzerei und Zauberei an Tausenden ärger als Mord und Todtschlag rächende Zeit; für diese lag der Reiz des Morgante in dem Contrast, der die Stanzen desselben erheitert. Pulci macht es wie die Sänger, welchen er folgte: er mischt die heiligsten Gesänge der Kirche, die Anrufungen des Altars, die schönsten Stellen der heiligen Schrift unter die profansten Verse und schließt jeden Gesang mit einer Art von Gebet oder mit dem Missa est, welches auch die Sänger auf den Straßen gebrauchten, wenn sie den um sie versammelten Kreis entließen. Wir wollen dies durch einige Beispiele erläutern, überlassen es aber unseren Lesern, zu den anzuführenden Versen die ganzen Stanzen aufzusuchen und nachzulesen. Der erste Gesang beginnt mit den Worten:

In principio era il Verbo appresso a Dio
Ed era Iddio il Verbo e il Verbo lui etc.

Hierauf wird Gott angerufen und zu ihm gebetet:

Mandami solo un degli angeli tuoi,
Che m'accompagni e rechimi a memoria
Una famosa antica e degna storia!

Dann wird in der zweiten Stanze auch die Vergine santa, figlia e madre e sposa di quel signor u. s. w. angerufen, und die einundachtzigste Stanze schließt den Gesang mit einem Di mal vi guardi il re dell' alta gloria. Der zweite Gesang beginnt:

O giusto, o santo, o eterno monarca,
O sommo Giove per noi crucifisso etc.

Er schließt mit den Worten:

Or tu signor, a cui servir sol godo,
Per cui la terra e l'aria rabuffo,
Guardaci e salva, e asino al fine insegna
Tanto ch'io canti questa storia degna!

Der vierte Gesang fängt so an:

Gloria in excelsis deo e in terra pace,
Padre, figlolo e spirito santo etc.

Der siebente Gesang beginnt, wie der vierte und andere, mit dem feierlichen Kirchengesang Hosanna, der zehnte mit dem Te deum laudamus, der fünfzehnte mit dem Magnificat, der neunzehnte mit dem Laudate, der dreiundzwanzigste mit dem Deus in adjutorium nostrum intende. Auch die Schlußverse sind entweder Gebete oder Dimissorien in Bänkelsänger-Form. Wie sehr für uns, die wir an diese Art des Komischen nicht gewöhnt sind, Pulci's Manier oft anstößig ist, sieht man besonders am zwölften Gesange, dessen Schlußvers lautet: L'angel di dio vi tenga pel ciuffetto (der Engel Gottes halte euch am Schopfe). Das Buch ist übrigens im Geist und in der Sprache ganz und gar Florentinisch (Toscanissimo); es hat also Reize, die man nicht einmal diesseit der Apenninen, geschweige denn diesseit der Alpen richtig beurtheilen kann. Die Eingeborenen werden durch die toscanischen Redensarten und durch toscanische Sprichwörter reichlich dafür entschädigt, daß der Vers nach dem Urtheile der Kritiker oft hart ist und die Niedrigkeit des Ausdruckes nicht selten sehr weit geht. Der Morgante Maggiore ist daher durch alle folgenden Jahrhunderte hindurch in den Händen der Nation geblieben, und wird auch jetzt noch zu den klassischen Volksgedichten gezählt.

Dieses erzählende Gedicht war durchaus genial, und gehörte dem neueren Italien und dem Mittelalter an; die Zeit verlangte aber ein episches Gedicht in alter Manier. Die Gelehrten Italien's waren in demselben Irrthum begriffen, welcher allen Nationen Europa's,

die auf der Grundlage des klassischen Alterthums eine neue Literatur bauen wollten, eigen gewesen ist, daß nämlich diese nicht fertig werden könne, wenn man nicht überall einen Homer, einen Sophokles, einen Pindar u. s. w. gehabt habe. Man wollte also in Italien ein eigentliches Epos nach alter Regel. Ein sehr gelehrter Mann, Matthias Maria Bojardo, Graf von Scandiano, suchte hierauf dadurch, daß er alle Rolands-Sagen in ein einziges Gedicht vereinigte, ein italiänisches Epos zu schaffen; er war aber eben so unglücklich damit, als später Chapelain mit der Geschichte der Jungfrau von Orleans in Frankreich. Bojardo war ein guter Grieche, schrieb vortrefflich Latein, und hatte den Herodot, den goldenen Esel des Apulejus und die Chronik des Nicobaldus in seine Muttersprache übersetzt; als Heldendichter aber ist er uns blos dadurch wichtig, daß er für Ariost die Materialien gesammelt hat. Er schöpfte aus denselben Quellen, welche Luigi Pulci benutzt hatte, aber im vollen Ernst, nicht, wie dieser, um des Ernsten zu spotten. Bojardo gab durch seine Persönlichkeit dem Stoffe, den er wählte, Ansehen; denn er war nicht blos ein genauer Freund der gelehrten Herzöge Borso und Herkules I. von Este, sondern auch Statthalter von Reggio. Er ermüdete jedoch durch die Masse der Erzählungen, also durch Überfülle. Er nahm nämlich aus seinen reichen Quellen, d. h. aus den Volksdichtungen und Erzählungen von Karl's des Großen Paladinen, ein so reiches Material für sein Heldengedicht, den Orlando inamorato, daß ein Menschenleben zur Vollendung desselben nicht hinreichte. Bojardo brachte seinen Orlando nur bis zum neunten Gesange des dritten Buches, und erst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wurden durch Nicolo degli Agostini noch drei Bücher oder dreiunddreißig Gesänge hinzugefügt. In dieser seiner ursprünglichen, ermüdenden Form ist der erste Versuch eines Heldengedichtes nach alter Manier wenig oder gar nicht bekannt; denn wer dasselbe kennen lernen will, der muß sich an die gleich nach seiner Erscheinung verfertigten spanischen und französischen Übersetzungen halten, weil das italiänische Original den Überarbeitungen hat weichen müssen. Selbst Guinguenée in seiner Literaturgeschichte Italien's scheint das eigentliche Werk Bojardo's nicht gekannt zu haben; denn obgleich er behauptet, daß er auch die vor Dominichi's

Bearbeitung 1539 erschienene Ausgabe gesehen habe, so citirt er doch nur die venetianische von 1745. Der Orlando inamorato gehört daher, in so fern er den Übergang zu Arioſt's Meisterwerk, dem rasenden Roland, bildet, dem sechszehnten Jahrhundert an, bei dessen Geschichte wir mit wenigen Worten auf dasselbe zurückkommen werden. In der Mitte dieses Jahrhunderts arbeitete nämlich zuerst Lodovico Dominichi und dann Francesco Berni an der gänzlichen Umgestaltung von Bojardo's Werk. Mit der Arbeit des Ersteren war man nicht zufrieden; Francesco Berni aber war glücklicher. Sein Orlando inamorato wird immer noch gelesen und als Einleitung zum rasenden Roland betrachtet. Wie groß übrigens die Masse war, welche Bojardo und Nicoli degli Agostini zusammengebracht hatten, wird man aus dem Umfange des kürzeren Werkes von Berni sehen. Man sollte denken, es müßte Mühe kosten, sich durch dasselbe durchzuarbeiten. Das erste Buch hat neunundzwanzig Gesänge, jeden zu fünfzig Stanzen von je acht Versen, das zweite einunddreißig Gesänge. Das dritte brachte Bojardo bis zum neunten Gesange; da nun nachher die Zahl der Bücher bedeutend angewachsen ist, so wird man auf den Umfang des Ganzen schließen können.

3. Studium der Naturwissenschaften, gegründet auf Erklärung der Alten; Erweiterung und Umgestaltung der Erfahrungswissenschaften des Mittelalters.

Wir berühren die Erfahrungswissenschaften, welche im Alterthum weniger sorgfältig betrieben wurden, als in der neueren Zeit, nur im Vorbeigehen und blos, um anschaulich zu machen, wie das Leben und die Wissenschaft der neueren Zeit im fünfzehnten Jahrhunderte in Italien entstanden sind; denn eine genaue Geschichte der Naturwissenschaften erfordert eine Kenntniß des Besonderen und Studien, deren wir uns nicht rühmen können. Wir beschränken uns daher auch, weil wir im Folgenden nicht mehr auf diesen Gegenstand zurückkommen, nicht auf das fünfzehnte Jahrhundert, sondern werfen zugleich den Blick auf die beiden folgenden Jahrhunderte.

Unter den Schriftstellern des Alterthums, die man in Italien im fünfzehnten Jahrhundert hervorzog und für die Wiedergeburt

der alten Wissenschaft benutzte, waren auch Plinius und Dioscorides. Mattioli, der Übersetzer des Letzteren, faßte seine Aufgabe so, daß er durch die Übersetzung den Grund zu der neueren Botanik legte. Es erwachte in Italien, welches im fünfzehnten Jahrhundert noch allen Handel, alle Gewerbe, allen Reichthum von Europa in sich vereinigte, ein allgemeines Interesse für die Botanik. Die Städte suchten eine Ehre darin, große botanische Anstalten zu haben, und reiche Privatleute und Fürsten gründeten eigene botanische Gärten. Später wurde der Garten von Padua der erste von ganz Europa, nachdem ihn Prosper Alpinus und Guillandino verwaltet hatten. Prosper Alpinus, welcher der großartigen Pflanzen-Cultur zu Padua von 1599 bis 1616 vorstand, durchreiste in den Jahren 1580 bis 1586 ausdrücklich dieses Gartens wegen den ganzen Orient, und seine Schriften beweisen, daß er die Pflanzenkunde von Palästina und Egypten zu seinem Hauptstudium machte. Zu derselben Zeit ward Andreas Cesalpini in Pisa als Lehrer der Botanik von allen Gegenden her besucht, und schrieb sein Pflanzensystem (de plantis, 1583. 4.).

Ein Zeitgenosse dieser Männer, Aldrovandi, der zu Bologna lehrte, umfaßte die gesammte Naturgeschichte und behandelte sie zu der nämlichen Zeit in geistreicher Weise, als man diesseit der Alpen sich über die Dogmatik zankte. Ebenso lehrte Porta, welcher um 1550 geboren war, gegen das Ende des Jahrhunderts in Neapel nicht blos Naturgeschichte und Anatomie auf eine geniale Weise, sondern er schrieb auch über alle mit den Naturwissenschaften verwandten Gegenstände Bücher, von welchen die viel gelesene Schrift über Magie (de secretis) ihn sogar der Hexerei und des Irrglaubens verdächtig machte. Er schrieb außerdem über Physiognomik (Physiognomica), über Refraction, über die Theorie der krummen Linien, über Perspective und über das Wesen der Luft (Pneumatica). Was die Anatomie betrifft, so hatte im fünfzehnten Jahrhundert Mondini den Weg gebahnt, auf welchem nachher Jakob Berengar von Carpi fortwandelte. Dieser gab 1521 ein ausführliches Werk über Anatomie, also über eine bis dahin fast unmögliche Wissenschaft, heraus, und setzte nachher die Entdeckungen und Versuche, die er in seiner Vaterstadt begonnen hatte, in Ferrara fort. Die größten Anatomen des folgenden

Jahrhunderts gehören alle dem Lande Italien an. Andreas Vesalius war freilich zu Brüssel geboren, und hielt seine wissenschaftlichen Vorträge anfangs in Löwen, Paris und Montpellier; die letzten sechszehn Jahre seines Lebens aber lehrte er zu Padua, wo er 1564 starb. Der zweite große Anatom, Gabriele Falloppia, war in Modena geboren. Er reiste sehr viel in seinem Leben, kam auch nach Griechenland, lehrte in Ferrara, in Pisa, in Padua, und schrieb das bedeutendste unter seinen Werken (Observationes anatomicae, Venetiae, 1561. 8.) schon im vierundzwanzigsten Lebensjahre. Seinen berühmtesten Zeitgenossen, dem Sicilianer Ingrassias und dem Conani aus Ferrara, welche neben ihm genannt werden, wagen wir keinen Rang anzuweisen, weil die Anatomie uns fern liegt; aber die meisterhaften anatomischen Tafeln des Bartolomeo Eustachio gehören zu den bedeutendsten Kunstwerken der neuen Zeit, ganz abgesehen von dem Gebrauche, welchen Boerhave und seine medicinische Schule im achtzehnten Jahrhundert von denselben gemacht haben. Eustachio vollendete seine unsterblichen Zeichnungen 1574 in Rom, konnte sie aber nicht stechen lassen, weil sein Vermögen dazu nicht ausreichte; erst 1714 ließ Pabst Clemens XI. sie durch Lancisci stechen und herausgeben. Boerhave, welcher sie 1744 in Leyden von neuem herausgab, fügte Erläuterungen und alle neueren Entdeckungen bei.

4. Allgemeine Bemerkung über die mathematischen Wissenschaften.

Da die Mathematik und die mit dem Studium derselben zusammenhängenden Wissenschaften dem Kreise der Leser dieses Werkes noch ferner liegen, als die vorher genannten realen Wissenschaften, deren Schöpfer jeder Gebildete wenigstens dem Namen nach kennen muß, so wagen wir nicht, auch nur Namen und einzelne Werke anzuführen. Wir beschränken uns vielmehr darauf, einige Winke zu geben, wie diese in unserer Zeit zu einer von den Alten auch nicht im Traume geahnten Höhe gebrachten Wissenschaften im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert aus dem erneuerten Studium der Alten entsprangen, wie in Italien die Vorarbeiten der gegenwärtigen Wissenschaften vollendet wurden, und wie der Grund ganz neuer Wissenschaften des Wägens und Messens, des

Rechnens und der genauen Kenntniß von Himmel und Erde gelegt ward. Der ganz vergessene oder im arabischen Schutt begraben gelegene Euklid wurde dort schon im vierzehnten Jahrhundert neu hervorgezogen, übersetzt und erklärt, im fünfzehnten aber auf eine solche Weise commentirt und erweitert, daß schon durch die Behandlung desselben allein die Geometrie den anderen Völkern Europa's neu geschaffen überliefert ward. Die Algebra wurde, selbst nach dem Geständnisse der Franzosen neuerer Zeit, welche Meister in derselben waren, so weit gebracht, daß alles, was man nachher hinzugefügt hat, leichter zu erfinden war. Ferner rief das große Bedürfniß der Seefahrer der italiänischen Seestädte, welche damals von der Straße von Gibraltar an bis zum äußersten Winkel des schwarzen Meeres Handel und Schifffahrt trieben, aus der Astrologie des Mittelalters die Astronomie hervor. Was endlich die Perspective, die Optik und die Akustik betrifft, so erreichten eines Theiles die Baukunst und die Malerei damals den höchsten Gipfel, und anderes Theiles waren die Musik und die Schauspielkunst selbst am päbstlichen Hofe, besonders aber zu Venedig und Florenz, so begünstigt, daß jene Wissenschaften in gleichem Maße mit der Baukunst theoretisch und praktisch betrieben wurden. Um Letzteres zu beweisen, brauchen wir nur anzuführen, daß Rusconi 1500 das große nnd berühmte Kupferwerk der einhundertundsechzig Zeichnungen zum Vitruvius herausgab. Sarlo, dessen Werk über die Baukunst (sette libri d'architectura) Epoche machte, lebte freilich in Frankreich, wo er arm und elend starb.

II. Erste Anfänge der neueren Literatur in Frankreich.

1. Einleitung.

Wir werden bei den Franzosen erst im sechszehnten Jahrhundert unter Franz I eine Blüthe des in Italien neu erwachten Studiums der alten klassischen Literatur, sowie die Entstehung einer auf dem Studium derselben beruhenden gallo-römischen Geistesbildung nachweisen können, glauben aber doch des historischen Zusammenhanges wegen die dunkeln Spuren des Fortschreitens im fünfzehnten und im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts nicht ganz übersehen zu dürfen. Auf diese Weise werden wir auch der Fort-

schritte in Deutschland bis 1515 kurz gedenken, obgleich dort eigentlich erst Luther Epoche machte. Die Bemühungen der deutschen Gelehrten, deren wir erwähnen werden, scheinen uns um so mehr des Andenkens würdig, als die Bildung unserer Nation kurz vor und kurz nach Luther durchaus von keiner Protection abhängig und nicht, wie in Frankreich, an einen Hof und an dessen Schutz gebunden war.

In Frankreich erlitten schon im dreizehnten Jahrhundert die Sitten eine Veränderung, und es wurde in der Literatur verspürt, daß französische Herren lange Zeit Beherrscher von Constantinopel gewesen waren, und daß im eigentlichen Griechenland, zu Athen und im Peloponnes, französische Fürstenthümer bestanden, welche stets mit ihrem Vaterlande in Verbindung blieben. In gleicher Weise wirkte nachher der Kreuzzug, welchen Ludwig IX., der Heilige, unternahm; denn man sagt uns ausdrücklich, daß die kleine Bibliothek, welche Ludwig stiftete, und Alles, was er für gelehrte Anstalten that, eine Nachahmung dessen gewesen sei, was er im Orient gesehen hatte. Auf der anderen Seite weckte freilich derselbe Ludwig dadurch, daß er durchaus seine Dominikaner und Franziskaner und deren Schulgelehrsamkeit den Franzosen, die eine ganz vollständige Literatur in der romanischen Sprache hatten, aufdringen wollte, eine Oppositions-Literatur, welche anfangs sowohl das Klassische, als das Mönchische verschmähte. Den Einfluß dieser originellen romanischen Literatur können wir bis auf Rabelais und im Rabelais nachweisen. Sie verleiht nachher mitten unter dem Pomp der späteren rhetorischen, akademischen, schulmäßigen Hof-Literatur einzelnen Werken den Reiz der Naivetät, und man hat sie in unseren Tagen mit Glück benutzt, um der französischen Sprache ihre alte Kraft und der Literatur ihre Natur wiederzugeben.

2. Opposition der Volksdichter und Schriftsteller gegen Schul-Literatur, Mönchslehre und Mönchsleben; Schulbücher in Versen.

Weil wir uns darauf beschränken müssen, nur den Gang der französischen Literatur bis auf Franz I. anzudeuten, so übergehen wir die in dieser Zeit gemachten neuen Bearbeitungen des schon früher (Th. IX. S. 425) erwähnten, ganz gegen den Aberglau-

ben, die Verfolgungssucht und den mechanischen Gottesdienst des frommen Königs Ludwig IX. und seiner Bettelmönche gerichteten Buches vom Fuchse (le Renard), und reden nur von anderen satyrischen Arbeiten der Zeit. Unter ihnen ist besonders der Rütebeuf, welcher zur Klasse der Fuchs-Geschichten gehört, hervorzuheben; denn man erkennt in ihm deutlich, daß das ganze Verhältniß der Bettelorden und ihrer Theologie und Philosophie zu Ludwig IX. und seiner Reichsverwaltung verspottet und mit der bitteren Lauge des Volkswitzes überschüttet wird. Wenn wir auch in der Satyre des Rütebeuf, auf welchen wir im Einzelnen nicht eingehen wollen und dürfen, vielleicht einige Bosheit des Verfassers erkennen können, so müssen wir doch im Allgemeinen eingestehen, daß aus diesem Buche der praktische und gesunde Sinn des Volkes, der auch im Mittelalter sich gleich blieb, hervorleuchtet. Während nämlich wir Anderen und besonders die sophistisirenden und rhetorisirenden Geschichtschreiber nur die rühmliche Seite von Ludwigs IX. Regierungsweise und seine unstreitig ganz vortrefflichen Absichten zu berücksichtigen pflegen, hebt dagegen im Rütebeuf der Volkswitz die Schattenseiten und die nachtheiligen Folgen eines ascetisch-dogmatischen Regierungs-Systems hervor. Ebenso wie dieses Werk lehrt uns eine Menge von satyrischen Liedern, Fabeln und Erzählungen die Zeit von der Rückseite her betrachten, indem dieselben die nachtheiligen Wirkungen des geistlichen Druckes, der Heuchelei und der Anfeindung der Natur, welche das herrschende geistliche System der weltlichen Regierung veranlaßte, satyrisch schildern. Ein großer Theil von ihnen ist noch ungedruckt; viele sind aber in unserem Jahrhundert endlich aus den Handschriftensammlungen hervorgesucht und veröffentlicht worden. Unter ihnen werden von den Kennern besonders die „Schlacht der Laster gegen die Tugenden" (la bataille des vices contre les vertus) und die Satyre über die Mönchsorden (sur les ordres religieux) hervorgehoben. Die Letztere scheint eine Art von Vaudeville oder Volksgesang zu sein, nur in einem besseren Tone gehalten, als die Gassenhauer sonst gehalten zu sein pflegen. Daß in ihr die Mönche und Nonnen und das, was von ihnen ausging, nicht besser wegkommen, als in allen deutschen Meistergesängen des fünfzehnten Jahrhunderts, wird man aus dem stets wiederkehrenden Refrain:

„Der schändliche Pfaff' und die heuchelnde Nonne verderben die Sitten der Zeit" (Papelart et beguine ont le siècle honni) ersehen können.

Wir übergehen die gegen die Regierung gerichteten Stücke ganz, weil uns der Raum kaum erlaubt, die Spuren des Fortschreitens anzudeuten, wir also nicht wagen, die Fortschritte selbst genauer zu prüfen. Übrigens rechnen wir zu diesen dämmernden Spuren des Lichtes der neueren Tage auch die vielen Bemühungen und Versuche jener Zeit, den Unterricht und die Lehrweise zu verbessern. Selbst die Dominikaner suchten den Unterricht methodischer und fruchtbarer zu machen, wie das Beispiel des Vincent von Beauvais, welcher diesem Orden angehörte, beweist (s. Th. VII. S. 355 und Th. VIII. S. 238). Man schrieb daher auch, weil man auf die alten Schriftsteller und auf die Hülfsmittel zum Verständnisse und zur Erklärung derselben aufmerksam ward, eine Anzahl von Schul- oder vielmehr Hülfsbüchern des Unterrichts, durch welche die älteren verdrängt wurden. Der Dominikaner Alexander von Villedieu, den man nach seiner Vaterstadt Dole in der Bretagne gewöhnlich Alexander Dolensis nennt, schrieb zuerst eine Grammatik, welche im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts den Priscianus aus den französischen Schulen verdrängte, weil Alexander zu Paris lehrte. Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts genügte diese Grammatik nicht mehr, und das Lehrbuch von Despautères wurde damals zuerst in den flandrischen und dann in allen französischen Schulen eingeführt und ausschließend gebraucht. In dem Lehrbuche oder Doctrinale des Alexander Dolensis wird die ganze Grammatik in Alexandrinischen Versen behandelt. Wir wollen, weil das Buch in Frankreich lange Zeit hindurch Schulbuch geblieben ist, die Abtheilungen desselben kurz angeben. Zuerst wird das Decliniren gelehrt, dann ist die Rede von Heteroclitis und irregulären Wörtern; hierauf handelt das Buch drittens von den Vergleichungsstufen (gradus comparationis), viertens vom Geschlechte der Wörter, fünftens von der regulären Conjugation, sechstens von den irregulären und anomalen Zeitwörtern, siebentens von der Conjugation bestimmter Verben, achtens von der Rection, neuntens von der Construction, zehntens von den Regeln über die Quantität der Sylben, elftens von dem Accent

und endlich zwölftens von den grammatischen Figuren. Dieses Buch fand so großen Beifall, daß eine ganze Anzahl solcher Doctrinale in Reimen geschrieben wurden. Unter ihnen ward am berühmtesten das Doctrinale des Sauvage, welches nicht blos die grammatischen Regeln, sondern auch die Moral in gereimten Denkversen vorträgt.

Von dem Augenblicke der Verbesserung der Unterrichts-Methode an erscheint die Spaltung, welche in Deutschland die Briefe der Dunkelmänner hervorrief, in der satyrischen Volks-Poesie der Franzosen als ein Kampf witziger Freunde der allgemeinen Bildung mit den Mönchsschulen und deren Dialektik. Dahin zielen die scharfen Verse Teinturier's in seinem Gedichte, welches die Hochzeit der sieben freien Künste betitelt ist, da Teinturier durchweg klar zu machen sucht, wie verderblich es sei, den ganzen Unterricht ausschließlich den Geistlichen und Mönchen zu überlassen. Am deutlichsten erkennt man aber das Vorspiel des furchtbaren Kampfes zwischen den Humanisten und den Dialektikern alten Schlags, welcher in Frankreich weit früher als in Deutschland den Letzteren verderblich ward, in dem Streite der Schule von Orleans, in welcher hauptsächlich humanistische Studien getrieben wurden, mit der Pariser Universität, die sich ausschließend mit Scholastik beschäftigte. Man belegte sich wechselseitig mit höhnenden Beinamen, wie dies auch heutiges Tages geschieht. Die Lehrer und Schüler von Orleans hießen, weil sie sich nicht der spitzen und künstlichen Schlüsse des Pariser Scholasticismus, sondern gleich den Juristen der Autorität der Alten und der aus ihnen angeführten Stellen bedienten, Glomeriaux oder Autoriaten; die Pariser Spitzfindigkeiten dagegen wurden in Orleans Quiquelique genannt. Dies ersieht man aus der Stelle des Renard, in welcher es heißt:

Sais tu rien de dialectique?
Oui, je sais toute quiquelique.

Dieser Zank der Schulen hat dem Henry d'Andeli Anlaß zu einem Gedichte von der Schlacht der sieben freien Künste (bataille des sept arts) gegeben. Der Dichter läßt (und dies ist charakteristisch für den Zweck, für welchen wir sein Werk anführen) Grammatiker, Dichter, Redner und Historiker der Alten für Or-

leans fechten; die Philosophen dagegen, besonders die logischen Klopffechter und großen Disputanten, ziehen für Paris ins Feld. Die Sache ist nicht übel aufgefaßt, und wir wollen den Inhalt näher bezeichnen, weil sich die Zwiste vieler über Politik und Philosophie heftig streitenden Professoren unserer Zeit vielleicht auf ähnliche Weise durchziehen ließen. Als die Pariser Dialektiker ins Treffen ziehen, war der tapferste Verfechter der Quiquelique, Raoul von Bailli, nicht mehr am Leben; sie müssen also aus Tournay Hülfe holen. Die von hier gesendeten komischen Personen nehmen die niederen und höheren Mönchsschulen, das Trivium und das Quadrivium (s. Th. IV. S. 598), auf ihren Kriegswagen, und spannen die Pedellen vor denselben; Robert der Zwerg aber und Cleron der Alte halten Zügel und Peitsche (die uns unbekannten, den Zeitgenossen aber wohl bekannten Persönlichkeiten, welche von der Satyre getroffen wurden, gaben solchen Gedichten das Salz eines Charivari oder eines Punch unserer Zeit). Nur dieser Theil der Kämpfenden bringt Feldmusik mit in die Schlacht; doch müssen die Kehlen der Theologen genetzt werden, und ganz Paris muß den Wein dazu hergeben. Beim Angriffe stürzt Donatus auf Plato, Aristoteles auf Priscianus; dieser ist durch die mächtige Lanze seines Gegners schon aus dem Sattel gehoben, als Doctrinale und Gräcismus (ein ähnliches Werk für das Griechische, wie das Doctrinale für das Latein war) dem armen Priscianus zu Hülfe eilen und das Pferd des Aristoteles so verwunden, daß er zu Fuße fechten muß. Gleich darauf kommen der Grammatik alle lateinischen Dichter zu Hülfe; nur Dom Barbarismus hält es mit der Philosophie, weil er eigentlich ein Vasall der Grammatik ist, aber, wie es mit bitterem Spott auf alte und neue Scholastiker heißt, auch im Lande der Philosophie Lehengüter hat, und weil er überdies aus Poitou und folglich ein Schelm ist. Indessen nützt derselbe wenig; denn er schlägt sich schlecht. Die Dialektik muß endlich den Rückzug antreten, und wird in Montlhery eingeschlossen. Hier versucht sie zu capituliren, ihr Abgeordneter macht aber so arge Verstöße gegen die Regeln der Sprache, daß man ihn fortschickt. Endlich erscheint der Engländer Gautier mit Hülfstruppen von der Astronomie; diese gibt den Blitz her, und die Grammatik muß sich zurückziehen. Hier läßt uns der Dichter einen Blick in

die Art von Bildung thun, welche in den verschiedenen Gegenden von Europa herrschte. Er sagt nämlich, seit jener Schlacht habe Poësie la courtoise ihren Sitz zwischen Blois und Orleans aufgeschlagen, in Frankreich triumphire haute science, in England und Deutschland sei daneben doch noch die Poesie in Ehren, den Lombarden aber sei dieselbe ein Ärgerniß.

3. Geschichte eigenthümlicher Art und naive Prosa.

Wir haben schon früher (Th. VII. S. 345—348) erwähnt, daß die Franzosen bereits im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert durch die unter Gottfried's von Villehardouin Namen verbreitete Geschichte der Eroberung von Constantinopel und durch Joinville's Geschichte Ludwig's des Heiligen historische Werke in ihrer Muttersprache erhielten, welche noch gegenwärtig mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden können. Wir haben ferner (Th. VIII. S. 219—225) darauf aufmerksam gemacht, daß Froissart's Chronik zwar von jenen beiden Büchern, welche als Muster und Anfang der den Franzosen eigenthümlichen Denkwürdigkeiten-Literatur angesehen werden müssen, sehr verschieden ist, gleichwohl aber nur die bei Villehardouin und Joinville herrschende, dem französischen Nationalcharakter und den Bedürfnissen angepaßte Methode, den Verfasser der Geschichte selbst redend und handelnd einzuführen, auf die Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts anwandte. Von Froissart's Zeit an hat es den Franzosen nicht mehr an Männern und Frauen gefehlt, welche die Begebenheiten ihrer Zeit nach ihrer individuellen Auffassung in der Muttersprache niederschrieben. Dies hat auf der einen Seite der philosophischen Auffassung sehr geschadet, auf der anderen aber die Nationalität und das Interesse am Traditionellen, an dem für wahr Geltenden, wenn es auch nicht wahr ist, sehr gefördert. Die Franzosen haben freilich durch diese Reihe von Denkwürdigkeiten gar zu viel Anekdoten, witzige Einfälle, Reden und Antworten, geheime Geschichten, Charakteristiken, Klatschereien und ganz offenbare Erdichtungen erhalten; sie besitzen aber in denselben auch ein Mittel, Leben, Bewegung und Volksthümlichkeit in ihre Geschichte zu bringen, welches uns Deutschen ganz mangelt, weil wir nur corpulente lateinische Chroniken und Staatsgeschichten nebst unendlichen Regesten haben.

Übrigens spüren wir nach Froissart's Zeit in der Literatur der naiven und romantischen, an das Individuelle und Anekdotische geknüpften Geschichtserzählung dieselbe Veränderung, welche damals im Leben der höheren Klassen und in der Politik vorging. Die unbefangene und natürliche Weise hört auf, die Schriftsteller sind aus der italiänischen Schule, und suchen überall italiänische Ränke auf, welche fortan als wissenschaftliche Politik, als Bildung des Staatsmannes und Diplomaten betrachtet werden, weil jede Wahrheit und Offenheit des Lebens als Einfältigkeit verlacht wird. Die Schriftsteller finden fortan die Triebfedern aller Handlungen und die Ursachen aller Geschichten ganz allein in den Ränken und Privatzwecken Einzelner. Die Selbstsucht ist bei ihnen die Quelle alles menschlichen Handelns, und das Lesen der Denkwürdigkeiten rief daher auch bei denen, welche den Staat regierten, nothwendig wieder Selbstsucht hervor. Diese Denkwürdigkeiten, welche, weil sie unterhaltend sind und sein sollen, scheinbar die Ursachen und den Zusammenhang aller Dinge enthüllen, welche alle Worte und sogar alle Gedanken der handelnden Personen wiedergeben, haben die französische Geschichtschreibung oft in eine Anekdotensammlung, oft auch in eine Chronik von Anstößigkeiten verwandelt. Wir beginnen die Reihe derselben mit dem Werke, welches Christina von Pisa unter dem Titel Mémoires sur le règne de Charles V. verfaßte. Der Vater der Verfasserin, Thomas von Pisa, war ein gelehrter Italiäner, welchen König Karl V. seiner astronomischen oder vielmehr seiner astrologischen Kenntnisse wegen aus Bologna kommen ließ, weil bis in das siebenzehnte Jahrhundert ein europäischer Hof ebenso wenig, als noch heutiges Tages ein persischer ohne Astrolog sein konnte, und alle solche Stellen damals mit Italiänern besetzt wurden. Die Tochter kam mit ihrem Vater an Karl's Hof, vermählte sich in Frankreich, verlor aber schon im fünfundzwanzigsten Lebensjahre ihren Mann, und gerieth dadurch in traurige Umstände. Sie war Dichterin, und es glückte ihr seit 1399, sich durch ihre kleinen Gedichte (dictiées, rondeaux, ballades, laix u. a.) in Frankreich, in England, in Mailand, also überall, wo das Altfranzösische Hofsprache war, so bekannt zu machen, daß sie von dem Herzoge von Mailand eingeladen wurde, an seinen Hof zu kommen. Sie

folgte jedoch dieser Einladung nicht. Nachher begab sie sich an den Hof Philipp's des Guten von Burgund. Hier schrieb sie 1405 auf des Herzogs Begehren das erste Buch der Biographie Karl's des Weisen, dem sie erst später die übrigen beifügte. Sie lebte fortwährend in trübseligen Umständen, schrieb aber in französischer Sprache fünfzehn Bücher, von welchen einige besonders dadurch wichtig sind, daß sie zu einer Zeit, wo es noch keine Literatur oder Journalistik für Damen gab, eine solche bildeten. Besonders war die Schrift Cité des dames ein Lesebuch aller vornehmen und gebildeten Damen des fünfzehnten Jahrhunderts. Gern würden wir von einer anderen Schrift der Christina, de la police Française, welche Mabillon auf seiner gelehrten Reise in Besançon fand, ausführlicher reden, wenn sie uns bekannt wäre. Das Leben Karl's V. oder die Denkwürdigkeiten der Christina, welche man in der großen Sammlung der Denkwürdigkeiten zur französischen Geschichte findet, sind ganz unbedeutend. Sie bestehen aus einer Sammlung von zusammengerafften Anekdoten zur Lebensbeschreibung und zum Lobe Karl's V., des Beschützers von Christina's Vater, sowie gelegentlich zum Lobe ihres Vaters selbst. Da der guten Frau, welche die Dinge nur weiblich und aus weiter Ferne erblickte, alle tiefere Einsicht in das Wesen der Menschen, in den Gang der Begebenheiten und in den inneren Zusammenhang derselben mangelte, so kann der Geschichtsschreiber von ihr wenig lernen. Dem Geschichtsforscher mag sie für eine Zeit, in welcher sichere Zeugen fehlen, manches Datum liefern; nur muß er ihr Zeugniß, wenn es von keinem anderen unterstützt wird, sehr vorsichtig gebrauchen.

Drei andere Verfasser von Denkwürdigkeiten des fünfzehnten Jahrhunderts, Peter Fenin, Olivier de la Marche und Philipp von Comines, gehören zu den besten Quellenschriftstellern über die Geschichte der letzten Jahre des Mittelalters und der ersten der neueren Zeit. Wer die Schriften dieser drei Männer, besonders aber die des Comines, aufmerksam liest, wird einsehen, wie viel glücklicher die Franzosen waren als die Deutschen, weil sie in den Denkwürdigkeiten derselben eine Geschichte der merkwürdigsten Männer und Begebenheiten in der Nationalsprache hatten, während bei uns noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts keine lesbare

Geschichte in deutscher Sprache vorhanden war. Der erste der drei Männer, denen die Franzosen die genauere Kenntniß ihrer Landesgeschichte im fünfzehnten Jahrhundert verdanken, Peter Fenin, war Prevot von Arras, und starb im Jahr 1433. Seine Aufzeichnungen, welche später Gerard de Tieulaine und Graincourt lez Duisans sammelten, sind in Beziehung auf ihren historischen Gehalt weit bedeutender, als die der Christina von Pisa. Fenin war nämlich stets im Gefolge des Hofes, und stand an demselben in bedeutendem Ansehen. Seine Denkwürdigkeiten enthalten einen einfachen, nicht auffallend parteiischen Bericht über die unglückliche Zeit des Zwistes der Familien Orleans oder Armagnac und Burgund. Der Verfasser ist zwar der burgundischen Partei günstiger, als den Armagnac's, doch wird auch diesen nicht eigentlich Unrecht gethan.

Der zweite der erwähnten Memoiren-Schreiber, Olivier de la Marche, hat schon etwas mehr Sorge für die Form getragen, als Peter Fenin. Dieser Mann, welcher bis 1505 lebte, war grandmaître d'hôtel von Burgund, und stand zuerst bei Philipp dem Guten und bei Karl dem Kühnen, sowie nachher bei Maximilian und bei dessen Sohn Philipp in Dienst. Er war ein wissenschaftlich ganz ungebildeter Rittersmann, aber zugleich auch ein Hofmann. Als solcher mußte er in Frankreich wie in Burgund, wenn er etwas gelten wollte, an den Bestrebungen derer, welche in der Landessprache schrieben, dichteten und redeten, Theil nehmen; in Deutschland achtete man vor Luther nur diejenigen Gelehrten, welche im Küchenlatein der Klöster oder in der barbarischen Schulsprache schrieben, weshalb Italiäner und Franzosen sich immer einer höheren geselligen Bildung rühmten, als die Deutschen. Olivier's Verdienste um die Literatur in der Muttersprache schienen so bedeutend, daß ihrer in seiner Grabschrift erwähnt wird (qui fit, heißt es von ihm, maints beaux dits en belle rhétorique). Von den kleinen Schriften, welche er schrieb, seinem guten Rath über Zweikampf (avis sur les duels), seiner kurzen Astrologie und seiner Anweisung für Rittersleute, haben wir hier nicht zu reden, sondern nur von seinen Denkwürdigkeiten; denn diese allein sind das, was wir ein Buch nennen, die anderen dagegen Flugschriften.

Den Denkwürdigkeiten Olivier's sieht man auf den ersten Blick an, daß sie nicht, wie die des Comines und wie die meisten historischen Werke unserer Zeit, einen doctrinären Zweck haben und politische oder diplomatische Weisheit lehren sollen, sondern daß der Verfasser es blos auf unterhaltende Erzählung abgesehen hat. Dieses Buch bildet den Übergang von Froissart's romantischer, nach Abenteuern haschenden Manier zur italiänischen, künstlichen, politisch-diplomatischen Auffassung der Geschichte. Man darf daher auch keinen höheren Maßstab an den Erzähler legen, als den er selbst gibt. Die französischen Herausgeber der Sammlung alter Denkwürdigkeiten scheinen uns aus diesem Grunde auch Unrecht daran gethan zu haben, daß sie die ersten hundertundzwölf Seiten, welche die ältere Geschichte in Form einer Einleitung enthalten, weggelassen haben. Man kann nämlich zwar den dort behandelten Theil der Geschichte nicht von Olivier lernen, weil er in demselben die Thatsachen oft ungenau angibt, und sich überall leichtgläubig zeigt; allein gerade aus der Manier, wie er die uns aus anderen Quellen wohl bekannten Geschichten erzählt, kann man lernen, wie er in demjenigen Theile seiner Geschichte beurtheilt werden muß, wo er zugleich Erzähler und Quelle ist. Einen einzigen großen Vorzug haben Olivier's Nachrichten unstreitig sowohl vor den romantischen, als vor den diplomatischen und politischen Geschichten seiner Zeitgenossen. Diese Letzteren erzählen uns nämlich zwar von Schlachten, Kriegen und Unterhandlungen, und beschreiben die Prachtzüge, die Feste und den Glanz der Fürsten, lassen uns aber über den Bestand des Einkommens derselben, so wie über die Verwendung der einzelnen Zweige desselben im Dunkeln; Olivier dagegen hat auf das Letztere ein besonderes Augenmerk gerichtet. Durch ihn allein wissen wir, daß die Einkünfte des burgundischen Reiches zwei Millionen Gulden damaliger Währung betrugen. Diese Summe ist eben so viel, als gegenwärtig zehn Millionen, und setzte, verglichen mit den Bedürfnissen der Zeit, mit der Masse des im Umlauf befindlichen Geldes und mit anderen Verhältnissen, einen Fürsten in den Stand, das Zehnfache von dem zu leisten, was jetzt damit geleistet werden kann; denn die Zahl der Beamten und ihre Besoldung war gering, man hatte keine stehenden Heere, durch geworbene

aber richtete Karl der Kühne sich zu Grunde, Staatsschulden endlich waren unerhört, und es gab also auch weder Zinszahlung noch Amortissement. Wie arm erscheint, im Vergleich mit den Herzögen von Burgund, des Kaisers Karl V. Nachkomme, Karl VI., der Vater der Maria Theresia, welcher im achtzehnten Jahrhundert über Belgien, Ungarn, Böhmen, Oestreich, Neapel, Sicilien, die Lombardei und das deutsche Reich herrschte, und doch nur vierzig Millionen Einkünfte hatte! Auch eine Art Budget von Burgund, freilich mehrentheils nur Hofausgaben (état de la maison du duc Charles), hat Olivier in einem Anhange zu seinem Buche uns aufbewahrt. Philosophie des Lebens und der Geschichte sucht man freilich bei Olivier vergebens, und ihm mangelt der feine Blick wie die Aal-Glätte des Philipp von Comines, welcher treuherzig, naiv und einfach ist, wie ein Schweizer, der betrügen will, aber einem durch die Hand schlüpft, ehe man sich es versieht. Olivier ist überall Hofmann, er schenkt uns keine Festlichkeit und kein Turnier, und ist sehr genau und scharf in Betreff des Ceremoniels. Er stellt z. B. ganz ernste Betrachtungen darüber an, warum doch wohl Philipp der Gute von Burgund, obgleich er ein Vasall des deutschen Reiches war, bei seiner ersten Zusammenkunft mit Kaiser Friedrich III., welche 1442 zu Besançon Statt hatte, nicht vom Pferde gestiegen sei. Eben so hat es für ihn große Bedeutung, daß jener Kaiser den Herzog dringend aufforderte, mit ihm unter dem Baldachin zu reiten, und daß Philipp dies standhaft ausschlug. Auch weiß Olivier bis auf eine Linie anzugeben, in welcher Entfernung vom Kaiser der Herzog geritten ist. Dagegen ist Olivier über die wichtigen Folgen von Karl's des Kühnen Tod und über die Geschichten Maximilian's eben so kurz, als Comines hierüber mit Recht ausführlich ist.

Die erst im achtzehnten Jahrhundert hervorgesuchten und gedruckten Denkwürdigkeiten des Jacques du Clercq, welche den Zeitraum von 1448 bis 1467 umfassen, haben als Erzählung und in Rücksicht auf Sprache und Vortrag keinen Anspruch auf eine Auszeichnung vor anderen chronologischen Notizen; wir gehen daher sogleich zu den Denkwürdigkeiten des Philipp von Comines über. Diese sind das erste ganz eigentlich historische Werk, welches in der neueren Zeit diesseit der Alpen in der Landessprache

erschienen, und im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert viel gelesen und oft gedruckt ist. Noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ward es zuerst 1735 in fünf Octavbänden zu Brüssel gedruckt, und dann 1747 von Lenglet du Fresnoy mit berichtigenden Noten und mit einem Anhange von vierhundertvierundzwanzig Actenstücken herausgegeben, welche letztere Ausgabe für die große Sammlung der Denkwürdigkeiten benutzt worden ist. Der gute Lenglet ist indessen zwar ein sehr fleißiger Sammler und ein gelehrter Kenner der Chronologie und der Thatsachen, Urtheil scheint er uns aber wenig zu haben. Er sagt nämlich, Comines sei weder ein Diodor noch ein Livius, wohl aber bald Thucydides oder Polybius, bald Tacitus oder Sallust. Man sieht, daß Comines, wenn dies wirklich der Fall wäre, ganz und gar nichts sein würde. Es ist dem aber nicht so, Comines ist ein ganz origineller Schriftsteller (ein Historicus sui generis), dessen alterthümliche Sprache und naiver Ton ganz vortrefflich als Maske für die durchtriebene Schlauheit und Weltklugheit, welche er predigt, dient. Kaiser Karl V. hatte daher auch ganz Recht, wenn er, der Meister in Verstellung und in politischen und diplomatischen Kniffen und Lügen, das Buch des Comines, welches mit des Verfassers Eintritt in die Dienste seines Urgroßvaters beginnt, zu seinem täglichen Lese- und Lehrbuche machte. Comines Denkwürdigkeiten, welche ganz besonders dazu dienten, die egoistische und verderbliche italiänische Politik in einem reizenden Gewande überall zu verbreiten, haben gleich in den ersten Zeiten an allen Ecken und Enden das größte Aufsehen erregt. Dies beweisen allein schon die vielen Übersetzungen, welche wir sowohl in allen neueren, als auch in der lateinischen Sprache von Comines Werke haben. Eine bloße Anzeige derselben würde dies näher darthun, wir dürfen aber eine solche hier nicht einrücken, weil wir nicht für Gelehrte schreiben. Wir werden später (in der Geschichte der literarischen Bildung des sechszehnten Jahrhunderts) nachweisen, daß Montagne die Philosophie auf ähnliche Weise behandelt hat, wie Comines die Geschichte. Beide Schriftsteller werden bis auf unsere Zeiten in Frankreich als Muster und Meister in ihrem Fache betrachtet. Sie trafen den Nationalgeschmack, waren reich an Anekdoten, durchaus praktisch und schelmisch, ärgerten Niemand

durch Keckheit, redeten eine herzliche und natürliche Sprache, und ließen doch überall den Schelm durchscheinen. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß Montagne den Comines so ganz besonders anpreist.

Comines verdankte die Vollendung der politischen Ausbildung seines großen angeborenen Talents den Umständen der Zeit, in der er lebte, und den Verhältnissen, in welche das Schicksal und seine eigene Schlauheit ihn brachten. Seine Bildung verdankte er unstreitig, ohne daß wir im Stande sind das Nähere anzugeben, mittelbar oder unmittelbar dem in seinem Jahrhundert unter den Italiänern herrschenden Geiste. Er lebte nachher, sowohl in Burgund, als bei Ludwig XI., gerade in den Kreisen, in welchen ohne Rücksicht auf Herkunft und Geburt jeder politisch schlaue, jeder im Staate brauchbare Mann seinen Platz fand, und alle europäischen Angelegenheiten verhandelt wurden. Comines Persönlichkeit gibt seinen Geschichten einen ganz eigenthümlichen Charakter, da er die wichtigsten geheimen Geschäfte zu besorgen hatte, uns aber von seiner Thätigkeit immer nur so viel sagt, als man von den ihm aufgetragenen Geschäften mit Ehren sagen konnte. Ganz offen gesteht er übrigens, was ihm auch als Geschäftsmann große Ehre macht, daß er, obgleich er die schon seit der Flucht Ludwig's XI. nach Burgund bestehende Todfeindschaft zwischen diesem und Karl dem Kühnen kannte, doch mit Ludwig anknüpfte, während er noch in Karl's Diensten war, und daß er nachher in des Ersteren Dienste trat, weil sein geübter historisch-politischer Blick längst vorausgesehen hatte, daß Karl durch seine Politik sich selbst zu Grunde richten werde. Comines behauptete sich während der ganzen Regierung Ludwig's XI., ward aber nach dessen Tode hart behandelt, bis ihn Karl VIII., welcher ganz allein auf Italien bedacht war, in seinen italiänischen Angelegenheiten brauchte. In diesen ward dann Comines durch seine italiänische Bildung und durch seine ganz und gar italiänische Art, die Menschen und das Staatswesen zu betrachten, sehr nützlich, und leistete bis 1509 wichtige Dienste.

Die Art, wie Comines Geschichte schreibt, wird zu allen Zeiten für die große Menge, welche das Entschiedene nicht liebt, das Kluge und Praktische dem Edeln und Idealen vorzieht und, wenn

man es nur nicht gar zu arg macht, lebt und leben läßt, sowie für die Männer der Kabinette sehr passend bleiben. Dies könnten wir leicht auch durch Beispiele unserer Zeit beweisen oder wenigstens erläutern. Comines hält es mit dem Satze, den der Quacksalber gebraucht, um eingebildete Krankheiten zu heilen (Mundus vult decipi). Die Welt geht nach seiner Meinung so, wie man es treibt; er tadelt daher auch an allen Stellen das übertrieben Grausame und Harte nur allein aus dem Grunde als unpolitisch, weil es sich nicht halten kann, sowie das Tollkühne, Übereilte und Heftige nur deshalb, weil es nicht zu dem gewünschten Ziele führt. Er berichtet die schrecklichsten Dinge, welche Ludwig XI. zur Ausführung seiner Zwecke für nöthig hielt, mit der größten Ruhe, und ereifert sich weder über den eisernen Käfig, in welchem Ludwig XI. den Kardinal de la Balüe und Andere Jahre lang quälte (s. S. 180 f.), noch über die unsäglichen Verfolgungen, die er verhängte, noch über die Grausamkeiten, welche er verüben ließ. Comines berichtet uns ganz genau den Gang der Verhandlungen Ludwig's, die Treulosigkeit, den Meineid, die Bestechungen, den Verrath und andere Verbrechen, deren sich der König als politischer Mittel bediente, ohne einen besonderen Unwillen an den Tag zu legen, oder auch die Maßregeln sophistisch zu vertheidigen. Er ist eiskalt, wie ein Diplomat sein muß; sein Zweck scheint blos, sich selbst wegen der Theilnahme an den schlechten Geschäften, zu welchen er gebraucht wurde, zu rechtfertigen, damit er schuldlos dastehe. Er will uns zeigen, welche politische Fehler begangen, und wo in der That politisch klug gehandelt wurde. Die Naivetät, welche wir in ihm finden, gehört nicht ihm, sondern seiner Zeit an, er selbst zeigt überall die kalte und praktische Bildung der genialen Italiäner, welche über ihrer Zeit standen und alle weniger Gebildeten als Werkzeuge betrachteten. Er bewegt sich in der Sphäre der Höfe und Geschäftsleute seiner Zeit, welche keine Mittel für ihren Zweck scheuten und kleinliche Schlauheit für Klugheit nahmen; dieser Sphäre sind seine Bemerkungen und Regeln vollkommen angepaßt. Ein Geschichtschreiber ganz eigener Art ist Comines unstreitig. Er, der die Zeit, in welcher er lebte, besser begriff, als irgend einer der Mitlebenden, hat auch die Ereignisse besser und vollständiger beschrieben, nicht für das Volk,

welches auch Guicciardini und Machiavelli nicht im Auge haben, sondern für den Hof und für Staatsmänner. Er gibt die historische Erläuterung zu den zahlreichen Theorien für Hofleute, Regenten und Männer der Kabinette, welche damals von Italiänern geschrieben, und in italiänischer oder lateinischer Sprache diesseit der Alpen verbreitet wurden.

Sleidanus, dem wir treffliche historische Arbeiten verdanken, hat im sechszehnten Jahrhundert (1548) des Comines Denkwürdigkeiten als allgemeine Geschichte seiner Zeit ins Lateinische übersetzt, und bei dieser Gelegenheit über das Werk des gleich dem Guicciardini vorzugsweise diplomatischen Geschichtschreibers der Zeit Ludwig's XI. und Karl's VIII. Bemerkungen gemacht, aus denen wir, der Bedeutung der Denkwürdigkeiten wegen, einige ausheben wollen. Dies geschieht nicht sowohl, um ein allgemeines Urtheil zu begründen, als vielmehr um zu zeigen, wie Comines im sechszehnten Jahrhundert betrachtet wurde, und wie man seine Denkwürdigkeiten neben die Commentarien Cäsar's und die historischen Gemälde Sallust's stellte. Wir übergehen daher auch, weil es nicht hierher gehört, dasjenige, was Sleidanus, welcher nach der Sitte seiner Zeit sehr weit ausholt, von den Pflichten des Geschichtschreibers überhaupt und von der Pflicht derjenigen, welche das, was sie selbst gesehen haben und wobei sie thätig gewesen sind, beschreiben, insbesondere sagt, sowie auch seine Bemerkungen über Cäsar und Sallust. Sleidanus gesteht ein, daß Comines eine sehr geringe Kenntniß der lateinischen Sprache und der in derselben geschriebenen Bücher gehabt habe, dafür sei er aber ein sehr feiner Kopf gewesen, und in den wichtigsten Geschäften einer unruhigen Zeit sehr viel als Gesandter und als Rathgeber bei den geheimsten Berathschlagungen gebraucht worden. Man finde daher, sagt Sleidanus weiter, bei Comines nur diejenigen Rathschläge und Unternehmungen, welche von Bedeutung gewesen seien. Von diesen rede Comines aus eigener Erfahrung sehr ausführlich und ohne alle Sophistik für oder gegen irgend eine Sache. Darin stimmen wir aus eigner Kenntniß ganz mit Sleidanus überein. Comines lobt, wie Sleidanus fortfährt, nirgends seine Landsleute oder diejenigen, welche seines Geschlechtes sind, vor Anderen, eben so wenig die Könige, die ihn zu hohen Ehren hoben, außer wo sie

es wirklich verdient haben. Er zeigt im Gegentheil weit häufiger die Fälle an, wo diese gesündigt und ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Auch mischt er in seine Erzählung eine große Zahl weiser Aussprüche (Sentenzen). Comines habe, meint Sleidanus, als er nach Ludwig's XI. Tode als Staatsgefangener in harter Haft gewesen, in der Rede, mit der er sich in seinem Kriminalproceß vor dem Parlamente vertheidigte, und während der drei Jahre, als er nach dem Tode seiner Schützer, Ludwig's XI. und Karl's VIII., in Ungnade gewesen, hinreichend bewiesen, daß er früher seine moralisch durchaus nicht zu billigenden Rathschläge blos aus Pflicht und wegen der politischen Nothwendigkeit ertheilt habe.

Das sechszehnte Jahrhundert, nicht blos Kaiser Karl V., betrachtete Comines so sehr als den Inbegriff der praktischen Politik Italien's, die sich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert über ganz Europa verbreitete, daß man den Ausgaben von Comines sehr oft auch die Theorie der Politik, die aus seinen Denkwürdigkeiten hervorgeht, und auf welcher die ganze Erzählung beruht, beizugeben pflegte. Um dies an einem Beispiele anschaulich zu machen, wollen wir nur eine von den theoretischen Schriften anführen, welche wir oft dem Comines beigefügt gefunden haben, nämlich die dreihundertzweiundsechszig aus alten und neuen politischen Schriftstellern gezogenen, in lateinischer Sprache sehr kurz abgefaßten Regeln für Hofleute und Politiker von Duri de Pascolo (Aulicus Politicus, diversis regulis etc.). Wir dürfen nicht wagen, aus dieser kurzen Theorie, welche, wie der Verfasser sagt, durch die Geschichte von Guicciardini, Lattini, Sansovini und Comines mit Regeln der Erfahrung unterstützt werden kann, viele Sätze auszuheben, so vortrefflich in derselben auch die Theorie der Hofpolitik und des Hoflebens zusammengedrängt wird. Sie entspricht bis auf den heutigen Tag der Wahrheit. Wir wollen daher nur einige Sätze anführen, um den Unterschied philosophischer und politischer Geschichtschreibung einleuchtend zu machen. In der dreizehnten von jenen dreihundertzweiundsechszig Maximen politischer Hofklugheit wird man z. B. deutlich sehen, was Comines bewog, schon zu der Zeit, als er noch im besten Verhältniß zu Karl dem Kühnen stand, sich einen Hafen bei Ludwig XI. zu suchen. „Weil,

sagt die Theorie, die Lage der Hofleute darin ganz kläglich ist, daß sie, nachdem sie am Hofe und von demselben entfernt (domi et foris) für ihren Herrn alle möglichen Mühseligkeiten und Arbeiten übernommen hatten, doch endlich durch die Ränke und Verläumdungen der schlechtesten Leute (impudico rabulae et canis curiarum ore) fallen müssen, so muß jeder Hofmann sich wohl vorsehen, daß er gleich im Anfange seiner Laufbahn mit anderen Fürsten in Verbindung trete und sich viele einflußreiche Leute in anderen Gegenden durch Dienste verbindlich mache, um sich der bei ihnen niedergelegten Actenstücke im Nothfalle bedienen zu können." Die zwanzigste Maxime heißt: „Ein kluger Rathgeber des Fürsten wird (wie man auch bei Comines sieht, so gefährlich dies bei Ludwig XI. war) in offenbar gefährlichen und wichtigen Angelegenheiten ganz offen seine Meinung heraussagen und nicht für beide Seiten der Frage Gründe suchen (huc vel illuc interpretationem trahere) oder einen bestimmten Ausdruck scheuen, sondern jedes Ding sogleich beim rechten Namen nennen. Der vierunddreißigste Satz, welchen Comines ebenfalls getreu befolgte, lautet: „Ein kluger politischer Geschäftsmann muß dafür sorgen, daß er niemals ohne irgend einen Geschäftsauftrag sei; denn der Ruf, daß er mancherlei Arten von Geschäften unter Händen gehabt habe, wird ihm großes Ansehen verschaffen."

III. Deutsche Bildung und Literatur bis auf Luther.

(Ergänzung des im neunten Bande enthaltenen Abschnitts über deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert.)

1. Kaiser Maximilian I. und seine Freunde und Diener als dichtende Historiker.

Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian I. waren Beide gelehrt, hatten den besten Willen die Wissenschaft zu beschützen, und waren auch manchmal glücklich in der Wahl der von ihnen beschützten Männer, indem Beide sich Reuchlin's sehr annahmen und Maximilian noch 1517 Ulrich von Hutten zum Dichter krönte; Geschmack aber hatte weder der Eine noch der Andere. Wenn dies nicht aus allem, was sie trieben, hervorleuchtete, so würde man es doch aus dem Weißkunig sehen oder aus dem aben-

teuerlichen Werke, welches der sehr gelehrte und auch in den alten Klassikern belesene Kaiser Maximilian in deutscher Sprache über seine Erziehung, seine Schicksale und seine Thaten geschrieben oder vielmehr dictirt hat. Ganz einfach geschrieben würde der dicke Foliant des Weißkunig einzig und unschätzbar für die deutsche Geschichte sein; mit den kaiserlichen Grillen ausgestopft ist es eine Laterne ohne Licht (monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademtum). Dies war für unsere Geschichte um so schlimmer, als bekanntlich in Deutschland königliche und kaiserliche Grillen sehr ansteckend sind. Für die deutsche Literatur hatte daher Maximilian's Unternehmen, sein eigenes Leben und das seines Vaters zu schreiben und dafür Materialien zu sammeln, kein anderes Resultat, als daß die Nation ein unlesbares Machwerk in Reimen und einen dicken Folianten in Prosa, ausgeschmückt mit einer Anzahl meisterhafter Holzschnitte und angefüllt mit pedantischen, geschmacklosen historischen oder vielmehr allegorischen Räthseln enthielt. Wir können aus diesem Grunde auch nur einige literarische Notizen über den Weißkunig geben, weil es überflüssig sein würde, in einen Inhalt einzugehen, welcher nie den geringsten Einfluß auf die Nation gehabt hat. Maximilian, heißt es, hatte, als er den Entwurf zu dem Weißkunig machte, zu seines Vaters Geschichte Materialien gesammelt, und dictirte seinem Secretär, Marcus Treitzsauerwein von Ehrentreitz, einzelne Aufsätze über seine eigene Geschichte in die Feder. Diese Aufsätze betrafen seine Jugendbildung, seine Übungen, Feste, Jagden, Züge und dgl. m. In ihnen ward jedoch kein Namen genannt, sondern eine geschmacklose Allegorie und Symbolik machte das, was historisch hätte sein sollen, zu einem pedantischen, ganz abgeschmackten Räthsel. Es ist die Rede vom alten und jungen Weißkunig, von dem blauen, dem grünen und jungen Könige, mit welchen die Weißkunige zu thun haben, von der braunen Gesellschaft u. s. w., so daß man gar nicht weiß, wo man ist. Das Dictiren und Schreiben dauerte mit großen Pausen Jahre lang, ohne daß etwas zu Stande kam, und dies ist wenigstens ein Zug, welchen das Buch mit allen deutschen Verhandlungen gemein hatte. Im Jahre 1514 war jedoch endlich der größte Theil der einzelnen Aufsätze beisammen, und Treitzsauerwein sollte sie zu einem Ganzen verbinden, während

Hans Burgmeier, der größte Künstler der Zeit, wunderbar schöne Holztafeln dazu schnitt, weil das Buch mit kaiserlicher Pracht ausgestattet werden sollte. Es fand sich indessen bald, daß ohne ausführliche Erläuterungen kein Mensch das wunderliche Buch werde verstehen können. Selbst der mitverfassende Secretär war nicht im Stande, die von ihm niedergeschriebenen Räthsel zu lösen, und mußte den Kaiser befragen, welcher oft selbst nicht mehr wußte, was er eigentlich gewollt hatte. Treitzsauerwein machte sich daher ein förmliches Fragebuch, damit der Kaiser gelegentlich die Antworten niederschreiben könne. Darüber verfloß wieder eine lange Zeit. Der Kaiser selbst starb, noch ehe das Buch erscheinen konnte, sein Enkel aber, Kaiser Karl V., hatte an ganz andere Dinge zu denken, als an die Herausgabe des Weißkunig; die Sache blieb also liegen. Die beste Handschrift des Folianten kam nach Ambras in Tyrol und später auf die kaiserliche Bibliothek zu Wien, die köstlichen Holzschnitte Burgmeier's aber waren lange Zeit ganz verloren, bis man sie endlich zu Grätz in Steiermark wiederfand. Sie wurden alsdann 1775 nebst dem vollständigen, durch gelehrte Anmerkungen erläuterten Texte bei Kurzböck in Wien gedruckt.

Von dem in Prosa und in Versen gleich unerträglichen Weißkunig erschien schon zu Maximilian's Lebzeiten und gleich nach seinem Tode eine poetische Bearbeitung, der Theuerdank, in prachtvollen Ausgaben. Melchior Pfinzing nämlich, ein Nürnberger Patricier, war Maximilian's Secretär gewesen, und hatte aus der Handschrift einen poetischen Auszug oder eigentlich einen Auszug in furchtbaren Knittelversen gemacht, welcher unter dem Titel: „Die Geverlichkeiten und eines Theils der Geschichten des löblichen streitbaren und hochberümbten Helds und Ritters Tewrdannks" 1517 in Nürnberg sehr prächtig gedruckt wurde. Diese Ausgabe (in klein Folio) ist sehr selten. Neben derselben finden wir auf der Heidelberger Bibliothek die Quartausgabe von 1519, welche in Augsburg erschien und so sauber gedruckt ist, daß man lange geglaubt hat und auch wir nicht anders glauben würden, sie sei ganz in Holz geschnitten, und zwar so fein, als wenn Schrift und Bilder in Kupfer gestochen wären. Auf jeden Fall beweisen diese Ausgaben des Theuerdank, daß das Zeichnen und die

Maler- und Holzschneidekunst in Nürnberg und Augsburg die höchste Vollendung erreicht hatten, während aus der Poesie eine ganz gewöhnliche Nürnberger Waare geworden war. Die Reimerei erhält nämlich einen bleibenden Werth durch die der Ausgabe von 1519 einverleibten kostbaren Zeichnungen des Malers Hans Schäufelin. Der Theuerdank selbst ist in unseren Tagen dem großen Publikum so zugänglich gemacht worden, daß wir uns über ihn sehr kurz fassen können; denn dieses Machwerk Melchior Pfinzing's ist 1836 als zweiter Theil einer Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur mit einer historisch-kritischen Einleitung von Karl Haltaus neu herausgegeben worden, und die Einleitnng enthält alles, was sich über das Buch sagen läßt und darüber schon gesagt und geschrieben worden ist. Wir wollen nur die Reime einrücken, mit welchen das Buch anfängt, und nachher die Eintheilung desselben anzeigen, um zu beweisen, daß diese Schrift gleich vielen Menschen berühmter geworden ist, als sie verdient hatte. Das Buch beginnt mit der Geburt der Maria von Burgund, deren Vater der König Ruhmreich heißt. Die Anfangs-Reime lauten:

Als Hymel und erd beschaffen warn
Vor sechstausend vierhundert jarn,
Darzu auch noch virzig und vier,
Was ein Künig umb die refier
Gen den niedergang der Sunnen,
Der het manches landt gewunnen
Mit seiner ritterlichen Handt,
Rumreich was derselb Künig genanndt.
An Landen, Leuten und Gelt reich,
Derselben Zeit lebt nit sein gleich.
Dem gab got bey dem gemahel sein
Ein einige Tochter hübsch und fein,
Die Sy Erereich nennten, darumb
Dann Sy was gar erlich und frumb.

In der Folge wird gleichsam in einer Vorrede in ebenso herzbrechenden Reimen erzählt, wie König Ruhmreich stirbt und die Königin Ehrenreich nach vielen Berathschlagungen und Schwierigkeiten dem edeln Theuerdank verlobt wird. Diese Geschichten werden in elf Figuren dargestellt, welche eben so viele Abtheilungen bilden. Das erste Buch erzählt, wie der Held den Hauptmann

Fürwitz antrifft, und dieser ihn in die Fährlichkeiten der jugendlichen Unbesonnenheiten bringt, welche in den dreizehn folgenden Figuren anschaulich gemacht werden. Dann folgt im zweiten Buch, wie der Hauptmann Unfall den edeln Ritter Theuerdank in große und wichtige Händel gebracht, und wie der Ritter diese mit hohem Sinn und freudigem Gemüthe bestanden habe. Dies gibt fünfzig Figuren. Im dritten Buch bringt ihn der Hauptmann Neidhard durch Verhetzung der Leute, durch Anstiftung neidischer und mißgünstiger Personen, Untreu, Verrätherei u. s. w. in allerlei böse Händel. Dies wird in dreiundzwanzig Figuren vertheilt. Der Schluß oder die letzten zwanzig Figuren enthalten, wie sich Melchior Pfinzing ausdrückt, des theueren Ritters (Maximilian's) Alter, seine Siege, seinen Tugendwandel, Lebenslauf und Tod.

2. Reuchlin und Ulrich von Hutten und ihre Freunde im Kampfe mit Barbarei, Unwissenheit und Fanatismus.

Wir haben im neunten Bande dieses Werkes (S. 434.) bemerkt, daß sich schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Zahl deutscher Männer bemühte, das Licht, welches in Italien aufgegangen war, unter den Deutschen zu verbreiten, daß sich aber am Ende des Jahrhunderts alle diese Männer in einen engen Freundschaftsbund vereinigten, und nach Art der freien italiänischen Akademie die rheinische Gesellschaft zur Cultur der Humanitäts-Wissenschaften bildeten. Der Lorenzo von Medicis dieser deutschen Akademie war Johann von Dalberg, welcher theils als Bischof von Worms, während er in Ladenburg wohnte, theils als pfälzischer Kanzler die Universität Heidelberg zum Sammelplatz der in Italien für die neue Bildung und Literatur gewonnenen Männer machte. Wir wollen hier blos ergänzen, was wir im vorigen Bande nur berührt haben, weniger um vollständige Notizen nachzutragen, als um anzudeuten, wie lange es in Deutschland schon dämmerte, ehe nach Luther's Auftreten volles Licht hereinbrach. Leider ward gleich darauf durch eine neue Dogmatik und eine neue theologische Klopffechterei die wahre und innere Bildung wieder verdunkelt. Übrigens ist jene schöne Zeit des Kampfes der freien Seelen mit den servilen, der

Bildung des Verstandes und Herzens mit dem Gedächtnißwesen und mit mechanisch eingeübter und eingequälter dialektischer Fertigkeit im Haarspalten so oft beschrieben worden, daß wir in ein allgemeines Werk nicht vollständige Notizen über Männer und Bücher derselben aufnehmen dürfen. Außerdem hat Meiners am Ende des vorigen Jahrhunderts, sowie Erhard im gegenwärtigen *) das Material, welches zur Kenntniß dieser Zeit nöthig ist, so vollständig gegeben, daß wir uns auf dasjenige beschränken zu müssen glauben, was uns selbst im Laufe des historischen Studiums dieser Zeit in die Hände gekommen ist. Wenn sich nicht bei Erhard (Th. I. S. 389—400) ein vortrefflicher Auszug aus der Schrift fände, welche das Resultat der Bemühungen eines Rudolf Agricola und seiner Freunde, die ganze Bildung ihrer Zeit auf neuen Grundlagen zu gründen, enthält **), so würden wir hier einen solchen Auszug einrücken, um das Verdienst, welches die Gelehrten jener Zeit sich um das Volk erwarben, nachzuweisen, gerade weil dies eine Art Verdienst ist, welche wir der Gelehrsamkeit unserer Zeit nur mit großen Einschränkungen zuschreiben würden. Agricola hielt, wie nachher Petrus Ramus, die herrschende aristotelische Philosophie, welche bekanntlich auch Luther tödtlich haßte, für ein Haupthinderniß einer durchgreifenden Volksbildung. Er war nicht so glücklich, wie Peter Ramus, weil ihm, einem edeln Manne, der die Bildung um ihrer selbst willen, nicht wegen des Rufes liebte, das Secten-Wesen zuwider war: Ramus stiftete die mächtigen Schulen der Ramisten, Agricola begnügte sich, ein Buch (De inventione dialectica, Löwen 1515) für die Reformation der geltenden Logik zu schreiben.

Die Hauptrolle in dem Kreise der Männer, welche, ohne den Kirchenglauben angreifen zu wollen, das Leben und die Studien nach italiänischer Weise zu verbessern suchten, hatte Johann Reuchlin, dessen Bruder Dionysius Professor der griechischen

*) Geschichte des Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung in Deutschland, 3 Bde., 1827—1832.

**) Libellus de formando studio vere aureus, dignus, qui studiosorum omnium manibus teratur, cujus auctores sunt doctissimi viri Rodolphus Agricola, Erasmus Roterodamus, Philippus Melanchthon, Coloniae, 1532.

Sprache in Heidelberg war und der rheinischen Gesellschaft angehörte. Reuchlin's Leben, sein Wirken und seine Schriften zeigen deutlich, daß die Erweiterung, welche die einzelnen Wissenschaften in der neueren Zeit erhalten haben, im Allgemeinen (denn Ausnahmen gibt es allerdings) der rein geistigen Ausbildung und dem Antheile aller Gebildeten an jedem Streben in jeder Wissenschaft (dem homo sum, nihil humani a me alienum puto) eher nachtheilig als förderlich gewesen ist. Das Fach verschlingt die allgemeine Wissenschaft, besonders bei Rechtsgelehrten, Geschäftsleuten und Naturforschern. Wir bemerken daher besonders, daß Reuchlin ursprünglich Jurist war, daß er sogar Bundesrichter des schwäbischen Bundes ward und elf Jahre lang blieb, aber nichts destoweniger dabei unternahm, das Studium der griechischen Sprache in Verbindung mit seinen Freunden, das der hebräischen fast ganz allein in Deutschland zu begründen, eine deutsche Bühne zu schaffen und den Mönchen den Jugendunterricht zu entziehen. Im Hebräischen folgten Konrad Pellicanus, Johann Böschenstain und Sebastian Münster seinen Spuren, doch blieben die beiden Ersten weit hinter ihm zurück. Auch in die deutsche Sprache, welche er recht gut schreibt, suchte Reuchlin einen gebildeten Ton zu bringen und eine Feinheit des Ausdruckes und der Wendungen einzuführen, die man weder in der Poesie des Theuerdank, noch in der Prosa des Weißkunig findet. Reuchlin ermunterte deshalb Leute von Stande, wie Dietrich von Pleuningen, Bernhard Schöffer und Andere, durch Übersetzungen zur Vervollkommnung der Muttersprache zu wirken.

Die Jugendbildung des in Pforzheim geborenen, für das Rechtsstudium bestimmten Johann Reuchlin war ganz geeignet, seinen Trieb, das gesammte Wissen seiner Zeit zu umfassen, zu nähren. Er hatte zuerst 1473 und 1474 in Paris einen Deutschen zum Lehrer, welcher in der Grammatik, Philosophie und Theologie gleich stark war, dabei aber durch ein Buch über die Messe (Resolutiones dubiorum circa missae celebrationem) berühmt wurde. Dieser von uns bereits früher (S. 405.) erwähnte Mann hieß in Deutschland Johann Heinlin von Stein, bei den Franzosen de la Pierre, mit seinem gelehrten Namen a Lapide, und war 1469 Rector in Paris. Er war es hauptsächlich, durch welchen 1470

Gering bewogen wurde, seine Pressen im Saale der Sorbonne aufzuschlagen. Später (1477) wurde Heinlin von Stein zur Einrichtung der Universität Tübingen gebraucht, und er trat dann nicht nur dort als Lehrer auf, sondern auch in Basel, wo er freilich Karthäuser ward, aber auch in diesem Stande der Buße und der Entfernung von der Welt den als Buchdrucker berühmten Brüdern Amerbach durch seinen Rath ebenso nützlich wurde, als er vorher dem Reuchlin durch seinen Unterricht für dessen weitere Studien gewesen war. Neben Heinlin von Stein lehrte in Paris Hermonymus aus Sparta das Griechische, und Reuchlin setzte, als er 1475 nach Basel kam, die unter einem Griechen begonnenen griechischen Studien unter der Leitung eines anderen Griechen, des Andronikus Kontoblakas, fort. In Basel fand er auch den edeln und frommen Gröninger Johann Wessel, dessen wir im neunten Theile (S. 434.) erwähnt haben. Dieser hatte, weil seine Rechtgläubigkeit verdächtig geworden war, Paris verlassen müssen. Reuchlin verdankte ihm viel, unter Andern auch den ersten Unterricht in der hebräischen Sprache. Dieselben Gebrüder Amerbach, denen später Heinlin von Stein durch seinen Rath nützlich ward, ließen von dem damals erst zwanzig Jahre alten Reuchlin eines der ersten Wörterbücher zum Schulgebrauche (Breviloquus) verfertigen und druckten dasselbe. Reuchlin lehrte in Basel mehrere Jahre hindurch die neue Wissenschaft, welche er und seine Freunde aus den Alten schöpften. Dann begab er sich, vollständig klassisch gebildet, nach Orleans und Poitiers, wo das alte römische Recht als klassische Wissenschaft in inniger Verbindung mit dem, was wir jetzt Philologie nennen, getrieben ward. Auch dort lehrte er, bis er als praktischer Geschäftsmann und eigentlicher Rechtsgelehrter nach Tübingen ging. Sein Landesherr, Graf Eberhard der Ältere oder der Fromme, nahm ihn zugleich als Geheimschreiber in seine Dienste. Im Jahre 1482 machte Eberhard aus Frömmigkeit eine Reise nach Italien und nahm Reuchlin mit. Dieser ward dort als Staatsmann und als Gelehrter auf gleiche Weise geachtet, und schloß in Italien mit Lorenzo von Medicis und Marsilius Ficinus nicht blos Freundschaft, sondern wurde auch in den mystischen Platonismus derselben ganz eingeweiht. Als er später (1489) von seinem Herrn noch einmal nach Italien geschickt

wurde, schöpfte er auch aus dem Umgange des Pico von Mirandola orientalisch-platonische Weisheit; doch beweist seine Correspondenz, daß er auch mit den helleren, für die Wiederherstellung des alten gesunden wissenschaftlichen Lebens begeisterten Köpfen in inniger Verbindung stand. Sein Schwärmen und seine reine Begeisterung fällt gerade in dieselbe Zeit, in welcher er Eberhard's juristische und diplomatische Geschäfte besorgte, und zweimal an Kaiser Friedrich III. und an Maximilian I. gesendet wurde, die ihn zu ihrem geheimen Rath machten und ihm Sitz und Stimme in Collegien gaben.

Mit Eberhard's Tode änderten sich die Verhältnisse in Würtemberg so sehr, daß Reuchlin das Geschäftsleben ganz verlassen und sich als Gelehrter und Schriftsteller eine Existenz suchen mußte. Er hatte als Schützling und Freund des frommen Eberhard die Beschäftigung mit Wissenschaften und Sprachen nicht um des Nutzens und Gebrauchs willen, sondern als reines und geistiges Vergnügen fortgesetzt; auch hielten ihn Friedrich III. und Maximilian I. deshalb nicht, wie jetzt geschehen würde, für unpraktisch oder in seiner allerdings sehr großen Idealität für unbrauchbar. Er selbst fand nach Eberhard's Tode in der Wissenschaft mehr Trost und durch sie mehr Ruhm, als ihm alle Titel und Ehrenämter hätten verschaffen können. Übrigens nützte er den deutschen Studien auch auf andere Weise; denn seine Correspondenz beweist, daß er die Verbindungen, die er auf Reisen und als Eberhard's Minister angeknüpft hatte, vortrefflich benutzte, um seltene Handschriften klassischer Werke für Deutschland zu erhalten. Daß sein Freund Rudolf Agricola reicher und auch glücklicher im Sammlen war als er, und daß die von diesem gesammelten Handschriften die Grundlage der berühmten Heidelberger Bibliothek bildeten, haben wir bereits im neunten Bande (S. 435) erzählt. Während Reuchlin in Staats- und Rechtsgeschäften zu Wien verweilte, ließ er sich von dem gelehrten Talmudisten Jakob Jehiel Loans, den der Kaiser zum Ritter geschlagen und zu seinem Leibarzte gemacht hatte, in die Geheimnisse der höheren jüdischen Grammatik einweihen; denn die hebräische Sprache selbst hatte er schon längst inne. Er überzeugte sich so sehr von dem Nutzen und der Nothwendigkeit, die Juden für die genaue Kenntniß der hebräischen

Sprache und für die Erklärung des alten Testaments zu benutzen, daß er, der doch bei Luther's Auftreten ruhig blieb und von Natur vorsichtig und diplomatisch war, ganz aus seinem Charakter heraustrat, als ein fanatischer Ketzermeister die Bücher der Juden vertilgen wollte. Da diese Geschichte großes Aufsehen erregte und ihr Ausgang dem Obscurantismus in Deutschland verderblich wurde, indem er alle guten Köpfe gegen die Mönche und deren Schulen vereinigte und das ganze Treiben der unwissenden Feinde jedes Denkens und jedes Lichtes lächerlich machte, so müssen wir hier etwas weiter ausholen.

Die Regierung des würtemberger Landes fiel, als Eberhard der Ältere 1495 starb, an den ganz ausschweifenden und verdorbenen Eberhard II., welchem nachher sein bei Eberhard's I. Tode erst zehn Jahre alter Brudersſohn, Ulrich, folgen sollte. Der neue Regent entfernte alle Räthe und Minister seines frommen Vorgängers, und überließ Alles einem gottlosen, frechen Augustiner-Mönch, Holzinger, welchen Eberhard I. ins Gefängniß hatte werfen lassen. Diese Veränderung nöthigte Reuchlin, Würtemberg zu verlassen; denn sowohl Eberhard II. als der Augustiner-Mönch Holzinger, welcher diesen leitete, waren persönlich von Reuchlin gereizt worden, der Erstere dadurch, daß Reuchlin auf Befehl seines Herrn, Eberhard I., dem schmählichen und ausschweifenden Leben des Nachfolgers Schranken gesetzt hatte, der Andere dadurch, daß Reuchlin ihn 1488 in Mainz hatte verhaften und nach Tübingen ins Gefängniß bringen lassen, weil derselbe dem jüngeren Eberhard zu allem Schlechten Anschläge gab und dessen Kuppler bei den Nonnen machte, die er selbst ebenso gut kannte, als Eberhard II. Reuchlin begab sich nach Heidelberg, und fand dort in Dalberg's Hause Aufnahme, in welchem auch andere Gelehrte Zimmer hatten, aber nicht gerade glänzend gehalten wurden. In Heidelberg schrieb Reuchlin ein dramatisches Stück, welches er daselbst aufführen lassen wollte, um an den Obscuranten Rache zu nehmen, die sich in Würtemberg der Regierung bemächtigt hatten. Dieses Stück dreht sich um die frömmelnden Gaunereien einer Anzahl Schurken, besonders eines, welcher den Schädel des aus Mohammed's Geschichte bekannten Mönchs Sergius (s. Th. V. S. 24) für eine Reliquie ausgibt, und mit ihr denselben Spuk

treibt, den man in unseren Tagen mit dem vorgeblichen Rock Christi getrieben hat. Reuchlin schildert bei der Empfehlung jenes Schädels den Mönch Sergius in solchen Ausdrücken, daß niemand den würtembergischen Mönch Holzinger mit seiner Bande und seinem Treiben verkennen konnte. Überhaupt zielt das ganze Stück darauf, zu zeigen, wie lächerlich es ist, wenn man Mönchen und Frömmlern die Verwaltung eines Landes überläßt, und diese nachher dasselbe gleich einem Kloster regieren. Dalberg fand jedoch nicht rathsam, das Stück aufführen zu lassen; denn er war ein vornehmer Mann, der auch, wie die Vornehmen zu thun pflegen, später, als der Streit mit dem oben erwähnten Ketzermeister ausbrach und die Briefe der Dunkelmänner erschienen, sich ganz leise von den kühnen Gelehrten zurückzog. Er fürchtete nämlich, der Franziskaner Capellus, welcher in der Pfalz beim Kurfürsten Philipp Alles vermochte, werde Reuchlin's Satyre auf die Bettelmönche übel nehmen und die Schilderung des Mönchs Sergius auf sich beziehen. Die Aufführung unterblieb also; Reuchlin verfertigte aber darauf ein anderes komisches Stück, welches er dramatische Vorübungen (progymnasmata scenica) nannte, und dieses wurde nicht nur aufgeführt, sondern Dalberg ertheilte auch denen, welche es aufführten, Geschenke, weil sowohl das Stück als die Schauspieler von ganz anderer Art waren, als die Dramen und Darstellungen der Schüler in den Mönchsschulen oder der Bürstenbinder bei den Meistersängern.

In Heidelberg war Reuchlin für die Wissenschaft thätig, während er zugleich seit 1497 für pfälzische Geschäfte gebraucht wurde; er bewirkte namentlich, daß dort ein Kollegium für Jurisprudenz eingerichtet und eine Professur der griechischen Sprache gestiftet ward. Seine Liebhaberei für das Hebräische behielt er auch dann noch bei, als er 1498 mit juristischen und diplomatischen Aufträgen zum dritten Male nach Rom geschickt wurde. Er bezahlte sogar den Unterricht, den ihm der Jude Abdias dort ertheilte, mit einem Dukaten (einer Goldkrone) für jede Stunde, was selbst heut' zu Tage in London oder Petersburg sehr theuer sein würde; dessen ungeachtet kannte er den Talmud nicht und hatte ihn nicht einmal gesehen. Übrigens war es ihm, dem Platoniker, nach Marsilius Ficinus Art nicht blos um die hebräische Grammatik zu thun,

obgleich er auch diese durch seinen grammatischen Folianten (Rudimenta Hebraica, 1506) den Deutschen zuerst zugänglich machte, sondern vielmehr besonders um die jüdische, mit der neuplatonischen nahe verwandte Philosophie. Wir wollen die Letztere weder rühmen noch empfehlen, aber wir gestehen zur Ehre eines Pico von Mirandola, eines Ficinus und eines Reuchlin, daß diesen edeln Männern, denen wir die Erneuerung der alten Studien verdanken, das, was wir schwärmendes Grübeln nennen, der einzige Lohn langer Entbehrungen war. Die Meisten opferten jeden äußeren Vortheil auf, um in den Labyrinthen des Paradieses, welches sie in ihrem eigenen Geiste erschufen, unmittelbar Gott zu schauen und darüber gleich den Berauschten die ganze Außenwelt zu vergessen. Dies scheint uns auch der Grund zu sein, warum Reuchlin, nicht für das große Publikum, sondern für die kleine Zahl der Erleuchteten und Eingeweihten, zugleich des Ficinus platonische Mystik und der Juden Kabbala den Deutschen zugänglich zu machen suchte. Das Erstere, die Verkündigung seines Platonismus, geschah in einem Buche (de verbo mirifico, 1499 und 1514), aus welchem Erhard (Th. II. S. 253) einen ausführlichen Auszug gegeben hat, das Andere in den drei Büchern über die hebräische Philosophie der Talmudisten (De arte cabbalistica, 1517). Im Jahre 1499 konnte Reuchlin wieder in sein Vaterland zurückkehren, und gerade in den fünf oder sechs folgenden Jahren machten er und sein naher Verwandter, Schwarzerd oder, wie er mit seinem gelehrten Namen hieß, Melanchthon, sich als Schriftsteller um deutsche Schulen, um hebräische und griechische Sprache in Deutschland ebenso verdient, als die Italiäner und Griechen, in deren Spuren sie traten, sich um Italien gemacht hatten. Nachher war Reuchlin elf Jahre lang durch die ihm aufgetragene Würde eines Bundesrichters mit juristischen, diplomatischen und administrativen Geschäften überhäuft; sobald er aber sein Amt niedergelegt hatte, lebte er mit doppeltem Eifer ganz dem Berufe der Verbreitung des neuen Lichtes in Deutschland. Wir übergehen jene Zeit und die von Reuchlin damals verfaßten Schriften ganz, weil wir weder sein Leben schreiben, noch seine Schriften aufzählen und charakterisiren wollen, und schieben, ehe wir seinen Streit mit den groben, unwissenden und fanatischen Kölner Judenfeinden darstellen,

nur ein flüchtiges Wort über sein Bundesrichteramt ein. Es bestand nämlich im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts (wir werden unten das Nähere erzählen) noch immer der schwäbische Bund zur Erhaltung des Landfriedens. Der Kaiser, die Kurfürsten und die Fürsten ernannten drei Richter, welche bei den Streitigkeiten der Mitglieder des Bundes die Entscheidung hatten; Reuchlin war Maximilian's besonderer Freund, und die anderen Fürsten achteten ihn, er ward also einer der Bundesrichter.

Sein Streit wegen der Juden knüpft sich an die Geschichte des zum Christenthum bekehrten Juden Johann Pfefferkorn, der sich durch Verfolgung seiner ehemaligen Glaubensgenossen der christlichen Pfaffenheit empfehlen wollte. Reuchlin kam übrigens ganz unschuldiger Weise wegen der Juden in üble Händel; denn wer sein 1505 erschienenes Buch: „Ein tütsch Missive an einen Junkherrn, warumb die Juden solange im Ellend" gelesen hat, wird nicht glauben können, daß er ihnen günstig gewesen sei. Sie haben nach ihm alles Elend von fünfzehnhundert Jahren reichlich verdient, weil sie den Messias verwarfen, und weil in ihren Büchern Gotteslästerungen enthalten sind. Wir wollen in Betreff des Letzteren Reuchlin's eigene Worte anführen: „Darob zu merken ist, daß diese sünd der gotzlesterung die gröst und höchst wider Gott ist, deshalb die eigenschafft des ersten stücks obgemelt an solcher sünd, darumb sye so lang bestraft werden, clerlich erfunden würde; das andere stück, daß all Juden in dieser zyt, so lang sye Juden sind, an solcher gotzlesterung theilhaftig syen und ein sonder freud daran haben, so sye etwas zu schand und laster künnen erdenken und erdichten, ist offenbar an allem ihren tun und lassen und an ihrem gewöhnlichem gebet, auch an ihren büchern, die sye wider uns schriben, und lesen, alles us dem buch Nizahon und Brudersol, auch in dem gebet nieschumadim wol zu merken ist." Bei dieser Ansicht Reuchlin's ist es nicht zu verwundern, daß der bekehrte Jude Pfefferkorn, als er eine Art von Kreuzzug gegen die Juden machte, besonders auf Reuchlin rechnete, welcher vom Kaiser Maximilian sehr begünstigt wurde und im Reiche viel galt, und daß Pfefferkorn wüthend wurde, als gerade Reuchlin ihm entgegen trat. Pfefferkorn, welcher 1506 Christ geworden war, beschäftigte sich 1508 und 1509 damit, die Juden durch seine

Predigten zum Christenthume zu bekehren; diese wollten aber nichts von ihm wissen. Er schrieb das Mislingen seiner Predigt den jüdischen Gelehrten und ihren Büchern zu, was nach der obenangeführten Stelle auch Reuchlin that, ohne jedoch deshalb, wie Pfefferkorn, diese Bücher polizeilich vernichten zu wollen. Um das Letztere bewirken zu können, reiste Pfefferkorn nach Italien, wo sich der Kaiser befand, und redete dem gelehrten Maximilian so lange zu, bis derselbe ihm am 19. August 1509 im Lager vor Padua den Auftrag gab, alle die hebräischen Bücher verbrennen zu lassen, welche Schmähungen gegen das Christenthum enthielten; doch nahm der Kaiser die Religionsbücher ausdrücklich davon aus. Pfefferkorn, welcher nicht einmal Lateinisch verstand, würde dies für sich allein nicht ausgerichtet haben, wenn nicht die Dominikaner und besonders der Ketzermeister ihres Ordens in Köln ihn unterstützt hätten. Übrigens ward die Sache im Anfange für ein Erpressungsmittel der Oberen des Dominikaner-Ordens gehalten; denn man betrachtete damals die Juden überall als Saugschwämme, welche von Zeit zu Zeit ausgedrückt wurden, und es war vorauszusehen, daß die Juden ihre Bücher um jeden Preis loskaufen würden. Wir vermuthen, obgleich dies nirgends gesagt wird, daß der Kaiser den polizeilichen Theil des Bücherverbrennens doch nicht allein dem Pfefferkorn und den Dominikanern überlassen wollte, sondern daß er Pfefferkorn mündlich an Reuchlin wies; wenigstens begab sich Pfefferkorn sogleich zu diesem, um sich dessen Unterstützung auszubitten. Reuchlin war damals eine der angesehensten Personen in Deutschland; denn er war elf Jahre hindurch schwäbischer Bundesrichter und mehr als dreißig Jahre Rath, Gesandter und Consulent des Kaisers Friedrich und seines Sohnes, sowie vieler anderen deutschen Fürsten und Städte und der Advokat unzähliger Familien und Privatpersonen. Er verstand außerdem weit besser hebräisch und war besser mit der jüdischen Literatur bekannt, als Pfefferkorn. Gestützt auf die beiden Dominikaner Arnold von Tongern und Hoogstraten ersuchte Pfefferkorn den Reuchlin, mit ihm an den Rhein zu gehen und die Bücherverbrennung weltlich zu leiten. Dies Geschäft lehnte Reuchlin natürlich ab, und die Sache wurde ohne ihn betrieben. Nach einiger Zeit ward er auf Befehl des Kaisers um

ein Gutachten ersucht, als die Juden sich dem Verfahren der Kölner Theologen und des von diesen beschützten Pfefferkorn widersetzten, und der Kurfürst von Mainz dem Bücherverbrennen Einhalt that. Die Juden hatten nämlich bei dem Letzteren als dem Reichskanzler, sowie beim Kaiser Hülfe gesucht, und der Kurfürst von Mainz, welcher zum kaiserlichen Commissarius in der Sache ernannt worden war, forderte im Jahre 1510 von Reuchlin, von fünf Universitäten, von Hoogstraten und von einem anderen Gelehrten Gutachten, um sie dem Kaiser einzuschicken, bis zu dessen Entscheidung dann die Sache ruhte.

Dies versetzte die Dominikaner in doppelte Wuth, da sie schon längst nicht mehr bei den Worten des kaiserlichen Mandats stehen geblieben waren, was wir daraus schließen, daß nicht über das Verbrennen der in demselben erwähnten Bücher ein Gutachten verlangt wurde, sondern über die Frage, in wiefern es gut und nützlich sei, diejenigen Bücher zu vernichten, welche die Juden über die zehn Gebote, über das Gesetz Mosis und über die Propheten gebrauchten. Reuchlin, welcher sehr ängstlich und behutsam war, faßte sein Gutachten so ab, wie man es, ohne daß wir näher darauf einzugehen brauchen, von einem verständigen Manne erwarten wird. Er sagt übrigens in demselben ausdrücklich, daß er kein Exemplar des Talmud habe erhalten können und niemand kenne, welcher denselben verstehe. Sein Gutachten wurde im Oktober 1510 versiegelt an den Kurfürsten von Mainz gesandt; Pfefferkorn öffnete dasselbe aber, wozu er, obgleich Reuchlin es bestreitet, ein Recht hatte, weil er kaiserlicher Sollicitator in der Sache war. Er ward über den Inhalt des Gutachtens so erbittert, daß er in Verbindung mit seinen fanatischen und groben Kölner Freunden auf der Ostermesse unter dem Titel: „Handspiegel" eine Schmähschrift herausgab, in welcher er aus Anlaß des von Reuchlin verfaßten Gutachtens diesem vorwarf, er begünstige die Juden und die jüdische Gotteslästerung, und mache sich der gefährlichsten Irrthümer schuldig. Auf diese Weise rief Pfefferkorn einen Krieg gegen die Freunde des Lichtes hervor, welcher den Reuchlin ganz gegen seinen Willen zum Vorläufer Luther's machte, mit dem er sich nachher vom Jahre 1518 an gar nicht mehr einlassen wollte. Als Maximilian bald nach dem Erscheinen

jenes Pasquills nach Reutlingen kam, beschwerte sich Reuchlin bei ihm über dasselbe, und der erzürnte Kaiser versprach, durch den Bischof von Augsburg eine Untersuchung vornehmen zu lassen; dieser ließ aber, weil eine Krähe nie der anderen die Augen aushackt, die Sache liegen, und nun ward der sonst so vorsichtige Reuchlin dreist. Er griff zur Feder, um nach der Art seiner Zeit Derbheit mit Derbheit zu vergelten, und gab im Herbst 1511 unter dem Titel: „Augenspiegel" ein deutsches Buch in Quart heraus, welches eine Widerlegung des Handspiegels enthielt und nachher auch in lateinischer Übersetzung weit verbreitet wurde. Er warf in demselben dem Pfefferkorn vierunddreißig Lügen vor, namentlich auch die, daß Reuchlin die berühmtesten Lehrer des Dominikaner- und Franziskaner-Ordens feindlich angegriffen haben sollte. Die theologische Facultät zu Köln ließ hierauf Reuchlin's Schrift durch eines ihrer Mitglieder, Arnold von Tongern, in der Absicht prüfen, damit in derselben Ketzereien entdeckt würden.

Von diesem Augenblicke an benahm sich Reuchlin sehr schwach. Er schrieb an Arnold von Tongern und an dessen Kollegen schmeichelnde Entschuldigungsbriefe, welche zeigten, daß er Angst habe, und die also gerade das Gegentheil von dem bewirken mußten, was Reuchlin bezweckte. In der That verfuhr seit dem die Kölnische Facultät, welche ihn auf eine sehr vornehme und beleidigend gnädige Weise behandelte, gerade so, als wenn sie seine Richterin wäre. Sie ließ sich in eine lange Correspondenz mit ihm ein, war mit keinem Anerbieten Reuchlin's zufrieden, sondern verlangte von ihm die öffentliche Erklärung, daß er die Herausgabe des Augenspiegels bereue, sowie eine förmliche Zurücknahme dieses Buches. Die Kölner ließen im Herbst 1512 dreiundvierzig Anklage-Artikel gegen Reuchlin drucken und verbreiten, in welchen sie alles zusammenfaßten, was ihrem Ausdrucke nach in Reuchlin's Gutachten und in dessen verschiedenen, ihnen mitgetheilten Erklärungen „ärgerlich, übellautend und frommen Ohren anstößig" sei. Jetzt aber faßte sich endlich Reuchlin wieder, und seine edeln Freunde rüsteten sich zu einem Sturme gegen die finsteren Theologen, welche Meister im Ketzer-Machen waren. Reuchlin antwortete den Kölnern in einem Tone, wie man ihn zwar von

einem Hutten und Luther, keineswegs aber von dem ängstlichen, diplomatischen und vorsichtigen Reuchlin erwartet hätte. Er gab in der Ostermesse 1513 eine an den Kaiser Maximilian gerichtete Vertheidigungsschrift heraus, welche den Titel: „Vertheidigung gegen die Kölnischen Verläumder (Defensio contra calumniatores Colonienses)" hat, und gleich vornherein, sowie am Schlusse die derbsten Schmähungen gegen die Kölner Fanatiker enthält. Es findet sich nämlich auf dem Titelblatte dieser lateinisch abgefaßten Apologie folgende kurze Angabe des wesentlichen Inhalts in deutscher Sprache: „Summarium libri: Welcher schreybt und sagt, daß ich besagter Doctor in meynem Ratschlag der Juden Bücher betreffend, den ich aus bevelch Kaiserl. Majestät gemacht habe, anders gehandelt, dan ein frumm christlicher erber bidermann, der lügt als ein unglaubhafter, lychtfertiger, errloser Bösewicht, dessen erbeut ich mich zu erren und recht für zu kommen." Am Schlusse stehen sogar die Worte: „Arnoldus Tungarus calumniator, falsarius per secula seculorum." Die Kölner stellten hierauf zwar einen förmlichen Inquisitions-Proceß gegen Reuchlin an, und dieser fand sich auch, als er von Hoogstraten citirt wurde, in Mainz ein; allein er war durch den Schutz des Kurfürsten von Mainz vollkommen sicher gestellt, und wenn auch die Bettelmönche zu Köln schon 1514 sein Buch verbrannten, so hatte diese ohnmächtige Rache doch nur die Wirkung, daß die Verfolger sich vollends lächerlich machten. Als nachher der elende Pfefferkorn eine gemeine Schmähschrift gegen den angesehensten Mann in Deutschland, den Freund des Kaisers, den berühmten Gelehrten, herausgab, schlug selbst Pabst Leo X. die Kölner Proceßhandlung nieder. Jene Schrift Pfefferkorn's war betitelt: „Sturm Johannsen Pfefferkorn über und wider die druloſen Juden, Anfechter des Leichnahmes Christi und seiner Gliedmaszen; Sturm über einen alten Sünder Johann Reuchlin, Zuneiger der falschen Juden."

Luther, welcher schon damals den Vorsatz hatte, Buße und Bekehrung statt Systems, Ceremoniels und mechanischen Gottesdienstes zu predigen, schrieb über diese Schrift an Reuchlin und frohlockte, daß derselbe es gewagt habe, in das Wespennest zu stechen, und die Freunde der neuen Wissenschaft, welche witziger waren, als Reuchlin, vereinigten sich zu einer Satyre, durch welche die

Mönche, ihre Lehre und ihr Leben so lächerlich gemacht wurden, daß fortan das ganze alte System des blinden Glaubens unhaltbar ward. Diese meisterhafte Satyre sind die Briefe der Dunkelmänner*). Sie erschienen zuerst 1516 mit falschen Namen des Druckorts und des Druckers, und schon in demselben Jahre wurden drei neue Auflagen nöthig. Das Werk war die reife Frucht der Verbrüderung einer sehr großen Zahl bedeutender Männer Deutschland's gegen Mönche und Mönchswesen. Wir wollen des Beispiels wegen nur einige dieser Männer nennen. Es befanden sich unter ihnen: der Graf Hermann Nuenaar zu Köln, Konrad Peutinger zu Augsburg, Bilibald Pirkhaimer zu Nürnberg, Hermann Busch, Eobanus Hessus, Petrejus Aperbach in Erfurt, Crocus zu Leipzig, Vadianus zu Wien, Kaspar Ursinus, Geheimschreiber des Bischofs von Gurk, Philipp Melanchthon, Jakob Wimpfelung, Beatus Rhenanus, Nikolaus Gerbelius, Ulrich von Hutten, Paul Riccius, Johann Cuspinianus und Konrad Mutianus zu Gotha. Diese verbundenen Freunde und ihre Geistesverwandten in Italien trugen durch ihre laute Zustimmung und durch ihr Ansehen nicht wenig dazu bei, daß die meisterhaften, satyrisch in Mönchs-Latein abgefaßten Briefe über Reuchlin's Feinde, ihre Schulen und ihre Sitten einen unbeschränkten Beifall erhielten. Die Briefe wurden zwar im März 1517 durch eine päbstliche Bulle verdammt, noch in dem nämlichen Jahre aber erschien schon ein zweiter Theil derselben, an welchem Ulrich von Hutten den größten Antheil hatte. Die Verfasser nannten sich vorsichtiger Weise nicht, und viele der obengenannten Mitglieder des Bundes der Freunde des Lichtes wurden fälschlich als Mitschuldige verdächtigt; ausgemacht ist aber, daß Eobanus Hessus und Graf Nuenaar schon am ersten Theile Antheil hatten, und daß Crotus zu Erfurt das Meiste lieferte. Dieser Gelehrte, welcher eigentlich Johann Jäger hieß, sich aber zuerst den lateinischen Namen Venator und dann den von ihm selbst fabricirten griechischen Namen

*) Epistolae obscurorum virorum ad venerabilem virum Ortuinum Gratium Davenstriensem Coloniae Agrippinae bonas literas docentem, variis et locis et temporibus missae ac demum in unum volumen redactae. In Venetiis impressum in impressoria Aldi Manutii. 4.

Crotus gab, weshalb Luther ihn Kröte nennet, war einer von jenen auch in neuerer Zeit unzähligen Leuten, die nicht blos mit ihren Talenten, sondern auch mit ihren Überzeugungen Handel treiben. Er schrieb nämlich zuerst für religiöse Aufklärung, nahm für Luther Partei und holte, als derselbe nach Worms zog, ihn ein, eiferte aber neun Jahre später auf des Kurfürsten von Mainz Betreiben gegen Luther. Übrigens würden wir, um von der Art Satyre, welche in den Briefen der Dunkelmänner herrscht, einen Begriff zu geben, Proben mittheilen, wenn nicht unsere Leser in dem leicht zugänglichen Buche Erhard's (Th. II. S. 388 ff.) vollständige Auszüge fänden.

Die beiden witzigsten Mitarbeiter an dieser dem Mönchsthum und seiner Lehre verderblichen Satyre waren Crotus und Ulrich von Hutten. Beide waren Jugendfreunde und ganz vortreffliche Köpfe, aber höchst lose Gesellen. Von ihnen ist Ulrich von Hutten schon als Freund des Franz von Sickingen und als rüstiger Mitkämpfer Luther's für Licht, Wahrheit und Recht gegen Finsterniß, Lüge und Heuchelei merkwürdig; da er aber überdies auch als Schriftsteller in der deutschen und in der klassischen Sprache wenige Seinesgleichen gehabt hat, so müssen wir etwas länger bei ihm verweilen. Hutten's ganzes Leben war unstät und flüchtig. Seinen Charakter und seinen Wandel wagen wir eben so wenig, als Lord Byron's Moralität, zu vertheidigen; an Geist und Dichterfähigkeit stand er diesem nicht nach, an Gelehrsamkeit und Kenntnissen war er ihm weit überlegen. Deutschland hätte an ihm seinen größten Schriftsteller haben können, wenn er Muße, Ruhe und Ausdauer genug besessen hätte, um größere Werke auszuarbeiten; er würde aber als Gelehrter niemals soviel haben wirken können, als er gerade durch die Flugschriften, deren er unzählige schrieb, gewirkt hat. Jede seiner Schriften und Satyren war eine Handlung unmittelbar für das Leben seiner bewegten Zeit. Hutten hatte nicht, wie die anderen Schriftsteller, einen langsamen unmittelbaren Einfluß, sondern er wirkte wie der Blitz augenblicklich vernichtend. Es ist daher auch bei ihm schwieriger, als bei vielen Anderen, einen Begriff von seiner Bedeutung zu geben, wenn man sich nicht, wie gemeiniglich geschieht, auf die Zeugnisse der Gelehrten berufen will, an denen es bekanntlich den breitesten und plattesten Schrift-

stellern, also gerade denen, welche dem Hutten am meisten ungleich sind, am wenigsten fehlt. Man kann aus dieser Ursache nicht leicht von Hutten's literarischer Thätigkeit reden, ohne wenigstens hie und da einen Blick auf seine Schicksale und sein Leben zu werfen. Wir werden jedoch nur wenige Hauptpunkte ins Auge fassen, da von Luther an bis auf Herder alle klassischen Schriftsteller Deutschland's das Lob Hutten's verkündigt haben.

Schon als Knabe fand Ulrich von Hutten Schutz und Fürsprache von Seiten des edeln und wahrhaft aufgeklärten und gelehrten Kanzlers von Mainz, Ethelwolf von Stein, als ihn sein Vater in das Kloster gab und einen Mönch aus ihm machen wollte. Schon als Knabe begann er sein abenteuerndes Leben und machte sich vieler Ausschweifungen schuldig; er ward aber auch schon als Jüngling durch Gedichte und besonders durch eine heftige Satyre (In Wedegum Loetz et filium ejus Henningum Querelarum libri duo) als ausgezeichneter Dichter allgemein bekannt. Da er aus dem Kloster entwich, verleugnete ihn sein Vater, und er kam 1504 nach Erfurt, wo Eobanus Hessus und Busch sich befanden. Dort schloß er sich enge an Crotus an, mit welchem er dann auf einige Zeit nach Köln wanderte. Hier hatten Beide Gelegenheit, einen Hoogstraten und Arnold von Tongern und deren barbarische, von ihnen später so bitter verspottete Lehre kennen zu lernen. Sie wurden hierauf von einander getrennt, blieben aber stets in Correspondenz, und führten den Krieg des neuen Lichtes gegen die alte Finsterniß mit vereinigten Kräften. Crotus wie Hutten schrieb nachher für Luther, Hutten hatte aber das Glück, nicht zu erleben, daß sein Freund für Geld seine Überzeugung änderte. Lüderlich war Hutten ebenso wie Crotus; aber er opferte doch lieber Glück und Leben auf, als daß er die Wahrheit verleugnete, Crotus dagegen ließ sich vom Erzbischofe von Mainz durch Pfründen bewegen, gegen Luther zu schreiben. Hutten irrte arm und elend, aber stets dichtend und schreibend, von Frankfurt an der Oder bis nach Greifswalde und Rostock umher. Sein Freund Crotus söhnte ihn zwar wieder mit seinem Vater aus, Hutten's Leben und Schicksal änderten sich aber dessen ungeachtet nicht. Schon 1510 war er wieder als fahrender Schüler in Wittenberg. Er wanderte von dort 1511 in zerrissenen Kleidern und von

Almosen lebend nach Wien, wurde aber doch endlich auf der Reise dahin zu Olmütz vom Bischofe standesmäßig ausgerüstet. Ein von ihm verfaßtes Lobgedicht auf Kaiser Maximilian I. nützte ihm wenig, obgleich dieser ihn später (1517) zum kaiserlichen Dichter krönte. Im Jahre 1512 kam Hutten abenteuernd nach Pavia und Bologna; er weigerte sich jedoch, dem Wunsche seines Vaters gemäß dort Jurisprudenz zu studieren, und mußte deshalb 1514 nach Würtemberg zurückkehren.

In den folgenden Jahren erschienen Ulrich's von Hutten heftige Flugschriften gegen den jungen Herzog Ulrich von Würtemberg. Sie sind in lateinischer Sprache ebenso vortrefflich geschrieben, und haben in politischer Rücksicht dieselbe schlagende Wirkung gegen den Tyrannen gehabt, welche im achtzehnten Jahrhundert Lessing's deutsche Flugschriften gegen den Hamburger Pastor und dessen theologischen Despotismus hatten. Der Herzog Ulrich hatte die Gemahlin des Ritters Hans von Hutten, von dessen Vater, dem Oheim Ulrich's von Hutten, dieser viel Gutes empfangen hatte, verführt, und wünschte ihn selbst, den er immer als seinen besten Freund behandelte, der Gemahlin wegen an seinem Hofe zu behalten; Hans von Hutten ahnte aber das Verhältniß und wollte nicht bleiben. Der Herzog ermordete ihn darauf am 5. Mai 1515 mit eigener Hand, beschuldigte den Getödteten der Verrätherei und des Umganges mit seiner Gemahlin, und sagte mit einer Tyrannen-Frechheit, welche Ulrich von Hutten als Phalarismus bezeichnet, er habe ein Urtheil gesprochen und es eigenhändig vollzogen. Er verweigerte sogar dem Vater die Auslieferung des Leichnams, und verfolgte auch den Bruder des Gemordeten. Ulrich von Hutten ließ hierauf zuerst 1515 und 1516 Klagen über jenen Mord und eine ganz matte Tröstung für den Vater des Ermordeten drucken. Er wußte damals noch nicht, daß die Gemahlin des Hans von Hutten, welche nachher Jahre lang mit dessen Mörder als Geliebte lebte, Mitschuldige des Verbrechens sei. Von ganz anderer Art, als jene beiden ersten Schriften, waren die fünf Reden, welche Ulrich von Hutten in der Zeit von 1515 bis zum März 1517 gegen den mörderischen Tyrannen herausgab, sowie die im März 1517 geschriebenen vier Blätter über blutiges Tyrannenthum (De Phalarismo dialogus Huttenicus). Jene fünf Reden kann man

dreist denen des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien und denen des Cicero gegen Catilina an die Seite setzen, und sie sind um so mehr zu bewundern, als Demosthenes und Cicero ihre feurigen Pfeile in ihrer Muttersprache schleuderten, Ulrich von Hutten aber in einer fremden Sprache schrieb. Übrigens erschienen diese fünf Reden, welche erst 1517 zusammen herausgegeben wurden (In Ulricum Wirtenbergensem orationes V.), anfangs einzeln, so daß sie wie Schlag auf Schlag wirkten. Die dritte derselben erschien im August 1516, als die zahlreiche Schaar der Hutten sich mit den ihnen befreundeten Rittern zum Kriege rüstete, weil Ulrich von Würtemberg sich geweigert hatte, vor Gericht zu erscheinen oder auch nur den Kaiser als Richter anzuerkennen.

Fast zu derselben Zeit, als Hutten sich der Sache seines Oheims gegen Ulrich von Würtemberg annahm, schrieb er auch für Reuchlin, und nahm außerdem, als er im Herbst 1516 Gelegenheit hatte, noch einmal nach Italien zu gehen, den bereits oben erwähnten Antheil an der Fortsetzung der Briefe der Dunkelmänner. Seit 1517 erklärte er sich für Luther, was weder Erasmus von Rotterdam, noch Reuchlin zu thun wagten, während Crotus zuerst für, dann gegen Luther eiferte. Von den vortrefflichen Dialogen, welche Hutten für Luther's Sache zu Gunsten der Rechte der deutschen Nation gegen römische Anmaßungen geschrieben hat, müssen wir hier um so mehr reden, als Hutten kein Theolog war oder sein wollte, sondern die Reformation blos von der politischen Seite her betrachtete. Diese Dialogen enthalten die treuesten und wahrsten Schilderungen der Zeit, sind die bedeutendsten satyrischen Schriften des sechszehnten Jahrhunderts, und wirkten zuerst in lateinischer Sprache durch ihren klassischen Styl auf die Gelehrten, nachher aber in der von Hutten selbst gemachten Übersetzung noch weit mächtiger auf die ganze deutsche Nation. Luther und Hutten allein verstanden das deutsche Volk in seiner Muttersprache für große und hohe Zwecke anzuregen. Jene Dialogen wurden zuerst einzeln als Flugschriften gedruckt und gleich Zeitungen unglaublich schnell unter das Volk verbreitet, dann aber zu drei, vier oder fünf zusammengedruckt und als Buch ausgegeben. Eine dieser Sammlungen, welche die beiden Fieber, den Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit, die Anschauenden (Inspicientes) und die

Fortuna enthält, wurde schon gleich bei ihrer Erscheinung im Jahre 1521 als ein Inbegriff des Stärksten angesehen, was sich gegen die Misbräuche der Kirche des Mittelalters sagen lasse. Sie erschien daher auch bei Scheffer in Mainz zuerst lateinisch und dann unter dem Titel: „Natürliche Abmalung des Pabstthums" deutsch, und wurde 1632, als Gustav Adolf den Protestantismus in Deutschland neu belebt hatte, unter dem Titel: „Aufwecker der deutschen Nation" wieder gedruckt. Der Titel der von Hutten selbst verfertigten deutschen Übersetzung dieser Sammlung lautet: „Gesprächbüchlein herrn Ulrich's von Hutten. Feber das Erst. Feber das Ander. Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit. Die Anschauenden." Beigefügt ist ein deutsches Reimgedicht, das mit den Worten schließt: „Ich hab's gewagt, Ulrich von Hutten." Vor den Anschauenden steht Hutten's Bildniß, und unter diesem findet man die des Ritters ganz würdigen Worte:

Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht;
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang.

Die Anschauenden enthalten, wie die anderen Dialogen, zwar eine scharfe Satyre gegen die römischen Bedrückungen und gegen die Sendungen nach Deutschland, besonders die des Kardinals Cajetanus in der Luther'schen Angelegenheit; allein Hutten gibt zugleich auch der von ihm bei jeder Gelegenheit hochgepriesenen und über Alles geliebten deutschen Nation derbe Geiselhiebe wegen ihres ewigen Berathens ohne Resultat, wegen ihres Saufens und wegen ihrer einfältigen, von den Italiänern misbrauchten Gutmüthigkeit. Nachdem nämlich in diesem Dialog, in welchem Phöbus, Phaëthon und Kardinal Cajetanus sich unterreden, der Sonnengott die Wolken entfernt hat, sieht Phaëthon in Augsburg vielen Lärm, ein unbändiges Saufen und eine große Procession, und fragt deshalb seinen Vater, was denn dort vorgehe. „Es ist da ein deutscher Reichstag", erwidert Phöbus, „des Pabstes Legat, der Kardinal Cajetanus, will die Deutschen aufs neue prellen und unter dem Vorwande des Türkenkrieges Geld nach Rom schleppen." Gleich darauf legt Hutten dem Sonnengott ein prächtiges Lob der deutschen Nation, besonders der Sachsen, in

den Mund, nur macht er den Deutschen dabei ihr viehisches Saufen zum Vorwurf. Gelegentlich wird an den Deutschen gepriesen, daß sie von Ärzten nichts wissen wollten, so wie daß die Advokaten bei ihnen ausgepfiffen würden. Den deutschen Adel entschuldigt Phöbus wegen der ihm gemachten Vorwürfe des Raufens und der Raubsucht mit den Worten: es sei gar nicht so unbillig, daß die Ritter die Kaufleute ausplünderten; denn diese wären es, welche das deutsche Blut verderbten und fremde Weichlichkeit gleichsam durch Schleichhandel hereinbrächten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Hutten selbst in Beziehung auf fremde Waaren sehr streng war, und sogar bei Hofe, wo der Etikette nach der Adel nur in Seide erscheinen sollte, in Tuchkleidern von inländischer Wolle erschien.

Eine andere Sammlung von Dialogen, welche gegen die kirchlichen Misbräuche gerichtet sind, enthält zugleich eine heftige Vertheidigung von Luther's Unternehmen. Dieses meisterhafte, durch Inhalt und Sprache ausgezeichnete Gedicht, aus welchem wir weiter unten einige Verse anführen wollen, wurde nicht blos zu Hutten's Lebzeiten, sondern auch nach seinem Tode sehr oft aufgelegt, und gewann sehr Viele aus dem Volke, welche gelehrte Streitschriften nicht lesen konnten, für die Reformation. Es hat den Titel: „Clag und vormanung gegen den übermäßigen, unchristlichen gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen geistlichen durch herrn Ulrich von Hutten, Poeten unn Orator, der ganzen Christenheit unn zuvoran dem Vatterland Teutscher Nation zu nutz und gut, von wegen gemeiner beschwernuß und auch wegen seiner eignen nottdurfft in Reymens weiß beschrieben. Ich hab's gewagt (Alea jacta est)". Hutten lebte damals bei seinem Freunde Franz von Sickingen auf der Ebernburg, wo nicht nur die meisten der genannten kleinen Schriften, sondern auch die historisch merkwürdigsten Dialoge des großen Satyrikers zuerst gedruckt wurden. Die Letzteren, welche dem Pfalzgrafen Johann bei Rhein, Herzogen von Baiern und Grafen von Sponheim, gewidmet sind, erschienen 1521 unter dem Titel: Dialogi Huttenici novi, perquam festivi. Bulla vel Bullicida. Monitor primus. Monitor secundus. Praedones (die Räuber), und einer dieser Dialoge, der Bullicida, hat mehr als irgend etwas Anderes bewirkt, daß der von Leo X. gegen

Luther erlassenen Verdammungsbulle alles Gewicht geraubt und das ganze Verfahren lächerlich gemacht wurde. Da sogar der größere Theil der deutschen Bischöfe den Schritt des Pabstes, weil er ein Eingriff in ihre Rechte war, nicht billigte, und sich weigerte, die erwähnte Bulle bekannt zu machen, so erschien Ulrich von Hutten jetzt wirklich in der Form, in der er sich auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe jener Dialogen hat abbilden lassen. Er ist nämlich dort als völlig geharnischter Ritter dargestellt mit der beigefügten lateinischen Umschrift: „Ulrich von Hutten, der deutschen Freiheit Verfechter. Ich hab's gewagt (Ulricus ab Hutten, Germanicae libertatis propugnator. Jacta est alea)." In der That erklärt Hutten auch in der zuvor erwähnten gereimten „Clag und vormanung gegen den übermäßigen, unchristlichen gewalt des Babsts zu Rom" ausdrücklich, daß er sich nicht mehr an die Gelehrten, sondern unmittelbar an das Volk in einer diesem verständlichen Sprache wenden wolle:

Latein ich vor geschriben hab,
Das war ein reden nit bekanndt.
Jetz schrey ich an das vaterlandt.
Den Teutschen muß man diesen rauch
Vond Augen blasen, der sie blendt,
Das trügerei blieb unerkendt.
Denn wo die Nation wär clug,
So hätt das Evangelium
Vor diesen Fabelm seinen rum.

Dieses ganze, durch innere Wahrheit und durch die aus jedem Worte hervorleuchtende Überzeugungstreue (Conviction) und Deutschheit des Verfassers unschätzbare Gedicht (die clag und vormanung u. s. w.) ist im dritten Bande von Meiners Lebensbeschreibungen abgedruckt. Wir wollen deshalb nur noch eine Stelle ausheben, in welcher Hutten deutlich ausspricht, daß er sich, was ihm sehr leid thue, an die schwer zu zügelnde Menge wenden müsse, weil die Privilegirten ihm alles Gehör versagten (flectere si nequeo superos, Acheronta movebo). Diese Stelle heißt:

Den aberglauben tilgen wir,
Die wahrheit bringen wieder dir,
Und derweil dies nicht mag sein in gut,
So muß es kosten aber blut.
Do nem ihm keiner bschwernis ab,
Wiewol ichs selbst geschewet hab.

Hofft zu erfinden ander mas,
Nun aber nit will helfen das,
So muß man thun, wie's fügen will;
Wohlauf! es ist die Zeit und Ziel!
— — — — — — —
Vil harnisch han wir und vil pferd,
Vil hellebarden und auch schwerd',
Und so hilft freuntlich warnung nit,
So wollen wir die brauchen mit.

Was nun die oben angeführten im Jahre 1521 gedruckten Dialogi Huttenici novi betrifft, so unterreden sich in einem derselben, dem Bullicida oder Bullen-Würger, die deutsche Freiheit, die personificirte päbstliche Bulle, Ulrich von Hutten als Bullen-Würger und Franz von Sickingen. Die deutsche Freiheit gibt der Bulle den wohlgemeinten Rath, sich nicht mehr mit ihrem früheren Trotze nach Deutschland zu wagen, wo man sie nicht mit der gewohnten Ehrerbietung, sondern mit Verachtung empfangen werde. Daran kehrt sich jedoch die Bulle nicht, die Freiheit ruft dafür Ulrich von Hutten zu Hülfe, dieser tritt, begleitet von Franz von Sickingen, hervor, und verweist der Bulle den Unfug, den sie in Deutschland angerichtet habe. Als sie aber weder auf die ihr gemachten Vorwürfe hört, noch die gegebenen Rathschläge befolgt, behandelt Hutten sie ebenso, wie sie selbst vorher die deutsche Freiheit behandelt hat, d. h. er geißelt sie furchtbar. Die Bulle ruft nach gewohnter italiänischer Weise die gutmüthigen Deutschen zu Hülfe, diese hören aber auf ihre Stimme nicht, weil sie wunderbar erleuchtet sind und für den Aberglauben ächte Religion, für den Götzendienst wahre Frömmigkeit eingetauscht haben. Die Bulle schwillt hierauf von ohnmächtiger Wuth an, bis sie endlich zerplatzt und bei dieser Gelegenheit die wunderbar schön beschriebenen Ränke und Laster, von welchen sie erzeugt, oder die durch sie genährt und befördert wurden, insgesammt von sich gibt. Dann hält ihr Hutten mit folgenden zwei Versen die Standrede: „Hic jacet Hetrusci temeraria bulla Leonis, Quae cum alios vellet se dedit ipsa neci. (Da liegt nun des toscanischen Leo verwegene Bulle, die, weil sie Andere zu morden gedacht, sich selber dem Tode gegeben.)"

Die beiden folgenden Dialogen, welche der erste und zweite Monitor oder Warner heißen, machen, durch die Unterhaltung

von zwei Egoisten mit einem für die Wahrheit und die Religion Gut und Leben opfernden Geistlichen und einem von Vaterlandsliebe glühenden Ritter, ganz vortrefflich anschaulich, wer für Luther's Sache und wer gegen dieselbe sein mußte. Im ersten Warner unterhalten sich nämlich Luther und ein anderer Geistlicher über die große Gefahr, in welcher jener bei seinen Neuerungen schwebe. Luther widerlegt alles, was der Warner vorbringt, und gibt die Gründe seines Handelns an. Diese kann der Warner zwar nicht widerlegen, er sagt aber am Ende, er wolle dessenungeachtet mit Luther nichts zu thun haben, da man in der alten Kirche besser sein Glück machen könne, als in der neuen, und da er selbst nächstens Kardinal zu werden hoffe. Im zweiten Warner unterhält sich Franz von Sickingen mit einem warnenden Freunde, der ihm wegen des Lutherthums, wegen Hutten's, den er hege, wegen der Fürsten, die er befehde, große Gefahren in der Ferne zeigt. Dabei erfahren wir dann aus den Worten, welche Hutten seinem Freunde Sickingen in den Mund legt, was die beiden Ritter damals im Sinne hatten, und dies ist sowohl in Betreff der besonderen Geschichte der beiden Männer, auf welche die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren, als auch in Hinsicht auf das Verhältniß des damals noch streitbaren Theils der Ritterschaft zu den anderen Ständen und endlich in Beziehung auf die Zeitverhältnisse überhaupt bedeutend. Sickingen redet über seine Ansicht von der Lage der Kirche und über sein Verhältniß zu Luther und Hutten ausführlich, und zählt hintereinander die Gründe auf, warum er sich enge an beide Männer anschließe. Das auf die beiden Monitores folgende Gespräch, die Räuber (Praedones), ist unstreitig für die Sitten und die Zustände jener Zeit wichtiger, als irgend eine andere Schrift, die wir kennen. Es enthält meisterhafte Schilderungen, welche ein großer Dichter und Redner von den Sitten der ersten Stände aus eigener Anschauung entworfen hat, sowie geistreiche Betrachtungen über die Mängel des ganzen deutschen Staatswesens und über die Mittel denselben abzuhelfen. Die Personen, welche sich unterreden, sind: Ulrich von Hutten, ein Kaufmann oder Commis des großen Hauses der Fugger und Franz von Sickingen. Diese treffen in einer Reichsstadt zusammen, Ulrich von Hutten wird über den Kaufmann böse, weil derselbe die deutschen Ritter Räuber genannt hat, Franz von

Sickingen besänftigt aber seinen Freund, und sucht dem Kaufmann bessere Begriffe von den deutschen Rittern beizubringen, indem er nachweist, daß die wenigsten Straßenräuber (denn ganz kann er die Sache doch nicht läugnen) von Adel seien, daß vielmehr jeder ächte Rittersmann das Rauben ohne vorher angekündigte Fehde von Herzen verabscheue. Weil wir dem Einzelnen nicht folgen dürfen, so wollen wir nur andeuten, sowohl daß man in diesem Gespräche Sittenschilderungen von der Meisterhand eines großen Dichters und Redners wie Ulrich von Hutten entworfen findet, und daß der Ritter socialistische Grundsätze entwickelt, als auch auf welche Weise derselbe das Rauben, das den Rittern allein zur Last gelegt ward, über die anderen Stände vertheilt. Hutten's Erklärung über das Rauben läßt sich übersichtlich in folgende vier Sätze fassen: 1) Räuber sind alle diejenigen, welche auf der Landstraße den Wanderer und Kaufmann überfallen, um Beide zu berauben. Dies thut der Adel nicht. Er kündigt entweder ordentlich Fehde an, wo sich dann der Gegner wehren mag, oder er fordert Geld für den Durchzug durch sein kleines Gebiet, da mag man bezahlen. 2) Ärgere Räuber sind aber die Kaufleute, welche durch die Einführung fremder Waaren, Gewürze, Seide und ausländischer Kleider das Geld aus Deutschland ziehen. Die ärgsten unter ihnen sind die aus dem großen Hause Fugger; denn diese unterdrücken die anderen Kaufleute durch ihr Geld, und es ist, als wenn der Weg nach Indien blos für sie offen wäre. 3) Räuber sind ferner die Schreiber und Advokaten. 4) Räuber sind endlich die bösen Pfaffen; denn zum hohen Pfaffenthum gelangt niemand, als wer Geld hat oder doch Geld aufzutreiben weiß, um in Rom oder bei anderen geistlichen Oberbehörden eine Pfründe zu kaufen; natürlich verwalten aber die Geistlichen, welche ihre Stellen gekauft haben, ihr Amt nachher nur für Geld und um des Geldes willen.

IX. Spanische und italiänische Geschichte von 1430 an bis auf Ferdinand den Katholischen.

1. Aragonien, Catalonien und Navarra.

Die ganze Nation der Spanier ward von der Zeit an, bis zu welcher wir im neunten Bande (S. 349) ihre Geschichte geführt haben, sechzig Jahre lang durch innere Kriege in Anspruch genommen. Durch diese Streitigkeiten litt das eine der beiden Hauptreiche, Castilien, weit mehr als das andere, Aragonien, weil der Beherrscher des Ersteren nicht im Stande war seinen eigenen Hof zu regieren, geschweige denn die streitbare Ritterschaft und deren Führer, die Großen, in Schranken zu halten. Mitten in den Bürgerkriegen aber, welche jeden der beiden Staaten verwirrten, bewies die Nation ihren Muth, ihre Freiheitsliebe und ihre Betriebsamkeit auf glänzende Weise. Jeder Bürger war Soldat, spanische Flotten beherrschten das Meer, die Ungläubigen wurden aus einer Gegend des Landes nach der anderen getrieben und endlich in Afrika aufgesucht. Man brauchte daher nur die Ordnung herzustellen und der unruhigen Thätigkeit der Einzelnen Einheit, sowie den ungeheueren Kräften, die sich gesammelt hatten, eine Richtung nach außen zu geben, um Aragonien und Castilien groß zu machen. Dies that am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Ferdinand der Katholische zuerst in Aragonien und dann in Castilien, dem Erbreiche seiner Gemahlin Isabella. Um die Größe, welche Spanien durch die von Ferdinand

hergestellte Einheit und durch die Energie und Kraft seiner Herrscher im sechszehnten Jahrhundert erlangte, später leichter begreiflich machen zu können, müssen wir des Contrastes wegen die beiden schwachen Regierungen, welche sowohl in Aragonien als in Castilien der kräftigen Regierung Ferdinand's und Isabella's vorangingen, kurz berühren.

Wir haben im neunten Bande die Geschichte Aragonien's, Catalonien's und Navarra's bis zu der Zeit erzählt, in welcher Alphons V. sich aufs neue in die italiänischen Angelegenheiten mischte und zum Besitze des Reiches Neapel gelangte. Während seiner Abwesenheit wurde das von seiner Gemahlin Maria beherrschte aragonische Reich durch die Händel in Anspruch genommen, welche Johann II., der Bruder und künftige Nachfolger des Königs Alphons, wegen seiner Verhältnisse zu Castilien und zu Navarra hatte. Johann mischte sich aufs neue in den Streit der castilianischen Großen mit ihrem König Johann II., welcher die Geschäfte des Friedens und die Leitung des Krieges einem ausgezeichneten Manne, dem Alvaro de Luna, überlassen hatte. Das Nähere gehört in die Geschichte von Castilien; wir bemerken daher nur, daß seit dem Jahre 1447 die Aragonier sehr ungern Antheil an einem Kriege nahmen, welcher nur das Privatinteresse ihres Königs und der nächsten Verwandten desselben, seines Bruders Johann und des Sohnes seines anderen, damals schon gestorbenen Bruders Heinrich, anging. Das Reich Navarra hatte Johann durch seine Vermählung mit Blanca (s. Th. IX. S. 341) an sich gebracht und, auch als seine Gemahlin 1441 gestorben war, als König behauptet. Die Stände von Navarra hatten zwar gefordert, daß er das Reich dem Prinzen Karl von Viana, seinem mit Blanca erzeugten Sohne, überlassen solle; aber Blanca hatte diesem, durch seine gelehrten Arbeiten und wissenschaftlichen Bemühungen bekannten Prinzen zur Pflicht gemacht, die Regierung nur mit Erlaubniß des Vaters zu übernehmen. Im Jahre 1447 gerieth Johann dadurch, daß er sich in zweiter Ehe mit Johanna, einer Tochter Don Friedrich's, des Großadmirals von Castilien, vermählte, in eine fast unversöhnliche Zwietracht mit seinem Sohne. Karl wollte nicht zugeben, daß seine Stiefmutter den Titel Königin von Navarra annehme, und sein heftig erbitterter Vater ließ ihn deshalb

gefangen setzen. Zwar gab Johann seinem Sohne auf Ersuchen des castilianischen Königs Johann II. die Freiheit wieder, er führte aber fortan einen Krieg mit ihm, an welchem auch Castilien Theil nahm, und rächte sich dadurch, daß er Karl von der Nachfolge in Aragonien auszuschließen und dieselbe seinem Sohne zweiter Ehe, dem nachherigen König Ferdinand dem Katholischen, zuzuwenden suchte.

Im Jahre 1453 trat die Regentin Maria mit Castilien wegen eines Friedens in Unterhandlung, und dies brachte den Prinzen von Viana in Bedrängniß. Als nun gar im folgenden Jahre beim Tode Johann's II. der an Geist und Körper schwache Sohn desselben, Heinrich IV., König von Castilien geworden war, und Maria die das Reich Navarra betreffenden Unterhandlungen mit demselben fortsetzen und beendigen ließ, mußte Karl bei seinem Oheim Alphons V. in Italien Rath und richterliche Entscheidung suchen. Der schwierigste Punkt bei diesen Unterhandlungen betraf nicht den Besitz von Navarra, weil Karl's Vater, Johann, denselben schon dreizehn Jahre lang behauptete, sondern die großen Güter, welche Johann, Alphons V. und der Sohn ihres Bruders Heinrich als Infanten von Castilien in dem castilianischen Reiche besessen und während des langen Krieges mit Johann II. verloren hatten. Diese Besitzungen waren schon längst in andere Hände gekommen, denen sie weder Alphons von Aragonien, noch Johann von Navarra, noch Heinrich von Castilien würde wieder haben entreißen können. Auch hatte die Erfahrung gezeigt, wie gefährlich es bei den ewigen inneren Streitigkeiten und bei der Macht und dem Trotze der Großen sei, wenn fremde Fürsten Güter in Castilien besäßen. Man kam daher am 8. Oktober 1454 einstweilen über bestimmte Geldsummen überein, welche dem König Johann von Navarra jährlich, dem König Alphons von Aragonien aber und dem Neffen desselben ein für alle Male als Entschädigung gezahlt werden sollten. Der Abschluß dieses Vertrages wurde auf einen 1455 in Agreda zu haltenden Kongreß verschoben, auf welchem auch der Streit über das theils für Johann, theils für seinen Sohn Karl besetzte Reich Navarra beigelegt werden sollte. Auf diesem Kongreß wurde jedoch nur die Sache wegen der Güter der genannten drei Infanten auf die früher festgesetzte Weise zum Schluß gebracht. Dagegen konnte man sich wegen der Angelegen-

heiten Navarra's nicht einigen. In Betreff dieser wurde nur eine diplomatische Auskunft gefunden, und zwar durch den Marquis von Villena, welcher an der Spitze der zahlreichen und glänzenden castilianischen Gesandtschaft stand. Es sollte nämlich bis zum April 1455 ein Waffenstillstand bestehen und die aragonischen Truppen der Maria einstweilen die dem Prinzen von Viana gehörigen Plätze in Navarra für diesen besetzt halten.

Auch nachher konnte man über den Besitz von Navarra nicht einig werden, weil Johann ganz von seiner zweiten Gemahlin beherrscht wurde, und nach dem Wiederbeginne des Krieges noch viel weiter ging als früher. Johann schloß nämlich durch eine in Barcellona mit der größten Heimlichkeit ausgefertigte Urkunde sowohl seinen Sohn Karl, als auch seine ältere Tochter erster Ehe, Blanca, die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV. von Castilien, welche ihres Bruders Sache leidenschaftlich verfocht, vom Erbe ihrer Mutter ganz aus, und ernannte dagegen eine jüngere Tochter erster Ehe, Eleonore, welche mit dem Grafen Gaston de Foix vermählt war, zur Erbin von Navarra. Durch diesen Schritt wurde König Karl VII. von Frankreich, der Lehensherr des Grafen von Foix, sowie nachher dessen Sohn, Ludwig XI., in die spanischen Angelegenheiten gezogen. Schon im Jahre 1456 unterstützte Karl VII. seinen Vasallen mit Geld und Truppen in dem Kriege, welchen Johann und das ihm ergebene Haus Grammont gegen Karl und dessen Anhänger, die Beaumonts, in Navarra führten. Karl überließ darauf einem der Beaumonts die Vertheidigung der ihm noch angehörenden Plätze, und suchte zuerst in Frankreich bei Karl VII. und dann in Italien bei seinem Oheim Alphons V. Trost und Gerechtigkeit gegen den eigenen Vater. Bei dem Ersteren fand er, wie wir glauben, nicht einmal Gehör, geschweige denn Trost. Dagegen nahmen ihn in Neapel sein Oheim Alphons und dessen natürlicher Sohn, Ferdinand, freundlich auf und gaben ihm nicht unbedeutende Summen. Allein zu seinem Unglücke starb Alphons 1458, noch ehe eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn zu Stande gebracht worden war. Karl fand hierauf in Sicilien Freunde und Anhänger, ließ sich aber durch Bevollmächtigte, welche sein Vater an ihn sandte, nach Majorca locken. Von hier aus knüpfte er mit allen Feinden

seines Vaters und des französischen Königs, mit dem damaligen Dauphin Ludwig XI., den Herzögen von Burgund und Bretagne, mit Heinrich IV. von Castilien und Anderen, Unterhandlungen an. Johann wagte nicht ihn mit Gewalt aus Majorca zu entfernen, weil die Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia, welche mehr Macht als der König besaßen, dem von seiner Stiefmutter verfolgten und von deren Vater, dem Admiral von Castilien, verläumdeten Prinzen gewogen waren. Er schloß vielmehr im Anfange des Jahres 1460 einen Vertrag mit ihm, in welchem er seinem Sohne Verzeihung zusicherte, wogegen dieser sich verpflichtete, die noch für ihn besetzt gehaltenen Plätze in Navarra seinem Vater zu überlassen. Karl vollzog diesen Vertrag pünktlich, und seine Freunde und Anhänger mußten, so sehr sie sich auch dagegen sträubten, jene Plätze räumen lassen. Vater und Sohn schienen also vollständig ausgesöhnt zu sein, und der Letztere wurde, als er nach Barcellona kam, sogar von seiner Stiefmutter sehr freundschaftlich behandelt; allein nicht lange nachher brach der Streit von neuem aus.

Zwei Umstände waren es, welche die Zwietracht zwischen Vater und Sohn wieder erweckten. Zuerst machten sowohl die Stände von Aragonien, welche in Fraga versammelt worden waren, als auch die in das nahe gelegene Lerida berufenen Stände von Catalonien, nachdem mit ihrer Einwilligung die ewige Verbindung Sardinien's und Sicilien's mit dem aragonischen Reiche festgesetzt worden war, die Forderung, daß Johann seinen Sohn Karl für den Erben dieses Reiches erklären solle, und der König wich ihrem Verlangen auf hinterlistige Weise aus. Dann hatten die Castilianer eine Vermählung Karl's mit Isabella, der Schwester ihres damals noch kinderlosen Königs Heinrich IV., welche nach dessen und seines Bruders Alphons Tode Erbin von Castilien wurde, zu Stande zu bringen gesucht, und Karl war auf den Vorschlag derselben eingegangen; der Vater seiner Stiefmutter aber hatte diese Sache dem König Johann als eine auf sein Verderben hinzielende Verbindung vorstellen lassen, weil Karl seinen Vater von Castilien aus vertreiben werde. Johann entbot daher den Prinzen zu sich nach Lerida, und Karl, welcher glaubte, sein Vater wolle, dem Wunsche der dort versammelten Stände gemäß, ihn endlich zum

Nachfolger erklären, nahm die Einladung an. In Lerida angekommen wurde er aber nebst seinen Freunden Johann de Beaumont und Gomez de Frias verhaftet (December 1460), und Johann ließ einen Proceß gegen ihn eröffnen, ohne auf die lebhaften Verwendungen, welche die Stände von Aragonien und Catalonien, sowie alle Gerichtshöfe beider Reiche für Karl machten, Rücksicht zu nehmen. Der König widerstand allen Bitten, obgleich die Castilianer in Navarra einfielen. Ja, er gab seinen Haß gegen den Sohn selbst dann nicht auf, als im Februar 1461 die Bewohner von Barcellona alle Catalonier zur gewaltsamen Befreiung des Prinzen aufforderten, und eine Sturm-Deputation von sechzig Mitgliedern an den König schickten. Alle Vorstellungen waren jedoch fruchtlos. Es brach daher endlich in einem großen Theile von Catalonien eine offene Empörung aus, und in Barcellona wurde sogar ein Insurrections-Ausschuß errichtet. Dadurch gerieth die Königin, welche ihren Gemahl beherrschte und von ihm zur Generalstatthalterin des Landes ernannt worden war, in solchen Schrecken, daß sie ihren Gemahl im März 1461 bewog, den Prinzen in Freiheit zu setzen. Karl begab sich hierauf nach Barcellona, und die Königin sah sich am Ende genöthigt, mit den Catalonern einen für Johann keineswegs ehrenvollen Vertrag zu schließen. Nach diesem Vertrage sollte Karl nicht nur als Thronfolger ausgerufen werden, sondern auch beständig und unwiderruflich der Stellvertreter des Königs im Reiche Catalonien sein und die Stände desselben zusammenrufen dürfen; der König selbst sollte bei den Versammlungen der Stände nur dann, wenn diese es zufrieden wären, gegenwärtig sein dürfen; außerdem sollten die Befehlshaberstellen in Catalonien nur von Eingeborenen bekleidet werden, alle Anhänger des Prinzen ungekränkt bleiben, die Gräfin von Foix und alle Gasconier das Reich Navarra verlassen und die Regierung desselben nebst den festen Plätzen an Aragonier übergeben werden. Der König fügte sich zwar in diese Bedingungen, zeigte aber bald, daß es ihm damit nicht ernst sei. Nicht lange nachher (September 1461) starb Karl eines plötzlichen Todes. Der Verdacht, daß er Gift erhalten habe, ist etwas wahrscheinlicher, als er in ähnlichen Fällen zu sein pflegt, obgleich derselbe auch diesmal nicht durch ein ausdrückliches Zeugniß bestätigt

wird; denn Mariana's zuversichtliche Behauptung kann nicht als ein solches gelten.

Die Catalonier tobten über Karl's Tod wie über einen Mord. Barcellona, damals eine der größten und reichsten Städte Europa's, richtete sich sogar republikanisch ein, riß einen beträchtlichen Theil des Landes mit sich fort, und verschloß der Königin, welche von ihrem Gemahle mit der Beruhigung von Catalonien beauftragt worden war, die Thore. Die Königin mußte mit ihrem zehnjährigen Sohne, Ferdinand dem Katholischen, welchen sie bei sich hatte, die Flucht ergreifen. Sie floh nach Girona, und rettete sich, als diese Stadt von den Cataloniern erstürmt wurde, nur mit genauer Noth in die Burg Gironela, in welcher sie eingeschlossen und sehr bedrängt ward. Die Republikaner erhielten sowohl von dem castilianischen König Heinrich IV., als von dem Beherrscher Frankreich's, Ludwig XI., Unterstützung; doch war diese Hülfe nur gering und scheinbar. Heinrich drang zwar in Navarra ein, gab aber sein Unternehmen bald wieder auf. Ludwig befolgte auch bei dieser Gelegenheit dieselbe schändliche und treulose Politik, welche er überall anwandte: er ermunterte und unterstützte die Rebellen durch Geld und Versprechungen, bis der König von Aragonien verzagte, dann verkaufte er diesem seine Hülfe gegen einen Landstrich, welcher das französische Gebiet an den Pyrenäen abrundete. Er schloß im Mai 1462 zu Salvatierra ein Bündniß mit Johann, gab das Versprechen, ihm nicht nur dreimalhundertfünfzigtausend Dukaten zu leihen, sondern auch ein Hülfs-Corps von siebenhundert Lanzen (zu je drei Mann) gegen Barcellona zu schicken, und erhielt dafür als Unterpfand die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, welche so lange, bis ihm siebenmalhunderttausend Dukaten gezahlt worden wären, bei Frankreich bleiben sollten, deren Einkünfte aber nicht von dieser Summe abgezogen werden dürften. Der ganze Vertrag war ein Trug von Seiten Ludwig's, welcher vom ersten Augenblicke an entschlossen war, die beiden Grafschaften niemals zurückzugeben. Dies zeigt sich schon darin, daß Ludwig dieselben sogleich den Kron-Domänen einverleibte, und zwar als eine Abschlagszahlung für die Summe, welche er als das Erbtheil seiner Mutter, Maria von Anjou, einer Tochter der Jolantha von Aragonien, noch zu fordern hatte. In den Vertrag

von Salvatierra wurde auch die Gräfin Eleonore von Foix mit eingeschlossen, welche König Johann mit Übergehung seines Sohnes Karl und seiner Tochter Blanca förmlich als Regentin von Navarra eingesetzt hatte. Außerdem ward in demselben noch festgesetzt, daß Blanca von ihrem Vater dem Grafen Gaston von Foix übergeben werden solle. Der Letztere hatte daher auch das größte Interesse an dem Entsatz von Gironela und an der Rettung der Königin. Er und d'Albret drangen mit sechstausend Reitern und einem starken Fußvolke durch die Grafschaft Roussillon und die Pyrenäen-Pässe in Spanien ein, und nöthigten die Rebellen, nicht nur die Einschließung jener Burg aufzuheben, sondern auch sogar Girona zu verlassen. Johann lieferte hierauf seine Tochter Blanca dem Grafen von Foix aus. Dieser ließ sie durch den Captal von Buch auf die Burg Orthès in Bearn bringen, wo sie zwei Jahre nachher als Gefangene starb. Wie bei fast allen Todesfällen, welche unter ähnlichen Umständen Statt fanden, so hat man auch bei dieser Gelegenheit nicht ermangelt, zu behaupten, Blanca sei vergiftet worden, und zwar durch ihre Schwester Eleonore. Die unglückliche Prinzessin hatte übrigens, als man sie nach Bearn schleppte, eine Urkunde aufsetzen lassen, in welcher sie alle ihre Rechte an Navarra dem König Heinrich IV. von Castilien überließ, weil derselbe ihrem Bruder Karl stets Freundschaft bewiesen habe. Wir besitzen noch einen rührenden Brief von ihr, den sie an Heinrich über ihr und ihres Bruders Schicksal geschrieben hat. Was die Nachfolge in Navarra betrifft, so war der Sohn des Grafen Gaston von Foix, dessen Gemahlin das Reich Navarra erhalten hatte, mit Ludwig's XI. Schwester, Magdalena, vermählt. Der französische König hatte also den Vortheil, daß einer seiner Vasallen und nächsten Verwandten einst König von Navarra werden sollte. Sein Schwager starb zwar (1470) zwei Jahre vor dem Vater desselben; er hinterließ aber einen Sohn, Gaston Phöbus, und eine Tochter, Katharina, und als der Erstere kinderlos gestorben war, heirathete die Letztere den französischen Edelmann Johann d'Albret, welcher auf diese Weise eine neue Königslinie in Navarra gründete.

Ganz Catalonien und besonders Barcellona dem König Johann wieder zu unterwerfen, war durchaus unmöglich, so lange Heinrich

von Castilien bald durch einen Streifzug gegen Navarra, bald durch einen Einfall in Aragonien den Beherrscher beider Reiche nöthigte, seine Truppen von Zeit zu Zeit aus Catalonien herauszuziehen. Dies gab dem Könige von Frankreich Gelegenheit, auch Heinrich von Castilien mit dem Netze seiner arglistigen Politik zu umstricken. Nachdem nämlich der Krieg das ganze Jahr 1462 fortgedauert hatte, ließ der schwache König von Castilien sich bewegen, gegen Ostern 1463 eine Zusammenkunft mit Ludwig zu halten und demselben die schiedsrichterliche Entscheidung zu überlassen. Auf diese Weise ward der schlechteste, treuloseste, von jedem Grundsatze und jeder religiösen Empfindung weit mehr als alle anderen Regenten entfernte Fürst Richter über die stolzesten Monarchen von Europa.

Ludwig gebrauchte auch hier dieselben Mittel des Truges, welche ihn überall zum Ziele führten, Bestechung und gleißnerische Freundlichkeit. Der getroffenen Übereinkunft gemäß trugen von castilianischer Seite der Erzbischof von Toledo und der Marquis von Villena, von aragonischer der Großmeister von Montesa und der Connetable von Navarra dem König Ludwig in Bayonne die Streitpunkte vor. Die beiden Ersteren waren bereits bestochen, die Anderen wurden in Bayonne gewonnen. Sie unterwarfen sich also dem Ausspruche der französischen Juristen. Diesen Ausspruch hier anzuführen, scheint uns unnöthig. Heinrich von Castilien erkannte denselben freilich an, als er die am Ufer der Bidassoa berühmte Zusammenkunft mit Ludwig XI. hatte, bei welcher dieser einen beleidigenden Sansculotismus affectirte. Während nämlich Heinrich und seine Leute in großer Pracht erschienen, kam Ludwig in schmierigem und schmutzigem Aufzuge mit einer Kappe, welche vorn ein zinnernes Marienbildchen hatte, und auch seine Umgebung sah ebenso bettelhaft aus, wie er. Auch die Vermittelung des französischen Königs war leerer Trug, denn der Spruch befriedigte am Ende weder einen der beiden Könige, noch auch den Grafen von Foix, während dagegen Ludwig die Freude hatte, seinen Zweck erreicht zu haben. Dieser bestand darin, daß Heinrich von Castilien die Catalonier ihrem Schicksale überließ, und den Grafen von Foix als rechtmäßigen Herrn von Navarra anerkannte. Ludwig war dabei ganz sicher, daß die Könige von Castilien und Aragonien

nach einem Jahre noch mehr als vorher mit einander entzweit sein würden.

Die Catalonier waren die Ersten, die sich dem Spruche nicht fügten, obgleich Heinrich IV. sie dringend ermahnte, sich ihrem Könige wieder zu unterwerfen. Gleich darauf weigerte sich Navarra, die Stadt Estrella und ihr Gebiet (merindado) jenem Spruche gemäß an die Castilianer zu übergeben. Endlich fielen auch die castilianischen und aragonischen Herren, die sich von Ludwig hatten bestechen lassen, in Ungnade. Die Republik Barcellona fühlte, daß sie, um sich behaupten zu können, eines monarchischen Aussehens und eines scheinbar legitimen Bodens bedürfe. Sie wandte sich daher an den portugiesischen Prinzen Don Pedro, welcher nicht nur durch kriegerische Eigenschaften ausgezeichnet war, sondern auch von seinem Großvater, einem Grafen von Urgel, Ansprüche an Aragonien herleitete. Dieser Prinz hielt sich in Ceuta auf, von wo aus die damals vor allen anderen Europäern durch Thätigkeit, Tapferkeit und Unternehmungsgeist ausgezeichneten Portugiesen häufige Einfälle in das Land der Mauren machten, während ihre Flotten durch Entdeckungen im atlantischen Ocean die beschränkten geographischen Kenntnisse des Alterthums erweiterten, und dem Handel wie der Betriebsamkeit der Neueren ein unbegrenztes Feld eröffneten. Don Pedro war der Vetter des damaligen Königs von Portugal, Alphons V., und befand sich als portugiesischer Prinz in einer sonderbaren Lage, weil sein Vater der Vormund dieses Königs gewesen und nicht ohne dessen Mitwissen getödtet worden war, obgleich Alphons nachher selbst eingesehen hatte, daß er seinen Oheim fälschlich in Verdacht gehabt habe. Pedro nahm daher auch, ohne seinen König zu fragen, den Antrag der Catalonier an. Er kam im Januar 1464 mit allen den Leuten, die ihm bei seinen Streifzügen gegen die Ungläubigen gedient hatten, nach Barcellona, und wurde hier sogleich als König von Aragonien und Sicilien ausgerufen. Seine kriegerische Thätigkeit gegen den König Johann beschränkte sich auf die Eroberung und Vertheidigung einzelner Städte und Burgen und auf Gefechte, welche wir Scharmützel nennen würden. Auch starb er schon nach zwei Jahren (Juni 1466). Der Krieg dauerte nachher noch eine Reihe von Jahren hindurch fort, und gab dem aragonischen Prinzen

Ferdinand, welcher später als König Ferdinand der Katholische Spanien zur Hauptmacht der ganzen Welt erhob, zuerst Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, weil sein Vater ihm Alles überlassen hatte. Ferdinand würde den Krieg früher beendigt haben, wenn er nicht gerade im günstigsten Augenblicke durch die in Castilien ausgebrochenen Unruhen, welche wir unten darstellen werden, abgerufen worden wäre, und wenn nicht Barcellona wegen der Größe seines Handels und seiner Kriegsflotte einen Platz neben Venedig und Genua eingenommen hätte, während der König Johann bis auf Pedro's Tod keinen Hafen außer in Majorca besaß. Überdies betrachteten die aragonischen Stände den Krieg mit den Catalonien nur als eine Privatsache ihres Königs: sie rechneten es demselben als eine besondere Wohlthat an, daß sie einst in einer großen Verlegenheit des Königs den Beschluß faßten, ihm fünfhundert geharnischte Ritter zu stellen und dieselben neun Monate lang zu unterhalten.

Als Pedro gestorben war, suchten Johann und Ferdinand eine Aussöhnung mit den Catalonien zu Stande zu bringen; allein diese, d. h. nicht blos die Stadt Barcellona, sondern auch andere Städte und besonders die drei Ritterorden verschmähten die freundlichen Anerbietungen ihres Königs und seines erklärten Nachfolgers, und sahen sich nach einem anderen abenteuernden Könige um, der an Pedro's Stelle ihren Krieg führe. Ihre Wahl fiel auf den von uns schon oft genannten Titularkönig von Sicilien, Rainer oder Renatus, und auf dessen Sohn Johann, welcher Herzog von Lothringen oder als Thronerbe von Neapel Herzog von Calabrien genannt wurde. Die Catalonier bedienten sich in Bezug auf beide Herren zwar des genealogischen Zusammenhanges, in welchem dieselben mit der catalonischen Königsfamilie standen; dieser scheint uns aber ein schlechter Stützpunkt gewesen zu sein. Auch ließen sich die Catalonier wohl hauptsächlich von der Hoffnung leiten, daß Rainer und sein Sohn von ihrem Anverwandten, dem französischen Könige, Unterstützung erhalten würden. In der That gewährte Ludwig XI. diesen seinen Beistand. Der Herzog von Calabrien kam im Jahre 1467 nach Catalonien, und stand bald an der Spitze einer beträchtlichen Kriegsmacht; denn da eines

Theils sein Vater unter dem Adel und der Ritterschaft Frankreich's viele Freunde und Verwandte hatte, und anderes Theils die Stadt Barcellona die Mittel besaß, um ganze Schaaren von Abenteurern bezahlen zu können, so strömten Leute genug herbei. Dagegen konnte Ferdinand von Aragonien, welcher damals, obgleich er erst vierzehn Jahre alt, von seinem Vater zum Vice-König ernannt worden war, nur eine geringe Macht aufstellen, weil er und sein Vater unaufhörlich in Castilien beschäftigt waren und das Land wie die Städte sehr schonen mußten. Nichts desto weniger erfocht Ferdinand, von seiner rüstigen Mutter begleitet und geleitet, an der Spitze kleiner Heere bald in Catalonien, bald in Castilien Vortheile. Auf diese Weise wurde eine Stadt und Grafschaft nach der anderen theils durch Gewalt der Waffen, theils durch freundliche Übereinkunft von dem republikanisch-monarchischen Bunde Barcellona's getrennt und endlich 1471, nachdem im December des vorhergehenden Jahres der Herzog von Calabrien gestorben war, Barcellona selbst enge eingeschlossen. Diese Stadt vertheidigte sich jedoch mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Sie lehnte unter der Führung des Herrn de Lou, welcher für den Sohn und Erben des Herzogs von Calabrien, Rainer oder Renatus II., commandirte, alle Vorschläge des Königs sogar dann noch ab, als jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war. Karl der Kühne von Burgund verabredete durch Gesandte, die er nach Spanien schickte, mit Ferdinand Maßregeln gegen die Lothringer; die königliche Flotte schloß unter dem Admiral Bernhard de Villamarin den Hafen von Barcellona so enge ein, daß die vom alten Rainer aus der Provence gesandten Truppen nicht in die Stadt gelangen konnten; auch die Franzosen suchten vergebens von Roussillon her vorzudringen: nichts desto weniger wies Barcellona alle Aufforderungen zur Unterwerfung zurück. Vergebens versprach der König in einem rührenden, liebevollen und väterlichen Briefe, den uns Zurita aufbewahrt hat, den Bürgern der Stadt völlige Verzeihung, sowie die Erhaltung ihrer Vorrechte und die Zurückgabe aller ihr früher angehörenden Städte, Flecken und Gerichtsbarkeiten, und beschwor sie, ihn um Gotteswillen nicht dahin zu treiben, daß er eine der ersten Städte von

Europa *) mit Sturm einnehmen und so ihres Glanzes berauben müsse; seine Vorstellungen und Bitten machten keinen Eindruck. Endlich gelang es einem würdigen Geistlichen von Barcellona, seine Mitbürger dazu zu bewegen, daß sie (10. Oktober) dem Könige die Bedingungen vorlegten, unter welchen sie zum Gehorsam zurückkehren wollten.

Der König gestand nicht allein diese Bedingungen zu und hielt nachher sein Wort, sondern er befriedigte auch noch andere sehr weit gehende Wünsche der empörten Stadt. Wenn man dies bedenkt und dabei den Inhalt der eingegangenen Bedingungen in Erwägung zieht, so wird man erkennen, daß eines Theils der König auf Barcellona den höchsten Werth legte, und daß anderes Theils jene edle Philosophie, jene reine Religiosität, jene moralische Bildung und jene richtige Einsicht in das zwischen Regierung und Volk bestehende Verhältniß, die sich in Zurita's Annalen aussprechen, bei den Aragoniern und Cataloniern in das Leben eingedrungen waren. Die von Barcellona gemachten Forderungen waren: 1) daß eine unbedingte Vergebung und Vergessenheit zugesichert werde; 2) daß des Herzogs von Lothringen Sohn sicheres Geleit erhalte, und nebst seinen Kriegsleuten und allen fremden Officieren sich mit Waffen und Schießbedarf zu Wasser oder zu Lande hinbegeben dürfe, wohin er wolle; 3) daß der König die Privilegien, Freiheiten, Gebräuche und Einrichtungen der Stadt, sowie die Beschlüsse ihres Rathes, die Abgaben und die Zolleinrichtungen neu bestätige; 4) daß die Stadt Barcellona alle Orte und Schlösser, die sie vor des Prinzen Karl von Navarra Tode besessen habe, wieder erhalte, und daß auch alle Privatpersonen wieder in ihr Eigenthum eingesetzt würden. Diese Punkte beschwor nicht allein der König, sondern auch sein Sohn Ferdinand und alle übrigen aragonischen Infanten, sowie die Stände von Aragonien, Valencia und Majorca und eine Anzahl namentlich

*) Recibimos gran dolor, en ver essa ciudad, que era la mas principal de nuestros reynos y tierras, y tan famosa y gloriosa entre las otras ciudades del mundo, y que aya llegado al punto y angustia en que esta; y assi deveys con suma prudencia y cuydado entender en poner en obra vuestra reducion.

angeführter Prälaten und weltlicher Großen. Allen denen, welche nicht wieder unter des Königs Gehorsam treten wollten, wurde erlaubt, sich mit ihrer Habe anderswohin zu begeben, und dazu ein Jahr Frist gewährt.

2. Castilien.

In Castilien herrschte zu der Zeit, bis zu welcher wir früher (Th. IX. S. 349) die Geschichte dieses Reiches geführt haben, Johann II. Die ganze Geschichte dieses schwachen Königs dreht sich darum, daß derselbe in dem Connetable Alvaro de Luna einen Mann gefunden hatte, welcher die Großen des Reiches in Furcht zu halten vermochte. Johann überschüttete deshalb diesen Mann so sehr mit Stellen, Reichthümern und Gütern, daß Alvaro de Luna einen königlichen Hof hielt und unerträglichen Stolz bewies. Zu den castilianischen Großen gehörten auch die Infanten von Aragonien und selbst der König dieses Reiches (Alphons V.), Johann's nächste Anverwandte, weil dieselben bedeutende Besitzungen in Castilien hatten. Diese Infanten, besonders die beiden Brüder Johann und Heinrich, von welchen der Erstere König von Navarra war und später auch von Aragonien ward, der Andere die Schwester des castilianischen Königs zur Gemahlin hatte, waren unversöhnliche Feinde Alvaro's und standen an der Spitze der Großen, die sich gegen denselben verbunden hatten. Ihre aragonischen Landsleute hatten zwar wenig Lust, für die Privatsache des Königs und seiner herrschsüchtigen Brüder zu kämpfen; Maria aber, welche während der Abwesenheit des Königs Alphons V. das aragonische Reich verwaltete, konnte doch nicht vermeiden, den beiden Brüdern ihres Gemahles von Zeit zu Zeit Hülfe zu gewähren.

Während der Zeit des Waffenstillstandes, welcher 1439 mit Alphons und seinen Brüdern geschlossen worden war, steigerte sich die Macht und der Reichthum Alvaro's bis ins Unglaubliche. Er erhielt, als die Besitzungen der Infanten eingezogen wurden, den besten Theil derselben, erschien deshalb mit einem königlichen Glanze umgeben, und übte im Kabinet wie im Felde eine königliche Gewalt. Er wurde dadurch sowohl den Großen als dem Thronfolger (Heinrich IV.) und dem Lieblinge desselben, Johann

Pacheco, unerträglich, und auch die Königin, welche wegen ihres Lebenswandels nicht den besten Ruf hatte, stand mit Alvaro's Feinden in Verbindung. Dieser erwarb aber 1431 sich und seinem Könige den Ruhm eines Überwinders der Mauren, welche von Granada aus noch immer Castilien beunruhigten; denn man schrieb es seiner Leitung zu, daß die Castilianer damals bis zur maurischen Hauptstadt Granada vordrangen und einen mohammedanischen Prinzen, welcher zu Johann II. geflüchtet war, als Beherrscher einsetzten. Alvaro's Feinde behaupteten freilich auch, man würde das ganze maurische Reich haben nehmen können, wenn sich nicht Alvaro von jenem Prinzen habe bestechen lassen. In den folgenden Jahren wußte Alvaro trotz des allgemeinen Hasses der Ritterschaft, welche er niederbeugte, und trotz des Wiedererscheinens der aragonischen Infanten seine Stellung und das Ansehen des Königs zu behaupten. Er sah sich freilich, um den unaufhörlichen Fehden und Verschwörungen zu begegnen, oft zu Mitteln und Treulosigkeiten genöthigt, wie Ludwig XI. sie anwandte, um der Vielherrschaft in Frankreich ein Ende zu machen. Weder Ludwig noch Alvaro handelten gerecht und gut; aber ihre Verbrechen wurden durch die Zeit und die Umstände hervorgerufen, und Alvaro hatte Recht, wenn er, wie aus seinen letzten Worten hervorgeht, bis zu seinem Tode die Überzeugung hegte, daß unter Leuten, wie die Großen von Castilien waren, das königliche Ansehen, die Ordnung und die Ruhe nur durch ein orientalisches oder russisches Regierungs-System erhalten werden könnten. Dies zeigte sich, sobald er einmal für einige Zeit vom Ruder entfernt worden war.

Bis zum Jahre 1437 wurde Alvaro immer höher gehoben: der König schenkte ihm ganze Städte, hielt an seinem Krankenbette Kriegsrath, erlaubte ihm zu Escalona einen Hof und Truppen zu halten, und ließ diejenigen, welche gegen ihn Kabalen anspannen, ebenso bestrafen, als wenn sie sich gegen den König selbst verschworen hätten. Das Letztere gab die Veranlassung zum Wiederausbruch des Bürgerkrieges und zur ersten Verdrängung Alvaro's. Einer der angesehensten Großen des Reichs, Pedro Manriquez, welcher wegen einer Verschwörung gegen Alvaro in Haft war, wurde 1438 von seinen Freunden heimlich befreit und dann sogleich von allen Seiten her mit bewaffneter Macht unterstützt. Auch die

aragonischen Infanten Heinrich und Johann eilten hierauf nach Castilien, um sich an die empörten Großen anzuschließen, und der schwache König war genöthigt, Alvaro nebst seinen Freunden auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen und dagegen alle Misvergnügten an denselben kommen zu lassen. Er verpflichtete sich durch einen förmlichen Vertrag, den er im Oktober 1439 mit den Infanten schloß, diesen ihre Güter zurückzugeben, Alvaro auf sechs Monate vom Hofe zu verbannen und weder mittelbar noch unmittelbar eine Verbindung mit ihm zu unterhalten. Man betrachtete also den König als eine willenlose Maschine, welche ebenso für das anarchische System der Ritterschaft gebraucht werden sollte, wie sie vorher für das monarchische des Alvaro gebraucht worden war. Der König unterhielt jedoch durch den bei ihm zurückgelassenen Großadmiral Friedrich, welcher später einer der ärgsten Feinde des Connetable ward, eine Verbindung mit diesem, und obgleich er durch die andere Partei wie ein Gefangener bewacht wurde, so gelang es ihm doch im Anfange des Jahres 1440, sich durch heimliche Flucht zuerst nach Salamanca und dann nach der zwar kleinen aber stark bevölkerten und gut befestigten Stadt Bonilla zu retten. Von hier aus trat Johann mit den Leuten, welche das Reich zerrissen und einander um Ämter, Pfründen und Würden bekriegten, wie mit einer rechtmäßigen Macht in Unterhandlung, und man ward endlich einig, daß der Streit auf einer in Valladolid zu haltenden Ständeversammlung entschieden werden sollte; bis dahin dürften beide Theile unter den Waffen bleiben. In Valladolid wurde nur eine scheinbare Aussöhnung zu Stande gebracht, in Folge deren Alvaro noch immer nicht an den Hof zurückkehren durfte, und der König bald von einzelnen Infanten oder Großen, bald auch von seinem wüsten Sohne Heinrich und dessen Günstling Pacheco gepeinigt und geplündert wurde. Die Parteien fuhren fort einander zu bekriegen, und der König, welcher der Preis des Streites war, unterhandelte mit Beiden. Nachher kehrte Alvaro zu ihm zurück, und Johann war wieder in der Gewalt desselben, bis es im Mai 1441 den Gegnern gelang, die Stadt Medina del Campo, in welcher Johann sich befand, zu überrumpeln und den König selbst aufzuheben. Doch retteten sich bei diesem Überfall Alvaro, sein Bruder, der Erzbischof von

Toledo, der Großmeister von Alcantara und andere Anhänger desselben, auf welche es ebenfalls abgesehen war.

Der König fügte sich durch einen förmlichen Vertrag in alles, was ihm vorgeschrieben wurde, und berief nicht allein 1442 eine Ständeversammlung, um das Geld, welches die habsüchtigen Infanten und Großen von ihm erpreßten, von der Nation zu erhalten, sondern ließ sich auch willig gebrauchen, um dem Connetable, obgleich dieser ihm noch immer unentbehrlich war, jede Gelegenheit zum Verkehr mit sich abzuschneiden. Dagegen erwiesen ihm die Männer, in deren Gewalt er war, eine tiefe orientalische Ehrerbietigkeit, damit sie nicht die Geistlichkeit und die Bürger gegen sich erbitterten. Die eigentlichen Herren im Reiche waren jetzt die aragonischen Infanten Johann und Heinrich. Beide verbanden sich damals durch Heirath mit den Häuptern der dem königlichen Ansehen feindlichen Aristokratie von Castilien: Johann nahm Johanna, die Tochter des Großadmirals Friedrich, Heinrich die des Grafen von Benavente zur Gemahlin. Dem Connetable gelang es erst im Jahre 1444 seine Gelegenheit zur Herstellung seines früheren Ansehens zu finden. Er wußte nämlich durch den Bischof von Avila den Günstling des Kronprinzen, Pacheco, und durch diesen den Kronprinzen zu gewinnen, und verabredete dann mit dem Letzteren einen Plan zur Befreiung des Königs. Bei der Unterhandlung, welche Alvaro und der Kronprinz hierüber führten, ist es für den Zustand der Sittlichkeit und den Geist des castilianischen Adels bezeichnend, daß selbst der Kronprinz sich nicht eher entschloß, seinen Vater aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, als bis Alvaro ihm im Namen desselben eine Bereicherung auf Unkosten des Landes zugesagt hatte. Es wurden ihm die Städte Jaen, Caceres, Ciudad Rodrigo und Logrogno versprochen. Auch sein Günstling Pacheco, welcher schon Herrschaften und reiche Marquisate besaß, durfte nicht leer ausgehen: er sollte Villa nueva de Barcarrota, Salvatierra und Salvacon erhalten. Übrigens war die Unterhandlung sehr schwierig gewesen; denn Alvaro konnte dem Kronprinzen nicht trauen, und dieser war nur dann im Stande zu handeln, wenn Pacheco und der Bischof von Avila bei ihm waren und ihm Rath gaben. Zur Ausführung kam die Sache erst dann, als diese beiden Männer so viele Herren

für den König gewonnen hatten, daß sie es mit den Gegnern im Felde aufnehmen zu können glaubten. Sobald dies möglich schien, forderte der Kronprinz alle Städte und Herren des Reiches durch ein Rundschreiben auf, sich bei ihm einzufinden und den König befreien zu helfen. Beide Theile sammelten jetzt im Namen des Königs Heere; zu entscheidenden Gefechten kam es aber nicht. Dagegen gelang es dem Könige, sich aus der Gewalt des Grafen von Castro, der ihn zu bewachen hatte, zu befreien. Er schickte nämlich, als er einst von Portillo aus einen Besuch in Valladolid machte, im Vertrauen auf die zu seinem Dienste bereiten Ritter und Bürger, die sich hier um ihn sammelten, seine Begleiter plötzlich zurück und blieb in Valladolid.

Auf die Nachricht, daß der König frei sei, verließen die Infanten das Reich, und die mit ihnen verbündeten Großen zogen sich auf ihre Güter zurück. Die Ersteren, denen der König alle ihre Besitzungen in Castilien nahm, erschienen jedoch noch im Jahre 1444 mit einem neuen Heere, und Alvaro's Feinde schlossen sich wieder an sie an. Die Infanten waren den Truppen des Königs gewachsen, da nicht nur ihre Schwägerin, die Regentin von Aragonien, sie unterstützt hatte, sondern auch viele Vasallen in Navarra ihnen gefolgt waren. Nichts desto weniger boten sie dem Könige eine friedliche Ausgleichung an. Diese war aber nicht möglich, weil man die Entlassung Alvaro's, welcher doch Johann's einzige Stütze war, verlangte. Die Gewalt der Waffen mußte also entscheiden. Am 19. Mai 1445 ward bei Olmedo ein Treffen geliefert, welches mit einem Siege des königlichen Heeres oder vielmehr des Connetable endigte. So wenig blutig dasselbe auch war, da keine fünfzig Mann blieben, so bedeutend waren die Folgen des Sieges; denn der Infant Heinrich fiel im Kampfe und sein Bruder Johann kehrte besiegt nach Navarra zurück.

Von diesem Augenblicke an herrschte Alvaro ganz unbeschränkt, und der König selbst fügte sich, wie wenn er ein Kind oder ein Blödsinniger wäre, freiwillig den Anordnungen desselben. Alvaro's Gegner wurden verfolgt und der beste Theil ihrer Güter ihm gegeben. Selbst als der Kronprinz nachher wieder mehrmals die Waffen gegen seinen Vater ergriff, betrachtete der König den Connetable als seine einzige Stütze gegen den eigenen Sohn. Ja,

die Vormundschaft, welche Alvaro über den König ausübte, ging so weit, daß er seinen König, als derselbe Wittwer geworden war, mit einer portugiesischen Prinzessin zu verloben wagte, ohne ihm auch nur Nachricht davon gegeben zu haben, obgleich Johann damals im Begriff stand, durch Gesandte um die Hand einer Tochter des französischen Königs anzuhalten. Der König von Portugal wünschte nämlich Isabella, die Tochter seines Oheims, auf den castilianischen Thron zu bringen, und Alvaro ging auf diesen Wunsch ein, weil er dadurch ebenso eine Stütze an Portugal erhielt, wie die Infanten sie an Aragonien, Navarra und Frankreich hatten. Eine zahlreiche und glänzende Gesandtschaft, bei welcher sich auch der Connetable von Portugal befand, kam 1445 nach Spanien. Alvaro zog ihr an der Spitze einer castilianischen Gesandtschaft, welche eine Bedeckung von tausend auserwählten Geharnischten hatte, entgegen, und die beiden Connetable machten unterwegs die ganze Sache aus. Der arme König Johann erfuhr, erst als die Gesandten nach Toro kamen, daß er von der französischen Prinzessin abstehen und eine Portugiesin zur Gemahlin nehmen solle. Diesen Schritt Alvaro's pflegt man mit seinem später erfolgten Sturze in Verbindung zu bringen, weil man nicht begreifen kann, warum Johann seinen Günstling so plötzlich fallen ließ; allein da zwischen beiden Ereignissen so viele Jahre verflossen, und Johann nicht nur mit Isabella zufrieden war, sondern sich derselben später sogar zur Befreiung von seinem übermächtigen Günstlinge bediente, so ist ein solcher Zusammenhang höchst unwahrscheinlich. Bis zum Jahre 1448 zeigt sich keine Spur einer Ungunst Alvaro's. Im Gegentheil, der König bewog die Comthuren des Ordens von St. Jago, den Connetable zu ihrem Großmeister zu wählen, und verschaffte demselben also eine Stelle, welche ihn ganz unabhängig machte; denn die Macht der Großmeister aller spanischen Ritterorden war so bedeutend, daß später Ferdinand der Katholische, um dem anarchischen Treiben der Ritterschaft ein Ende zu machen und die Monarchie neu gründen zu können, alle Großmeisterschaften in seiner Person vereinigte. Gleich darauf schenkte König Johann, als die Stadt Albuquerque dem Grafen, der sie für den Sohn des Infanten Heinrich vertheidigte, entrissen wurde, auch diese bedeutende Feste mit ihrem großen Gebiete dem Alvaro.

Wir wagen nicht, uns in das Labyrinth der Kriege, welche Alvaro de Luna von 1447 bis 1451 stets glücklich mit den immer aufs neue gegen ihn ziehenden Großen von Castilien führte, oder der von ihm vereitelten Kabalen des Hofes einzulassen. Ausgemacht ist, daß der Connetable bis zum Jahre 1452 alle seine vielen Feinde und unter ihnen auch den König und die Königin in Schrecken hielt, und daß er jeden Versuch seine unumschränkte Regierung zu beschränken verhinderte. Dies ist um so mehr zu verwundern, da Ferreras nachgewiesen hat, daß schon seit 1447 der König und die Königin mit den Gliedern der Familie Zugniga und dem mächtigen Anhange derselben eine Verschwörung gegen ihren übermächtigen Premier-Minister gestiftet, und vermittelst einer Hofdame eine Correspondenz gegen ihn unterhalten hatten. Im Jahre 1451 schien es sogar, als wenn Alvaro seinen furchtbarsten Feind, den König Johann von Navarra, unschädlich machen würde; denn des Letzteren Streit mit seinem Sohne Karl gab dem Connetable Gelegenheit, tief in Navarra einzudringen. Die mit Johann verbündeten Großen und Infanten verzagten, und schickten den Admiral von Castilien nach Italien, um den aragonischen König Alphons V. zu bitten, nach Spanien zu kommen. Gerade in diesem Augenblicke aber wendete sich das Glück vom Connetable ab. Die Unterhandlungen mit Alphons V., an denen auch der Kronprinz und die Königin Theil nahmen, und welche vorgeblich die Herstellung des Friedens mit Aragonien betrafen, endigten 1452 damit, daß Alphons eine Gesandtschaft nach Spanien schickte und einen großen Bund gegen Alvaro vermittelte. Der König von Navarra, der Sohn des bei Olmedo gefallenen Infanten Heinrich, der König von Castilien, sein ältester Sohn Heinrich oder vielmehr dessen Liebling, Johann Pacheco, Marquis von Villena, welcher ebenso den Kronprinzen beherrschte, wie Alvaro den König, schlossen unter einander und mit den castilianischen Großen einen förmlichen Vertrag gegen Alvaro, aus welchem Zurita uns im neunten Kapitel des sechszehnten Buches seiner Annalen einen Auszug mittheilt. Auch der Reichsschatzmeister, Alphons de Vivero, ein Mann, der dem Connetable seine Stelle verdankte, nahm an der Verschwörung Theil, welche drei Könige und eine bedeutende Zahl angesehener Herren gegen den zum

Emir al Omrah (s. Th. V. S. 171 und 175) gewordenen Minister gemacht hatten, und die von Pacheco geleitet wurde *). Obgleich aber Vivero die Beweise geliefert hatte, daß Alvaro mit dem Vermögen des Königs und mit der Staatskasse wie mit seinem Eigenthum umgehe, so wagte Johann doch lange nicht, den allmächtigen Minister aufheben zu lassen; so stark war seine Furcht vor einem Manne, den er allein groß gemacht hatte. Erst im Anfange des Jahres 1453 entschloß man sich, im Namen des Königs einen Handstreich gegen den Minister zu unternehmen.

Die königliche Familie heuchelte, nachdem sie bereits den Untergang des Connetable beschlossen hatte, die größte Freundschaft für ihn; Alvaro selbst aber wähnte sich unter dem Schutze seiner eigenen Garde, die sein natürlicher Sohn, Don Pedro, commandirte, vollkommen sicher. Er belustigte die königliche Familie noch im Anfange des Jahres 1453 mit christlichen und maurischen Festen, und vernichtete noch im letzten Augenblicke seine Gegner auf maurische Weise. Er ließ beständig neben den christlichen Turnieren die orientalische Festlichkeit des Stabwerfens wiederkehren, welche bekanntlich darin besteht, daß geschickte und schnelle Reiter einer auf den andern einen Dscherid oder Rohrstab werfen, dem der Gegner durch rasche Wendungen seines Pferdes und Körpers auszuweichen sucht. Er ließ ferner nach jener orientalischen Regierungsweise, welche als Consequenz gegen den Übermuth der Großen gepriesen wird, noch wenige Tage vor seinem Sturze, am Char-Mittwoch 1453, den Reichsschatzmeister Alphons de Vivero von den Zinnen einer Burg herabstürzen, indem er nachher vorgab, derselbe sei herabgefallen. Ebenso wurde noch am Char-Freitag der Staats-Secretär, Alphons Binnera, auf Alvaro's Veranstalten durch Dolchstiche ermordet, und dann in einen Fluß geworfen. Zurita gesteht übrigens offen, daß König Johann den Alvaro hauptsächlich aus dem Grunde habe stürzen wollen, weil er ihn ebenso betrachtet habe, wie in alter Zeit die türkischen

*) Avea induzido (nämlich Pacheco), sagt Zurita, al principe don Enrique, que se confederasse con el re de Aragon, non solo para esto, peró para tomar el regimento de la persona del rey su padre y de sus reynos.

Sultane ihre Groß-Veziere betrachteten, nämlich als einen Mann, dem er erlaubt habe, Andere zu plündern, damit er selbst nachher den Raub in seine Privatkasse bringen könne *).

Trotz des mächtigen Bundes gegen Alvaro und trotz der vielen Feinde desselben wagte weder der König noch einer aus der zahlreichen Familie Zugniga, welche schon seit mehreren Jahren von dem Wunsche des Königs, seines Ministers entledigt zu werden, unterrichtet war, öffentlich gegen Alvaro aufzutreten; immer war nur von Mord oder Überfall die Rede. Anzeichen des Sturmes hatte der Connetable genug. Unter diese rechnen wir namentlich, daß, als Alvaro den König zu Tordesillas wieder mit dem Spiele des Dscherid-Werfens ergötzte, ein Stab mit solcher Gewalt auf seinen jungen Sohn, Johann de Luna, gerichtet wurde, daß dessen natürlicher Bruder, Don Pedro, als er ihn mit eigener Gefahr durch Vorhaltung seines Schildes zu decken suchte, nicht unbedeutend am Arme verwundet ward. Der König redete damals dem Connetable sogar zu, nicht mit ihm von Tordesillas nach Valladolid zurückzukehren; Alvaro achtete aber nicht auf die Warnung, weil er sich in Valladolid durch seine Garden und durch die Bürger vollkommen gesichert glaubte. Dies fühlte auch der König. Er begab sich deshalb unter dem Vorwande einer wegen der Streitigkeit mit Navarra zu haltenden Versammlung des Adels nach Burgos. Alvaro wollte anfangs ihm nicht dahin folgen, weil es ihn befremdete, daß seine ärgsten Feinde, der Graf von Haro und der Marquis von Santillana, dem Könige fünfhundert Reiter, vorgeblich zur Unterstützung gegen Navarra, nach Valladolid geschickt hatten, so wie daß der Marschall Inigo von Zugniga mit einer kleinen Anzahl von Leuten in der Burg von Burgos lag. Er reiste deshalb nicht eher nach Burgos, als bis der König ihm schriftlich versprochen hatte, daß ihm die dortige Burg eingeräumt werden solle. Dieses Versprechen wurde nicht gehalten, und Alvaro blieb zu Burgos im Hause des Pedro von Carthagena, in

*) El rey de Castilla desseava al condestabile sua perdicion, non tanto per la indignazion de aver se le assi sojuzgado y rendido, quanto per codicia de su thesoro, y concurriendo in esta volundad la reyna de Castilla los enemigos del condestabile se animaron.

welchem er bis zur Übergabe der Burg seine Wohnung genommen hatte. Übrigens stimmt Mariana in Rücksicht der letzten Tage des Connetable nicht ganz mit der Chronik des Alvaro de Luna überein. Er sagt nämlich, der König habe auch zuletzt noch einen offenen Kampf der Gegner Alvaro's mit diesem gescheut und dem Connetable gerathen, sich aus Burgos in seine Stadt Escalona zu begeben, dieser aber habe die Abreise aufgeschoben und durchaus die Ankunft seines Bruders, des Erzbischofs von Toledo, abwarten wollen, damit derselbe statt seiner in Burgos zurückbleibe.

Das Haupt der Familie Zugniga war der Graf von Plazencia, der sich, weil er dem Connetable nicht traute, mit seinen Dienstleuten in Bejar eingeschlossen hatte. Alvaro's Feinde ließen diesen durch Inigo's von Zugniga Sohn, Diego, im Namen des Königs auffordern, nach Burgos zu ziehen, um den Connetable von außen her anzugreifen, während Inigo von der Burg aus in die Stadt einrücke; der Graf weigerte sich aber es zu thun, weil er glaubte, man wolle ihn in eine Schlinge locken. Erst als seine Nichte, die Gräfin von Ribadeo, welche seit 1447 im Namen der Königin die Unterhändlerin gemacht hatte, mit einem Briefe des Königs zu ihm geschickt wurde, ließ er (12. März) seinen Sohn Alvaro von Zugniga, mit Schaaren von Bewaffneten von Bejar nach dem Schlosse Curial ziehen, damit derselbe von hier aus den Connetable in Burgos unerwartet überfalle, ehe die außerhalb der Stadt Burgos liegenden Truppen des Connetable herbeikommen könnten. Alle Maßregeln waren bereits getroffen, als der König in seine Zaghaftigkeit zurückfiel und plötzlich dem Alvaro von Zugniga Gegenbefehl ertheilen ließ. Dieser war jedoch schon zu weit gegangen, um wieder umkehren zu können, und schritt deshalb trotz des Gegenbefehles zur Ausführung. Am entscheidenden Tage (5. April) ließ dann der König die Bürgerschaft von Burgos zu den Waffen rufen und die öffentlichen Plätze nebst den Thoren durch sie besetzen; Alvaro von Zugniga aber zog mit einigen hundert Mann herbei, und schloß den Connetable in seiner Wohnung enge ein. Dieser machte jedoch aus dem Hause, in welchem er wohnte, eine Burg, und leistete heftigen Widerstand, so daß sehr viele von den Leuten Alvaro's von Zugniga getödtet oder verwundet wurden und selbst Inigo von Zugniga eine Pfeilwunde

erhielt. Man mußte sich daher zu einer Capitulation mit dem Connetable entschließen. Lange wurden zwischen diesem und dem Könige Botschaften gewechselt, bis der Connetable endlich anbot, sich unter folgender Bedingung gefangen zu geben: man solle ihm eine schriftliche Versicherung des Königs zustellen, daß er weder das Leben verliere, noch an seiner Ehre verletzt werde, und daß man eben so wenig die ihm angehörigen Personen verletzen oder ihrer Güter berauben wolle. Der König gab ohne Bedenken diese eigenhändige Zusicherung und untersiegelte sie mit dem Reichssiegel; denn er mußte jeden Augenblick fürchten, daß die Truppen und Garden des Connetable, welche bei dessen Einzug in die Stadt vor den Thoren geblieben waren, mit Gewalt hereinbrechen würden. Dies hatte auch Alvaro de Luna gehofft, und er gab sich erst dann in die Hände des Königs, als er lange vergebens auf seine Soldaten gewartet hatte; weil er aber den elenden König Johann besser kannte, als irgend jemand, so wird er schwerlich gehofft haben, daß dieser sich durch Brief und Siegel gebunden glauben werde. Seinem Sohne Johann de Luna gelang es, aus Burgos zu entfliehen. Über die wahrhaft königlichen Güter und Reichthümer des Connetable fiel man gleich nach seiner Gefangennehmung gierig her. Diese waren auch, wie man bei Zurita lesen kann, schon acht Monate vorher, als der obenerwähnte Vertrag zu seinem Verderben geschlossen wurde, der Gegenstand langer Verhandlungen gewesen.

Der gefangene Connetable wurde von Burgos nach Portillo gebracht, wo man ihm aufs schleunigste den Proceß machte. Die gerichtliche Verhandlung über ihn war eine ganz leere Förmlichkeit, weil man ihm, der stets für den König und auf dessen Befehl gehandelt hatte, und nur wegen der Erbärmlichkeit desselben tyrannisch geworden war, streng gesetzlich nichts vorwerfen konnte. Das Gericht bestand aus einigen servilen Rechtsgelehrten und aus den geheimen Räthen des Königs. Das Verhör war kurz und sehr unvollständig, die Beschuldigungen, welche der Fiskal-Procurator vorbrachte, im Ganzen allgemein, unbestimmt und unwichtig, zum Theil sogar lächerlich. Gleichwohl wurde Alvaro zum Tode verurtheilt und im Juli 1453 wie ein gemeiner Verbrecher hingerichtet. Er war bis zum letzten Augenblicke überzeugt, daß

er sich um das königliche Ansehen ausgezeichnete Verdienste erworben habe, daß er gegen die das Volk und den König unterdrückenden Großen so habe handeln müssen, wie er gehandelt habe, und daß er ein Opfer seines Eifers für die Erhaltung der Rechte des Volkes und des Königs gegen die Großen und Raubritter geworden sei. Es heißt nämlich, er sei auf dem Wege zum Richtplatze dem Stallmeister des Kronprinzen, Barasa, begegnet und habe diesem zugerufen: „Sage deinem Herrn, daß er einmal seine getreuen Diener auf andere Weise belohne, als sein Vater mich belohnt hat!" Seine Hinrichtung fand auf dem öffentlichen Platze von Valladolid Statt. Sie ward ganz der damals herrschenden Sitte gemäß vollzogen, nach welcher der Henker den Staatsverbrechern auf dem Schafot zuerst das Messer in die Kehle stieß und dann den Kopf abschnitt. Alvaro bewies bis zum letzten Augenblicke eine solche Standhaftigkeit, Fassung und Haltung, daß sein grausamer Tod die über ihn vorher höchst erbitterte Menge nicht blos mit ihm aussöhnte, sondern auch zur innigen Theilnahme an seinem Loose hinriß. — Da der Spanier Ascargorta, dessen kurzer Inbegriff spanischer Geschichten im zweiten Jahrzehent unseres Jahrhunderts herausgekommen ist, in Beziehung auf Alvaro's Verdienste ganz mit Spittler übereinstimmt, so wollen wir unseren Lesern seine Worte mittheilen. Man hat, sagt er, durch gehässige Anklagen Alvaro bei der Nachwelt anzuschwärzen versucht; nichts desto weniger hat er aber wahrscheinlich kein anderes Verbrechen begangen, als daß er der tüchtige und fähige Minister eines untüchtigen und unfähigen Königs war. Ausgemacht ist, fährt Ascargorta fort, daß Johann II. von Castilien es dem Alvaro de Luna schlecht lohnte, daß derselbe ihm mit so vielem Eifer gedient, und ihn bei mehreren Gelegenheiten nicht blos aus den Händen der Infanten von Aragonien befreit, sondern auch gegen die Großen seines eigenen Landes geschützt hatte.

Wie unentbehrlich ein Vezier von Alvaro's Art einem Könige wie Johann und einem Volke wie die Castilianer war, zeigte sich gleich nach seiner Hinrichtung; denn die Leute, welche Johann II. gegen den Connetable gebraucht hatte, und diejenigen, die ihn sein ganzes Leben hindurch geplagt hatten, traten sogleich frecher und kühner auf, als je zuvor. Der König selbst hatte nicht blos

Escalona und andere Städte und Herrschaften Alvaro's besetzt sondern auch die großen Schätze desselben an sich gerissen, und wollte künftig achttausend Mann Truppen besolden oder gar achttausend Lanzen unterhalten, also ein förmliches stehendes Heer einrichten; er blieb aber bis an sein Ende ein Spielzeug der Umstände. Glücklicherweise überlebte er den Mord Alvaro's nur ein einziges Jahr. Er starb im Juli 1454, nachdem ihm kurz vorher seine zweite Gemahlin, von welcher er schon eine Tochter (Isabella) hatte, auch einen Sohn geboren hatte, den er Alphons nannte.

Sein Sohn, Heinrich IV., folgte ihm in der Regierung nach, und verschwendete in ganz kurzer Zeit die Reichthümer, welche er und sein Vater aus dem Vermögen des Alvaro de Luna an sich gebracht und mit einander getheilt hatten, auf eine sehr thörichte und für das Reich höchst verderbliche Weise. Er war in Folge früherer Ausschweifungen körperlich und geistig entnervt, vergeudete kindisch und blödsinnig den reichen Schatz an Leute, die der Zufall oder ein ihm zugeschriebenes orientalisches Laster ihm zuführte, und gab für eine prächtige Leibgarde von dreitausend sechshundert Mann Summen aus, mit denen er ein Heer hätte unterhalten können. Er prahlte ferner mit Zügen gegen die Ungläubigen, welche auszuführen er nachher den Muth nicht hatte. Er nahm den Granatzweig als Symbol der bevorstehenden Eroberung von Granada in sein Wappen auf, und machte sich durch seine leeren Drohungen dem Könige von Granada, der ihn anfangs sehr gefürchtet hatte, bald lächerlich. Er berief nämlich in der ersten Zeit seiner Regierung die Ritterschaft der entferntesten Gegenden Spanien's fast jedes Jahr zu sich, und fiel raubend und verheerend in Granada ein, konnte aber durchaus nicht bewogen werden, einen regelmäßigen Krieg zu führen. Es wurden daher jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Mann ebenso gebraucht, wie man etwa eine Schwadron Husaren gebrauchen würde. Pacheco, Marquis von Villena, spielte unter ihm dieselbe Rolle, welche unter seinem Vater Alvaro de Luna gespielt hatte; Pacheco war aber ein Intriguant ohne alles Verdienst, und ward nachher, als der König sich einen anderen Günstling wählte, Heinrich's ärgster Feind. Auch besetzte Heinrich die ersten Stellen des Reiches, welche von den adeligen Familien als ihr Erbe und Eigenthum angesehen

wurden, mit Leuten, denen nicht blos hohe Geburt, sondern auch jede Fähigkeit mangelte; er beleidigte also die Großen, ohne, wie sein Vater, dem Lande Ruhe zu schaffen. Um zu beweisen, daß die Glieder der hohen Familien, welche gegen Alvaro de Luna gekämpft hatten, sich nothwendiger Weise gegen einen Intriguanten wie Pacheco und gegen einen Schwächling und Wüstling wie König Heinrich IV. erheben mußten, führt man gewöhnlich die ganz gemeinen Menschen an, welche durch Pacheco die ersten Ämter und Würden erhielten. Es wurden unter Andern die beiden Stellen des Kanzlers und des Connetable Leuten gegeben, welche in Pacheco's Hausdiensten gewesen waren; Don Gomez de Solis, ein armer Edelmann von Caceres, sollte Großmeister des Ordens von Alcantara, Johann von Valensuela Groß-Prior von St. Johann werden; Don Bertrand de la Cueva, der sich bald mit Verdrängung Pacheco's in die Gunst des Königs einzuschmeicheln wußte, ward plötzlich aus einem Pagen, welcher hinten auf dem Wagen stand, Oberstthofmeister. Der Letztere lebte mit des Königs zweiter Gemahlin, Johanna, einer portugiesischen Prinzessin, welche Heinrich 1455 nach seiner Scheidung von Blanca geheirathet hatte, in einer sehr verdächtigen Vertraulichkeit. Die ersten Herren des Reiches mußten diesem Manne nachstehen; sie glaubten sich zurückgesetzt und gekränkt, und waren angelegentlich darauf bedacht, in Castilien ein System nicht aufkommen zu lassen, welches Ludwig XI. in Frankreich sein ganzes Leben hindurch befolgte. Mit diesem System verhielt es sich bei Ludwig XI. ganz anders, als bei Heinrich IV. Ludwig wählte, wenn er es vermeiden konnte, für die Ämter und Geschäfte nie die Glieder der großen Familien, welche durch ihre Geburt ein Recht auf die ersten Stellen zu haben glaubten, sondern vielmehr Leute ohne Herkunft und oft auch ohne Grundsätze und Ehre, die aber dabei geschickt, gewandt und brauchbar waren, und ihm als Werkzeuge dienten, welche er jeden Augenblick wieder hinwegwerfen konnte. Sein Blick entdeckte solche Leute unter dem Haufen, und er verstand sie zu gebrauchen. Heinrich von Castilien dagegen nahm Leute, denen außer der Herkunft und Erziehung auch Fähigkeiten, Talente und Sitten mangelten, in seinen Dienst, und wurde nachher von denselben misbraucht. Das nämliche System war daher in Frankreich nützlich, in Castilien verderblich.

Gegen dieses System erhoben sich die Großen. Dieselben Herren, welche früher den Connetable Alvaro de Luna in Zügel gehalten hatten, der Erzbischof von Toledo, der Großadmiral Don Friedrich, der Großmeister von Calatrava, Don Pedro Giron, der Marquis von Santillana und die Grafen von Haro, Alba und Benavente, versagten auch dem König Heinrich zuerst den Gehorsam. Ein Glück war es für diesen, daß nach dem Tode des aragonischen Königs Alphons V. (1458) dessen Nachfolger, Johann II., in Navarra und in Catalonien genug zu thun fand, um nicht an Castilien denken zu können, und daß durch den oben (S. 467) erwähnten Frieden die Infanten abgefunden worden waren. Dieser Frieden entschädigte den aragonischen König und die anderen Infanten für ihre unter der vorigen Regierung in Castilien verlorenen Güter gerade zu derselben Zeit, als am Hofe Heinrich's IV. die ärgerlichsten Scenen vorgefallen, und in verschiedenen Theilen des Reiches Unruhen ausgebrochen waren. Schon 1457 hatten die oben genannten großen Herren eine Deputation an den König geschickt, um wegen seines Aufwandes, wegen des Misbrauches kostspieliger Rüstungen zur Belustigung der Königin, wegen des ärgerlichen Umganges derselben mit Bertrand de la Cueva, so wie wegen der bis ins Lächerliche getriebenen Begünstigung dieses sehr schönen, sehr glänzenden und in Waffenspielen geübten Ritters Vorstellungen zu machen. Der König hatte versprochen, eine Ständeversammlung zu berufen und den Beschwerden abzuhelfen; es blieb aber Alles ganz so, wie es gewesen war. Im Jahre 1458 wurden sogar durch Heinrich's Leichtsinn und durch die heftige Natur der Königin Scenen am Hofe herbeigeführt, welche bei einer so ernsten Nation, wie die Spanier, alle Achtung gegen den König zerstören mußten. Heinrich hinderte nämlich zu Madrid nicht im geringsten, daß seine Gemahlin für Bertrand de la Cueva und dieser für sie mit großem Aufwande Feste, Turniere und Wettrennen mit und ohne Rohrstab-Werfen feierte; er wollte aber auch für Donna Guiomar de Castro, eine Hofdame seiner Gemahlin, das Gleiche thun, und hierbei zeigte sich die Königin nicht so duldsam als ihr Gemahl. Nun geschah es einst, daß die Königin bei einem Stiergefechte, welches ihr Gemahl seiner Donna Guiomar zu Gefallen auf dem kleinen Schloßplatze

halten ließ, allen ihren Hofdamen, zu denen auch die Geliebte des Königs gehörte, verbot, dabei zu erscheinen oder auch nur an das Fenster zu treten, daß aber Donna Guiomar sich an dieses Verbot nicht kehrte, sondern sogar im prächtigsten Anzuge und ganz mit Juwelen bedeckt dem Gefechte aus dem Fenster zuschaute. Die darüber aufs höchste erbitterte Königin wartete auf der Treppe des Palastes, bis Donna Guiomar herabkam, um ihr Ehrenamt beim Stiergefechte zu verrichten, ergriff dieselbe dann bei den Haaren, warf sie zu Boden und trat sie mit ihren spitzigen Absätzen. Das Geschrei der Hofdame zog eine Menge Menschen, sowie den König selbst herbei, und dieser gab dann seiner Gemahlin einen solchen Stoß, daß sie über eine Stunde in Ohnmacht blieb.

Im folgenden Jahre (1459) zeigte sich die Unzufriedenheit der Großen wieder auf eine sehr bedenkliche Weise. Sie ließen dem Könige aufs neue ihre Beschwerden überreichen, und verlangten drohend die Abstellung derselben. Der Inhalt dieser Beschwerden beweist hinreichend, daß Heinrich IV. in den fünf ersten Jahren seiner Regierung viele Ursache zu Misvergnügen gegeben habe. Die Großen machten nämlich damals folgende Forderungen an ihn: Er solle erstens die bei seinem Regierungsantritt beschworenen Gesetze und Privilegien beobachten und die Rechte, die Freiheiten und das Herkommen erhalten und schützen. Er solle zweitens Gerechtigkeit üben (er pflegte das ihm Vorgelegte zu unterschreiben, ohne es auch nur zu lesen). Er solle drittens alle Granadischen Mohammedaner von sich entfernen, seinen Hof besser einrichten und mehr Zucht halten. Er solle viertens das Geld, welches er den ihm gewährten päbstlichen Bullen gemäß erhoben habe, auch wirklich zur Führung des Krieges mit Granada anwenden. Er solle fünftens nur Personen, welche die von der Kirche geforderten Verdienste hätten, zu den kirchlichen Würden erheben. Er solle endlich sechstens seine Geschwister Isabella und Alphons ihrer Mutter Isabella zur Erziehung übergeben und, da er keine Erben habe, die Stände versammeln, um seinen Bruder Alphons zum Thronfolger zu erklären. Diese Vorstellungen wurden auf Veranstalten des Admirals von Castilien und des Grafen von Haro, welche mit einer Vollmacht der übrigen unzufriedenen

Herren versehen waren, durch Diego de Quignones dem Könige schriftlich übergeben, und Diego trug dabei mündlich noch andere vor. Der König vertröstete die Herren, welche im Namen der Stände handelten, nach seiner gewöhnlichen Weise, indem er alles Mögliche versprach. Besser ging es deshalb durchaus nicht, im Gegentheil, die Lebensweise und Verschwendung am Hofe ward immer anstößiger; wir müßten aber zu tief in die Einzelnheiten eingehen, wenn wir dies näher nachweisen wollten. Heinrich nahm zur Münzverfälschung seine Zuflucht, und die großen Herren fischten im Trüben.

Wir finden die Letzteren bald einmal, wenn sie ihren Vortheil dabei fanden, mit dem Könige ausgesöhnt, bald wieder in offener Fehde mit ihm, bis nach der Niederkunft der Königin im Jahre 1462 der Zwist ganz ernstlich ward. Jedermann hatte schon vorher behauptet, nicht der König, sondern Bertrand de la Cueva sei der Vater des von der Königin zu gebärenden Kindes; Heinrich hatte aber auf einmal eine große Zärtlichkeit für seine Gemahlin affectirt. Er hatte sie von Aranda bis in die Nähe von Madrid unter glänzender Begleitung in einer Sänfte bringen lassen, und war dann, indem er sie hinter sich auf das Maulthier nahm, mit ihr durch die Straßen der Stadt Madrid bis in das Alkazar geritten, in welchem Beide abstiegen. Dies Alles wurde als eine feindselige Demonstration gegen seinen Bruder Alphons und gegen seine Schwester Isabella angesehen. Auch erkannte er, als seine Gemahlin im Anfange des Jahres 1462 mit einer Tochter niederkam, diese nicht nur als sein Kind an, sondern er erklärte sie sogar für seine Nachfolgerin im Reiche. Dieses Kind, welches den Namen Johanna erhielt, ward durch den Erzbischof von Toledo mit großer Feierlichkeit getauft, und Heinrich's Schwester, Isabella, hob dasselbe aus der Taufe. Man nannte es aber im ganzen Reiche nicht Johanna, sondern Bertraneja, weil es allgemein für eine Tochter Bertrand's de la Cueva galt. Die Geschwister des Königs und sogar alle Großen erkannten es als Heinrich's Nachfolgerin an; die Letzteren protestirten jedoch insgeheim, und beriefen sich nachher auf diese Protestation, als sie dem Könige noch einmal harte Vorwürfe machten und auf Abhülfe ihrer Beschwerden drangen. Heinrich wußte von 1462 bis 1464 bald

auf die eine, bald auf die andere Weise auszuweichen, und machte mit Hülfe des Pabstes den Bertrand de la Cueva sogar zum Großmeister von St. Jago.

Schon ehe dies geschehen war, hatte sich auch Johann Pacheco, Marquis von Villena, welcher von Bertrand ganz verdunkelt wurde, mit den anderen Großen zur Protestation gegen die Ächtheit der Johanna vereinigt. Im Jahre 1464 verlangte endlich die Geistlichkeit und die Ritterschaft in einer Versammlung zu Burgos mit drohenden Worten, daß der König seinen Bruder Alphons als Nachfolger anerkennen, Bertrand de la Cueva von seinem Hofe entfernen, ihm die Großmeister-Würde von St. Jago entziehen und dieselbe seinem Bruder, dem sie früher bestimmt gewesen war, übertragen solle. Auch König Johann II. von Aragonien, der freilich wegen des Krieges in Catalonien und wegen der Empörung von Barcellona sich bis zum Jahre 1473 nicht viel um Castilien bekümmern konnte, trat mit den verbündeten Großen in Unterhandlung, sobald er hörte, daß Heinrich mit dem Könige von Portugal eine Besprechung wegen der Verheirathung seiner Schwester Isabella gehabt habe. Johann II. suchte Isabella für seinen Sohn Ferdinand den Katholischen zu erhalten. Da nun auch die Stände von Castilien sie diesem gewähren wollten, so kam nach langen Berathungen und Unterhandlungen, welche von Juli bis Ende September dauerten, zwischen Johann von Aragonien und den unzufriedenen Großen Castilien's ein förmlicher und fester Vertrag zu Stande, dessen wesentlichen Inhalt Zurita uns wörtlich mittheilt *). Die Nachricht von diesem Schritte seiner Großen bewog den König

*) Hizieron grandes sacramentos y homenages de guardar sus personas y estados, y de tener secreta esta confederacion la qual juraron la Regna y el Principe, que tenia doze años complidos y que en caso que el Rey muriesso serian confederados de aquellos Grandes y sus aliados con estas condiciones. Y todos hizieron dello voto para la casa santa de Jerusalem, y pleyto homage segun la costumbre España, el Rey en manos de Pero Nuñez Cabeça de Vaca, y el principe en las de otro cavallero, y aquellos Grandes en las de don Ramon de Espes mayordomo, mayor y ayo del principe Hernando que fue a recibir la dellos.

Heinrich, sich dem Verlangen derselben zu fügen und mit dem von ihnen gesandten Johann Pacheco, seinem alten Lieblinge, eine förmliche Übereinkunft abzuschließen. Er versprach, nicht nur seinen Bruder Alphons dem Johann Pacheco als Bevollmächtigten der Großen zu übergeben und in die Anerkennung desselben als seines Erben und Thronfolgers einzuwilligen, sondern auch den Bertrand de la Cueva als Geißel des Vertrages dem Gonzalez de Saavedra, welcher in der Festung Portillo commandirte, zu überliefern, ihm die Großmeisterschaft von St. Jago zu entziehen und dagegen eine päbstliche Bulle auszuwirken, durch welche dieselbe seinem Bruder übertragen werde. Über alle übrigen Punkte sollte eine aus vier Herren bestehende gemischte Commission entscheiden, welche zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von den Misvergnügten zu ernennen wäre, und bei der, im Falle sie nicht einig werden könnte, Alphons d' Oropesa, General-Prior des Hieronymiten-Ordens, als Obmann den Ausschlag geben sollte.

Da Johann von Aragonien immer noch mit dem Kriege gegen Barcellona beschäftigt war, so bedachte sich Heinrich sehr lange, ehe er Anstalt machte, sein Versprechen zu erfüllen. Erst im Anfange des Jahres 1465 lieferte er endlich seinen Bruder Alphons aus, und verschaffte ihm das Großmeisterthum von St. Jago, entschädigte aber zugleich Bertrand de la Cueva dadurch, daß er ihn zum Herzog von Albuquerque ernannte. Auch die schiedsrichterliche Commission ward in Medina del Campo versammelt; es war aber vorauszusehen, daß der schwache König sich dem Spruche derselben nicht unterwerfen werde. In der That faßte er im Vertrauen darauf, daß einige der Verschworenen zu ihm kamen und Pacheco mit ihm unterhandelte, plötzlich den Entschluß, sich diesem Spruche zu entziehen, weil man ihm gesagt habe, es werde ihm nichts als der leere Königstitel übrig bleiben. Er war nach Olmedo gegangen und hatte tausend Lanzen zu sich entboten. Dies benutzten die Schiedsrichter, um zu erklären, Heinrich wolle sie aufheben lassen, obgleich der Ungrund ihrer Behauptung schon daraus hervorging, daß die Führer der von Heinrich aufgebotenen Truppen sich nicht zu ihm, sondern zu den Misvergnügten begaben. Sie beschlossen, nachdem sie die Rechtsgelehrten befragt hatten, den König förmlich und feierlich abzusetzen und seinen Bruder

Alphons, welcher noch ein Kind war, als Herrscher auszurufen. Das Volk wurde dabei gar nicht gefragt. Die unzufriedenen Herren bildeten mit ihren Vasallen, ihrer Begleitung und ihren Söldnern eine Art von Volksversammlung, und in dieser nahm dann der Erzbischof von Toledo die lächerliche Ceremonie der Absetzung des einen Königs und der Einsetzung des anderen vor. Die Versammlung wurde bei der Stadt Avila auf einer Ebene gehalten, wo man auf einem hohen Gerüste einen Thron errichtet und auf denselben eine mit Krone, Scepter, Schwert und allen anderen Insignien der Königswürde versehene Figur gesetzt hatte, welche Heinrich IV. vorstellen sollte. Zuerst wurde der Versammlung eine ausführliche Erklärung vorgelesen, in welcher alle Fehler Heinrich's angegeben waren und zugleich vermittelst mehrerer Beispiele aus der Geschichte zu beweisen gesucht wurde, daß man nach altem Herkommen (more majorum) das Recht habe, den König wegen dieser Fehler abzusetzen. Dann stieg der Erzbischof von Toledo auf das Gerüst, um der Figur die Krone vom Haupte zu nehmen, und hierauf wurden dieser ebenso durch Pacheco, durch den Grafen von Palencia, durch den Großmeister von Alcantara und durch die Grafen von Benavente und Paredes die anderen Zeichen der königlichen Würde entrissen. Nachdem dies geschehen war, wurde die des Schmuckes beraubte Figur unter dem Geschrei und Geheul der versammelten Menge herabgestürzt. Unmittelbar nachher setzte man den erst elf Jahre alten Prinzen Alphons auf den Thron, und hier wurde derselbe zuerst von den versammelten geistlichen und weltlichen Großen und dann vom Volke als König begrüßt. Heinrich wußte sich nicht zu helfen, obgleich das spanische Volk mit dem Benehmen der Herren nicht zufrieden war und überall zwei Parteien entstanden. Die Seele der ganzen Verbindung gegen ihn war die Familie Pacheco, besonders die beiden Brüder, der Marquis von Villena und der Großmeister von Calatrava, Don Pedro de Giron, sowie der Erzbischof von Toledo; für Heinrich waffneten sich der Graf von Haro und Don Diego de Mendoza, Marquis von Santillana. Die beiden Letzteren führten eine bedeutende Macht ins Feld, und waren Herren im Norden. Auch die meisten Städte erklärten sich für Heinrich; nur Sevilla, Cordova, Burgos und Toledo, sowie das volkreiche

Valladolid hielten zu seinen Gegnern. Doch verließ die letztere Stadt später die Partei der Unzufriedenen. Heinrich wagte nicht seine Sache mit den Waffen auszumachen, und ärgerte die Ritter, welche für ihn ins Feld zogen, dadurch, daß er sich mit seinem ehemaligen Lieblinge, dem Marquis von Villena, stets in Unterhandlungen einließ, und jedes Mal, wenn das Glück ihm günstig war, lange Waffenstillstände abschloß.

Castilien hatte damals zwei Könige, einen Knaben und einen halb blödsinnigen Wüstling. Am Hofe des Letzteren befand sich noch immer Bertrand de la Cueva, jetzt Herzog von Albuquerque, sowie die Infantin Isabella nebst ihrer Mutter. Isabella war bekanntlich dem Erben von Aragonien zur Gemahlin versprochen worden, und die Familie Pacheco fürchtete nichts mehr, als daß man sie mit demselben vermählen möchte. Um dies zu verhindern, erbat sich Johann Pacheco die Erlaubniß einer persönlichen Unterredung mit Heinrich, und beredete ihn (1466) zu einer lächerlichen Übereinkunft, welche der Erzbischof von Sevilla in Segovia vorbereitet hatte, die aber der Erzbischof von Toledo zu Stande bringen half. Die drei Herren versprachen, den neuen König Alphons aufzugeben, wenn Heinrich seine Schwester Isabella mit dem Großmeister von Calatrava, Don Pedro de Giron, vermählen wolle. Dieser Plan war abenteuerlich und lächerlich, weil Don Pedro ein bejahrter Mann war, bereits aus einer früheren Ehe mehrere Söhne hatte, und durch die Annahme der Großmeister-Würde geistlich geworden war, weil er also, um Isabella heirathen zu können, nicht nur sein Großmeisterthum niederlegen, sondern auch sich eine besondere Erlaubniß vom Pabste auswirken mußte. Indessen wäre dadurch die Ausführung des Planes nicht verhindert worden; denn der Pabst ertheilte jene Erlaubniß, und Don Pedro legte seine Großmeister-Würde nieder. Auch entfernte der König seine bisherigen Rathgeber, den Bischof von Calahorra und den Herzog von Albuquerque, von sich; Isabella selbst aber sollte gezwungen werden, ihre Einwilligung zu geben. Der ganze Plan zerrann jedoch, weil Don Pedro gleich nachher starb. Von diesem Augenblicke an wendete sich die Familie Pacheco und Alles, was ihr anhing, wieder zu Alphons zurück; Heinrich aber

suchte das Erbrecht seiner Tochter Johanna zu sichern, deren ächte Geburt er aufs neue behauptete.

Jetzt wurde Spanien wieder durch einen schrecklichen Bürgerkrieg verheert, in welchem Heinrich und seine Anhänger nicht blos die Misvergnügten, sondern auch die Aragonier, welche den Anspruch ihres Infanten Ferdinand an die Hand der Isabella verfochten, zu bekämpfen hatten. Jeder Ritter zog auf Raub aus, jeder Besitzer eines Dorfes oder einer Stadt regierte als souverainer Herr; die Städte aber errichteten, um sich gegen Räuber zu wehren und den Verkehr zu sichern, bezahlte Milizen, welche später dem König Ferdinand sowie der Inquisition als heilige Brüderschaft (santa hermandad) treffliche Dienste leisteten. Erst nach der Mitte des Jahres 1467 entschlossen sich beide Parteien, den Streit zwischen Heinrich und seinem Bruder Alphons durch einen Kampf auf offenem Felde zu entscheiden. Diese Schlacht ward am 20. August 1467 bei Olmedo geliefert, wo einst Alvaro de Luna einen glänzenden Sieg erfochten hatte (s. S. 482). Auf Seiten Heinrich's hatte Bertrand de la Cueva die Hauptrolle im Heere, bei seinen Gegnern aber der Erzbischof von Toledo, und zwar dieser nicht blos als Anführer, was sich allenfalls noch mit seinem Stande und Amte vereinigen ließe, sondern auch als fechtender Ritter des jungen Alphons. Heinrich selbst zeigte sich in der Schlacht nach seiner gewöhnlichen Art erbärmlich und feige, und verließ gleich anfangs den Kampfplatz; Bertrand de la Cueva dagegen wird von den Spaniern, welche überhaupt die Schönheit, die Gewandtheit, die Ritterlichkeit und die Großmuth desselben nicht genug preisen können, als das Ideal eines Generals und Ritters geschildert. Beide Theile zogen sich nach einem mehrstündigen Kampfe zurück, ohne daß sich einer des Sieges rühmen konnte. Gleich darauf wollte der Pabst sich des abgesetzten Königs annehmen, und schleuderte einen Bannfluch gegen die empörten Großen; diese gaben ihm aber eine Antwort, welche Prescott in seine Geschichte Ferdinand's und Isabella's aufgenommen hat, und die uns zeigt, daß die Castilianer trotz des Rufes von Aberglauben, in welchem sie stehen, doch das Geistliche und Weltliche besser auseinander zu halten verstanden, als die Deutschen. Sie erwiderten nämlich dem päbstlichen Gesandten: der Pabst werde

durch die Leute irre geleitet, welche ihn glauben machten, daß er befugt sei, sich in die weltlichen Angelegenheiten Castilien's zu mischen; sie hätten ein vollkommenes Recht, ihren Monarchen abzusetzen, wenn sie Grund dazu zu haben glaubten, und sie würden dasselbe auch ausüben.

Die Verwirrung, welche damals in ganz Spanien herrschte, die Spaltungen, das Rauben und Morden, die zerstörenden Folgen der Zwietracht, welche nicht nur zwischen Städten und Dörfern, sondern sogar auch zwischen einzelnen Straßen und Familien waltete, werden uns mit den grellsten Farben geschildert. Im Juli 1468 starb Alphons in dem einige Stunden von Avila entfernten Dorfe Cardeñosa eines plötzlichen Todes; er wurde morgens todt im Bette gefunden. Die Anarchie nahm nach seinem Tode noch mehr zu. Die Herren, welche in seinem Namen regiert hatten, mußten des Volkes wegen sich ein anderes Glied der königlichen Familie aussuchen, welches sie an ihre Spitze stellen könnten. Sie warfen ihr Auge auf die Infantin Isabella. Diese war nebst ihrer Mutter lange in Heinrich's Gewalt und von Zeit zu Zeit auch an dessen Hofe gewesen, hatte sich aber nach der Schlacht bei Olmedo in ein Kloster zu Avila zurückgezogen. Hier erschien plötzlich der Erzbischof von Toledo bei ihr, um ihr im Namen der Empörten die Krone anzubieten. Die Prinzessin weigerte sich jedoch standhaft, bei Lebzeiten ihres Bruders die Regierung zu übernehmen; sie ließ sich aber gefallen, daß Heinrich's Gegner ihre Rechte gegen dessen angebliche Tochter Johanna verfochten, welche der König noch immer als sein Kind anerkannte, obgleich die Aufführung seiner Gemahlin fortdauernd so anstößig war, daß man laut forderte, er solle sie aus dem Reiche schicken. Es wurde daher eine persönliche Zusammenkunft zwischen Heinrich und Isabella veranstaltet und ein Vertrag geschlossen, welchen beide am 5. September 1468 zu Toros de Guisando feierlich anerkannten, den aber Heinrich so wenig zu halten gedachte, daß er zu diesem Zwecke sogar schon bei der Unterzeichnung des Tractats mit Pacheco insgeheim in Verbindung getreten war. Der Vertrag von Toros de Guisando setzte fest: der König solle eine allgemeine Verzeihung verkünden, sich von der Königin, deren Untreue als notorisch angenommen ward, scheiden lassen und sie in ihr Vaterland zurück-

schicken; Isabella solle in Asturien, der den Thronfolgern angewiesenen Provinz, ihren Sitz nehmen, ein standesmäßiges Einkommen angewiesen erhalten und sogleich als rechtmäßige Erbin von Castilien und Leon anerkannt werden; ferner solle, um ihr diesen Titel zu ertheilen, innerhalb vierzig Tagen eine Ständeversammlung gehalten werden, welche zugleich die Misbräuche in der Verwaltung des Reiches abzuschaffen habe; und endlich dürfe Isabella zu keiner Ehe gezwungen werden, sich aber auch nicht ohne Erlaubniß ihres Bruders vermählen. Die in Folge dieses Vertrages zusammengerufenen Stände bestätigten denselben in Ocagna, und erklärten Isabella zur Nachfolgerin ihres Bruders.

Die öffentliche Verkündigung, daß Isabella die Erbin von Castilien sei, veranlaßte eine große Zahl von Werbungen um ihre Hand. Wir wollen die verschiedenen Bewerber und ihre Ansprüche oder Verdienste hier nicht aufzählen, da wir schon in der Geschichte von Aragonien erwähnt haben, daß der aragonische Infant Ferdinand nicht nur Erbe der Reiche seines Vaters Johann II. und seines Oheims Alphons V. war, sondern zugleich auch die ausgezeichnetsten Vorzüge des Letzteren besaß, und in jeder Beziehung der Würdigste war. Dieser Prinz, welcher um jene Zeit mit dem Kriege in Catalonien beschäftigt war, vereinigte alle Eigenschaften eines glänzenden Ritters und eines schlauen Regenten mit einer schönen Gestalt. Seine muthige und kluge Mutter hatte ihn von Kindheit an ganz anders erzogen, als man die spanischen Könige zu erziehen pflegte; er hatte unter ihrer Leitung schon im Knabenalter alle Gefahren des Krieges bestanden und die Feldzüge in Catalonien, sowie die Belagerung von Barcellona mitgemacht. Er war ferner, als seine Vermählung mit Isabella zur Sprache kam, von seinem Vater bereits zum König von Sicilien erklärt und zu dessen Stellvertreter in Aragonien ernannt. Isabella konnte daher keinen Prinzen wählen, der geeigneter gewesen wäre, die Monarchie, die Ordnung und die Ruhe in Castilien wieder herzustellen; gerade deshalb aber mußten Pacheco und seine Genossen wünschen, daß Ferdinand nicht der Gemahl ihrer künftigen Herrscherin werde. Auch die Familie Mendoza, die sich zur Zeit der Unruhen große Verdienste um Heinrich IV. erworben hatte, war gegen eine Verbindung, welche

das castilianische Reich mit aragonischer Herrschaft bedrohte. Diese Familie und die Partei Pacheco's nahmen sich daher jetzt der Johanna an, welche für Heinrich's Tochter galt (filia est, quam nuptiae declarant), und suchten ihr dadurch eine Stütze zu verschaffen, daß sie den schwachen König bewogen, Unterhandlungen wegen einer Vermählung seiner Schwester Isabella mit dem Erben des portugiesischen Reiches anzuknüpfen. Auch erschien wirklich eine glänzende portugiesische Gesandschaft bei Isabella zur Werbung; diese weigerte sich aber standhaft, obgleich man sie heftig ängstigte und bestürmte, und das Volk erklärte sich laut für sie. Alles dies hätte freilich die Sache nicht hintertreiben können; allein zum Glück für Isabella waren diesmal Pacheco und der Erzbischof von Toledo verschiedener Meinung. Der Letztere und seine Partei waren für Ferdinand, und ließen sich im Auftrage der Isabella auf dieselbe Weise mit Aragonien ein, wie die Gegenpartei, auf König Heinrich gestützt, mit Portugal in Unterhandlung getreten war. So geschah es denn, daß Isabella dem Erben von Aragonien ihre Hand versprach, und daß hierauf König Johann II. einen Gesandten mit unbeschränkter Vollmacht nach Ocagna schickte, um mit den Großen, welche Isabella's Sache zu vertheidigen übernommen hatten, einen Heirathsvertrag zu schließen. Dieser Vertrag wurde am 7. Januar 1469 von Ferdinand zu Corvera unterzeichnet. Ferdinand gab in demselben das Versprechen, die Gesetze des Reiches Castilien zu beobachten, seine Residenz in dasselbe zu verlegen und es ohne Einwilligung seiner Gemahlin nicht zu verlassen, ferner kein Eigenthum der Krone zu veräußern, keinen Ausländer bei Besetzung der Gemeindeämter vorzuziehen und überhaupt keine Civil- oder Militärstelle ohne Bewilligung und Bestätigung seiner Gemahlin zu vergeben, die Ernennung zu geistlichen Pfründen aber ihr ganz allein zu überlassen. Außerdem verpflichtete sich Ferdinand, den Krieg gegen die Mauren zu führen, den König Heinrich IV. in Ehren zu halten, jeden Adeligen in seinem Besitze und seinen Würden zu schützen und die Güter, die sein Vater zur Zeit des Alvaro de Luna in Castilien verloren hatte, nicht zurückzufordern.

Dieser Schritt der Partei des Erzbischofs von Toledo veranlaßte im Laufe des Jahres 1469 neue Bewegungen in Castilien;

beide Theile griffen wieder zu den Waffen, und jede Verbindung zwischen Aragonien und Castilien wurde gehemmt. Isabella ward auf der Burg Madrigal, in welche sie sich begeben hatte, von Pacheco's Anhängern eine Zeitlang eingeschlossen und gleichsam gefangen gehalten; ihre Freunde befreiten sie aber mit Gewalt, und brachten sie dann nach Valladolid, wo sie unter dem Schutze der sehr zahlreichen Bürgerschaft ganz sicher war. Hierauf ließen sie sogleich (Oktober 1469) den Infanten Ferdinand durch Eilboten nach Castilien rufen, damit seine Vermählung mit Isabella so schnell als möglich vollzogen werde. Ferdinand, welcher damals im achtzehnten Lebensjahre stand, also ein Jahr jünger als Isabella war, machte sich alsbald von vier Personen begleitet auf den Weg, gelangte aber nur unter den größten Gefahren und manchen Abenteuern von Saragossa nach Valladolid, weil den Gegnern Alles daran lag, die Heirath zu verhindern. Die Spanier lieben, wie die Araber, das Wunderbare, und schmücken ihre Geschichten mit demselben aus; wir wagen daher nicht ganz unbedingt, dem einem Roman gleichenden Berichte von der Verbindung zweier königlichen Verlobten wörtlich zu folgen, weil wir so viel als möglich jede Poesie und Rhetorik vermeiden. Gewiß ist, daß Isabella gleich beim ersten Anblicke des Bräutigams eine heiße spanische Zuneigung zu demselben faßte, und daß sie ihr ganzes Leben hindurch dieser Leidenschaft treu blieb. Beide, Braut und Bräutigam, waren übrigens ächte Repräsentanten des castilianischen und aragonischen Volks-Charakters: Beide waren eifrig für den rechten Glauben oder vielmehr für den Kirchenglauben, Beide waren im Unglück gereift, Beide waren schon als Kinder in politische Händel verwickelt und in diejenige Art von Klugheit eingeweiht, die, soweit sie sich auch oft von der Moral entfernt, doch in Zeiten der Unruhen und Parteiungen die einzige ist, durch welche die revolutionäre Politik der dem Regenten feindlichen Parteien mit Glück bekämpft werden kann. Diese Politik befolgte man auch bei der Vermählung Ferdinand's und Isabella's, welche am 19. Oktober 1469 in der Wohnung der Isabella unter den Augen von mehreren tausend Menschen gefeiert ward; denn Ferdinand's mütterlicher Großvater, der Admiral von Castilien, und der Erzbischof von Toledo, welche die Verbindung eingeleitet hatten, be-

dienten sich bei der Vollziehung derselben eines Kniffes. Der Erzbischof zeigte nämlich, da man zu der Trauung einer päbstlichen Dispensation bedurfte, eine Urkunde vor, in welcher dieselbe ertheilt war; dieses Document war aber, wie später bewiesen wurde, untergeschoben, und erst einige Jahre nachher ertheilte Pabst Sixtus IV. eine ächte Dispensations-Urkunde. Nachdem die Vermählung vollzogen war, zeigte man sie dem König Heinrich an. Dieser nahm keine Notiz davon, sondern bestand auf dem Vorsatze, Johanna als seine Tochter geltend zu machen. Er verlobte dieselbe am 8. Oktober 1470 mit Ludwig's XI. Bruder, dem Herzoge von Guyenne. Dies war jedoch ein bloßes Possenspiel, da Ludwig XI., obgleich er die Sache mit betrieb, durchaus nicht Willens war, die Vermählung seines Bruders mit Johanna zuzugeben. Übrigens starb auch der Herzog von Guyenne, noch ehe an den Vollzug seiner Heirath gedacht werden konnte. Eine spätere Verlobung der damals neun Jahre alten Prinzessin mit einem Neffen des Königs von Aragonien war eben so lächerlich, und wurde ebenfalls wieder aufgegeben.

Die Verwirrung und die gegenseitigen Befehdungen dauerten fort, und sowohl der Hof Ferdinand's und der Isabella, als auch König Heinrich und seine Leute litten oft am Nöthigsten Mangel, während die Großen durch Verschwendung und Luxus die Sitten verdarben. Der aragonische König Johann II. war unterdessen mit dem Kriege gegen Barcellona so sehr beschäftigt, daß er seinen Sohn zweimal nach Catalonien rufen mußte. Das erste Mal (1473) war Ferdinand kaum nach Castilien zurückgekehrt, als er durch einen Krieg, welcher wegen der Grafschaft Roussillon zwischen Aragonien und Frankreich ausbrach, schon wieder genöthigt wurde, seinem Vater zu Hülfe zu eilen. Diesmal leisteten ihm die Castilianer wesentliche Dienste; denn er fiel, als sein Vater von einem sehr bedeutenden Heere in Perpignan belagert wurde und bereits aufs Äußerste gebracht war, mit neuntausend Castilianern den Franzosen in den Rücken, und nöthigte sie zu einer schnellen, schimpflichen Flucht. Hierauf kam zwar (im September 1473) eine Übereinkunft zwischen Johann II. und Ludwig XI. zu Stande; diese wurde aber nicht beachtet, und der Krieg begann im folgenden Jahre aufs neue. Die Franzosen

drangen in Rousillon und Cerdagne ein, besetzten die früher verlorenen Plätze wieder, und rächten den im vorhergehenden Jahre erlittenen Schimpf, weil Ferdinand in Castilien verweilen mußte. Hier hoffte man endlich eine Aussöhnung zwischen ihm und König Heinrich zu Stande zu bringen. Im December des vorigen Jahres (1473) hatte nämlich die Gemahlin des Commandanten der Burg von Segovia, Andres de Cabrera, während der Abwesenheit Ferdinand's eine Zusammenkunft der Isabella mit ihrem Bruder in Segovia vermittelt, um den Letzteren zu einer förmlichen Billigung der mit Ferdinand geschlossenen Ehe zu bewegen. Auch Ferdinand begab sich, sobald er zurückgekehrt war, nach Segovia zu seinem Schwager. Er wurde sehr freundlich empfangen, und der Weg zur Aussöhnung schien gebahnt; allein gleich darauf zeigte sich, daß bei einem Fürsten von Heinrich's Charakter durchaus auf nichts zu rechnen sei. Heinrich ließ sich von einem der Leute, die den Zwist zu unterhalten wünschten, einflüstern, daß der Commandant der Burg von Segovia, auf welcher die königlichen Schätze aufbewahrt wurden, üble Absichten gegen ihn habe; er wollte sich deshalb der Person seiner Schwester bemächtigen, und obgleich dies vereitelt wurde, so kam es doch auch nicht zu einer Aussöhnung. Erst der am 11. December 1474 erfolgte Tod des Königs Heinrich IV. machte endlich dem langen Streite ein Ende; denn schon zwei Tage nachher wurde Isabella als Königin von Castilien ausgerufen.

Mit der Regierung von Ferdinand und Isabella über Castilien, sowie nachher über Aragonien und später über Neapel beginnt eine ganz neue Periode nicht blos der spanischen, sondern der ganzen europäischen Geschichte. Wir brechen daher hier ab, um im folgenden Bande, ehe wir die spanische Geschichte fortsetzen, noch die Geschichte Italien's bis auf Karl's VIII. Zug nach Neapel einzuschieben. Wir verbinden auch absichtlich die Geschichte der letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts mit der des sechszehnten, damit ohne weitläufige Erörterungen, durch bloße Zusammenstellung der Thatsachen anschaulich gemacht werde, auf welche Weise sich im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts dasjenige

bildete, was man, Gott weiß, mit welchem Rechte, ein europäisches Staaten-System nennt. Schon im fünfzehnten Jahrhundert führte Ludwig XI. italiänische Politik und diplomatische Künste in das Leben ein; sein Sohn, Karl VIII., folgte in den auswärtigen Angelegenheiten seinen Spuren, und Beider Geschichtschreiber, Comines, erfand eine ganz neue Art von pragmatischer Geschichtschreibung, durch welche die neuere Politik und italiänische Staatsweisheit in Theorie und Praxis handgreiflich gemacht wurden. Was die Franzosen und Italiäner gesäet hatten, ernteten unter Ferdinand und Isabella und später unter Karl V. die Spanier. Die Deutschen allein standen überall zurück, weil sie verhältnißmäßig ehrlich, einfach und treu blieben, weil sie also, wie ihr Kaiser Maximilian I. wiederholt laut klagte, stets die Betrogenen waren. Italien blieb im sechszehnten Jahrhundert der Tummelplatz der drei Hauptnationen; Rom und der Pabst waren in alle Händel gemischt, so daß durch den Letzteren auch England eine Rolle in den Continentalhändeln erhielt. Wir müssen deshalb, ehe wir vom sechszehnten Jahrhundert und von der Veränderung handeln, welche durch die Reformation und durch die Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen und Spanier in beiden Indien herbeigeführt ward, erst noch einen Blick auf den Zustand Italien's in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts werfen. Es wird sich zeigen, daß dieses Land damals den höchsten Glanz erreicht hatte und den größten Reichthum besaß. Es wird sich aber auch zugleich ergeben, daß die Zeit des höchsten Wohlstandes, sowie der Blüthe der Künste, der Wissenschaften und der ganzen Civilisation dort ebenso, wie überall in der Geschichte, eine Zeit des Sophistisirens, der Zerstörung der Sitten und des Unterganges der wahren Religiosität, also eine Zeit der Auflösung der inneren Bande der Gesellschaft war, welche durch kein äußeres Band ersetzt werden kann.